Real=Encyclopädie
oder
Conversations=Lexicon.

Fünfte Original=Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Erster Band.

A — Boy

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel sind so zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu stehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des frischen Drucks ist beim Binden alle Vorsicht anzuwenden, daß solcher nicht abschwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man bemerke noch Folgendes:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelassen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, das siebente frei erhalten, oder daß sie ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Besitzer der vier ersten Auflagen das Neue dieser fünften in besonderen Supplementen gesammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben sind. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (124 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Erster Band.

A bis Boy.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

> Wie sie der Verfasser schrieb,
> Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
> Dessen Müh' ist, daß er richte
> Andrer Mühe stets zu Grunde.
>
> Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1822.

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Vorrede.

Wir versparen einen ausführlicheren Bericht über gegenwärtige fünfte Auflage unseres Lexicons, dessen Inhalt mit seinem jetzigen Titel besser als dem bisherigen übereinstimmen wird, bis an den Schluß, weil er sich nach Beendigung der ganzen Arbeit bestimmter und vollständiger wird geben lassen, und begnügen uns hier mit einigen allgemeinen Andeutungen dessen, was wir in dieser neuen Auflage, und durch welche Mittel wir es zu erreichen gesucht haben.

Es war uns nicht entgangen, daß in den verschiednen Fächern des Wissens, die unser Werk umfaßt, manche bedeutende Lücke geblieben, auch manches Ungenügende und selbst Unrichtige sich eingeschlichen hatte. Dem abzuhelfen, haben wir die Hauptfächer, als Geschichte, Geographie, Statistik, Staatswirthschaft, Politik, Alterthumswissenschaft, Biographie, Theologie, Philosophie, Medizin, Jurisprudenz, Aesthetik u. s. w., jedes einzelne einem gründlichen Kenner desselben zur Durchsicht übergeben, um mit Rücksicht auf unsern Zweck das Fehlende hinzuzufügen, das Mangelhafte zu vervollständigen, das Unrichtige zu verbessern.

Wir selbst haben sodann die gesammten Materialien, alte und neue, zusammengefaßt und möglichst in Uebereinstimmung mit einander gebracht. Viele bereits vorhandene Artikel sind von uns theils abgekürzt, theils erweitert, theils g a n z n e u gearbeitet worden, alles, wie es das Bedürfniß unseres Werks nach unsern gesteigerten Ansichten zu erfodern schien; verhältnißmäßig nur wenige sind g a n z unverändert geblieben. Collektivartikel, wie g e i s t l i c h e O r d e n und R i t t e r o r d e n, die uns zu lang und darum ermüdend geschienen, haben wir in ihre Bestandtheile aufgelös't und diese an ihrer jedesmaligen Stelle eingeschaltet, und überhaupt jede Abänderung in der Anordnung ge-

macht, die uns angemessen schien. Mit besondrer Sorgfalt haben wir bei jedem Artikel auf die ihm verwandten, ihn erläuternden und ergänzenden gemerkt, sie verglichen und in ein richtigeres Verhältniß zu einander gebracht, und wir hoffen, daß uns in dieser Hinsicht nicht viel Erhebliches entgangen sein wird.

Durch Ausmerzung des Unpassenden und Veralteten, durch zweckmäßige Abkürzung zu lang ausgesponnener Artikel und möglichste Gedrungenheit des Vortrags, durch Weglassung des doppelt und mehrmals Gesagten, und dadurch, daß im Durchschnitt jeder Band dieser neuen Auflage um sechs Bogen stärker gemacht worden, haben wir für mehr als 2000 neue Artikel Raum gefunden, zu deren Wahl und Bestimmung wir auf dem ganzen Felde des menschlichen Wissens nachgeforscht, insbesondere aber die neueste Zeit und was zu ihr gehört, in ihr besonders anspricht und zum Gegenstand der höhern Unterhaltung gehört, beachtet haben. Für die Ausarbeitung haben wir uns an geschickte Männer gewandt und zugleich das Neueste und Beste der in- und ausländischen Literatur benutzt.

Wir glauben hier noch eine Bemerkung hinsichtlich der geographischen Artikel machen zu müssen, um falschen Beurtheilungen zu begegnen. Unsre Absicht ist nicht gewesen, in denselben vollständig zu sein. Außer den souverainen Staaten von Europa haben wir nur die Namen solcher Länder, Provinzen und Städte aufgenommen, die sich durch höhere Wichtigkeit oder sonst eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch daran geknüpfte Begebenheiten, durch Handel, durch Erzeugnisse der Natur oder Kunst u. dgl. auszeichnen. Diese haben wir aber jetzt um so vollständiger behandelt und dagegen eine Menge anderer Ortsbeschreibungen ganz weggelassen. Zu manchen derselben erhielten wir originale neue Ausarbeitungen aus den Orten und Gegenden selbst mitgetheilt (wie z. B. über Altona, Hannover, Cassel, Holstein u. s. w.); eine Anzahl neuer geographischer Artikel wurde auch nach dem vortrefflichen Edinburgh Gazetteer von uns selbst redigirt. Die Hauptplätze Italiens haben an einem neuern Reisenden einen eben so geschmackvollen als unterrichteten Bearbeiter gefunden, wie die Art. Campagna di Roma, Florenz, Neapel u. a. zeigen.

Bei den biographischen Artikeln fürstlicher Personen nahmen wir, besonders für die aus der ältern Zeit, den

Grundsatz an, daß wir nur solche beibehielten, die sich durch ihre Individualität und ihren Einfluß auf wichtige Staatsbegebenheiten auszeichnen.

Die zur Unterzeichnung der wichtigern Artikel dienenden Chiffern werden, wie bei der vorherigen Auflage, im 10ten Bande vollständig zusammengestellt und dort die Namen der Verfasser mitgetheilt werden.

Die bedeutende Anzahl neuer und trefflicher Mitarbeiter, die sich außer den frühern zu dieser neuen Auflage mit uns vereint hat, so wie unser eifriges Streben, unser Werk immer vollkommner auszubilden, lassen uns mit Zuversicht hoffen, diesem Ziele bedeutend näher gekommen zu sein, und wir glauben bei der gewiß überwiegenden Masse des wahrhaft Brauchbaren auch für das minder Gelungene Nachsicht fodern zu dürfen, um so mehr, da ein Werk dieser Art in allen seinen Theilen vollkommen genügend aufzustellen, bei der Menge der Gegenstände und der Verschiedenheit der Ansichten und Foderungen, zu den nie zu lösenden Aufgaben gehören möchte.

Leipzig im Octbr. 1818.

F. A. Brockhaus,
Eigenthümer und Herausgeber.

Nachschrift zu diesem dritten Abdruck der fünften Auflage.

Das Publikum hat die Bearbeitung dieses Werks in der fünften Auflage, von welcher die ersten fünf Bände am 1. Nov. 1818, die drei folgenden am 1. Aug. 1819 und die beiden letzten am 25. Apr. 1820 wirklich fertig und ausgegeben wurden, so günstig aufgenommen, daß, ohnerachtet davon eine Auflage von 12000 Exemplaren gemacht war, sich bereits nach einem Jahre kein Ex. mehr vorräthig befand.

Den nun wieder nothwendig werdenden Druck des ganzen Werks zu einer abermaligen bedeutenden Umbildung zu benutzen, schien dem unterzeichneten Eigenthümer und Herausgeber, aus vielen Gründen unräthlich, und er glaubte daher, diesen neuen Druck blos als einen sogenannten Nachschuß (einen bloßen Wiederabdruck) behandeln zu müssen. Es wurde bei diesem neuen Druck, der am 1. März 1820 be-

gonnen wurde, und am 30. Sept. 1820 beendigt war, sich also darauf beschränkt, kleinere Fehler zu berichtigen und geographische oder geschichtliche Veränderungen ganz in der Kürze nachzutragen.

Diese Revision übernahm im Allgemeinen Hr. Prof. Hasse in Dresden, und in Beziehung auf sämmtliche naturwissenschaftliche Artikel Hr. D. Nürnberger in Sorau.

Aber auch dieser erste Nachschuß von 10,000 Ex. ist innerhalb eines Jahres vergriffen worden. Bey dem dadurch aufs Neue nothwendig gewordenen Abdruck glaubte der Unterzeichnete sich nochmalen auf eine bloße Revision beschränken zu müssen, welche abermalen Hr. Prof. Hasse in Dresden zu übernehmen die Güte gehabt hat. Alle darüber kund gewordenen Stimmen haben dieser Maasregel des blos revidirten Abdrucks der fünften Ausgabe Beifall gegeben, und wir werden daher, wenn auch dieser nochmalige Druck (zweiter Nachschuß oder der 3te Abdruck der 5ten Ausgabe) vergriffen und ein Neuer nothwendig werden sollte, ihn nicht durch viele neue Artikel bereichern, sondern ihn allein von innen auszubilden suchen.

Dagegen werden in einem besondern Bande, der im nächsten Jahr (1822) erscheinen wird, die Lücken in dieser Ausgabe, die vorgeschrittene und vorschreitende politische und Literargeschichte, die neuere Biographie u. s. w. nachgetragen werden. Diesem allgemeinen Nachtrage sollen auch über die Dogmen der Römisch-katholischen Kirche im Gegensatz zu den in dem Hauptwerke befindlichen, welche die christlichen Dogmen aus dem Gesichtspunkte des Protestantismus abhandeln, eine Anzahl, von einem Katholiken und aus dem Gesichtspunkte des Katholicismus abgefaßte Artikel beigefügt werden. Die Direction dieses Bandes Nachträge hat Hr. Prof. Hasse übernommen, und es befindet sich solche daher in den besten Händen. Bei der Vorrede zum X. Bande werden wir hierauf nochmals zurückkommen.

Leipzig, den 1. July 1821.

F. A. Brockhaus.

Einleitung.

Ueber die Entwickelung des höheren geselligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur, in der neueren Zeit.

Eben so vermessen als trostlos ist die Behauptung, daß die Menschheit in ihrer Vervollkommnung nicht fortschreite. Unstät, sagen einige Denker, kreise sie auf und nieder in den vielfach verschlungenen Bahnen des Irrthums und der Wahrheit, der Tugend und des Lasters. Aber, kann man ihnen erwidern, ward es wohl dem Menschen überhaupt vergönnt, diese Frage an sein ewiges Schicksal genügend zu beantworten? Das Bild der vollendeten Menschheit ist so innig verwoben mit dem Begriff der höchsten Vollkommenheit, mit Gott, daß der Mensch hienieden jenes so wenig anzuschauen, als diesen ganz zu fassen vermag. Wie sollte er also es wagen, das Verhältniß zwischen beiden in einer gewissen Zeit zu wägen und zu richten? Ihm ist nur die Frage erlaubt, ob das Vermögen der Menschheit, sich zu vervollkommnen, in den Jahrtausenden, die wir durchlebt haben, gewachsen sei, oder ob — da ein Stillstand nicht gedacht werden kann — es sich vermindert habe? Auch so gestellt, bedarf die Frage einer genaueren Bestimmung. Was nennen wir Menschheit? Und worin besteht ihr Vermögen, sich zu vervollkommnen? Beide Fragen hängen zusammen.

Nicht die einzelnen großen Naturen, welche ihr Geschlecht verherrlichen und es zu sich emporziehen, indem sie selbst das Höhere mit der Kraft der Begeisterung erstreben, machen den Begriff der Menschheit aus; eben so wenig begrenzt ihn die Zahl und Größe der einzelnen Völker, welche durch Geist und That aus dem Zeitstrome hervorragen, in welchem der Hause der übrigen versinkt; noch

weniger können wir der Gesellschaft überhaupt, als solcher, den erhabenen Namen der Menschheit beilegen.

Was die Menschheit sei, wird klar, wenn wir zuvor bestimmen, worin ihr Vermögen, sich zu vervollkommnen, bestehe? Dieses Vermögen ist nicht jene Naturkraft des menschlichen Geschlechts, welche in jedem Jahrhunderte, in jedem Volke große Menschen erzeugt, die das Gute, das Wahre, das Schöne glücklicher erstreben, als die Menschen ihrer Zeit. Diese Naturkraft war, und ist, und wird sein stets dieselbe, wie die Sonne Homers. Sie altert nimmer; denn zu allen Zeiten ruft sie herrliche Gestalten hervor, die in dem Buche des ewigen Lebens stehn, wenn sie gleich die Geschichte nicht zu nennen weiß. Eben so wenig können wir jenes Vermögen in dem Reichthum der Kunstschöpfung erblicken, die des Menschen Werk ist. Weder was Genie und Fleiß einem Volke oder einem Zeitalter, noch was beide Kräfte der Gesellschaft überhaupt gegeben haben, seit gegenseitiges Bedürfniß die Menschen verband, und Gedanken-Mittheilung die Quelle der Sprache ward, kann als das Vermögen der Vervollkommnung der Menschheit angesehen werden. Denn so wie große Naturen in ihrer Zeit spurlos vorübergehn, so bleibt auch für viele Völker und Zeitalter der Reichthum des vorhandenen Wissens, die ganze Kunstschöpfung der Vor- und Mitwelt, ein todter Schatz, den zu heben kein lebendiger Geist erscheint. Nur wo der Sinn für das Gute, Wahre und Schöne zugleich die Gesellschaft durchdringt und die Masse kräftig bewegt: nur da allein kann dieser Sinn große Naturen, indem er selbst durch ihren Anblick erstarkt, zu Wohlthätern ihrer Zeit und der Nachwelt erheben, nur da kann er den Schatz der Kenntnisse ordnen und befruchten; nur da kann er die Gaben der Kunst erhalten und veredeln. Dieser Sinn bereitet den Zündstoff, in den der Funke des Genies fällt, daß eine Flamme auflodert, welche ganze Welttheile ferne Jahrhunderte hindurch erleuchtet. Er ist es, der den Thon in Marmor verwandelt, daß ihn die Kunst gestalte, und ihr Werk ein Denkmahl werde von ihrer Zeit für alle Zeiten. Doch dieser Sinn des Menschen für das Höchste, dieses Vermögen sich zu vervollkommnen, ist nicht vorhanden, da wo das Leben noch innerhalb der Schranken des Nothwendigen und Nützlichen sich bewegt. Wohl konnte das Bedürfniß der Noth die Gesellschaft erzeugen; wohl mochte der Trieb nach allem, was Nutzen bringt, sie enger zusammenbinden: aber weder das Eine

noch das Andre konnte sie veredeln. Alle Mittheilung des Umgangs stand unter dem Gesetze der Noth, oder unter der Regel des Eigennutzes. Starre Formen umschlossen das Ganze und die Theile; die Erkenntniß verbarg sich in Tempeln und Orakeln; und die Kunst, die Freigeborne des Himmels, war unterthan der herrschenden Kaste. Was die Priester von Memphis und Heliopolis wußten, was die dunkeln Gemächer des Labyrinths an geistigen Schätzen bewahrten, was Obelisken und Pyramiden hieroglyphisch verhüllten, was die Epopten zu Samothrake und Eleusis in Symbolen verehrten; es mochte noch so nützlich für die Ordnung der Gesellschaft, oder noch so wahr und gut für die Eingeweihten sein: für die Menschen, für den Umgang war es verloren, und die Gesellschaft glich einer todten Kraft ohne Seele, ohne Gefühl. Aber sobald der Wunsch nach Vergnügen die starre Form des Beisammenseins zur Geselligkeit erweichte, und die Freude am Leben den Genius des Schönen in das Leben rief: da erwachte jener höhere Sinn. Er, der Sohn der Naturfreiheit, ward erzogen von der bürgerlichen Freiheit, und wuchs auf zum Genius der Menschheit durch die Gedankenfreiheit. Kaum hatte er die gebundene Menschheit entfesselt, so wurden frei durch das Schöne, das Gute und das Wahre, das Wissen und die Kunst. Mit ihrem Eintritt in die Stelle eines Gemeinguts der Gesellschaft erwachte das höhere gesellige Leben, und mit diesem begann das Dasein der Menschheit.

Für Europa ging der Morgen eines solchen durch jene dreifache Freiheit veredelten Gesammtlebens, vor ungefähr drei Jahrtausenden, zuerst in Griechenland auf.

Ob seitdem das Vermögen der Menschheit, sich zu vervollkommnen, in seinem Umfange erweitert, und in seiner Kraft erhöht worden sei, diese Frage beantwortet die Geschichte.

Die Lyra des Orpheus ist der Anfangspunkt des höheren geselligen Lebens in Europa. Den Fortschritt desselben bezeichnen zwei Epochen: der Nationalgesang der Homeriden und die Ordnung der Volksfreiheit durch Solon. Zuerst ward der Glaube an das Heilige, hierauf der Volksgeist der Heldensage, endlich das Bürgerthum der Gleichheit vor dem Gesetz, in das öffentliche Leben der Griechen verwoben. An diesen drei Gegenständen übte der hellenische Geist mit jugendlicher Kraft acht Jahrhunderte hindurch seine Schwingen, ehe er durch das Schöne

das Wahre errang und das Gute. Keine Art von Kenntnissen und Fertigkeiten blieb einem Orden vorbehalten. Es gab keine Priesterzunft, keine Levitenkaste, keine Prophetenschule. Selbst den Asklepiaden wurde das Familiengeheimniß ihrer Erfahrung entrissen. Die Oeffentlichkeit war in Griechenland das Kind der Freiheit, um einst in Europa wieder die Mutter der Freiheit zu werden.

Da erschien das Zeitalter des Perikles. Es vereinigte den Canon des Schönen — der Doryphorus des Polyklet — mit dem Canon der Sitte, — Kalokagathia — indem das Volksleben der Kunstform huldigte, und den Staatswillen die Beredtsamkeit lenkte. Jetzt wurde Minervens heilige Stadt durch die Oeffentlichkeit, welche Perikles jeder Blüthe des Geistes und der Kunst gab, die Bildnerin des geselligen Umgangs. Athen erhielt seine Prachtgebäude, seine Tempel und Paläste, seine Schauplätze, Gymnasien und Säulengänge: das Parthenon, die Propyläen, das Odeum, das Pöcile! Ueberall offenbarte sich das Genie dem Talent und dem Fleiße. Jede Kraft erwachte; die Form bezwang die Masse; der Geist erhob den Willen, und die Sprache der Einbildungskraft ward in der Rede des Umgangs vergeistigt zur Lehrerin der Wissenschaft. Sicilien erschuf die Kunst der Beredtsamkeit, Herodot entkleidete die Geschichte von ihrem epischen Gewande, und in ihrer reinen Nacktheit stellte sich die Wahrheit kühn der geschmückten Dichtung zur Seite. Darauf wandte der Weise von Cos (Hippokrates) die ionische Prosa an zur Enthüllung unseres räthselhaften Daseins. Mit der Fackel der Philosophie erleuchtete er für alle Zeiten das Geheimniß des physischen Lebens. Zugleich trat die innere Welt des Menschen hervor aus dem heiligen Dunkel der Dichterfabel, und das Drama ward durch Aeschylus, Sophokles und Aristophanes ein geistvolles Gemälde der Leidenschaften und Sitten.

Nun schloß sich unmittelbar an das bildungsreiche Wirken des Perikles das Zeitalter des Sokrates an, welches dem geselligen Leben in der Politik wie in der Erziehung die Schule allgemeiner Lebensweisheit eröffnete. Männer und Jünglinge wohnten den Vorlesungen in den Odeen und Symposien bei. Es gab kein Cönobium des Pythagoras mit seinen Geheimnissen im freien Griechenland mehr; wie im Staat, so wurde in der Wissenschaft alles öffentlich verhandelt. Mit Sokrates unterredete sich Aspasia; und die Form, in welcher die Philosophie

am mächtigsten auf die Geister wirkte, ward das Gespräch. Seitdem erkante Griechenland, daß nur das Gute schön, und nur das Schöne wahr sei. In dem Ideal erblickten die edleren Geister den höchsten Gesetzgeber für den Glauben, für das Wissen, für die That.

Aber das gesellige Leben der alten Welt, in welchem diese Elemente der höheren Menschenbildung verschmolzen, beschränkte sich auf *einen* engen Kreis. Noch bestand die Sclaverei *neben* dem Gesetz der Freiheit; denn frei und edel *war* nur der Grieche, nicht der Mensch. Noch hatte *sich nicht* das schöne Bürgerthum von Athen, Corinth und Theben zur höheren Menschheit veredelt. Darum stand die Frau niedriger als der Mann. Sie war ihm nicht blos bürgerlich untergeordnet; auch in dem Familienleben erkannte man es nicht, daß sie von der Natur berufen sei, in dem reineren menschlichen Verhältniß mit dem Manne auf einer Linie zu stehen. Man wußte nicht, daß beide, wenn die Kraft des Mannes durch weibliche Anmuth gemildert wird, in der ruhigen Verbindung ihrer entgegengesetzten Naturen durch Liebe, das schöne Bild des Menschen vollenden. Diese Erniedrigung des Weibes in Athen und Rom erschwerte die sittliche Veredlung des höheren geselligen Lebens.

Da stellte das Christenthum den Begriff der Menschenliebe auf, und allmälig fand der Sinn für das Gute, das Wahre und das Schöne seine eigentliche Heimath in dem stillen Heiligthum des Gemüths. Bei dem reineren Lichte von oben mußte allmälig aus dem Bürgerthum die Sclaverei verschwinden, und das Weib eintreten in den Familienbesitz der höchsten Güter des Lebens. Die Zucht der Sitte mußte die Gesetzgebung der Frauen werden, wie die Zucht der Ordnung dem Manne gebührte. Doch diese doppelte Erweiterung des geselligen Lebens gelang erst nach einem mehr als tausendjährigen Kampfe dem späteren Mittelalter. Das große Unglück einer auf Waffenmacht gegründeten Weltherrschaft hatte die reiche Saat der griechischen Bildung vernichtet. Das Heilige ward entweiht durch den Sinnentaumel des prassenden Hochmuths; die Kunst erstickt in der launenvollen Prunkzier der Eitelkeit; die Wissenschaft geächtet von der Willkühr; die Erkenntniß erniedrigt zur Magd des Eigennutzes. An die Stelle der Freiheit und des Bürgerthums war getreten der Orientalismus des Hofes Constantins des Großen; die Stände, welche ehemals sich trennten und mischten

nach den geistigen Stufen der Bildung, wurden jetzt geschieden durch die Rangstufen des Throns. So sank mit dem Verfalle der griechischen Bildung alles wieder in die starre Einseitigkeit des Orients zurück; die sittliche Welt verlor den Sinn für das Schöne, und in dem bürgerlichen Leben vertilgten die letzten Spuren Solonischer Weisheit der Waffensturm der Eroberung und das Lehnwesen.

Also mußte das verwilderte Europa den Kampf mit der Finsterniß um das Wahre, Gute und Schöne von neuem beginnen! In diesem Kampfe siegte das kräftigere Naturgefühl der germanischen Völker. Von der Liebe geläutert, ward es von der Einbildungskraft des Glaubens und von dem Willen des Muthes beflügelt. Das Gemüth, oder die innere Anschauung des Unendlichen mittelst der Empfindung, wurde der Boden, in welchem die Grundlage der neueren Bildung, das Romantische, Wurzel faßte; und der Sinn für das Gute, Schöne und Wahre, der einst im Orient durch die symbolische Anschauung der äußern Welt, in Griechenland aber durch die Anschauung des Ideals in der sichtbaren Begrenzung der Form sich plastisch — im Raum — entwickelt hatte, spiegelte sich jetzt durch die Phantasie eines kindlichen Geistes in dem Bewußtsein eines vollen und frischen Herzens. Die Romantik der modernen Bildung erscheint daher subjectiv, als Entfaltung des Gemüths; wie die Hellenik der antiken Bildung objectiv, oder Anschaulichkeit im Raume gewesen war. Die Romantik des Abendlandes insbesondre verschmolz das Erhabene und Schauervolle der nordischen Natur mit dem Ernsten, Milden und Zarten des Christenthums. Das geistige Wesen der christlichen Liebe enthüllte die innere Welt des Menschen; und die einzige Maria adelte, wie Jean Paul es ausdrückt, alle Weiber romantisch. Dadurch geschah es, daß in dem aus den Trümmern der Römerwelt neu sich gestaltenden Europa, bei dem formlosen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, nur in der durch die christliche Romantik bewirkten Veredlung des Familiensinnes, das höhere gesellige Leben wieder aufblühen konnte. In der Stille des Hauses, wo die Kirche das Herz der Frauen und Kinder zu Engeln und Heiligen hinlenkte, wo der Gesang des frommen Glaubens und des Fleißes strenge Zucht das innere Leben erzogen, hier schloß sich auf jede zarte Blume des Gemüths. Aus diesem innigen und reinen Familiensinne ging später, jedoch nur langsam und theilweise, auch die Cultur des geselligen Le-

bens hervor. Bei den Alten hatte sie den entgegengesetzten Weg angenommen. In Griechenland wirkte nämlich die Oeffentlichkeit des durch Idealgestalten sinnlich vergeistigten Volkslebens auf die Bildung der einzelnen Familien zurück. Den Hellenen erzogen die Einrichtungen der Gesellschaft und die Volkssitte; den Europäer des Mittelalters erzogen Beispiel und Frauensitte. Eben deswegen war dort die Bildung allgemeiner und gleichförmiger; hier beschränkte sie sich auf *enge* Kreise in scharf geschiedenen Formen; daher im *Mittelalter* der auffallende Bildungsunterschied, nicht nur in den verschiedenen, durch das Lehnwesen abgesonderten Ständen des Bürgerthums, in dem Hof- und Ritteradel, dem freien Zunftbürger und dem dienstpflichtigen Landbauer, sondern auch in den einzelnen Familien, so daß die rührendste Einfalt und Zartheit neben der derbsten und widrigsten Rohheit, die strengste Enthaltsamkeit neben der gröbsten Völlerei, und der erhabenste Edelmuth neben der wildesten Grausamkeit sich darstellten, was so widersprechende Urtheile über den sittlichen Charakter jener Zeit erzeugt hat!

Außerhalb des Familienlebens und des Bürgerthums aber stand der Geistliche; über beide hervorragend, griff er *in beide ein*, ohne die einzelnen Stände selbst zu verknüpfen, noch das gesellige Leben zu bilden. Denn wie die Kirche sich abschied von der Gesellschaft, so ward auch der Geistliche durch den Cölibat im Wissen und Thun bloß auf den Dienst der Kirche beschränkt; er bearbeitete daher nur das Gemüth des Laien, nicht den Geist des Volks, und die Scholastik trennte die Literatur oder das Schriftenthum gänzlich von dem geselligen Leben. Die Freuden des geselligen Umgangs waren in der früheren Blüthe des Mittelalters eigentlich nur bei dem Hof- und Ritteradel vorhanden. Denn der Zunftbürger mußte hinter seinen Mauern wie auf der Landstraße unaufhörlich ringen mit der Gewalt und Willkühr des Fehdegeistes um Freiheit und Sicherheit des Erwerbes; der Landbauer aber war an die Arbeit gefesselt und jeden Augenblick in Gefahr, von der Kampflust des Adels oder von schwarzen Banden und Kameradschaften, wie in Frankreich, zertreten zu werden. Wo die Leibeigenschaft noch galt, da glich das gemeine Volk einer Heerde, die unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloses Eigenthum des Herrn, nur thierischen Genuß begehrte. Aber auch unter den freien Reichsstädtern waren lange überwiegend das Gefühl der Noth und der Trieb nach Erwerb; daher fehlte

ihnen jener behagliche Zustand des ruhigen Genusses und der Freude, welchen nur ein friedlich geordnetes Bürgerthum gewährt, und aus welchem allein das gesellige Leben erblüht. Selbst in den italienischen Städten gab es bloß eine feindselige Oeffentlichkeit, indem die einzelnen Familien durch alten Haß getrennt lebten, und die mächtigeren unter ihnen einander die Leitung des Gemeinwohls entrissen. Trat ja eine augenblickliche Ruhe ein, so verpraßte der rohe Haufe seinen Gewinn in sinnlicher und zwangloser Lebenslust. Das Ritterthum war also der erste Keim und die einzige Schule des geselligen Lebens im Mittelalter. Entsprungen aus nordischem Gemüthe während des langen Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum in Spanien und im Orient, und unaufhörlich beschäftigt durch das stürmische Schicksal der Kirche und des Staats, veredelte es sich romantisch durch seinen Bund mit der Kunst der Töne, seit den Heldensagen der Nibelungen bis zu den letzten Hauchen der Ritterpoesie in den Zeiten des Teuerdanks. Seine Hauptstützen waren Frauensitte und Beispiel. Der Ritterbube ward zuerst von den Frauen erzogen; dann brachte man ihn auf die Burg eines alten geachteten Ritters wo ihn gewöhnlich edle Frauen in Religion und Minnelehre unterwiesen. War der Knabe vierzehn Jahr alt, so umgürtete ihn der Priester mit einem geweihten Schwerte. Hierauf bediente der wehrhafte Knappe die Ritter, war bei ihren Turnspielen zugegen und übte sich mit leichteren Waffen vor Edelfräulein und Edelfrauen. War er ein und zwanzig Jahr alt, so weihte man ihn ein in den Orden der Ritter. Ein Priester nahm ihm vor dem Altare den Rittereid ab; darauf bekleideten ihn Ritter und edle Frauen mit den Ehrenzeichen seines neuen Standes. Endlich gab ihm ein alter Ritter den Ritterschlag. Nun öffneten sich ihm die Schranken des Turniers, und gastfrei nahm ihn, wie den Sänger, jede Burg und jedes Hoflager auf. So wurden die Burgen des Adels und die Pfalzen der Fürsten die Schule des geselligen Umgangs der Ritter bei ihren Festspielen und Heerfahrten, und das Ritterthum, die schöne Frucht des Heldenmuthes, des Glaubens, der Frömmigkeit, der Thatkraft, des Natursinns, der Einbildungskraft und der Kindlichkeit des Mittelalters, muß als die Grundlage der edleren germanisch-europäischen Weltbildung in der Geschichte des höheren geselligen Lebens der neuern Zeit zuerst genannt werden.

Später entwickelte sich auch im Bürgerstande, namentlich in Deutschland, die Bildung des Umgangs. Vor allen wurden zuerst die freien Hanseaten und Reichsstädter, im Besitze eines Reichthums, der ihre Streitkraft verdoppelte, froh der Früchte ihres Fleißes, ihrer Erfindungen und ihres Unternehmungsgeistes. Seitdem gab es in ihren Ringmauern eine stolze Oeffentlichkeit des Gemeinwohls. Das Schöne trat in den kühnen Formen der Kraft und mit dem innigen Ausdruck des Gemüths, ähnlich der Kraft und dem Gemüthe des Zeitalters überhaupt, bildend in das Leben des Bürgers ein. Waren Poesie und Gesang vorzugsweise die Kunstübung auf den einsameren Burgen, so waren es Baukunst und Mahlerei in den volkreicheren Städten. Doch allmählig wandte sich der Sinn für eine schöne Kunstform auch auf die andre hin; Fürsten und Ritter wählten die blühenden, kunstreichen Städte zu ihrem Wohnsitze, und der Bürger ergötzte sich an der Kunst der Meistersänger. Indeß trennte noch immer eine schroffe Scheidewand die verschiedenen Stände. Zwar verhandelte der Bürger, dessen geistige Kraft früher entwickelt war, indem er zu den ersten Aemtern in der Staatsverwaltung gelangen konnte, mit dem Fürsten unmittelbar, aber in dem geselligen Leben stießen Bürgersitte und Adelsitte sich fortwährend ab; selbst unter den Bürgern erschuf der Zunftgeist fast eben so viel Absonderungen, als es verschiedene Gewerbe gab. Volksfeste, welche Alle und jede einander nähern konnten, waren selten, oder zu sehr mit förmlicher Prunkzier überladen, um bildend auf das Ganze einzuwirken. Doch das größte Hinderniß, welches die Entwickelung des geselligen Lebens im Mittelalter aufhielt, war die Unwissenheit des Volks. Zu Salerno, Bologna und Paris blühten zwar Jahrhunderte lang die hohen Schulen der Wissenschaft des Hippokrates und Galen, der Theologie der Kirche, der Rechtskunde der kaiserlichen und päpstlichen Gesetze, und der Philosophie nach Aristoteles und Porphyrius; auch eiferten ihnen nach eine Menge Hochschulen in dem christlich germanischen Europa, vorzüglich Heidelberg und Prag, die ältesten in Deutschland: allein arm an Ideen, noch ärmer an Geschmack, strengte man den Scharfsinn zur Erörterung leerer Grübeleien an, die endlich der scholastischen Gelehrsamkeit allen Einfluß auf das Leben und den Umgang entzogen. Ueber die Wortkämpfe der Dialektik vergaß man die Kunst gut zu reden und zu schreiben, bis Dante, Petrarca und Boccaccio das geistige Leben zuerst in Italien wieder erweckten.

Da ward die Buchdruckerkunst erfunden. Mit ihr begann die neueste Zeit des geselligen Lebens der europäischen Menschheit. Indem die Druckschrift dem verhallenden Worte Millionen Zungen und Flügel gab, drang die geistige Mittheilung durch alle Zwischenwände hindurch, und schwang sich über jede Beschränkung weg. Nun wurde die Erkenntniß vergeistigt, so daß sie als ein mächtiger Strom das höhere Leben erfüllte und umfloß, wie die Luft die Körperwelt. Ohne Guttenbergs Erfindung und ohne die Thätigkeit der Fauste, der Schöffer, der Badius, der Stephane u. A. würde nie das Schriftenthum jene Allgewalt erlangt haben, mit der es seit viertehalbhundert Jahren die Idee und die Erfahrung, das Wirkliche und das Mögliche, den Irrthum und die Wahrheit, das Gute und das Schlechte, das Geschmacklose und das Schöne, das Schickliche und das Seltsame, das Verkehrte und das Zweckmäßige, in allen Verhältnissen des innern und des äußern Lebens des menschlichen Geschlechts, vor den Blick und das Urtheil der Oeffentlichkeit hingestellt hat. Hierdurch wurde die Literatur das umfassendste, das tief eindringendste und das unwiderstehlichste Bildungsmittel jenes geistigen Umgangs, der die Kirche mit dem Staate und alle Stände, wie alle gebildete Völker unter sich, in gegenseitige Berührung brachte. Daß aber das Schriftenthum diesen hohen Grad von Allgemeinheit und Oeffentlichkeit und dadurch seine welthistorische Bedeutung in der neueren Zeit erhalten konnte, das war eine Folge der Wiederherstellung des Studiums der classischen Literatur und eine Folge der Reformation. Das geistvolle Zeitalter der Mediceer vereinigte nicht nur alle Talente durch die Bewunderung und Nachahmung der Muster der griechischen und römischen Bildung, wodurch die Gelehrsamkeit von den Fesseln der Scholastik befreit und der Platonische Sinn für das Wahre und Gute im Schönen wieder erweckt wurde; sondern es vereinigte auch die verschiedenen Stände zu Einem geistigen Bestreben in dem Cultus des Schönen. Große Dichter und Künstler stellten nämlich eigenthümliche Werke des Genies auf, die dem Volke verständlich waren, vorzüglich seit, nach dem Beispiele der provenzalischen Dichter, die Vulgarsprache in Italien zur höheren geistigen Rede und Mittheilung veredelt worden war. Ueberall wo die Universitäten den Sinn für die Wissenschaft selbst in der Wüste der Speculation lebendig erhalten und die Denkkraft an dürren Schulfragen geübt hatten, in Deutschland, Frank-

reich, und jenseits der Pyrenäen, folgten jetzt Männer und Jünglinge mit frischer Kraft und glühender Begeisterung dem Genius des edleren Geschmacks. Den Blick nach dem schönen Hellas und dem erhabenen Rom gewandt, erkannten sich hier die verwandten Geister, und traten in eine Gütergemeinschaft, welche keinen Unterschied des Volks- und Bürgerthums zuließ. Nun lebten durch die Druckschrift für alle Jahrhunderte wieder auf Homer und Virgil, die ersten Dichter des Alterthums; Platon der göttliche; Plinius, der Vertraute der Natur; Livius, Augusts Unterthan, und der würdevolle Geschichtschreiber der untergegangenen Republik, Tacitus, dessen Griffel unter den Augen der Tyrannei die Verbrechen der Tyrannen in die ehernen Tafeln der Geschichte grub; und vor allen Cicero, dieser ewig classische Name, den man mit Ehrfurcht ausspricht, so lange man auf Erden Philosophie, Beredtsamkeit und Freiheit liebt. Während durch Laskaris, Chalcondylas, Politian und Sannazaro in Italien attische Feinheit und römische Urbanität wieder aufblühten, erhoben in Deutschland die ernstern Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, Purbach und Regiomontan, und Conrad Celtes erhielt von Friedrich III. die Dichterkrone. Zugleich ward die Einbildungskraft durch kühne Entdecker über unbekannte Meere in neue Länder geführt, und von großen Meistern in das Reich der Ideale entzückt. Raphael schuf sein bewundertes Werk, die Transfiguration; Bramante die Basilica von St. Peter; Michel Angelo den Triumph der Zeichnung, sein jüngstes Gericht; Tasso stellte das befreite Jerusalem neben die Iliade und Aeneide hin; Ariost errang eine noch glänzendere Palme in einer den Alten unbekannten Welt. Damals ergründete Macchiavell die Tiefen der Politik, und Guicciardini gab der Geschichte ihre würdevolle Strenge wieder. Alle diese Funken des Lichts warf das Schriftenthum nach allen Seiten hin in das dunkle Leben der Zeit. An ihnen entzündete sich in Portugall das Genie des Camoens, in Spanien der Witz des Cervantes, in England Shakspeare's reiche Wunderkraft; und in Frankreich das Gefühl des gesangreichen Malherbe. Größeres noch geschah im Norden. Hier schwang sich die ernste Denkkraft über tausendjährigen Irrthum empor und zog die Wahrheit vom Himmel auf die Erde herab. Copernicus erblickte die Ordnung des Weltgebäudes, und Luther riß die Scheidewand nieder, welche die Kirche trennte von dem Staate. Dadurch ward die innigste Verbindung zwischen allen Ständen im Volke wieder hergestellt,

und das gesellige Leben geschützt vor der einseitigen Verfeinerung durch die Künste der Einbildungskraft. Die europäische Menschheit dankte der Reformation strengere Sitten und eine erhöhte geistige Kraft, die alles im Leben und das Leben selbst ihrer Forschung unterwarf. Diese Kraft übten durch das Schriftenthum, mit Spott und Ernst die Thorheiten der Zeitgenossen geißelnd, Erasmus und Ulrich von Hutten; dieser Kraft zeigte in der Wissenschaft ihre unendliche Aufgabe, und dem menschlichen Geiste in ihr das würdigste Ziel des Strebens, der unsterbliche Begründer aller wissenschaftlichen Bildung der neueren Zeit, der große Baco *).

Seit die Literatur durch das vereinigte Streben des Verstandes und der Einbildungskraft in dem Gebiete des Wahren und Schönen zu dem Charakter der Humanität sich erhob, erkannte man den Unterschied und das Band zwischen Schriftenthum und Gelehrsamkeit. Zuerst zeigte Italien dem übrigen Europa, wie die letztere durch das erstere allein seine Bedeutung für das Leben erhalte, und wie die Wissenschaft nur im Geleite der Kunst den Umgang durch geistige Bildung veredle. Aber schon mit Tasso verschwand nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts der literarische Geist aus dem Lande, aus welchem die Freiheit verbannt war. Die Kunst allein noch feierte ihre Triumphe; doch bald verdrängte ihr Sinnenreiz die edlere Bildung des Geschmacks, und mit dem Ernste der Gründlichkeit erschlaffte zugleich die Denkkraft. Dieß wirkte nachtheilig auf die Entwickelung des geselligen Lebens. Die Sitten verfielen, durch Einführung des Cicisbeats, durch Prachtliebe und Titelsucht. Der Charakter des Italieners verlor seine Kraft und Haltung, als die Verfassungen untergingen, die Religion mit sinnlichem Prunk sich umgab und die Denkkraft fesselte, die Moral das Gewissen täuschte, die Erziehung in die Hände der Mönche kam, die Gesetzgebung auf blinden Gehorsam gegründet ward, und der Ehrenpunkt, der von den Arabern zu den Castilianern und von diesen nach Italien übergegangen war, die Unbefangenheit des geselligen Umgangs feindselig störte. Durch dieß alles verlor das Schriftenthum sei-

*) Hominis imperium in res in solis artibus et scientiis ponitur. Naturae enim non imperatur, nisi parendo.

N. Org. scientiar. aphor. CXXIX.

„Die Herrschaft des Menschen über die Dinge beruht einzig auf Wissenschaft und Kunst; nur dann beherrscht man die Natur, wenn man ihr gehorcht."

nen Einfluß auf die geistige Bildung der Gesellschaft. Aehnliches geschah in Spanien und Portugal. Hier unterdrückte mehr als alles andre die Inquisition das Schriftenthum, und mit ihm jede freie Entwickelung des geselligen Lebens.

Literatur und geistiger Umgang waren also nur noch vorhanden in Frankreich, England und Deutschland; aber wie verschieden ihr Gepräge nach der Verschiedenheit des Nationalcharakters! Schnell und glänzend entwickelte sich das gesellige Leben in Frankreich; ernst und gehaltvoll in England; vielseitig, tief und gemüthlich in Deutschland. Eben so verschieden zeigten sich der Charakter und der Einfluß des Schriftenthums. Dieser erlangte in Frankreich die Herrschaft durch Witz und Geschmack; in England durch Nützlichkeit, vaterländische Beziehung und kräftigen Gehalt; in Deutschland durch die Macht der Ideen, den Reichthum des Wissens und die Ausbreitung des Schulunterrichts. Daher kam es, daß in Frankreich die niedre Einbildungskraft und die Gefallsucht, in England der Verstand und die Leidenschaft, in Deutschland das Gedächtniß, die innre Anschauung und die Neigung des Gemüths zum Idealen, überwiegend einwirkten auf die geistige Bildung des Lebens. So ward der gesellige Umgang in Frankreich fein und liebenswürdig; in England geschäftig und wild *); in Deutschland einsylbig und schwerfällig. Kein Wunder, daß in Europa die ausgebildetste Sprache des geselligen Tons über die regellose Kraft des brittischen Ernstes, und über den unbehülflichen Reichthum des deutschen Tiefsinns den Sieg davon trug? Hierdurch geschah es, daß die Stände in der Gesellschaft aufs neue sich absonderten, indem die französische Umgangssprache unter den höheren Classen einen allgemeinen europäischen Gesellschaftston einführte, der sie von dem Nationalleben ihres Volkes entfernte, und die gegenseitige Ausbildung des geselligen Umgangs erschwerte. Am sichtbarsten wurde dieß in Deutschland; daher das Schriftenthum hier lange nur auf die Schule und auf die mittlere Classe der Gesellschaft allein bildend einwirken konnte. Dieß hatte zur Folge, daß die höhern Stände durch eine glänzende Oberflächlichkeit mit gefälligen Formen, der Mittelstand hingegen durch gründliches Wissen ohne den leichten und freien Takt des gebildeten Umgangs, von einander sich abschieden.

---

*) Man denke an die Londner Routs.

Was jedoch die Literatur des geselligen Lebens in Deutschland an Allgemeinheit entbehren mußte, das ersetzten geistvolle Schriftsteller, indem sie sich vorzugsweise an das Volk oder an die niedern Classen der Gesellschaft wandten *). So entstand in Deutschland eine Volksliteratur, wie sie keine andere Nation besitzt, und man findet unter dem deutschen Bürger und Landmann mehr geistige Bildung, als irgendwo in Europa.

Nur dem Genie war es vorbehalten, die Einseitigkeit des Verstandes, welche Genf auszeichnete, oder die der Einbildungskraft, welche Paris zur Tonangeberin des Geschmacks erhob, in der geselligen Bildung zu besiegen, und dem höheren Leben eine entgegengesetzte Richtung zu geben. Doch wirkte das Kunstgenie weniger ein auf die Vergeistigung des Geschmacks, als das wissenschaftliche Genie auf die Befestigung der Wahrheit, indem jenem der Reichthum und die Sinnlichkeit huldigten, diesem das Talent und der gesunde Menschenverstand. Daher gab es mehr blinde Nachahmer in der Kunstsphäre, die das Verhältniß des Maßes und das Wesen der Schönheit vergaßen, als in dem Gebiete des Wissens Nachbeter, die das Gesetz der Prüfung und die Freiheit des Urtheils nicht kannten. Indeß trat hier wie dort oft nur eine Verirrung an die Stelle der andern, oder eine Richtung des geistigen Lebens unterdrückte die übrigen, je nachdem ein aufglänzendes Genie diesem oder jenem Elemente der Bildung eine höhere Bedeutung zu geben wußte. Am nachtheiligsten aber wurde für den Charakter des Zeitalters die Abgötterei, welche man hier und da in reichen Städten mit den Spielen der Einbildungskraft trieb. Durch die sogenannte Schöngeisterei und Kunstliebhaberei, ohne wissenschaftlichen Ernst, nahm endlich das Leben selbst eine flache süßliche Gestalt an, und wurde unempfänglich für das Hohe in der Dichtkunst, wie für die Freude des Denkens.

So schwankte unaufhörlich das Verhältniß des Wahren zum Schönen und Guten hin und her, in dem Schriftenthum, wie in dem geselligen Leben. Beide verwirrten Leidenschaft und Thorheit, Vorurtheil und Irrthum, und deren Folgen: die Tyrannei der Mode, die Ausartung der Sitte und die Zerrüttung der Ordnung!

---

*) Dieß geschah unter andern durch die leichten Blätter, welche man Zeitungen nannte. Venedig kannte sie zuerst nur geschrieben (um das Jahr 1536). In Deutschland erschienen sie gedruckt in Frankfurt seit dem Jahre 1615. Hierauf folgte die Gazette de France seit 1631.

Endlich ward es Tag durch das große Wort der Duldung und der **Freiheit** des Urtheils, welches zuerst Locke aussprach, welches Montesquieu und Voltaire verkündigten, welches Nordamerika, Friedrich II., Joseph II. und Catharina in die Gesetzgebung einführten.

Dieses Wort bewirkte, daß, bei allem Wechsel der Schulen, der Meinungen und der Gebräuche, das Vermögen der Menschheit sich zu vervollkommnen nicht unterging, noch an Stärke verlor. Vielmehr läuterte sich immer mehr der Sinn für die höhere Bildung und befestigte sich durch das Urtheil der öffentlichen Meinung, die das Schriftenthum aussprach.

Der Charakter des höheren geselligen Lebens in Europa beruht nämlich da, wo Duldung und Freiheit des Urtheils vorhanden sind, auf dem **Bunde des Verstandes mit der Einbildungskraft** und **dem Gemüth**. Der Verstand ist der Gesetzgeber der Verhältnisse; er führt das Scepter der Ordnung und der Regel. Die Einbildungkraft ist die Bildnerin des Lebens; sie schwingt die Fahne der Freiheit und der Begeisterung. Beiden führt das Gemüth in der Vernunft den Glauben an das Heilige, und in der Religion die Liebe des Friedens als Vermittler zu. Sie umschlingen das gesellige Leben mit Wahrheit und Treue; sie erwärmen es durch Mitgefühl und Wohlwollen. Wo diese heilige Trias nicht vorhanden ist, da hört das edlere Leben der Menschheit auf. Entweder herrscht dann allein die Einbildungskraft, und im Taumel der Sinne und der Leidenschaft geht verloren das Maß des Rechts und das Ziel der Freiheit; oder der Verstand unterdrückt durch eiserne Ordnung und Regel die Freiheit der Einbildungskraft, und alle Bildung wird einseitig; das Leben erstarrt in streng abgeschlossenen Formen, und die Entwickelung erstirbt. Wehe dem, der dann das rettende Gemüth von sich stößt! Entweder zerstören List und Gewalt den innersten Zusammenhang des menschlichen Lebens, oder die Schwärmerei bemächtigt sich der unterdrückten Idee und zündet an die Fackel des Fanatismus.

Dieß sah man in Frankreich, England und Deutschland. In Frankreich durchdrangen Verstand und Einbildungskraft sich gegenseitig, und beide das gesellige Leben seit Franz I. Zeit, und noch mehr seit Fontenelle und Voltaire. Aber das Gemüth entwich aus dem Schriftenthume, wie aus dem Leben; und das Genie ward gefesselt durch eine herkömmliche Geschmacksregel, wie die Sprache durch das Gesetz der französischen Akademie. Als nun die immer fortschreitende

einseitige und gemüthlose Bildung der geselligsten Nation in Europa gänzlich zerfallen war mit dem durch Mißbräuche aller Art verunstalteten Feudalcharakter des staatsbürgerlichen Lebens, da bot das Christenthum keinen rettenden Ausweg dar in dem Umsturz aller Verhältnisse der Gesellschaft. Denn wie das Leben überhaupt, so nahm auch die französische Literatur den revolutionären Charakter an, den einer kalten gemüthlosen Raserei für die Sache der Freiheit.

Aehnliches geschah in England, als Puritaner und Independenten mit blinder Schwärmerei der Idee der Gleichheit sich herzlos hingaben, ohne Wahrheit, ohne Wohlwollen. Noch jetzt bemerkt man denselben Stolz des Willens und denselben Mangel an menschlichem Gefühl in den wilden Bewegungen der brittischen Volksclubs, die ein Wilkes, ein Junius, ein Cobbett, ein Hunt u. A. durch Schrift und Rede veranlaßt haben und noch veranlassen. Wie ganz anders erschien dagegen der gemüthvolle Fox in dem öffentlichen Leben der Britten! He was born, sagte Burke von ihm, to be lov'd. Im Allgemeinen herrscht jedoch bei diesen Insulanern der Verstand. Ihm dient die Einbildungskraft; das brittische Gemüth aber übt seinen Einfluß nur dann aus, wenn es nicht erkältet wird von der Berechnung des Nutzens und von dem Wunsche, nach dessen Erfüllung alle Kräfte ringen, von dem Wunsche nach Reichthum und Wohlbehagen. Gleichwohl hat das Genie seine Freiheit behauptet, und das gesellige Leben der Britten zeigt, wenn es durch hohe Geistes- und Gemüthskräfte erschüttert wird, eine tiefe und ausdauernde Empfänglichkeit sowohl für die Werke der Einbildungskraft, als für den Ernst der Wissenschaft, und die Ideen der Menschenliebe: daher die Begeisterung für das classische Alterthum und für die Tonkunst; daher der rege Sinn für die Abschaffung der Sklaverei und für jeden großen Fortschritt des Gemeinwohls; daher endlich — was kein andres Volk, in solchem Grade zeigt, — die innige Verbindung des bürgerlichen Lebens mit dem geselligen!

In Deutschland walteten von jeher, in dem Gebiete des Verstandes wie in dem der Einbildungskraft, herkömmliche Sitte, Ideal und Gemüth; aber oft einseitig: daher der scharfe Gegensatz in der Speculation und im Praktischen. In beiden fehlte es den Bestrebungen an Klarheit, wie den Leistungen an Geschmack. Als jedoch nach Luther zuerst wieder durch Leibnitz, Wolf und Thomasius die Macht

der Idee und die Freiheit des Urtheils begründet worden waren, da feierte die Philosophie den Triumph der deutschen Denkkraft. Sie rief, nach langer Vergessenheit, wenigstens im Allgemeinen, die wahre Idee der Kunst wieder hervor, und griff so mächtig ein in alle Saiten des Schriftenthums und des Lebens, daß der große Accord des Zeitgeistes, die Stimme der Aufklärung, jedes Verhältniß durchdrang. Klopstock entzündete die Einbildungskraft der Nation für das Tiefe und Erhabene; Winkelmann für das Antike; Göthe erweckte den Sinn für hohe Gestaltung; Schiller für das Ideal der Empfindung; Wieland für die Anmuth der Seele und den Reichthum des Geistes. Zugleich gab Lessing der wissenschaftlichen Prosa künstlerische Klarheit; und seine Kritik begründete den guten Geschmack in der Nationalliteratur. Seitdem ward das Schriftenthum auch in Deutschland ein Element des geselligen Lebens, und der gemüthvolle Herder lenkte mit dem Zauber seiner Dichtung und Philosophie den Geist der Deutschen auf das höchste Ziel aller menschlichen Bestrebungen hin, auf die Bildung des Lebens zur Humanität!

Und dieses Verhältniß des Schriftenthums zu dem geselligen Leben ist wohl in keinem Lande so entwickelt worden, als in Deutschland. Während Franzosen und Britten nur über gewisse Beziehungen, wie Politik, Handel, Schauspiel und Vergnügen, ausschließend und zum Theil auf beschränktem Standorte, gesellig verhandelten, umfaßte das Wechselgespräch des deutschen Schriftenthums alle Angelegenheiten des Menschenlebens mit der regsten Theilnahme. Der Kirchenglaube und die Kirchenvereinigung, Erziehung und Unterricht, Aesthetik und classische Literatur, Geschichte, besonders neue, und Reisen, Staatskunde und allgemeines Recht, Verfassung, Volksvertretung, Preßfreiheit, Gemeinwohl und gesellige Unterhaltung, wurden theils volksthümlich, theils schulmäßig in einer größern Menge von Schriften und Zeitblättern besprochen und dargestellt, als es in irgend einem andern Lande der Fall war. Indem dadurch die intellectuelle und ästhetische Cultur der Nation gleichmäßig fortschritt, gewann auch das gesellige Leben an sittlichem Gehalte, und die Oeffentlichkeit des Urtheils erhöhte die Kraft des Urtheils. Mit der Erkenntniß aber, und mit der immer mehr sich vervielfachenden geistigen Berührung aller Stände und Classen der Gesellschaft unter sich, wuchs auch das Bedürfniß sich zu bilden.

Da schien es zeitgemäß, was bisher nur in Bezie-

hung auf Wissenschaft und Kunst geschehen war, daß man nämlich die Masse der vorhandenen Kenntnisse encyclopädisch zusammenstellte, auch in Beziehung auf den gegenwärtigen Standpunkt des geistig veredelten geselligen Lebens zu unternehmen. Keinem Herausgeber von encyclopädischen Werken hat, wie wir glauben, dieser Zweck so rein und scharf begrenzt vor Augen geschwebt, als dem Herausgeber des zu einer Realencyclopädie für die gebildeten Stände jetzt umgearbeiteten Conversationslexicons. D'Alembert und Diderot wollten in ihrer Encyclopädie (nach dem Vorbilde der Londoner von Ephraim Chambers) mehr die Masse der eigentlichen Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeiten geist- und geschmackvoll für die Gesellschaft überhaupt aufstellen, als sich auf denjenigen Stoff beschränken, den Wissenschaft und Kunst dem geselligen Leben selbst darbieten, und der in dasselbe durch die Bildung des Zeitalters überhaupt schon eingedrungen ist. Andre hatten den Zweck, für das Gedächtniß und das schnelle Auffinden einer Menge Sachen einen Speicher anzulegen, der bald größer, bald kleiner war, je nachdem man sich die Classe oder das Bedürfniß der Suchenden dachte. So entstanden für das wissenschaftliche Bedürfniß die Realwörterbücher über einzelne Wissenschaften, wie, um nur die neuesten Beispiele anzuführen, das Dictionnaire des sciences medicales (Paris 1812); Cuvier's Dictionn. des sciences naturelles; Pierer's anatomisch-physiolog. Realwörterbuch; Johns Handwörterb. d. allgem. Chemie, u. a. m.; oder für das Bedürfniß des Geschäftslebens (seit Hübner's Zeitungs- und Conversationslexicon, das vor etwa hundert Jahren erschien) mehrere brauchbare Wort- und Sachregister, wie Stein's geogr. stat. Zeitungs-, Post- und Comtoir-Lexikon und ähnliche; oder für das Nachschlagen geschichtlicher Umstände, die historischen, geographischen, archäologischen u. a. Wörterbücher. Alle diese Werke können den Zweck einer encyclopädischen Darstellung des Bedarfs, wie der Bildung des geselligen Lebens nicht haben; ihr Verdienst beschränkt sich fast allein auf das Studierzimmer und die Geschäftsstube. Nur die historischen Wörterbücher haben ein allgemeines Interesse. Daher sind diese auch seit Suidas (im 10. oder 12. Jahrh. n. Chr.) bis herab auf die Biographie universelle (Paris 1811 ff.), mit lebhafter Theilnahme von den unterrichteten Classen der Gesellschaft auf-

genommen worden. So erlebte z. B. Juigné's Dictionnaire français (fast nur eine Uebersetzung des von Carl Etienne 1596 lateinisch abgefaßten histor. geograph. poet. Wörterbuchs) seit 1664 binnen acht Jahren acht Auflagen. Dieses Werk wurde die Grundlage der spätern von Nic. Lloyd und von Ludwig Moreri (Grand Dictionn. historique I. Edit. 1674.) Selbst der scharfsinnige Bayle hielt die Idee eines solchen Wörterbuchs für wichtig genug, um nach Moreri sein berühmtes historisch-kritisches Wörterbuch (1. Ausg. 1697) auszuarbeiten, ein Werk, das in der Geschichte der menschlichen Erkenntniß Epoche gemacht hat. Hierauf erschien der verbesserte Moreri in mehrern Auflagen, die letzte in 10 Folio-Bänden 1759. Allein man entfernte sich von der Grundidee, alles was den Verstand geschichtlich bilden kann, in einem Wörterbuche zu vereinigen, weil man nur auf die Menge und den Reichthum des Stoffes, nicht auf das Wissenswürdige desselben sah. Statt den Ueberfluß aufzuopfern, schied man nun von der Biographie die geographischen Artikel und die der Alterthümer, hierauf die genealogischen und kirchengeschichtlichen Nachrichten; auch gab man das Folio-Format auf. So entstand Ladvocat's bekanntes Dictionn. historique et bibliographique portatif (1. Aufl. 1752) und später zu Lyon das Nouveau Dictionn. historique (9. Aufl. heftweise, Paris seit 181.) von Chaudon und Delandine. Aehnliche biographische Wörterbücher verfaßte man in England und Deutschland; aber alle hatten das Eigenthümliche, daß sie nur von einem Gelehrten zusammengetragen wurden. Die Herausgeber der Biographie universelle gaben fast zuerst dieses Verfahren auf, und vertheilten, nach dem Beispiel der Encyclopädisten, die Abfassung der einzelnen Artikel nach den Fächern an verschiedene Gelehrte. Wie die Biographie, so erhielten auch die übrigen Fächer des menschlichen Wissens ihre Wörterbücher. Alle Kenntnisse aber in Einem Wörterbuche zu vereinigen, was schon dem Mittelalter wünschenswerth geschienen hatte, (man erinnere sich an des Bischofs Salomon von Constanz Dictionarium universale im 9. Jahrh. und an des Dominicaners Vincenz von Beauvais Speculum historiale, naturale et doctrinale, im 13. Jahrh.) versuchten wetteifernd Deutsche, Italiener, Franzosen und Engländer im 17. und 18. Jahrhunderte. Indeß nahm man dabei (z. B. in Zedler's Universallexicon) mehr auf das Bedürfniß des Nachschlagens und auf Vollständigkeit Rück-

sicht, als auf zweckmäßige Einrichtung, welche die Uebersicht des Wissens in seiner Verzweigung erleichtert hätte. In der Abfassung selbst galt die Gelehrsamkeit alles, der Geschmack wenig, und das Interesse des öffentlichen Lebens am Wissen noch weniger. Diese Mängel vermied das Werk der französischen Encyclopädisten; und es verdankte seinen Ruhm nicht allein der gehaltvollen Einleitung (von D'Alembert), welche eine scharfsinnige Zergliederung der Fächer aller menschlichen Erkenntniß nach ihrem Ursprung und nach ihrer Verzweigung aufstellte, sondern auch der geistreichen, geschmack- und lichtvollen Behandlung mehrerer in das Leben tief eindringenden wissenschaftlichen Gegenstände, mit kluger Berücksichtigung des Verhältnisses des Einzelnen zum Ganzen, wie des Ganzen zu seinem Zwecke. Nach einem ähnlichen Plane angelegt, erscheint seit 1818, in Leipzig bei Gleditsch, die Ersch-Gruber'sche Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, mit Kupf. und Charten, in 4°; ein Werk, welches den Reichthum des gegenwärtigen Zeitalters an Erkenntniß und Kunstleistung zu sichten und zu ordnen, und in einem Gesammtmagazine der Gelehrsamkeit und Kunst, für das Wissen und die Belehrung, aufzustellen sich vorgenommen hat.

Ob der Herausgeber der „allgemeinen Realencyclopädie für die gebildeten Stände," eben so glücklich jene formalen Bedingungen bei Abfassung seines Werks zu erfüllen versucht habe, mögen billige Beurtheiler nach Vergleichung dieser fünften Ausgabe mit den früheren entscheiden. Wir glauben wenigstens in Ansehung des Zwecks seiner Unternehmung und der demselben entsprechenden innern Einrichtung des Ganzen mit Recht behaupten zu können, daß ein Werk dieser Art noch nicht vorhanden gewesen ist. Indem nämlich der Herausgeber das Bedürfniß aller Gesitteten in der geistigen Welt des Europäers einheimisch zu seyn, als den Charakter unsrer Zeit anerkannte, setzte er sich vor, diejenige Erkenntniß, welche in das reichgestaltete Leben unserer Zeit schon eingedrungen ist, in einem Rundgemählde aufzustellen. Er nahm daher bei dem Entwurfe, wie bei der Ausführung, auf das gegenwärtige Verhältniß der Literatur zu dem geselligen Leben Rücksicht. Beide schienen ihm bei immer größerer Ausbreitung nach Außen durch den lebhafteren Verkehr der Völker unter sich, (mittelst Lite-

ratur, Handel, Politik und Reisen) und bei immer reicherer Entwickelung in sich, durch die allgemeiner und klarer gewordene Theilnahme an den Interessen des Staats, der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst und des bürgerlichen Lebens überhaupt, (mittelst der Zeitschriften und der Oeffentlichkeit des Urtheils), die Eigenschaften der Vielseitigkeit, des Reichthums und der Aufklärung mit dem Streben nach Einheit, Wahrheit, Schönheit und Freiheit zu verbinden. Beide schienen ihm als Grundsatz anzuerkennen, daß es kein geselliges Leben gebe ohne geistige Bildung, und daß die einzigen Elemente aller Bildung das Gute, das Wahre und das Schöne seyen, in deren glücklichem Vereine die Seele des geselligen Lebens sich offenbare, die Humanität. In diesem Sinne hat er denjenigen Fächern des Schriftenthums und der geistigen Cultur, die am meisten auf das höhere gesellige Leben einwirken, oder einwirken sollten, als der Lebensphilosophie, dem Kunstschönen (Mythologie, Archäologie), der allgemeinen Rechts- und Staatenkunde, der Biographie merkwürdiger Männer, dem Schicksal der alten und vorzüglich dem der neuern Zeit, der Literatur des Genies und der Talente in allen Zeiten, sowohl der menschlichen Gesellschaft, als der Gelehrten- und der Künstler-Republik, am meisten aber der Kunde der Gegenwart in ihren Beziehungen auf Staat, Kirche, Volksbildung, Zeitgeist und Forderungen des Zeitalters an das Leben überhaupt, den Hauptplatz in diesem Wörterbuche eingeräumt, alles aber, was mehr in das Geschäftsleben gehört, es sey das der Schule oder das der bürgerlichen Welt, nur in gedrängten Nachweisungen aufgenommen. In diesem Sinne sind auch die neueren Ausgaben bearbeitet worden, so daß Gegenstände, welche aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten waren, auch hier ihre Stelle nicht mehr fanden, andre dagegen, denen die neueste Zeit Gestalt, Farbe und Bedeutung verliehen hatte, an ihren Platz kamen, und der ganze geschichtliche und literarische Theil bis auf die neueste Zeit (d. J. 1820) fortgeführt wurde. Im Allgemeinen macht also das, was den Einfluß des Verstandes und der Einbildungskraft auf unser Leben beurkundet, was den lebendigen Zusammenhang des Gemüths mit der Außenwelt darthut, und was das Schicksal der Reiche und unsere Zeit gestaltet, den Hauptcharakter dieses Werks aus. Insbesondere enthält es über lebende Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrte aller Völker mehr Nachrichten, als andre Nationen in ihrer

Literatur besitzen. Dabei ist möglichst auf Gedrängtheit und Wortkürze bei Sachreichthum und zweckmäßiger Vollständigkeit gesehen worden. Möge einst von ihm gesagt werden, daß, wie es treu und lebendig aus dem Schriftenthum und der Bildung unserer Zeit entsprungen sey, es eben so wahr und kräftig dem Unkundigen den Geist, den Gehalt und die Bedeutung seines Zeitalters und seiner Nation dargestellt habe. Dann wird auch von ihm gelten, was d'Alembert von ähnlichen Werken überhaupt gesagt hat: Man kann nicht läugnen, daß seit der Wiederherstellung der Wissenschaften die Verbreitung allgemeiner Einsichten in der Gesellschaft zum Theil die Frucht solcher Wörterbücher sey*).

In jedem Falle wird es als ein Denkmal von der hohen Stufe der Bildung, die unser geselliges Leben erreicht hat, auch von der Nachwelt nicht unbeachtet bleiben.

Dresden, 1. Oct. 1818.

F. Ch. A. Hasse.

---

*) „On ne peut disconvenir que depuis le renouvellement des lettres, on ne doive en partie aux Dictionnaires les lumières générales qui se sont répandues dans la societé.“ Uebrigens vgl. man, was in dem 12. St. der Wiener Jahrbücher der Literatur, Art. XIII., über das Conv. Lex. und was über diesen Art. in dem Literarischen Anzeiger N. III, Jar. 1821, (zu dem Lit. Conv. Bl., dem Hermes, den Zeitgenossen und der Isis gehörig) gesagt worden ist, um die Indipidualität dieser Realencyklopädie theils näher zu bezeichnen, theils gegen einige Rügen zu vertheidigen.

A.

A, ein einfacher Grundlaut und der erste Buchstabe des deutschen Abc. A. bezeichnet in der Musik die sechste diatonische Klangstufe der ersten oder tiefsten Octave unsers Tonsystems. a bezeichnet dieselbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, diese die kleine. a, mit einem Querstrich oben, bezeichnet die genannte Klangstufe in der dritten, a, mit zwei Querstrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchstabe in ihr so bezeichnet wird, den Namen der eingestrichenen, diese der zweigestrichenen Octave. A dur ist diejenige Tonart der neuern Musik, in welcher die sechste diatonische Stufe a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müssen dabei in fis, cis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beschaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Charakteristik umfaßt sie Erklärungen unschuldiger Liebe, Zufriedenheit über seinen Zustand, Hoffnung des Wiedersehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen. (Vgl. Ton und Tonart.) A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahr Christi; A. c. — anno currente, im laufenden Jahr; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr.

Aachen, eine Stadt zwischen dem Rhein und der Maas, mit 2100 Häusern und 26,000 Einw. Die Gegend um Aachen ist höchst angenehm. Die Stadt liegt in einem heitern Thale, umgeben von schönen Hügeln. Wie alt die Stadt sei, beweis't, daß sie bereits beim Plinius unter dem Namen Veterra erwähnt wird; auch war sie zu Cäsars und Drusus Zeiten den Römern wohl bekannt, und Spuren römischen Daseyns finden sich in der Stadt und in der Gegend. Hier erhielt Kaiser Carl der Große 742 sein Daseyn; hier starb er auch, nachdem er Aachen zur 21. Stadt seines Reichs erhoben, 814. Welche Freiheiten er und mehrere Kaiser dieser Reichsstadt gegeben, ist fast daraus abzunehmen, daß auch „die Luft frei machte in Aachen, sogar die Reichsächter." Sie war Krönungsstadt und verwahrte ansehnliche Reichskleinodien. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienst, Pfändungen, Gefängniß, Zoll- und andern Abgaben, so sonst reisende Kaufleute zu entrichten hatten rc. Am 2. Mai 1668 ward hier Friede zwischen Frankreich und Spanien, am 18. October 1748 Friede zwischen Frankreich, England und den Niederlanden geschlossen. Den Markt schmückt die Bildsäule Carls des Großen aus Erz, umgeben von zwei großen schwarzen Adlern, die, so wie Carl, ihre Blicke hinrichten nach seiner ehemaligen Pfalz, von welcher jetzt der preußische Adler herabblickt. Bildsäule und Adler sind auf dem Brunnen des Markts angebracht. An der Stelle, wo ehemals ein römisches Castell gestanden, bauten die fränkischen Könige eine Pfalz, die Geburtsstätte des großen Carls. Nachdem diese 882 von den Normannen zerstört, von Otto III aber um 933 wieder hergestellt worden, machte man sie im 14. Jahrhundert zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält manches Sehenswerthe, wie

die hohen, gewölbten Säle, mit Überbleibseln altdeutscher Kunst, den Krönungssaal mit vielen Bildnissen, das Brustbild Buonaparte's nebst seiner ersten Gemahlin, gemahlt von David, einen Thurm, welcher römischen Ursprungs ist ꝛc. Der Münster entstand durch Kaiser Carl von 796—804, und ward mit großer Pracht ausgeschmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern gehalten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthischen Knäufen emporstrebten. Diese Säulen brachen die Franzosen im Revolutionskriege aus und führten sie nach Paris; von dort sind sie, wiewohl nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im Jahr 1353 baute man den hohen Chor daran, im edlen, kühnen Styl. Mitten in demselben erhebt sich das Grabmahl Carls des Großen, mit der einfachen Aufschrift: Carolo magno. Oben darüber schwebt auf einer Kette eine colossale Krone von Silber und vergoldetem Kupfer, die Friedrich I. hierher geschenkt; sie ist zugleich Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünster steht auf fünf Marmorstücken der weiße, marmorne Stuhl, auf welchem mehrere Kaiser bei der Krönung saßen, und über welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der sogenannten Wolfsthür des Münsters standen sonst auf einem Gesimse eine Wölfin und ein Kieferzopfen von Bronze. Auch sie wurden nach Paris geführt, doch sind sie neuerdings zurückgekehrt und haben ihre alte Stelle wieder eingenommen. Die Franziskanerkirche zeichnet eine ebenfalls aus Paris zurückgekehrte herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Die Einwohner sind größtentheils Catholiken. Ein Theil der Einwohner, die sogenannten Kappesbauern, leben vom Feld- und Gartenbau; andere treiben bürgerliche Nahrung, wobei der Zufluß der Badegäste sehr zu statten kommt; die übrigen leben von Fabriken und Handel. Die vorzüglichsten Fabriken sind die Tuch- und Casimirfabriken von Kelleter, van Hautem, Braf ꝛc.; die Stecknadelfabrik von Migeon und Chervier, die Nähnadelfabriken von Nastor, Stertz ꝛc. Die wichtigsten Wechselgeschäfte macht das Haus Schlösser. — Die hiesige Volkssprache ist ein Gemisch von allen benachbarten Sprachen, dem Plattdeutschen, Flämischen, Holländischen, Wallonischen, Französischen ꝛc. und abscheulich anzuhören. In der Stadt Aachen entspringen eigentlich sechs warme und eine kalte mineralische Quelle. Die vorzüglichste derselben ist die Kaisersquelle, welche auch von ihrem eingeschlossenen Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Der eigentliche Trinkbrunnen ist hinter der neuen Redoute und wird, so lange Curgäste da sind, von 6—9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meistens das Wasser des Kaisersbrunnens. Bei der Kaisersquelle ist das Kaisersbad. Außer diesem sind noch bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad; das Quirinusbad. Bei den untern Quellen sind: das Herrenbad, das Rosenbad, das Armen- oder Komphausbad. In diesen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Die Badegemächer sind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz massiv, nach altrömischer Art, an den meisten Zimmer mit Betten und Kaminen. Auf dem Driesch ist ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Ähnlichkeit mit dem Pouchonwasser in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. Das Aachner warme Mineralwasser ist besonders nützlich bei Verderbniß der Säfte, chronischen Hautausschlägen, Podagra, Gliederkrankheiten, scorbutischen Geschwüren, Säure in den ersten Wegen, Contracturen und andern Krankheiten von Quecksilber und Bleigiften, Verstopfungen der Eingeweide u. s. w. Das Wasser ist hell, so lange es frisch ist und seine natürliche Wärme hat. Wenn es kalt ist und seinen schwefelhaften Geruch verloren hat, wird es milchicht und trübe; auch schlägt es dann einen blassen erdigen Bodensatz nieder,

indessen auf der Oberfläche ein aschfarbnes schmieriges Häutchen entsteht. Es hat den Geschmack fauler Eier. — Nur ungefähr 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken **Burdscheid**, der mehrere warme Quellen enthält. Die **obern Quellen** kommen im Orte selbst hervor, die untern hingegen im Thale unter freiem Himmel. Das Wasser kann zum Waschen und Färben der Tuche sehr bequem verwendet werden. Die obern Quellen enthalten gar kein hepatisches Gas und setzen keinen Schwefel ab; hiedurch unterscheiden sie sich von den untern und den zu Aachen. Auch in Burdscheid sind Tuch-, Caßmir- und Nähnadelfabriken. Die in der hiesigen Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkiese deuten auf die Ursache der vielen warmen Quellen zu Aachen und Burdscheid hin. Über den Congreß zu Aachen im Jahr 1818 s. d. Art. **Congreß.**

Aachner Friede, s. **Friedensschlüsse.**

Äacus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Ägina, der Tochter des Flußgotts Asopus. Er erhielt die Herrschaft über die nach seiner Mutter benannte Insel, und ward um seiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Auf seine Bitten bevölkerte der Vater die Insel neu mit Menschen, die aus Ameisen entstanden waren, und darum Myrmidonen (s. d. Art.) hießen, und Griechenland wurde von einer großen Dürre und Hungersnoth befreit. Mit seiner Gemahlin Endeis zeugte Äacus den Peleus und Telamon. Beide aber wurden von ihrem Vater verbannt, weil sie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereide Psamathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Äacus wurde, nebst dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbesondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter geschmückt; als besonderes Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrauten Schlüssel zur Unterwelt.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein eigner Canton der **Schweiz**. (S. **Schweizerische Eidgenossenschaft.**)

Abbas, Abbasiden, s. **Kalif, Kalifat.**

Abbé, der Standestitel, den katholische Geistliche, die keinen Amtstitel haben, führen. Zur Zeit, als in Frankreich die Geistlichkeit noch in ihrer Glanzepoche lebte, gab es solcher amtlosen Geistlichen, oder Abbés, eine ungeheure Anzahl, und man kann sagen, daß sie eine eigene Classe von Staatsbürgern bildeten. Jugend, Bildung und Geschäftslosigkeit eigneten sie besonders, an den Putztischen der Damen zu figuriren und das Cicisbeat in Frankreich einzuführen. Sie trugen nicht wenig zur Ausbildung jenes Gesellschaftscharakters bei, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich so eigenthümlich war. Äußerlichkeit, Kleidung und Benehmen waren so ausgezeichnet und eigen, daß sie selbst von Andern nachgeahmt wurden, um sich das Ansehn eines Abbés zu geben.

Abbilden heißt in der Mahlerei, Gegenstände nach ihren, in die Augen fallenden Beschaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks, in einer bis zur völligen Ähnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darzustellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechanisches Talent, daher eine Abbildung, als solche, kein Werk der schönen Kunst genennt werden darf. Hier findet kein Schaffen, sondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen Statt; aber da Nachahmung überhaupt die Basis aller bildenden Kunst ist, so darf man die Abbildung insbesondere

als die Basis der Mahlerei betrachten, deren höhere Foderungen der geniale Künstler erst dann wird erfüllen können, wenn er durch sie vorgebildet worden.

Abbreviatoren heißen die Secretäre in der päpstlichen Kanzlei, welche auf die vom Papst signirten oder mit Resolution versehenen Bittschriften die Concepte der Breven entwerfen, diese Concepte dann vollständig auf Pergament ausschreiben, einregistriren, collationiren und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazugesetzt wird. Die zwölf ersten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andere sind vom niedern Klerus, die übrigen Laien. Das Amt eines Abbreviators vom ersten Range wurde im vorigen Jahrh. noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte früh seinen Geschmack für die Wissenschaften. Im J. 1756 bezog er die Universität Halle, wo der berühmte Baumgarten ihn mit Auszeichnung aufnahm. Abbt legte sich besonders auf die Philosophie und Mathematik, der Theologie entsagend, der er sich anfänglich gewidmet hatte. Im J. 1760 ward er als außerordentlicher Professor der Philosophie auf die Universität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er sechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelssohn und Nicolai in Verbindung trat, und nahm den Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln an. Hier aber ward er dem akademischen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Im J. 1763 bereis'te er das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher sein Werk vom Verdienst heraus, wodurch er seinen Ruhm am meisten begründete. Man findet in demselben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche practische Philosophie. Dieser Schrift verdankte Abbt im J. 1765 den Posten eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihn mit einer besondern Freundschaft beehrte. Allein er genoß dieser Auszeichnung nur kurze Zeit, denn schon 1766 starb er in der Blüthe seiner Jahre. Der würdige Fürst ließ seinen Freund in seiner eigenen Capelle prachtvoll beerdigen, und setzte eine selbst verfaßte rührende Inschrift auf sein Grab. — Abbts Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und gewiß würde er einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden seyn, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber auch jetzt verdient er doch zu denen gerechnet zu werden, die am meisten zur Veredlung der damals so tief herabgewürdigten deutschen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet sich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteste aus. — Seine sämmtlichen Werke sind nach seinem Tode in sechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdeichen heißt, wenn eine gewisse Commun, die zu Erhaltung gewisser Deiche (Dämme) verbindlich war, sich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieser Verbindlichkeit zieht, dagegen aber auch ihre fernere Wassersicherheit durch eigene Deiche zu erreichen sucht.

Abdēra, eine Stadt auf der thrazischen Küste, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl sie sich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu sein, so war sie doch im Alterthum

übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und Abgeschmacktheit; wie solches Wieland in seinen Abderiten sehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdomen, in anatomischer Bedeutung, der Unterleib. Abdominalmuskeln sind daher die Muskeln des Unterleibs oder die Bauchmuskeln.

Abdruck. Hierdurch wird ein in eine harte Masse gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunst auf eine weiche Masse übergetragen und so vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferstecher, die Holz-, Stein- und Stempelschneider. Die Werke der beiden erstern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen oder Vertiefungen gearbeitet, daher stellen sich in der Übertragung die Werke dieser im Relief dar, und es wird eine, selbst der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Masse dazu erfodert; um die Werke jener zu übertragen, muß in die Einschnitte der harten Fläche eine Farbe gebracht werden, die sich der aufgelegten weichen Masse durch den Druck mittheilt. Es giebt eine doppelte Art von Abdrücken: 1. auf Flächen, oder von Kupferstichen und Holzschnitten (Estampe). — Das Werkzeug dazu ist die Kupferpresse. S. Kupferdruck. Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der sorgfältigen und geschickten Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die besten Abdrücke finden sich immer unter den ersten Hunderten. Als die vorzüglichsten stehen daher die avant la lettre, oder vor der Schrift, d. h. welche gemacht worden, ehe der Kupferstich seine Unterschrift erhalten, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferstich seine Unterschrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine gestochene Platte giebt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und diese mehr, als eine in Tuschmanier. Auf eine ähnliche Art wie der Kupferabdruck wird der Abdruck von einem Holzschnitte gemacht; doch bedarf dieser einer weit geringern Vorbereitung zur Sorgfalt. 2. Abdrücke im Relief, von Münzen und hoch oder tief geschnittenen Steinen (Empreinte). — Münzen und geschnittene Steine haben einen historischen und artistischen Werth, und es ist gar nicht gleichgültig, wie sie vervielfältigt werden. Es kann uns die Nachahmung in Kupferstich nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunstgenusses verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze sichtbar wird, und bedient sich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachses, Glases und anderer Materien. Abdrücke in glasartige Materien nennt man Pasten. (Vgl. auch Abguß.)

Abel, der zweite Sohn Adams, und ein Zwillingsbruder Cains. Dieser war Ackersmann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Cain die Erstlinge seiner Früchte, Abel die Erstgeburt seiner Herde. Gott gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm sei; Cains Opfer aber verwarf er. Dieser, vom Neid ergriffen, ermordete seinen Bruder mitten auf dem Felde. So ward der erste Mord auf Erden vollbracht. Mehrere Kirchenväter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet gestorben sei, und diese Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und Honorius in Afrika entstand, sich Abeliten oder Abeloniten nannte, und die Ehe verwarf. Die Kirche führt oft Abels Opfer als Muster eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an, und Christus selbst nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), ursprünglich Abaillard, ein Geistlicher des Benedictinerordens, gleich merkwürdig durch seine Gelehrsamkeit, wie durch

seine unglückliche Liebe zu Heloisen, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Seine Neigung führte ihn von seinem zartesten Alter zu den Wissenschaften; und um sich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt und seine Güter. Mit Leichtigkeit studirte er Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie, Jurisprudenz und Theologie, die griechische hebräische und lateinische Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigte er sich der scholastischen Philosophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter seinen Lehrern zählte, so hatte Abelard doch bald ihre Wissenschaft erschöpft. Er ging daher nach Paris, dessen Universität Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüstigste Dialektiker seiner Zeit. Abelard genoß seinen Unterricht und benutzte ihn so trefflich, daß er oft seinen Meister in den damals üblichen Wettstreiten des Witzes und Scharfsinns in Verlegenheit setzte. Der anfänglichen Freundschaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeauxs theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog sich dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er schnell Paris verließ und nach Melun ging, wohin sein Ruf bald eine Menge von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören und zu bewundern. Da ihn aber auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er auf gleiche Weise bewundert und verfolgt wurde. Den Vorstellungen der Ärzte nachgebend, unterbrach er seine Arbeiten, um in seiner Heimath seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Neu gestärkt kehrte er nach zwei Jahren nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrigen bald ohne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und nach Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetsten Schüler; in der Zahl derselben befanden sich der nachmalige Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Bischof von Paris, Berenger, Bischof von Poitiers und der heilige Bernhard selbst. — Um dieselbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louise oder Heloise, die Nichte Fulberts, Canonikus in Paris, damals 17 Jahr alt. Wenige Frauen übertrafen sie an Schönheit, keine glich ihr an Geist und Kenntnissen aller Art. Abelard, obgleich schon 39 Jahr alt, entbrannte für Heloisen von so heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und selbst den so heiß ersehnten Ruhm für sie vergaß. Heloise war für seine Neigung nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, sie oft zu besuchen; um sie noch öfter zu sehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tisch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchst glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beschäftigt. Aber dieser heimliche Umgang ward ruchtbar; die Verse, in denen Abelard seine Liebe sang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die beiden Liebenden; aber es war zu spät. Heloise trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte sie, und brachte sie nach Bretagne, wo sie von einem Sohne entbunden ward, der aber bald starb. Jetzt dachte er darauf, sich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt, einzuwilligen, und Heloise, die lieber seine Geliebte, als seine Gattin sein wollte, fügte sich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, aber um sie vor dem Publicum zu verheimlichen, blieb Heloise bei ihrem Oheim, und Abelard in seiner vorigen Wohnung, wo er seine Vorlesungen fortsetzte; sie sahen sich selten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre seiner Nichte

nachtheilig sei, und machte es bekannt; Heloise dagegen, welche Abelards Ruhm höher schätzte als ihre Ehre, laugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte seinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard sie dadurch entzog, daß er sie zum zweitenmale entführte und nach Argenteuil in ein Kloster brachte. Fulbert glaubte, er wolle sie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beschloß eine schreckliche Rache. Er ließ eine schmähliche Verstümmelung an ihn vollziehen, deren unheilbare Wirkung den Rest von Abelards Tagen vergiften mußte. Dieser trat als Mönch in die Abtei von St. Denis; Heloise aber nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit seinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, setzte er seine Vorlesungen wieder fort, zog sich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor dem Concilium zu Soissons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß sie für ketzerisch erklärt und Abelard verurtheilt wurde, sie selbst zu verbrennen. Fortgesetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denis zu verlassen, und sich in die Gegend von Nogent sur Seine zurückzuziehen, wo er ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geist weihte und Paraklet nannte. Zum Abt von St. Gildas de Ruys ernannt, lud er Heloisen und ihre Religiosen ein, seine Capelle Paraklet zu bewohnen, und empfing sie dort. Nach einer elfjährigen Trennung sahen sich beide Liebende hier zum erstenmale wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildas, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbesserungen bemüht, und stets im Kampfe mit seiner Liebe für Heloisen und mit dem Hasse der Mönche, die selbst sein Leben bedrohten. Der heilige Bernhard, der sich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, den er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorstellungen seiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenversammlung von Sens 1140, ließ sie vom Papst verdammen und bewirkte sogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papst, vertheidigte sich öffentlich und machte sich nach Rom auf. Bei seiner Durchreise durch Cluny besuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daselbst Abt war. Dieser eben so leutselige als aufgeklärte Gottesgelehrte versöhnte ihn mit seinen Feinden; Abelard aber beschloß, seine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die strengen Entsagungen, die er sich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus seinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte seines Körpers; und er starb als Muster klösterlicher Disciplin im J. 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons sur Saone, 63 Jahr alt. Heloise erbat sich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraklet begraben, um dereinst an seiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Asche Beider in das Museum der französischen Denkmähler nach Paris und im Nov. 1817 auf den Kirchhof Monamy gebracht, und in einer besondern Capelle beigesetzt. Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts; er war Grammatiker, Redner, Dialektiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlassen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter seinen Zeitgenossen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunst. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und sein Betragen oft anstößig und ärgerlich. Den größten Theil seines Ruhms verdankt er Schwachheiten, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus entsprungene Unglück werden seinen Namen stets der Vergessenheit entreißen, und haben für uns in den Helden eines Romans den Mann verwandelt, den sein Jahrhundert als einen tiefen Gottes-

gelehrten bewunderte. Seine und Heloisens Briefe sind im Original und in vielen Übersetzungen erschienen.

Abellagium nennt man das Eigenthumsrecht, das der Lehnsherr in Bezug auf die in einem Walde seines Lehnsträgers wildhausenden Bienenschwärme besitzt.

Abend (Westen), die Himmelsgegend, in welcher die Gestirne untergehen auch die Zeit des Sonnenuntergangs. Die bildende Kunst stellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie sie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günstigste Zeit ist, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und seine Fackel gegen die Erde senkt.

Abendpunkt, der Durchschnittspunkt des Äquators und Horizonts an der Abendseite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abendmahl ist der heilige Gebrauch der Christen, durch welchen sie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jesus Christus setzte diesen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern hielt, selbst ein; das Brot, welches er nach orientalischer Sitte brach, war ein passendes Sinnbild seines Leibes, der bald zerbrochen werden sollte, und der rothe Wein (denn wahrscheinlich brauchte Christus diese Art Wein, welche in Palästina die gewöhnlichste ist) war ein bezeichnendes Symbol seines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apostel stifteten, ward dieser Gebrauch eingeführt. Im ersten und zweiten Jahrhunderte beging man diesen Ritus allemal nach den sogenannten Liebesmahlen (s. d. Art.). Als seit dem dritten Jahrhunderte die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienstlichen Feier so gehalten, daß alle Anwesende daran Theil nahmen; die Katechumenen indeß, d. h. die Christen, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchristen, welche bei dem Gebete, dem Gesange oder der Predigt zugegen sein durften, mußten sich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen sei, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben, das consecrirte Brot und den consecrirten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut unsers Erlösers sich vereinige. Aus dieser Vorstellungsart entsprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transsubstantiationslehre, welche Paschasius Radbertus im neunten Jahrhunderte auf die Bahn brachte. Nach diesem Dogma nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Consecration in den Leib und in das Blut Jesu Christi verwandelt, es bleibe nach der Weihung blos die Gestalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, seine Substanz aber, sein Wesen sei ein anderes, sei die Substanz und das Wesen des Leibes Jesu Christi geworden. Obgleich dieses Dogma anfänglich einen Widerspruch fand (s. d. Art. Berengar), so ward es doch bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papste Innocentius III. auf der vierten lateranischen Synode feierlich bestätigt. Aus diesem Dogma entsprang theils die Anbetung der Hostie, indem man nun in ihr den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu versagen, indem man schloß, daß da, wo der Leib Christi sei, auch sein Blut sei (man

nannte diese Vereinigung Concomitanz) und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jesu Christi unvorsichtig vergossen und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wissen, und da es überdies eine Auszeichnung des geistlichen Standes zu sein schien, wenn er allein das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genösse, so ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um so schneller verbreitet. Früher noch, als die Brotverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entsprang die Privatmesse, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Priester Gott den Leib Jesu Christi als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entstanden war, brachte man diese Meinung mit der erwähnten Vorstellungsart von dem Abendmahle als ein Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptsächlich in der Absicht Messen gehalten, um die Seelen der Verstorbenen aus der Qual des Fegefeuers zu erlösen. Schon im siebenten Jahrhunderte wurden Privatmessen hie und da gehalten; seit dem neunten Jahrhunderte waren sie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Lauf der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Absicht seines ehrwürdigen Stifters sein sollte. Das hatten schon vor der Reformation einige mit der herrschenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Hussiten im funfzehnten Jahrhunderte, denen auch die Basler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weise, wie sie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jesu Christi und von dem Vorbilde der apostolischen Zeiten sich entfernt habe, und beide, die sächsischen und die schweizerischen, Kirchenverbesserer stimmten darin überein, daß sie die Brotverwandlungslehre und die Messe verwarfen und behaupteten, das Abendmahl müsse vor der versammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Gestalt genossen werden. In der Erklärung der Einsetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verschiedenheit ihrer Meinungen über diesen Gegenstand ist der hauptsächlichste Punct der unglücklichen Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche geworden. Luther nahm die Worte: das ist mein Leib, für eigentlich und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weise verbinde sich der Leib und das Blut Jesu Christi mit dem Brote und dem Weine, so daß der Communicant in, mit und unter dem Brote und dem Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlösers empfange. Zwingli hingegen verstand die Einsetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jesus Christus habe sagen wollen, das Brot und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Christi. Über diesen Gegenstand ward sowohl zwischen Luther und Zwingli selbst, als auch später zwischen den lutherischen und den reformirten Theologen viel und heftig gestritten. Die Vorstellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geistliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Abendmahle angenommen wird, kam zwar dem lutherischen Dogma näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch wesentlich von ihm verschieden, und fand daher ebenfalls bei den strengen Anhängern Luthers lebhaften Widerspruch. Melanchthon war der Calvinischen Vorstellungsart geneigt, und eben so dachten viele andere Lutherische Theologen, welche von der Gegenpartei Philippisten und Crypto-Calvinisten (geheime Anhänger des Calvinischen

Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Crypto-Calvinisten in dem größten Theile der Lutherischen Kirche und verschaffte der echt Lutherischen Vorstellungsart den Sieg. In den neueren Zeiten sind die meisten Lutherischen Theologen von dieser Vorstellungsart abgekommen, und haben sich zu der Calvinischen Abendmahlslehre hingeneigt. Die katholische Kirche behauptete fortwährend im Gegensatze gegen die Lutherische und reformirte die Brotverwandlungslehre und gab weder die Messe, noch die communionem sub una (die Abendmahlsfeier unter einerlei Gestalt) im Gegensatz der Communio sub utraque oder unter beiderlei Gestalt auf. Die griechische Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateinischen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert sich die Vorstellungsart mehr diesem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländischen Christen unterscheiden sich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abendländischen, daß sie gesäuertes, nicht, wie diese, ungesäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. **N.**

Abendmahlsgerichte, s. Ordalien.

Abensberg, Landgericht und Stadt im Regenkreise des Königreichs Baiern, unweit Regensburg an der Abens, hat 230 Häuser und 1080 Einw. Sie ist der Geburtsort des berühmten baierschen Geschichtschreibers Johann Thurnmaier, der unter dem von seiner Vaterstadt angenommenen Namen **Aventinus** bekannter ist, von 1466 bis 1534 lebte, und 7 Bücher baierscher Annalen hinterlassen hat. In den neuern Zeiten ist dieser Ort durch Napoleons Sieg über ein österreichisches Heer am 20. April 1809 bekannt geworden. Nachdem die Österreicher durch den Übergang über den Inn (9. April) und die Besetzung Baierns den Feldzug eröffnet hatten, eilte Napoleon nach Deutschland, wo sich nur drei franz. Armeecorps den Österreichern entgegenstellen konnten. Als am 19. April das kleine Gefecht bei Pfaffenhofen, und das wichtigere bei Tann zum Vortheil der Franzosen ausgefallen war, beschloß Napoleon, die österreichischen Armeecorps unter dem Erzh. Ludwig und General Hiller, welche den Flügel der österreichischen Armee bildeten, anzugreifen. Dieser Angriff erfolgte am 20. April bei Abensberg, wo Napoleon sein Hauptquartier hatte. Die österreichische Armee war 60,000 M. stark; Napoleon hatte die franz. Divisionen der Generale Morand und Gudin unter Lannes, die Baiern unter ihrem Kronprinzen, Lefebvre, Deroy und Wrede, und die Würtemberger unter Vandamme und Neubronn ihnen entgegenzustellen. Mit diesen deutschen Truppen, die er durch Anreden begeisterte, machte er den Hauptangriff gegen die Österreicher, welche von Vandamme auf ihrer rechten Flanke überflügelt, von Lannes auf der linken geschlagen, und dadurch von dem Hauptheere unter dem Erzh. Carl getrennt wurden. Mit einem Verluste von 12 Kanonen und 13,000 M. Gefangener zogen sie sich nach Landshut zurück. Diese Schlacht wurde hauptsächlich durch ihre Folgen, die Einnahme von Landshut (21. April), die Schlacht bei Eckmühl (d. 22., s. d. Art. **Eckmühl**) und die Einnahme von Regensburg (d. 23.) wichtig.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt: als unnatürliche Größe, als das falsche Wunderbare, dem es selbst an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, als das seltsam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Fragen wir, wie sich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, so werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerst erscheint. In diesen sehen wir jene brennende, leidenschaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten

wie nach Vergnügen dürstet, und welcher das barbarische Recht des Schwertes das erste Recht der Natur ist. Gluth in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen stets den Barbaren in der Jugend seines Nationallebens, wo sein Leiden und Genießen Affect, sein Begehren und Verabscheuen Leidenschaft ist. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiste vollführt, wechselsweises Erstaunen, Bewundern, Schrecken, Grausen, stets aber das Gefühl von Kraft erregend, sind es, die uns als Abenteuer hier begegnen. Es fragt sich jetzt nur, was die Erzählung von Abenteuern dieser Art abenteuerlich macht. Nach der zwiefachen Gattung solcher Erzählungen müssen wir hier auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterscheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantisch ausgeschmückt; die andere fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrscheinlichen und selbst des Möglichen übersteigen. Diese Übertreibungen gingen bald auch in die romantischen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andern Abenteuer, als von übertriebener Größe zu suchen, und, von dem ursprünglichen Begriff abgehend, bei dem Abenteuerlichen nur an diese zufällige Übertreibung zu denken. Aber bald auch hier sich beengt fühlend, gingen die Dichter dieser Art in die Welt des Wunderbaren über. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erstaunen zu erregen, seine Helden Abenteuer bestehen, welche zu glauben Verzichtleistung auf den gesunden Verstand erfodert wird. Aber eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und diese brachte, verbunden mit dem Fehdegeiste, besonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erscheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geschlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame seiner Gedanken auszieht, und seinem schwärmerischen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit ist, kann es an sonderbaren Ereignissen, seltsamen Verwicklungen, kühnen Wagstücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt sich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Gestalt als glücksritterliches Wagen, besonders in Beziehung auf Liebe. So ließe sich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantische, wie es sich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies bestehe, finden wir folgende Momente: 1. Schwärmerei für Heroismus, der sich aus Lust in Gefahr stürzt; 2. überspannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3. Mangel an Überlegung, und mithin Unangemessenheit der Mittel zum Zwecke; 4. Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Abweichen von den ewigen Gesetzen, von der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, und muß also in den Kreis des ungereimt Seltsamen fallen. — Soll sich das Abenteuerliche zum Stoff der schönen Künste, namentlich der Poesie eignen, so muß es frei und mit Bewußtseyn als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Ariost, Wieland, Sterne geschehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komischen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantische gewährt. Fehlerhaft aber ist das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten soll, sei es im Stoff, in der Composition, oder im Ausdruck.

Aberglaube ist, der Etymologie nach, jeder falsche Glaube; denn das Wort scheint aus Glaube und dem altdeutschen After, wel-

ches so viel als Falsch bedeutet, zusammengesetzt zu sein. Der Sprachgebrauch aber hat diesem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man versteht darunter namentlich die Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängen soll, ihre Vernunft ungeprüften Erscheinungen und Thatsachen blindlings unterwerfen. Die äußern Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängt, sind Gott und die Natur, und daher giebt es theils einen religiösen, theils einen physischen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube sich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Ursachen nicht augenblicklich, wenigstens nicht von ihm, sich entdecken lassen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine seltene, mit auffallenden Äußerungen verbundene Krankheit dem Einflusse eines bösen Geistes zuschreibt, bald dadurch, daß er Erscheinungen, welche zufälliger Weise auf einander gefolgt sind, als verknüpft durch unsichtbaren Zusammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Comet sei ein Unglücksbote, weil es sich zuweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erscheinung von Cometen unglückliche Zeiten eingetreten sind. Es ist unmöglich, alle verschiedene Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verschiedenen Völkern gefunden werden, zu übersehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menschliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch seine Schweizerprospecte sehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines sehr mittelmäßigen Mahlers) Manier verlassend (ungeachtet er drei Jahre bei ihm blieb), kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm sehr guten Unterricht und mahlte zuerst Bildnisse. Allein seine Neigung für Landschaftsmahlerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit seinem Schüler Zingg nach Paris, und kehrte, geschätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 starb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es ist bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar ihn übertroffen hat, etwa Rietter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erstere bis 1777 sein getreuer Gehülfe blieb.

Aberwitz bedeutet, seiner Etymologie nach, je nachdem man es von Afterwitz, Überwitz oder Ohnewitz ableiten mag, entweder ein falsches, oder übertriebenes, oder mangelhaftes Wissen. Auch wird das Wort in allen diesen Bedeutungen gebraucht, die Hauptbedeutung aber ist aus allen dreien zusammengesetzt: ein falsches, aber eingebildet höheres Wissen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, so bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unsinn übertriebene Abart desselben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Frappanten haschen, fallen nur zu oft in diesen Fehler. Sie machen Combinationen, die ein gesunder Verstand durchaus mißbilligen muß. Dasselbe ist auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von eingebildeter Ähnlichkeit verglichener Gegenstände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weise Ähnlichkeiten mit Bewußtseyn macht; daß also dort das Falsche in der irrigen Vorstellung von dem Gegenstande, hier in dem Witze selbst liegt.

Abformen, s. Abguß.

Abgaben, Auflagen, Steuern, heißen die sämmtlichen Leistungen, welche die Regierung zur Bestreitung des Staatsaufwandes aus dem Vermögen der Staatsbürger erheben läßt. Sterben und Abgaben entrichten, sagt Franklin mit Recht, muß man überall. —

Jede Gesellschaft, also auch die Staatsgesellschaft, hat zu ihrer Fortdauer einen Kostenaufwand nöthig, der von den Mitgliedern derselben gemeinschaftlich bestritten werden muß. Die öffentlichen Abgaben sind keineswegs Tribut, den die Unterthanen ihrem Beherrscher zu entrichten haben, sondern vielmehr billige Beiträge zu dem gemeinschaftlichen Aufwande der großen Gesellschaft, deren Mitglieder sie sind. Dieser Aufwand ist für alle Classen von Staatsbürgern nützlich und heilsam, daher sind auch alle einzelne verbunden, zur Bestreitung desselben nach Maßgabe ihrer Kräfte beizutragen. Die Masse dieser Beiträge ist ein Theil des Nationaleinkommens, welchen das Gesetz zur Bestreitung des gemeinschaftlichen Auskommens bestimmt; Begünstigung der Fortschritte des Nationalreichthums ist daher immer als das sicherste Mittel zu betrachten, das Staatseinkommen zu vermehren. Die Quelle aller Abgaben, die dem Staate entrichtet werden, unter welcherlei Namen und Form sie immer vorkommen mögen, ist einzig und allein das *Vermögen der Nation*. Dies Vermögen aber hat zwei Bestandtheile: es ist theils *Capital*, gesammelter Vorrath von Gütern, der das gegenwärtige, höchstens nächste, Bedürfniß der Staatsbürger übersteigt (s. *Kapital*); theils *Einkommen*, Güter, die erst jetzt hervorgebracht worden und in den Besitz der Nation gekommen sind (s. *Einkommen*). Abgaben dürfen das Capital nicht angreifen, sonst stören sie die Production (s. d. Art.), die nur in höchst seltenen Fällen ohne Anwendung von Capitalen denkbar ist, vermindern eben dadurch das Gesammterzeugniß des Volks und schwächen die Quelle selbst, aus denen allein dem Staate Abgaben zufließen können. Es bleibt demnach das *Einkommen der Nation* als der einzige Theil ihres Vermögens übrig, welcher dem Nationalwohlstande unbeschadet Abgaben zu tragen im Stande ist. Alles Einkommen aber ist theils *rohes*, theils *reines* Einkommen; jenes begreift die *ganze Masse* von Gütern in sich, welche die Nation wirklich einnimmt, ohne daß dieselbe zuvor in ihrem Besitze war; dieses hingegen umfaßt nur denjenigen *Theil* dieser Güter, welcher übrig bleibt, nachdem der Aufwand erstattet worden, den die Hervorbringung des Einkommens gekostet hat, es ist die Masse von Gütern, welche die Nation verzehren kann, ohne ihre Capitale zu schwächen, welche sie zur Befriedigung von Luxusbedürfnissen verwenden kann, ohne die Fonds, woraus productive Arbeit bezahlt wird, zu vermindern. Eben so wenig wie das *Capital*, darf das rohe Einkommen bei der Besteurung zum Grund gelegt werden, weil Abgaben, welche die Regierung von diesem fodert, sehr leicht die Natur der auf das Capital gelegten annehmen; denn, sind sie so bedeutend, daß sie den Titel des Gesammteinkommens, welcher das *reine* bildet, überschreiten, so muß entweder das Capital selbst angegriffen oder die Production unterbrochen werden; höchst schwierig aber ist es immer, die Grenzlinie genau zu bestimmen, welche nicht überschritten werden darf, wenn die auf das *rohe* Einkommen gelegte Abgabe nicht zu groß sein, also jene schädliche Folgen nicht haben soll, unvermeidlich ist dann vielmehr oft, beim Scheine der größten Gleichheit die Staatsbürger auf eine höchst ungleiche Weise zu besteuern und die schreiendste Ungerechtigkeit zu veranlassen. Ein auffallendes Beispiel dieser Art liefert der Naturzehnte, wie er in den meisten neuern Staaten erhoben wird (s. *Zehnte*). Es ist daher das reine Einkommen das einzige, was als Gegenstand der Besteurung betrachtet und als solcher von der Finanzverwaltung des Staats in Anspruch genommen werden darf, soll die Production nicht gehemmt und der Nationalwohlstand nicht gefährdet werden. Dieses reine Einkommen aber ist zwiefacher Art:

es ist entweder aus den Urquellen alles Einkommens hervorgehendes reines Einkommen der Nation überhaupt, ohne alle Rücksicht auf die einzelnen Individuen, denen es zu Theil wird (ursprünglich reines Einkommen) oder reines Einkommen der einzelnen Individuen im Staate, ohne Rücksicht auf die Urquellen, aus denen es geflossen (individuell reines Einkommen). Beide Gattungen von reinem Einkommen lassen sich wohl unmittelbar (direct) als mittelbar (indrect) besteuern, aber die unmittelbare Besteurung hat große Vorzüge vor der mittelbaren, darum muß jene stets als Haupt-, diese hingegen immer nur als Nebengattung betrachtet werden; die mittelbare Besteurung darf nur als Ergänzung der unmittelbaren Statt finden, sie muß nur den Zweck haben, die Ungleichheit der Abgaben zu vermindern, die, so lange es noch an ganz genauen Notizen vom gesammten reinen Einkommen der Nation fehlt, bei der bloßen unmittelbaren Besteurung durchaus nicht zu vermeiden ist. Könnte man es auf irgend eine Weise dahin bringen, eine vollständige, ganz zuverlässige und genaue Kenntniß vom gesammten reinen Einkommen der Nation sich zu erwerben, so wäre es rathsam, alle mittelbare Besteurungen abzuschaffen und blos unmittelbare Statt finden zu lassen, denn zwecklos wäre es alsdann, auf Umwegen das zu suchen, was man auf dem geraden Wege mit Leichtigkeit und Sicherheit erlangen könnte; aber in der Natur der Sache selbst liegt es, daß eine so genaue Kenntniß vom reinen Einkommen der Nation stets ein frommer Wunsch bleiben muß, darum wird man sich auch nie mit der bloßen unmittelbaren Besteurung begnügen können, sondern um eine Gleichheit in dieser Hinsicht so viel als möglich zu vermeiden, zugleich zu der mittelbaren seine Zuflucht nehmen müssen, ausgemacht aber bleibt es immer, daß die mittelbaren (indirecten) Steuern um so leichter entbehrt und durch unmittelbare (directe) ersezt werden können, je weitere Fortschritte in der Erkenntniß des gesammten reinen Einkommens der Nation gemacht worden. — Wie es nur drei Urquellen von reinem Einkommen überhaupt giebt, für die Nation wie für den einzelnen Privatmann, nämlich Grundeigenthum, das seinem Besitzer eine Rente liefert, Capital, das Zinsen und Gewinnste abwirft und Arbeit, welche Lohn zusichert; so kann es auch nur drei Hauptclassen von Abgaben geben, welche das ursprünglich reine Einkommen treffen, nämlich Grundsteuern (s. d. Art), Kapitalsteuern (s. d. Art.) und Arbeits- oder Gewerbsteuern (s. d. Art.). Selten sind jedoch die Abgaben, welche in den verschiedenen europäischen Staaten eingeführt worden, von der Art, daß sie die eine oder andere dieser Urquellen ausschließlich treffen, sondern gewöhnlich werden dadurch zwei derselben, oft sogar alle drei zu gleicher Zeit getroffen; letzteres ist namentlich der Fall bei den meisten unmittelbaren oder indirecten Steuern. — Was das individuell reine Einkommen betrifft, so ist die Quelle, woraus es fließt, bald ursprünglich rohes Einkommen, wie z. B. Zehnten, bald ursprünglich reines Einkommen, wie z. B. Grundrente, Capitalrente oder Arbeitslohn. Ist von Besteurung dieses individuellen Einkommens die Rede, so macht gewöhnlich die Natur seiner Quelle durchaus keinen Unterschied, alles kommt vielmehr nur darauf an, ob dieselbe so ergiebig ist, daß dem zu besteuernden Individuum nach Bestreitung des Aufwands, welcher zur Fortsetzung seiner productiven Arbeit und zur Befriedigung der eigenen sowohl als der Familie absolut nothwendigen Bedürfnisse erfoderlich ist, ein Überschuß verbleibt; dieser Überschuß kann ohne Gefahr für den Nationalwohlstand noch einer besondern Be-

steurung unterworfen werden; unmittelbar (direct) wird derselbe besteuert durch die Einkommensteuer (s. d. Art.), mittelbar (indirect) aber durch die Kopf- oder Personalsteuer (s. d. Art.) und verschiedene Gattungen der Consumtionssteuer (s. d. Art.). Alle Einkünfte, von welcher Natur sie auch sein mögen, dürfen mit Abgaben belegt werden, wenn sie von ihrem Besitzer zu einem Aufwande verwendet werden können, der für ihn nicht absolut nothwendig ist; so lange die öffentlichen Abgaben blos vom Einkommen dieser Art gefodert werden und nicht zugleich übermäßig hoch sind, so können sie den einzelnen Beitragspflichtigen nicht leicht anders lästig werden, als durch Fehler in ihrer Vertheilung und Erhebung. Die Güte oder Mangelhaftigkeit eines Abgabensystems ist daher lediglich zu beurtheilen nach der getroffenen Wahl der Abgaben, nach der Art ihrer Vertheilung und nach der Art und Weise ihrer Erhebung. Will man aber die Summe anschlagen, welche die Erhebung einer Auflage der Nation kostet, so muß man zu dem ganzen Betrag, den der Steuerpflichtige zahlt, noch die Beschwerden, so wie den Verlust an Zeit und an Vortheilen, hinzurechnen, welche ihm dadurch verursacht werden. Eine Auflage kann sehr gerecht, selbst in genauem Verhältniß des Einkommens auferlegt sein, aber dennoch durch die Art, wie sie erhoben wird, ausnehmend lästig werden. Wenn z. B. die Zahlung, die der Einnehmer fodert, die Summe übersteigt, über welche der größte Theil der Beitragspflichtigen zu der Zeit dieser Foderung verfügen kann; wenn diese dadurch genöthigt werden, Gerichts- und Beitreibungskosten zu bezahlen, oder Anleihen zu machen oder ihre Producte, welche sie einige Monate später mit Vortheil abgesetzt hätten, zu jedem Preis zu verkaufen: so entsteht für sie eine Erhöhung der Auflage, die dem Staate durchaus keinen Vortheil gewährt. — Sind die Abgaben regelmäßig und genau bestimmt, so erleichtert bald die Gewohnheit den Verlust, den sie verursachen und eine nach Maßgabe des gewöhnlichen Aufwandes im voraus berechnete Steuer vertheilt sich bald über die Einkünfte des Einzelnen, ohne die Capitale anzugreifen; sind hingegen die Abgaben zufällig, so werden sie, wie mäßig sie auch sein mögen, darum lästig, weil sie eine unvorhergesehene Ausgabe veranlassen, und sind dieselben gar hoch, so können sie verderblich werden und zur Aufopferung von Capitalen nöthigen. — Auch hat man bei Beurtheilung einer Steuer sich zu hüten, daß man nicht blos den Betrag, welchen sie abwirft, so wie die mittelbaren und unmittelbaren Aufopferungen in Betracht ziehe, welche der Steuerpflichtige zu machen genöthigt ist, sondern man muß auch die Wirkung derselben auf die öffentliche Meinung und ihren Einfluß auf die Anhänglichkeit des Volks an die Regierung berücksichtigen. Eine directe Auflage auf Grundeigenthum und eine indirecte auf den Genuß können denselben Ertrag geben, aber die letztere kann den Beitragspflichtigen die Unlust ersparen, die mit der Bezahlung der Auflage verbunden ist und welche oft höher angeschlagen wird, als die Bezahlung selbst. — Übrigens ist bei der Prüfung von Auflagen jedesmal sorgfältig zu unterscheiden, ob sie nur einmal erhoben werden sollen oder fortdauernd; im ersten Fall müssen zwar in der Regel auch die allgemeinen hinsichtlich der Besteurung geltenden Grundsätze befolgt werden, wo dies aber nicht möglich ist, wo selbst das Capital angegriffen werden muß, wie z. B. in Kriegszeiten bei Zwangsanleihen, da bleibt nichts weiter übrig, als von der Sparsamkeit der Besteuerten zu erwarten, daß die Lücke, welche dadurch im Nationalcapital entstanden, auf andere Weise wieder ausgefüllt werde. Die Foderungen,

welche man hinsichtlich der möglichen Schonung des Nationalwohlstandes an die ordentlichen oder fortdauernden Steuern machen kann, sind in der Kürze folgende: sie dürfen nur das reine Einkommen, nie das Capital treffen; die Beiträge müssen so lange als möglich in den Händen der Steuerpflichtigen gelassen und dieselben nur in solchen Terminen erhoben werden, daß sie durch die öffentlichen Cassen bald wieder in Umlauf kommen, indem sonst der Beitragspflichtige um einen Gewinn gebracht wird, ohne daß dieser Verlust der Finanzverwaltung zu gut kommt; sie dürfen die Freiheit der Gewerbe und des Handels nicht beschränken, indem sie sonst die allgemeine Quelle des Nationaleinkommens und also auch ihre eigene Quelle selbst schwächen; sie müssen in den Lasten und Entbehrungen, welche sie den Steuerpflichtigen verursachen, die möglich größte Gleichheit beobachten, aber die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, dürfen nicht kostbarer und drückender sein, als der Zweck selbst; sie müssen den Fleißigen nicht um seines Fleißes willen stärker treffen, als den Nichtfleißigen, indem sie sonst, statt zum Fleiß zu ermuntern, den Antrieb zu demselben unterdrücken; sie müssen hinsichtlich des Betrags, so wie des Orts und des Termins der Zahlung, genau bestimmt und allgemein bekannt sein, indem sonst der Steuerpflichtige keinen richtigen ökonomischen Anschlag über seine Ausgaben machen kann und der Willkühr der Einnehmer zu seinem Schaden überlassen ist; sie müssen so eingerichtet sein, daß sich ihnen kein Steuerpflichtiger durch Betrug, Bestechung oder Entfernung entziehen kann, indem sie sonst nur den rechtlichen und gewissenhaften Bürger treffen, den betrügerischen hingegen unbesteuert lassen; sie müssen mit dem möglichst geringsten Aufwande erhoben werden, um nicht der Nation Kosten zu veranlassen, welche der Regierung nicht zu gut kommen; sie dürfen bei ihrer Erhebung nicht durch lästige Förmlichkeiten beschwerlich werden, indem diese dem Bezahler oft unangenehmer sind, als die Abgabe selbst; die Zahlungstermine müssen auf solche Zeitpuncte angesetzt werden, in welchen der Steuerpflichtige am besten im Stande ist, die Abgabe zu bezahlen. KM.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchsten unendlichen moralischen Wesens, das wir Gott nennen. Die Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, Idol; ein Wesen, das nicht Gott ist. Die Geschichte lehrt uns, daß der Mensch zu der reinen und ausgebreiteten Idee von dem Unaussprechlichen, ohne höhere Leitung, deren sich die Hebräer und Christen rühmen, nicht anders als mit Zeitverlust und spät gelangt; sie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menschen und die daraus entstehende Furcht vor irgend einer unangenehmen Lage in seinem Zustande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereignissen die Quelle aller Abgötterei ursprünglich gewesen ist. Die natürlichen Ursachen glücklicher Ereignisse waren ihnen noch unbekannt, so wie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme des Lichts, der Winde, des Meeres u. s. w. Ohne sich in eine tiefere Untersuchung einzulassen, schuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorsteher und Vorsteherinnen, und übertrug ihnen die Obsorge derselben. So verehrte man die Gestirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andere gaben ihren Göttern Menschengestalt, zugleich aber auch menschliche Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften. Daher der Anthropomorphismus, der jedoch verschiedene Grade hat, und entweder dogmatisch ist, wenn er menschliche Eigenschaften höhern Wesen selbst beilegt, oder symbolisch, wenn nur Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden sollen. Die Gunst des Gottes suchten sie zu gewinnen, wie

man die Gunst des Menschen gewinnt, durch Geschenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen besondern Gott, der nicht der Altvater aller Menschen, sondern nur sein Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geschlechts war. Das war noch mehr Grund, sich seinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn besitzen. Er nahm einen Platz im Hause ein, und wurde nun buchstäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirksamkeit wurde auf den Ort seines Aufenthalts beschränkt. Er wurde Beschützer und Rathgeber dessen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Kriegs; der Gott der Hirten sorgte für die Herden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbaues und der fruchtbaren Zeiten. Diese Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Kultus anordneten, theils ihnen die Wünsche der Menschen vortrugen und diesen Bescheid gaben. Diese Gelegenheit benutzte der Eigennutz. Einzelne gaben sich das Ansehen eines genauen und vertrauten Umgangs mit den Göttern; so entstanden Wahrsagungen und Orakel. — Manche Verständige sahen indeß schon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf die Idee eines einzigen Gottes geführt. (Vergl. den Art. Gott und Polytheismus.)

Abguß ist die Nachformung von Werken bildender Kunst, durch Aufgießung einer flüssigen, nachher sich verhärtenden Materie. Man überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am besten aber mit Gyps, und nimmt die Masse, wenn sie darauf erhartet ist, mit Sorgfalt ab. Dies giebt die Form (moule), welche, was im Original vertieft ist, erhoben, und was dort erhoben ist, vertieft enthält. Wird in diese Form wieder eine weiche Masse gegossen, so erhält man durch Abformen ein das Original getreu darstellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird (plâtre). Ganze Körper können nicht auf einmal abgeformt werden, weil sonst die Originale nicht herausgenommen werden können, sondern nur stückweise. Diese Stücke werden beim Abformen sorgfältig zusammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunstwerken jene erhöhten Streifen entstehen, die man Nähte nennt, welche verschnitten und polirt werden. Weil aber dadurch manches verloren gehen kann, zieht man, wenn sie nicht zu bloßer Verzierung dienen sollen, die Abgüsse mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er ist der beste Ersatz für das, was dem Studium und dem Genusse sonst abgehen würde; und es giebt doch auch Abgüsse, die den Originalen in dem, was den Künstler und Kunstfreund zu ihnen führt, so nahe als möglich kommen. Aber um diesen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüsse, die mit Vorsicht und Kunstkenntniß verfertigt worden sind. Die Rostischen in Leipzig sind bekannt. So lange in Paris die vorzüglichsten Werke alter bildenden Kunst versammelt waren, wurden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüsse verfertigt, und man konnte dergleichen von allen dort vereinigt gewesenen Antiken zu sehr billigen Preisen erhalten. — Die Abgüsse aus bloßer Töpfererde werden in stärkern und schwächern Theilen ungleich und verschwinden aus ihren Verhältnissen. Sie verkürzen sich um mehr als den sechsten Theil, so daß jugendliche Statuen oder Büsten sich mehr der Kindheit nähern.

Abintestato ist ein juristischer Ausdruck, der bezeichnet: ohne Testament erben, d. h. eine Hinterlassenschaft, über die durch kein Testament verfügt ist, als natürlicher Erbe an sich bringen.

Abirrung des Lichts. Wenn wir einen Gegenstand sehen,

sehen,

so geschieht dies, indem die von diesem Gegenstande ausfahrenden Lichtstrahlen unser Auge treffen, und wir suchen den Ort des Gegenstandes in der Richtung auf, in welcher dies geschieht. Man stelle sich jetzt die in ihrer Bewegung um die Sonne begriffene Erde, und vorerst einen Fixstern vor, der Lichtstrahlen senkrecht auf die Richtung dieser Bewegung absendet. Das Auge des Beobachters und der Lichtstrahl stoßen dadurch zusammen, und, da der Beobachter von seiner eigenen Bewegung nichts verspürt, so legt er dieselbe dem Lichte, in entgegengesetzter Richtung, bei; wie man z. B. auf einem Kahne fahrend, die Bäume längs dem Ufer bei sich vorbeilaufen sieht. Also mißt das Auge dem Lichte hier, außer seiner senkrechten Bewegung, noch eine andere, ihm entgegenkommende, bei, und empfängt daher den Eindruck desselben in der Richtung, welche aus dieser zusammengesetzten Bewegung entspringt, nämlich in der Diagonale des Parallelogramms, dessen Seiten die wirkliche und die eingebildete Bewegung des Lichts (d. i. die Bewegung der Erde) in gleicher Zeit bilden. An seinem wahren Orte erblickt der Beobachter den Stern nur, wenn er sich demselben in gerader Linie entweder nähert, oder von ihm entfernt; bei jeder andern Richtung der Bewegung erscheint der Stern, in dieser Richtung, ein weniges (das Maximum ist 20 Secunden) vorwärts gerückt; und diese, aus der Bewegung der Erde, für welche sie zugleich einen Beweis abgiebt, entspringende, scheinbare Ortsveränderung aller Himmelskörper (denn sie bezieht sich, wie man nun leicht einsieht, nicht allein auf die Fixsterne, bei denen sie nur am auffallendsten erscheint) nennt man „Abirrung des Lichts." In Folge davon scheinen die Fixsterne, während eines Umlaufs der Erde um die Sonne, nachdem sie entweder in der Ebne der Ekliptik, oder in deren Polen, oder in den Zwischenstellen stehen, im ersteren Falle sich in gerader Linie rechts und links von ihrem wahren Orte zu entfernen; im zweiten einen Kreis; im dritten aber eine Eklipse um denselben zu beschreiben: welches aus dem Vorgetragenen durch weiteres Nachdenken erhellt. Diese schöne Entdeckung verdanken wir Bradley (s. d. Art.). D. N.

Abklatschen nennen die Buchdrucker die Manipulation, wenn sie einen Abdruck nicht mittelst der Presse machen, sondern dadurch zu Stande bringen, daß sie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürsten darauf festdrücken.

Ablaß ist, nach der katholischen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das sichtbare Haupt der Kirche, der Papst, verwaltet dieses Amt der Schlüssel und von ihm fließen in mannichfacher Modalität die Indulgenzen aus, welche hauptsächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt sich auf das Dogma von den guten Werken zurück; denn die katholischen Dogmatiker deduciren die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, so: Viele Heilige und Fromme haben mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zu Vergebung ihren Sünden nöthig gewesen, und sich dadurch im himmlischen Schuldbuche ein beträchtliches Guthaben gemacht. Die Summe dieses Guthabens macht nun einen Schatz der Kirche aus, wozu der Papst den Schlüssel und so die Macht hat, gegen fromme Spenden aus diesem Schatze beliebige Summen abzulassen. Historisch leitet sich der Ablaß von den öffentlichen Pönitenzen und canonischen Strafen her, womit die alte christliche Kirche die Sünder in der Gemeinde und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht bestanden hat.

ten. Diese canonischen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und der Klerus speculativer wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln, und mit der Verderbniß der christlichen Religion wurde dieser Mißbrauch so himmelschreiend, daß er den Anfang der Reformation veranlaßte. Anfangs war der Ressort des Ablasses blos in Rom selbst, und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieser Armenschatz unter 1505 dortigen Kirchen vertheilt, wovon sieben Hauptkirchen am reichsten von den Päpsten dotirt waren. Man nannte diese Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichsten war die Kirche im Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung so viel Indulgenz-Tage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der gesammte Indulgenzenschatz der in Rom befindlichen Kirchen betrug über eine Million Tage temporären Ablasses und über 42 volle Indulgenzen, und war sonach unerschöpflich. Als die Päpste mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbischöfen und Bischöfen portionsweise verliehen und endlich gar besondere Ablaßkrämer hausiren geschickt. Zu den Kirchen-Jubiläen, welche von 25 zu 25 Jahren gefeiert wurden, galt der Ablaß doppelt, und solche Jubeljahre gaben die beste Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo X. kam 1513 zur Regierung, und konnte, da der Bau der Peterskirche seine Finanzen erschöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weßhalb er denn mit dem Churfürsten Albert von Mainz den Ablaßkram für Deutschland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten Tezel einen vortrefflichen Hausirer fand. Der horrende Übelstand zündete Luthers Feuereifer an und die protestantischen Theologen fanden immer im Ablasse eine der schwächsten Seiten des Katholicismus, und selbst die katholischen Stände Deutschlands trugen 1530 beim Kaiser an, daß er den Papst vermögen solle, keine Ablaßbriefe nach Deutschland zu schicken, indem durch solche die ganze katholische Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident und zwar in dem letzten Decrete der Versammlung unter die Glaubensartikel aufgenommen, so daß Martinus Chemnitius schreibt: „Obgleich alle Vernünftige zu der Weisheit des Concilii das Vertrauen gehabt, es werde diesen schändlichen Mißbrauch verbannen, so habe man doch noch zuletzt (nach Art des Teufels, der mit Hinterlassung eines Gestanks zu verschwinden pflege) diesen Unrath im Lehrgebäude behalten." A.

Ablauf, in der Baukunst, die Ausbeugung einer Linie oder Fläche an ihrem obersten Ende. In der Säulenordnung macht die Ausbeugung oder Aushöhlung der Fläche des Saumes gegen den Obersaum den Ablauf aus. Im bürgerlichen Recht ist der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer gesetzten Zeit.

Ablegaten heißen in der diplomatischen Sprache Gesandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof gesendet werden, z. B. päpstliche Prälaten, die an einem Hofe, wo kein Nuntius ist, ein kurzes Geschäft abmachen sollen. Dieser Titel ist mit dem von Envoyé gleichbedeutend. (S. Gesandte.)

Ablegen oder Absenken ist eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewisser Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geschlechter Statt findet. Unter den Thieren gehören dahin die Regenwürmer, die Naide und insbesondere die Polypen. Bei den Gewächsen ist es eine sehr gewöhnliche Vermehrungsart. Man schneidet Zweige ab, steckt sie in die Erde, wo sie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde,

bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln sich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Diese Zweige, womit man Gewächse vervielfältigen kann, nennt man Schnittlinge. Sehr gut ist es, wenn man durch Einschnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülste hervorbringt, denn aus diesen treiben desto eher Wurzeln hervor. Übrigens muß man sie oft anfeuchten und vor der Sonne schützen, weil sonst die zarten, noch wurzellosen Zweige verdorren würden. Die sicherste Methode, Ableger zu machen, ist aber die, daß man schickliche Zweige von einem Gewächse niedersenkt und den untersten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies nicht angeht, steckt man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denselben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß. Man wartet alsdann, bis der mit Erde bedeckte Theil Wurzeln getrieben hat, und trennt ihn alsdann von dem Mutterstamm.

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend, unregelmäßig, daher auch so viel als krankhaft, z. B. abnormer Zustand, krankhafter Zustand. Abnormitäten sind regelwidrige, krankhafte Erscheinungen an Naturgegenständen, z. B. Ballen statt regelmäßiger Füße, sechs Finger statt fünfen u. dgl.

Abo, spr. Obo, finnisch Turku, Hauptstadt in Finland, am bethnischen Meerbusen, mit 1100 Häusern und 12,550 Einwohnern, welche bedeutenden Handel treiben. Es giebt hier Tabaks-, Zucker-, Segeltuchfabriken, Schiffswerfte und eine Universität, welche die Königin von Schweden Christina 1640 errichtete. Im J. 1743 wurde hier zwischen Rußland und Schweden, nach einem für letzteres sehr unglücklichen Kriege, Friede geschlossen (s. Friedensschlüsse). Seit 1817 ist Helsingfors die Hauptstadt in Gouvernement Finland.

Aborigines (lat.) werden bei den Geschichtschreibern die ältesten Einwohner eines Landes genannt, die sich, bei der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, zuerst darin niedergelassen haben, und über deren Ursprung (origo) und Herkunft sich nichts bestimmtes sagen läßt. Bei den römischen Geschichtschreibern wird die Völkerschaft so genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. Von der Schwungkraft, welche eine Folge der Umdrehung des Erdkörpers um seine Axe ist, müssen nothwendig die verschiedenen Theile desselben, nach Maßgabe ihrer verschiedenen Lage gegen die Axe, verschiedenartig afficirt werden; um die Pole am wenigsten, um den Äquator am meisten: dies erhellt durch bloßes Nachdenken, wenn man sich eine drehende Kugel vorstellt. Da diese Schwungkraft, wie ebenfalls durch bloßes Nachdenken erhellt, einen Theil der nach dem Mittelpunct der Erde gerichteten Schwerkraft aufhebt, so müssen die Körper um die Pole stärker nach demselben hingezogen werden, als um den Äquator: und als diese Wirkung sich mit der ursprünglich flüssigen Beschaffenheit des Erdkörpers verband, so mußten sich, in Folge davon, die Polargegenden mehr einsenken, abplatten; indeß die Äquatorialgegenden ringförmig aufschwellen. Die Erde erhielt so ihre jetzige, pomeranzenähnliche, Gestalt; die Axe verkürzte sich gegen den Durchmesser des Äquators: und diese Verschiedenheit in Beider Länge ist das Maß der „Abplattung der Erde;" so daß der Ausdruck, die Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{230}$, sagen will: wenn der Äquatorialdurchmesser in 230 gleiche Theile getheilt ist, so enthält die Axe nur 229 solcher Theile; sie ist um $\frac{1}{230}$ kürzer als Jener. So hoch hatten zuerst Newton und Huygens die Abplattung aus den allgemeinen, angegebenen Gründen geschätzt. Später

aus de...

im übermaß man wiederholentlich Grade des Erdmeridians in den Polar- und Äquatorialgegenden (s. Gradmessung), und schloß aus deren Längenverschiedenheit auf die Längenverschiedenheit der zugehörigen Durchmesser. Neuere solche Messungen geben die Abplattung = $\frac{1}{310}$; wonach, wenn der Durchmesser des Äquators = 1719 geographischer Meilen, die Axe nur 1713⅓ solcher Meilen enthält. D.N.

Abprotzen, s. Canone.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmtester Patriarch. An ihn knüpfen sich die Geschichte des israelitischen Volks, die demselben von Gott gem[…]en Verheißungen und die zu seinen Gunsten gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitausend Jahre v. Chr. Geb., stammte er von Sem, Noahs ältestem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte seine ersten Jahre in dem Hause seines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in seiner Familie herrschte. Gehorsam der Stimme Gottes, welche, auf seine hohe Bestimmung hindeutend, ihm befahl, sich in dem Lande Canaan niederzulassen, ging er dahin mit seinem Vater, seinem Weibe und seinem Neffen, und nahm seinen Wohnplatz zu Haran in Mesopotamien. Nach seines Vaters Tode führte er ein unstetes Leben, theils um sich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für seine zahlreichen Herden zu finden. Er besuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwischen seinen und Loths Knechten führten endlich zwischen beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ sich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabische Anführer Gomorra überfallen und Loth mit seiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte sie Abraham mit seinen 318 Knechten, besiegte sie und befreite seinen Neffen mit allem, was ihm angehörte. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und sein Bündniß mit ihm und seinen Nachkommen durch die Beschneidung besiegelt. Schon schien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieser Versprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Gestalt von Reisenden bei ihnen einkehrten. Sie waren abgesandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchlosigkeiten zu strafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter sein würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward sie schwanger und gebar zu der von dem Engel angegebenen Zeit Isaak. Als derselbe sein 25. Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Probe setzen und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzstoß und sollte den Todesstreich empfangen, als Gott, durch den Gehorsam seines Knechtes befriedigt, seinen aufgehobenen Arm hemmte. Sara starb; Abraham aber heirathete Kethura, welche ihm noch sechs Kinder gebar, und starb selbst 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu seinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, sondern auch die Araber leiten ihren Ursprung von diesem Patriarchen ab; die griechische und römische Kirche haben seinen Namen in ihre Legenden gesetzt. Auch im Coran ist von ihm die Rede, und einige Mohammedanische Schriftsteller behaupten, daß Abraham auch nach Mecca gereis't sei, und den Tempel daselbst zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben stets sein Grab und sein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in seiner Geschichte die Wahrheit mit der Lüge vermischt.

Abraham a Santa Clara. Dieser wegen der Originalität seines Vortrags zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner war 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben geboren und heißt eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unterösterreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Augustiner, studirte zu Wien in dem dortigen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloster Taxa in Oberbaiern und wurde 1669 nach Wien als kaiserlicher Hofprediger berufen, in welchem Posten er 1709, 68 Jahr alt, starb. Seine Predigten zeichnen sich durch bizarren und burlesken Witz aus und sind mit den seltsamsten Einfällen reichlich ausstaffirt. Diese Eigenschaften, welche zu dem Geist der damaligen Zeit recht wohl paßten, verschafften ihm fleißige und zahlreiche Zuhörer, und da sie mit einer großen Popularität verbunden sind, blieben sie gewiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige seiner Schriften dem Titel nach an, weil dieser den darin herrschenden Ton hinlänglich charakterisirt. Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Lastern; Heilsames Gemisch Gemäsch; Abraham a Santa Clara ganz neu ausgeheckteś Narrennest oder curieuse Werkstatt mancherlei Narren und Narrinnen; Reim dich oder ich lies dich nicht; gack, gack, gack ein Ey, sagt was die Kirchfahrt und Klostertaxa sey u. s. w. Der Verfasser schont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth viel Kenntnisse.

Abrahamiten, oder böhmische Deisten, wurde eine Anzahl unwissender Landleute aus der Pardubitzer Herrschaft in Böhmen, die, dem Toleranzedict Josephs II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkeit hervortraten und sich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiserlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden, noch einer der recipirten christlichen Confessionen angehören wollten, wurde ihr Gesuch um Religionsfreiheit abgewiesen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiser Joseph ließ diese sonst unbescholtenen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militärische Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien transportiren, wo die Männer unter die Grenzbataillone gesteckt und zum Theil (im Bannat) nebst ihren Weibern zum katholischen Glauben gebracht wurden. Mehrere sind auf ihren Deismus gestorben. (S. Geschichte der böhmischen Deisten, Leipz. 1785.) F.

Abschnitt wird in der Geometrie der Theil der Fläche genannt, der durch eine gerade Linie, die zwei Puncte des Umfangs der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Cirkels einen Abschnitt.

Absicht. Sowohl in der physischen als in der moralischen Welt hat jede Wirkung ihre Ursache, nur geschieht dort mechanisch und bewußtlos, was hier mit freier sich selbst bewußter Thätigkeit geschieht. Dieser allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges Wesen handelt. Jede Handlung eines vernünftigen Wesens aber liegt innerhalb der Grenzen von Absicht und Zweck. Wer handelt, will, daß durch seine Handlung etwas wirklich gemacht werden soll, und dieses Etwas ist der Zweck der Handlung; der freiwillige Bestimmungsgrund aber, dieses Etwas wirklich zu machen, die Absicht. Man könnte diese auch als den vorgesetzten Zweck erklären. Absicht und Zweck stehen also zu einander in dem Verhält-

niß, wie Ursach und Wirkung: die Wirkung ist mit Vorbewußtsein hervorgebracht, die Ursach eine im Willen eines denkenden Wesens und auf Überlegung gegründete.

Absolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rücksicht und Beschränkung, das und so ist, was und wie es ist. Es steht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweise und unter Bedingungen gewisse Beschaffenheiten hat. Das Absolute ist demnach der allgemeinste Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das schlechterdings Vollendete aus.

Absolutorium (lat.), ein Erlaßurtheil, wodurch jemand von einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. s. w. losgesprochen wird. Insbesondere werden auch Austrittsbescheinigungen, nach erledigten Verbindlichkeiten, so genannt, z. B. Abgangsbescheinigungen von Schulen u. dgl.

Absonderungsvermögen, s. Abstract.

Absorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an sich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen, einsaugen.

Abstammung des Menschengeschlechts. Über die Frage, ob das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstamme, wie in der Mosaischen Schöpfungsgeschichte erzählt wird, oder ob man eben so viele Stammpaare annehmen müsse, als sich uns Hauptgattungen darbieten, ist vielfach gestritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tartar und der Samojede, sämmtlich zu einem und demselben Geschlechte gehören, ist dadurch unläugbar bewiesen, daß sie bei der Vermischung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenschaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermischung von zwei verschiedenen Thiergeschlechtern entsprungenes Geschöpf unfähig ist, sich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. s. w. Aber nicht eben so leicht ist die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der schwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau so wesentlich verschieden sind, von gemeinschaftlichen Ältern abstammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menschengeschlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich **Buffon**. Wie Pflanzen und Thiere unter verschiedenen Himmelsstrichen der Erde ausarten, und ihre ursprünglichen Eigenschaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, so auch der Mensch; und alle Unterschiede der Farbe, des Haars, des Körperbaues sind die Wirkung des verschiedenen Klima's auf der Erde. **Kant**, der in der Hauptsache gleicher Meinung ist, leitet die Unterschiede der Menschenstämme von gewissen vorgebildeten Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden bestimmten Menschen gelegt habe, um gelegentlich ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen und dieser ihm im Fortgange der Zeugungen gleichsam angeboren scheine. Luft, Sonne, Wasser u. s. w. bringen nur in so fern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als sie Anlaß geben, daß sich gewisse Keime entwickeln, die Gegenwart dieser Keime aber sei nothwendig, da die genannten äußern Ursachen selbst keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat diese Hypothese viel für sich, und gefällt noch mehr als **Blumenbachs** Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt sich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die präformirten Keime in das ganze Geschlecht gelegt, und sie warten nur auf ihre Auswickelungsursachen, oder nur in diese oder jene Nation, je nachdem sie für dies oder ein anderes Klima bestimmt war. Ist das Letztere, so haben wir eben so viel ursprünglich verschiedene

Stämm als Klimata; ist das Erste: wie kommt es, daß sich jene Keime unter einerlei Einfluß äußerlich auswickelnder Ursachen bei Menschen, die lange unter diesem Einfluß gelebt haben, doch nicht entwickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa schwarz, und jeder zeugt, wenn er sich in seiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erst in einer langen Folge von Abstammungen allmählig entwickelt würden. Die Meinung derer also, welche die Menschen von einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Ursachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewisse Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterstützen dieselbe noch durch die Verwandtschaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieser Behauptung ist Home anzusehen. Ihm sind die Unterschiede der Farbe, der Haare, der Größe, Gesichtsbildung, Sprache nicht Wirkungen des Klima's, sondern Beweise, daß es verschiedene Gattungen oder Arten von Menschen giebt, und daß sich diese auch von Natur für verschiedene Gegenden schicken, welche ihnen ursprünglich angewiesen worden. Zunächst führt er Thatsachen gegen Buffons Farbensystem an. Die Amerikaner sind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, so verschieden auch das Klima dieses großen Erdtheils ist. Die Bewohner Nieder-Äthiopiens, ungeachtet sie die Sonne im Scheitelpunct haben, sind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomopata Schwarze. Völker, in fremde Himmelsstriche verpflanzt, behalten ihre ursprüngliche Farbe; kein Beispiel ist vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern blieben in Pennsylvanien schwarz, und eine seit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die europäische Farbe behalten. Denjenigen, die alles der Sonne zuschreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die sie den Ältern eindrückt, sich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht gesehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, ist nicht zuverlässig.) Schwächer sind die Beweise, welche Home aus der Verschiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für seine Meinung hernimmt, und wir umgehen sie um so eher, da schon aus dem Angeführten hinlänglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und diesem entgegen Feder über denselben Gegenstand sagen.

Abstand, der Zustand einer Person oder Sache, die von einer andern entfernt steht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternkunde ist der Abstand vom Mittage ein Bogen des Gleichers von dem Mittagskreise bis zu dem Puncte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher schneidet; der Abstand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspuncte an gerechnet bis zu dem Puncte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt; der Abstand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunct an gerechnet, bis zu einem beliebigen Puncte, z. B. einem Sterne.

Absteigende Linie nennt man eine Reihe von Personen, die von einander abstammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; in umgekehrter Folge nennt man sie aufsteigende Linie.

Absteigung (descensio) eines Gestirns wird in die gerade und schiefe eingetheilt. Unter der ersten versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspuncte des Gleichers und dem Abweichungskreise eines Gestirns (s. Abweichung) enthalten

ist, unter der letztern aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspuncte des Gleichers, und dem mit dem Gestirne zugleich untergehenden Puncte desselben enthalten ist.

Abstract, Abstraction. Das Vermögen des Verstandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in sich selbst zu betrachten, ihr Gemeinsames und Verschiedenes, ihre Theile und Eigenschaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzusondern, und sich eine Menge der Dinge unter der Ähnlichkeit ihrer Merkmahle zu denken, nennen wir Abstractions- oder Absonderungsvermögen, das Verfahren Abstraction, und den Begriff, welcher auf solche Art entsteht, einen abstrahirten Begriff oder ein Abstractum. Das Ding aber, von welchem der Mensch abstrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abstractum hingegen erst durch die Seele hervorgebracht.

Abstrebekraft, in der Sternkunde, die abstrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Bestrebung, sich von einem andern wegzubewegen. Durch den ewigen Kampf der Abstrebe- und Anziehungskraft soll die Kreisbewegung entstehen.

Abstufungen nennen wir in den schönen Künsten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. In der Mahlerei ist Abstufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Massen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poesie hört man vornehmlich von einer Abstufung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erstern soll damit ein nach den Gesetzen der geistigen Menschennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derselben bezeichnet werden; unter Abstufung der Charaktere aber versteht man theils jene naturmäßige Mischung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimmt, theils jene Mittelstraße zwischen der Einförmigkeit und dem schneidenden Contrast der geschilderten Charaktere; denn jenes ist ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (franz. Abbé und ital. Abbate, aus dem hebr. Abbas, Vater) wurde anfangs jeder alte Mönch, seit dem 5. Jahrhundert aber nur der Vorsteher eines Klosters genannt. Dieser hat unbedingten Gehorsam (Obedienz) von seinen Mönchen zu fodern, das ganze Kloster zu beaufsichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen, die Klostergüter zu verwalten und dafür reichliche Einkünfte zu genießen. Schon seit dem 6. Jahrhundert waren die Äbte stets Kleriker, seit der zweiten Kirchenversammlung zu Nicäa 787 zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Wesentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesan-Bischöfe noch bis in das 11. Jahrhundert überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöster wuchs aber auch das Ansehn der Äbte, mehrere, besonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Christenthums von den Klöstern ausgegangen war, erhielten bischöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die Äbtissinnen, als Vorsteherinnen der Nonnenklöster; nur haben sie in höchst seltnen Fällen auf Synoden gestimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und anderer priesterlichen Amtshandlungen wurde ihnen im 9. Jahrhundert ausdrücklich untersagt. Um diese Zeit kamen durch

die Gunst oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was schon im 8. Jahrhundert habsüchtige Barone von einzelnen Klöstern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Carolinger ihren Parteigängern als Kaufpreis für Treue und Kriegsdienst, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder sonst durch königliche Milde gestifteten Abteien (Monasteria regalia) das Patronatrecht ohnehin zustand. So hatten bis in das 10. Jahrhundert eine Menge der ansehnlichsten Klöster auf dem Gebiet der römischen Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbates milites, Abbacomites), die alle Einkünfte dieser Pfründen an sich rissen. In solchen weltlichen Herrn anheimgefallenen Klöstern mußte die geistliche Aufsicht durch besondere regulirte Unteräbte, Decane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wurden Abteien als Tafelgüter geschenkt, die reichsten behielten sich die Könige selbst vor (so war Hugo Capet Abt von St. Denis bei Paris und St. Martin zu Tours), bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu, und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Doch galt dieser, auch im byzantinischen Kaiserthume eingerissene Mißbrauch meist nur auf Lebenszeit der damit beschenkten Laien. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöster unter ihren Schutz war. Dem Eifer, der im Anfange des 10. Jahrhunderts die Reform des Klosterlebens betrieb, gelang allmählig die Abstellung solcher Schenkungen an Laien, und man sah nun seltner kriegerische Äbte, die in Person die Heeresfolge leisteten, obwohl die unter königlichem Patronat stehenden Klöster noch lange gehalten blieben, ihre Vasallenpflicht im Kriege durch Contingente an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeistlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geistlicher Würden, sondern auch für die Vorsteher religiöser und lustiger (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) Brüderschaften gebraucht wurde. In Folge jener von Clugny ausgegangenen Reform entstanden neue Klöster ohne Äbte, denen der Abt dieses Stammklosters der verbesserten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorsetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Vallombrosa, die Cisterzienser, Bernhardiner, Feuillans, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorsteher ihre Klöster Äbte. Bei den übrigen Orden sind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Superioren üblich. Äbtissinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontebraud und die weltlichen Chorfrauen. Diese sind stets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesan-Bischöfe geblieben, dagegen die Äbte der eximirten Klöster keinen andern Herrn als den Papst anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, sich bischöflicher Titel und Insignien zu bedienen (vergl. d. Art. Inful). Die bischöfliche Gewalt mit eignen Diöcesen hatten aber nur wenige derselben, z. B. die Äbte zu Fulda und Corvey in Deutschland, zu Montecasino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säcularisation gab es, jedoch blos in Deutschland, gefürstete Äbte, z. B. zu Fulda, Kempten, St. Emmeran in Regensburg, gefürstete Äbtissinnen zu

Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg, weil sie unter die geistlichen Reichsfürsten gehörten, daher auch ihre Abteien 1803 als Fürstenthümer säcularisirt wurden. Die Wahl der Äbte steht in der Regel den Capiteln ihrer Klöster zu, bei den eximirten folgt darauf die päpstliche, bei den nicht eximirten die bischöfliche Bestätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papst, und in Frankreich vom Könige vermöge des Patronatrechtes vergeben. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Säcularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöstern selbst, wie alle Äbte, die selbst aus dem Mönchsstande sind, Regularäbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeistlichen Stand, um durch königliche Gunst Säcularäbte zu werden und bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man auch solche Expectanten Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtlose Weltgeistliche überhaupt, die in Frankreich vor der Revolution in der überall zulässigen schwarzen Abbékleidung die Gesellschaften von gutem Tone füllten und sich den Künsten der gebildeten Unterhaltung widmeten (m. vgl. den Art. Abbé). Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Expectanten den Gegenstand ihrer Bewerbungen nahm, hat sich dies Völkchen in Frankreich seltner gemacht. Zahlreich ist es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonsur, wenn auch sonst noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Den Abtstitel führen auch evangelische Theologen, welche bei ihren geistlichen Ämtern Abteien inne haben und daher als Prälaten zu den Landständen gehören. Solche Äbte giebt es noch im Würtembergischen; in Niedersachsen, wo nach der Reformation mehrere Klöster zum Besten der Geistlichkeit erhalten worden waren, ist bei Einziehung derselben unter französisch-westphälischer Herrschaft diese Würde abgeschafft worden. Die Vorsteher der Klöster in der griechischen Kirche heißen Higumeni, Mandoä und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abtakeln, ein Schiff von Geschütz, Anker und Tauwerk entblößen und das Segelwerk ins Magazin legen, wie solches mit den Kriegsschiffen in Friedenszeiten geschieht.

Abukir, das alte Canopus, gegenwärtig ein Dorf mit 100 arabischen Einwohnern, hat ein festes Schloß an der Westseite eines geräumigen, durch eine Landspitze und mehrere kleine Inseln gedeckten Meerbusens, an der ägyptischen Küste, vier Stunden östlich von Alexandrien. Dieser Ort ist in der neuern Kriegsgeschichte durch die große Seeschlacht berühmt geworden, in welcher der englische Admiral Nelson vom 1. bis 3. August 1798 die französische Flotte vernichtete. Es war am 19. Mai 1798, als eine französische Flotte aus dem Hafen zu Toulon auslief, um eine Armee unter dem Befehle des Generals Buonaparte nach Ägypten zu führen. Sobald der vor Cadiz kreuzende englische Admiral St. Vincent Nachricht davon erhalten hatte, detachirte er den Contreadmiral Nelson mit vierzehn Linienschiffen nach dem mittelländischen Meere und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzusuchen, und wo er sie finden würde, anzugreifen. Nach langem vergeblichen Suchen fand Nelson am 1. August die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir. Augenblicklich gab er das Signal zur Schlacht, und kaum hatten die französischen Capitäns, die eben auf dem Admiralschiffe versammelt waren, sich auf ihre Posten begeben können, als schon die ersten englischen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl sich die französische Flotte, in eine krumme Linie ge-

stellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war, ließ dennoch Nelson plötzlich mit einer unerhörten Verwegenheit die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, so daß die französischen Schiffe sowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb sieben Uhr mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht. Nach einer Stunde waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Der franz. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet. Sein Schiff, l'Orient, setzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brand ergriffen ward, der durch keine Anstrengung gelöscht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Eine gräßliche Pause von drei Minuten folgte, indeß die emporgeschleuderten Trümmer auf die umherstehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menschen von 1000 konnten durch Nelson gerettet werden. Dem tödtlich verwundeten Capit. Casabianca folgte sein 12jähriger Sohn freiwillig in den Tod. Darauf setzten die übrigen Schiffe die Kanonade bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der französischen Flotte entschied. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebohrt worden. So war zum zweitenmal Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meere vernichtet; die brittischen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Buonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeschnitten, dessen Feinde, von kühnen Hoffnungen beseelt, im folgenden Jahre durch eine neue Coalition sich verbanden. (Vergl. Ägypten, Landung der Franzosen.)

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürst von Hamah in Sirien, mit dem Beinamen der siegreiche König und die Säule der Religion. Dieser als Geschichtschreiber und Geograph berühmte Araber war zu Damascus im J. der Hegira 672 (1273 nach der christl. Zeitr.) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und glänzende Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten widersprach er in seinen Handlungen dem Adel seiner Abkunft nicht. Als Jüngling zeichnete er sich in verschiedenen Feldzügen, denen er beiwohnte, durch Tapferkeit aus. Von seinem Oheim erbte er das Fürstenthum Hamah, kam aber wegen Streitigkeiten mit seinem Bruder erst nach einigen Jahren zum Besitz desselben, und blieb darin ungestört bis an seinen Tod 732 (1331). Alle Schriftsteller, die seiner gedenken, schildern ihn einstimmig als einen Fürsten von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, der eben so sehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den Regierungsgeschäften lag er mit Eifer den Studien ob, versammelte die Gelehrten um sich, und wandte seine Macht und seinen Reichthum für die Wissenschaften an. Er selbst besaß gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Astronomie, und hat uns die Früchte seiner langen Forschungen in mehreren sehr schätzbaren Werken hinterlassen, von denen seine Geschichte des Menschengeschlechts und seine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmtesten sind. Wir besitzen mehrere theilweise Bearbeitungen,

Übersetzungen und Ausgaben derselben, namentlich von den Geschichtswerken: 1. Annales Moslemici arab. et lat. op. et stud. Reiskii 1789—94 5 Vol. 2. De vita et rebus gestis Mohammedis ed. Gagnier, 1723, wozu Schultens ein Auctuarium geliefert hat. Theile seiner Geographie verdanken wir Grävius, Reiske, Muratori, Michaelis, Rink, Eichhorn, Rosenmüller, Paulus und Rommel. Abulfeda's eigenhändige Handschrift ist in Paris. Er ist ein zuverlässiger Schriftsteller, und seine Schreibart ist schön.

Abweichung. a) Eines Gestirns: der zwischen dem Gestirn und dem Äquator enthaltene Bogen des Meridians, der darum hier Abweichungskreis heißt. b) Wegen der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen, s. Licht. c) Der Magnetnadel, s. d. Art. D. N.

Abwesenheit. Man unterscheidet in der Jurisprudenz verschiedene Arten der Abwesenheit oder Entfernung vom Wohnorte, nämlich eine nothwendige und willkührliche; und sowohl diese als jene kann wiederum löblich oder tadelhaft oder gleichgültig sein. Bei der Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, wobei der Begriff der Abwesenheit auf jedes factische Hinderniß, rechtlich zu handeln, als Gefängniß, Irrthum, Geisteszerrüttung, ausgedehnt wird, hängen die gesetzlichen Bestimmungen von dieser Eintheilung ab. Bei der eigenen nothwendigen löblichen oder gleichgültigen Abwesenheit findet, im Fall eines Schadens an dem gegenwärtigen oder künftigen Vermögens, Wiedereinsetzung Statt, es wäre denn, daß die Rechte dritter Personen gekränkt würden, oder daß der Abwesende von seinem zurückgelassenen Bevollmächtigten, weil dieser nachlässig gewesen, entschädigt werden müßte, oder ein solcher aus grober Nachlässigkeit gar nicht ernannt worden wäre. Ist die Abwesenheit eine nothwendige tadelhafte, so findet nur dann Restitution Statt, wenn kein Bevollmächtigter zurückgelassen werden konnte. Bei der willkührlichen tadelhaften findet niemals Wiedereinsetzung Statt; bei den übrigen Arten aber, wenn die Ernennung eines Bevollmächtigten ohne Schuld des Abwesenden unterblieb, oder der Bevollmächtigte keine Entschädigung leisten kann. Gegen die Abwesenheit eines Gegners ist allemal Restitution zu erlangen, es wäre denn, daß dieser durch einen Bevollmächtigten oder sonst wäre vertreten worden. — Der Abwesende, dessen Aufenthaltsort nicht bekannt ist, heißt verschollen, und wird gesetzlich für todt angesehen, wenn seit seiner Geburt 70 Jahre verflossen sind.

Abyssinien, s. Afrika und Habesch.

Abzehrung, s. Atrophie.

Abzugsrecht (Jus detractus), auch Abzug, Abschoß, Abschied, Abzugsgeld genannt, ist das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fodern, welche als Erben oder unter einem sonstigen Titel Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen. In Deutschland findet man von diesem Rechte die erste Spur in den alten braunschweigischen Gesetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ward dieses bis dahin nur auf fremde Erben eingeschränkte Recht durch kaiserliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geschafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts ist: Entschädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein integrirender Theil des öffentlichen Staatsvermögens oder Ortsvermögens, als eine breite Quelle der Staats- und Ortskräfte angesehen und behandelt worden ist. Unter den deutschen Bundesstaaten ist es gegenseitig aufgehoben worden. X.

Acapulco, eine spanische Seestadt am Australocean im Vice-

königreiche Neuspanien mit einem vortrefflichen Hafen, aber höchstens 4000 Einwohnern, berühmt durch die große 30 Tage dauernde Messe, die jährlich im December, wenn die Galeone von Manila in ihrem Hafen einläuft und die Schätze Asiens in Umlauf bringt, gehalten wird. Dann erhebt sich die Stadt zu einem der lebhaftesten Örter, der jedoch nach Beendigung derselben sogleich zu seiner vorigen Öde zurückkehrt, indem ein brennendes und tödtliches Klima den längern Aufenthalt in dieser Stadt verbietet; die bleibenden Einwohner wandeln gleich Gespenstern umher.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur katholischen Kirche gehören. In gewissen katholischen Ländern belegt man besonders die Protestanten mit diesem Namen, welcher weniger verhaßt ist.

Accent ist das Gesetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Musik und Sprachen, welche diesem Gesetz unterworfen sind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl sie sich nachher trennten, und die Musik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geist wurde; so gab es darum letztere nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewisse, theils innere, theils äußere Eigenschaften blieben der Musik und Sprache gemeinschaftlich. Beide sind geschickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald schnelle, bald langsame Bewegung an, welche wir an diesen wahrnehmen. Dadurch werden sie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterscheiden an den Tönen, um sie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz bestimmt und deutlich auszudrücken, ist ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältnissen abgemessenen und nach einem Grundton gestimmten Reihe von Tönen auch eine solche Verbindung und Combination sich finde, welche die Empfindung in ihren verschiedenen Beziehungen und Modificationen darstellt, Haupt- und Nebensachen richtig unterscheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende stets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum musikalischen Satze, der einen bestimmten Sinn in sich schließt, und eben um diesen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zusammenhange besondere Rücksicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung ist es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden Accent (acutus), den schweren oder sinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für sich schon langen Ton oder Sylbe; der schwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und so bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geschärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweise mit dem Namen Accent. Die Ursachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen und länger bei ihm zu verweilen, als seine bestimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt ist, sind entweder mechanische oder rhythmische oder bezeichnende. Dem gemäß unterscheidet man den grammatischen und oratorischen, oder den Wort- und Redeaccent: jener beruht auf mechanischen und physischen Ursachen, dieser hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Gesetze sind kürzlich folgende. Den grammatischen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Ursachen aber sind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können: ihre mechanische Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechanischen Ursachen auf der ersten Sylbe länger verwei-

[...]fen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungssylben fällt in unserer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammsylbe; es entscheidet mithin nicht das Maß, sondern die Bedeutung. Wiewohl diese nun eigentlich nicht in Betracht kommt, sondern blos die Composition des Wortes aus verschiedenen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmessung verbundener Töne; so ist es doch wichtig, sie zu bemerken, indem sich die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmessung gebunden sei, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil schon daraus beantworten läßt. Der oratorische, oder Redeaccent soll dem Vortrag seine Bestimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendste Wort, und in dem Worte selbst die bedeutendste Sylbe heraus. Ohne sich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Musik an einen bestimmten Theil eines Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um diesen Nachdruck desto mehr zu verstärken, an dem, wenn auch sonst Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden schnell vorüber. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Wort- und Redeaccent nach Willkühr zusammenfalle oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmessung verloren gehe; und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide, so kommen bei Beantwortung dieser Frage, in welcher das Geheimniß der Prosodie überhaupt und der Unterschied zwischen der unsern und der Prosodie der Alten insbesondere liegt, folgende Puncte in Betracht: 1. Wenn der Accent mit einer aus mechanischen Ursachen langen Sylbe zusammentrifft, so hebt er diese Sylbe noch, und giebt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2. der Accent macht eine unveränderliche lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn sie unmittelbar auf die Accentsylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn sie nicht mit dem Accent zusammenfällt, durch diesen etwas verdunkelt werden; 3. der Accent, wenn er schon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4. auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies sind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünstler, sondern auch für den Declamator und Schauspieler, in so fern auch er Declamator ist, von größter Wichtigkeit sind, deren weitere Ausführung aber hier zu weitläuftig seyn würde. (Vergl. Prosodie.)

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen Wechsel für gültig erkennt, und sich zur Zahlung desselben, durch seine Unterschrift, wodurch gegen ihn das Wechselrecht begründet wird, verbindlich macht. Daher Acceptation. Acceptation per honor di lettera ist die Annehmung eines Wechsels von Seiten eines Dritten zu Gunsten und zur Ehre des Ausstellers oder eines der Indossenten, welche zu diesem Endzweck solche dritte Personen als Nothadressen unten auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: nöthigen Falls bei N. N. (au besoin chez....). Über Acceptation und Acceptationszeit s. Wechsel und Wechselrecht.

Accessit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beste erklärt wird.

Accidens, 1. die zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft einer Person oder Sache, z. B. reich, schön sein. Accidentell, zufällig. Daher auch Accidentia, zufällige, nicht genau vorher zu be-

stimmende Einnahme. 2. Wird dieses Wort bei den Philosophen der Substanz (dem bloßen Wesen) entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seins der Substanz. Es versteht sich von selbst, daß diese Entgegensetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt sich keine Substanz von einer gewissen Art und Weise ihres Seins abgesondert denken.

Accise ist eine Hauptgattung der Consumtionssteuer; sie heißt zuweilen auch Impost, Aufschlag, Ziese rc. und wird besonders auf Lebensmittel gelegt. Die Begriffe von Accise, Licent und Zoll sind in den wenigsten Ländern wissenschaftlich streng gesondert, daher es fast unmöglich ist, von der Accise eine auf alle Länder anwendbare Erklärung zu geben; immer aber ist dieselbe eine Consumtionssteuer und was von der letztern überhaupt gilt, muß auch von dieser einzelnen Gattung derselben insbesondere gelten. Die Accise ist entweder eine allgemeine, Universal-Accise, welche sich auf alle Gegenstände der Consumtion erstreckt, oder eine besondere, Particular-Accise, welche nur von einigen Gegenständen der Consumtion entrichtet wird. Diese letzte ward schon im Königreiche Sachsen auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen Ziese eingeführt und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, aber die vollkommne Ausbildung der Universal-Accise erfolgte in Frankreich und ward hierauf in Holland bald nach der Entstehung der Republik, in den brandenburgischen Staaten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen 1635 im 17., in Sachsen aber zu Anfange des 18. Jahrhunderts eingeführt. In Beziehung auf die Gegenstände der Besteurung hat man die Accise in Land-Accise und in General-Accise oder General-Consumtions-Accise abgetheilt. Die Einführung der Land-Accise erfolgte in Sachsen auf dem Landtage zu Dresden 1640 und ward 1641 zuerst ausgeschrieben; sie wird von allen aus dem Auslande nach Sachsen eingeführten Waaren entrichtet; die General-Consumtions-Accise führte man nach brandenburgischen Grundsätzen 1701 ein, und sie muß von allen rohen und veredelten Producten bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. (Vgl. d. Art. Consumtionssteuer, indirecte Abgaben, Zoll.) KM.

Accommodation ist eigentlich die Anpassung einer Sache an eine andere, oder die Einrichtung derselben zu einem gewissen Zwecke (von accommodare, anpassen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1. in Ansehung des geselligen Umgangs, wenn jemand sein Verhalten nach den Wünschen oder Launen eines Andern einrichtet; 2. in Ansehung des Unterrichts, wenn Jemand in seiner Lehre sich zu den Ansichten oder der Fassungskraft eines Andern herabläßt; 3. in Ansehung der Auslegung, wenn jemand den Sinn einer Schrift so erklärt, wie es den eignen An- und Absichten des Auslegers gemäß ist. In der Theologie nimmt man das Wort hauptsächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jesus und die Apostel nicht immer ihre Meinung über gewisse Dinge gerade herausgesagt, sondern, um Anstoß zu vermeiden, einiges verschwiegen, andres so vorgetragen hätten, wie sie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenossen am verständlichsten und beifälligsten sein würde. Dies nennen sie dann Accommodation von Seiten Jesu und der Apostel; wogegen andere Theologen behaupten, daß eine solche Accommodation nicht als eine bloße Herablassung, sondern als eine Art von Täuschung zu betrachten sein würde, die sich mit dem Charakter jener Personen nicht vereinigen lasse. Wer aber eine solche Accommodation annimmt, der nimmt und erklärt auch viele Aussprüche Jesu und

der Apostel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverstand mit sich bringen würde. Und dies heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewohl diese Accommodation viel weiter gehen kann, so daß sie sich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es ist also offenbar etwas ganz anders, wenn man sagt, Jesus und die Apostel haben sich der Denkart ihrer Zeitgenossen accommodirt, als wenn man sagt, ein Ausleger habe die Aussprüche jener Männer oder überhaupt die heilge Schrift seiner eignen Denkart accommodirt. Das letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfnissen des Zeitalters genannt, weil jeder Mensch ein natürliches Bestreben hat, das Gepräge seiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, s. Begleitung.

Accord bedeutet Zusammenstimmung, Zusammenklang, Vertrag. In zwei schönen Künsten kommt dieser Kunstausdruck vor: in der Mahlerei und Musik, wovon der Grund in einer gewissen Analogie der Farben und Töne liegt. In der Mahlerei wird Accord von einer solchen Farbengebung gebraucht, worin kein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen schreienden Contrast macht, noch in gänzlichem Widerspruch steht. Im engern Sinn bezeichnet er eine solche Beschaffenheit des Colorits, worin die neben einander liegenden Farben sich unterstützen, und die Hauptfarben in solche Zwischenweiten gesetzt sind, daß das Ganze nicht fleckig und grell erscheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zusammenstellung gewisser Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Übergang findet; jene erscheinen abgeschnitten, diese zusammenhängend; man könnte sie Dissonanzen und Consonanzen nennen. Aus solchen Farbendissonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zusammenstellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Consonanzen entstehen, und diese Consonanzen, worin das sonst Widerstreitende sich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Gesagten auf die Musik ist leicht. Was in der Mahlerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerstreit in vielstimmigen Stücken ebenfals durch die Accorde aufgelöst wird. Man unterscheidet consonirende und dissonirende Accorde. Unter jenen versteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter diesen solche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die consonirenden Accorde bestehen aus Intervallen, die gegen den Grundton und gegen sich selbst consoniren. Der vollkommenste consonirende Accord, den man darum auch den consonirenden Grundaccord nennt, ist der harmonische Dreiklang, der aus dem Grundton, dessen Terzie und reiner Quinte besteht, und die sich mithin zu einander verhalten wie c, e, g. Ist die Terzie groß, so nennt man ihn den harten, ist sie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Versetzungen oder Umkehrungen dieser Dreiklänge entstehen alle übrigen consonirenden Accorde. Der dissonirenden Accorde giebt es drei Arten: 1. zufällig dissonirende, oder solche, die durch Aufhaltung einer Consonanz entstehen; 2. wesentlich dissonirende, d. i. solche, wo die Dissonanz nicht die Stelle einer Consonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Consonanz auf den Grundton des folgenden Accordes Statt findet; 3. durch eine zufällige Dissonanz aufgehaltene, wesentlich dissonirende Accorde.

Accord in Concurssachen, s. Falliment.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landschaft Achaja im Peloponnes, allein sehr häufig, besonders bei Homer, wird dieser

Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Kreusa, ging mit einer Anzahl Leute nach Thessalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehn genöthigt, worauf er sich in Lacedämon und Argos niederließ, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Bei der Belagerung Troja's waren die Achäer unter den belagernden griechischen Völkerschaften die zahlreichsten und vornehmsten. Nach Eroberung dieser Stadt begaben sie sich, von den Dorern vertrieben, nach Jonien (der Nordküste des Peloponnes), nannten nun dieses Land Achaja, und errichteten eine Republik, die besonders nachher durch den achäischen Bund berühmt wurde, welchen erst nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, schlossen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achaja's, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher sich außerordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege, besonders mit den Ätoliern, verwickelt wurde. Die Römer waren es endlich, welche diesen Bund erst schwächten, später aber, bei den mit Sparta entstandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebrochenen achäischen Krieg, durch Korinths Zerstörung (vor Ch. 146, im J. Roms 608.) auflösten, und mit ihm der griechischen Freiheit ein Ende machten. Die Staaten dieses achäischen Bundes wurden zu einer römischen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht. (S. Griechenland.)

Achat, bei den neuern Naturkennern ein allgemeiner und ziemlich unbestimmter Geschlechtsname aller feinen Halbedelsteine, welche verschiedene, sowohl einfache als vermischte Farben haben und eine feine Politur annehmen. Gemeiniglich ist Jaspis, Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachsen; daher kommen die verschiedenen Farben desselben, wie auch die verschiedenen Namen, die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchsichtig ist, Chalcedon; wenn er roth ist, Carneol; wenn er bleichroth ist, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Streifen hat, St. Stephansstein; wenn er aus verschiedenen gefärbten Lagen und Schichten besteht, die unter einander verwebt sind, Onyx; wenn er vielfarbig ist und die Farben sich dem Auge abwechselnd zeigen, so heißt derselbe Opal, und wenn er mit Jaspis vermischt gefunden wird, Jaspachat. Der schönste kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachsen, Hessen und Franken; ebenfalls giebt es allerlei achatartige Versteinerungen, dergleichen in dem Erzgebirge vornehmlich angetroffen werden.

Achelous, der Grenzfluß zwischen Ätolien und Akarnanien, auf dem Pindus entspringend. Als Flußgott ist Achelous berühmt. Hesiodus nennt ihn einen Sohn des Oceanus und der Thetis, Andere anders. Er kämpfte mit Herkules um die Dejanira (s. d. Art.), verwandelte sich, als dieser ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochenen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überflusses. Er war der Vater der Sirenen (s. d.)

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen den 20. October 1719, hat sich als Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der Statistik, merkwürdig gemacht. Er studirte in Jena, Halle und Leipzig. Im J. 1746 ließ er sich in Marburg nieder und las Geschichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statistik, von der er damals erst anfing, sich eine klare und bestimmte Idee zu bilden. Im J. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Professor wurde.

Bei dieser Universität blieb er bis an seinen Tod, der den 1. Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat verschiedene Reisen gemacht in die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geschichte der europäischen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthschaft und einige Schriften, die für seine Zuhörer bestimmt waren. Die meisten haben mehrere Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angestrengtem Fleiß verbesserte. In seinen Vorlesungen und historischen Arbeiten bemühte er sich hauptsächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, alles fest zu halten, was zur Bildung und Entwickelung ihres Zustandes und ihrer politischen Existenz hatte beitragen können. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er die Wissenschaft, deren Zweck es ist, systematisch die Natur und Masse der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lehren, und daraus Quellen und Mittel des physischen und moralischen Wohlstandes zu ziehen, in eine bestimmte und feste Form brachte, und aus einem neuen und lichtvollen Gesichtspuncte betrachtete. Er gab ihr den Namen Statistik (s. d. Art.). Achenwalls letztes Werk führt den Titel: Bemerkungen über die Finanzen Frankreichs. Sein vornehmster Schüler, und zugleich sein Nachfolger auf der Universität Göttingen, war Schlözer.

Acheron war bei den Alten einer der Flüsse der Unterwelt, über welchen Charon die Seelen der Verstorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fahrgeld bekam, zu welchem Behufe man dem Todten einen Obolus unter die Zunge zu stecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieser Welt ein Begräbniß, oder wenigstens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten sie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Flusse war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Thessalien, und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Aakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, wodurch sein ganzer Körper bis auf die Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Es war von ihm prophezeit worden, daß er zwar vor Troja sich unsterblichen Ruhm erwerben, aber auch seinen Tod daselbst finden werde, dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er zu Hause bliebe. Um ihn den Auffoderungen, an dem Kriege gegen Troja Theil zu nehmen, zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit dessen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrsager Kalchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forschte allenthalben nach seinem Aufenthalt, bis der an Listen unerschöpfliche Ulysses ihn entdeckte. Dieser erschien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürstinnen griffen nach weiblichen Gegenständen, Achilles aber nach den Waffen. Jetzt ward es nicht schwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürsten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centaur Chiron waren seine Lehrer gewesen. Dieser hatte ihn in der Heilkunde, in der Musik und im Reiten unterrichtet; jener aber war sein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erscheint in der Ilias, deren Hauptheld er ist, nicht nur als der tapferste, sondern auch als der schönste der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der

Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerstörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva schützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den sämmtliche Fürsten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er sich dem Kampf, und ließ es ruhig geschehen, daß Hektor an der Spitze seiner Trojaner die griechischen Scharen in männermordender Feldschlacht dahinraffte. Denn unversöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs (der Tochter des Brises und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrnessus) willen, welche dieser ihm, dem sie bei der Verloosung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Ersatz für die Chryseïs (die Tochter des Chryses, eines Priesters des Apoll), die auf seinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müssen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greises, seines Priesters, Flehen über die Griechen gesandten Pest abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten seinen Zorn; doch erlaubte er seinem Freunde Patroklus, in seiner eignen Rüstung und mit seinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in den Kampf. Thetis selbst brachte ihm neue köstliche Waffen, welche Vulkan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild besonders kunstreich war. Er versöhnte sich mit Agamemnon, indem er die dargebotenen Geschenke annahm, und eilte, von Minerva mit Nektar und Ambrosia gestärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen und stürzen sich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles sie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillstand gebietet. Da jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend seine Fluthen und stürzt sich auf Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, stellt sich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieser aber ruft den Simoïs mit seinen Gewässern zu Hülfe. Da sendet Juno den Vulkan und den Hauch des Zephyrus und Notus, welche den Flußgott in sein Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte diese jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein stand noch vor dem skäischen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot sich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles schleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Lösegeld aus. — Hiemit schließt die Erzählung Homers. — Achilles fernere Geschichte wird also erzählt. Von Liebe zu Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieselbe zur Gattin; er versprach dagegen Troja zu vertheidigen. Als er sich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um dort seine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferse verwundete. Nach Andern war es Apoll, der ihn tödtete oder doch den Pfeil des Paris lenkte. Um seinen Leichnam aber entstand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechischer Romandichter oder sogenannter Erotiker, war zu Alexandria geboren und lebte muthmaßlich zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Er ging von der griechischen zur christlichen Religion über und erlangte die Würde eines Bischofs. Außer einer Schrift **über die Sphäre**, besitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: **die Liebe Klitophons und Leucippe's**, der in Hinsicht auf Inhalt und Darstellung nicht ohne Interesse ist und einzelne meisterhafte Züge enthält. Die Sprache ist rein und fließend, der Vortrag blühend und reich. Ge-

gen den Vorwurf der Obscönität, der dem Werke wohl gemacht worden, wendet ein griechisches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck desselben zu erwägen sei; dieser aber sei kein anderer, als Maß in den Begierden zu lehren, den unbesonnenen Leidenschaften ihre Strafe, der Keuschheit ihren Lohn zu geben. Die besten Ausgaben sind, Leyden 1626, 12. mit Salmasius Noten, Leipzig 1776 von Bode und Zweibrücken 1792 von Mitscherlich.

Achmet III., türkischer Kaiser, Sohn Mahomets IV. Er bestieg 1703 den türkischen Thron, und starb 1736. Man sehe über ihn d. Art. Osmanisches Reich, Peter der Große und Carl XII.

Achromatisch, farblos. Der weißfarbig erscheinende Lichtstrahl ist aus mehreren buntfarbigen Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit zusammengesetzt. Fällt daher ein solcher Strahl auf das Glas eines gewöhnlichen Fernrohrs, so entstehen farbige Ränder. Dollond (s. d. Art.) erfand Fernröhren, die diesem Fehler nicht unterworfen sind und deßhalb achromatische heißen. Er und sein Sohn, ferner Ramsden, Pyefinch und jetzt Reichenbach in München sind als Verfertiger solcher Instrumente am berühmtesten. Die Instrumente des Letztern übertreffen selbst die englischen. S. den eignen Artikel.

Acht heißt die Verfolgung eines Verbrechers oder der Ausspruch eines Richters, durch welchen ein Mitglied eines Staats von den ihm im Staate zustehenden Rechten ausgeschlossen wird. (S. Reichsacht.)

Acidum, s. Säure.

Acker, eigentlich der Boden, welcher landwirthschaftlich bearbeitet und zur Erziehung der Kulturpflanzen benutzt wird. Genau genommen bedient man sich dieses Ausdrucks zum Gegensatze der Gärten, der Holzungen, Wiesen, Triften, Aenger rc. So sagt man z. B. das Landgut A. hat wenig Acker, aber viele Wiesen, Holzungen rc. Immer wird dabei vorausgesetzt, daß der Boden in Kultur genommen sei, und mit den gebräuchlichen Geräthen (Ackerwerkzeugen, Ackergeräthe) bearbeitet, d. i. bestellt werde. Wenn der Acker auch insbesondre zum Getreidebau benutzt wird, so werden doch andere Gewächse nicht ausgeschlossen, z. B. die behackten Früchte, Fabrik- und Handelspflanzen, wie Flachs, Tabak, Kamillen, man sagt alsdann Tabaksacker rc. Der Landwirth theilt den Acker mannichfaltig ein, z. B. hinsichtlich seiner Ertragsfähigkeit in guten, schlechten, hinsichtlich seiner Bestandtheile, seiner Lage, seiner Triefe rc. — Uneigentlich gebraucht man diesen Ausdruck auch statt Feld, Erde, Erdreich, Land, womit man, genau genommen, aber ganz andere bestimmte Begriffe verbindet. Den Acker bearbeiten heißt ackern, was im Großen mit dem Pfluge, dem Haken, dem Exstirpator, der Egge und der Walze, im Kleinen mit dem Spaten, dem Karsten und dem Harken geschieht. Pl.

Acker, ein Feldmaß, das hauptsächlich nur in Sachsen und in England vorkommt. Ein sächsischer Acker hält 300 Quadratruthen, dagegen ist ein englischer Acker (Acre) gleich einem Magdeburger Morgen, $104\frac{8}{13}$ Quadratruthen. Anderwärts mißt man das Feld nach Morgen, Juchart, Tagewerken u. s. w.

Ackerbau (uneigentlich auch Feldbau, Landbau, Feldwirthschaft), ist derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher das gesammte Ackerwesen in sich begreift. Der Zweck ist, den Acker durch die Kunst in Stand zu setzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der

landwirthschaftlichen Pflanzen, sondern diese auch in der besten Qualität hervorbringen kann. So einfach der Ackerbau den Unkundigen immer scheinen muß, so ist doch seine Lehre, d. i. seine wissenschaftliche Darstellung, dermaßen umfassend, daß sie die sämmtlichen Naturwissenschaften, als hauptsächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Physik, und aus der Mathematik besonders Geometrie, Mechanik, Hydraulik ꝛc. voraussetzt. Die Zusammenstellung der durch die Erfahrung aufgenommenen und durch die Wissenschaften bewiesenen Lehrsätze oder Regeln heißt die **Ackerbauwissenschaft**, diese angewandt die **Ackerbaukunst**. Betrachten wir auf der andern Seite die große Wirkung des Ackerbaues in staatswirthschaftlicher Hinsicht, so entgeht uns nicht, daß in allen kultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptsächlichsten Subsistenzmittel daraus hervorgehen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn ganze Völkerschaften Personen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder sie bei ihnen einführten, göttlich verehrten, z. B. die Ägyptier den Osiris, die Sicilianer die Ceres oder Isis, die Römer den Saturn ꝛc. In Ägypten ist der Ackerbau am mehrsten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerstand den ersten des Volks aus. Die Wissenschaften selbst wurden nach der Anwendung, die sie beim Ackerbaue fanden, benannt, z. B. die Kunst, Körper zu messen, Geometrie, also Feldmeßkunst. Dieses Land versorgte einst, so lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterstützung erhielt, mit dem Überflusse seiner Producte bei eigner starken Volkszahl manches andere Land; und jetzt, da der Ackerbauer daselbst Verachtung trägt, ist dieses Land zur Sandwüste herabgesunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient in Betracht seiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber desto mehr das systematische Verfahren, denselben zu unterdrücken, Tadel, und muß als ein Beweis angesehen werden, daß man bei hoher Bildung höchst einseitig sein kann. — Beim Ackerbau kommen hauptsächlich folgende Puncte in Betracht: die **Urbarmachung**; sie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, und geschieht durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man das Schwenden nennt, durch Wegschaffen oder Versenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr oder minder umständliche Vorrichtungen entwässert oder trocken gelegt. Minder kostspielig und umständlich werden neue Äcker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder besonders dazu geeigneten Maschinen wie der Rasenschäler, gewonnen. Da selten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, so gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die schroffen Anhöhen abgestoßen, und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein solcher Acker, der nun **Neubruch** heißt, bedarf überdieß noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen bestellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine egale, d. i. gleichtiefe und wohlgemengte Krume verschafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf **Roherde** stoßen, so werden sie krank und sterben alsbald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden ist. Diese Beschaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches verdeckt gelegen hat. Durch sorgfältiges Ausrühren werden die zusammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft

leicht eindringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und diese geschlossen liegt, um so mehr bedarf er Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Äcker nicht nur sehr umständlich ist, sondern auch öfters mehr Kosten macht, als wofür man schon urbar gemachte kaufen kann, so wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühsam Äcker urbar gemacht, wo diese überhaupt in einem hohen Preise stehen, oder wenn man sich von den neuen großen Nutzen verspricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabsichtigten Verhältnisse, eine gleichsam immerwährende Bestellung, die bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie besteht theils in der mechanischen Bearbeitung des Ackers, theils in der Erhaltung seiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geschieht das, wenn solche Pflanzen darauf erbaut werden, die des Ackers Kraft am wenigsten erschöpfen, und andern Theils, wenn demselben solche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wiederum um so viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Diese Düngemittel zu verschaffen, erfodert manche weitläuftige und kostspielige Veranstaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Composts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypses, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da sich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, so kommt auf die Reihefolge der Pflanzen, die so genannte Rotation, sehr viel an. Hierauf gründen sich die **Ackerbausysteme**, davon die wichtigsten folgende sind: 1. das **Dreifelderwirthschaftsystem**. Es kam zuerst in den römischen Provinzen auf, verbreitete sich durch ganz Europa, und blieb bis auf unsere Zeiten in Deutschland das herrschendste. Da sich aber die Verhältnisse, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, so ist es trotz seiner Allgemeinheit auf den wenigsten Gütern mehr passend, sondern steht den Fortschritten des Ackerbaues entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus: a) **Brache**, b) **Wintergetreide** und c) **Sommergetreide**; man sagt auch gleichbedeutend **Art**, daher **Brachart**, **Winterart** und **Sommerart**. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte giebt, so hat man, wo der Hutzwang der Verbesserung nicht entgegen steht, in so fern eine Abänderung gemacht, daß man im Brachjahre ebenfalls allerlei Pflanzen, aber doch kein Getreide bauet. Weil sie ins Brachjahr fallen, so hat man sie **Brachfrüchte** genannt. Die gewöhnlichsten sind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Tabak, Flachs, Erbsen, Wicken, Linsen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (Spergula arvensis L.). Da ferner diese Gewächse in einem Sommer gleichsam als eingeschoben erzielt werden, so heißen sie auch **Besommerungsfrüchte**; sie erbauen das **Besömmern**. Diese Verbesserung des Dreifelderwirthschaftssystems ist jetzt durch ganz Deutschland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erste Methode, wo die Brache nicht zum Erbau solcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterschiede der letztern die **Dreifelderwirthschaft mit reiner** (d. i. nicht besamter) **Brache**, so wie die zweite die **Dreifelderwirthschaft mit besömmerter Brache**. — 2. Das **Fruchtwechselwirthschaftssystem** hat einen längern Turnus,

mindestens 4 Jahre und das Eigene, daß es in der Regel nicht zweimal Getreide unmittelbar auf einander bauet, sondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwischen bringt, z. B. folgender Turnus: a) Raps, b) Wintergetreide, c) behackte Früchte, d) Gerste, e) Erbsen, f) Wintergetreide; oder a) behackte Früchte, b) Gerste, c) Klee, d) Hafer, e) Erbsen, f) Roggen, g) Wicken, h) Roggen. Dieses Wirthschaftssystem ist zwar im Einzelnen schon früher da gewesen, aber in neuern Zeiten durch den Scharfsinn der Engländer ausgebildet, durch Thaer aber noch mehr vervollkommnet und in Deutschland zur Kenntniß gekommen und in die Stelle der Dreifelderwirthschaft getreten. Es verstattet am leichtesten Abänderungen, und begünstigt den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beschäftigt viele Menschen und begünstigt die Viehzucht. Es setzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3. Die Koppelwirthschaft, auch Schlagwirthschaft, weil man die Abtheilungen der Felder Koppeln oder Schläge nennt. Dieses System scheint in den ältesten Zeiten in Deutschland allgemein üblich gewesen zu sein, denn Tacitus sagt: Arva per annos mutant et superest ager. (Sie wechseln jährlich die Felder und der Acker ist überflüssig vorhanden.) Freilich mag man damals nicht sonderlich so systematisch die Äcker zum Getreide- und Grasbau gewechselt haben, als jetzt geschieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dies System erhielt sich im nördlichen Deutschland, wie in Holstein rc. und bildete sich nach den wechselnden Zeitverhältnissen aus. Der Landdrost v. der Lühe führte es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf seinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerspruch, nachher aber so allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieses System, wiewohl unter mancher Modification, in ganz Meklenburg eingeführt ist, weßhalb man es auch nicht selten in Schriften die meklenburger Wirthschaft nennt. Es paßt dahin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land ist, und besteht darin, daß man das Land in eine gewisse Zahl von Schlägen oder Koppeln, d. i. Felder abtheilt; z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchse, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und einige Jahre mit Getreide besamt. Es trifft sich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchse oder Weide (hier Dreisch oder Dreesch genannt) benutzt, und die andere Hälfte mit Getreide bestellt wird. — Endlich erfodert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, sondern auch mancherlei Maschinen und Werkzeuge. Zu den erstern gehört der Pflug, eine Maschine, die, wenn wir auf ihre Wirkung sehen, unstreitig mehr leistet, als jede andere auf der Welt. Ihre Construction ist empirisch das geworden, was sie jetzt ist. Merkwürdig ist hierbei der Umstand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen ist, den Pflug aus seiner Construction zur Wirksamkeit zu berechnen. Erst wenn uns die Verhältnisse desselben genügend bekannt sein werden, werden wir im Stande sein, den möglichst vollkommensten Pflug zu erbauen. Schließlich ist zu bemerken, daß die mannichfaltigen Arbeiten, welche während des Wachsthums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraut, das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehrern Gewächsen, als bei Kartoffeln, Rüben, Tabak u. s. w. nöthig ist, und die vielfachen Erntegeschäfte zum Ackerbau gezählt werden. Die Verhältnisse des Ackerbaues s. im Art. Landwirthschaft. Pl.

Ackermann (Konrad), ein berühmter Schauspieler, den die Deutschen als den Schöpfer der vaterländischen Schaubühne ansehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; sein Talent verschaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauspieler zu bilden. Im J. 1767 übernahm er die Direction des Theaters in Hamburg, das in der Geschichte der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte, und dem Lessing seine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann spielte besonders komische Rollen meisterhaft. Er starb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine sehr ausgezeichnete Schauspielerin, die mit seltenem Geiste und Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; sie überlebte ihren Gatten bis ins Jahr 1792.

Ackermann (Rudolph) in London, geboren 1764 in Stolberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater ein geschickter Sattler war, erlernte, nachdem er den frühern Unterricht auf der lateinischen Stadtschule seiner Vaterstadt erhalten hatte, die Profession seines Vaters und ging dann, nach dem so oft gescholtenen und doch (mit gewissen Einschränkungen) so nützlichen Handwerksgebrauch seines Vaterlandes, als Gesell auf die Wanderung. Er kam nach Paris und arbeitete dort einige Zeit in den Werkstätten geschickter Kutschenfabrikanten, wanderte dann in die Niederlande und kam nach Brüssel, wo er in der berühmten Langischen Kutschenfabrik bald willkommene Aufnahme und die erwünschteste Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und seinen Geschmack für Verschönerungen im Reiche der Moden, besonders in Beziehung auf alles, was zum Wagen-Luxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch seine schon früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Mustertafeln im Fache der Kutschenfabrication und anderer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menschen Städte zu sehen und Sitten zu kennen" trieb ihn mit unwiderstehlichem Reiz in die große Welt- und Handelsmetropole an der Themse. Anfangs mußte er sich da sehr knapp behelfen. Denn als bloßer Gesell bei einem gewöhnlichen Coachmaker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutschen Landsmann Fatius kennen, welcher auf seine eigne Hand ein Modejournal unternommen hatte, und anfangs sich gar nicht schlecht dabei stand. Da bedachte sich Ackermann nicht lange, und gab nun auf seine eigene Hand einzelne Hefte von Musterblättern zu neumodischen Kutschen und Curricles heraus, die er selbst erfunden gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerksamkeit. Man kam und bestellte sich bei ihm allerlei Musterzeichnungen. Dies legte den Grund zu einem Kunsthandel, der sich durch seine rastlose Thätigkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit in Geschäften bald so erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art passende Engländerin heirathen, Londoner Bürger werden und ein Kunstmagazin begründen konnte, welches nun unter der einladenden Benennung Repository of Arts im Mittelpunkte der Stadt, am Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der brittischen Metropole gehört, daß er durch seine erfindungsreichen und geschmackvollen Speculationen mehrere hundert Menschen beschäftigt, und sich die Gunst des brittischen Publicums, ja selbst des Prinz-Regenten und der königl. Familie, wovon die Prinzessin Elisabeth ihm selbst sehr zierliche Zeichnungen von ihrer Hand zur Herausgabe anvertrauete, in weiterm Umfang erwarb. Jede neue Erfindung ist ihm willkommen, jede wurde durch seine Bemühungen noch vollkommner — denn er kannte und übte den Zauber der Verbesserung, was man Improvement nennt — und überall wurde in Modesachen sein

Name mit zuerst genannt. So war er zu Anfang dieses Jahrhunderts einer der ersten, welchen die damals zuerst mannichfach versuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier dem Wasser undurchdringlich (Water-proof) zu machen, gelang, und damit eine Zeit lang einen bedeutenden Handel zu treiben. So bediente er sich der vor kurzem in England zuerst angewandten Gasbeleuchtung in den Sälen und Lesezimmern seines Kunst- und Buchhandels mit großem Erfolg, und wurde Verleger einer nützlichen Schrift des Chemikers Accum (Practical Treatise on Gaz-Light) über die Gasbeleuchtung, die durch den Bergrath Lampadius in Freiberg auch nach Deutschland verpflanzt worden ist. So macht er eben jetzt die gelungensten Versuche mit dem Steindruck und giebt regelmäßig lithographische Hefte heraus, um die Engländer, die bis jetzt diese Erfindung nicht achteten und sie für zu ärmlich hielten, auf ihre mannichfaltig, nun auch in Paris öffentlich autorisirten Vortheile aufmerksam zu machen. Sein Hauptgeschäft blieb aber stets ein ausgebreiteter Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Mustern für alle Verzierungskünste, Meublement (sein Upholsterer's Magazine wird allgemein geschätzt) Stickerei, Handzeichnungen (seine Rural Scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleistiften, Pinseln und Zeichenpapieren aller Art. Er hat eine der stärksten Sammlungen von Spott- und Zerrbildern, theils aus eignem, theils aus fremdem Verlag, die er, so wie andere Kupferstiche und Mezzotinto's, in großen und kleinen Portefeuilles auch den Familien auf dem Lande und in der Provinz ausleiht, oder in ganzen Sendungen nach Ost- und Westindien abschickt. Um einen monatlichen Bericht von allem, was neu ist und anlockt, erstatten zu können, giebt er seit 8 Jahren regelmäßig ein prächtiges Modejournal unter dem Titel: Repository of Arts, Literature, Fashions, heraus, wovon die erste Reihe in 14 Bänden 18 Pf. Sterling kostet, und die neue Reihe (New Series) bereits 30 Nummern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 schöne sauber colorirte Kupferstiche, und kostet einzeln 4 Schillinge. Seit 8 Jahren sah er sich in den Stand gesetzt, eine Reihe topographischer Werke mit aller Pracht brittischer Aquatintablätter unter Begünstigung der reichen Sammler in Großbritannien zu unternehmen, die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Nettigkeit in der Ausführung schwerlich von irgend einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erstes Werk der Art ist der so genannte Microcosm of London in 3 Quartbänden mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen Londner Gebäude und Versammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. s. w., mit lebendigen Volksscenen staffirt, darstellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig zu liefern angefangen. Darauf ließ er in derselben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Ansicht von der Westminsterabtei, von den Universitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eaton, Windsor und dem Charter-house folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bänden in Royalquart kostet 60 Pf., und bald werden keine guten Abdrücke davon mehr zu haben seyn. In den Religious Emblems (wovon eine deutsche dichterische Bearbeitung von Arthur v. Nordstern nebst den Originalabdrücken bei Brockhaus erschienen) und Hobinol Field-Sports by Somervile vereinigt er die ersten jetzt lebenden Holzschnittkünstler in England, um, was England in diesem Kunstzweige leistet, zu zeigen. Seine Tour to the Picturesque by Dr. Syntax und seine

Danses of Death and of Life mit Caricaturen von Rowlandson haben großen Beifall gefunden und sind durch viele Auflagen gegangen. Sogar das in der englischen Liturgie allgemein gebrauchte Gebetbuch Common Prayer-book hat Ackermann mit schönen Bildern, von Thurston und Burney gezeichnet und von Scott gestochen, herausgegeben. Ackermann, Vater einer zahlreichen und hoffnungsvollen Familie, die er zum Theil in Ifferten bei Pestalozzi erziehen ließ, und ein unermüdeter Wohlthäter seiner unbemittelten Verwandten in Sachsen, zeigte sich bei dem im Jahr 1813 entstandenen Hülfsvereine zur Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutschland als einen der thätigsten Menschenfreunde, und gedachte dabei besonders seines eigentlichen Vaterlandes Sachsen mit reger Vaterlandsliebe. Er wurde auch vom Erzbischof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente votirten 100,000 Pf. zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog sich mit beispielloser Uneigennützigkeit und Aufopferung seiner Zeit und Gesundheit beinahe 2 Jahre hindurch den mühsamsten Details in Führung der Correspondenz, Ausmittlung des dringenden Bedürfnisses und Vertheilung. Er hat viele Thränen getrocknet, und Tausende segnen ihn in und außer Sachsen. Der König von Sachsen erkannte sein Verdienst und ließ ihm durch den sächsischen Gesandten, den Baron von Just, das Ritterkreuz des sächsischen Verdienstordens einhändigen; aus der meißner Porzellanfabrik erhielt er nebst seinen übrigen Collegen in dem Westminster-Comité prächtige, dazu besonders gemahlte Porzellanvasen zum Geschenk, und Herzog Leopold von Sachsen-Coburg schenkte ihm vor und nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Charlotte sein volles Zutrauen, als einem erprobten Landsmann, in Besorgung von allerlei Kunstsachen. Er machte im Sommer 1818 eine Reise aufs feste Land, theils um mit einem geschickten Wagenbauer in München das von Ackermann genommene Patent, von den moveable axle trees, wodurch alles Umwerfen der Kutschwagen verhindert wird, theils um bei Aloys Senefelder, dem echten Vater der Lithographie, seine Kenntniß darin zu vollenden. Ackermann lithographirt jetzt in London am besten, und wird vermittelst eines deutschen Gehülfen bald allen andern lithographischen Instituten in England den Vorsprung abgewinnen. Seine Kunstunternehmungen beschäftigten im Sommer 1818 täglich 600 Menschen in und um London. S. auch seine Biographie in den Zeitgenossen, Heft 13.

Acoluth, in der katholischen Kirche der Gehülfe oder vielmehr Unterdiener des Priesters bei Verrichtung des Meßopfers; im deutschen auch Altardiener genannt. Es entstand dies Amt und diese Benennung in der römischen Kirche gegen das Ende des dritten Jahrhunderts.

Acre, auch **Akka**, St. Jean d'Acre, im Mittelalter **Ptolemais**, Stadt und Hafen an der Küste Syriens, der Hauptort eines osmanischen Paschaliks, welcher zwischen den Paschaliks Damask und Naplus liegt, und gegen 420,000 Einwohner zählt. Die Stadt hat ungefähr 16,000 Einwohner; der Hafen ist versandet, dennoch aber noch immer einer der besten an dieser Küste, und treibt einen lebhaften Handel. Der Ort ist dadurch bekannt, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge der vornehmste Landungsplatz der Kreuzfahrer und der Sitz des vorher so berühmten Militärordens der Johanniter bis 1291 war. Im Jahre 1799 hielten die Osmanen in diesem Orte mit Unterstützun-

des brittischen Commodore Sidney Smith eine 61 Tage lange Belagerung von der ägyptischen Armee aus, welche sich unter ihrem Feldherrn Buonaparte mit ungeheurem Verluste nach Ägypten zurückziehen mußte. S. Ägypten. Landung der Franzosen.

Acrostichon heißt ein solches Gedicht, wo die Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse oder Zeilen einen besondern Namen oder Sinn bilden.

Act, 1. eine Handlung, in dem Schauspiele derjenige Hauptabschnitt, mit welchem die Handlung des Stücks entweder ganz zu Ende geht, oder für den Zuschauer einen Stillstand macht. Dieser Stillstand heißt Zwischenact. In so fern auf der modernen Bühne der Anfang des Actes durch das Aufziehen des Vorhangs bezeichnet wird, nennt man ihn auch Aufzug. Die Benennung Handlung oder gar Abtheilung, ist weniger zweckmäßig, denn ein gutes Drama hat nur Eine Handlung, und ein Ding in Einer Abtheilung ist ein Widerspruch; 2. das zum Nachzeichnen aufgestellte Modell und die nach demselben verfertigte Zeichnung, also in dem letzten Sinne eben das, was eine Akademie ist. Acte, Parlamentsacte werden in England die Parlamentsschlüsse genannt, welche aus den Bills entstehen, wenn diese durch die königliche Einwilligung bestätigt worden. Acten nennt man die Sammlung von Urkunden einer Rechtsverhandlung; öffentliche sind die von Beamten, Manual- oder Privatacten die von der Partei oder ihrem Sachwalter veranstalteten; Criminalacten die gesammelten Urkunden eines Criminalprozesses.

Actie, 1. der Beweisbrief eines zu einer Nutzen versprechenden Unternehmung in eine Handlungs-Compagnie eingelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2. die eingelegte Summe selbst. — Der gewöhnliche Gegenstand solcher Compagnien sind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Personen zu schwer ist. Da übrigens die Handlungs-Societäten den Eigenthümern nicht die Freiheit lassen, ihre Capitale aufzukündigen, so sind die Actien ein Gegenstand des Handels; und da sie, wegen des, bald mehr, bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menschlichen Industrie, von veränderlicherm Werth sind, als andere öffentliche Papiere, so sollten sie billig nicht Zeichen des Werths genannt werden. Die Actien sind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahre 1720 wurde in Frankreich, und fast zu gleicher Zeit in England, ein rasender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menschen übermäßig bereicherte, Tausende hingegen an den Bettelstab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indischen Compagnie und des Hofs selbst zum Grunde, in England theils ein Betrug der Südsee-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die sich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionair ist der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredsamkeit, ist die Veränderung, welche, der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menschen vorgeht. Ein solcher körperlicher, Seelen messender Ausdruck findet Statt in der Pantomime, der Beredsamkeit und der Schauspielkunst, und erstreckt sich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile desselben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action selbst in gewisse Theile. 1. Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, analog den Beschaffenheiten und Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2. von Bewegung der Gesichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegung,

Mienenspiel; 3. von der Bewegung der übrigen Glieder, des Kopfes, der Arme, Hände, Finger, Beine u. s. w. zum Behuf des Ausdrucks von Gedanken und Empfindungen, Gesticulation.

Activ und Passiv (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirksamkeit äußernd, oder die Äußerung fremder Wirksamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als z. B. Activ- und Passivhandel (s. d. Art.), Activ- und Passivschuld u. s. w. Insbesondre wird das Verbum in diesen beiden Kategorien betrachtet.

Actium, ein Gebirge in Akarnanien in Griechenland, berühmt durch die bei demselben vorgefallene Seeschlacht, in welcher Octavius Augustus den Antonius, welchen Cleopatra unterstützte, überwand, wodurch er Herr des römischen Reichs ward. Er baute zum Andenken hier die Stadt Nikopolis (Siegesstadt), die jetzt in Trümmern liegt.

Activhandel wird dem Passivhandel entgegengesetzt. Die meisten Schriftsteller verbinden in der Erklärung dieses Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden sind: erstlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern selbst zuführe und die Waaren derselben von ihr hole; zweitens, daß sie durch diesen Handel in der Bilanz gewinne. Büsch schränkt den Begriff, ohne auf den Gewinn und Verlust Rücksicht zu nehmen, auf den ersten Punct ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denselben durch sich selbst betreibt, und indem es bei den Fremden beides, als Käufer und Verkäufer erscheint, oder seine Waaren andern Nationen selbst zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Passivhandel hingegen ist ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei sich erwartet. Dieser große Schriftsteller schreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorschläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbessern wollen, fast alle darauf hinausgehen, die Passivhandlung eines Landes (welches oft recht wohl bei derselben steht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Passivhandlung in manchen Fällen viel sicherer und einträglicher als die Activhandlung sei. (Kleine Schriften über die Handlung von Johann Georg Büsch). — Activschuld, eine Schuld die man zu fodern hat, im Gegensatz der Passivschuld, welche man zu zahlen hat.

Acton (Joseph), lange Premierminister des Königreichs Neapel, in Besançon den 1. October 1727 geboren. Sein Vater, Eduard Acton oder vielmehr Hacton, ein geborner Irländer und Baronet, ließ sich 1735 in Besançon nieder und übte daselbst mit vielem Glück die Arzneikunst aus. Er gab seinem Sohne eine gute Erziehung, die dieser aber wenig benutzte. Als Acton erwachsen war, nahm er Dienste in der königlichen Marine, erfuhr aber dabei so viele Unannehmlichkeiten und Zurücksetzungen, daß er Frankreich verließ, und nie aufhörte es zu hassen. Er durchstreifte einen Theil von Italien und blieb endlich in Toscana, wo er von dem Großherzog Leopold das Commando einer Fregatte erhielt. Als Carl III. von Spanien gegen die Barbaresken eine Expedition unternahm, commandirte Acton die mit Spanien vereinigten toscanischen Schiffe, und es gelang ihm, drei bis viertausend Spanier zu retten, die ohne seine Hülfe verloren gewesen wären. Dies machte sein Glück; der König von Neapel trug ihm seine Dienste an, welche jener auch annahm. Schnell gewann er die Gunst des Königs und besonders der Königin. Er wurde

Minister des Seewesens, und wußte durch seine Verwaltung manche Ersparnisse für den Aufwand des Hofes zu machen. Bald wurde er Kriegsminister, und um sich die Gunst der Königin noch mehr zu sichern, räumte er ihr vielen Antheil an den Staatsangelegenheiten ein, und verband sich genau mit dem englischen Minister Hamilton. Seinen Haß gegen Frankreich bethätigte er mannichfach. Frankreich erhielt sonst Bauholz aus dem Königreich Neapel, allein Acton bewirkte es, daß die Ausfuhr unter dem Vorwande, daß man es selbst für die Marine brauche, verboten wurde. Acton soll selbst einen französischen Courier haben ermorden lassen, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Umsonst drang der König von Spanien auf seine Entfernung. Er wurde nun Premierminister, und jetzt kannten sein Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht keine Grenzen mehr. Da im J. 1792 Neapel durch eine französische Escadre bedroht wurde, sah er sich genöthigt, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen; aber er rächte sich, wo er nur konnte, und brachte es 1793 dahin, daß der französische Gesandte am türkischen Hofe nicht angenommen wurde. Unter dem Vorwande eines Einverständnisses mit Frankreich, ließ er seine Feinde verweisen, einkerkern und tödten. Diese Grausamkeiten empörten alles gegen ihn, und waren die vornehmste Ursach, daß die Franzosen so viel Freunde in Neapel fanden. Er nahm 1795 im Mai scheinbar seine Entlassung, blieb aber in völliger Gnade, besonders bei der Königin, und brachte es dahin, daß der König die Feindseligkeiten mit den Franzosen wieder anfing. Er selbst begleitete den König in diesem Feldzug, der durch Macks Niederlage so berühmt geworden ist. Dieser Acton, der den Staat regierte, ließ sich von seinen Untergebenen beherrschen, und von Vorurtheilen leiten. Von jedermann gehaßt, glaubte er sich nirgends sicher und hatte daher zwölf Schlafzimmer, die er, ohne daß es jemand wußte, wechselte, und durch nur ihm bekannte Mittel verwahrte. Er häufte auf alle Weise Geld zusammen, legte es an verschiedenen Orten nieder und kaufte in England Güter an. Als er im J. 1803, auf den Antrag einer französischen Gesandtschaft, zum letztenmale seine Entlassung erhielt, ging er nach Sicilien und 1808 kündigten die Zeitungen seinen Tod an.

Acustik (von dem griechischen Worte ακουειν, hören), ist die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieser Theil der Physik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dies ist aber nicht der Natur gemäß, weil die Luft nur der gewöhnliche Leiter des Schalles ist, und jede feste oder flüssige Materie eben sowohl als die Luft theils selbst schallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Sie ist also vielmehr als ein Theil von der Lehre der Bewegung anzusehen. Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend, oder drehend, oder schwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn sie stark und schnell genug ist, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigstens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfodert werden), ist ein Schall. Ein bestimmbarer Schall wird Klang, ein unbestimmbarer wird Geräusch und die Geschwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. (Die französische Sprache hat für die drei verschiedenen Begriffe von Schall, Klang und Ton nur das einzige Wort son). Chladni hat in seinem zu Leipzig 1802 im Deutschen, und zu Paris 1809 französisch erschienenen Werke über die Acustik das Wesentliche von dem allen, was in diesem Theile der Physik von

ihm und von Andern entdeckt worden ist, vorgetragen. Die Hauptgegenstände sind 1. die Tonlehre oder der arithmetische Theil, wo blos von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten der Schwingungen die Rede ist, und zwar erst von deren ursprünglichen Verhältnissen, sodann von den zur practischen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse oder von der Temperatur; 2. die Gesetze, nach welchen sich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußern. Dieses ist die erste Abtheilung des mechanischen Theils der Acustik. Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegende Kraft anzusehen; ein klingender Körper kann also sein: a) durch Spannung elastisch; diese Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, sind Saiten (s. d.), wenn sie aber membranenartig ausgedehnt sind, sind es Pauken- und Trommelfelle; b) durch Druck elastisch; hieher gehört die in Blasinstrumenten (s. d.) eingeschlossene Luft, welche sich auf mannichfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zusammenzieht, und in manchen Instrumenten durch Öffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird; c) durch innere Steifigkeit elastisch. Diese Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung ausgedehnt sein, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehreren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blasinstrumenten; Chladni hat aber, so viel es sich thun ließ, auch die Schwingungen aller Arten von klingenden Körpern untersucht; 3. die Lehre von der Fortleitung des Schalles sowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüssigkeiten, als auch durch andere feste oder tropfbar flüssige Materien, welches die zweite Abtheilung des mechanischen Theils ist; 4. die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren, welches der anatomisch-psychologische Theil der Acustik ist.

Y.

Acutus, s. Accent.

Adagio. Von den fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegungen (s. Tempo) der zweite. Das Adagio, die Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in diesem Grade der Bewegung, und zwar mit einem schmachtenden, zärtlichen Affect, gespielt oder gesungen werden.

Adam (hebräisch, aus Erde geboren), der Vater des Menschengeschlechts, wurde nach dem Mosaischen Mythus am sechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menschen, den er nach seinem Ebenbilde formte, und zum Beherrscher der vernunftlosen Geschöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva, hebr. Mutter der Lebendigen), aus seinem eignen Fleische gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenschaft bevölkern sollten. Der Garten von Eden, voll fruchttragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewiesen, und sie fanden daselbst alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens stand der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen, und von diesem zu essen, hatte ihnen ihr Schöpfer

verboten, Eva ließ sich von der Schlange verleiten, eine Frucht desselben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerstörte ihr Glück. Die Gestalt der Dinge verwandelte sich plötzlich vor ihren Augen; sie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten sich sie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens suchte Adam sich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf sie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unschuld, in dem er geschaffen worden, sah Adam sich verurtheilt, fortan im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühseligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und starb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradiese verlebt hatte. Die Geschichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen fast in allen Traditionen alter Völker, und sie scheint bei allen eine gemeinschaftliche Quelle zu haben.

Adam. Drei Brüder dieses Namens haben sich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteste derselben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo sein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt, ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den ersten Preis und ging als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Lykomedes bekannten zwölf Marmorstatuen, die man in dem Palaste des Marius entdeckt hatte, restauriren, und Adam vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den sechzehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dahin einzugeben, und seine reiche und geistvolle Composition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italienischen Künstler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen sollte, kehrte Adam nach Frankreich zurück. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Professor bei derselben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beunruhigt und zu seinen Füßen einen Triton hat. Unter mehreren andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Bassin des Neptun zu Versailles. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er sowohl das Nackte mit einer gewissen Correctheit als auch die Gewänder mit eigner Eleganz zu behandeln verstand. Aber der schlechte Geschmack seiner Zeit führte ihn auf Abwege. Daher gebührt seinen Werken nur ein untergeordneter Rang und sie bezeichnen eine Epoche des Verfalls in der Kunstgeschichte. Von seinen übrigen Arbeiten befinden sich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fischerei, in Berlin. Er starb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebastien, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunst unter seinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schlosse bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St. Lucas, arbeitete mit seinen Brüdern in Gemeinschaft, und kehrte nach neun Jahren nach Paris zurück, wo er nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie trat. Er arbeitete als Probestück den Prometheus, welchen der Geier zerfleischt, vollendete ihn jedoch erst später. Sein

Hauptwerk ist das Grabmahl der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künstler gilt, was von seinem Bruder gesagt worden ist. Er starb im Jahr 1778. — Der dritte Bruder François Gaspard, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler seines Vaters. Im J. 1728 ging er zu seinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den ersten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er seine Studien vollendete. Dann ging er, statt seines Bruders Nicolas Sebastien, den Friedrich II. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daselbst mehrere Jahre und starb zu Paris 1759.

Adamianer oder Adamiten hat man 1. eine angeblich im 2. Jahrhundert entstandene christliche Secte; 2. einen während der Hussitischen Unruhen um 1421 in Böhmen entdeckten Ketzerhaufen darum genannt, weil beide Partien, entweder um den Stand der Unschuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrschung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt gewesen wären, bei ihren Versammlungen ohne Unterschied des Geschlechts unbekleidet zu erscheinen. Das Gerücht von den ältern Adamiten, die als Verächter der Ehe und ausschweifende Wollüstlinge beschrieben werden, scheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Carpocratianer entstanden zu seyn. (Vgl. d. Art. Gnosis.) Nicht viel sicherer sind die Nachrichten von den neuern Adamiten, die nach ihrem angeblichen Stifter Picard auch Picarden (vielleicht Beghar-den) genannt wurden. Sie zeigten sich um 1421 auf einer Insel im Flusse Luschniz, wo Zizka sie überfiel, ohne sie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren sie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Hussiten, mit denen sie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, besonders wegen ihrer Verwerfung der Transsubstantiationslehre verhaßt. Später haben sie sich unter den Resten der Taboriten verloren, und diese selbst sind daher bisweilen mit den Adamiten verwechselt worden. E.

Adams (John), Präsident der vereinigten Staaten Amerika's, und einer der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, stammte aus einer angesehenen Familie, die im Jahre 1608 die Colonie von Massachusetsbai gründen half, und war zu Baintree in eben dieser Colonie am 19. October 1725 geboren. Vor der Revolution, die sein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte seines Landes durch gutgeschriebene Abhandlungen über die canonischen und Feudalrechte. Seine Geschichte des Streits zwischen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boston erschien, machte großen Eindruck auf seine Mitbürger. Gewaltsamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand, als der Capitän Preston seine Soldaten bei einem Aufruhr in Boston auf das Volk feuern ließ, so daß mehrere Personen getödtet wurden, derselbe an ihm einen Vertheidiger. Er ward dessen ungeachtet im J. 1774 und wiederholt 1775 zum Mitgliede des Congresses erwählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Aussöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, sprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beschluß vom 4. Juli 1776, welcher die amerikanischen Colonien für freie, souveräne und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er (1778) an den Hof zu Versailles gesandt, um als bevollmächtigter Minister der vereinigten Staa-

ten einen Allianz- und Handelstractat zwischen beiden Nationen zu schließen. Nach seiner Zurückkunft nahm der Staat von Massachusets seine Einsichten für den Entwurf einer Regierungsverfassung in Anspruch, die hauptsächlich sein Werk ist. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Minister bei den Generalstaaten in Holland, und es gelang seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit, dieses Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er (1783) nach Paris und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Antheil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da der Congreß noch zu ohnmächtig war, und daher dieser Staat andern kein Zutrauen einflößen konnte; so war er der erste, der eine Veränderung vorschlug, und mit ihm vereinigten sich Washington, Franklin, Madison, Hamilton und Andere; es ging daraus die neue, noch jetzt bestehende Constitution der vereinigten nordamerikanischen Staaten vom J. 1787 hervor. Washington ward Präsident und John Adams Vicepräsident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Washington seine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präsident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umständen. Am Schlusse seiner Präsidentschaft ward Jefferson zu seinem Nachfolger erwählt. Er zog sich jetzt bei seinem hohen Alter von den Geschäften zurück und starb zu Neuyork im J. 1803. Adams war nicht nur ein größer Staatsmann, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller aus. Während seines Aufenthalts in Europa gab er sein berühmtes Werk: Vertheidigung der Constitutionen u. s. w. (London 1794, 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geschichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des amerikanischen Congresses, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Massachusets geboren, und widersetzte sich besonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals schon alt war, so wich er doch keinem an schnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derselben. Er gab zuerst die Ideen an, Volksgesellschaften zu errichten, die mit einander correspondirten und ihren Vereinigungspunct in Boston hatten. Diese Einrichtung war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte schon Unabhängigkeit, als die wärmsten Parteigänger nur Abstellung der Beschwerden beabsichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widersprach er und verlangte, daß nach dem Beispiele der Römer jeder Amerikaner Soldat sein sollte. Washington liebte er nicht, denn sein hitziger und unruhiger Kopf war zu verschieden von der Klugheit und ruhigen Besonnenheit dieses Feldherrn. Er stimmte selbst zu dem Plane im J. 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen, und dem Gates zu übergeben. Seine Vermögensumstände grenzten fast an Armuth, und sein kümmerliches Äußere schien mit der Kühnheit seines Geistes im Widerspruch. Er war so glücklich, lange genug zu leben, um die Anstrengungen für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikanischen Cato.

Adams (John Quincy), der älteste Sohn des berühmten amerikanischen Präsidenten John Adams, war in den Jahren 1801 und

1802 bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieser Zeit bereis'te er ganz Schlesien, und theilte seinem Bruder in Philadelphia die ganze Beschreibung desselben in Briefen mit. Dieser folgte der Auffoderung mehrerer Gelehrten und gab sie im Portfolio, einem Journal von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiches Interesse durch die Belehrung über ein daselbst beinahe noch völlig unbekanntes Land, so wie durch den Geist für Ordnung und Friede, welchen sie überall athmeten. Vorzüglich aber beschäftigten sie sich mit dem Manufacturwesen von Schlesien, weil hieraus seinem Vaterlande mancher Vortheil erwachsen konnte, so wie auch mit einer Beschreibung der Fortschritte der Erziehung seit der Errichtung der Bildungsseminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Capitel ist mehreren Notizen über die merkwürdigsten schlesischen Schriftsteller gewidmet. — Diese sämmtlichen Briefe wurden im Jahr 1804 in einem Bande in 8. zu Baden abgedruckt, und eine geographische Karte beigefügt, da der Verfasser im letzten Theil derselben Geographie, Topographie und Geschichte von Schlesien nach deutschen Schriftstellern behandelt und diese oft berichtigt. — Hiervon erschien im J. 1805 eine sehr geschätzte Übersetzung von Friese. — Sobald Jefferson zum Präsidenten der vereinigten Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderalistenpartei, der er zugethan war, verschaffte ihm eine Professur am Collegium Haward in der Provinz Massachusets, wornach er denn als Deputirter dieser Provinz in den Senat kam. Hier verließ nun Adams die Partei, welcher sein Vater und er all ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der demokratischen. Der Präsident sandte ihn als Minister nach Rußland, von wo aus er im J. 1814 als einer der Bevollmächtigten der vereinigten Staaten bei den europäischen Mächten auftrat. Im März 1815 ward er zum bevollmächt. Minister am Hofe von St. James, und im J. 1817 zum Staatssecretär des Innern ernannt.

Adamberger (Maria Anna) geb. Jaquet, eine der vorzüglichsten und liebenswürdigsten deutschen Schauspielerinnen, wurde 1752 in Wien geboren, und starb daselbst 1804, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert ein dankbares Publicum durch unvergeßbare Kunstleistungen entzückt hatte. Als Tochter des würdigen Hofschauspielers Jaquet betrat sie schon als Kind mit ihrer Schwester Catharina (die leider ein zu früher Tod den schönsten Hoffnungen entriß) die Bühne, deren schönste Zierde sie nachher wurde. Nach einigen Versuchen im tragischen Fache widmete sie sich dem naiven, und spielte dieses Fach von der Rosine im „Jurist und Bauer!" bis zur Gurli und Margaretha in den „Hagestolzen" mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Ihr Ton war melodisch, herzlich und innig, ihre Haltung voll Charakter und Wahrheit, ihre ganze Darstellung wohl motivirt, zusammenhängend und bedeutsam. Sie hatte nie aus Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühle für die geheimen Wunder derselben beobachten. Im Februar des Jahres 1804 hatte sie das letztemal die Bühne betreten; drei Vierteljahre später starb sie. Sie hatte sich 1781 mit dem Hofsänger Adamberger vermählt; ihre Tochter Antonie erbte die glücklichen Anlagen ihrer Mutter. Ihre Jugend verbitterte ihr der Schmerz, den Tod eines liebenswürdigen Bräutigams, Theodor Körners, beweinen zu müssen. Dieser zarten Liebe ver-

danken wir manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. Im Jahre 1817 verheirathete sie sich, und verließ die Bühne, auf der sie schon Liebe und Bewunderung sich erworben.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man so den ersten Knorpel in der Luftröhre, der an der Kehle sichtbar vorragt.

Adanson (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix im Jahr 1727. Mit vorzüglicher Neigung studirte er Naturgeschichte. Réaumur und Bernard de Jussieu wurden seine Hauptführer. Das Linnéische System, welches sich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung; er erfand andere, die ihm mehr Sicherheit darzubieten schienen, und in einem Alter von vierzehn Jahren hatte er deren vier entworfen. Die heiße Begierde, aus allen Kräften die Wissenschaften zu fördern, bewog ihn, dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, zu entsagen, und auf Reisen zu gehen, um in noch unbesuchten Ländern Forschungen anzustellen. Er entschied sich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gegend noch lange die Naturforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Im Jahre 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren die Reise an. Kaum war er angekommen, als er mit dem glühendsten Eifer seine Untersuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen sammelte. Da er sehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, bemühte er sich, sie durch eine allgemeine und allumfassende zu ersetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und sammelte Wörterbücher von den Sprachen der verschiedenen Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem so heißen und ungesunden Klima kehrte er mit den kostbarsten Sammlungen in sein Vaterland zurück, wo er 1757 seine Histoire naturelle du Sénégal (1 Vol. 4.) herausgab. Einige musterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im Jahre 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur ein Vorspiel zu seinem großen botanischen Werke, welches er 1763 unter dem Titel: Familles des plantes, in zwei Bänden herausgab. Dieses bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch seinen Zweck, der Botanik eine neue Gestalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zusätze zu einer veränderten neuen Ausgabe gemacht, als er, von gigantischen Ideen hingerissen, den Plan zu einer vollständigen Encyclopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuern Masse anwuchsen, und legte im J. 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch seinen Umfang allgemeines Erstaunen erregte. Man unterwarf ihn einer nähern Prüfung, deren Resultat jedoch des Verfassers Wünschen und Erwartungen nicht entsprach. Adansons Plan war unstreitig trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweise, sondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieser unbeugsame Eigensinn war Ursach, daß er überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeschwächtem Eifer fort, seine Materialien zu vermehren. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein; alle seine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunct dafür zu beschleunigen. Aber

der Ausbruch der Revolution versetzte ihn in die traurigste Lage; als das Nationalinstitut bei seiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter seinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Minister des Innern bewilligte ihm eine Pension. Bis an seinen Tod war er unablässig für die Ausführung seines großen Entwurfs beschäftigt. Er starb im August 1806. Die Zahl seiner gedruckten Schriften ist gering gegen die Masse seiner nachgelassenen Manuscripte, deren Herausgabe von Du-Petit-Thuars zu erwarten ist.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchsten Grund analytischer Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verstand denkt sich nämlich seine Begriffe durch die Merkmahle, die in denselben enthalten sind. Sind diese wieder aus Merkmahlen zusammengesetzt, so zergliedert er jedes derselben von neuem, bis nur noch einfache Merkmahle übrig bleiben, die sich weiter nicht auflösen lassen, und dieses Verfahren des Verstandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff selbst, welcher auf solche Art zergliedert worden ist, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder sogenannten Definitionen, welches Begriffe sind, die das logicalische Wesen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden sollen, sich wieder in die Erklärung eingeschlichen hat, wodurch ein Cirkel entsteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmahl von neuem zergliedert, muß es sich offenbaren, ob man wieder auf den Punct tritt, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition ist eine solche, die weder zu eng noch zu weit ist, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Henry), Lord Viscount Sidmouth, Sohn eines Arztes, der mit dem Studium seiner Kunst Liebe zur Staatswissenschaft verband. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pitt, dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Die schnelle und glänzende Laufbahn seines Freundes eröffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenstellen. Er trat ins Parlament und unterstützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hause der Gemeinen gewählt; und dieser ehrenvolle Posten blieb ihm auch bei der Zusammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, votirte er nur gegen die Meinung seines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorschlag brachte, indem er für die stufenweise Abschaffung stimmte. Er verlangte und setzte es durch, daß der Zeitpunct dafür bis 1800 verschoben werde. Aber diese augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Übereinstimmung in dem politischen Systeme. Den 5. Februar 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königlichen Schatzkammer nieder, und überließ sie seinem Freunde Addington. In dieser Stelle stattete Addington mehrere Berichte über den Finanzzustand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen &c. ab, und wußte den an und für sich trockenen Gegenstand seiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredsamkeit auszuschmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er stets eine den Frieden begünstigende Gesinnung dar, und vertheidigte den Friedensschluß, der sein Werk schien. So wie aber der Bruch sich ankündigte, trug er selbst auf feindselige Maßregeln an, und zeigte sich als einen der wärmsten Parteigänger

des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den ersten Monaten des Jahres 1804 verursachte ihm große Unruhen. Seine Feinde wollten diesen Umstand benutzen, um ihn zu stürzen; aber die plötzliche Wiederherstellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Ministerium zu verlassen, am 10. Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König, der ihn vorzüglich liebte, erhob ihn damals zum Lord Viscount Sidmouth, und schenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weise sein besonderes Vertrauen. Er trat selbst im Januar 1806 wieder ins Ministerium als Großsiegelbewahrer, wurde aber nach kurzer Zeit abermals daraus entfernt. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erster Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatssecretär des Innern, welche Stelle er noch jetzt (1820) bekleidet. S. d. Art. Radicalreformers im Anh. des 10. Bd.

Addiren nennt man in der Rechenkunst dasjenige Verfahren, eine Zahl zu finden, die so groß ist, als mehrere zusammen. Diese hervorgebrachte Zahl heißt dann Summe, und man bedient sich hierbei des Zeichens +, welches plus oder mehr bedeutet. $6+4+3=13$, heißt: 6 mehr 4, mehr 3, ist gleich 13. Algebraische Größen werden addiret, wenn man sie mit dem Zeichen + verbindet. Z. B. $a+b+c$. P. 8.

Addison (Joseph), geboren den 1. Mai 1672 zu Miston in Wiltshire, wo sein Vater Geistlicher war, empfing den ersten Unterricht an seinem Geburtsorte und später in Lichtfield, wo inzwischen sein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien, die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt ging er nach Oxford, wo seine lateinischen Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer erregten. Sie erschienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er hatte sich bis jetzt dem geistlichen Stande bestimmt; aber sein beginnender Ruf ließ ihn in Lord Somers und Lord Montague, damaligem Kanzler der Schatzkammer, Gönner finden, welche sein Glück zu befördern geneigt waren, und dieser Umstand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenstellen führen sollte, für die er nicht geboren schien. Im J. 1689 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der nicht unterließ, einem Jünglinge von so großen Hoffnungen sein ermunterndes Wohlwollen zu bezeigen. Addison wünschte zu reisen, und erhielt dazu eine jährliche Pension von 300 Pfund. Er besuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und sah sich genöthigt, da indessen wichtige Veränderungen im Ministerium vorgefallen waren und ihm die Pension nicht mehr ausgezahlt wurde, nach England zurückzukehren. Von allem entblößt kam er in London an; aber diese peinliche Lage währte nicht lange. Die Schlacht von Hochstädt oder Blenheim im J. 1704 verbreitete durch ganz England die lauteste Freude, und Lord Godolphin, der dieses große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünschte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addison damit. Noch ehe derselbe sein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung seines Eifers den Posten eines Appellationscommissärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hannover und ward das Jahr darauf Unterstaatssecretär. — Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addison als Secretär, und war zugleich Archivar des Schlosses von Birmingham; ein Posten, der mit sehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft

war. Während seines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundschaft verbunden war, den Plan zu einer periodischen Schrift unter dem Titel: The Tattler (der Plauderer). Addison nahm an dieser Unternehmung Antheil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfassenderer Gesichtspunct genommen worden war. (S. den Art. Steele.) Diese Schrift, die erste in ihrer Art, wurde mit einem ungemeinen Beifall aufgenommen und machte den Verfasser allgemein berühmt. Addison stellte darin ein Gemählde von den Sitten seiner Zeit auf, indem er Charaktere schilderte, Laster züchtigte, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechselnd den Ernst des Verstandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In diesen verschiedenen Gattungen der Gegenstände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geschmack und einen gesunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Im Jahre 1713 zeigte sich Addison der literarischen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte sein Trauerspiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorstellungen das Publicum kaum die erste Gluth seiner Begierde gestillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinsten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieses an sich schwachen und frostigen Stücks, in welchem Addison recht deutlich darthat, daß er zwar ein schöner Geist, aber kein Dichter sei, sondern das politische Interesse desselben wirkte diesen Erfolg, zu welchem die Whigs und Tory's sich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach schwächte und endlich ganz auslöschte. Nach dem Tode der Königin Anna wurde Addison in verschiedenen öffentlichen Ämtern angestellt. Er ging in der Eigenschaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweitenmale nach Irland; ward darauf Lord des Handelsbureau's und 1717 Staatssecretär. Man bemerkte aber nur zu bald seine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterstützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen sowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme seiner Gesundheit bewogen ihn sehr bald, die Stelle wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouse bei Kensington starb. Er wurde in der Westmünsterabtei beigesetzt. — In England gilt Addison für einen geistreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter und die meisten setzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können diesem Urtheile nicht beistimmen. Als tragischer Dichter nimmt er einen sehr tiefen Platz ein. Von seinen prosaischen Werken ist nächst dem Zuschauer seine Reise nach Italien das wichtigste. Seine Prosa ist in jeder Rücksicht musterhaft und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen studirt zu werden. Als Mensch war Addison von den untadelhaftesten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion; ernst und zurückhaltend in seinem Betragen; in der Gesellschaft furchtsam und verlegen, sprach er wenig vor Personen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, sagte Lord Chesterfield, einen bescheidnern und linkischern Menschen gesehen. Unter seinen Freunden war seine Rede fließend und anmuthig.

Adel, der angeerbte, ist nach Kant, ein Rang, der vor dem Verdienste vorhergeht, und dieses auch nicht zur nothwendigen Folge hat, ein Gedankending ohne alle Realität. Von Schlieffen nannte ihn daher ein entbehrliches Trümmerwerk aus der Vorzeit, und

Boileau nannte den neuern Adel: d'un trone fort illustre une branche pourrie. Adelsvorrechte setzen den ererbten Ruhm vor den erworbenen, und die Abkömmlinge großer Männer vor die großen Männer. Der Staatszweck an sich erkennt bei den gleichgebornen Staatsgenossen nur den Adel des persönlichen Verdienstes an, indem das Staatswohl nicht erheischt, wie von Archenholz (Minerva Mai 1800, S. 569) sich ausdrückt, daß der Staat „dem Kinde verleihe, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel gebührt, der an Racen und Kasten nicht gebunden ist." Bevorrechtete Geburtsstände aber sind, nach Schlözer nichts weniger als nothwendige Übel. Daher haben die vereinigten Staaten von Nordamerika sogar alle Geburtstitel abgeschafft, und die Dienstehre sollte, wie schon lange in Dänemark, und seit Peter dem Großen in Rußland, jederzeit über Kastenehre erheben. Sogenannte adeliche Chargen sind bei Staatsämtern gegen die Natur des Staatsdienstes. Daher ist der Unterschied zwischen Adel und Nichtadel in dem Staatsdienste gänzlich aufgehoben in Rußland, in der Schweiz, in England, in Baiern und Baden. Hofadel hat sich an den meisten Höfen noch erhalten. Montesquieu's oft mißverstandener Geschichtsspruch: Point de Monârque, point de Noblesse; point de Noblesse, point de Monârque, wird durch die Geschichte der alten und neuen Zeit widerlegt. Wie viele Beispiele von Verschwörungen des Adels gegen den Monarchen enthält nicht die schottische, schwedische, französische, polnische, portugiesische und ungarische Geschichte! Der Adel hat die Throne öfter umgestürzt, als alle Unzufriedenheit des eigentlichen Volks, wozu Adeliche überdies noch fast immer die Ursache waren, durch den Mißbrauch der Gewalt im Genuß ihrer Vorrechte, durch die schlechten Rathschläge, welche sie den Fürsten gaben, und durch die Unterdrückungen, die sie sich gegen das Volk erlaubten. Nicht der Adel, wie Montesquieu behauptet, sondern die Verfassung hält zwischen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht, und dient diesem zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Gewalt. Dagegen bildet der Adel (wie Hennings über die wahren Quellen des Nationalwohlstandes aus der Geschichte gezeigt hat) oft nur eine Scheidewand zwischen dem Regenten und dem Volke; und die Fürsten haben sich eben so oft des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient (in Ungarn ist die königliche Gewalt sogar eine Schutzwehr für den Unadelichen), als sich der Adel mit der Herrschergewalt entweder zur widerrechtlichen Unterdrückung der Gemeinen, oder mit dem Volke zu einer eben so widerrechtlichen Schmälerung der Regierungsrechte verbunden. Ein ehemaliger Polizeiminister, Fürst von Canosa, will daher die Frage untersuchen, warum der Adel in der letzten Zeit die Throne nicht gestützt habe. Ob der Adel in seiner gegenwärtigen Gestalt politischen Nutzen habe, beantwortet sich aus seiner Entstehung und ursprünglichen Bestimmung. Wenn Tacitus und Andere vom Adel sprechen, so verstehn sie darunter keinen Stand; denn erst mit dem Geburtsadel entstand der Unterschied der Stände. Doch lag der früheste Grund dieses Unterschieds in der schon von Tacitus bezeugten germanischen Sitte der Ehrerbietung vor dem Alten. Den König nannten die Germanen blos den Älteren, Seniorem; und noch jetzt ist Ältermann und Ältester in England und Deutschland mit Vorstand einer Gemeinheit gleichbedeutend. So Graf, oder Grau, d. i. Greis. Das Alter also und in Kriegsfa-

chen die Kriegserfahrung waren bevorrechtet, nicht die Geburt. Indeß lag allerdings der Keim des Adels, oder der bevorrechteten Geburt, schon vor dem 6. Jahrh. in dem Daseyn edler Geschlechter, d. i. solcher, die sich durch langen Kriegsruhm auszeichneten. Solche Geschlechter gab es in jedem Stamme neben der königl. oder fürstl. Familie; z. B. bei den Bojoaren die Agilolfingen, aus denen allein Landesherren gewählt werden konnten, und die doppelt höher standen, als die übrigen Adelsgeschlechter, von welchen ein Mitglied wieder zweimal so viel werth war, als ein jeder andere freie Bojoar. Bei den Franken fällt der Begriff eines Adelichen mit dem eines königlichen Getreuen vom ersten Range (Antrustiones) so zusammen, daß in den salischen und ripuarischen Gesetzbüchern das, was in andern vom Adel, von den Antrustionen gesagt wird. Mit diesen Leuten oder Getreuen ward durch die Eroberung der fränkische Staat gegründet. Sie und ihre Söhne machten das Kriegsgefolge, die Haustruppen des Königs aus, und erhielten Sold und Preis in Lehnsgütern. Seit dem 6. bis 9. Jahrh. bildete dieser Kriegsadel auch noch eine höhere Classe der königl. Dienstleute, d. i. die grundherrlichen Haus- und Hofleute des Königs oder Reichsministerialen, zum Unterschiede von den Privatministerialen, die sich als Gutsherren, auch der König auf seinen Meierhöfen, und die Königlichen und Reichsleute auf ihren Lehngütern hielten. Dieses Hofgesinde (die juniores) hatte einen Vorsteher Major, Meierhof, endlich Reichsmaier. Jener Dienstadel aber bestand, wie der Kriegsadel, ebenfalls ursprünglich aus den Getreuen, mit deren Hülfe das Land erobert und in Gehorsam gehalten wurde. Ihr Sold bestand wie bei den Kriegsleuten in Lehngütern, die endlich mit der Stelle selbst belehnt wurden. (S. Lehnswesen.) Die Reichsministerialen unterschieden sich in Platz- und Provinzialministerialen. Jene waren die Beamten am Hoflager; diese die Patricier oder Generalstatthalter, Herzoge und Markgrafen. Unter diesen höheren Beamten standen die Grafen. Jene, die Vorsteher ganzer Provinzen, diese die von einzelnen Kreisen, wurden schon früh Fürsten, d. i. die Vordersten im Kreise, den die versammelten Franken auf offenem Felde schlossen. So kam zu den alten Rechten des Kriegs- und Hofleuteadels noch das Recht der Reichsstandschaft und eines besondern Gerichtsstandes (judicium parium); und damit, als am Ende des 9. Jahrhunderts die Hof- und Reichsstellen erblich wurden, entstand der hohe Adel. Diese Erblichkeit des Dienstes machte den Adel unabhängig vom König und dem Volke. Über diesem Herrenstande, der sich in den königlichen Leuten gebildet, bestand noch lange Zeit der uralte Nationalherrenstand der absolut freien Landeigenthümer, Semperfreien, viri egregiae libertatis, Reichssassen, Dynasten, die durchaus Niemandem dienstpflichtig waren. Sie besaßen theils Herrschaften, theils einzelne Villen; doch verschwanden die Eigenthümer der letztern fast alle seit Carls des Großen Zeit; und die der ersteren traten allmählig in den Reichsvasallenstand (den hohen Adel) ein. Der Grund dieses hohen Adels lag also in der Abstammung von einem uralten adelichen Geschlechte, und das Kennzeichen desselben war die Landeshoheit. — Der niedere Adel ist um die Mitte des 11. Jahrh. entstanden aus einer Mischung von Landesministerialen und von kleineren Allodialfreisassen. Jene verrichteten nämlich bei dem hohen Adel Kriegs- und anständige Haus- und Hofdienste, theils als Rückwirkung oder Nachbildung der eroberten Dienstmannschaft, theils

als Folge steigender Bereicherung. (Vgl. d. A. Ritterwesen.) Diese glaubten sich geehrt durch Beilegung eines Prädicats, das auf Dienstverhältnisse und Lehnsabhängigkeit hindeutete. Daher nahm zuerst in Frankreich und den Niederlanden, dann aber auch in Deutschland, unter den Allodialgutsherren die Titelsucht überhand. Die größeren suchten den Amtstitel Grafen; die kleineren nannten sich wenigstens Reichsbarone; die übrigen Herren von, auf, zu, aus 2c. oder auch blos Herr. Bei der Unsicherheit auf dem Lande im Mittelalter ließen sich edle Geschlechter, besonders seit dem Ende des 12. Jahrh. häufig in den Städten nieder, und bildeten mit den reichsten angesehnsten Bürgern, im Besitze der obrigkeitlichen Stellen, den städtischen Adel der nachher genannten Patricier. — So wie der hohe Adel die Reichsstandschaft behauptete, so behauptete jetzt der niedere Adel die Landstandschaft, eine Nachbildung von jener. Da beide, Freisassen und Dienstleute, begütert waren, so verstand man unter Adel überhaupt auch den Stand der Gutsbesitzer (von Od, d. h. Besitzung) und zu den persönlichen Vorrechten des Adelichen auf Kriegs-, Hof- und Staatsstellen, insbesondere auf die Ritterwürde (die jedoch vor Kaiser Friedrich II. und 1250 jeder Freigeborne erhalten konnte), kamen noch dingliche, in Ansehung ihres Grund- und Lehnseigenthums. Unter diesen waren die wichtigsten Steuerfreiheit und Patrimonialgerichtsbarkeit. Letztere wurde, nach Aufstellung der Reichsdienstordnung, auch den Semperfreien als Folge der Schutzherrlichkeit vom König verliehen; bei den Lehnsgütern des Adels beruht sie ohnehin auf Verleihung. So wurde sie, doch im Allgemeinen nicht vor dem 11. Jahrh., ein Zubehör der Grundherrlichkeit, und zugleich mit dem Erbeigenthum eines Lehngutes erworben. (S. F. Eichhorns deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, und Hüllmanns Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland, Leipzig 1817, 3 Th.) Mit der Ausbildung des Staatsrechts und der Staatskunst, mit der Umgestaltung des ganzen Kriegs- und Heerwesens, wodurch die alte Heerpflichtigkeit des Adels aufhörte, mit der theilweisen oder gänzlichen Aufhebung des Lehnssystems, mit dem Emporkommen des dritten Standes, welcher durch Talente, Fleiß, Vermögen und Verdienst auf alle Verhältnisse des Staatenlebens immer tiefer einwirkte, und sowohl im Staats- als im Kriegsdienste mit dem Adel wetteiferte, endlich mit dem Verfall des adelichen und Rittergeistes, indem der Adel durch den Besitz seiner Vorrechte verwöhnt, sich zu verdienen unterließ, was er durch seine Geburt und Familienverbindung zu erlangen glaubte; mit diesen innern und äußern Veränderungen hat der niedere Adel überhaupt, nicht was seine Titel, sondern, was seine ererbten persönlichen und dinglichen Vorrechte betrifft, seit fünf und zwanzig Jahren in einem großen Theile von Europa, besonders nach der großen Reform des Adels in Frankreich und den davon abhängig gewesenen Staaten, die Stütze der öffentlichen Meinung von der Zweckmäßigkeit jener Vorrechte verloren. Und diese Vorrechte; — Landstandschaft auf Geburt und Besitz gegründet, Ehre und Vorzug als Lohn ererbter oder durch eine ziemlich kühne Fiction für ererbt angenommener Verdienste; Genuß aller Vortheile des Staats, sogar ausschließlicher Genuß sehr bedeutender Vortheile gegen die Befreiung von den wichtigsten Pflichten, sind Dinge von sehr großem Werthe. Erklärt doch noch ein neuer Schriftsteller, Bar. v. Wedekind (in seiner übrigens vorurtheilsfreien Schrift über den Werth des Adels, Darmst. 1816, 2 Th.) das Duell für ein Vorrecht des Adels! — Das Staatsrecht entscheidet, ob der Besitz solcher

Rechte unveränderlich sei, oder welche Rechte der Adel überhaupt haben dürfe. Nach dieser Entscheidung ist der Adel bereits in mehreren Ländern gleichen Abgaben und Lasten mit den übrigen Bürgern unterworfen, und der Bürgerliche darf um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm zugleich sich bewerben. Die Politik untersucht, in wie fern die Stiftung eines neuen Adels für das Ganze vortheilhaft oder nothwendig sei. Was aber vom niedern Adel gilt, das gilt darum nicht vom hohen. Der letztere besitzt seine Rechte, so wie die ehemalige Reichsritterschaft, als wahre Landesherrschaft, und ein Schluß von ihm auf den nie unmittelbaren Adel würde also sehr fehlerhaft sein. Ein Theil der Vorrechte des niedern Adels aber kommt demselben nicht in Rücksicht auf seine Abstammung, sondern blos in Beziehung auf seine Güter zu, und ist meistens auch dem unadelichen Besitzer derselben verliehen. Manches sogenannte Vorrecht des Adels, z. B. die Ausschließung des gelehrten Standes von den höhern Kirchenämtern und den Stiftern, ist gar nicht vorhanden; bei andern ist der unrechtmäßige Ursprung klar; andere sind unrechtmäßig ausgedehnt; noch andere haben durch die neuesten Veränderungen ihre vorige rechtliche Grundlage verloren. Alles dies hat Passe in s. Schrift über die Rechte des deutschen Adels 1802, geschlichtet. S. auch Georgius: Metamorphose des germanischen Adels. Nürnb. 1810. Daß aber der Adel eine Zierde der Höfe sei, liegt wohl weniger in den Abstufungen des Adels und der Hoforduung, als vielmehr in der vorzüglichern Bildung der europäischen Nationen, in dem Kunstgeschmack und in der Literatur, welche auch dem Hofleben die bessere und feinere Haltung gegeben haben. Das Verständigste, was unser Adel für seinen eigenen Vortheil noch thun könnte, wäre, sich wie ihm schon Möser gerathen hat, nach dem Muster des englischen zu ordnen, aller dinglichen Befreiung von Staatspflichten zu entsagen, und sich auf einen Majoratsadel zu beschränken. — Der Adel ist gegenwärtig in Deutschland und den meisten europäischen Staaten ein Geburtsstand, womit erbliche Vorrechte vor den Mitgliedern der übrigen Standesclassen verbunden sind. Außer dem Geburtsadel aber ist in mehrern Ländern durch die Staatsgesetze noch ein blos persönlicher, oder nicht erblicher Adel (Amts-, Dienst-, Kriegsadel) begründet, wie in Würtemberg bei nichtadelichen Rittern des Civilverdienstordens, in Rußland ꝛc. Der erbliche Adel heißt 1. Geschlechts- oder Stammadel, wenn er vom Vater durch Erzeugung in einer rechtmäßigen Ehe mitgetheit worden ist. Dieser Stammadel ist entweder alter, der auf eine bestimmte Anzahl adelicher Ahnen sich gründet, oder neuer Adel; — 2. Briefadel, der durch ein Privilegium (Adelsbrief, Diplom oder Patent) verliehen ist. In Frankreich entstand der Briefadel schon um 1271; in England und Deutschland erst in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Als Standesclasse betrachtet, theilt sich der Adel in hohen und niedern (in Baden und Sachsen: Herren- und Ritterstand. Zum hohen Adel des ehemaligen deutschen Reichs gehörten alte Familien, die wegen eines Reichslandes Sitz- und Stimmrecht auf der allgemeinen Reichsversammlung hatten, oder alle reichsunmittelbare erbfürstliche und reichsgräfliche Personen als: die Erbchurfürsten, Herzoge, Mark-, Pfalz-, Burg- und Landgrafen, die mit dinglicher Reichsstandschaft versehenen Reichsfürsten und Reichsgrafen und der alte Dynastenstand. Jetzt gehören zum Adel die Mitglieder des Regentenhauses und die Standesherren. (B. A. Art. 14.) Der Zusatz Reichs- fällt jetzt weg. Zum niedern Adel gehörten die Reichs-

ritter und die ehemals mittelbaren, nicht unter dem Reiche und Kaiser, sondern unter einem Landesherrn stehenden, adelichen Familien, jetzt alle Edelleute, die den mit erblichen Vorrechten verbundenen Rang zwischen den Personen des hohen Adels und denen vom Bürgerstande besitzen, als: Titulargrafen, Freiherren oder Barone, Edle und Bannerherren; Reichsritter, Edle von, und der gemeine Adelstand mit dem Prädicate von. Diese vier Stufen finden noch jetzt in Baiern und Österreich bei neuer Adelung Statt. Das Recht der Standeserhöhung überhaupt und das Recht der Ertheilung der standesherrlichen Würde insbesondere, gehört dem Souverän in seinem Staatsgebiet; doch kann dadurch dem Rechte dritter Personen, z. B. der Successionsberechtigten, kein Eintrag geschehen. Die Adelstaxe ist verschieden. In Baiern kostet ein Grafendiplom auf einem 120 Gulden Stempelbogen 4589 Fl., ein Freiherrndiplom auf einem 90 Gulden St. Bog. 2453 Fl., ein Adelsdiplom auf einem 60 Fl. St. Bog. 633 Fl. — In Frankreich sind (wie in Italien und den Niederlanden) der alte und der neue (Napoleonische) Adel in einen verschmolzen. Den hohen Adel überhaupt gründen die Ordonnanzen vom 25. und 31. August 1817 auf Gutsbesitz und Majorate, ohne ihn jedoch persönlich auf den Erstgebornen oder den Majoratsherrn einzuschränken. Der hohe franz. Adel bestand 1817 aus 65 Herzogen, 49 Marquis, 87 Grafen, 6 Vicomten und 6 Baronen, zusammen also aus 213 Pairs. Die Majorate der Herzoge sollen wenigstens 30,000 Fr. jährl. reine Einkünfte (bei einem Capital von 600,000 Fr.), die der Marquis und Grafen wenigstens 20,000 (bei einem Cap. von 400,000) und die der Vicomte und Barone wenigstens 10,000 Fr. (bei einem Cap. von 200,000 Fr.) betragen. Die erstgebornen Söhne führen von Rechts wegen den Titel, welcher dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, welcher dem Titel ihres ältesten Bruders am nächsten kommt. Außer diesen Pairsmajoraten giebt es aber noch eine Menge von Herzogen, Grafen, Baronen und Chevaliers, welche nicht Pairs sind, aber Majarate stiften dürfen. Man hat dabei die Einrichtung des Adels in England vor Augen gehabt, nur daß hier der älteste Sohn bei Lebzeiten seines Vaters nicht von Rechts wegen den Titel führt, welcher der Würde seines Vaters am nächsten kommt, sondern den vornehmsten der übrigen Titel, welche der Vater außer seinem höchsten noch besitzt. Wichtiger ist der Unterschied zwischen französischem und englischem Adel, daß die jüngern Söhne der englischen Pairs zwar für ihre Personen einen gewissen Rang haben, aber denselben nicht auf ihre Nachkommen vererben, und im gemeinen Leben gar keine Adelsauszeichnung genießen. Sie gehören in die große Classe der Gentry. Eben darum ist aber auch der englische Adel vielleicht der einzige, welcher bis jetzt nicht schädlich in das Ganze eingewirkt hat; er ist keinem Gewerbe, Stande und Interesse der Nation fremd, und belastet sie bis jetzt nicht sehr mit der Anfoderung, auch seinen jüngern Söhnen ein sogenanntes standesmäßiges, d. h. arbeitloses, und für alle künstliche Bedürfnisse der Convenienz hinreichendes Auskommen zu verschaffen. Da nun wenige von den Majoratsherren des franz. Adels ihren übrigen Kindern etwas Bedeutendes werden hinterlassen können, so wird Frankreich eine Menge armer Grafen rc. erhalten, die sich daher in Kirchen-, Staats- und Hofämter vorzugsweise einzudringen suchen werden. Über den engl. Adel s. den Art. Großbritannien. Und über die Adelsgeschlechter in Deutschland die Schriften von von Schlieffen, Scheid, v. Steck, Schmidt,

...smann u. A., so wie Rehberg über den deutschen Adel, Gött. ...3, und Meiners Gesch. der Ungleichheit der Stände. C. A. F.

Adelung (Johann Christoph), dieser um die vaterländische Li...ratur und Sprache hochverdiente Gelehrte, war 1732 zu Spantekow ...Pommern geboren, genoß den ersten Unterricht theils zu Anklam, ...ls zu Klosterbergen bei Magdeburg, und vollendete seine Studien ...f der Universität zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Professor an ...n Gymnasium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf ...ch Leipzig, wo er sich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widmete, ...durch er der deutschen Sprache und Literatur so nützlich geworden. ...n diesem Jahre erhielt er von dem Churfürsten von Sachsen den Ruf ...s Oberbibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Dresden mit ...m Charakter als Hofrath. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem ...de im September 1806. Adelung allein hat für die deutsche Sprache ...leistet, was für andere nur ganze Akademien leisteten. Sein gram...atisch-kritisches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 bis ...786 erschien, übertrifft das englische von Johnson in allem, was die ...efinitionen, die Abstammung, die Ordnung der Bedeutungen und ...auptsächlich die Etymologie der Wörter betrifft; aber es steht ihm ...ch in der Wahl der classischen Schriftsteller, welche für die Bedeu...ngen angeführt werden; vielleicht weil Adelungs Vorliebe für die ...ursächsischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle die...jenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Ver...auen einflößte. Er hatte als Norm den Meißnischen Dialekt festge...ellt, und verwarf alles, was in den höheren Ständen und bei den ...rühmtesten Schriftstellern der meißnischen Provinz nicht gebräuchlich ...ar. Adelungs gemessener und methodischer Geist erschrak über die ...narchie und die Fluth neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache ...is ins Unbegrenzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre be...wundernswürdige Beugsamkeit und Bildsamkeit, die sie allein mit der ...riechischen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, ...er vielleicht mit zu wenig Schonung diese Mängel gerügt. Die ...on 1793 bis 1801 erschienene zweite Auflage des Adelungschen Wör...erbuchs liefert eine Menge von Zusätzen, die an sich schätzbar sind, ...ber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache in keinem ...erhältniß stehen, und nur zu deutlich beweisen, daß auch ein uner...müdlicher Fleiß die schon in den Plan eines Werks verwebten Fehler ...hinwegzuschaffen nicht vermag. (Man vgl. das in dem Art. Deutsche Sprache hierüber Gesagte.) Von Adelungs übrigen Werken, deren ...ollständige Aufzählung wir hier unterlassen, nennen wir seine schätz...baren deutschen Sprachlehren, sein Magazin für die deutsche Sprache, ...ein Werk über den deutschen Styl, und seinen Mithridates, in wel...chem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen ...edachte. Er selbst vollendete jedoch nur den ersten Band; die folgen...den verdanken wir dem gelehrten Linguisten Vater in Königsberg, ...er dazu theils des Verstorbenen Papiere, theils v. A. v. Humboldt ...geliefeste Materialien, theils die Resultate eigener Untersuchungen ver...arbeitete. — Als Mensch war Adelung von den unbescholtensten Sit...en und sehr liebenswürdigen Eigenschaften. Verheirathet war er nie. ...äglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er sich ...m Kreise seiner Freunde und an einer gut besetzten Tafel erholte. — ...ein Neffe, Friedrich Adelung, russisch kaiserl. Staatsrath und ...itter des St. Annenordens, war Mitglied der Direction des deut...chen Theaters zu St. Petersburg und ward 1803 zum Lehrer der

jungen Großfürsten ernannt und in den Adelstand erhoben. Er hat während seines Aufenthaltes in Rom interessante Untersuchungen über die damals in der vaticanischen Bibliothek befindlichen altdeutschen Gedichte angestellt und mitgetheilt. Im J. 1818 erschien von ihm eine Biographie des berühmten Sigm. von Herberstein (aus Quellen).

Adept, s. Alchymie.

Aderlaß, das Weglassen einer Quantität Blut mittelst Öffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader (Vene). Wo diese Öffnung geschehe, darauf wurde von den Alten sorgfältig geachtet. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1. am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene, oder aus der Mittelblutader (Medianvene); 2. an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3. am Fuß, aus jeder hinlänglich starken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4. am Halse, aus dem hintern Äste der Jugularvene; 5. an der Zunge, aus der Froschblutader. — In Deutschland braucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England u. s. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven sicherer zu vermeiden ist. Unter den Pulsadern ist die Schlafarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von diesem eben beschriebenen allgemeinen Aderlaß unterscheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geschieht, um bei Entzündungen das Blut aus der leidenden Stelle zu ziehen, ohne das System zu schwächen. Der Aderlaß gehört unstreitig zu den wirksamsten Mitteln in der Heilkunst, aber über seine Anwendbarkeit haben die vorzüglichsten Ärzte sehr verschieden gedacht. Podalirius, des Äskulaps Sohn (etwa 1184 vor Chr.), wird uns als der erste genannt, der den Aderlaß anzuwenden wagte, indem er des karischen Königs Damäth Tochter, Syrna, durch Öffnung der Adern an beiden Armen glücklich herstellte. Später ist von Euryphon unter den knidischen Ärzten, und von Demokrit (464 vor Chr.) bekannt, daß sie den Aderlaß verordneten. Hippokrates selbst, zu dessen Zeiten dies Mittel schon sehr gebräuchlich war, wandte es sparsamer an, denn er sah die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirksamkeit derselben störendes Schwächungsmittel an. Häufiger und endlich bis zum Mißbrauch verordneten ihn seine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Unter diesen waren die vorzüglichsten Chrysipp und dessen Schüler Erasistrates in Alexandrien. Nach seiner Theorie war in den Arterien ein Geist als die Lebenskraft, in den Blutadern aber nur ein entgeistetes Blut vorhanden, dessen Übergang in die Arterien die Krankheit erzeuge. Für die Ursache dieser Unordnung hielt er die Vollblütigkeit, die nicht durch Aderlaß, sondern durch Enthaltsamkeit u. s. w. gehoben werden müßte. Die um diese Zeit entstehenden Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem sie der Beobachtung der Natur auf Hippokratische Weise nachstrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlasses zu bestimmen suchten. Aber mit den Wissenschaften verfiel auch die Heilkunst in Griechenland. Zwar erhoben sich griechische Ärzte unter den Römern, aber die empirische Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlassen eine neue Gestalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Ursach der meisten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt, so wie sein Schüler Themison, schon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm bestimmte Celsus

ündig und schön die Fälle des Aderlasses im J. 5 nach Chr. Geb.). [Th]essalus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr [in] hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden [F]ällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im Jahr 160), der eine [Ha]uptclasse der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete [re]ichliche Aderlässe, und durch das Ansehn seiner Lehre, die durch [m]ehrere Jahrhunderte die herrschende war, wurde der Gebrauch der[s]elben sehr verbreitet. Nach dem Umsturz des römischen Reichs waren [d]ie Ärzte in Europa so selten, daß Carl der Große an einer Lungen[e]ntzündung ohne Aderlaß, und überhaupt ohne ärztliche Behandlung [st]arb. Die arabischen Ärzte folgten dem Galen, verbreiteten seine Lehre [i]n Spanien, Italien und Frankreich, und wenn schon durch sie [d]ie Anwendung des Aderlasses vervielfältigt wurde, so geschah dies [n]och mehr durch die Mönche, die im alleinigen Besitz der Heilkunde [so]wie überhaupt aller damaligen Wissenschaften waren, und den übeln [d]er Vollblütigkeit lieber durch Blutablassen als durch Mäßigkeit ab[h]elfen mochten. Später verflocht man die Astrologie in die Lehren [d]er Medicin und bestimmte den Aderlaß nach gewissen Tagen. Die [P]äpste hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunst [u]ntersagt; allein theils achteten diese nicht darauf, theils erklärten sie [d]as Verbot nur von chirurgischen Operationen. So trennte sich damals [d]ie Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entstand, [u]nd eignete sich das Aderlassen, Schröpfen und Bartscheren zu. Jetzt [n]ahm der Mißbrauch des Aderlassens immer mehr überhand; es galt [d]amals die Regel: den ersten Tag verlebe lässig, den andern mäßig, [d]en dritten toll und voll, der vierte thut dem Aderlaß wohl. Als [a]ber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriften der griechischen [Ä]rzte und vornehmlich des Hippokrates verbreitet wurden, und ihre [L]ehre wieder auflebte, da wurde wenigstens unter den Ärzten der [A]derlaß wieder auf bestimmte Fälle beschränkt. In Deutschland ver[d]rängte Paracelsus (1525) das Galenische System und mit ihm den Ader[l]aß, der blos in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Ita[l]ien u. s. w. wurde jedoch noch theils das Hippokratische, theils das [ve]runstaltete Galenische System von den Ärzten angenommen, und [d]aher auch der Aderlaß herrschend, der aufs höchste gemißbraucht wurde. [H]elmont, (1600) der Stifter einer ganz verschiedenen Lehre, eiferte ge[g]en die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeist, den er Ar[ch]äus nannte, zu sehr dadurch geschwächt werde. Harvey's Entdeckung [d]es Blutumlaufs (1619) hatte in so fern Einfluß auf den Aderlaß, [a]ls sie zu Versuchen veranlaßte (1642), die Heilmittel in die Adern [s]elbst einzuspritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzu[l]assen, und durch Blut von gesunden Menschen oder Thieren zu ersetzen. In England erschien Sydenham (1673), der durch starke Aderlässe die [N]atur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. [F]ast in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, fast im[m]er zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf vierzig Unzen. Ihm [e]ntgingen die übeln Folgen davon nicht, aber er glaubte, die Krank[h]eit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) suchte Hippokra[t]es Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und stellte über den [A]derlaß sehr richtige und gemäßigte Grundsätze auf. Vollblütigkeit, [l]ehrte er, sei selbst keine Krankheit, nur durch Störung des Gleich[g]ewichts zwischen den festen und flüssigen Theilen könne sie dazu wer[d]en, und in diesen Fällen sei das Gleichgewicht wieder herzustellen. [U]nentbehrlich aber fand er das Aderlassen, wenn die Vollblütigkeit

in Bewegung geräth, und Congestion oder Blutfluß erregt. Diesem Fall aber rieth er vorbauungsweise durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte sich entstellt und mißverstanden bei dem Publicum fort. Allenthalben hielt man Präservationsaderlässe für nöthig, und in Frankreich ging der Mißbrauch so weit, daß Molière die Ärzte mit ihrem ewigen Clisterium donare, postea segnare, ensuita purgare, mit Recht auf der Bühne lächerlich machte. Bordeu arbeitete dem Unwesen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer sehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zustände des Nervensystems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs ansah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und besonders des Systems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berücksichtigung aller Umstände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meistens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlassung zu Aderlassen. Mehrere neue Ärzte hingegen suchten ihre zu häufige Anwendung einzuschränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Hufeland, Reil, Hildebrandt u. A. Wollstein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine so bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall suchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen, Brown verstattete den Aderlaß bei sthenischen Krankheiten, deren Zahl er aber sehr gering angab, und die Ausbreitung seiner Lehre (s. Erregungstheorie) beschränkte den Gebrauch dieses Mittels mehr, als für die Praxis gut war. Nur unter den echten Heilkünstlern erhielt sich die richtigere Anwendung desselben. Dahin gehören, außer den genannten Männern, Harles, Heim, J. Frank und Andere; vorzüglich auch Marcus, der durch glückliche Anwendung naturphilosophischer Grundsätze auf die Medicin wichtige neue Ansichten eröffnete. Fassen wir das Resultat dieser Übersicht kurz zusammen, so finden wir, daß die größten Ärzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieses Mittels, das in der Heilkunst nicht entbehrt werden kann, übereinstimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung desselben von einander abwichen. H.

Adern sind die häutigen und muskulösen Canäle, welche eine Flüssigkeit im thierischen und menschlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen sind die Lymphadern, welche lymphatische (wässerige) Flüssigkeit, — Milchadern, welche den Milchsaft (Chylus) aus den Därmen aufnehmen, und in das Blut überführen; Blutadern (im weitern Sinne), welche das Blut enthalten. Diese werden gewöhnlich auch vorzugsweise unter der Benennung der Adern verstanden, und wir führen sie hier in diesem Sinne fort. Das ganze Adersystem im thierischen Körper besteht aus zwei Classen: den Puls- oder Schlagadern, **Arterien**, und den Blutadern (im engern Sinne) oder **Venen** (venae). Beide haben ihr Centrum in dem Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus, und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern sammeln aus demselben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Ursprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer setzt sich nämlich fort in die große Pulsader, **Aorta**, welche sich sogleich, wie sie vom Herzen abgeht, in einem Bogen herunterwärts begiebt, durch eine Öffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten herabsteigt, wo sie sich in die beiden Hüft- oder Darmbein-

Arterien spaltet. Diese gehen abwärts bis an den Rand des Beckens, die theilt sich wieder in zwei große Äste: in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile sich verbreitet. Aus dem absteigenden Theile der Aorta, sobald sie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen ist, gehen mehrere zum Theil sehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwerchfellarterien, welche das Zwerchfell selbst und benachbarte Theile mit Zweigen versorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz u. s. w. verbreitet. Eben daselbst geht die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab und versorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufsteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz selbst mit Zweigen versehen, aus dem Bogen aber die, welche sich zu dem vordern Theil der Brust, zu allen Theilen des Kopfes, des Halses und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen sich in immer kleinere Äste und Zweige, bis sie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar sind. Ihre Endigung aber ist sehr verschieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verschieden sind, in welche sie sich endigen, bilden sie ganze Büschel von Haargefäßchen oder Netze, Sterne u. s. w.; andere biegen sich um, und werden zu Venen; andere öffnen sich in kleine Zellchen, aus welchen die Venen das Blut wieder aufnehmen, andere öffnen sich mit freien Mündungen an der Oberfläche der Haut, an welcher sie ausgebreitet sind, und hauchen durch ihre Mündung eine dunstartige Feuchtigkeit aus. Die Pulsadern sind fester und stärker in ihren Häuten, als die Venen. Die Arterie hat vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut stark, fest und elastisch ist, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfasern besteht, die innerste sehr zart und dünne, an ihrer innern Fläche sehr glatt ist. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; sie dehnen sich, von der andringenden Blutwelle geschwellt, aus, und ziehen sich wieder zusammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Diese Verrichtung zeigt sich in der beständigen schlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine solche Ader blosgelegt wird, oder wenn man sie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann (vergl. d. Art. Puls). Eine verletzte oder durchgeschnittene Pulsader fällt nicht zusammen, heilt auch wegen der beständigen Bewegung schwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung einer Arterie gefährlich, und einer innern tödtlich. Die Venen entspringen in dem ganzen Körper mit den feinsten Verästelungen und ziehen das umgewandelte Blut an sich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder sich vereinigend, in größere über und diese vereinigen sich endlich aus dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere Hohlvene, welche zusammenstoßen und in dem Venensack (Vorhof) des rechten Herzens sich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halse und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Drosselader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite sich vereinen, und an der Stelle, wo sie hinter dem Knorpel der ersten Rippe der rechten Seite heruntersteigen, in die obere Hohlvene übergehn. Alle Venen der untern Gliedmaßen; des Unterleibes und der Eingeweide in demselben vereinigen sich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüft-

venen sich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta hinter dem Bauchfell in die Höhe steigt und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welches zu ihrem Durchgang eine vierseitige Öffnung in seinem flechsigen Theile hat, gelangt, durch dasselbe in die Brusthöhle steigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof des rechten Herzens sich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen besondern Umweg. Diese Blutadern vereinen sich nämlich in einen Stamm zusammen, die Pfortader (vena portarum), welcher in die Leber eingeht, sich daselbst wieder in Äste und Zweige bis in die feinsten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle absondernden Organe bilden. In der Leber entsteht dann wieder ein neues Venensystem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, sich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsader wesentlich ab. Sie bestehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern Haut. Diese faltet sich an mehrern Stellen und bildet dadurch sackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang gestatten. Doch fehlen diese Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der unter Gliedmaßen sind stärker, als die anderer Theile des Körpers. In Rücksicht ihrer größern Zweige sind die Venen zahlreicher, als die Pulsadern; meistens ist, besonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchschimmernde Farbe sichtbar werden. Von diesen sind noch einige deßhalb merkwürdig, weil sie gewöhnlich zum Blutlassen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung stehenden Blutadern. Aus dem Venengeflecht des Handrückens entspringt die äußere Hauptvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwischen dem Mittelhandknochen des Daumens und des Zeigefingers liegt, und die äußere Hauptvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderseite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hauptvene des Armes (vena basilica) entspringt gleichfalls aus dem Venengeflecht des Handrückens zwischen dem Mittelhandknochen des kleinen und des vierten Fingers, wo sie noch Hauptvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Ellbogenröhre in die Höhe, wendet sich aufsteigend an die vordere Fläche des Unterarms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hauptvene des Arms (vena mediana) entspringt meistens von der cephalica und zieht an der Beugeseite des Vorderarms schief gegen die basilica, in welcher sie sich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Ellbogengelenke liegt sie auf der flechsichten Binde der Muskeln des Vorderarms, wo sich diese mit der Sehne des zweibauchigen Armmuskels verbindet und die Armarterie und den Mediannerven bedeckt. An dieser Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlassen am Arme geöffnet, und es ist daher große Vorsicht nöthig, damit nicht die Vene durchgeschlagen und die darunter liegende Armpulsader und der benannte Nerv verletzt werde, so liegt auch auf dem Fußrücken ein star-

les Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von dessen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlasse am Fuße geöffnet wird. Noch ist außer dem Adersystem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menschen zu bemerken, nämlich das Lungenadersystem, durch welches der sogenannte kleine Kreislauf des Bluts bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderstamm, die Lungenarterie, ab, die sich sogleich in zwei Äste theilt, davon jeder sich in eine Lunge begiebt, in derselben in immer kleinere Äste trennt, endlich in die kleinsten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet sich rückwärts ein Venensystem, in dem Haargefäße der Lungenarterie sich wahrscheinlich umbiegen, zur Vene werden, die sich immer zu größern Zweigen und Ästen vereinigen, endlich in jeder Lunge zwei große Venenstämme bilden, welche sich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das schwarzrothe Venenblut aus dem rechten Herzen in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt finde, der große Kreislauf, aus dem linken Herzen durch das Arteriensystem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verschiedenen Absonderungen, und durch das Venensystem nach dem rechten Herzen zurück; der kleine Kreislauf aus dem rechten Herzen durch die Lungenarterie nach den Lungen, und aus diesen durch die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurück. Die Lungenvenen, das linke Herz und dessen Pulsadersystem führen das hellrothe Blut, das Venensystem der Hohladern, das rechte Herz und die Lungenarterien das schwarzrothe Blut. H.

Ades, Hades, s. Pluto.

Adhäsion (Anhängen). Wenn man feste Körper in flüssige z. B. den Finger ins Wasser taucht, so bleiben unter gewissen Bedingungen Theile der letzteren an den ersteren hängen; dies heißt Adhäsion. Es findet hier nämlich unter den verschiedenen Körpern ein Unterschied Statt; denn Quecksilbertheilchen hängen sich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Wasser hängt sich an den meisten Körpern an, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, Staub, Mehl u. dgl. bedeckt ist. Flüssige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Masse, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, sondern steigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweise hievon giebt das Wasser, Bier u. s. w. in Gläsern, Eimern Töpfen u. s. w. In Gefäßen hingegen, deren Masse von den darin enthaltenen Flüssigkeiten nicht benetzt wird, stehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Quecksilber in einem Glase eine gleichsam convexe Oberfläche. Wasser u. dergl., gießt man es aus dem Gefäße, dessen Masse davon benetzt wird, läuft leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht eine geschickte Richtung giebt. Quecksilber thut dies aus einem Glase nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei rc. (Vergl. Anziehung.)

Ädilen, obrigkeitliche Personen bei den Römern, welchen die Aufsicht über die öffentliche Schauspiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt; zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriziern hinzu, welchen letztern der elfenbeinerne

Magistratsstuhl (Sella curulis) vergönnt war, und sie selbst wurden Aediles curules, jene hingegen Aediles plebis genannt. Julius Cäsar setzte noch eine dritte Gattung hinzu, denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adiaphora (griech.), an sich gleichgültige Nebendinge, im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Kultus, die, weil die heil. Schrift sie weder verboten noch angeordnet hat, ohne Gefahr des Glaubens und Beschwerung des Gewissens beibehalten oder verworfen werden können, werden diejenigen ursprünglich katholischen Ceremonien genannt, die die Evangelischen, besonders in Chursachsen unter Moritz, aus Gehorsam gegen das Augsburgische Interim (s. d. Art.) annahmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateinische Gesänge, Horä und Vespern, Chrisma, Privatbeichte u. dergl. Über diese Nachgiebigkeit erhob der Jenaische Theolog Flacius in Gemeinschaft mit der niedersächsischen Geistlichkeit 1549 den unter dem Namen der adiaphoristischen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoristen erhielten. Die Flacianer führten diesen mit den interimistischen Händeln zusammenhängenden Streit desto leidenschaftlicher, je leichter die Wittenberger sich rechtfertigen konnten, sobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben diese Nebendinge Parteizeichen, wodurch die strengen Lutheraner sich von den Calvinisten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterscheiden suchten; die veränderte Ansicht der Theologen des 18. Jahrhunderts brachte es mit sich, daß seit 50 Jahren die meisten Gebräuche dieser Art im Stillen beseitigt wurden und erst jetzt, wo man wieder auf Vermehrung der sinnlichen Beiwerke des Kultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulassen sei, neues Gewicht. E.

Adjectiv, s. Nomen.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit setzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug messingner und eiserner Gewichte gebraucht, wenn sie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewichte gleichen; und endlich heißt es im Münzwesen die Bereitung und Beschreibung derjenigen Metallstücke, die nachher zur Ausprägung der Species dienen.

Adjustirwage wird beim Münzwesen eine kleine Wage genannt, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob sie durch Hinzusetzen von Metall schwerer, oder durch Hinwegnehmen desselben leichter zu machen sind.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier. Man unterscheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten des Gouverneurs und Festungscommandanten, der Divisionärs und Brigadiers. Generaladjutanten sind bei Monarchen, bei Feldmarschällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generälen. Oft sind sie dem Range nach selbst Generale. Ihr Amt ist, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn, bei welchem sie sind, im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und solche ihrem Chef vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegerischen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Offizieren vom Generalstabe die Plane, Zeichnungen u. s. w. unter ihrer Obhut; besorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Dispositionen; führen den militärischen Briefwechsel, arbeiten die Relationen vorgefallener Kriegsereignisse,

Schlachten und Gefechte aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht selten werden sie auch zu Unterhandlungen gebraucht. Flügeladjutanten sind ebenfals Generaladjutanten, jedoch vorzugsweise bei dem Monarchen. Ihre Benennung rührt wahrscheinlich daher, daß sie ehemals die Befehle des Fürsten, der sich gewöhnlich in der Mitte aufhielt, auf die Flügel bringen mußten, zuweilen auch, besonders unter Friedrich II., den Generalen, die ein abgesondertes Corps, oder einen ganzen Flügel befehligten, als rathendes und beobachtendes Organ zugegeben waren. Die Adjutanten der Divisionäre und Brigadiers haben bei ihren Chefs dieselben Geschäfte, wie die Generaladjutanten bei dem Oberfeldherrn. Regimentsadjutanten empfangen die Rapports, besorgen die Militärcorrespondenz, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienst im Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und besorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Aufträge. Der Bataillonsadjutant hat dieselben Verrichtungen im Bataillon.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künste ist der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrschaft aus. In diesem Sinne finden wir ihn als ein häufiges Emblem und Symbol der Völker, Fürsten und Heere. Er war das hieroglyphische Sinnbild der Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einst zum Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eines der ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vor: sie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren sie anfangs nur von Holz, dann von Silber mit goldnem Blitzstrahl, unter Cäsar und seinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Der doppelköpfige Adler war zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, die damit ihren Anspruch auf das morgen- und abendländische Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentalischen Kaiser. Österreich behielt dies Sinnbild aus der Erbschaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom russischen Kaiser, und von vielen Fürsten, Grafen und Baronen des deutschen Reichs ins Wappen gezogen.

Adlerzange ist eine, statt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei spitzigen Haken versehene Zange, um damit Gegenstände aus tiefen Orten zu fassen, und mittelst einer Kette, die um eine horizontale Winde geht, herauszuheben.

Admet, s. Alceste.

Admiral, ein aus dem Arabischen herstammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieser Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerst die Sicilianer und Genueser ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europa's (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Pascha brauchen) Admiral das Haupt oder den obersten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, der nur dem Großadmiral im Range untergeordnet ist. Unter dem Admiral steht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern und nordischen Mächten Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufsicht oder das Commando führt), bei den Engländern

Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weise die Arriergarde (Rear) commandirt. Admiralsflagge ist diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelsten Maste des Schiffs weht, auf welchem der Admiral sich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Schiffen begleitet wird. Admiralschiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegsschiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammenkommen, so hat das zuerst eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralschiffs, das andere und wenn es auch größer und stärker sein sollte, hat nur den nächsten Rang. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt das aus einem Admiral, verschiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitäns, Räthen und Beisitzern bestehende Collegium, welches die Aufsicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsschiffe, so wie das ganze dabei angestellte Personal stehen unter seiner Aufsicht und Gerichtsbarkeit. Es entscheidet über die Contrebande zur See, über die Gültigkeit der gemachten Prisen u. s. w. Admiralschaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteischiffe zum Widerstande gegen einen zu fürchtenden Feind schließt. Sie müssen sich dabei mit bestimmten Vertheidigungsmitteln versehen. Der Gewinn und Verlust wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adolph v. Nassau, erwählt zum Kaiser den 1. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen den 25. Junius, war ein bloßer Edelmann, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als sein Schwert, und ohne jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolph v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolph verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts (s. d.), theils schimpflichen und unerlaubten Verhandlungen mit den Churfürsten von Cöln und Mainz, die ihm die lästigsten Bedingungen auflegten, und sich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte, was er als Graf versprochen hatte, sah er sich bald von seinen Freunden gehaßt und verlassen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. Sterl. und versprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die Theilnahme an dem Kriege untersagte. Wenn er sich dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verächtlich machte, so erschien er ihnen noch gehässiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen seine Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte. Dieser Handel verwickelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang, das Land zu unterwerfen. Empört durch diese Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Österreich lud das Churfürstencollegium Adolph vor sich. Da er nicht erschien, ward er contumacirt und am 23. Junius 1298 seine Absetzung ausgesprochen und Albrecht von Österreich gewählt. Es kam zum Kriege und Adolph schien das Übergewicht zu gewinnen; jedoch überlistet von seinem Gegner, fand er sich bei Gellheim umstrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigner Hand (den 2. Julius 1298). Adolphs Fehler entsprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß seiner Mittel zu seiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken seiner Regierung einen bessern Weg einschlagen wollte, war es zu spät. Er büßte seine Fehler hart, aber die Völker gewannen nichts bei dem Tausch, der ihnen statt seiner Albrechten zum Kaiser gab.

Adonis, ein Sohn der Myrrha, den sie mit ihrem Vater Cinyras gezeugt (s. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in so entzückender Schönheit empor, daß Venus selbst ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forste, ihm die Gefahren zeigend, denen er sich Preis gab. Er aber achtete ihrer liebenden Warnungen nicht, sondern verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß, und erlegte sie mit seinem Spieß und Geschoß. Doch als er einst einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieser ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und so wenig sie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Rosenbüschen, deren weiße Blumen sich damals von ihrem Blut roth färbten, schonte, so fand sie ihn doch schon erblaßt auf dem Grase liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte sie nichts weiter thun, als sein Andenken durch die Verwandlung in eine kurz blühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwischen ihr und Proserpina theilend, ihm erlaube, abwechselnd sechs Monat im Hades und sechs im Olymp zuzubringen.

Adonisch. Der adonische Vers besteht aus einem Dactylus und einem Spondäus oder Trochäus.

—∪∪—— —

und eignet sich wegen seines lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse gewinnen; daher die Neueren sich ihrer nicht häufig unvermischt bedient haben. Die Alten verbanden sie immer mit andern Versen; so ist der letzte Vers der Sapphischen Strophe ein Adonischer.

Adoption, Annahme an Kindes Statt (welche Abrogation heißt, wenn homo sui juris, ein nicht mehr unter älterlicher Gewalt Stehender, an Kindes Statt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater sich des Rechts an seinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in seine Familie aufnahm und väterliche Gewalt über dasselbe ausübte. Der Adoptat erlangte dadurch die vollen Rechte eines leiblichen Kindes. Auch bei uns ist die Adoption, unter obrigkeitlicher Bestätigung, denen gestattet, welche keine Rechnung auf leibliche Kinder sich machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende achtzehn Jahr älter sein als der Adoptirte und bei der Abrogation muß der Adoptirende wenigstens sechzig Jahre alt sein. Will einer jemand an Enkels Statt annehmen, so muß er 36 Jahre älter sein, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Descendenten hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Castrat ohne Dispensation. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund seine Mündel adoptiren. Der Code François macht keinen Unterschied zwischen Adoption und Abrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigstens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte sein soll, und erlaubt nur einen solchen Menschen zu adoptiren, den man in seiner Minderjährigkeit und wenigstens sechs Jahre lang unterstützt und ununterbrochen versorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig sein. Der Code François verbie-

tet ferner die Ehe zwischen dem Adoptanten, dem Adoptirten und dessen Descendenten, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Person, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Descendenz, so fällt nur das, was er vom Adoptanten geschenkt erhalten oder geerbt, an diesen oder dessen Descendenz, das übrige an die Verwandten des Adoptirten zurück. Jede Adoption muß von dem Gerichte erster Instanz und hernach vom Appellationsgerichte untersucht und bestätigt werden, und erhält ihre Wirksamkeit erst durch Eintragung in die Civilstandsregister des Wohnorts des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung der Appellationssentenz erfolgen muß. A.

Adrastea, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meisten ist Adrastea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemesis (s. d.). Man findet sie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatisches Meer, ein Busen des mittelländischen Meers, den die Küsten von Italien, die von Illyrien und Dalmatien, so wie die unter dem Pascha von Janina stehenden Arnauths einschließen. Sein Spiegel faßt etwa 3950 Quadratmeilen. Er enthält an den österreichischen Küsten viele kleine Inseln, und macht mehrere Busen, worunter die von Triest, von Quarnaro und Cattaro die berühmtesten sind. Seine Böschung heißt auch der Golf von Venedig, welche Stadt einst die Herrschaft behauptete über das ganze Meer, dessen Eingang noch jetzt die brittisch-ionische Insel Corfu bewacht. Zum symbolischen Zeichen jener Herrschaft geschah sonst jährlich, so lange Venedig seine Selbstständigkeit behauptete, die Vermählung des Doge mit dem Meere am Himmelsfahrtstage.

Adrogation, s. Adoption.

Adstringentia (lat.), zusammenziehende Arzneimittel, als Gegensatz der auflösenden.

Advent (lat.), eigentlich die Ankunft, insbesondere bei den Christen die Zeit vier bis sechs Wochen vor der alljährlichen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Katholiken bereitet man sich in dieser Zeit durch Bußübungen, Fasten und Beten, gleichsam zum Empfange des Welterlösers vor. Die Kirche gestattet daher in ihrer Strenge während der Adventzeit weder Hochzeiten noch rauschende Vergnügungen.

Adverbium, Nebenwort (Umstandswort, Beschaffenheitswort). Die Hauptbegriffe, welche zu einem Satze gehören, werden durch Nebenbegriffe genauer bestimmt; hierauf gründet sich der Unterschied der wesentlichen und der abgeleiteten und secundären Redetheile (s. Redetheile). Zu den letztern gehört das Umstandswort. Es ist eine Partikel (s. d. Art.), welche zur näheren Bestimmung des Prädicats in einem Satze gehört, und da das Prädicat theils durch das Adjectivum oder Beiwort ausgedrückt wird, theils in dem Verbum oder Zeitwort liegt, so sagt man, das Adverbium sei ein Nebenwort, welches zum Adjectivum oder Verbum gehöre; z. B. ein oft wiederholter Spruch, er geht täglich aus; dahingegen das Adjectivum selbst das Hauptwort bestimmt. Jene genaueren Bestimmungen des Prädicats betreffen die Verhältnisse von Zeit und Raum, ferner die Quantität und Qualität des Prädicats, daher man adverbia loci (Ortumstandswörter), z. B. hin, her, wo, ad-

verbia temporis (Zeitumstandswörter), z. B. gestern, morgen ꝛc. adverbia quantitatis (Größenumstandswörter), wozu auch die adverbia comparationis (Vergleichungswörter) gehören, z. B. ganz, sehr einzeln, fast, wie, weniger ꝛc., und adverbia qualitatis (eigentliche Beschaffenheitswörter); letztere beziehen sich sowohl auf die allgemeinen Verhältnisse von Mittel, Zweck, Grund, Folge, Bedingung, Bejahung, Verneinung, z. B. so, darum, denn, deßwegen ꝛc., als auch auf gewisse specielle Eigenschaften, und bestimmen die Art und Weise, wie etwas von einem Gegenstande ausgesagt wird, z. B. fröhlich scheinen, angenehm klingen. Die Adverbia stammen zum Theil aus Substantiven, und können darum auch meistens durch das Substantiv in seinem bestimmten Casus bezeichnet werden, z. B. Nachts, Abends, wie des Nachts, des Abends, zum Theil aus Beiwörtern, so wie gegentheils auch Beiwörter aus Umstandswörtern entstehen, z. B. der heutige, gestrige, morgende ꝛc. Zum Theil schließen sie auch ein Pronomen ein, z. B. dafür, demnach, statt für dieses, nach diesem, und deuten dadurch auf ein entferntes Hauptwort. Dieses gilt auch von den Fragewörtern (adverbia interrogationis) wofür, warum ꝛc. Unter den Umstandswörtern nehmen nicht nur meistens die Adverbia quantitatis, sondern auch andere die Vergleichungsgrade an, besonders diejenigen, welche gleich Beiwörtern gebraucht werden. Die Umstandswörter, welche specielle Eigenschaften bezeichnen, werden oft durch Beisetzung anderer noch genauer bestimmt, z. B. sehr kräftig, ungemein billig ꝛc. —

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeistand, wird erst durch Ertheilung der Vollmacht Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Grenzen seiner Vollmacht richtet sich die verbindende Kraft seiner Handlungen für den Clienten, und die Bekundung dieser Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da die rechtliche Assistenz, so wie die Sachführung auf einem speciellen Vertrauen beruht, so hat auch der Advocat besondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn der Advocat entweder aus bösem Willen oder durch Fahrlässigkeit seinen Clienten lädirt, so hat letzterer den Regreß, oder auch in den mehrsten Fällen kann er Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Advocaten sind eine Classe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle in allen Staaten gespielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geschäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalsachen, die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren geführt, welche mit Übernahme der Prozesse auch deren Eigenthümer wurden. So ist es noch in England und Frankreich, und in beiden Reichen ist rednerisches Talent für Jeden, der sich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Angelegenheiten die Sachverdienste mehr mündlich als schriftlich erörtert werden. In Deutschland ist der entgegengesetzte Fall; hier kommt es mehr auf die Feder, als auf die Beredsamkeit des Advocaten an. Es ist ein Fehler der mehresten deutschen Verfassungen, daß die Advocatur von andern Geschäftsverhältnissen nicht genug geschieden, und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden ist; ein Fehler, welchen die neue französische Gerichtsverfassung durch den Unterschied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt, wenigstens besser erledigt, als das in den preußischen Landen eingeführte Justizcommissariat, wo der Richter den Advocaten für den Clienten ernennt; eine Beschränkung der Willkühr, die einen Schein von Despotismus hat.

Adrast, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm seine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieser in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den sieben Feldherrn vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre später zog er nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei seinen Sohn und starb vor Gram.

Aërodynamik wird jener Theil der höhern **Mechanik** genannt, der von den Kräften und der Bewegung flüssiger elastischer Materien handelt. Sehr oft wird die Aërodynamik bei der Hydrodynamik abgehandelt.

Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. **Aërometrie**, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. **Aëronautik**, die Kunst, in der Luft zu schiffen.

Aërolithen (griech. Luftsteine), Steine oder Massen, die aus der Luft herabfallen. S. **Meteorsteine**.

Aërostat. Das griechische Wort für die unter dem Namen Luftball hinreichend bekannte Maschine. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelst dessen man sich in die Luft erheben könne, scheint den menschlichen Geist schon im Alterthume beschäftigt zu haben; aber die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das J. 1766 der Engländer **Cavendish** die große specifische Leichtigkeit des brennbaren Gases entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburg auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blase, mit diesem Gas angefüllt, in der Luft emporsteigen müsse. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Versuche, fand aber, daß eine Blase zu schwer und Papier nicht luftdicht sei. Seifenblasen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben sich bis zur Decke des Zimmers, wo sie zerplatzten. Aber noch in demselben Jahre brachten die beiden Brüder **Etienne** und **Joseph Montgolfier** (s. d. Art.) auf anderem Wege eine Maschine zu Stande, welche sich durch eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte des Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohes Parallelepipedum, das aus einem Stück Lyoner Taffet gemacht war und 40 Cubikschuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, schnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch steigen zu lassen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Versuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch stieg. Eine größere Maschine von 650 Cubikschuh Inhalt stieg mit gleichem Erfolg. Nun beschlossen sie, den Versuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maschine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmesser hatte, 430 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Last mit sich aufhob, und ließen dieselbe am 5. Juni 1783 zu Annonay in die Luft steigen. Sie erhob sich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toisen und fiel 7200 Fuß weit von dem Orte des Aufsteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch sie das Emporsteigen bewirkten, war ein unter der Öffnung der Maschine angezündetes Strohfeuer, in welches sie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle

wirken. Wie aber eigentlich dadurch diese Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten sie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeschlossenen Luft hielten sie für die Ursach des Steigens, sondern sie glaubten, daß sich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickele, durch welches der Ballon gehoben würde. Erst später wurde das Irrige dieser Meinung dargethan. In Paris erregten diese glücklichen Versuche das größte Aufsehen und setzten alle Physiker in Bewegung. Einige derselben fielen auf die richtige Vermuthung, das Experiment müsse sich mit dem brennbaren Gas nachmachen lassen. Charles, Professor der Physik, ließ eine 12 Fuß im Durchmesser haltende und mit einem Firniß von elastischem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte sie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob sich binnen zwei Minuten 488 Toisen, verschwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelstunden bei dem Dorfe Genesse, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aërostaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorsteher des königlichen Museums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinschaftlich brachten sie im October 1783 eine neue Maschine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Physiker nebst einem Arbeiter es zum erstenmal wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzusteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorsicht an Stricken gehalten, mittelst welcher man ihn bald wieder herunterzog. Diese Versuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maschine sich frei bewegen, welche ihren Flug seitwärts nahm und sich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufsteigens sanft niedersenkte. Dadurch überzeugte man sich, daß sie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menschen durch die Luft zu tragen im Stande sei, und beschloß die erste wirkliche Luftreise. Am 21. Nov. 1783 stiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schlosse la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maschine von 6000 Cubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toisen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geschwebt. Der Ballon war zu verschiedenenmalen auf das heftigste erschüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt, die Gallerie war beschädigt worden und einige Schnüre gerissen. Sie erkannten, daß es die höchste Zeit sei, sich herabzulassen; und als sie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entstanden neue Schwierigkeiten beim Aussteigen. Das schwache Kohlfeuer hielt den leinwandnen Ballon nicht mehr empor, und dieser fiel mit seiner ganzen Masse auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte aussteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der sich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinschaftlich mit diesem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon aufsteigen werde. Die dazu erfoderlichen Kosten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er eine Subscription. Der Ballon war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmesser, und bestand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elastischem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehrern Seilen, die an einem über

den obern Theil des Ballons gezogenen Netze befestigt waren. Oberhalb war ein Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und sich mittelst einer Feder wieder schloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausströmen zu lassen, wenn man sich herabsenken wollte, oder es sonst nöthig fand, das Volumen des in dem Ballon eingeschlossenen Gases zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1. Dec. erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ballon stieg schnell zu einer Höhe von 300 Toisen, und verlor sich in kurzem aus den Augen der Zuschauer. Die Luftschiffer beobachteten fleißig das Barometer, das ihnen nie unter 26 Grad zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballast aus, um den Ballon emporzuhalten, und kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgestiegen, und der Ballon dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieser nochmals mit großer Schnelligkeit um 1500 Toisen sich erhob. Dabei dehnte er sich so gewaltig aus, daß er zerplatzt sein würde, wenn nicht Charles mit besonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeschlossene Gas mit der verdünnten atmosphärischen Luft mehr ins Gleichgewicht zu setzen. Nach einer halben Stunde senkte sich der Ball sanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweitenmal aufgestiegen war. Diesen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. **Blanchard** (vergl. d. Art.), der sich früher ebenfals mit Verfertigung einer Flugmaschine beschäftigt hatte, war schon mehreremale aufgestiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutsche Meilen breiten Canal zwischen England und Frankreich im Luftschiffe zu passiren, und dieses kühne Wagstück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ballon den 7. Januar 1785, in Gesellschaft des Amerikaners Jeffries, glücklich ausführte. Um ein Uhr verließen sie die englische Küste, und um halb drei Uhr waren sie bereits auf der französischen. Nicht so glücklich endete die Luftfahrt, welche der erste Luftschiffer, Pilatre de Rozier, 14. Juni 1785 in Gesellschaft Romains von der französischen nach der englischen Küste unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlfeuer gefüllt wurde. Beide trugen die Gondel. Rozier hatte diese Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Absicht war besonders, durch den unteren Ball das willkührliche und abwechselnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich ist. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ballon, der einmal zur Erde gesunken ist, steigt mit derselben Last ohne neue Füllung nicht wieder, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechselnd steigen oder fallen zu lassen. Aber dieser Versuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrscheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich zu einer lichten Flamme emporgebrannt, und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maschine, und beide Luftschiffer stürzten aus der Höhe herab. Die Beschaffenheit ihrer zerschmetterten Körper ließ vermuthen, daß schon die Explosion des brennbaren Gases sie getödtet habe. Dieser unglückliche Vorfall schreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Versuche vielfältig und nach

und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch diese Erfindung ist, so hat sie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Resultaten für die Wissenschaften und das practische Leben geführt. Der ganze Nutzen hat sich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftregionen beschränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkühr lenken zu lernen; dann wird er sich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen lassen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, den von dem Professor Robertson projectirten riesenhaften Luftball zu realisiren, um mittelst desselben über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuschweben. — Während der französischen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronauten-Corps angelegt, dessen Bestimmung die Direction des Luftballons bei den Armeen war, mittelst welcher man den Feind zu recognosciren versuchte. Aber auch von diesem Gebrauch der Aërostaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchst mißlich bleibt, so lange die Maschine allein von der Willkühr des Windes abhängt. — Unter den Franzosen sind Blanchard und Garnerin diejenigen gewesen, welche die meisten Luftreisen unternommen haben; unter den Deutschen war Professor Jungius in Berlin in den Jahren 1805 und 1806 der erste. Seitdem haben sich Professor Reichard und seine Frau durch Luftschifffahrten bekannt gemacht. Auch in Constantinopel unternahmen im J. 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunsch und die Kosten des Großherrn, eine Luftreise. Ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik hat sich Blanchard durch die Erfindung des Fallschirms erworben, dessen sich der Luftschiffer im Nothfall bedienen kann, um sich ohne Gefahr aus der Luft herabzulassen.

Aërostatik. Dieser Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewicht der Luft, sowohl für sich, als mit andern Körpern; allein seit der Erfindung der Luftbälle haben einige angefangen, denselben in einem eingeschränktern Sinne blos der Lehre von den Aërostaten beizulegen, welche passender Aëronautik hieße.

Affect nennen wir jedes lebhaftere Gefühl der Seele, das eben seiner Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist. So wie das körperliche Gefühl in dem Bewußtsein der Seele zur Empfindung wird, so entstehen die Affecten zunächst in der Seele selbst durch lebhafte und klare Vorstellungen, welche den Zwecken und dem Streben der Seele entweder förderlich oder hinderlich, daher der Seele angenehm oder zuwider sind, und welche von der Seele aus erst auf den Körper wirken, durch das Psychische auf das Physische. Dadurch unterscheiden sie sich (unter andern Verschiedenheiten) von den Leidenschaften, mit denen sie im gemeinen Sprachgebrauche so oft verwechselt werden (s. d. Art. Leidenschaft). Doch können und müssen Leidenschaften oft die Veranlassung zu den Affecten geben, da der Inhalt der Vorstellungen sowohl von der Vernunft, als Sinnlichkeit, von wirklichem und eingebildetem Guten oder Übel herkommen und die psychischen Gefühle erregen kann. Die Ruhe des Gemüthes wird allemal durch die Affecten gestört (s. d. Art. Gemüth) und von dem Gemüthe aus geht ihre Wirkung auf die Nerven und den übrigen Körper. Vorzüglich scheinen sie auf die Nervengeflechte des Gangliensystems die Brust- und Herznervengeflechte zu wirken, wie sich aus dem Gefühl von Er-

weiterung und Leichtigkeit in der Brust bei angenehmen, und von Beklemmung, Herzklopfen u. s. w. bei unangenehmen Affecten, aus dem guten Fortgang oder der Störung der Verdauung, der Ernährung, der Blutbereitung u. s. w. schließen läßt. Die Affecten haben verschiedene Grade: Im höchsten Grade können sie — sowohl die angenehmen als unangenehmen — betäubend, sogar tödtend wirken. In Hinsicht auf ihre Natur sind sie angenehm oder unangenehm, z. B. Vergnügen, mit allen Modificationen, als Freude, Entzücken u. s. w., oder Schmerz, Trauer, Unzufriedenheit, Mitleid, Reue u. s. w. Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, gemischte, z. B. Überraschung u. s. w. In Hinsicht ihrer Wirkungsart sind sie thätige, z. B. Zorn, oder leidende, z. B. Gram. Die höheren Grade der Affecte würden zu nachtheilig für das Leben und die Gesundheit des Menschen wirken, wenn die Natur nicht für eine Ableitung ihrer erschütternden Wirkung durch die Thränen gesorgt hätte. Nur der Mensch ist wahrer Affecten fähig, und nur ihm ist das Vermögen gegeben, durch Weinen sie in ihrer Heftigkeit zu mildern (s. auch Gemüthsbewegungen).

Affectation ist entgegengesetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derselben übereinstimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Affectation schließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwas nicht Vorhandenes ersetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden sei. Das Mittel, wodurch sie dies zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines Musters. Aber diese Nachahmung verräth etwas Gezwungenes und Unübereinstimmendes, weil derjenige, der etwas affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit hat von jener, die er affectirt. Seiner Natur gemäß sollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ihm zufällig, bei seinem Muster aber natürlich ist, sucht er durch künstlich herbeigeführte Umstände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menschen herrscht, wenn derselbe in allen Umständen nach einem wahren und richtigen Gefühle ohne Umschweife auf dem geradesten Wege so handelt, wie sowohl seine als der Sache Natur es mit sich bringt: so wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menschen sein, wo er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle mit Umschweif durch eine unnatürliche, künstlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewisser Eigenschaften ersetzen will. Daher ist in demselben keine Übereinstimmung, kein Zusammenhang, vielmehr ein innerer Widerspruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringschätzung, oder Verachtung und Abscheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes und Tochter) Statt annehmen. Daher Affiliation, die Annahme an Kindes Statt (s. Adoption). Affiliirte nennt man auch diejenigen Personen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordens-Geistlichkeit nehmen, in der Meinung, sich das Ordensverdienst durch gute Werke zu verschaffen.

Affinität, Verwandtschaft. Über den Sinn dieses Wortes in der Chemie s. Wahlverwandtschaft.

Affry (Ludw. August. Philipp Graf von), erster Landammann der Schweiz, eine Stelle, die auch sein Vater bekleidet hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig wurde er zum Militärstande bestimmt, begleitete seinen Vater auf einer Gesandtschaft nach dem Haag, wurde hierauf Adjutant bei den Schweizergarden und stieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der französischen Revolution commandirte er die Armee am Oberrhein bis zum 10. August

1792, wo er nach Entlassung der Schweizertruppen sich in sein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsversammlung in Freiburg wurde. Als im Jahre 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht wurde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerstandes, betrug sich stets mit Klugheit, und wendete so viel möglich die Übel des Krieges und der Empörung von seinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzosen genommen worden war, wurde er Mitglied der provisorischen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber sehr gern nahm er die Ernennung als Deputirter in Paris an; als der erste Consul die Schweizer dahin berief und ihnen seine Vermittelung anbot. **Napoleon** zeichnete ihn vor den andern Deputirten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Alliirten Frankreichs sichern sollte. Am 19. Februar 1803 empfing Graf **Affry** aus den Händen des ersten Consuls die Vermittelungsacte, und wurde für dieses Jahr zum ersten Landammann ernannt, und zwar mit einer sehr ausgedehnten Gewalt bis zu einer allgemeinen Zusammenkunft auf einem Landtage. Er suchte die Absichten des Vermittlers zu befördern, und verfuhr in allem mit der Geschicklichkeit, den Einsichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Das Ende seines Lebens erfolgte den 16. Juni 1810.

Afghanen (**Aghuanen**), d. i. Bergbewohner, oder auch **Patanen**, der Name des jetzt in Ostpersien, oder dem Reiche Kabulistan herrschenden Volks. Es wohnte ursprünglich in den Gebirgen zwischen Persien, Hindostan und Bactrien, und gehörte zum medischen Stamme. Noch jetzt wandern die Afghanen fortwährend, sowohl die westlichen, welche räuberische Zeltbewohner, als die östlichen, welche ansässig sind. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadirs Tode (1747) in Persien entstanden, bemächtigte sich Ahmed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der persischen Armee, der Provinzen Candahar und Chorasan, machte sich von Persien unabhängig, und wurde der Stifter des afghanischen Reichs, dessen Größe zu 250 Meilen in die Länge, und über 100 Meilen in die Breite angegeben wird. Es ist ein fruchtbares und volkreiches Land, das im Nothfall 300,000 Krieger stellen kann. Die Stadt Chandahar ist die Residenz, ehemals die wichtigste Festung in Asien, Cachemir (s. d. Art.) oder Serinagur ist bekannt wegen der kostbaren Shawls. Die Russen treiben durch die Bucharei einen bedeutenden Handel mit den Afghanen.

Afranius, ein komischer Dichter Roms, der ungefähr 100 Jahre v. Chr. Geb. lebte. Cicero lobt ihn, eben so Quintilian, der ihm jedoch Obscönität zum Vorwurf macht. Horaz spricht von ihm als einem Nachahmer des Menander; allein Afranius suchte besonders die Sitten seiner Zeit und Roms zu schildern, so daß die römische Komödie durch ihn den Beinamen Togata statt des griechischen Palliata erhielt. Wir haben von ihm nur noch wenige Bruchstücke.

Afrika, einer der fünf Erdtheile, — zwar schon seit Jahrtausenden in der Geschichte angeführt, dennoch auch für uns noch immer, was er den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer scheidet Afrika von Europa, seine nördlichen Küsten liegen im Angesicht der civilisirtesten Nationen, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, in das weite Binnenland ist noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ewig wird es wohl unentschieden bleiben, woher Afrika seine ersten Bewohner erhalten; ob bei dem Werden der Erde ein schwarzer Adam der Stammvater der

ihm eignen Menschenrace geworden, oder ob ein Noachide von Asien aus ihm sein erstes Stammvolk zugeführt habe, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne seine schwarze Tinte empfangen habe; möglich ist es wenigstens, daß Weiße und Schwarze von einem und demselben Stammvater abstammen können! Eines seiner Länder, das Nilthal, war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den frühesten Zeiten der Geschichte nicht allein bekannt, sondern auch die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften! Aber selbst in den Jahrhunderten, wo Ägypten am höchsten blühete, scheint tiefe Nacht seine Umgebungen bedeckt zu haben, und alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen gewesen zu sein. Späterhin lernten jedoch die Griechen (vergl. Herodots sehr genaue Nachrichten) und Römer die Küsten am mittelländischen Meere näher kennen, und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Joliba vor, doch hat sich ihre Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus erstreckt. Wie unvollkommen war nicht die Vorstellung, die sich Ptolemäus von Afrika machte, ob ihm schon seine Form als eine große Halbinsel vorschweben mochte? Von den südlichen Theilen des Erdtheils war ihnen aber gar nichts bekannt. Erst dem 15. Jahrhunderte war es vorbehalten, uns seine Umrisse auszuzeichnen; Heinrich der Nautiker umsegelte das gefürchtete Cap Non (non plus ultra), Diaz und Vasco da Gama fanden das Vorgebirge der guten Hoffnung, und sowohl die westlichen als die östlichen Küsten wurden nun von europäischen Seefahrern untersucht und bestimmt. — Afrika ist eine ungeheure Halbinsel, die durch einen schmalen Landstrich, den Isthmus von Suez, am Continente von Asien zu hängen scheint; es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 531,638 Quadratmeilen zwischen 0 bis 70° Länge und 34° südl. Br. bis 37° 30′ nördl. Br., das im Norden an das mittelländische Meer, im Osten an Asien, das rothe und indische Meer, im Süden und Westen an das äthiopische Meer und den atlantischen Ocean stößt. Bei dieser Lage innerhalb des heißen Erdgürtels hat es eine erstaunliche Ausdehnung von Osten nach Westen; doch füllt die nördliche Hälfte eine ungleich größere Masse als die südliche. Die größte Ausdehnung von Westen nach Osten, vom Cap Negro bis Cap Guardafui beträgt auf 69°, mithin unter dem Äquator 1020 geogr. Meilen, und hat die größte ununterbrochene Landmasse unter der heißen Zone. Afrika's innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar besitzt es (wie die übrigen Erdtheile) große an einander hängende Kettengebirge, die vielleicht vom Cap bis zum mittelländischen Meere in mancherlei Parallelen fortziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 5000 Fuß hohen Schneegebirge des Caplandes; doch ist es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man so ungeheure Sandwüsten und die Kobi in Hochasien hält mit der großen Sahara keinen Vergleich aus. Diese Wüste erscheint als ein Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inseln keineswegs fehlt. Dies sind die Afrika eigenen Oasen: reiche Landschaften, mit Datteln, Pisangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgestattet, mit dem klarsten kühlenden Wasser versehen und mit unzähligen Herden von Thieren bevölkert. Nur die Sahara zählt nach Golberry 32 solcher Oasen. — Unter Afrika's vielen und mächtigen Strömen ist der ägyptische Nil uns jetzt bis zu seiner Quelle bekannt; aber dies ist auch der einzige der größern Ströme Afrika's, dessen Lauf ganz erforscht ist; wir wissen zwar, wo der Kongo (Zaire), Koanza und

Kuama (Zambese) endigen, nicht aber wo sie anfangen, und vom Joliba erst seit Mungo Park, daß er (der Niger des Herodot, s. d. Art.) von Westen nach Osten sich winde. Auch der Senegal, der Gambia, der Orange sind bedeutende Flüsse dieses Erdtheils, der im Ganzen nicht arm an Wasser ist, und selbst in seinem Innern große Landseen, wie den Dembea, Wangara, Marawi und Aquilunda, einschließt. Das Klima ist zwar sehr verschieden, aber im Ganzen brennend heiß: innerhalb der Wendekreise findet man ruhiges Tropen-Klima mit 2 Jahreszeiten, der nassen und trocknen, die Gluth der Sonne ist furchtbar, und Adanson bezeugt, daß man im Sande Guinea's Eier siede, und daß die Hitze die nackte Fußsohle des Negers aufreiße. An den Küsten mäßigen See- und Bergluft und die unaufhörlichen Regengüsse die Hitze, aber die Luft ist hier lange so gesund nicht und so rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt, und der ganze Landstrich der Berberei nähert sich in Rücksicht des Klima's bereits den wärmsten Theilen von Europa. Unter den Winden sind Afrika eigen die Tornados und der Harmattan, mit Asien gemein hat es den Samum, mit Europa den Sirocco. Außerordentlich zahlreich sind die Producte, die es erzeugt; wenigstens hat kein anderer Erdtheil eine so große Mannichfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweisen als Afrika. Neben dem Elephanten, dem Kameele, dem Rhinozeros, dem Nilpferde und der Giraffe findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchse, Hunde, Katzen, Affen aller Arten, Mongus, Fledermäuse, Ratten, Klipdas, Hasen, Kaninchen, Jerboas, Stachelschweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Ratteis, Pferde, Esel, Zebras, Schafe, zum Theil mit Haaren und Fettschwänzen, Argalis, Ziegen, Gemsen, Gazellen in unendlichen Varietäten, Springböcke, Ochsen, Büffel, Damhirsche, guianische Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirsche und andere Quadrupeden, deren Naturgeschichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforscht ist; selbst das räthselhafte Einhorn soll sich noch in den Binnenländern finden. Eben so reich ist die Classe der Vögel, unter welchen sich das prächtigste Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thouraco, Eisvogel, Pelekan, die vielen Papageiarten, findet; die Classe der Amphibien hat das fürchterliche Krokodill und die Boa constrictor mit vielen unschädlichen, aber auch äußerst giftigen Schlangen; die anstoßenden Meere und die Ströme haben einen Überfluß an Fischen, doch ist die Mannichfaltigkeit der Geschlechter nicht so groß, als in den nördlichen Meeren, und viele den nutzbarsten fehlen ganz. Das Gebüsch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameisen, Skolopenden, Spinnen, Klopaten und Raupen, während daß die vorüberziehenden Heere von Heuschrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall sieht man die schönsten Käfer und Schmetterlinge. Aus dem Pflanzenreiche gedeiht alles, was die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen lassen kann. Hier stehen die Riesen aller Pflanzen, der Affenbrotbaum Baobab, mit einer Blättermasse von 120 Fuß im Durchschnitt, und der 120 Par. Fuß hohe Seidenbaumwollenbaum, Ceyba oder Bentan, neben den majestätischen Palmen, wovon die Kokospalme allein die meisten Bedürfnisse der Neger zu befriedigen im Stande ist. Zu den vegetabilischen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Weizen, Gerste, Mornhirse (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reiß, Bataten, Yams, Lotusberen, Senegalgummi, Bananas und andere Pisange,

Datteln, Feigen und die mannichfachen Arten von Gewürzen, besonders Zuckerrohr, Baumbutter (Skea toulou) u. a.; als Getränke dienen der Kaffe, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Cap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und selbst Flachs; hier gedeihen die Papajen, Tamarinden, Granaten, Orangen, Ananas, 5 Arten Pfeffer, der trefflichste Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der besten Farben- und Tischlerhölzer, der Ringi, unzählige Gewürzpflanzen, und welch eine Menge der herrlichsten und nutzbarsten Arten bietet nur allein das reiche Madagascar dar? Am wenigsten gekannt ist das Mineralreich in Afrika: Gold hat es mehr als einer der übrigen Erdtheile und Eisen ist ziemlich überall verbreitet, dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es blos Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Überflusse, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Die Zahl der Einwohner mag zwischen 100 bis 120 Millionen schweben; zwar kann die Statistik hier keine Nachweisungen geben, doch muß das Innere dieses Erdtheils sehr bevölkert sein, da es binnen drittehalb Jahrhunderten über 40 Millionen kraftvolle Menschen in den Sklavenhandel geben konnte, und dennoch in seinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert ist. Auch seine Küstenländer sind reich an Menschen: so fand Jackson blos in Marocco gegen 17 Millionen, und die Berberei mit Ägypten, die doch nur erst ein Achttheil des Ganzen ausmachen mögen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba liegen volkreiche Staaten, von welchen wir indeß kaum den Namen kennen. Die Einwohner gehören zu 2 Racen des menschlichen Geschlechts: zu der Negerrace, die vom Joliba abwärts sich bis zur Südspitze erstreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu der kaukasischen Race, der die Berbern, Kopten, so wie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habescher, und die Völker Nubiens beizuzählen sind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch sind sie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Osten zahlreich verbreitet, und ganz einheimisch geworden. Auf den Inseln und auf mehreren Küstenpuncten findet man Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Britten und selbst Juden hier und dort eingewandert, doch scheinen die Falaschas in Tigre, ob sie gleich dem Mosaismus huldigen, nicht hebräischer Abstammung zu sein. Als Hauptsprachen gelten die arabische im ganzen Norden, selbst bis zum Joliba herunter, wo wenigstens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verstehen; von ihr unterscheiden sich die Berber- und die Shelluhsprachen in der Berberei und am Atlas. Die Mandingosprache ist vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Westküste spricht man zum Theil ein verdorbenes Portugiesisch, in den habeschinischen Ländern die Tigre- und Amharasprache. Die Sprachen der Neger sind fast so mannichfach, als die Nationen: blos in der Sahara sollen 43 Idiome geredet werden. Eben so mannichfach ist auch die Art und Weise, wie jeder seinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Ostküste ist der Mohammedismus verbreitet; zu der Christusreligion bekennen sich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier und die europäischen Fremdlinge, doch nach sehr verschiedenem Ritus, und bei den meisten Negervölkern herrscht der abenteuerlichste Fetischmus, der bei manchen dieser Völker einen

gräßlichen Anstrich hat, sogar Menschenopfer fodert. Wissenschaftliche Kultur darf man in Afrika nicht suchen, selbst nicht in dem Lande, das ihre Wiege in der Kindheit der Menschen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geschaffen hatten, ging in den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo sie sich angesiedelt haben, und hie und da auch die Kopten und Monophysiten in Tigre und Amhara. Eigentlichen Kunstfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küste an, wo von den Mauren doch manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird; aus diesen Ländern wird auch ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den seefahrenden Nationen Europa's, und ein eben so bedeutender Karavanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem sie ihre Fabrikate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger stehen sämmtlich noch auf der untersten Stufe der Kultur, selbst da, wo sie sich in Staaten gebildet haben; ihre Bedürfnisse sind äußerst geringe, und alles, was sie gebrauchen, verfertigen sie oder ihre Weiber sich selbst: die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die sie gegen die Witterung schützt, der Bogen und der Pfeil, dessen sie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, so wie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das sie von der Oberfläche der Erde sammeln, wissen sie für ihren Schmuck, and das Eisen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern sie manche Bedürfnisse kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Branntwein, Tabak, verschiedene Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. s. w. Diese erhalten sie durch den Handel, zu welchem sie vorzüglich Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi bringen. Dies sind die Stapelwaaren Afrika's; der Sklavenhandel (s. d. Art.) ist noch immer so bedeutend, daß man, obgleich die meisten Nationen Europa's ihm durch Tractaten entsagt haben, doch gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugiesen, Franzosen, Nordamerikaner und selbst brittische Schleichhändler dem Innern Afrika's entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sklaven, die jährlich Westindien zugeführt würden, ohne die in Anschlag zu bringen, die die Kirmanen nach Asien, die Nordamerikaner in ihre südlichen Staaten schleppten. Sehr bedeutend ist auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldstaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdecken, Häuten und andern Landesproducten, die blos als Nebenartikel gelten. Eigentliche Münzen hat Afrika blos in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern besetzt sind, dient das Geld höchst selten als Tauschmittel; in einigen Ländern der Westküste gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebses und der Äquator theilen Afrika in 3 Haupttheile: 1. Nordafrika, wozu Ägypten, die Raubstaaten Tripolis mit der Küste Barka, Tunis und Algier, der Staat Marocco, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören. 2. Mittelafrika, welches die Ostküstenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajar, den unteren Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, Senegambien und Guinea nebst den Inseln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Bissao-Inseln, Socotora u. a. umfaßt, und 3. Südafrika mit der ganzen südlichen West- und Ostküste, den südlichen Binnenländern, dem Caplande, der Insel Madagascar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Tristan d'Acunha, St. Helene und Ascension. Hl.

Afterkegel (Konoid), nennt man in der Geometrie einen solchen Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Achse entsteht.

Aga bezeichnet bei den Türken überhaupt einen Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk. **Janitscharen-Aga** heißt der oberste Befehlshaber der Janitscharen, der seiner Stellung wegen (als Anführer des fast selbstständigen Janitscharen-Corps) fast so viel Ansehen hat, als der Großvezier.

Agamemnon, König von Mycene, der Sohn des Plisthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Eriphyle, nach Andern Aërope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Von Tantalus, dem ersten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und dessen Kinder hinab verfolgte ein feindliches Schicksal die Sprößlinge dieses Heldengeschlechts und stürzte sie ins Verderben (s. **Tantalus**, **Pelops**, **Atreus** und **Thyest**). Agamemnon herrschte über Mycene und hatte mit seiner Gemahlin Klytämnestra die Iphigenia, Elektra, Chrysothemis und den Orest gezeugt, als der trojanische Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht Aulis in Böotien versammelte sich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windstille gehindert hatte (vergl. **Iphigenia**), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, so wie in den mit abwechselndem Gl[illegible] geführten Gefechten und in der Rathsversammlung erscheint Agamemnon stets seines Ranges über die andern Fürsten würdig. Er kämpft mit den Tapfersten und giebt sich jeder Gefahr Preis; in den Berathschlagungen aber spricht er mit Einsicht und Würde, und behauptet unter allen Umständen sein königliches Ansehen. Sein Streit mit Achilles ist unter Achilles erzählt worden. — Als er nach endlich erfolgter Einnahme von Troja und zehnjähriger Kriegsarbeit glücklich in seine Heimath zurückgekehrt war, fand er daselbst durch Verrath den Tod. Ägisth, des Thyestes Sohn, dem er bei seiner Abreise die Ermordung des Atreus verziehen, und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel den kaum Heimgekehrten gemeinschaftlich mit Klytämnestra über der Mahlzeit, und erschlug sowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Kassandra, nebst ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytämnestra im Bade, nachdem sie ihn in ein trügerisches Hemde verwickelt hatte. Als Ursache des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecherisches Einverständniß mit Ägisth, von Andern ihre durch die Kassandra gereizte Eifersucht angegeben.

Aganippe, eine Quelle, welche nach der Erzählung der griechischen Dichter, eben so wie die Hippokrene, auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des **Pegasus** entsprungen war, und die Eigenschaft hatte, daß, wer aus ihr trank, zum Dichter begeistert wurde. (Vergl. **Helikon**.)

Agapen, s. **Liebesmahle**.

Agathodämon (griech.), ein guter Geist, dem der Kakodämon, böse Geist, entgegengesetzt ist.

Agathon, ein Athenienser, welcher sich eben so sehr durch seine Lust- und Trauerspiele (deren einige wir noch dem Namen nach kennen) und musikalischen Talente als durch seine feinen Sitten bekannt machte. Als tragischer Dichter ward er einst bei den olympischen

Spielen gekrönt. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerst erdichtete Gegenstände. Wieland hat ihn zum Helden seines bekannten Meisterwerks dieses Namens gewählt.

Agende, s. Kirchenagende.

Ägeria, s. Egeria.

Agesilaus, ein berühmter spartanischer König 390 — 60 vor Chr., der nach seines Bruders Agis Tode durch Lysander zum Thron erhoben, von diesem zwar selbst gestürzt werden sollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lysanders Tode seine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Korinth 2c., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Er starb endlich in seinem letzten Feldzuge, den er nach Ägypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geschenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die libyschen Küsten durch einen Sturm verschlagen worden war, in seinem 84. Jahre. Von Gestalt klein und unansehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in seinen Sitten tadelloser, von seinen Soldaten beinahe angebeteter Fürst, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder seinen Freunden nützlich zu sein.

Ägeus, König von Athen und Vater des Theseus, welchen er mit der Äthra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Diesen seinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn, kinderlos, einst beerben würden. Um aber seinen Sohn dereinst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felsenstück, welche Theseus zu seiner Zeit nach Athen zurückbringen sollte. Dieser, der sich schon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, sobald er seine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch sein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. In dem Wahne, daß Theseus gegen den Minotaurus umgekommen sei, stürzte er sich ins Meer, daher auch ein Theil des mittelländischen Meeres, zwischen Griechenland und Asien bis an den Hellespont, den Namen des ägeischen erhielt. (Vergl. Theseus.)

Aggregat bedeutet in der Rechenkunst die Zusammensetzung mehrerer Theile, die sowohl positiv als auch negativ sein können. Das Aggregat drückt daher sowohl die Summen, als auch den Unterschied aus. Aggregatzustand, die Beschaffenheit, wie die Theile eines Körpers zusammenhängen. Es giebt drei Aggregatzustände: die Festigkeit, Flüssigkeit oder Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Ägide, der Schild des Jupiters, daher ihn Homer den Ägiserschütterer nennt; auch der Schild der Pallas oder Minerva, weil er mit der undurchdringlichen Haut eines Ungeheuers, Ägis, das sie erlegt hatte, überzogen war; in der Mitte dieses Schildes war das Haupt der Medusa. Im metaphorischen Sinn heißt Ägide so viel als Schutz.

Ägina, eine griechische Insel im seronischen Meerbusen (s. Akus). Sie machte einen eignen Staat aus und war durch den Handel sehr reich und blühend.

Äginetische Kunst und Kunstwerke. Eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, deutscher und englischer Nation, vereinigte sich im J. 1811, um unter andern den Tempel des panhellenischen Jupiters auf Ägina zu untersuchen und architektonisch aufzunehmen. Diese nur in wissenschaftlicher Absicht unternommene Ausgrabung belohnte sich durch einen unerwarteten herrlichen Fund mehrerer unschätzbarer Bildwerke, welche einst den östlichen und westlichen Giebel dieses erhabenen Tempels geziert hatten. Der Kronprinz von Baiern kaufte schon im J. 1812 von den Entdeckern diese merkwürdigen Werke, die in doppelter Hinsicht belehrend sind: in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunst, und dadurch, daß sie über eine der dunkelsten Zeitepochen der Kunstgeschichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Die Resultate des genauern Studiums dieser Werke sind: daß der äginetische Kunststyl einen von der attischen Kunst unabhängigen Stifter hatte. Pausanias nennt uns Smilis als den äginetischen Dädalus, und versichert, er sei Zeitgenosse des Dädalus, folglich schreibt er der äginetischen Kunst gleiches Alter und gleiche Selbstständigkeit zu. Dorisch war der Ägineten Sprache und Sitte, und dorischen Charakter hatte auch ihre Kunst in der Skulptur, die von der attischen, ursprünglich ionischen, eben so verschieden war, wie dorische Poesie und Architektur. Daß der Jupitertempel zu Ägina zu den schönsten Trümmern gehört, die uns von dorischer Baukunst blieben, ist bekannt. Am merkwürdigsten ist es, daß der äginetische Styl einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch erhält, daß sein Hauptstreben die allertreueste und genaueste Nachbildung der Natur ist. Dies geht bis zur Täuschung, ja bis zu einer, dieselbe Scheu wie Lebendiges, erregenden Natürlichkeit. Die Ägineten waren die Niederländer der Alten. Die attische Kunst war eine Tochter der ägyptischen, und das geistige Streben nach dem Idealen ist in beiden stets bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunst zu gewinnen, müssen wir den ägyptischen, altattischen, äginetischen und tyrrhenischen oder hetrurischen Styl wohl unterscheiden. Härte und Magerkeit ist jedem Kunstanfang eigen, aber im übrigen weichen sie von einander ab, obgleich später eine Rückwirkung zwischen ihnen Statt findet. Erschien bisher die Herrlichkeit der Kunst in Phidias fast wie ein Wunder, so begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichsam zur Natur selbst gewordene äginetische Kunst der altattischen den Weg zeigte, vom Abstracten zum Lebendigen, vom Systematischen zum Natürlichen zu gelangen, und so ist in ihr das längst vermißte Mittelglied zwischen dem alten strengen, und dem schönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verschwindet auch die Spur der eigentlich äginetischen Kunst. Die Nachahmung der Natur erscheint nur so lange als solche, als sie nicht selbst zur Natur, d. h. zum selbstständigen Können, mithin zur Kunst im höchsten Sinne geworden ist; da man beide nicht mehr unterscheidet, so gab es später nur Eine vollkommene Kunst, die sich über ganz Griechenland verbreitete. Der Äginete Smilis war der Vater und Stifter äginetischer Kunst; nach ihm ist Kallon, der zwischen der 60. und 70. Olympiade lebte, der älteste äginetische Künstler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetische Künstler: Anaxa-

goras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bei Platäa (479) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde; Simon, von dessen Hand die Weihgeschenke eines gewissen Phormis zu Olympia waren, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollsten Ruhm blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgestellten äginetischen Figuren sind siebzehn, es sind bis jetzt keine Zeichnungen von ihnen öffentlich bekannt. Man kann sie in vier Classen abtheilen: 1. Ganz geradstehende gekleidete weibliche; 2. vorschreitende, oder kämpfende Krieger; 3. knieende oder Bogenschützen; 4. Liegende oder Verwundete. Die größte aller Figuren ist die Minerva; sie ist ein wenig über Lebensgröße, indeß die andern alle unter diesem Maß sind. Wenn man den Styl dieser Kunstwerke betrachtet, so herrscht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene schon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen; doch ist die Nachahmung nicht mager oder wissenschaftslos, sondern es ist wohlverstandene Nachbildung schöner Natur mit vollkommenster Kenntniß der Knochen und Muskeln, so daß man sich wegen dieser bis zur Täuschung gehenden Natürlichkeit fast scheut, sie anzufühlen. In Hinsicht auf Proportion sind diese Figuren schlank, etwas schmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrscht viel Leben in den Bewegungen, obschon sie nicht frei von einer gewissen Steifheit sind, so wie man dies auch in den Bildern von Giotto, Masaccio, Perugino rc. vereint findet. Die Gewänder sind alle ganz conventionell, sehr knapp anliegend, mit künstlich gepreßten Falten. So steif sie in ihrer Anlage sind, so geschmackvoll sind sie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Köpfe scheinen auf eine frühere Kunstepoche zu deuten; die Augen sind sehr hervorliegend, ein wenig auf chinesische Art in die Länge gezogen. Der Mund hat starke hervorspringende Lippen, mit scharfen Rändern, die Mundwinkel sind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Nasen sind etwas kleinlich, die Ohren mit dem höchsten Fleiß ausgeführt. Das Kinn ist stark und voll und meist etwas zu groß. Sie sehen sich alle ähnlich, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft zu haben; zwischen Siegern und Besiegten, Göttern und Menschen ist nicht der mindeste Unterschied. Die Haare sind eben so conventionell und zierlich steif wie die Falten. Die Arme sind etwas kurz, die Hände täuschend wahr, kein Ansatz der Nägel, keine Runzel der Haut ist vergessen. Die Beine sind wohlgestaltet, die Kniee meisterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Figuren scheinen alle zu einer Zeit, aber nicht von einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und sie sind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Ursprünglich belief sich die Zahl der Figuren gewiß auf dreißig. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln symmetrisch aufgestellt; die Minerva stand in der Mitte, die stehenden Krieger ihr zunächst, dann die Bogenschützen, und die liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht geflissentlich zerstört, sondern wahrscheinlich durch ein großes Erdbeben eingestürzt. Da Äakus diesen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, so ist es wahrscheinlich, daß diese Gebilde Gefechte der Äaciden unter Minervens Schutz darstellten. Die beiden Kämpfe, in denen sich die Äaciden rühmlichst auszeichneten, waren der trojanische Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei diesem letztern holte man

die Bilder der Äaciden, des Ajax und Telamon, als überirdischen Beistand. Pindar nennt Ägina „der Äaciden wohlbefestigten Sitz," diese Bilder darunter verstehend, denn keiner von Äakus Söhnen blieb im Lande. Der Marmor ist der von Paros, den man Grechetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben sind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man sonst auszubauen pflegt, gemahlt. Die Vertiefung des Giebels, worin diese Figuren standen, war himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich, selbst die marmornen Dachziegel waren mit einer Art von Blume bemahlt. Die Farbengebung war keineswegs eine barbarische Sitte, sondern wir finden sie selbst an dem Parthenon. Winckelmann war der erste, der aus den Nachrichten des Pausanias auf das Dasein einer eignen uralten Kunstschule in Ägina schloß. Weitere Belehrung hierüber findet man in Wagners Bericht über die äginetischen Bildwerke, herausgegeben und mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine gesuchtere Geldsorte gegen eine minder gesuchte umtauschen will. Die Verschiedenheit der Geldsorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der gesuchteren Sorten eine Vergütung zugestanden wird, gründet sich bisweilen auf den innern Gehalt der Geldsorten, bisweilen auf zufällige, in den Zeitumständen liegende Ursachen, bisweilen auch auf Kunstgriffe und Speculationen der Negotianten und Wucherer, denen durch keine Gesetze ganz Einhalt gethan werden kann. Daher schreibt sich auch das Wort Agiotage, welches den unerlaubten Handel mit Commerzpapieren (Effectenhandel, s. d. Art.), Wechseln ꝛc. oder das Actienspiel bezeichnet. Agioteur, ein Negotiant, der Actien- und Geldhandel treibt, ein Wucherer.

Ägisthus, s. Agamemnon.

Aglaja, eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eurynome Tochter, nach Andern aber der Chariten Mutter, und Vulkans Vermählte (s. Grazien).

Agnaten heißen die nächsten Verwandten von väterlicher Seite, bei unsern Vorfahren Schwertmagen (s. d. Art.).

Agnes Sorel, die Geliebte König Carls VII. von Frankreich, war gegen das Jahr 1409 aus einem adelichen Geschlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben durch eine sorgfältige Erziehung so vollkommen ausgebildet, daß sie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reize, sondern auch wegen ihrer geistigen Bildung zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, kam sie mit dieser Fürstin 1431 an den französischen Hof. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um sie an seinen Hof zu fesseln, ernannte er sie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab sich nach einigem Widerstande der leidenschaftlichen Liebe des Königs. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Carl VII. versank, unter der Last seiner Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein hatte Gewalt genug über ihn, um ihn aus seiner Schlafsucht zu erwecken und ihm fühlbar zu machen, was er sich und seinem Volke schuldig sei. Die glücklichen Erfolge des Königes vermehrten die Neigung für seine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1442 sich nach Loches zurückzog, wo Carl VII. ihr ein Schloß hatte bauen lassen. Außerdem schenkte er

ihr die Grafschaften Panthièvre in Bretagne, die Herrschaften Roche-Servière und Issoudun in Berry, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher sie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte sie hier gelebt, stets in genauer Verbindung mit dem König, der sie mehrmals besuchte, als die Königin 1449 sie wieder an den Hof einlud. Agnes erschien, begab sich in der Folge, um dem König näher zu sein, nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, und starb daselbst 1450 so plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet schien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo noch 1792 ihr Grabmahl gesehen wurde. Sie hinterließ dem Könige drei Töchter, welche dieser anerkannt hatte, und die auf Kosten der Krone ausgestattet wurden.

Agnesi (Maria Gaetana), eine Italienerin, eines der größten Wunder neuerer Zeit, und eine seltene Zierde ihres Geschlechtes. Sie ward zu Mailand 1718 geboren. Schon im 9. Jahre ihres Alters sprach sie nicht allein Latein sehr richtig, sondern sie hielt auch eine Rede in dieser Sprache, worin sie zu beweisen suchte, daß das Studium alter Sprachen dem weiblichen Geschlechte nicht fremd sein dürfe. Diese Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem 11. Jahre soll sie Griechisch eben so fließend wie ihre Muttersprache geredet haben. So fuhr sie fort, sich in morgenländischen Sprachen dergestalt auszubilden, daß man sie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei versäumte sie weder die Anfangsgründe der Geometrie, noch die speculative Philosophie. Ihr Vater begünstigte diesen Trieb des Mädchens zur Gelehrsamkeit dadurch, daß er in seinem Hause zu bestimmten Zeiten gelehrte Gesellschaften versammelte, worin Maria philosophische Sätze vortrug und vertheidigte. Ein Zeitgenosse, der gelehrte Präsident de Brosses, versichert in seinen Briefen über Italien, daß man sich nichts Angenehmeres denken könne, als diese Conversationen mit einem der hübschesten und gelehrtesten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem 20. Jahre scheint sie dieser gelehrten Unterhaltungen überdrüßig geworden zu sein; ihr Vater konnte aber nicht umhin, die Sätze, welche sie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, in einem Quartband herauszugeben. Von jetzt zog die Mathematik sie so stark an, daß sie nicht allein über die Kegelschnitte eine Abhandlung aufsetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die sie in der Handschrift gelesen, sondern sie gab auch in ihrem 30. Jahre die Anfangsgründe der Analysis heraus, welche man als die beste Einleitung zu Eulers Werken betrachtet hat, und die endlich im Jahre 1801 von Colson, einem Professor in Cambridge, ins Englische übersetzt worden. Dieses Werk verschaffte ihr einen so gegründeten Ruf, daß sie in ihrem 32. Jahre zum ordentlichen Professor der Mathematik bei der Universität zu Bologna ernannt wurde. Indeß scheint die Agnesi durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre heitere Lebensansicht ganz eingebüßt zu haben. Sie entsagte bald allem Umgange, und begab sich in den strengen Orden der blauen Nonnen. So ist sie in ihrem 71. Jahre (1799) gestorben.

Agnition, 1. in Rechtsangelegenheiten Anerkennung einer Person oder einer Sache für diejenige, wofür sie ausgegeben wird. Außer dem Fall einer Anerkennung von Blutsverwandten ist das Wort Recognition gewöhnlicher. 2. Im Schauspiele Erkennungs- oder Entdeckungsscene, Auftritt, in welchem die handelnden Personen von den ihnen bis dahin verborgenen Umständen, welche ihr Glück oder Unglück bestimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition ist

nach Aristoteles in der Tragödie ein so wichtiger Theil, daß die Poetik desselben ein eignes Capitel (XVI. nach Hermanns Abtheilung) enthält, welches von den verschiedenen Mitteln handelt, sie herbeizuführen. Sie ist jedoch nicht unbedingt nothwendig (Aristoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückszustandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn sie durch eines von beiden oder durch beides zugleich bewirkt wird). Die Wirkung dieses tragischen Hebels beruht auf der Überraschung, doch nicht sowohl auf einer Überraschung des Zuschauers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zustande der überraschten Personen des Stückes nimmt. Dieser Antheil mindert sich oder verschwindet, wenn er selbst in den Zustand eines ganz unvorbereitet überraschten versetzt wird; und eine solche Behandlung der Agnition macht sie daher in den meisten Fällen zum falschen Theatercoup. A. Mnr.

Agnus Dei (das Lamm Gottes), 1. ein Gebet der römischen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt; 2. ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papstes gedruckt ist. Der Papst weiht und verschenkt deren eine große Menge. — Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer musikalischen Messe, welches in römisch katholischen Kirchen bei der Administration der Hostie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvorzuthun sucht; dann auch den Todeskampf (s. d. Art.). Besonders aber wurden Agones die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man zu gewissen Zeiten und bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Musik, in der Dichtkunst, Tanzkunst rc. veranstaltete, und wobei gewisse Kampfrichter, Agonarchä genannt, auf Gesetze und Herkommen halten, nicht minder vorfallende Zwistigkeiten schlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen.

Agrarische Gesetze (Ackergesetze) hießen bei den Römern solche, welche theils eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilungen gewisser Ländereien und andere Anordnungen dieser Art betrafen. Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von denjenigen in Vorschlag gebracht, die sich die Gunst des Volks erwerben oder sich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracchen (s. d. Art.). Ähnliche Gesetze wurden während der französischen Revolution vorgeschlagen.

Agrest, der Saft unreifer Trauben, der sowohl in der Küche als in Apotheken gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syrup daraus, der in hitzigen Krankheiten sehr vortheilhaft ist. Zuweilen nennt man auch den mit Zucker versüßten Saft Agrest.

Agricola (Cn. Jul.), römischer Consul unter dem Kaiser Vespasian und Statthalter in Britannien, das er um das Jahr 70 nach Chr. ganz unter römische Herrschaft brachte. Ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Noch haben wir sein Leben vortrefflich beschrieben von seinem Eidam, dem berühmten Tacitus.

Agrikultursystem, s. Physiokratisches System.

Agrippa (Marc. Vipsanius), einer der merkwürdigsten Römer aus dem Zeitalter des Augustus, mit dem er zweimal Consul und dessen Eidam er war. Er war nicht von sehr vornehmer Geburt,

schwang sich aber durch seine Talente und Verdienste schnell empor. Er zeichnete sich als Feldherr mehrmals aus, und befehligte auch die Flotte des Augustus in der Schlacht bei Actium. Als Minister und Freund des Augustus machte er sich um diesen und um den römischen Staat sehr verdient. Er war ein Freund der edlen Künste und verschönerte Rom, das ihm drei vorzügliche Wasserleitungen verdankte. Er war ein uneigennütziger und rechtschaffener Mann. (S. d. Art. Augustus.)

Agrippina. Unter diesem Namen sind drei römische Frauen bekannt. 1. Des Kaisers Tiberius Gemahlin, von welcher er sich, ob er sie gleich sehr liebte, scheiden ließ, als er Augusts Tochter, Julia, heirathen mußte. Sie vermählte sich mit dem Asinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen stets liebte, zu einem ewigen Gefängniß verdammte. Sie starb 772 nach Erbauung der Stadt Rom. 2. Die Tochter des M. Vipsanius Agrippa von Augusts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroisches und mit großen Tugenden geschmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius angestifteten Mörder desselben vor Gericht. Dieser Tyrann aber, welcher sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria, wo sie eines freiwilligen Hungertodes starb. 3. Der vorigen Tochter. Von Domitius Ahenobarbus hatte sie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der sie nach der Messalina heirathete. Sie wird als eine geistvolle und vorzüglich in Staatssachen erfahrne Frau gerühmt, jedoch war sie unbegrenzt herrschsüchtig, ränkevoll und ausschweifend. Um ihren Sohn Nero auf den Thron zu setzen, ließ sie den Britannicus vergiften. Nero konnte es nicht dulden, daß sie sich in die Geschäfte mischte, und ließ sie, 812 nach Erbauung Roms, in ihrer Kammer niederstechen.

Ägypten und Ägyptier. — Ägypten (Mizraim, Cham Rahab, von den Arabern Mesr, von den Kopten Chemie und den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Kultur, ein Land voll Wunderschöpfungen menschlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenstand der interessantesten Forschungen; — jetzt eine türkische Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neuesten Geschichte berühmt geworden durch den Eroberungsversuch der Franzosen; — regiert durch einen vom Großsultan bevollmächtigten Pascha oder Vicekönig, jetzt Mohamed Ali Pascha, — liegt in Nordafrika, zwischen dem 22. bis 32. Grad nördl. Breite und dem 45. bis 52. Grad östlicher Länge, grenzt gegen Norden an das mittelländische Meer, gegen Osten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arabischen Meerbusen, gegen Süden an Nubien, gegen Westen an Barka und die große Wüste; hat über 5000 Quadratmeilen (nach Andern 6250 und 8793) Flächengehalt, wovon aber nur 860 in dem 125 Meilen langen Nilthal des Anbaus fähig sind, und bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterscheiden Oberägypten oder Said, Mittelägypten oder Wostani, und Niederägypten oder Bahr, welche wieder in 12 Provinzen eingetheilt sind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zusammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land; der Nil (der blaue Strom) durchströmt es von Süden nach

Norden (s. Nil). Außer dem im Alterthume berühmten sehr großen See Möris, jetzt Birket-Karum, der aber fast ganz ausgetrocknet ist, giebt es noch einige andere, besonders Natron- oder Salzseen. Das Klima ist äußerst heiß und nur in Niederägypten gemäßigter. Diese große Hitze erzeugt zwar die üppigste Vegetation und eine wuchernde Fruchtbarkeit, aber der Samum (Chamsin), dieser furchtbare Südwind, der in der Regel nach den ersten 50 Tagen des Frühlingsäquinoctiums weht, die Pest und häufige Blindheit sind die Qualen, welche durch die verzehrende Hitze entstehen. Nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und Sommer, diesen vom April bis November, hat Ägypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage sind die Attribute des Sommers; kühle, erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Nur da, wo des Nils segnende Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Grenzen der Überschwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen die Früchte, aber auch in desto herrlicherer Pracht; das andere Land ist dürr, mit brennendem Sande bedeckt. Reiß, Hirse, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Melonen, Arbusen (eine Art Kürbisse), Zuckerrohr, Kalmus, die Papierstaude (diese Eigenthümlichkeit des Landes), Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloe, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardamomen, Baumwolle, Obst und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Cassien, und Acacienbäume ꝛc. schmücken das Land; nur an Brennholz fehlt es. — In seinen Eingeweiden hält dieser Boden, der aus Kalk, mit zahllosen Muscheln und Versteinerungen angefüllt, besteht, Marmor, Alabaster, Salpeter, Porphyr, Granit, Natrum, und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Esel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilschlamme sich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Krokodille, Flußpferde, Ichneumons ꝛc. bevölkern die Wäldern, Sümpfe, Gewässer und die Fluren. — Die Menschen, welche dieses Land jetzt bewohnen, bestehen aus: Copten (s. d. Art.), höchstens 30,000 Familien; Arabern, die am zahlreichsten sind, und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedawi), Nomaden in den Wüsten, sich theilen; Türken, die herrschende Nation, und Mammelucken (s. d. Art.). Außer diesen giebt es auch Juden, Griechen, Armenier ꝛc. — Der Ägypter ist gewöhnlich von starkem, gewandten Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, gutem Herzen, mäßig, religiös (die Mohammedanische ist die Landesreligion), abergläubisch und besitzt Fähigkeiten, die aber unausgebildet verloren gehen. Die Landessprache ist die arabische. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachses, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung der Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beschäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr ist bedeutend; besonders wird Constantinopel von dort aus mit seinem Bedarf an Getreide versehen, so wie vormals Ägypten, als es eine römische Provinz war, Roms Kornkammer hieß. Ein ansehnlicher Zwischenhandel wird mit vielen kostbaren Producten getrieben. Für den Seehandel sind zu Alexandrien, Damiette und Suez die vorzüglichsten Häfen, den Landhandel unterstützen die Karavanen, besonders nach Syrien und Arabien. — Zu Cairo, der Hauptstadt, residirt ein Patriarch der morgenländischen Christen; auch

ist dort eine hohe Schule, so schlecht übrigens der Zustand der Künste und Wissenschaften ist. — Einst war Ägypten der Schauplatz rastloser Thätigkeit, hoher Bildung und großer Gelehrsamkeit. Eine alte astronomische Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Chr. Geb. der babylonische Hermes (Thot), dieser Held der Urzeit, dessen historische Existenz zu untersuchen hier nicht der Ort ist, von Babylon nach Äthiopien kam (so wie in der Folge Cekrops aus Sais am Nil nach Attika), und diesen Staat, nach dem Muster dessen, dem er angehörte, kultivirte. Das Studium der Bildungsgeschichte des menschlischen Geschlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Äthiopier und Babylonier die ersten Nationen waren, welche eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrscheinlichkeit, daß bald nach der Organisation Äthiopiens durch Hermes die erste Einwanderung einer äthiopischen Colonie in Oberägypten (das damals nur von nomadischen Hirtenvölkern bewohnt war) geschehen ist, zeigt uns die Ägyptier als die dritte unter den Nationen des Alterthums, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung voranging. Die Ähnlichkeit der Menschenrace und der Sprache erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß von Äthiopien aus Ägypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Kulturgeschichte einen so ehrenvollen Platz behaupten, fast zur Gewißheit. Dies widerspricht aus sich selbst der Mosaischen Angabe, daß nach der Sündfluth zuerst ein Stamm Chamiten in Oberägypten sich niedergelassen habe; selbst die Israeliten, unter dem Großvezier Joseph, gehörten noch zu den an der Grenze wohnenden Nomaden, bis sie unter Moses wieder auswanderten. Ob nun gleich Ägypten an Babylon und Äthiopien große Vorbilder hatte, so schritt anfangs die Ausbildung doch nur sehr langsam vor. Die über alles sich erstreckende zunftmäßige Einrichtung, die sonderbare Eintheilung des Volks in erbliche Kasten (s. Caste), und die Priesterschaft hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geist in engen Fesseln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, besonders die Schiffahrt, befanden sich bis zu des unternehmenden Sesostris Zeit in großer Unbedeutenheit — ein neuer Grund, daß die Kultur der Ägyptier keine schnellen Fortschritte machte. Dies geschah erst, als sie von fremden Völkern unterjocht worden waren. Im Überblick jener Blüthenzeit Ägyptens sehen wir unter seinen Bewohnern Astronomen, die an der Spitze der wissenschaftlich Gebildeten standen; ihr Sonnenjahr war ganz dem republikanischen Kalender der Franzosen gleich, es hatte, wie dieser, nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Gestalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondfinsternisse wurden berechnet; den Mond hielten sie aber für eine ätherische Erde, die Fixsterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Wasseruhren waren ihnen nicht fremd, des Osimandias ungeheurer Ring scheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt gewesen zu sein. Schon hieraus ergiebt sich, daß sie bedeutende Fortschritte in der Rechenkunst gemacht haben mußten; ihre Zahlzeichen (dieselben, die wir arabische Ziffern nennen) schrieben sie von der Rechten zur Linken. Die Meßkunst ward ihnen durch die Überschwemmung des Nils nothwendig; die Nilmesser (Νιλοσκοπεια) zu Siene, Memphis und an einigen andern Stellen des Stromes, die Wasserschrauben, die Canäle, die Schleusenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik voraussetzen, sind schöne Zeugen ihrer Fortschritte in der angewandten Mathematik überhaupt. Große Verdienste haben sie um die

Musik; auf die ägyptische Tonkunst ist die hebräische, griechische und römische gegründet; das erste musikalische Instrument, die dreisaitige Lyra (s. Lyra), ward unter ihnen von Hermes erfunden; während seiner Betrachtungen öffnete sich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne, doch bald wurden diese Resultate unter die Geheimnisse der Priester gezogen, und unter dem mystischen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernsten düstern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängnissen und beim öffentlichen Kultus Gebrauch von der Musik machte; ihren übrigen zauberischen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten sie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Sistrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Die scharfsinnigen Bemerkungen von Burney, Bruce u. A. m. dürfen hier nur berührt werden. — Notenschrift scheinen die Ägyptier nicht gehabt zu haben; ihre kleinen einfachen Gesänge waren dem Gedächtnisse anvertraut. Ihre naturhistorischen Kenntnisse schränkten sich blos auf die Heimath und deren Erzeugnisse ein. Weiter vorgerückt waren sie in der Chemie und Metallurgie; ihre metallische Enkaustik, künstliche Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweisen viel für ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit. Tiefer mögen sie in Ansehung der Heilkunde gestanden haben; jede Krankheit ward von eigenen Ärzten behandelt; Osiris, Isis und Hermes waren die Götter der Gesundheit; die Pastophoren (eine Priesterclasse) waren die Ärzte; der von ihnen vorgeschriebenen täglichen Diät war der König so gut wie der Geringste unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Kultur der Haut, eine durch Alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beschneidung, waren die hauptsächlichsten medicinischen Vorschriften. Aus der Gewohnheit und Geschicklichkeit, die Leichen einzubalsamiren (Mumien), will man auf anatomische Kenntnisse der Ägyptier schließen. — Ihre Naturlehre war mystisch; Alles erklärten sie für unmittelbare Einwirkungen der Götter; hievon war auch ihre Magie abhängig. In den Künsten waren sie mehr und minder geschickt. Ihre Bildhauerwerke hatten eine unerträgliche Trockenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Mahlerei beschränkte sich blos darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge rc. mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchstens mit Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander ohne Regel aufgetragen wurden. Der gestirnte Himmel an der Decke im Grabmahle des Osimandias und die sogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchsten Grad der ägyptischen Mahlerkunst. Um so merkwürdiger ist aber ihre Baukunst, deren Charakter inzwischen mehr Festigkeit ausdrückt, als Formenschönheit; wir erinnern an ihre Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mausoleen u. s. w. — Robert Vaugondy (in seinem Essai sur l'histoire de la Géograph.) sagt von der Geographie der Ägyptier, daß von ihnen (unter Sesostris) die ersten Landkarten herrührten; Gatterer will die Existenz von ägyptischen Ländertafeln schon zu Josua's Zeiten erweisen. Die Nautik verdanken sie ihrem großen Sesostris; vorher wagten sie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewässer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Osiris) verschlang! Die erste Küstenschifffahrt scheint durch einen Schleichhandel der Phönizier und des Inachus Führung einer ägyptischen Colonie nach Griechenland auf

phönizischen Schiffen (1836 vor Chr. Geb.) veranlaßt worden. Doch beschränkte sie sich blos auf die Bewohner der Nordküste Ägyptens, während die im Innern des Landes aus Aberglauben noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilschifffahrt bedeutender, nachdem sie sogar dem öffentlichen Kultus einverleibt worden war. Allein Sesostris der Große zerbrach den Damm des religiösen Wahns, dem Osiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Priesterschaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeschlossen, und nun vertrauten die Ägyptier sich dem Rücken des tückischen Typhon. So erhielt ihr Seehandel seine weite Ausdehnung. Die politische Geschichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zustand der Schifffahrt in den verschiedenen Perioden; unter den Ptolemäern war sie am wichtigsten. Alexandrien ward zum ersten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutsche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländischen verband. Erst als nach dem Tode der Kleopatra Ägypten eine römische Provinz wurde, ging auch dieser Ruhm verloren. — Ihre Landesökonomie, ihr Bergbau trugen einen großen Charakter; im Ackerbau besaßen sie einen Wunderfleiß; ihre Anstalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundsätzen sie den Bergbau betrieben, ersieht man aus den ungeheuren Unternehmungen, bergmännisch ganze Berge einzustürzen, und durch hingeleitete Flüsse das Erz zu Tage zu schlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptischen Handel überhaupt anlangt (von dem speciellen zur See sprachen wir oben), so war dieser lange Zeit nur Passivhandel. Erst seit Psammetich ward er activ. Der Karavanenhandel war stets die merkwürdigste Art des Landhandels: Maß, Gewicht, Geld — die Haupterfodernisse — kannten sie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Industrie mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländische Handelsproducte, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären sie nicht auch hierin nur auf einer und derselben Stufe stehen geblieben. — Betrachtet man den alten Ägyptier als Menschen im Privatleben und im Staate, nach seinen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, so wird uns noch manches Räthsel über dieses sonderbare Volk gelös't werden. — Die düstere Religion der Ägyptier bannte allen Frohsinn aus den Kreisen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; sie waren nur ernste, andächtig schwärmerische Menschen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber besaßen sie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmütigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die sie für alles, was von ihnen herrührte, einnahm. Wie späterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, so betitelten also auch sie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die sie solchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen jeden, ohne Unterschied, eine ihrer Nationaltugenden. — Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Priester durfte wenigstens Eine Frau haben; den Laien beschränkte das Gesetz in der Zahl gar nicht. Der Mann besorgte die Hauswirthschaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle übrigen Verrichtungen außer dem Hause. Die Ehe wurde dadurch, daß sie auch unter Geschwistern verstattet war, unendlich befördert. Genügsamkeit war auch eine der Nationaltugenden;

Wein trank der Ägyptier nie, sondern Bier, sogenannter Gerstenwein war sein Getränk; Brot buk er aus Spelt; Gerste war ihm zu gering dazu; für seine Küche kultivirte er Gemüse aller Art, und beförderte die Ausdehnung seiner weiten Federviehzucht durch künstliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleisch untersagte ihm seine Religion, da er durch ihren Genuß sich verunreinigen würde, dagegen er wieder andere Thiere als geheiligte nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kleidung war sehr einfach; die ehrbare Frau unterschied sich von den Mädchen und Lustdirnen durch einen Schleier, den diese nicht tragen durften. Kinder wurden erst spät bekleidet; blos Leichenbegängnisse und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eifersucht deßhalb Veranlassung. Doch der Beherrscher und seine nächsten Umgebungen schimmerten stets in orientalischer Pracht. Die Allmacht des Pharao war über jede Rücksicht erhaben; er warf willkührlich den Großvezier von dem Gipfel seiner Größe und hob den niedrigsten Sklaven zu sich empor, wie Josephs des Keuschen Geschichte beweis't. — Die Arbeitsamkeit, welche dem Ägyptier angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Polizei sorgte man auch für die ununterbrochene Beschäftigung der Verbrecher; schon unter Joseph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sklaven. Als eine Riesenmauer stellten zwar die Ungeselligkeit der Ägyptier und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu mißfallen, sich ihrer noch höhern Fortbildung entgegen; allein es wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbstständigkeit, ihr wahrer Charakter, ihre Nationaltugenden bewährt. Erst da, als sie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor sich ihre Thätigkeit etwas, so daß Amasis genöthigt gewesen war, ein Polizeigesetz zu geben, das jeden Ägyptier verpflichtet, jährlich seinen Namen, sein Gewerbe und die Mittel, wodurch er seinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlassung dieser Pflicht wurde mit dem Tode bestraft. — Streng und rasch wurde Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Sasychis, Seephaktus, Asichis (oder Bochoris) und Amasis waren geschriebene Gesetze vorhanden; vor einem höchsten Reichsgerichte wurden alle Prozesse entschieden, welche die Parteien selbst, ohne Sachwalter, aber schriftlich, gegen einander führen mußten. Meineid und Mord (auch der eines Sklaven) wurden unerläßlich mit dem Tode bestraft; Verleumder und falsche Ankläger erhielten die Strafe des angeschuldigten Vergehens; auf Verrath stand der Verlust der Zunge, auf falsarischen Handlungen der Verlust der Hände, auf Desertion und Emigration Infamie, auf Ehebruch — Stockschläge. Der König konnte jede dieser Strafen mildern: aber ungeachtet dieser Souveränetäts-Äußerungen lag doch der Wille des Herrschers nicht weniger in den Fesseln der Priestermacht, welche selbst für das Privatleben der Fürsten Gesetze entworfen hatte, und diese Bande nach den Umständen, so wie die feinste Politik der Kirche es wollte, lüftete oder fester zusammenzog. Die Tagesordnung des königlichen Sklaven war sogar genau bestimmt, und selbst der Küchenzettel, ja sogar die Verborgenheit des Schlafzimmers gehörten in den Wirkungskreis der Priester; darum waren sie Leibärzte. — Mit dem allen in Einklang war die Erziehungsweise: die Kinder wurden sorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten, und in den verschiedenen öffentlichen Schulen von Priestern unterrichtet; Schreiben und Lesen lernten nur

Wenige; doch waren die Ägyptier das **dritte** schreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeschichte nennt. Nachdem sie gleich diesen zuerst auf Steine und Ziegel geschrieben hatten, erfanden sie ein Papier aus der Papierstaude, welches über 2000 Jahre lang, selbst nach der Erfindung des Pergaments, die ganze schreibende Welt gebrauchte. Diese Kunst ward nur denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch nur in sehr beschränktem nothdürftigsten Maße; denn daß das Volk nicht zu unterrichtet werde, war im Systeme der Priester. — Schon oben gedachten wir der sonderbaren Eintheilung des Volks in **Kasten**; deren gab es sieben, nämlich: Priester, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibende, Dolmetscher und Fischer. Diese Abtheilung entsprang theils aus Örtlichkeit, da manche Landschaften allerdings nur eine bestimmte Lebensart gestatteten, theils war sie Resultat der Priesterpolitik, da es zur Einrichtung der Staatsmaschine nothwendig wurde, daß scharfe Grenzen zwischen den heterogenen ursprünglichen Bestandtheilen der gesammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten diese sieben Kasten eben so viel verschiedene **Völkerstämme**, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derselben. — An der Spitze Aller stand die schon oft gedachte **Kaste der Priester**, als die erste und vornehmste. Sie machten sich aber auch dieses Ranges durch die Verdienste, die sie als Lehrer des Volks, als Bewahrer der Wissenschaften hatten, würdig. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen besetzt; sie waren die Ärzte, Richter, Baumeister, Astronomen und Astrologen ꝛc. Aber sie hielten ihre Kenntnisse unter Salomonischen Siegeln, denn sie wurden (und mit Recht) als der geheimnißreiche Talisman ihrer politischen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einflusses betrachtet. Sie sollen sogar neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienst der Nation, sehr helle Ideen vom eigentlichen Wesen der Gottheit gehabt, sie aber absichtlich unter Symbolen versteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Mysterien enthüllt wurden. — Überhaupt aber veränderten sich die **Religion**, **Mythologie** und **Philosophie** der Ägyptier mit den verschiedenen Perioden ihrer politischen Geschichte; anders war ihre Religion und Philosophie vor Moses, anders von Moses bis Herodot, und wich so immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Osiris und Isis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Oft findet man den Osiris und den Nil als **Ein** himmlisches Wesen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Stromes regelmäßigen Überschwemmungen zur Sommersonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365¼ Tag das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebst den Zeichen des Thierkreises als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesstunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der ersten Tagesstunden war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demselben seinen Namen; die physikalischen Eigenschaften, und die verschiedenen ökonomischen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreises verehrt. So war das Religionsjahr beschaffen. Der später entdeckte Mangel von fünf Tagen und sechs Stunden gab noch sieben Göttern als Symbolen dieser astronomischen Zeitrechnung das Dasein, und das Sonnen-

jahr begann. Zugleich aber dachten sie sich diese symbolischen Wesen als wirklich existirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkührlich handelnde Wesen voll unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein besonderes Priestercollegium gewidmet, an dem nie Weiber Antheil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benutzte man zu Abwaschung begangener Sünden; der Opfernde legte seine Hand auf des Opferthiers Kopf, überhäufte es mit Verwünschungen, und mit dem letzten Athemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Bis Amasis gab es sogar Menschenopfer; dieser König führte Wachsbilder ein, doch dauerten sie nur bis in das vierte Jahrhundert nach Christus heimlich fort. Der neben diesem Sterndienste bestehende Thierdienst, indem gewisse Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, sondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, ist aus den Hieroglyphen der Ägyptier zu erklären. Überhaupt bietet diese Hieroglyphenschrift die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Religion und Philosophie dar, und kann gewissermaßen als Maßstab für den Höhengrad ihrer philosophischen Begriffe gelten. Ein höchst interessantes Studium ist überhaupt das der ägyptischen Symbolik, dessen Andeutungen aber zu weit führen würden. — Die merkwürdigste Erscheinung in der Philosophie der Ägyptier ist die Lehre von der Seelenwanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sterndienstes war. Sie ließen die unsterbliche Seele des Menschen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reise durch den ganzen Umfang der Thierwelt bis wieder in einen menschlichen Körper machen. Doch hat Plato der Metempsychose der Ägyptier zu große Ehre angethan, indem er sie, als Symbol der moralischen Reinigung des Menschen, in sein System aufnahm. So scharf unterschieden Jene das Geistige vom Materiellen nicht; die Vorstellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, und es ist daher immer eine wunderbare Erscheinung, daß auch die Pythagoräische Metempsychose, wie Aristoteles sie uns darstellt, wenn auch von der ägyptischen verschieden, doch eben so weit, wie diese, von aller moralischen Beziehung entfernt ist. — Wir schließen diesen Artikel mit einer Skizze der politischen Geschichte dieses interessanten Landes. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Osimandias, Möris, Sesostris, Rhampsinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerste historische Grenze den Pharao des Joseph, sodann die in Revolutionsstürmen geschehene Auswanderung des Cekrops, Moses und Danaus. In der Geschichte auswärtiger Staaten wird 878 v. Chr. Susack als Pharao von Ägypten, als Alliirter von Jerobeam genannt; Diodors Snephaktus, Herodots Asychis und Diodors Bocchiris werden als Gesetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Ägyptens durch die Äthiopier, die innere drei und dreißigjährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, ging der Monarchie voran, die Psammetich (einer der Dodekarchen) stiftete; sie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Psammetich, die berühmten Namen Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis oder Amosis und Psammenit. Dieser Zeitraum war ein heller Punct in der politischen und Kulturgeschichte Ägyptens. Jetzt aber unterlag das Reich dem Perser Cambyses, bis nach Alexanders Eroberung Ägyptens im J. 332 v. Chr. auf die Theilung des macedonischen Reichs die glänzende Periode der Ptolemäer (s. Ptolemäer und

Alexandrinisches Zeitalter) eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrschaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Kleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Kleopatra Tryphana und Berenice, und Kleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäsars und Antonius Protectorate sind die Regentennamen aus jenem Zeitraum, von denen mehrere in der Geschichte der Wissenschaften und Künste mit bleibendem Nachruhme genannt werden. — Kleopatra's Selbstmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun römische Provinz. Dies geschah dreißig Jahre vor Christus. Ägypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdessen kam die christliche Religion auf den Boden Ägyptens, aus dem, wie in den frühern Zeiten der Mysterien, jetzt aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geistesverfinsterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entstehung. Als nach der Theilung des großen Reichs unter Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Ägypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Barbarei und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amrou, unter dem Kalifen Omar, die alte Hauptstadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete sich 640 nach Christus, als Heraclius Keiser des Orients war. Als Provinz des Khalifats genoß es die Regierung des gefeierten Abbassiden Haroun al Raschid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynastie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. Sultan Selim in Constantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckischen Sultan Tumanbai, und Ägypten nun gänzlich eine türkische Provinz, regiert durch einen Pascha. Seitdem war es der Schauplatz beständiger innerlicher Kriege der Mammelucken-Bey's gegen die türkische Herrschaft, welche mehrmal, besonders unter Aly-Bey (1766), ihrem Ende nahe war. Im J. 1798 ward Ägypten von den Franzosen besetzt. (S. d. folg. A.) Unter dem jetzigen Vicekönig, Mahomed Ali Pascha, einem eben so aufgeklärten als thätigen Regenten, macht die europäische Kultur in Ägypten große Fortschritte.

Ägypten (Landung und Feldzug der Franzosen in.) In zwei siegreichen Feldzügen (1796 u. 1797) hatte Buonaparte Frankreich den Frieden auf dem Continente erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war schon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Buonaparte zum Oberbefehlshaber derselben ernannt worden. In allen Häfen, von Antwerpen bis Brest und Rochefort, wurden die Rüstungen mit größtem Eifer betrieben. Buonaparte selbst bereis'te im Februar 1798 die Küsten des Canals, und täglich wurde die Erwartung höher gespannt, als plötzlich der Obergeneral (am 8. Mai 1798) in Toulon erschien, wo ganz im Stillen und versteckt durch die lärmenden Anstalten am Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das die Eroberung Ägyptens bezweckte, um auf diesem Wege den eng-

lischen Handel in Ostindien zu vernichten. Buonaparte musterte die Truppen und erließ eine Adresse an dieselben, worin er, ohne ausdrücklich Ägypten zu nennen, ihnen versprach, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehenden Expedition ein Jeder von ihnen so viel Eigenthum besitzen solle, daß er sechs Morgen Land sich kaufen könne.“ So im Allgemeinen von ihrer Bestimmung unterrichtet, schiffte sich die Mannschaft am 19. Mai (1798) vor Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter aber wohl ein Paar tausend Gelehrte, Künstler, Ärzte und Chirurgen, Handwerker und Arbeiter aller Art sich befanden. Der Kern der Truppen war jene italische Armee, welche den Frieden von Campo Formio erkämpfte, und unter den Anführern derselben alle jene Generale, die sie so oft zum Siege geführt hatten, als: Berthier, Desaix, Reynier, Menou, Kleber, Dumas, Caffarelli, Murat, Junot, Marmont, Belliard, Davoust, Lannes, Duroc, Louis Buonaparte, Eugen Beauharnois und andere. Elf Linienschiffe, zwei alte Funfziger, und sechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Der Obergeneral bestieg das Kriegsschiff l'Orient. Am 9. Juni erschien die Flotte vor Malta; Buonaparte ließ den Großmeister Hompesch um die Erlaubniß ersuchen, in den verschiedenen Ankerplätzen der Insel frisches Wasser einnehmen zu dürfen. Die erfolgte Verweigerung entschied Malta's Schicksal. Am andern Morgen waren die Franzosen auf allen Puncten der Insel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meister derselben. Am 12. Juni in der Nacht wurde die Insel mit ihren unüberwindlichen Festungen den Franzosen übergeben, welche eine Besatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Am 17. Juni ging die Flotte von Malta ab und steuerte auf Alexandrien zu. Buonaparte erließ eine Proclamation an seine Armee, worin er sie zur Ausdauer in den ihnen bevorstehenden Beschwerden, und zu einem schonenden Betragen gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Ägyptier ermahnte. Am 1. Juli kamen die Franzosen vor Alexandrien an, wo kurz vorher Nelson sie aufgesucht hatte. Die Besorgniß, daß Nelson schnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausschiffung der Truppen beschleunigen. Sie geschah am 2. Juli vier Stunden vor Alexandrien beim sogenannten Araber-Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht sehr günstig dazu waren. Blos einige Türken zu Pferde beobachteten die fremde Erscheinung. Am folgenden Tage um 12 Uhr standen Buonaparte, Kleber, Menou, Bon, Caffarelli und Daumartin mit 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen versehenen Mauer von Alexandrien; einige Kanonenkugeln bahnten ihnen den Eingang, der Sturm begann nach fruchtlosen Unterhandlungen, und Alexandrien ward genommen. Buonaparte sendete Briefe und beruhigende Proclamationen in französischer und arabischer Sprache an die Bey's und das Volk. Unterdessen nahm General Marmont Rosette, und am 6. Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Rosette und Abukir blieben Besatzungen, und die Armee, 30,000 Mann stark, marschirte in fünf Colonnen gerade auf Ägyptens Hauptstadt Cairo (Cahira) los. Dieser Marsch geschah unter beständigem Manoeuvriren in Quarré's, und unter beständigem Scharmutziren mit den Arabern und Mammelucken. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es zu einem ernsthaften Gefechte. Dort stand Murad Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tausend

Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verschanzten Lager sich befanden. Der Bey machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzosen und die Entschlossenheit, mit der sie ihre Bajonette zu gebrauchen wußten, vereitelten alle Versuche der Mammelucken, welche, nachdem sogar ihr Lager und das Dorf Embabay mit Sturm erobert worden war, in die angrenzende Wüste entfliehen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22. Juli den Franzosen übergeben, nachdem Ibrahim Bey, der die Hauptstadt decken sollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden sich über die Wüste nach Ober-Ägypten zurückgezogen hatte, wohin ihn General Desaix verfolgte. So glücklich Buonaparte bisher zu Lande gewesen, so schnell ihm die Eroberung Ägyptens, die mit Cairo's Einnahme als vollendet betrachtet werden konnte, gelungen war, so vernichtete doch ein einziger Tag in seinen großen Folgen für die Zukunft alle Früchte dieser Unternehmung. Nelson war zum zweitenmal an Ägyptens Küste erschienen, und hatte am 1. August (1798) den bei Abukir stationirten Feind vernichtet (vergl. Abukir). Buonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, sah seine Communication mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er stand fast isolirt in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Hatte er bisher für einen Freund der Pforte gegolten, so stieg seine mißliche Lage um so höher, als diese jetzt den alten Bund zerriß, und erbittert über die Verwandlung des schönen Ägyptens in eine französische Provinz, am 12. September (1798) förmlich den Krieg gegen Frankreich erklärte, und von Asien aus mit einem Angriff drohte. Doch ohne darum den Muth zu verlieren, fuhr er fort, seinen Plan zu verfolgen, indem er ihn zugleich der neuen Gestalt der Umgebungen anpaßte. In Cairo, wo die Einwohner sich empört und viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker ermordet hatten, so daß am 23. und 25. September förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die große Meschee geflüchteten Empörer sich auf Discretion ergeben mußten, stellte er die Ruhe wieder her. Die Stadt wurde mit Forts umgeben, um das Volk desto eher im Zaume halten zu können. Nachdem Buonaparte Ägypten eine Organisation nach französischen Grundsätzen gegeben hatte, drang er bis Suez vor, und, um einem Anfalle der Türken, die in Syrien sich zu sammeln begannen, zuvorzukommen, marschirte er (am 27. Februar 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo in drei Colonnen dahin ab. El-Arisch, ein Fort mitten in der Wüste, an der äußersten Grenze zwischen Afrika und Asien, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Mammelucken und Arnauten erobert, vergrößert und mit Artillerie und Soldaten besetzt. Jaffa ward mit Sturm genommen, und ungeachtet der zahllosen Schwierigkeiten, der mancherlei Krankheiten, die einrissen, und der ungünstigen Jahreszeit, trotz allen Hindernissen, welche die englischen Schiffe längs der Küste veranlaßten, machte die Armee doch die glänzendsten Fortschritte. Die Naplosiner, ein Volk in den Gebirgen von Napolos, stellten sich ihr unweit Zeta in den Engpässen entgegen, mußten jedoch weichen und Caifta am Fuße des Carmels dem Sieger überlassen. Diese Eroberung war wichtig wegen der großen Magazine, die sich dort befanden. So drang die franz. Armee über Palästina bis St Jean d'Acre vor (s. Acre), dessen Belagerung sie unternahm. Außer mehrern Gefechten mit den Einwohnern, und selbst mit englischen Schaluppen,

welche die Franzosen von der Seeseite beunruhigten, fiel auch am Berge Tabor ein Gefecht vor, worin die Generale Kleber und Murat bei Jafet und Jaffa die Oberhand behielten. Unterdessen aber war es den Engländern, die unter Sir Sidney Smith vor St. Jean d'Acre angekommen waren, gelungen, die türkische Besatzung dieses Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleristen zu verstärken und Munition herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abschlagen, und trotz dem heftigsten Feuer aus den französischen Batterien sich so lange halten konnten, bis Buonaparte sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben und nach Ägypten zurückzukehren, wohin eine türkische Flotte unter Weges war. Er sah seinen Zweck wenigstens so weit erreicht, daß er auf eine lange Zeit vor jedem Anfalle von Asien her sich sicher gestellt hatte. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte außerdem, bei den pestartigen Krankheiten, nur von dem größten Nachtheile sein. Buonaparte entschloß sich daher schnell zum Abzuge. Ein Drittel von der Armee blieb als Opfer des Kriegs und der Pest zurück, und nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen kam sie in Cairo wieder an; doch ihre Ruhe war von kurzer Dauer. Eine türkische Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; diese nahmen das Fort daselbst. Schnell marschirte Buonaparte mit seinen besten Truppen dahin, stellte sich bei dem Brunnen zwischen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26. Juli den Türken eine große Schlacht. Mustapha Pascha ward nebst seinem ganzen Gefolge und sämmtlicher Artillerie gefangen gemacht; 2000 Türken ertranken im Meer, und der Rest der türkischen Armee, der in das Fort Abukir sich geworfen hatte, mußte nach einem zehntägigen Bombardement auf Discretion sich ergeben. Buonaparte's Herrschaft in Ägypten war aufs neue befestigt. Da erschien plötzlich eine Proclamation von ihm an seine Armee, worin er sagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa bestimmen mich, nach Europa zurückzugehen. Das Commando überlasse ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige." Aber als dieser Abschied der Armee bekannt wurde, hatte Buonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26. August verließ er Abukir. Für ihn war die Expedition geendigt, doch nicht für die dort zurückgelassene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl stand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Sendung der Türken im November 1799 wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeschlagen, aber auch der kleinste Verlust war für eine Armee, die nicht recrutirt werden konnte, sehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale sahen nicht viel Ruhm vor sich, die Soldaten wenig Genuß, und so mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, daß der Großvezier mit vielem Volke aus Syrien nach Ägypten im Anzuge sei, am 24. Januar 1800 die bekannte Convention von El-Arisch mit dem Großvezier und Sidney Smith abschloß, durch welche den Franzosen ein Waffenstillstand von drei Monaten bis zu der Ratification des Vertrags zugestanden wurde, worauf sie nach einem Monate Cairo und Alexandrien räumen, und nach Frankreich zurückkehren sollten. Aber des Generals Kleber Brief an das französische Directorium, worin er, unter der ergreifendsten Schilderung von der peinlichen Lage der Armee, auf die Ratification des Tractats drang, fiel dem englischen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verweigerte man die Ratification, und verlangte:

die ganze französische Armee sollte sich kriegsgefangen ergeben. Da ergriff Kleber noch einmal den Degen und schlug am 20. März den Großvezier bei Heliopolis, eroberte Cairo und Ägypten aufs neue, trieb Steuern bei zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Kopten und Griechen, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Aber mitten in dieser Thätigkeit ward er am 14. Juni in Cairo von einem Türken ermordet, und das Obercommando kam an Abdallah Menou. Unterdessen hatt man in London beschlossen, mit aller Kraft der Pforte und seinem eignen Handelsinteresse Ägypten wieder zu erobern. Im Einverständnisse mit der Türkei wurden unter dem Admiral Abercromby 17,000 Mann Landtruppen im December 1800 eingeschifft. Am 1. März endlich erschien die Flotte vor Alexandrien, und am 12. März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzosen, etwa 4000 Mann stark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten sich aber zurückziehen; am 18. März ergab sich Abukir, und die Engländer verschanzten sich. Am 21. März griff General Menou mit 10,000 Mann an und wurde geschlagen; aber auch der englische General Abercromby wurde tödtlich verwundet, und starb am 28. März. Hutchinson übernahm das Commando der englischen Armee. Ägypten war für die Franzosen nach dieser Schlacht verloren, hätten die Engländer ihren Vortheil verstanden; doch unthätig blieben sie in ihren Verschanzungen, so wie die Franzosen ihnen gegenüber bei Alexandrien stehen. Am 29. März brachte eine türkische Flotte 7000 Mann Verstärkung, und nun näherte sich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19. April ergab sich auch Rosette an die vereinigten Engländer und Türken; ein französisches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geschlagen; 5000 Mann Franzosen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16. Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und die ganze französische Armee auf Cairo beschränkt. Am 20. Juni fing die förmliche Belagerung der Stadt an; 7000 Mann sollten diesen unermeßlichen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Man that, was man konnte, sich zu sichern. Aber es war mehr um eine ehrenvolle Capitulation, als um die wirkliche Vertheidigung zu thun, denn die Lebensmittel waren nicht im Überfluß vorhanden, und die Pest wüthete immer noch fort. So ward denn auch Cairo am 27. Juni durch Capitulation den Engländern und Türken übergeben; der General Belliard sollte mit den unter seinem Commando stehenden Truppen Stadt und Land räumen, und auf englische Kosten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Ägyptiern auch erlaubt sein, ihn zu begleiten. Am 17. August wurden sie zu Rosette eingeschifft, und kamen im September 1801, etwa 13,000 Mann stark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien, das er seit dem 21. März nicht verlassen hatte, da er noch immer auf Hülfe aus Europa hoffte. Admiral Ganteaume war wirklich mit mehrern Linienschiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgesegelt und bis vor Alexandrien gekommen, mußte aber mit einem Verluste von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann frischer Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Castell Marabou in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenstillstand verlangte, wozu vorzüglich Mangel an Lebensmitteln ihn

veranlaßte. Dies war am 27. August, und am 2. September war die Capitulation unterzeichnet, deren Bedingungen härter waren, als jener von Cairo, besonders da während der Unterhandlungen eine englische Escadre unter Sir Home Popham mit Truppen, und General Baird aus Ostindien noch mit 6000 Mann gelandet waren. Alexandrien, nebst Artillerie und Munition, sechs französische Kriegsschiffe und eine große Menge Kauffahrteischiffe, ferner alle arabischen Handschriften, alle Karten von Ägypten und andere für die französische Republik gemachte Sammlungen mußten dem Feinde übergeben werden, die französische Armee behielt jedoch ihre Waffen und Gepäck, war nicht kriegsgefangen und wurde nach einem französischen Hafen geführt; zu Ende Novembers war sie in Frankreich. Die Garnison von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1307 Matrosen stark gewesen. Drei Jahre sechs Monate waren seit der ersten Einschiffung zu Toulon verflossen. Dies war das Ende der Unternehmungen, welches in einen Zeitpunct fiel, wo Ägypten, in Frankreichs Gewalt, ein schweres Gewicht in der Wagschale gewesen sein würde; denn eben damals wurden die lebhaftesten Unterhandlungen gepflogen, deren Resultat, vier Wochen nach dem gänzlichen Verluste Ägyptens, der Friede von Amiens war (1. October 1801). Wenn aber auch der politische Zweck dieser Unternehmung verloren ging; so hatte sie doch für die Wissenschaften, und namentlich für die Alterthumskunde, Geschichte und Geographie bleibende und höchst wichtige Resultate, von denen wir nicht ganz schweigen dürfen. Diese geistigen Eroberungen umfaßt die Description de l'Egypte, ou Recueil d'Observations et de Recherches, qui ont été faites en Egypte, pendant l'Expédition de l'Armée francaise, publiée par les ordres de S. M. l'Empereur Napoléon le Grand, wovon 1809 die erste Lieferung in der kaiserl. Druckerei zu Paris erschien. Das ganze Werk soll aus drei Theilen bestehen, deren 1r Alterthümer, 2r Neuerer Zustand, 3r Naturgeschichte überschrieben werden; jeder dieser Theile besteht wiederum aus mehreren Bänden mit Kupfertafeln und correspondirendem Texte. Ohne die Karten, die bereits vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht sind, soll der Atlas zu dieser Beschreibung von Ägypten mehr als 800 Kupfertafeln enthalten, auf denen sich über 3000 Zeichnungen, deren oft mehrere auf einer Platte zusammengestellt sind, befinden; die erste Lieferung zählt allein über 300 Kupfer. — Der erste Theil des Textes hat den Titel „Beschreibungen;“ die Orte und Gegenden, welche beschrieben werden, folgen in der Ordnung, wie sie in den Kupferbänden angegeben werden, nämlich von Süden nach Norden. Der zweite Theil ist überschrieben „Mémoires,“ die aus Untersuchungen und Dissertationen über den physischen Zustand von Ägypten, über Geschichte und Geographie des Landes, über Gesetzgebung und Sitten, Religion, Sprache, Astronomie, Künste ꝛc. der alten und neuen Ägypter, bestehen. Diese Beschreibungen und Memoiren sind, wie die Kupfer, in drei Classen getheilt und haben gleiche Überschriften. — Außer diesem kurzen Auszuge aus dem angeführten Avertissement vom Plane zum Ganzen, will der Raum eine weitere Ausführung der Inhaltsanzeige der vorhandenen ersten Lieferung dieses kostbaren Werkes uns nicht gestatten und wir verweisen daher auf die Hefte der allgemeinen geographischen Ephemeriden vom Mai und fgg. 1813, worin der Inhalt dieser Abtheilung ausführlich angegeben ist. Die Fortsetzung und Beendigung dieses Werks, welche durch die Ereignisse

der letzten Jahre verhindert worden, hat Ludwig XVIII. anbefohlen. Doch erfolgt dieselbe sehr langsam.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehelichter Ascendenten. Sie werden so gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. s. f., wie aus folgendem Entwurf noch deutlicher wird:

U.GV.1 U.GM.2 U.GV.3 U.GM.4 U.GV.5 U.GM.6 U.GV.7 U.GM.8

GV. 1 GM. 2 GV. 3 GM. 4

V. 1. M. 2.

0

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. s. w. die Rede seyn. Das Ahnenwesen und die Ahnenprobe, d. h. der legale Beweis, daß man eine bestimmte Anzahl Ahnen habe, kam seit dem 15. und 16. Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutschen Adels zu sinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt besonders bei Turnieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan-Erbschaften, ja sie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfodert, um Sitz und Stimme bei den ständischen Versammlungen zu haben. — Man unterscheidet übrigens Gerechtigkeits-Ritter, die der Ahnenprobe volle Genüge leisten, und Gnaden-Ritter, die durch Verdienste die Mängel der Geschlechtsregister decken.

Ahnung ist die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher wir uns mehr der Gefühle, von welchen sie begleitet wird, als der Schlüsse, auf welche wir sie gründen, bewußt sind. Wir nennen dergleichen Erwartungen Ahnungen im engern Sinne, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind, und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden scheinen. Man kann drei Arten von Ahnungen unterscheiden: 1. die bestimmten Ahnungen, bei welchen man sich dessen, was einem ahnet, nicht blos im Allgemeinen bewußt ist (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtsein, daß man ihn erwartet); 2. die unbestimmten Ahnungen, wenn man im Allgemeinen und unbestimmt einem angenehmen und unangenehmen Ereignisse entgegen sieht; 3. die bloßen Vorgefühle, welche meistens beängstigender Art sind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, dessen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden, in jenem Gefühle gehabt zu haben. — Philosophische und historische Behandlung dieses Gegenstandes findet man in Dedekind über Ahnungen und in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft.

Ahriman. Nach der Lehre der Parsen war das urerste Wesen die grenzlose Zeit. Von ihr entsprangen Ormuzd und Ahriman. Jener, mit der höchsten Weisheit und Reinheit geschmückt, thronte im Lichte, dieser wohnte mit seinen Gesetzen in der Finsterniß. In sich versenkt, ohne Grenzen und allein waren beide in ihren Wohnungen, die einander berührten. Ormuzd aber schuf in drei Jahrtausenden den Himmel, diese Welt des Lichts mit dem reinen Gesetz; Ahriman, die Lichtwelt zu bekämpfen, schuf ein zahlreiches Heer böser Geister, da erschrack Ormuzd, und bot dem Ahriman Frieden an; dieser aber wollte ihn nicht annehmen, sondern sagte, daß er sein Volk

plagen werde, so lange die Jahrhunderte dauern. „Freilich wirst du mächtig sein," sprach Ormuzd, „während die Menschen sich durch Vermischung vermehren und viel Böses thun, aber am Ende der neun Jahrtausende wirst du von Ohnmacht überwältigt werden." — Darauf herrschte Ormuzd drei Jahrtausende allein und brachte seine Welt hervor, während Ahriman gefesselt in die Tiefe der Finsterniß zurücksank. Nach dem Himmel schuf er das Wasser, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere und endlich den Menschen. Dann herrschte er drei Jahrtausende mit Ahriman gemeinschaftlich, nach diesen aber waren drei Jahrtausende dem Ahriman allein gegeben. Und als die Zeit gekommen war, trat Ahriman hervor, durchdrang alles Geschaffene mit seinem Gefolge und verunstaltete es, bis er in den Abgrund zurückgestürzt ward. Von da wird er am Ende der Zeiten, wenn die Todten aufleben, und die Erde durch das Feuer eines Cometen entzündet, in einen flüssigen Metallstrom zerschmolzen ist, in Ormuzds Welt zurückkehren, die Erde des Abgrundes durch den Metallstrom ziehen, und sie zum segenreichsten Lande zu machen. Die ganze Welt wird durch das Wort zur Auferstehung ewige Dauer bekommen.

Ajax (griech. Aias). Dieses Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajax Oïleus und Ajax Telamonius. Jener, ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier, war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern gewesen. Im Kampf war er unter den Tapfersten, seine Tapferkeit aber artete zuweilen in unsinnige Wuth aus. Beispiele davon erzählen die nachhomerischen Dichter. Als die Griechen, sagen sie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete sich Kassandra in den Tempel der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen und gebunden als Gefangene fortgeschleppt. Einige erzählen, Kassandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe sie bei den Haaren ergriffen und fortgeschleift; Andere lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Ulysses klagte ihn dieses ruchlosen Frevels an, er aber reinigte sich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Äakus. Auch er war unter den Freiern der Helena gewesen, und zog deßwegen auch mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten Griechen nach Achilles preist. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. Dabei ist er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert.

Aiguillon (Herzog von), französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Jahren Ludwigs XV. seit dem Juni 1771, dessen Verwaltung durch eine der wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit, die erste Theilung Polens, bezeichnet wurde. Er war 1720 geboren, gab seinen Posten auf 1774 und starb vom Hofe verbannt 1780.

Aikin (John), einer der thätigsten und fruchtbarsten Schriftsteller Englands. Er studirte Medicin, promovirte, und lebte als Arzt zu Yarmouth, Norfolk und längere Zeit zu Stoke Newington. Er war mehrere Jahre Herausgeber des Monthly Magazine, und von seiner Entstehung bis zu seinem Ende des Athe-

näums. Außerdem nahm er Theil an dem Classical Journal und an dem Reflector. Seine gesammten Schriften aufzuführen, würde hier zu weitläuftig sein; sie sind theils eigne Werke, theils Übersetzungen, und betreffen größtentheils medicinische und literarhistorische Gegenstände. In letzterer Hinsicht ist das Wichtigste die General Biography (in 10 Bänden in Quart), die er anfangs mit Doctor Enfield, nachher mit Morgan und Johnston gemeinschaftlich verfaßt hat.

Aissé (Mlle.), ein sowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schicksale, als auch durch ihre im Druck erschienenen Briefe interessant gewordnes Frauenzimmer. Geboren in Circassien im J. 1693 wurde sie von dem Grafen Ferriol, französischem Gesandten zu Constantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab sie für eine circassische Fürstentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm sie mit sich nach Frankreich und ließ sie mit Sorgfalt erziehen; man vergaß nichts, als ihr Grundsätze einzupräzen. Für die Tugend geschaffen, kehrte sie doch erst nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unschuld unterlag der Dankbarkeit, die sie für ihren Wohlthäter hegte, dessen Unsittlichkeit ein solches Opfer fodern konnte. Dagegen widerstand sie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete sie nur den Chevalier Aidy aus. Diese Liebe entschied ihr Schicksal. Aidy hatte sein Gelübde zu Malta gethan; er wollte sich von demselben entbinden lassen, allein sie selbst widersetzte sich diesem Versuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der sie in England niederkam. Damals bemächtigte sich ihrer Seele die bitterste Reue; sie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne sie je bemeistern zu können, und lebte in einem Zwiespalte mit sich selbst, dem ihre ohnehin schwache Gesundheit nicht lange widerstand. Sie starb 1727, 38 Jahre alt. Ihre Briefe sind anmuthig und fließend geschrieben, und man kann nicht umhin, die Verfasserin lieb zu gewinnen, die ihr Innerstes so aufrichtig offenbart. Überdies enthalten sie manche Anekdote von interessanten Personen der damaligen Zeit. Sie sind zuerst allein mit einigen Noten von Voltaire, nachher zusammen mit den Briefen der Damen Villars, La Fayette und Tencin erschienen (1806, 3 Bände).

Ajaccio, Hauptstadt eines Bezirks auf der Westküste der franz. Insel Corsica, mit 6570 Einwohnern und einem Hafen; vorzüglich merkwürdig als Geburtsort eines der außerordentlichsten Männer der neuern Zeit, Napoleon Buonaparte's und seiner Brüder.

A jour fassen rc. einen Edelstein, heißt, ihn so fassen, daß blos der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber sichtbar sind, er also durchsichtig bleibt.

Akademie. Man versteht unter Akademie gewöhnlich einen Verein von Gelehrten oder Künstlern, die gemeinschaftlich die höhere Ausbildung der Wissenschaft und Kunst sich zum Zweck vorgesetzt haben. Weder Besoldung von Seiten des Staats, noch Unterricht der Jugend sind wesentliche Erfoderniße bei einer Akademie. Die großen Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin sind zwar zum Theil Lehranstalten; allein dies sind sie erst in der Folge geworden, nachdem sie früher blos dem oben angegebenen Zwecke nachstrebten. Die Mitglieder der Akademie wählen sich entweder ein Fach der Wissenschaft, einen Theil irgend einer Kunst, oder die Regierung trägt ihnen contractmäßig die besondere Bearbeitung eines solchen Faches auf. Sie

liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und demnächst in den Denkschriften abgedruckt werden. Den Namen leitet man mit Recht von der athenischen Akademie her, welche, eine Besitzung eines gewissen Akademus, als Kampfschule und als der Ort, wo Plato lehrte, berühmt war. Die erste Anstalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unsern Begriffen verdient, war offenbar die in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolemäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten versammelt, welche blos für Erweiterung und Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse thätig sein sollten, leider aber sehr bald in Müßiggang und grammatische Spitzfündigkeiten verfielen. Aus Alexandrien aber entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu stiften, welche seit dem Ende des ersten Jahrhunderts in den Städten am Euphrat, Sora, Neharbea und Punebedita, angelegt wurden. Von ihnen lernten die Nestorianer im sechsten Jahrhundert die Wissenschaften schätzen, und von diesen endlich die Mohammedaner, deren treffliche Kalifen, Almansor, Harun Arraschid und Almamun, eine Menge Akademien stifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernsten Osten die größten Begünstigungen genossen. Aber auch am Hofe Carls des Großen schon finden wir eine Akademie, die dieser Kaiser auf seines Lehrers Alcuin Veranlassung gestiftet hatte, und deren Mitglied er selbst war. Dieses nützliche Institut ging jedoch mit Alcuins Tod wieder unter, und seitdem finden wir keine eigentliche Akademie wieder bis zu den Zeiten, wo durch die Eroberung Constantinopels von den Türken mehrere griechische Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerst eine griechische Akademie an, bei welcher Argyrepulus, Theodor Gaza und Chalkondylas zuerst angestellt wurden. Dann stiftete Cosmus die Platonische Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherstellung seiner Philosophie war. Zwar waren auch diese Anstalten nicht von dauerndem Bestand, allein andere und immer zahlreichere und umfassendere Akademien traten zunächst in Italien an ihre Stelle, und verbreiteten sich nach und nach durch alle Staaten Europa's. Wir wollen versuchen, die wichtigsten ältern und noch bestehenden namhaft zu machen, wobei wir sie nach den Gegenständen, welchen sie gewidmet sind, ordnen wollen. Für Medicin. Die Academia naturae curiosorum, auch Leopolds-Akademie genannt, ward 1652 von J. L. Bauschius gestiftet. Sie gab anfangs ihre Schriften einzeln, seit 1684 aber bandweise heraus. Unter Leopold I., der sie sehr begünstigte, nahm sie den Namen Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum Academia an. Ähnliche Akademien wurden zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 gestiftet. — Für Chirurgie. Eine chirurgische Akademie ward 1731 zu Paris gestiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beste Beantwortung mit einer goldenen Medaille von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgische Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geschicktesten Zöglinge vertheilt. — Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. — Für Kosmographie stiftete Coronelli zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Karten nebst Beschreibung ist. — Scientifische Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematischen und physi-

kalischen Wissenschaften gestiftet wurde, mußte wegen des päpstlichen Interdicts wieder aufgehoben werden. Ihr folgte die Akademie dei Lincei, von dem Fürsten Cesi zu Rom gegen Ende desselben Jahrhunderts gestiftet, deren Mitglied Galilei war. Die Academia del Cimento entstand zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter Begünstigung des Fürsten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici, unter deren Mitglieder Paolo di Buono, Borelli, Vivani, Redi, Magelotti und andere ausgezeichnete Männer gehörten. Die Academia degl' Inquieti zu Bologna, nachher der Academia della Tracia einverleibt, hat unter dem Titel: Pensieri fisico-matematici 1667 mehrere treffliche Abhandlungen geliefert. Im J. 1714 ward sie mit dem Institut zu Bologna vereinigt und heißt seitdem Akademie des Instituts oder auch Clementinische Akademie (von Clemens XI.). Sie ist im Besitze einer großen naturhistorischen und Büchersammlung. Im J. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Societa scientifica Rossunense degl' Incuriosi zu Rossano im Neapolitanischen errichtet, anfangs für die schönen Künste, seit 1695 aber für die Wissenschaften. Die königl. Akademie zu Neapel besteht seit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Untersuchungen über mathematische Gegenstände. Noch nennen wir von den italienischen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir Schriften haben. Überhaupt ist Italien als die eigentliche Pflegerin akademischer Institute anzusehen, deren Jarckius in seinem Katalog 550 aufzählt. — Die französische Akademie der Wissenschaften zu Paris, Académie royale des Sciences, ward 1666 von Colbert gestiftet. Sie hatte anfangs drei Abtheilungen, nämlich Mathematik und Philosophie, Geschichte und schöne Künste, wurde aber nachher getrennt, so daß Geschichte und schöne Künste die Académie française bildete, und für die Académie royale nur Naturphilosophie und Mathematik blieben. Nach einer königl. Verordnung von 1699 wurden die Mitglieder in vier Classen getheilt, nämlich Ehrenmitglieder, wirkliche (besoldete) Mitglieder, Associé's und Eleven, wovon die erste zehn, jede der drei andern aber zwanzig Personen enthalten sollte. Den Präsidenten ernannte der König aus der ersten Classe. Aus der zweiten Classe ward ein Secretär und Schatzmeister gewählt. Einige Veränderungen machte 1760 der Herzog Regent. Er schaffte die Classe der Eleven ab und fügte dafür zwei neue Classen hinzu, wovon die eine zwölf Adjoints, die andere sechs Associé's enthielt, welche letztere keiner besondern Wissenschaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräsident, den der König jährlich aus der ersten Classe, und ein Director und Subdirector, die er aus der zweiten Classe wählte. Neue Erweiterungen wurden 1785 vorgenommen, indem der König Classen für Naturgeschichte, Ackerbau, Mineralogie und Physik hinzufügte, so daß das Ganze nunmehr aus acht Classen bestand, die Associé's und Adjoints mit einander verband u. s. w. Diese Akademie hat sich große Verdienste erworben, namentlich durch die von ihr veranstalteten Meridianmessungen. Seit dem J. 1699 hat sie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Memoiren herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 139 Bänden ausmachen. Der Parlamentsrath Rouille de Meslay hatte zwei Preise gestiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die physische Astronomie, den andern von 2000 Livres für die Schifffahrtskunde und Handel. In dem obengenannten Jahre wurde sie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinstitut;

aber Ludwig XVIII. stellte sie wieder her. Bedeutende Akademien finden sich noch außer Paris in den vornehmsten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen seit 1705, zu Toulouse, von deren Schriften der erste Band 1782 erschien, zu Rouen seit 1736, zu Bordeaux seit 1703, zu Soissons seit 1674, zu Marseilles seit 1726, zu Lyon seit 1700, zu Montauban seit 1744, zu Amiens seit 1750, zu Dijon seit 1740 u. s. w. — Zu Berlin wurde eine Akademie der Künste und Wissenschaften von König Friedrich I im J. 1700 gestiftet; Veränderungen wurden vorgenommen im J. 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präsidenten. Die Mitglieder wurden in vier Classen getheilt, die erste für Physik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte für deutsche Geschichte und Sprache, die vierte für orientalische Gelehrsamkeit mit Rücksicht auf Heidenbekehrung. Jede Classe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erste Präsident war der berühmte Leibnitz. Erst unter Friedrich II. kam das Institut in wahren Flor, als dieser berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präsidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage seiner Thronbesteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Ducaten demjenigen zuerkannt, der die von der Akademie aufgegebene Aufgabe am besten beantwortet hat. Seit jener Zeit sind die Abhandlungen der Akademie unter dem Titel: Mémoires de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres à Berlin, in einer Reihe von Bänden erschienen. Neue Abänderungen fanden 1798 Statt, welche den Zweck hatten, der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben, unter andern ward die königliche Bibliothek und das Kunstcabinet mit ihr verbunden. — Zu Mannheim errichtete eine Akademie der Wissenschaften Churfürst Carl Theodor im J. 1755 nach Schöpflin's Plan. Sie bestand anfangs aus zwei Classen, der historischen und physikalischen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche physikalische und in die meteorologische abgetheilt. Die geschichtlichen und physikalischen Denkschriften sind unter dem Titel: Acta Academiae Theodoro-Palatinae, die meteorologischen unter dem Titel: Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae, erschienen. Die Akademie zu München besteht seit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, ansehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präsidenten ernannt. Ihre Schriften sind unter dem Titel: Abhandlungen der baierschen Akademie, erschienen. — Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hatte schon Peter der Große projectirt und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er starb indeß über der Ausführung, welche Catharina I. vollendete, so daß im December 1725 die erste Sitzung gehalten wurde. Die Kaiserin bestimmte einen jährlichen Fond von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verschiedenen Fächern wurden als Akademiker besoldet und führten den Professortitel. Die berühmtesten darunter waren Nicolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulfinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob sich wieder unter der Kaiserin Anna, versank aber nach ihrem Tode aufs neue. Aber unter Elisabeth blühte sie zum zweitenmale auf. Sie wurde erweitert und verbessert, auch im J. 1758 eine Akademie der Künste hinzugefügt, aber 1764 wieder getrennt. Das jährliche Einkommen stieg bis auf 60,000 Rubel. Besonders nützlich hat diese Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem sie Männer, wie Pallas, Gmelin, Stolberg,

Güldenstädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereisen ließ und dadurch die Veranlassung zu vielen trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirklichen Mitglieder, außer dem Präsidenten und Director, beläuft sich auf funfzehn; nächstdem sind noch vier Adjuncten angestellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handschriften, ein kostbares Münzcabinet und ein sehr reiches naturhistorisches Museum. Die Schriften derselben sind von 1728 bis 1747 in 14 Bänden unter dem Titel: Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, dann bis 1777 unter dem Titel: Novi Commentarii, in 20 Bänden erschienen. Seitdem führen sie den Titel: Acta Academiae und jetzt in einer neuen Reihe den Titel: Nova Acta. Die Commentarien sind blos lateinisch, die Acte aber theils lateinisch, theils französisch abgefaßt. — Die Akademie der Wissenschaften zu Bologna unter dem Namen: Institut von Bologna, wurde 1712 von dem Grafen Marsigli gestiftet und beschäftigt sich mit Physik, Mathematik, Medicin, Chemie und Naturgeschichte. — Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm entstand aus einer Privatgesellschaft von sechs Gelehrten, unter denen der berühmte Linné war, und hielt ihre erste Sitzung den 23. Juni 1739. In demselben Jahre erschienen ihre ersten Abhandlungen. Die Gesellschaft zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und am 31. März 1741 ertheilte ihr der König den Namen königl. schwedische Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eigenen Mitgliedern geleitet. Nur ein Professor der Experimentalphilosophie und zwei Secretäre werden aus den bedeutenden, aus Vermächtnissen und Schenkungen herrührenden Fonds der Gesellschaft besoldet. Die Präsidentschaft wechselt alle drei Monat unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgelesenen Abhandlungen erscheinen gesammelt vierteljährlich. Die ersten vierzig Bände bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomischen Schriften erscheinen für sich unter dem Titel: Oeconomica Acta. Jährlich werden Preise in Geld und goldenen Medaillen ausgesetzt. Im Jahre 1799 wurde die Akademie in sieben Classen getheilt: Staats- und Landwirthschaft, funfzehn Mitglieder; Handel und mechanische Künste, funfzehn Mitglieder; Physik und Naturkunde des Auslandes, funfzehn Mitglieder; Physik und Naturkunde des Inlandes, funfzehn Mitglieder; Mathematik, achtzehn Mitglieder; schöne Künste, Geschichte, Sprachen, zwölf Mitglieder. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Kalendern. — Die königliche Akademie zu Kopenhagen entstand ebenfalls aus einem Verein von sechs Gelehrten, denen Christian VI. im J. 1742 die Ordnung seines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Institut ausdehnten. Einer derselben war der Graf von Holstein, auf dessen Antrieb Christian VI. im J. 1743 die Akademie unter seinen Schutz nahm, mit einem Fond versah und ihr auftrug, ihre Thätigkeit auch über die Naturgeschichte, Physik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 15 Bände in dänischer Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateinische übersetzt worden. — Die amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften wurde im Anfange des J. 1780 eingerichtet. Ihr Zweck war, die Kenntniß der Alterthümer und Naturgeschichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verschiedenen Naturerzeugnisse zu bestimmen, medicinische Entdeckungen, mathematische Untersuchungen, philosophische Forschungen und Versuche, astronomische, meteorologische

und geographische Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufacturen und Handel zu fördern, und jede Kunst und Wissenschaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter vierzig und nicht über zweihundert sein. Der erste Band ihrer Abhandlungen erschien zu Boston 1785 — Die königl. irländische Akademie bildete sich um das Jahr 1782 meist aus Mitgliedern der Universität, die sich wöchentlich versammelten und der Reihe nach sich Abhandlungen verlasen. Seit 1788 sind ihre Abhandlungen regelmäßig erschienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine physikalisch-historische Gesellschaft, von welcher letztern zwei Bände Schriften vorhanden sind; aber beide Institute gingen bei den Zerrüttungen des Landes schnell wieder ein. — Zu Lissabon wurden von der vorigen Königin eine Akademie der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Künste, des Handels und der Ökonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Classen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur, besteht, und im Ganzen sechzig Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben: Memorias de Letteratura Portugueza, Memorias economicas, auch wissenschaftliche Abhandlungen und eine Collecçao de livros ineditos de historia Portugueza. — Kunstakademien oder Kunstschulen. Hierher gehört die von der Kaiserin Elisabeth auf des Grafen Schuwalow Anregung gestiftete Akademie. Die anfängliche Zahl der Zöglinge von vierzig ward von ihrem Nachfolger auf dreihundert vermehrt. Sie treten mit dem sechsten Jahre ein und mit dem achtzehnten aus, und werden im Lesen, Schreiben, Arithmetik, deutscher und französischer Sprache und Zeichnen unterrichtet. Den Unterhalt bekommen sie von der Krone. In einem Alter von funfzehn Jahren wählen sie eine der folgenden Künste, die in vier Classen getheilt sind: 1. Mahlerei in allen ihren Zweigen, Baukunst, Mosaik, Emailarbeit u. s. w. 2. Kupferstecherkunst, Petschaftstechen u. s. w. 3. Schneiden in Holz, Elfenbein und Bernstein. 4. Uhrmacherkunst, Drechseln, Instrumentenmacherkunst, Bildgießerei in Bronze und andern Metallen, Steinschneidekunst, Vergolden, Lackiren. An die geschicktesten Zöglinge werden jährliche Preise vertheilt, und aus denen, die vier Preise erhalten haben, zwölf ausgewählt und auf öffentliche Kosten ins Ausland geschickt. Nach ihrer Rückkehr erhalten sie noch die vier ersten Jahre ihres Etablissements eine Unterstützung. — Die königl. Akademie der Künste zu London wurde 1768 zur Beförderung der Zeichen-, Mahler- und Bildhauerkunst u. s. w. errichtet. Ihr stehen vierzehn Künstler als Lehrer vor. Außerdem sind noch Professoren der Baukunst, der Anatomie, der Perspective u. s. w. angestellt, welche jährlich öffentliche Vorlesungen halten. Die Oberaufsicht führt ein Präsident, ein Rath nebst andern Beamten. Die Akademie steht jedem Lernbegierigen offen. Die Arbeiten werden jährlich öffentlich ausgestellt. — Die Mahler- und Bildhauerkunst in Paris entstand in früher Zeit. Im vierzehnten Jahrhunderte finden wir die Akademie von St. Lucas zu Paris, der Carl VII. viele Privilegien verlieh, welche im J. 1585 von Heinrich III. bestätigt wurden. Nachher wurde sie mit der Bildhauergesellschaft unweit St. Denis vereinigt, gerieth aber durch innern Zwist in Verfall und ward erst durch Le Brun, Sarazin, Corneille und andere königliche Mahler 1648 wieder hergestellt. Im J. 1655 bestätigte sie Mazarin förmlich durch ein Patent, und im J. 1663 bestimmte ihr Colbert ein Jahrgeld von 40,000 Livres. Die Akademie bestand aus

einem Protector, Viceprotector, Director, Kanzler, vier Rectoren mit ihren Adjuncten, einem Schatzmeister, vier Professoren, davon einer für Anatomie und einer für Geometrie, mehreren Adjuncten und Räthen, einem Historiographen, einem Secretär und zwei Thürstehern. Den Unterricht besorgten zwölf Professoren, jeder einen Monat; jeder hatte seinen Adjunct. Alle drei Monate wurden drei Preise, zwei andere in der Mahlerei, und zwei in der Bildhauerei jährlich vertheilt. Ludwig XIV. stiftete auch eine ähnliche Akademie in Rom, wo diejenigen, die den jährlichen Preis in Paris gewonnen hatten, drei Jahre auf königl. Kosten studiren konnten, mit der Aussicht künftiger Anstellung. — Zu Turin besteht eine Akademie der Künste (der Mahlerund Bildhauerkunst) seit 1778. Ähnliche Institute sind zu Mailand, Florenz, Modena, Mantua, Venedig u. s. w. Madrid verdankt Philipp V. eine Mahler-, Bildhauer- und Bauakademie, von welcher alle drei Jahre Preise vertheilt werden. Zu Stockholm stiftete der Graf Tessin im Jahre 1733 eine Akademie der schönen Künste, welche jährliche Preise vertheilt und ausgezeichnete Jünglinge auf öffentliche Kosten in Italien ihre Studien fortsetzen läßt. In Wien besteht eine ähnliche Akademie seit 1705. — Die Akademie der alten Musik in London wurde 1710 von mehreren Musikfreunden zur Beförderung der Vocal- und Instrumentalmusik gestiftet, besteht aber jetzt nur noch als eine Unterrichtsanstalt. Ebendaselbst entstand eine andere königliche Akademie der Musik. Sie hatte den Zweck, die Aufführung der von Händel für das Haymarkettheater componirten Opern zu befördern und erreichte eine große Blüthe, lösete sich aber nach einigen Jahren durch Zwiespalt wieder auf. Die Akademie der Baukunst zu Paris, gestiftet von Colbert 1671, bestand aus einer Gesellschaft von Architekten unter der Leitung des Oberintendanten der Bauten. Hauptsächlich der Poesie sind gewidmet die Akademie degli Umidi zu Florenz, gestiftet 1549 von Cosmus I., degli Umoristi und degli Arcadi zu Rom, jene bei der Vermählung Lorenzo Marcini's, diese um das J. 1690 gestiftet. — Für die Rechtswissenschaften ist die Akademie der Sirientes zu Bologna. — Für Geschichte. König Johann V. stiftete im J. 1720 eine königliche Akademie der portugiesischen Geschichte zu Lissabon, welche aus einem Director, vier Censoren, einem Secretär und funfzig Mitgliedern besteht und die kirchliche und politische Geschichte Portugals bearbeitet. In Madrid bildete sich um das J. 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufsuchung der historischen Denkmähler Spaniens, welchen König Philipp V. im J. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie besteht aus vier und zwanzig Mitgliedern, und hat mehrere ältere Geschichtswerke theils zum erstenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der schwäbischen Geschichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die besten historischen Schriften und die Lebensgeschichte der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Memoiren zusammenzutragen. — Für Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Cortona in Italien, für das Studium der hetturischen Alterthümer, eine andre zu Upsala in Schweden, für die Aufhellung der nordischen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging schnell wieder ein, und die von Leo X. gestiftete hatte gleiches Schicksal, nachdem sie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entsprangen aus ihrer Asche. Aber alle ähnliche Institute übertraf bei weitem die Académie des Inscriptions

zu Paris gestiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmähler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse, durch Münzen, Bildwerke, Inschriften u. s. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der französischen Akademie gewählt waren, aber im J. 1701 wurde das Personal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Associé's, zehn Pensionärs und zehn Eleven festgesetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zusammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Classe der Eleven fiel später weg. Der König ernannte jährlich ihren Präsidenten und Vicepräsidenten; der Secretär und Schatzmeister behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkschriften machen von 1701 bis 1793 funfzig Quartbände aus. Sie hatte das Schicksal aller französischen Akademien und ist jetzt wieder hergestellt. Recht eigentlich für Alterthümer bestimmt ist die Herculanische Akademie zu Neapel, gestiftet 1755 von dem Minister Tanucci, zur Erklärung der in Herculanum, Pompeji u. s. w. aufgefundenen alten Denkmähler. Ihre Arbeiten sind seit 1775 unter dem Titel: Antichità di Ercolano, erschienen. Im Jahre 1807 errichtete Joseph Buonaparte eine Akademie der Geschichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber wieder eingegangen ist. Die in demselben Jahre zu Florenz für die Erklärung toscanischer Alterthümer gestiftete Akademie hat einige Bände Denkschriften herausgegeben. Gleichfalls in demselben Jahre wurde zu Paris eine celtische Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Alterthümer und Denkmähler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäischen Sprachen mit Hülfe des Celto-Bretagnischen, Welschen und Ersischen, und Untersuchungen über den Druidendienst sind. An der Spitze steht Lenoir als Präsident. Ihre Schriften erschienen in Monatsheften unter dem Titel: Mémoires de l'Académie Celtique. — Für S p r a c h e n. Die Academia della Crusca oder Academia Furfuratorum entstand 1582 und machte zuerst durch ihre Angriffe auf Tasso Aufsehen. Ihr Hauptverdienst besteht in der Abfassung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Besorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die Académie française entstand 1629 als ein Privatverein und wurde sechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für französische Sprache, Grammatik, Poesie und Beredsamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward auf funfzig bestimmt und aus ihrer Mitte ein Director und Kanzler alle zwei Monate, ein Secretär für immer gewählt. Außer vielen verdienstvollen Arbeiten hat sie ein Wörterbuch der französischen Sprache (zuerst 1694) geliefert. Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona im J. 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächsten Jahre bestätigte und mit verschiedenen Vorrechten begabte. Sie hat sich seitdem große Verdienste um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, besonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die russische Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wissenschaften verbunden. Auch in Schweden ward 1789 eine königliche Akademie für die Sprache gestiftet, von deren Arbeiten aber nichts bekannt geworden ist. — Wir schließen diesen schon überlangen Artikel mit einer kurzen Angabe der vornehmsten G e l e h r t e n G e s e l l s c h a f t e n, von denen mehrere nur dem Namen nach von den Akademien verschieden sind. Hierher gehören die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestiftet 1750; die königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburgh, die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu

London (1751), die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester (1781), die gelehrten Gesellschaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Upsala u. s. w. — Aus Europa gingen sie auch nach andern Welttheilen über. In Asien ist eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia (seit 1778) und eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Calcutta in Bengalen (seit 1784), welcher letztern wir die wichtigsten Aufschüsse über Indien und den Geist des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat seit 1769 eine philosophische Gesellschaft zu Philadelphia u. a. m.

Akademie, s. Plato und Neuplatoniker.

Akbar (Mohammed), der größte Fürst, dessen nicht allein Indien, sondern ganz Asien in der neuern Zeit sich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 d. christl. Z.), und bestieg nach seines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundschaft Beyrams, seines Ministers, den Thron. Seine großen Talente entwickelten sich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit besiegte er seine Feinde und die Aufrührer seines Reichs, unter denen Beyram sich selbst befand. Die seltenste Milde bezeichnete dabei alle seine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, stets an der Spitze seiner Heere sich in die verschiedenen Provinzen seines Reichs zu begeben, so liebte er doch die Wissenschaften, vorzüglich die Geschichte, und war unablässig mit der innern Verwaltung seines Reichs beschäftigt. Er verordnete Untersuchungen über die Bevölkerung, die Naturproducte und Fabricate jeder Provinz. Das Resultat dieser statistischen Arbeiten faßte sein Minister Abul-Fazl in einem Werke zusammen, das den Titel: Ajin Akberi führt, ins Englische übersetzt worden ist (Calcutta, 1783—86, 3 B. und nachgedruckt in London) und die wichtigsten Details enthält. Akbar starb nach einer neun und vierzigjährigen Regierung im J. 1014 (1605). Noch jetzt ist sein prächtiges Grabmahl unweit Agra, mit der einfachen Inschrift Akbar, ein Gegenstand der Bewunderung der Reisenden. Ihm folgte sein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenside (Mark), im J. 1721 zu Newcastle an der Tyne geboren, ging im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters nach Edinburg, um die Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauschte. Im J. 1741 besuchte er Leyden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach seiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England practicirte er anfangs zu Northampton, dann zu Hampstead und endlich zu London. Hier würde er bei seiner nie bedeutenden Praxis in Dürftigkeit gelebt haben, wenn ihn nicht sein großmüthiger Freund, Jeremias Dyson, mit jährlichen 300 Pfund unterstützt hätte. Er starb 1770 als Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und des Collegiums der Ärzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leibarzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didaktischen und lyrischen Gattung. Die aus drei Gesängen bestehenden Pleasures of Imagination, sein vorzüglichstes Werk, gab er bereits im drei und zwanzigsten Jahre seines Alters heraus, und erregte dadurch Erwartungen, die er in der Folge unbefriedigt ließ, und die überhaupt durch ein so mittelmäßiges Gedicht nicht hätten erregt werden sollen. Von noch geringerm Werthe sind seine Oden, Episteln und übrigen Gedichte.

Akoluthen, Kirchendiener, die in der lateinischen Kirche schon im dritten Jahrhundert, in der griechischen jedoch nicht vor dem fünften Jahrhundert aufkamen, waren zum Lichteranzünden (daher Accen-

sores) Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei Prozessionen, Darreichen des Weins und Wassers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei Amtshandlungen bestellt. Sie gehörten zum Klerus, und hatten den Rang gleich nach den Subdiaconen. Noch jetzt ist bei der Ordination (s. d. Art.) in der römischen Kirche die Weihe eines Akoluthus oder Akolythus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchste, das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt aber abgeschafft, da die Dienste der Akoluthen schon seit dem siebenten Jahrhundert von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der katholischen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechische Kirche hat auch den Namen dieses Amtes nicht mehr E.

Alabaster ist ein feiner gypsartiger Stein, der sich vom Gyps darin unterscheidet, daß er sich poliren läßt. Gewöhnlich ist er von Farbe weiß, auch oft grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieser Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er sich jedoch durch seine Weichheit unterscheidet. Die schönste und beste Art ist unstreitig der weiße. Den Alabaster hat man zuerst in dem arabischen Gebirge entdeckt, dann in Ägypten, in Syrien rc. Man trifft ihn ferner an mehreren Orten Italiens (wo vorzüglich der von Monteacuto, seiner Weiße und Größe wegen, sich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutschland ist Thüringen das wahre Vaterland des Alabasters, namentlich die Gegenden bei Nordhausen, in der Grafschaft Hohenstein, Stolberg, bei Weißenfels rc.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelsten und ausgezeichnetsten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Julius, der in Papst Leo's X. Namen regierte, trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gaben, sich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland schickte ihn in Geschäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit sich nach Spanien, wohin er mit seiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieser neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil seiner Werke. Der König schätzte ihn so hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi im J. 1544 ihn als seinen Gesandten an Carl V. schickte. Alamanni vollzog seinen Auftrag mit vieler Geschicklichkeit. In gleichem Ansehen stand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehrern Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demselben zu Amboise, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 starb. Die vorzüglichsten Werke, welche er hinterlassen, sind eine Sammlung Gedichte (Eklogen, Psalmen, Satiren, Elegien, Fabeln u. s. w.), zum Theil in reimlosen Versen, deren Erfindung jedoch ihm Trissino streitig macht, unter dem Titel: Opere

Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meisten seinen Ruhm verdankt; ferner: Girone il Cortese, ein Heldengedicht in 24 Gesängen, nach einem französischen Gedicht gleiches Namens; la Avarchide, ein episches Gedicht, worin er in Nachahmungen des Homer die Belagerung der Hauptstadt von Savoyen, Bourges (Avaricum) erzählt, ebenfalls in 24 Gesängen; Flora, ein Lustspiel in sogenannten versi sdruccioli, und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichsten Eigenschaften dieser zahlreichen Werke sind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichterischer Schwung.

Alarich, König der Gothen, der menschlichste von allen jenen Eroberern, welche auf das römische Reich einbrachen. Die Geschichte erwähnt seiner zuerst im J. 395, wo die Gothen sich mit den Heeren Theodosius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländische Kaiserthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieses Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römischen Reichs, und führte ihn zu dem Entschluß, es selbst anzugreifen. Die Uneinigkeit, die zwischen den beiden Söhnen und Nachfolgern des Theodosius, Arcadius und Honorius, und ihren Reichsverwesern, Rufin und Stilico, herrschte, verschaffte ihm die Gelegenheit, diesen Entschluß auszuführen. Alarich war auf der Seite des Honorius, und Stilico hatte mit ihm verabredet, daß er in Epirus einrücken und von da aus mit den Truppen des Stilico den Arcadius angreifen sollte. Dieser Krieg unterblieb, Alarich verlangte aber eine Entschädigung für den unternommenen Zug, und Honorius versprach ihm, auf den Rath des Stilico, 4000 Pfund Gold. Nach der Hinrichtung des Stilico (s. d. Art.) wollte Honorius sein Versprechen nicht erfüllen. Alarich wurde dadurch gereizt, kam mit einem Heer nach Italien und belagerte Rom, welches Honorius verlassen hatte und nach Ravenna geflohen war. Alarich schloß Rom gänzlich ein, und brachte die Stadt dadurch, daß er ihr alle Zufuhr abschnitt, bald dahin, daß sie die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen annehmen, und ihm 5000 Pfund Gold, 30 000 Pf. Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Stück feines Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer zahlen mußte. Eine zwischen Honorius und Alarich angefangene Friedensunterhandlung blieb fruchtlos, weil dieser zu viel verlangte, und jener zu wenig bewilligte. Die Folge davon war, daß Alarich zum zweitenmal Rom belagerte. Der Hunger bewirkte bald wieder einen Vergleich, vermöge dessen der Senat den Befehlshaber der Stadt (praefectus urbis) Attalus, anstatt des Honorius, zum Kaiser erklärte. Allein Attalus bewies so wenig Klugheit, daß Alarich ihn die Würde, die er zu bekleiden nicht fähig war, öffentlich ablegen ließ. Die mit Honorius angefangenen neuen Unterhandlungen hatten eben so wenig Erfolg, als die vorhergehenden. Alarich belagerte daher Rom zum drittenmale. Die Gothen drangen diesmal in die Stadt, plünderten sie, verbrannten einen Theil derselben, und verwüsteten eine Menge der alten Kunstschätze. Doch wird Alarichs Mäßigung hierbei gerühmt, weil er die Kirchen und die darein Geflüchteten zu schonen befohlen hatte. Die ehemalige Beherrscherin der Welt erfuhr nun das Wiedervergeltungsrecht für das, was so viele Städte, Länder und Völker von ihr in der Zeit ihrer vorigen Größe und Macht erlitten hatten. Die, während tausend Jahre, durch die Raubsucht der Römer aus allen drei Welttheilen zusammengebrachten und aufgehäuften Schätze und Reichthümer wurden eine Beute der Barbaren. — Alarich verließ Rom nach einem Aufenthalte

von wenigen Tagen; seine Absicht war, Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüstete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff, sich einzuschiffen, als ihn der Tod zu Corentia in Calabrien (410) überraschte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busiento, damit seine Asche von den Römern nicht aufgefunden werden möchte. Während die Gothen sich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feste; Sicilien und Afrika sahen sich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt worden, durch ihn hatten sie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun ist eine aus Thonerde, Schwefelsäure, Kali oder Ammoniak und Krystallisationswasser bestehendes Salz, welches in achteckigen Krystallen zum Vorschein kommt, und auf der Zunge einen süßlichen, stark zusammenziehenden Geschmack hat. Es giebt theils natürlichen Alaun, auch gediegenen genannt, welcher in Adern zwischen der Erde, sonderlich in Silbergruben, gefunden wird, theils künstlichen, auch gesottenen genannt. Er kommt aus Asien (besonders bei Smyrna), aus Spanien, aus England und Italien (letzterer unter dem Namen römischer Alaun bekannt, wo auch im J. 1458 die ersten Alaunsiedereien in Europa entstanden). Dieses Mineral ist von großer Wichtigkeit, besonders bei der Färberei, da es eine Beize abgiebt, ohne welche die Farben sich nicht auftragen lassen, oder wenigstens nicht Glanz, Schönheit noch Dauer haben würden. So wendet man es auch in der Gärberei, zu Glaubersalz und Salmiak, und zu Lackfarben an. Daher ist denn auch, weil die Quantität des natürlichen Alauns bei weitem nicht zureicht, des künstlichen, welcher aus Kies oder einer Alaunerde, Schiefer, kalkichtem Gestein, versteinertem Holz &c. auf den Alaunwerken zubereitet wird, weit mehr, und der Handel damit von Wichtigkeit. In Sachsen wurde schon 1331, bei Schwärz, unweit Düben, ein Alaunwerk von einem gewissen Lobezelter angelegt, das besonders seit 1696 ununterbrochen in Umtrieb erhalten worden ist. Jährlich werden hier 5000 bis 6000 Centner erzeugt.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminister und General der kaiserlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren. Unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch sehr jung, in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl V. commandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei der Expedition gegen Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin von Frankreich und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von seinen militärischen Talenten, und Carl V. selbst, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn nicht eines Obercommando's für fähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunst als Anerkennung seiner Talente. Diese Verachtung beleidigte seinen natürlichen Stolz, und gab seinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth sind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen Johann Friedrich, Churfürsten von Sachsen und Anführer der protestantischen Armeen. Der Churfürst wurde gefangen, und der Herzog von Alba, der im Kriegs-

rathe den Vorsitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiser, diese Strafe nicht zu mildern. Im J. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzosen und den Papst Paul IV., den unversöhnlichen Feind des Kaisers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, hob die Belagerung von Mailand auf, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papstes einen Aufstand erregt hatten, und befestigte daselbst das spanische Ansehen. Auch als Carl V. die Regierung seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er seinen Einfluß auf das Commando der Armeen. Er betrat den Kirchenstaat, machte sich zum Herren desselben, und vereitelte die Bemühungen der Franzosen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papste, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Aus Italien abgerufen, erschien er im J. 1559 am französischen Hofe, um sich Elisabeth, die Tochter Heinrichs II., für seinen Souverän antrauen zu lassen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, bestimmt war. Um diese Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beschränkt sahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, diese Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertraute ihm eine bedeutende Macht und unumschränkte Gewalt, um die Niederländer dem Despotismus und der Inquisition zu unterwerfen. Kaum war er im J. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an dessen Spitze er und sein Vertrauter, Juan de Vargas, stand. Ohne Unterschied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habsucht reizten. Gegenwärtigen und Anwesenden, Lebenden und Todten wurde der Prozeß gemacht und ihre Güter confiscirt. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther; viele Kaufleute und Fabricanten wanderten nach England aus; mehr als hunderttausend verließen ihr Vaterland; andere begaben sich unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, der von ihm für einen Staatsverbrecher erklärt wurde. Nur noch trotziger gemacht durch die Niederlage seines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ er die Grafen Egmont und Horn auf dem Blutgerüste sterben. Bedeckt mit dem Blute vieler Tausende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Nassau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollständigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einer bedeutenden Armee vor. Der junge Friedrich von Toledo sandte an seinen Vater, und ließ ihn beschwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von seinen Untergebenen blinden Gehorsam verlangte, ließ seinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen seiner Unerfahrenheit, aber er solle sich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde dem das Leben kosten, der eine ähnliche Botschaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde nach und nach besiegt, und genöthigt, sich nach Deutschland zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in diesem Feldzuge seinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grausamkeiten eben so sehr schändete; seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Der Papst übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Auszeichnung, die bisher nur Fürsten zu Theil geworden. Noch widerstanden Holland und Seeland seinen Waffen. Eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, ward vernichtet, und überall fand er Widerstand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, durch zu lange Abwesenheit die Gunst des Königs zu verlieren, bewogen ihn endlich, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern

gewährte sie ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. Im Monat December 1573 machte Alba eine Amnestie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requesens, und verließ ein Land, in dem er, wie er sich rühmte, 18,000 Menschen hinrichten lassen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Millionen Thaler, seine schönsten Truppen und am Ende sieben der reichsten niederländischen Provinzen kostete. Herzog Alba wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß einige Zeit sein altes Ansehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer seiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen, sie zu heirathen, verführt, und wurde deßwegen verhaftet; allein sein Vater unterstützte seine Entweichung und verheirathete ihn gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandten; er wurde deßwegen vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der sich zum König von Portugal hatte krönen lassen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne seine Zuflucht zu nehmen, auf dessen Talente und Treue er ein großes Vertrauen setzte. Alba nahm den Antrag, eine Armee nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Portugal seinem Souverän. Er bemächtigte sich der Schätze der Hauptstadt, und erlaubte seinen Soldaten, die Vorstädte und ihre Umgebungen mit der gewohnten Raubsucht und Grausamkeit zu plündern. Philipp darüber unwillig, wollte das Betragen seines Generals untersuchen lassen, den man überdies beschuldigte, daß er die Reichthümer der Überwundenen zu seinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung desselben verhinderten es. Der Herzog überlebte diese Ereignisse nicht lange, und starb den 21. Jan. 1582 in einem Alter von 74 Jahren. Was sein Äußeres betrifft, so hatte Alba eine stolze Haltung und Gang, ein edles Ansehen und einen starken Körper; er schlief wenig, arbeitete und schrieb viel. Man behauptet von ihm, daß während 60 Jahre in Kriegen gegen verschiedene Feinde er nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Sein Ruhm ist bleibend, nur hat er ihn sehr durch Übermuth, Härte und Grausamkeit geschändet.

Albalonga, eine alte und ansehnliche Stadt im Latium, erbaut von Ascanius, des Äneas Sohne, nach dessen Tode von Äneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Äneas, beherrscht, und als Vaterland des Romulus und Remus, die Stamm-Mutter Roms, unter dessen Oberherrschaft es durch die Besiegung der Curiatier durch die Horatier kam.

Albani (Francesco), ein berühmter Mahler, geboren zu Bologna 1578. Er besuchte zuerst die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetsten Schülern desselben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunst und Freundschaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwischen Beiden einige Ähnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er seinen Freund, so wie alle seine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Ansehung des Studiums weiblicher Gestalten über alle Mahler; ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beistimmen können. Die Compositionen, welche man am häufigsten von ihm sieht, sind die schlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa

auf dem Stiere. Meisterhaft ist auf allen seinen Gemählden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewässer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er sich darin zu oft. Biblische Gegenstände hat er weniger für seinen Pinsel gewählt. Die von ihm in dieser Gattung vorhandenen Gemählde zeichnen sich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommensten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er rivalisirte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftlosigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Gestalten keinen Adel zu geben verstehe. Darum vermied er aber auch alle Darstellungen, für welche Feuer, Enthusiasmus und Begeisterung gehörte, sorgfältig; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Mahler genannt. Allein die Beschränkung, in der er sich stets hielt, schadete ihm nach und nach, und war Ursach, daß er bereits seinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660 in einem hohen Alter starb. Er hat mehrere Schriften hinterlassen, die uns Malvasia aufbehalten hat.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher sie stammt, im 16. Jahrhunderte vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Beide haben der Kirche mehrere Cardinäle und einen Papst (Clemens XI.) gegeben, und sich um Kunst und Literatur vielfach verdient gemacht. Die Villa Albani ist reich an köstlichen Sammlungen.

Albanien, s. Osmanisches Reich und Arnauten.

Alberoni (Giulio), Cardinal und spanischer Staatsminister, war der Sohn eines Gärtners. Er wurde den 30. März 1664 zu Firenzola, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine seiner Bestimmung für den geistlichen Stand angemessene Erziehung. Er war zuerst Glöckner bei der Kathedralkirche zu Piacenza. Mit seltener Einsicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma sandte ihn nach Madrid, um dort als sein Agent zu residiren, und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Intriguen stieg er bis zum ersten Minister, wurde Cardinal, galt in Spanien alles seit 1715, und strebte, ihm seinen alten Glanz wiederzugeben. Er schaffte Mißbräuche ab, schuf eine Marine, organisirte die spanische Armee wie die französische, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es seit Philipp II. gewesen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorne Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der spanischen Verbindung entsagte, um sich mit England zu vereinigen, änderte er sein System nicht. Der stolze Prälat warf vielmehr seine bisherige Maske ab, griff den Kaiser an, und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländischen Meere vernichtete eine englische Flotte die Escadre Philipps V. Nun dachte er selbst, einen Landkrieg zu erregen, suchte dafür Peter den Großen und Carl XII. mit sich zu verbinden, Österreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe festnehmen zu lassen. Allein der Plan wurde entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und setzte in einem Manifest die Ränke des italienischen Cardinals aus einander. Eine französische Armee brach in Spanien ein, und obgleich

Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen suchte, so verlor doch der König den Muth und machte Frieden, dessen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlassen. Er bekam daher am 20. December 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte preisgegeben, deren Haß er sich zugezogen hatte, und sahe kein Land, wo er sich aufhalten konnte. Selbst nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als sein Wagen angefallen, einer seiner Bedienten getödtet wurde, und er selbst, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetzen mußte. Lange irrte er unter einem fremden Namen umher. Im genuesischen Gebiete wurde er, auf Ansuchen des Papstes und des Königs von Spanien, festgesetzt; doch gaben ihm die Genueser bald seine Freiheit wieder. Der Tod des Papstes Clemens XI. machte endlich dieser langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papst Innocenz XIII. setzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein. Er starb am 26. Jun. 1752 in einem Alter von 87 Jahren.

Albert oder **Albrecht**, mit dem Beinamen **der Große** (Albertus magnus, auch Albertus Theutonicus, Albertus Grotus), Bischof zu Regensburg, ein in dem dunkeln dreizehnten Jahrhundert mit Auszeichnung hervorragender Mann, der außer seiner theologischen Gelehrsamkeit für sein Zeitalter sehr viele Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Naturgeschichte besaß, so daß ihn seine Zeitgenossen sogar für einen Zauberer hielten. Er war 1193 (nach Andern 1205) zu Lauingen in Schwaben, in der gräflichen Familie Bollstädt, geboren, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provinzial seines Ordens, und erhielt 1260 vom Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein schon nach zwei Jahren ging er freiwillig in sein Kloster nach Cöln zurück, lebte dort blos für die Wissenschaften, und arbeitete bis an seinen Tod (1280) viele Schriften aus, von denen ein großer Theil noch im J. 1651 in 21 Foliobänden zusammengedruckt wurde, und die, wenn sie auch jetzt vergessen sind, bei Vergleichung mit den Schriften seiner Zeitgenossen, am besten beweisen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in seinem Zeitalter mit Recht verdient habe. Sie verbreiten sich über alle Theile der scholastischen Philosophie. Um ihn näher kennen zu lernen, verweisen wir auf Buhle's Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und vornehmlich auf Tiedemanns Geschichte der speculativen Philosophie.

Albigenser, **Albienser** ist ein Ketzername, der keine bestimmte Secte, sondern mehrere in der Widersetzlichkeit gegen die römische Hierarchie und in dem Bestreben, die Einfalt des Urchristenthums wiederherzustellen, übereinstimmende Ketzerhaufen, besonders **Katharer** und **Waldenser** (s. d. Art.) bezeichnet, die sich gegen das Ende des 12. Jahrh. im südlichen Frankreich um Toulouse und Albi sehr vermehrt hatten, und nach der Landschaft **Albigeois** (Gebiet von Albi), wo das vom Papst Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer sie 1209 angriff, von den Kreuzsoldaten **Albigenser** genannt wurden. Dieser Krieg, dessen Veranlassung die Rache der Kirche wegen der an dem mit Ausrottung dieser Ketzer beschäftigt gewesenen päpstlichen Legaten und Inquisitor, Peter von Castelnau, 1208 im Gebiete des Grafen **Raymund** VI. von Toulouse verübten Mordthat war, hat schon als der erste, den die römische Kirche

gegen Ketzer in ihrem Schooße führen ließ, bedeutendes Interesse; er wurde aber auch mit einer Grausamkeit und Vertilgungswuth geführt, die den Geist der damaligen römischen Klerisei um so mehr in Schatten stellt, je deutlicher dabei die wahre Absicht, den wegen seiner Toleranz gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouse um seine Länder zu bringen, an den Tag kam. Vergebens hatte dieser mächtige Regent von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geißelung gelitten und mit großen Opfern die päpstliche Absolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux und Milo, nahmen Beziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen alle Einwohner (bei 60,000) ohne Unterschied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leicester, der das Kreuzheer unter den Legaten commandirte, mit andern Orten im Gebiet Raymunds und seiner Bundesgenossen, unter denen Roger von Beziers im Gefängniß und der König Peter I. von Aragonien 1213 in einem Gefecht vor Muret umkam. Die eroberten Lande schenkte die Kirche dem Grafen von Montfort zur Belohnung seiner Dienste, welchen jedoch das wechselnde Kriegsglück nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kommen ließ, und 1218 bei der Belagerung von Toulouse ein Steinwurf tödtete. Seinen Sohn Amalrich bestimmten die Legaten, seine Ansprüche der Krone Frankreich zu überlassen; der päpstliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortsetzten, und auch nachdem Raymund IV. 1222 im Bann der Kirche gestorben war, mußte sein Sohn Raymund VII. trotz seiner Willigkeit zu jeder Buße, das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der sich 1226 in einem Feldzuge gegen die Ketzer den Tod holte, bis 1229 vertheidigen. Nachdem Hunderttausende von beiden Seiten gefallen und die schönsten Gegenden in der Provence und Oberlanguedoc verwüstet worden waren, kam es in diesem Jahre zu einem Frieden, worin Raymund die Absolution vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldsummen erkaufen, Narbonne mit mehreren Herrschaften an Ludwig IX. überlassen und seinen Eidam, einen Bruder Ludwigs, zum Erben des Restes seiner Lande einsetzen mußte. So ließ der Papst diese Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn desto fester an seinen Stuhl zu ketten und zur Aufnahme seiner Inquisitoren zu nöthigen. Denn nun wurden die Ketzer dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquisition ohne Rettung preisgegeben und diese beiden neuen Stützen, die sich die Hierarchie während des Krieges errichtet hatte (s. d. Art. Dominicus Gusmann und Inquisition), brauchten nun ihre ganze Kraft, um die Reste der Albigenser auf ihre Scheiterhaufen zu bringen und auch den Bekehrten durch schwere Geld- und Leibesstrafen den unversöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar zu machen. Doch verschwand seit der Mitte des 13. Jahrh. nur der Name der Albigenser, Flüchtlinge von ihrer Partei bildeten in den Gebirgen Piemonts und der Lombardei die sogenannte französische Kirche und ihr Separatismus erbte sich durch die Waldenser bis in die Zeiten des Hussitenkrieges und der Reformation fort. E.

Albini (Franz Joseph, Freiherr von), ein berühmter Staatsmann unserer Zeiten. Nach vollendeten juristischen Studien zu Pont à Mousson, Dillingen und Würzburg, und zweijähriger Praxis am Reichshofrath zu Wien, trat er als Hof- und Regierungsrath des Fürstbischofs von Würzburg in die politische Laufbahn. Schon im J.

1774 ward er Kammergerichtsassessor und 1787 wählte ihn der Churfürst von Mainz, Friedrich Carl, zum geheimen Reichsreferendar, wodurch er mit Kaiser Joseph II. in unmittelbare Geschäftsberührung kam, der ihn mit seinem Vertrauen und seiner Freundschaft beehrte und ihn 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehrere deutsche Höfe sandte. Nach Josephs Tode rief ihn der Churfürst von Mainz zu sich nach Aschaffenburg und sandte ihn nach Frankfurt zum Wahlconvent. Bald nach Leopolds II. Thronbesteigung legte Albini sein Reichsreferendariat nieder und trat als Hofkanzler und Minister in churmainzische Staatsdienste. Seine Verwaltung im Innern und Äußern war von den wohlthätigsten Folgen für den Staat; leider wurden sie durch den ausgebrochenen Krieg gestört. Albini entwickelte hiebei eine doppelte Thätigkeit. Er war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzosen den 21. Aug. 1792 und wohnte der Zusammenkunft bei, in welcher die Gouvernementschefs die Capitulation abschlossen. Der Churfürst beauftragte ihn, in seinem Namen dem Friedenscongresse zu Rastadt 1797 beizuwohnen. Albini stellte sich 1799 an die Spitze des Mainzer Landsturms. Nach mehreren Scharmützeln, in welchen er einige Vortheile behauptete, zog er sich nach Seligenstadt zurück. Er nahm hierauf sein Hauptquartier in Aschaffenburg, von wo aus er in englische Dienste gehen wollte. Im Sept. 1801 empfing er von dem Churfürsten einen reich besetzten Säbel, auf dessen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joseph seinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof." Im J. 1802 stand er als churmainzischer Director bei der Reichsdeputation in Regensburg. Während dessen starb am 25. Jul. 1802 der Churfürst, und Albini nahm sogleich dem Militär den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und foderte die Landescollegia auf, ihm hold und gehorsam zu seyn. Alle wichtigen Geschäfte des churerzkanzlerischen Staates gingen wie bisher durch seine Hand, und er genoß das volle Vertrauen des Churfürsten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheinbunde seinen Länderbesitz beträchtlich erweitert sah, vermehrte sich auch der Wirkungskreis des Ministers. In den kritischen Verhältnissen, welche eintraten und bei den dadurch nöthig gemachten Anstrengungen und Reformen bewährte er stets seinen rechtlichen, humanen deutschen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung seines Werthes dadurch, daß sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialconseil des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in österreichische Dienste, und erhielt vom Kaiser die Stelle eines bevollmächtigten Ministers am Bundestage. Aber noch ehe er sie angetreten hatte, starb er am 9 Januar 1816 zu Dieburg an Entkräftung. (Eine ausführlichere biographische Skizze findet man in den Zeitgenossen, Band III. Stück 2.)

Albino, s. Kakerlaken.

Albinus (Bernhard Siegfried), ursprünglich **Weiß**, einer der größten Anatomen, den die Arzneikunde nennt, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren und starb 1770 zu Leyden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von seinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Professoren der Leydener Schule, Rau, Bidloo, Boerhave, ging er 1718 nach Frankreich, wo er mit Winslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jene der Anatomie, ihrer Lieblings-

wissenschaft, so nützliche Correspondenz unterhielt. Er war einer der ersten, welche den Impuls aufnahmen, den damals das System Boerhave's der Anatomie dadurch gab, daß es die Phänomene der thierischen Ökonomie nicht chemisch, sondern mechanisch erklärte und folglich ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Structur nothwendig machte; denn die geringste Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verschiedenheiten in der Wirksamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies System, alles, was Vesal, Fallopia, Eustachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu beschreiben. Albinus arbeitete in diesem Sinne; man verdankt ihm die genauesten anatomischen Beschreibungen und Kupfer, besonders von den Muskeln und Knochen. Im J. 1720 wurde er an Rau's Stelle Professor der Anatomie und Chirurgie in Leyden, und als solcher schrieb er nach und nach seinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, sein Werk De ossibus corporis humani, seine Historia musculorum hominis und verschiedene andere Werke, die in der Geschichte der Wissenschaften stets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verschiedene Schriften von Harvey, Vesal, Fabricio d'Aquapendente und Eustachi heraus. — Sein Bruder Christian Bernhard, Professor zu Utrecht, zeichnetete sich in derselben Wissenschaft aus, und ist ebenfalls ein schätzbarer anatomischer Schriftsteller. Er starb zu Utrecht im J. 1752, 56 Jahre alt.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem sie die Britannia minor oder das heutige Irland unterschieden. Sprengel, in der allgemeinen Geschichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine ursprünglich gallische Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des schottischen Hochlandes in der Sprache der Hochländer für einerlei. Es scheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu sein, welches ein Felsengebirge bedeutet, weil die Küste von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felsen erscheint.

Alboin, König der Longobarden, folgte seinem Vater Audoin im Jahr 561. Er herrschte in Noricum und Pannonien, während Cunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrschte und Bajan oder Cagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narses, Justinians Feldherr, suchte sein Bündniß und erhielt von ihm Beistand im Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboin die Gepiden und erlegte in einer großen für ihn siegreichen Schlacht (566) ihren König Cunimund mit eigner Hand. Dieser Sieg erwarb Alboin einen großen Ruf. Nach dem Tode seiner Gemahlin Clodoswinda vermählte er sich mit Rosamunda, Cunimunds Tochter, welche sich unter den Gefangenen befand, jetzt versammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narses, der dem Justinian Italien unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbaren Hof, in Alboin einen Rächer suchte, ihm die Hand bot. Alboin machte von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte in Italien, indem er keinen weitern Widerstand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenstellte. Pavia fiel erst nach einer dreijährigen Belagerung in seine Hände. Alboin hatte jedoch nur 3½ Jahr in Italien regiert, als er durch einen von seiner Gemahlin Rosamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Den Haß und

die Rache derselben hatte er dadurch auf sich gezogen, daß er einst im Rausche eines Festes ihr ein aus dem Schädel ihres Vaters zubereitetes Geschirr mit Wein gesandt und sie (nach seinen Worten) genöthigt hatte, mit ihrem Vater zu trinken. Die näheren Umstände dieser Begebenheit findet man in Alfieri's Tragödie Rosmunda und in Fouqué's Alboïn angegeben.

Albrecht I., Herzog von Österreich und nachmals deutscher Kaiser, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, der sich aus einem schwäbischen Edelmann zur römischen Kaiserwürde emporgeschwungen, und kurz vor seinem Tode versucht hatte, die Krone auf das Haupt seines Sohnes Albrecht zu setzen. Aber die Churfürsten, seiner Gewalt müde, und durch die Schwäche seines Alters muthig gemacht, hatten sein Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römischen Königs auf unbestimmte Zeit verschoben. Nach dem Tode Rudolphs sah Albrecht, der nur die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, seine Erbstaaten Österreich und Steiermark gegen sich aufstehen. Diesen durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr aber erstickte er mit kräftigem Arm, und zwang die Insurgenten, mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor ihm zu erscheinen, und ihm die Urkunden ihrer Privilegien zu übergeben, die er vor ihren Augen vernichtete. Dieser Erfolg vermehrte seine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger sein, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Aber eben dieser Gewaltschritt bewog die Churfürsten, nicht ihn, sondern Adolph von Nassau zum Kaiser zu erwählen. Gegen ihn in der Schweiz ausgebrochene Unruhen, und eine gefährliche Krankheit, die ihm ein Auge raubte, bestimmten ihn, für den Augenblick zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen Kaiser den Eid für seine Lehen. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als er in neue Streitigkeiten mit seinen Völkern in Österreich und Steiermark gerieth, besonders aber mit dem Bischof von Salzburg, der auf das Gerücht von seinem Tode einen Einfall in seine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. Albrecht suchte diese Umstimmung der Gemüther zu seinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürsten in dem Grade zu täuschen, daß sie, als sie im Jahre 1298 Adolph auf dem Reichstage absetzten, ihn zum Kaiser erwählten. Um jedoch diesen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gellheim, zwischen Worms und Speier, auf einander. Albrecht zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihm mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen persönlich auf einander. „Du verlierst Kron und Leben," rief dieser seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!" antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolph sank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Siegreich und allmächtig sah nun Albrecht keine Scheidewand mehr zwischen sich und der höchsten Gewalt, nach der er strebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall sei, sich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er voraussah, aufs neue gewählt. Seine Krönung geschah zu Aachen im August 1298, seinen ersten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der

äußersten Pracht. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran, Bonifaz VIII., dieser herrschsüchtige Priester, trieb seine Anmaßungen so weit, daß er den Churfürsten das Recht absprach, die Kaiserwürde zu vergeben, indem er den Papst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Dem zufolge lud er Albrecht vor sich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband sie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbischof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband sich mit dem Papst. Albrecht vereinigte indeß seine Hülfsquellen mit Geschicklichkeit. Er verband sich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Churfürstenthum Mainz dessen Fürsten, nicht nur das Bündniß mit dem Papst zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erschreckt durch diesen schnellen Erfolg, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchen dieser aufs neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Albrecht brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum eine Cession der Päpste an die Kaiser sei, und daß das Wahlrecht der Churfürsten sich von dem heiligen Stuhle herschreibe; er versprach mit einem Eide, die Rechte des römischen Hofes auf des Papstes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Philipp wußte jedoch den Papst zu züchtigen. Es würde unmöglich sein, hier alle die ungerechten Kriege anzuführen, welche Albrecht führte. Die wichtigsten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden sie unglücklich von ihm geführt. Eben beschäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 13. Januar 1308 war die Revolution in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. Albrecht hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, er hatte sie gewünscht, um einen Vorwand zu haben, sich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch er sollte den seinen Erwartungen ganz entgegengesetzten Ausgang dieses Kampfes nicht sehen. Durch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, das seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Seines jüngern Bruders Rudolph Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe, aber vergebens hatte dieser das Land zu wiederholtenmalen gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Foderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und sprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir.“ Die Folge dieses Übermuths war, daß Johann sich mit seinem Lehrer und Führer, Walther von Eschenbach, und drei Freunden, Rudolph von der Wart, Rudolph von Palm und Konrad von Tegelfeld, gegen Albrechts Leben verschwor. Den Augenblick, wo der Kaiser auf einem Ritt nach Rheinfeld durch die Reuß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verschwornen und stießen ihn vom Pferde. So, in den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin verblutend, endete am 1. Mai 1308 dieser herrschsüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende, despotische Albrecht, dem Geld und Waffen Alles

galten, weil er von edlern Grundsätzen der Menschenbeherrschung keinen Begriff hatte, und dessen charakteristische Eigenschaften eine unveränderte Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der gesetzlichen Schranken seiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeist, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit am Priesterstand liebte, und eine solche Selbstbeherrschung waren, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüth seine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht beugte, und nie der Wollust Gewalt über sich ließ. Wie grausam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, ist unter Johannes Parricida erzählt.

Albrecht II., Herzog von Österreich, der Sohn Kaiser Albrechts I., war noch minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Seine Brüder starben nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit seinem Bruder Otto. So lange dieser lebte, beschäftigte er sich wenig mit der Regierung; aber auch Otto starb bald und er blieb allein von seiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in seinem 32. Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom persönlichen Kriegführen abhielt; er ließ sich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Österreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Er starb, von Kummer verzehrt, am 16. August 1358, in seinem sechzigsten Lebensjahre. Er war thätig, kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, klug, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. Albrecht gab zuerst die Verordnung: es sollen die Erbstaaten des Hauses Österreich nicht mehr unter die einzelnen Glieder vertheilt werden, sondern jedesmal dem ältesten angehören. Zwar wurde sie nach seinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian ist sie erneuert und seitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. 1729 zu Kloster Neuburg, trat den 3. Febr. 1736, als Discantist in das Capitel dieser Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Composition unter dem Hoforganisten Monn, und würde in der Folge selbst als Organist in Raab und nachher in Maria-Taferl angestellt. Dann war er zwölf Jahre Organist zu Mölk, bis er im J. 1772 zum Hoforganisten und Mitglied der musikalischen Akademie in Wien ernannt wurde. Endlich im J. 1798 wurde er Capellmeister der Stephanskirche und im J. 1793 Mitglied der Musikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrtesten Contrapunctisten der neuern Zeit; unter seinen Schülern ist auch von Beekhosen. Er starb den 7. März 1803. Seine trefflichen Compositionen, Kirchenmusiken und Concerte, so weit sie gedruckt sind, werden, wie seine gründliche Anweisung zur Composition, von den Kennern und Liebhabern sehr geschätzt.

Albuera (Schlacht an der), am 16. Mai 1811. Marschall Beresford belagerte seit dem 8. Mai Badajoz mit so geringen Mit-

ten, besonders an Material, daß die Eroberung des Platzes sehr zweifelhaft ward; die ganze Belagerung ward am 14. aufgehoben, als die Nachricht einging, Soult, zum Ersatz anrückend, sei bereits bis Llerena vorgedrungen, das verbündete Heer rückte demnach an jenem Tage bis Valverde und am folgenden in die Position hinter dem Bache Albuera; es bestand aus zwei englischen, einer portugiesischen Division, 17,000 Spaniern, zusammen 27,000 Mann mit 32 Geschützen und weniger Reiterei; die feindliche Armee zählte 20,000 Mann Infanterie, 3000 M. Cavallerie, 40 Geschütze. Die Stellung der Verbündeten war auf den am linken Ufer der Albuera sanft abfallenden Höhen so, daß der linke Flügel das mit einer leichten Brigade besetzte Dorf gleiches Namens vor sich hatte und dadurch gedeckt war, der rechte dagegen ungedeckt auf dem Höhenzuge stand und durch einen unbesetzt gebliebenen Grund umgangen werden konnte. die Spanier bildeten, von der Cavallerie unterstützt, in zwei Treffen formirt, den rechten, die portugiesische Division den linken Flügel, im Centrum war eine englische Division (die 2.), die andere (die 4.), nebst einer portugiesischen Brigade, hinter ihr als zweites Treffen. Das Terrain jenseit des Baches war dem Dorfe gegenüber flach, weiterhin durch waldige Höhen, die oberhalb des rechten Flügels der Verbündeten an die Albuera stießen, verdeckt. Hier nahm Soult am 15. seine Stellung. Am 16. früh 8 Uhr machte eine starke französische Abtheilung Bewegungen gegen das Dorf, um die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu ziehen, während das Hauptcorps, durch die erwähnten waldigen Höhen gedeckt, weiter oben über die Albuera ging, und die auf dem rechten Flügel unbesetzt gebliebenen Puncte nahm. Marschall Beresford gab demselben zwar sogleich eine angemessene Stellung, er ward indeß, ungeachtet des tapfern Widerstandes der Spanier, schnell genug über den Haufen geworfen, und der Feind begann, sich auf den dominirenden Höhen zu entwickeln. Die 2. englische Division ward ihm entgegen gesendet, und deren leichte Brigade begann den Angriff, aber beim Deployiren von polnischen Ulanen in Flanke und Rücken genommen, ward sie fast ganz aufgerieben oder gefangen; die Schlacht schien verloren, und das Dorf Albuera ward geräumt. Allein der Rest der 2. und ein Theil der 4. englischen Division, jenes Unfalls ungeachtet, entschlossen vorrückend, warfen den Feind nicht ohne eigenen bedeutenden Verlust von den entscheidenden Höhen wieder herab, und derselbe ging, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich wieder zu sammeln, unter dem Schutze seiner Cavallerie in seine vorige Stellung zurück, wo er den 18. blieb, sich begnügend, eine Division in die Ebene vorzuschieben und die Brücke am Dorfe besetzt zu halten. Sein Verlust betrug 8000 Todte und Blessirte, der der Engländer 4570 Todte, Verwundete und Gefangene, die Spanier hatten 2000 M., die Portugiesen fast gar nichts verloren, da sie nicht zum Gefecht kamen. Soult zog sich in der Nacht zum 18. gegen Sevilla zurück, gegen Badajoz ward am folgenden Tage von den Verbündeten wieder detachirt.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugiesische Mars, war zu Lissabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Königen ableitete. Heroismus, Entdeckungen und Eroberungen zeichneten in diesem Zeitalter seine Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrika's hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen, sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. **Albuquerque**, zum Vicekönig der neuen Besitzungen ernannt,

langte daselbst am 26. Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der Küste Malabar, das er zum Mittelpunct der portugiesischen Macht und des Handels in Asien machte, unterwarf sich dann ganz Malabar, Ceylon, die sundischen Inseln und die Halbinsel Malacca. Im J. 1517 bemächtigte er sich der Insel Ormus, am Eingange des persischen Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Gesandten Kugel und Säbel vor, und sagte: das ist die Münze, mit der Portugal seinen Tribut zahlt. Der portugiesische Name stand durch ihn bei allen Völkern und Fürsten in hohem Ansehn, und mehrere der mächtigsten, namentlich die Könige von Siam und Pegu, warben um seine Freundschaft und seinen Schutz. Alle seine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er befestigte den Sitz der Colonien immer mehr, hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Indier, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfahrteten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieser sandte den Lopes Soarez, einen persönlichen Feind Albuquerque's, um seine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er diesen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe nur seinen einzigen Sohn, und starb einige Tage darauf in Goa im J. 1515. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob seinen Sohn zu den ersten Würden des Reichs.

Alcalde ist der Name einer obrigkeitlichen Person in den kleinen spanischen Städten, der sowohl die Verwaltung der Justiz als der Polizei anvertraut ist.

Alcäus blühte auf Lesbos in der 44. Olympiade (604 Jahre vor unserer Zeitrechnung), und war ein Zeitgenosse und Landsmann der berühmten Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und stürmischem Charakter, und schien sich ganz dem Kriegsdienste zu widmen. Als er aber unter dem Pittakus gegen die Athenienser mit zu Felde zog, und nach seinem eignen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er seine Waffen von sich und suchte sich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, seiner Vaterstadt, rissen zu seiner Zeit mehrere die Oberherrschaft an sich. Alcäus, der selbst von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu streben, verfolgte Einige, namentlich den Pittacus, mit den bittersten Gedichten; (daher Horaz: Alcaei minaces camoenae). Pittakus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, und fiel seinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrscherplanen entsagt hatte, tröstete er sich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er dichtete Hymnen, Oden, Epigramme, und verband in denselben Sanftmuth mit Stärke, Reichthum mit Bestimmtheit und Deutlichkeit, und man sahe, nach Quintilians Urtheile, selbst in seinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geist. Er ist der Erfinder des Sylbenmaßes, welches nach ihm das Alcäische genannt wird, und unter den lyrischen Sylbenmaßen eins der schönsten und wohlklingendsten ist: daher es auch von Horaz, dem Nachahmer des Alcäus, in vielen Oden angewandt worden

ist. Es ist auf folgende Weise construirt:

⏓ — ∪ — ⏓, — ∪∪ — ∪ ⏓
— — ∪ — —, ⏓ ∪∪ — ∪ ⏓
⏓ — ∪ — ∪ — ∪ — ⏓
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ⏓

Wir müssen es als einen bedeutenden Verlust ansehen, daß, bis auf einige Bruchstücke, sämmtliche Gedichte dieses großen Lyrikers für uns verloren gegangen sind.

Alceste, die Tochter des **Pelias** und Gemahlin **Admets**, Königs von Thessalonien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausspruch des Orakels, nicht anders sein Leben fristen, als wenn jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihte. **Alceste** weihte sich insgeheim den Göttern; sie ward krank, und **Admet** genas. Als sie verschieden war, besuchte den **Admet Herkules**, den die Bande der Gastfreundschaft an ihn knüpften. **Herkules** versprach seinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt sein Wort. Er faßte den Tod mit starken Armen und hielt ihn fest, bis er **Alcesten** zurück gab.

Alchymie, die Kunst, mittelst geheimnißvoller chymischer Arbeiten unedle oder geringere Metalle in edlere, Blei oder Zinn in Silber, Silber oder Quecksilber in Gold zu verwandeln. Der Ursprung der Alchymie verliert sich in die Dunkelheit der fabelreichen ältesten Zeit. Wahrscheinlich ist es, daß unter den ältesten Völkern Menschen bei den Versuchen, Metalle zu schmelzen, aufmerksam auf die sich zeigenden Erscheinungen gewesen sind, und da sie bemerkten, daß von Zusammensetzungen verschiedener Metalle ganz anders gefärbte Massen erschienen, z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Composition, so entstand wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, daraus entstand die Begierde nach Gold und Silber; und um so mehr wurde dadurch der Kunst nachgejagt, diese seltnern edlen Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedlen zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menschen heimsuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten, ein Mittel, welches zugleich die Beschwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden; und beide Ideen vereinigten sich, das hohe Ziel der Anstrengungen und Versuche verschiedener Menschen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Allegorien ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten sie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urstoff aller Materie in sich enthielt, das die Macht hätte, alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dies allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis philosophorum, so wie die angeblichen Besitzer desselben **Adepten** genannt. Je weniger die Alchymisten selbst deutliche Begriffe von ihren Arbeiten, von den dabei sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in mysteriösen Bildern und geheimnißvollen Allegorien sich auszudrücken. Späterhin wurde diese mysteriöse Sprache auch deßwegen von den Alchymisten fortgesetzt, um ihre Geheimnisse vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Ägypten war in

den allerältesten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chymischer, magischer und alchymistischer Wissenschaft herrühren sollen, die jedoch aus späterer Zeit sind (s. Hermes Trismegistus). Daher wurde die chymische und alchymische Kunst auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, das die alten Ägyptier viele und besondere chymische und metallurgische Kenntnisse besaßen, obgleich der Ursprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu suchen ist. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptischen Schriften kundig und in ihre chymischen Kenntnisse eingeweiht. In der Folge verbreitete sich auch unter den Römern die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien, und besonders zur Alchymie. Als unter den römischen Tyrannen echte Wissenschaften verfolgt wurden, erhob sich um so mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verschwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunst, welche ihnen dieses unmittelbar und in der größten Menge verhieß. Schon Caligula stellte vergebliche Versuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptische Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In diesem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt; und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums überschrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, besonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptischen, alexandrinischen Mönchen und sophistischen Eremiten aufgesetzt waren, und welche, wie die Tabula smaragdina, in Allegorien und mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen zeigten. Späterhin kam die Chymie und Alchymie bei den Arabern sehr in Aufnahme. Im 8. Jahrh. lebte der erste Chymiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in dessen Werke von der Alchymie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten sich die Mönche in den Klöstern sehr häufig der Alchymie, obgleich späterhin sie von den Päpsten verboten wurde. Allein unter diesen selbst gab es einen Johann XXII., der, so wie mehrere andere vornehme Geistliche, an der Alchymie Geschmack fand. Im 4. Jahrh. war Lull einer der berühmtesten Alchymisten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt, woraus die ersten Rosenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelsus (1525) gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymisten; ferner Roger Bacon, Basilius Valentinus, und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chymie und Philosophie anfingen, ihre Grundsätze zu verbreiten, und mehreren Aufschluß über die Erscheinungen bei chymischen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymistischen Träumereien allmählig ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, selbst Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wissen, bei dem J. Kunkel von Löwenstern war. Wenn wir über die Alchymie ein unparteiisches Urtheil fällen wollen, so dürfen wir zuvörderst die Verdienste derselben nicht vergessen, welche sie um die Chymie und selbst um die Heilkunst gehabt hat. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chymie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Ursprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unablässigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymisten, z. B. die Erfindung mehrerer Quecksilberpräparate, des Mi-

Corallkermes, des Porzellans u. a. m. Über die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden. Zwar hat die neuere Chymie darüber abgesprochen, und, indem sie die Metalle unter die einfachen Urstoffe setzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meisten Erzählungen von wirklich geschehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, obgleich manche unter Umständen und mit Aufführung von Zeugen begleitet sind, welche sie wahrscheinlich machen. Indessen da der menschliche Forschungsgeist nicht stille steht; da in der Chymie selbst immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle schon selbst nicht von allen Chymikern als einfache, sondern als zusammengesetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelst der Galvanischen Batterie selbst das Kali in ein metallähnliches Product verwandelt hat: so muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Substanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, an seinen Ort gestellt sein lassen. Auch darf man nicht alle Alchymisten als Betrüger ansehen. Viele arbeiteten in wirklicher Überzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymisten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieser Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theosophen und Schwärmer allerlei Art, sogenannte Magier, unwissende Menschen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chymische Kenntnisse, sich auf Alchymie legten, verunstalteten die chymischen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habsucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unsern Tagen, der, ohne gründliche chemische Kenntnisse zu besitzen, von alten alchymistischen Büchern, die er nicht verstand, zu langwierigen alchymistischen Arbeiten, zu Verschwendung großer Geldsummen und Vernachlässigung seiner Berufsarbeit verleitet wurde, hat dadurch seinen Ruin herbeigeführt. Bis jetzt ist die Chymie noch nicht dahin gelangt, nach sichern Principien die Entstehung der Metalle nach ihren einfachen Stoffen, die Gesetze, nach welchen die Natur sie hervorbringt, ihr Wachsthum und ihre Veredlung einzusehen, und diesen Prozeß der Natur zu begünstigen oder nachzuahmen; folglich ist bis jetzt jede Arbeit der Alchymisten, das Suchen nach dem Stein der Weisen, ein Herumtappen im Finstern, und sie sind von Unwissenheit, Täuschung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem sie sich nicht herauszufinden wissen. H.

Alcibiades. Dieser berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82. Olympiade (gegen das J. 450 v. Chr.) geboren. Als Kind verlor er seinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward darauf in dem Hause des Perikles, seines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieser war zu sehr mit den Angelegenheiten des Staats beschäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit seines Charakters erfoderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einst sein werde. Einst würfelte er mit einigen Altersgenossen auf der Gasse; ein Wagen kam dazu; er bittet den Fuhrmann zu halten, und da dieser sich weigert, wirft er sich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth hast." Einst war er in einem Zweikampf mit einem andern Knaben nahe daran zu unterliegen, und biß denselben in die Hand. „Du

beißest wie ein Weib," ruft dieser. „Nein, wie ein Löwe," antwortete Alcibiades. In allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück. Seine Schönheit, seine Geburt, das Ansehen des Perikles, seines Vormundes, verschafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern; nachtheilige Gerüchte über seine Sitten waren die Folge davon. Auch Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft und hoffte, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unläugbar eine große Gewalt über ihn, und aus allen Zerstreuungen kehrte Alcibiades stets zu dem Philosophen zurück. Die ersten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidäa; er wurde hier verwundet, und Sokrates, der an seiner Seite focht, vertheidigte ihn und führte ihn zurück. Auch der Schlacht von Delium wohnte er bei; er befand sich unter der Reiterei, welche siegreich war. Nachdem aber das Fußvolk geschlagen worden, ward er genöthigt, wie die übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derselben dem Sokrates, welcher sich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für seine Sicherheit. So lange Kleon lebte, machte sich Alcibiades nur durch Luxus und Verschwendung bekannt, ohne sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen. Als dieser Demagog (im J. 422 v. Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frieden auf funfzig Jahre zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern abgeschlossen wurde. Alcibiades ward eifersüchtig auf des Nicias Ansehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gastfreundschaftlicher Verbindung stand, sich nicht an ihn gewandt hatten, und benutzte einige zwischen beiden Nationen entstandene Mißhelligkeiten, um einen Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Gesandte nach Athen geschickt. Alcibiades nahm sie mit scheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienser ihnen keine Gesetze vorschrieben. Jene ließen sich wirklich täuschen und erklärten, als sie in die Volksversammlung berufen waren, daß sie sich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat Alcibiades gegen sie auf, warf ihnen ihre Treulosigkeit vor, und bewog die Athenienser zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte einen Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte bei verschiedenen Gelegenheiten die atheniensischen Flotten, welche den Peloponnes verwüsteten; aber auch hier entsagte er dem Luxus und der Üppigkeit nicht. Nach seiner Rückkehr nach Athen ergab er sich allen Arten von Ausschweifungen. Als er einst von einer nächtlichen Orgie in Gesellschaft einiger Freunde zurückkehrte; wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wolle, und wirklich gab er sie ihm. Diese Handlung machte großes Aufsehen in der Stadt; Alcibiades aber ging zu dem Beleidigten hin, warf sein Oberkleid ab und foderte ihn auf, sich durch Ruthenstreiche an ihm zu rächen. Diese offene Reue versöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, sondern gab ihm in der Folge sogar seine Tochter Hipparete mit einer Aussteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entsagte aber auch jetzt weder seinem Leichtsinn, noch seiner Verschwendung. Diese zeigte er besonders auch bei den olympischen Spielen, wo er nicht, wie andere Reiche, mit einem, sondern mit sieben Wagen zugleich in die die Rennbahn trat und die drei ersten Preise gewann. Auch in den pythischen und nemäischen Spielen scheint er gesiegt zu haben. Alles dies zog ihm aber den Haß vieler seiner Mitbürger zu, und er würde dem Ostracismus (s. d.) unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäar, die ein gleiches Schicksal fürch-

teten, so geschickte Maßregeln zu nehmen gewußt, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu stürzen geglaubt hatte. Bald darauf beschlossen die Athenienser, auf Alcibiades Vorschlag, eine Unternehmung auf Sicilien zu machen, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß einst in einer Nacht alle Hermen verstümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage bis nach seiner Rückkehr aus Sicilien. Kaum aber hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß der Beschluß gefaßt wurde, ihn zurückzurufen, um ihn zu richten. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rückkehr empfing. Er gehorchte ohne Widerstand und schiffte sich ein; als er zu Thurium angekommen war, stieg er ans Land und verbarg sich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, hast du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde," antwortete er, „meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft, denn sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt eines weißen nehmen." In Athen verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber sagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Atheniensern zeigen, daß ich noch lebe." Zunächst ging er nach Argos, dann nach Sparta, wo er sich mit so gewandter Art in die strengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perserkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der atheniensischen Unternehmung auf Sicilien, zur Unterstützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin, brachte bei seiner Ankunft in Kleinasien ganz Jonien gegen die Athenienser in Aufstand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmsten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherren in Asien, ihn umbringen zu lassen. Alcibiades errieth ihren Plan und ging zu Tissaphernes, einem persischen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich zu handeln. Hier änderte er seine Sitten, stürzte sich in den asiatischen Luxus, und wußte sich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacedämoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, seinem Vaterlande zu dienen, und stellte dem Tissaphernes vor, daß es dem Interesse des großen Königs entgegen sei; die Athenienser ganz zu entkräften; man müsse vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tissaphernes befolgte diesen Rath, und gönnte den Atheniensern einige Erleichterung. Diese hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn sie die Ausgelassenheit des Volks unterdrücken, und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, so wolle er ihnen die Freundschaft des Tissaphernes verschaffen, und die Vereinigung der phönizischen Flotte mit der lacedämonischen hindern. Diese Foderung ward bewilligt, und Pisander von ihnen nach Athen geschickt; der die Regierung einem aus vierhundert Personen bestehenden Rathe übergeben ließ. Als diese aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzuberufen, übertrug ihm das Heer von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung, auf der Stelle nach Athen zu gehn und die Tyrannen zu stürzen. Er wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er griff daher die von Mindarus befehligte

Flotte der Lacedämonier an, und schlug sie völlig. Als er hierauf zu Tissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel, zu entkommen, stellte sich an die Spitze des Heers, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzikus zu Wasser und zu Lande, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzant, gab den Atheniensern die Herrschaft des Meers wieder, und kehrte jetzt in sein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Kritias Vorschlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athenienser seine Verbannung als die Ursach aller bisherigen Unglücksfälle ansahen. Doch dieser Triumph war von kurzer Dauer. Man sandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Asien. Da man ihm aber den Sold für die Mannschaft nicht schickte, sah er sich genöthigt, Hülfe in Karien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus. Dieser wurde vom Lysander in einen Hinterhalt gelockt und verlor das Leben und einen Theil seiner Schiffe. Diesen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu lassen. Alcibiades ging nach Paktyä in Thrazien, versammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thrazier. Er machte ansehnliche Beute, und sicherte die Ruhe der benachbarten griechischen Städte. Die atheniensische Flotte lag damals bei Ägos Potamos. Er machte die Anführer auf die sie bedrohende Gefahr aufmerksam, rieth ihnen, nach Sestos zu gehen, und bot ihnen seinen Beistand an, um den Lysander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geschlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab sich nach Bithynien, und wollte von da zum Artaxerxes gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lysander in Athen eingesetzt, diesen gebeten, ihn ermorden zu lassen. Lysander aber hatte sich dessen geweigert, bis er den Befehl dazu von seinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazus auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, seiner Geliebten auf einem Schlosse in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazus Helfer bei Nacht sein Haus an, und erschossen ihn mit Pfeilen, als er sich schon aus der Feuersbrunst gerettet hatte. Timandra bestattete den Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades sein Leben im J. 404 v. Chr Geb., ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, und mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet (obgleich er das R nicht aussprechen konnte und stotterte, doch von hinreißender Beredsamkeit, ließ er sich bei der Anwendung derselben nur von den äußern Umständen bestimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtsein der Überlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hindernisse zurückbebt, da sie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft ist. Unter den Alten haben Plutarch und Nepos sein Leben beschrieben.

Alcides, ein Beiname des Herkules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von seinem Großvater Alcäus, dem Vater des Amphitruo.

Alcman, ein griechischer Dichter, geboren zu Sardes in Lydien, gegen das J. 670 v. Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürgerrecht. Wir besitzen von ihm noch einige Fragmente, welche be-

weisen, daß er sich des dorischen Dialekts bediente. Unmäßigkeit in allen Genüssen war Ursache, daß er an einer scheußlichen Krankheit starb. Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alcmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupt der sieben Epigonen gewählt, Theben ein, und verheerte es. Als er hierauf seines Vaters Tod, von diesem selbst deßhalb beschworen, an seiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausspruche des Orakels, erst dann gänzlich befreiet werden sollte, wenn er in einem Lande sich niederließe, das damals, als seine Mutter ihn, der nirgends Ruhe finden konnte, verfluchte, noch nicht Land gewesen wäre. Er fand seine Ruhe endlich auf einer seit kurzem erst im Flusse Achelous entstandenen Insel: wo er dann die Kallirrhoe, Tochter dieses Flußgottes (mit Verstoßung seiner vorigen Gemahlin Arsinoe), heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe; denn als er, um den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem ersten Schwiegervater, Phlegeus, listiger Weise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden.

Alcmene, die Tochter der Elektryon und Gemahlin des Amphitruo, dem sie aus Jupiters Umarmung, welcher sie liebte und sie zu täuschen, des Gemahls Gestalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog von), Friedensfürst, Günstling des Königs Carl IV. von Spanien, geb. 1764 zu Badajoz. Als ein armer Edelmann, der gut sang, die Guitarre spielte und durch eine schöne hohe Gestalt sich auszeichnete, ging er mit seinem ältern Bruder Luis Godoy nach Madrid. Ein Speisewirth gab ihm ein Jahr lang Credit, und ließ sich statt der Bezahlung Boleros und Seguidillas von ihm zur Guitarre vorsingen. Durch vielvermögende Gönner kam er 1787 unter die Leibgarde. Sein Bruder machte durch sein Spiel und seinen Gesang die Bekanntschaft einer Kammerfrau der Königin, die ihn ihrer Gebieterin empfahl. Die Königin hörte von ihm, daß sein Bruder noch besser singe und spiele; und Don Manuel wurde zu ihr gerufen. Auch der König ward von seinem Spiele entzückt. Godoy's Art, sich auszudrücken, gefiel ihm; und der neue Günstling wurde in schneller Folge — so viel vermochten seine verführerische Persönlichkeit, seine Leichtigkeit und Anmuth des Gesprächs, und sein seltenes Talent zur Intrigue! — 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Carls III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, ersten Minister an Aranda's Stelle, und Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt, zum Friedensfürsten (Principe de la Paz) und zum Grand der ersten Classe ernannt, und noch außerdem mit einer Domäne beschenkt, die ihm auf 50,000 große Piaster trug. Er unterzeichnete am 19. Aug. 1796 zu St. Ildephonso eine Offensiv- und Defensivallianz mit der franz. Republik. Im Sept. 1797 vermählte er sich mit Donna Maria Theresia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Louis, Bruders König Carls III. Um diese Verbindung standesmäßig zu machen, ließen gefällige Genealogisten Godoy'n vom Kaiser Montezuma abstammen. Zwar legte er im J. 1798 das Ministerium nieder, allein der König

und die Königin bezeugten ihm fortwährend ihre Gunst, und noch in demselben Jahre wurde er zum Generalcapitän ernannt. Im J. 1801 commandirte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht. Er hielt jetzt seine eigene Leibwache von 120 Mann; auch stiegen seine Einkünfte um 100,000 Piaster. Im J. 1807 legte ihm ein neues Decret den Titel Durchlaucht bei, und ertheilte ihm die unumschränkteste Gewalt, denn es hieß darin: „Schließlich befehle ich allen meinen Conseils, Vicekönigen, Generalcapitänen u. s. w., daß sie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienst Bezug hat, Folge leisten, Sie wie meine eigene Person ehren u. s. w." So übte der Friedensfürst, der keineswegs durch außerordentliche Verdienste, sondern einzig durch die Gunst der Königin sich aus dem Staube erhoben, und mit der königl. Familie durch Bande des Bluts verbunden, eine unumschränkte Gewalt über den schwachen König und die Königin, wie über die königl. Familie und das ganze Reich aus. Aber plötzlich stürzte er von dieser Höhe herab, wozu Ursachen von außen und innen zusammenwirkten. Napoleons Macht hatte auch dem Friedensfürsten Argwohn erregt, und im J. 1806, kurz vor dem Kriege mit Preußen, glaubte er, daß der Zeitpunct gekommen sei, Frankreichs Macht zu brechen. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewohl er den Zweck seiner Rüstungen nicht angab, auch, bei der Wendung des Krieges gegen Preußen, Schutzanstalten gegen die Barbaresken vorwendete, so hatte doch Napoleon seine Absicht erkannt und von dem Augenblick an den Plan gefaßt, die Bourbonen in Spanien zu entthronen (s. Spanien seit 1808). Unterdessen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günstling aufs äußerste durch den Prozeß vom Escurial gereizt. Zu spät sah Don Godoy den verderblichen Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen. Seinen Plan, mit der königl. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufstand von Aranjuez am 19. März 1808. Der Friedensfürst, gegen den die ganze Wuth des Volks sich richtete, hatte sich auf einem Boden verborgen, wurde aber daselbst aufgefunden, gemißhandelt, und auf die Bitte des Königs und der Königin von dem Prinzen von Asturien nur durch das Versprechen gerettet, daß sogleich Gericht über ihn gehalten werden solle. Dies verhinderten indeß die Ereignisse von Bayonne. Napoleon, der sich des Einflusses des Friedensfürsten bei Carl IV. bedienen wollte, bewirkte seine Entlassung aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er den 26. Apr. 1808 ankam, und die Triebfeder alles dessen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Seitdem hat er in Frankreich und bis jetzt in Rom sich aufgehalten, wo er die Gunst des Königs und der Königin bis zu Beider Tode (im Jan. 1819) genoß. Als er 1818 krank war, pflegte ihn die Königin selbst. Sein Vermögen in Spanien hat er verloren. Man schätzte sein jährliches Einkommen im J. 1808 auf 5 Millionen Piaster. Er besaß die reichsten Gemähldegallerien in ganz Spanien; seine Wohnung war die reichste und geschmackvollste. Nach einem in Spanien aus seinen Papieren gezogenen Verzeichniß seiner Schätze besaß er: in England 40 Mill. Piaster; in Frankreich 10 Mill.; in Genua 20 Mill. und mit den baaren Summen an verschiedenen Orten in Spanien überhaupt 38 Mill. 400,000 Piaster; ohne das kostbarste Geräth, Juwelen, Gold in Barren; mit diesen wurde seine gesammte Habe auf 500 Mill. — unstreitig übertrieben — geschätzt.

Von seiner Gemahlin, die in Toledo bei ihrer Mutter, einer gebornen Vallabriga, geblieben ist, hat er eine Tochter, die Herzogin von Alcudia. — Die Privatgeschichte dieses Mannes ist durch den Haß der Spanier verfälscht. Unter mehreren Anekdoten wird folgende allgemein erzählt. Ein alter Offizier, Namens Tudo, suchte länger als sechs Monate vergebens Audienz beim Fürsten zu erhalten. Endlich ließ er durch seine Tochter darum bitten. Sogleich wurden beide vorgelassen, und der Vater erhielt die Stelle eines Gouverneurs im Buen-Retiro, wohin der Fürst seitdem öfter ging, um das Fräulein Josephine Tudo zu besuchen. Diese fesselte ihn so, daß er im Geheim sich mit ihr vermählt haben soll. Auch die Königin, sagt man, wußte davon; vor dem König aber wagte niemand, etwas zum Nachtheil des Fürsten zu sagen. Aus Eifersucht darüber soll die Vermählung des Fürsten mit der 15jährigen Tochter des Infanten Don Louis betrieben worden sein. Am Abend vor der Vermählung erfuhr die Tudo das erste Wort davon. Außer sich lief sie in den Palast und in die Zimmer des Fürsten. „Er ist mein Gemahl, rief sie, der Vater meiner Kinder! Ich rufe Gott und Menschen um Gerechtigkeit an!“ Godoy entfloh durch den Garten. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und ward mit Mühe in ihre Wohnung zurückgebracht. Doch nach einigen Tagen versöhnte sich der Fürst mit ihr, indem er sie überredete; er habe den Befehlen des Königs gehorchen müssen. Nach der Eroberung der portugiesischen Festung Olivenza im J. 1800 überschickte der Fürst, welcher den Oberbefehl geführt, an die Königin, als ein Zeichen der eroberten portugiesischen Provinz, einen frischen Orangenzweig. Der Eilbote, der ihn überbrachte, hatte 40 Meilen in 8 Stunden gemacht. Ein ähnliches Geschenk sandte er durch einen andern Courier an die Tudo. Bei der Katastrophe am 18. und 19. März 1808 wurde die Frau v. Tudo auf keine Weise beleidigt. Sie lebt jetzt noch mit ihren Kindern in Spanien. Noch hat der Fürst — erzählt die Biographie des hommes vivans — zwei Söhne von einem Fräulein, die er zur Gräfin v. Castello Fiel hat ernennen lassen. Sie lebt mit ihm zu Rom im Palaste seines Gebieters. Die Königin behandelte diese Kinder mit besonderer Güte. Der Prinz de la Paz hatte das Haus des alten Königs ganz mit seinen Kreaturen besetzt. Sein Vater, der Herzog von Almadavas, war Oberstallmeister des Königs, seine leibliche Muhme, die Marquise von Villena, war Oberhofmeisterin der Königin; sie ist mit dem Ritter Vargas, spanischem Gesandten beim heil. Stuhle, vermählt. — Übrigens hatte Godoy sich während seines großen Einflusses über die kirchlichen Verhältnisse des Staats oft weggesetzt, und manche gute Idee, z. B. die der Pestalozzischen Schulen, auszuführen gesucht, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Er hat mehreren Gefangenen des heil. Gerichts die Freiheit wiedergegeben, und ihre Verhörsacten ins Feuer geworfen. Jetzt führt er ein völlig unbedeutendes Leben. Er scheint an nichts mehr zu denken, und spricht von keinem Vorfall seines Lebens auch nur ein Wort. Er tadelt Niemand, und schweigt ganz von seinen Feinden. Man hört ihn blos wiederholen, daß er kein Blut vergossen habe. — Sein Bruder, Don Louis, ist 1801 als Generalcapitän von Estremadura gestorben.

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York, nach Andern bei London, ums J. 736 geboren, erhielt von Beda dem Ehrwürdigen und dem Bischof Ekbert Unterricht, und wurde Abt von Canterbury. Auf seiner

Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große in Parma kennen, und trug ihm sogleich seine Dienste an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an seinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofschule (Palatina) errichtet wurde, sondern gab ihm auch die Aufsicht über verschiedene Klöster, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte. Aber seine Thätigkeit begnügte sich damit nicht, und die meisten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils gestiftet, theils in einen bessern Flor gebracht. Dies geschah besonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muster nahm. Hier unterrichtete er selbst eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrsamkeit in der fränkischen Monarchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe seine Entlassung, und ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carl sich durch häufige Briefe unterhielt, und starb schon 1804. Er hinterließ außer vielen theologischen Schriften auch mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, der Redekunst und der Sprachlehre, auch selbst Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geist ihres Zeitalters deutlich bewähren; indessen erkennt man noch jetzt, nach einem Jahrtausend, in ihm den gelehrtesten und gebildetsten Mann seines Zeitalters. Er verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Seine Werke sind erschienen, Paris, 1617, Fol., und vollständiger, Regensb. 1777, 2 B. Fol.

Aldobrandini, der Name einer fürstl. Familie zu Rom, der in der Kunstgeschichte genannt wird, weil ein antikes Frescogemählde in der Villa derselben befindlich ist, welches eine Hochzeit vorstellt und den Namen der Aldobrandinischen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht (vgl. Böttiger). Auch mehrere Gelehrte dieses Namens haben sich ausgezeichnet, namentlich Sylvester Aldobrandini als Jurist und dessen Bruder Thomas, beide im 16. Jahrh.

Aldus, s. Manutius.

Ale (engl.), ein süßes, ohne Hopfen gebrautes, sehr starkes Bier, das in England am vorzüglichsten bereitet wird. Eine andere Art dieses Biers wird Porter genannt.

Alekto, s. Furien.

Alemannen. Mit dieser Benennung, welche so viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutschen Stämme bezeichnet, die zu Anfange des 3. Jahrh. sich dem römischen Gebiete näherten. Ihre Wohnsitze erstreckten sich auf der Ostseite des Rheins vom Bodensee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahn; gegen Osten grenzten sie an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemannischen Bundes waren die Teucterer, Usipeter, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerst am Südrhein (211), ohne sie zu besiegen; eben so Severus. Erst Maximinus überwand sie, trieb sie nach Deutschland zurück, und plünderte dasselbe (236). Als sie aber nach dessen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius zurück, verfolgte sie bis in Deutschland, und befestigte die Grenze mit Wällen und Gräben. Von der Art sind die Römerschanzen bei Phöring an der Donau, der durch das Hohenlohische bis nach Jarthausen sich hinziehende römische Wall, und der Pfahlgraben

auf der Nordseite des Mains. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Vollianus, des Posthumius Nachfolger, von Kaiser Probus (282), dann nach einem bedeutenden Zwischenraume, von Constantinus Chlorus zurückgeschlagen. Dieser Kaiser zwang sie zur Ruhe; aber während der Unruhen im Reich, und bis Constantinus einziger Herr der Monarchie wurde, eroberten sie den Landstrich von Mainz bis über Straßburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäsar nach Gallien geschickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürsten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Völkern, welche Gallien überschwemmten. Sie verbreiteten sich am ganzen Westrhein, und in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. über ganz Helvetien. Chlodwig aber benutzte ihre Macht (496), unterwarf sie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Besitzungen. Viele flüchteten sich zu Theodorich, König der Ostgothen, nach Italien und in die Alpen; die meisten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmtesten Mathematiker des 18. Jahrh., war zu Paris den 16. Nov. 1717 geboren, und wurde von seinen Ältern (welche, wie wir jetzt wissen, die Frau von Tencin und der Provinzialcommissär der Artillerie Destouches waren) ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß der Polizeicommissär, der es aufhob, statt es in das Findelhaus zu schicken, dasselbe der Sorgfalt einer armen Glasersfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Ältern sich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, so entzogen sie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und sein Vater setzte ihn in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus, eine Summe, welche damals für die Bedürfnisse des Lebens hinreichte. Er zeigte schon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit seinem 4. J. war er in eine Pensionsanstalt gekommen, und zählte erst zehn Jahre, als der Unternehmer der Anstalt, ein Mann von Verdiensten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraschten seine Lehrer in dem Maße, daß sie in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Jansenisten, mit welcher sie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er schrieb in dem ersten Jahre seiner philosophischen Studien einen Commentar über die Epistel Pauli an die Römer, und fing, wie Condorcet sagt, da an, wo Newton aufhörte. Aber als er die Mathematik studirte, fesselte ihn diese Wissenschaft so entschieden, daß er allen theologischen Streitigkeiten auf immer entsagte. Er verließ hierauf das Collegium, studirte die Rechte und ward Advocat; aber er hörte darum nicht auf, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, wiewohl es ihm fast ganz dazu an Hülfsmitteln fehlte, die er in schwierigen Fällen hätte zu Rathe ziehen können. Eine Schrift über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit, und eine andere über die Integralrechnung, welche er in den Jahren 1739 und 1740 der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zeigten ihn in einem so günstigen Lichte, daß dieselbe ihn im J. 1741 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er schrieb hierauf seine berühmten Werke über die Dynamik (Traité de dynamique), über die Flüssigkeiten (Traité des fluides), gewann im J. 1746 durch seine Theorie der Winde den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Denkschriften,

welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich besonders zwei über die reine Analysis, und eine über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Untersuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Während Euler und Clairaut damit beschäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihre Schwere gegen dieses Gestirn folgten. D'Alembert setzte diese anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und schrieb nach und nach seine Untersuchungen über verschiedene wichtige Puncte des Weltsystems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, seinen Versuch über den Widerstand flüssiger Körper und eine Menge von Memoiren; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen Andern in ein gespanntes Verhältniß setzten. Die erste Glut seiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit seine früh erregte Liebe für die schönen Wissenschaften eingeschläfert, aber diese erwachte bald, als nach seinen wichtigsten Entdeckungen die mathematischen Untersuchungen ihm nicht mehr eine so reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, seinen Geist von so tiefen Meditationen ausruhen zu lassen. Mit seiner Einleitung zur Encyclopädie betrat er diese neue Bahn, und dies Werk wird stets eine Muster des Styls bleiben, wie man über die Wissenschaften mit Würde und Präcision schreiben muß. D'Alembert gab hier die Quintessenz seiner durch 20jähriges Studien erworbenen mathematischen, philosophischen und literarischen Kenntnisse, und das war die Quintessenz alles dessen, was man überhaupt damals von diesen Gegenständen in Frankreich wußte. Er redigirte unter andern den mathematischen Theil der Encyclopädie, und arbeitete selbst eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er seinen Namen diesem Werke vorsetzte, theilte er gewissermaßen dessen Schicksal, und sah sich in die literarische Welt geschleudert, wo die Eigenliebe so unzählige Händel erzeugt. Nach diesem ersten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die französische Akademie trat, fort, die schönen Wissenschaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in diesem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; sie zeichnen sich sämmtlich durch Reinheit der Diction und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyclopädie Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russischen Kaiserin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte sein Vaterland seinen Werth, und der König von Preußen gab ihm eine Pension, als ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte, auf den er so gerechte Ansprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig, dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als 30 Jahr lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweis't sein eben so zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Espinasse. Die Unabhängigkeit über alles schätzend, vermied er die Gesellschaft der Großen, und suchte nur den

Umgang solcher Personen, denen er sich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit seines Charakters hingeben konnte. Das Ansehen, dessen er genoß, seine beständigen Freundschaftsverhältnisse mit Voltaire und seine Verdienste zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er mit J. J. Rousseau einen literarischen Streit wegen des für die Encyclopädie bestimmten Artikels über Genf. Er starb am Stein, ohne sich der Operation unterwerfen zu wollen, am 29. Oct. 1783 im 66. Jahre seines Alters. Friedrich II., der d'Alembert im J. 1763 persönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der nach Beider Tode im Druck erschienen ist und eine höchst interessante Lectüre gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben seinen Werth bestimmen wollen, indem sie sagten, er sei ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit ist, daß er als Geometer den ersten Rang, als Literator den zweiten behauptet; aber eben so wahr ist es, daß vermöge des Einflusses, den der Styl auf das Schicksal jeder Art ausübt, seine literarischen Werke länger Interesse erwecken werden, als seine mathematischen. Jene sind gesammelt erschienen in den Oeuvres philosophiques, historiques et litéraires de d'Alembert, 18 Vol. 8vo, Paris 1805.

Aleppo, eigentlich **Halep**, die Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens, welches eins von den Generalgouvernements des türkischen Reichs in Asien ausmacht, und das alte Syrien oder die Strecke Land vom Euphrat bis ans mittelländische Meer (1110 Quadratm. mit 800,000 Einw.) begreift. Das Land hat Weizen, Gerste, Baumwolle, Indigo, Sesam 2c., und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Öl- und Feigenbäume zu seinen Haupterzeugnissen. Halep (der Sitz des Pascha von drei Roßschweifen, eines griechischen Patriarchen und dreier Bischöfe, eines armenischen, jacobitischen und maronitischen) hat drei Stunden im Umfang, 14,000 Häuser und über 150,000 Einw., mit vielen Fabriken in Seide, Baumwolle 2c. Sie treibt beträchtlichen Handel, indem sie den Mittelpunct des Verkehrs zwischen dem persischen Meerbusen und dem mittelländischen Meere ausmacht. Die meisten Einwohner sind Mohammedaner, die übrigen Juden, morgenländische Christen und Europäer.

Aleuten, eine russische Inselgruppe im nördlichen Theile des Australoceans, welche das Meer bei Kamtschatka von demselben trennt. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, die Inseln **Chao** oder Fuchsinseln, **Negho** oder andreanow'schen Inseln, und die eigentlichen Aleuten oder **Sasingan**, die mehrere 100 Eilande zählen. Die 45 größern Inseln haben 348 Quadratm. Der Anblick derselben ist äußerst traurig; unter ihrem nordischen Himmel entwickelt sich kein Baum mehr, gedeiht kein Hausthier, wohl aber haben sie Überfluß an Raubwild, an Pelzwild, an Seethieren und Fischen. Auf mehreren erheben sich Vulkane. Die Einwohner gehören zum kamtschadalischen Stamme, ein harmloses Jäger- und Fischervolk, das aber durch Blattern und Lustseuche bis auf 2000 Köpfe ausgestorben ist. Die Russen, denen sie Tribut zahlen, besuchen diese sonst unwirthbaren Inseln blos des Pelzwerks wegen.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im J. 356 v. Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympia, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater," rief er einst aus, „wird mir nichts zu thun übrig lassen." Philipp ver-

säumte nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung geben zu lassen. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lysimachus, nachher aber den Aristoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieser große Philosoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Cyklus der menschlichen Kenntnisse durchlaufen, besonders aber bemühte er sich, ihn in den einem Souverän nöthigen Wissenschaften zu unterrichten, und schrieb für ihn ein Werk über die Kunst zu regieren, dessen Verlust wir sehr zu bedauern haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürst eines solchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er sich nicht durch ihn zu erheben verstand: so suchte Aristoteles seinem Zöglinge die kriegerischen Tugenden durch häufiges Lesen der Iliade einzuflößen. Er besorgte selbst eine Durchsicht dieses Gedichts, und dies von Aristoteles verbesserte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben. Diese Studien hinderten ihn aber nicht, auch seinen Körper durch gymnastische Übungen auszubilden. Es ist bekannt wie er schon als Jüngling den Bucephalos bändigte, den niemand zu besteigen wagte. Er war 16 Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzant auszog, ihm die Regierung während seiner Abwesenheit übertrug. Schon damals zeigte sich sein Feldherrntalent; Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schar der Thebaner zu schlagen. „Mein Sohn," sagte Philipp, nachdem er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Indeß entzweiten sich beide, als Philipp die Olympias verstieß. Alexander, der seine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache seines erzürnten Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung, und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er seinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm hier im Handgemenge das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er im J. 337 ermordet wurde. Alexander, der noch nicht 20 Jahre zählte, bestieg den Thron, ließ die Schuldigen bestrafen, begab sich darauf nach dem Peloponnes, und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben siegreich. Aber auf das Gerücht von seinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demosthenes aufgereizt, waren die Athenienser bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, diese Vereinigung zu hindern, erschien vor Theben, das er umsonst zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerstörte die Stadt. 6000 Einwohner wurden niedergehauen und 30,000 in die Sklaverei geführt. Nur das Haus Pindars, so wie die Familie dieses Dichters blieben verschont. Diese Strenge erschreckte das ganze Griechenland, und die Anhänger Alexanders allein wagten es, sich zu zeigen. Die Athenienser erfuhren ein minder hartes Schicksal; Alexander begnügte sich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertsten wider ihn gesprochen hatte, von ihnen zu fodern. — Nachdem er Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt, und sich in einer allgemeinen Versammlung der griechischen Völker in der Eigenschaft eines obersten Befehlshabers bestätigen lassen, setzte er im Frühling des J. 334 mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Asien über. Er

war damals zwei und zwanzig Jahr alt. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Gunst und Hülfe für sein Unternehmen zu gewinnen, das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries diesen Helden, von dem er durch seine Mutter abstammte, glücklich, einen Freund, wie Patroklus, und einen Sänger seiner Thaten, wie Homer, gefunden zu haben. Als er dem Granicus sich näherte, vernahm er, daß mehrere persische Satrapen ihn jenseit mit 20,000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander seinen rechten Flügel durch den Fluß und als er auf diesem Punct die Barbaren in die Flucht geschlagen, eilte er seinem linken Flügel zu Hülfe, und errang auch hier, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergestoßen und sich allen Gefahren preisgegeben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen alles vor sich nieder, und die ganze Armee setzte über den Fluß. Die griechischen Hülfsvölker, die, in Phalangen gebildet, noch widerstanden, wurden bis auf 2000 Mann, die in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen hielt Alexander nach diesem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meisten Städte Kleinasiens, und Sardes selbst, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halicarnaß widerstanden länger. In allen griechischen Städten stellte Alexander die Demokratie wieder her, lös'te bei seinem Durchzug durch Gordium den bekannten gordischen Knoten mit seinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Carien, Pamphilien und Cappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte seinen Lauf einen Augenblick. Damals zeigte Alexander die ganze Hoheit seines Charakters. In dem Augenblick, wo sein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief vom Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius bestochen sei, um seinen König zu vergiften. Alexander reicht seinem Arzte den Brief und nimmt in demselben Augenblick den Trank. Sein edles Vertrauen ward durch eine schleunige Genesung belohnt. Kaum hergestellt, rückte Alexander gegen die Engpässe Ciliciens vor, wo in sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unkluger Weise mit einer ungeheuren Armee begeben hatte. Bei Issus, zwischen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht, deren Ausgang nicht lange zweifelhaft blieb. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern bald in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30,000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längeren Widerstand; aber auch sie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen. Alexander erbeutete die Schätze und die Familie des Darius. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigste behandelt. Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern begab sich, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Cölesyrien und Phönizien. Hier bekam er vom Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. Alexander antwortete, daß wenn er sich zu ihm verfügen wollte, er ihm nicht nur seine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Lösegeld, sondern auch sein Reich zurückgeben werde. Diese Antwort konnte zu keinem Resultat führen. Der Sieg bei Issus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander besetzte Damascus, wo sich der königliche Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des mittelländischen Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand ihm, wurde aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen

erobert und völlig zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als seinen Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Libyens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geschichtschreiber behaupten, der Gott habe ihn für seinen Sohn erkannt; aber andere verwerfen alles, was in Beziehung auf diese Reise erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings setzte sich Alexander gegen Darius in Marsch, der unterdeß in Assyrien ein neues Heer versammelt hatte. Seine Friedensvorschläge wurden verworfen und bei Gaugamela unweit Arbela kam es von neuem zur Schlacht. Justin giebt des Darius Streitkräfte auf 500,000 Mann, Diodor, Arrian und Plutarch aber auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieser ungeheuern Überlegenheit war Alexander keinen Augenblick über seinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze seiner Reiterei griff er die Perser an, und schlug sie unverzüglich in die Flucht, aber erst nachdem er sie völlig zerstreut hatte, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdessen hart bedrängt worden war. Sein höchster Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieser befand sich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte seiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als sie aber sahen, wie Alexander alles vor sich niederschlug, ergriffen sie die Flucht. Darius warf sich auf ein Pferd, und gab, sich zu retten, sein Heer, sein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger preis. Jetzt fiel ganz Asien in Alexanders Gewalt. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der seinen Marsch auf Persepolis richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Persidis, wurde noch von 40,000 M. unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff sie im Rücken an, sprengte sie aus einander, und zog triumphirend in Persiens Hauptstadt Persepolis ein. Hier aber endigten Alexanders glorreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wird er der Sklav seiner Leidenschaften, überläßt sich dem Übermuth und der Ausschweifung, zeigt sich undankbar und grausam, und vergießt im Schooß der Wollust das Blut seiner tapfersten Feldherrn. Bisher nüchtern und mäßig, sinkt dieser Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu sein strebte, und sich einen Gott nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat, brach er bald mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Satrap von Bactriana, den Monarchen gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieser aber, als er sich in der Nähe bedrängt sah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Grenzen von Bactriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Sterbenden; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch diesen traurigen Anblick, konnte der macedonische Held seine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, unterwarf er auch Hyrcanien, das Marsenland, Bactriana, und ließ sich zum Könige von Asien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch riesen-

haftere Plane, als eine Verschwörung in seinem eigenen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Misvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30 000 M. versammelt, um das macedonische Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem starken Heere herbei, schlug die Spartaner und löste dadurch das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden von Asien, weder durch den Caucasus, noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zum caspischen Meere, das die Einwohner Griechenlands damals noch nicht kannten. Unersättlich nach Ruhm und Eroberungen durstend, verschonte er selbst die rohen Horden der Scythen nicht. Nach seiner Rückkehr nach Bactriana hoffte Alexander durch Annäherung der Tracht und Sitten die Perser zu gewinnen, aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche sich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Clitus ward. Alexander, dessen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelage mit eigner Hand. Clitus war einer seiner treuesten Freunde und tapfersten Feldherrn, und Alexander fühlte nachher die bitterste Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre setzte er seine Eroberungen fort und unterwarf sich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte seine Familie auf eine Felsenfeste in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erstürmten sie. Unter den Gefangenen befand sich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der schönsten Jungfrauen Asiens, mit welcher Alexander sich vermählte. Auf die Nachricht davon unterwarf sich Oxyantes und kam nach Bactra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus stand und unter deren Theilnehmern Kallisthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Kallisthenes aber grausam verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift seine Martern endigte. Alexander der jetzt keine Feinde mehr vor sich hatte, wollte deren in der Ferne aufsuchen. Das kaum dem Namen nach bekannte Indien dünkte ihm eine würdige Eroberung und er richtete seinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und schloß mit Tapilus, dem Fürsten der Landschaft ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verschaffte. Von Tapilus geführt, marschirte er gegen den Fluß Hydaspes, dessen Übergang Porus, ein anderer indischer König, mit seinem ganzen Heere streitig machte. Alexander besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht sowohl als Feind, sondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechische Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken, wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren der Armee ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und schiffte mit einem Theil seines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehrere indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Maller wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, dessen Anblick

die Macedonier mit Erstaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem persischen Meerbusen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier hatte er ungeheure Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. Unterwegs stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen und setzte Statthalter über die Provinzen. In Susa vermählte er sich mit zwei persischen Fürstinnen, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, Perser und Macedonier auf das genaueste zu vereinigen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter seine Armee aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; und dies geschah auch, nachdem er die deßhalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling, Hephästion, durch den Tod. Sein Schmerz über diesen plötzlichen Verlust war grenzenlos; er ließ ihn mit königlicher Pracht bestatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorher gesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich sein würde. Er aber verachtete, auf die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten ihn erwarteten, und war mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte, und nach einigen Tagen starb. So endigte in seinem 32. Lebensjahre und nach einer Regierung von zwölf Jahren und 8 Monaten dieser unersättliche Eroberer seine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz stets sich erneuernder Kriege ward. Er hatte keinen Erben bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde, wem er das Reich hinterlasse, geantwortet: dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherren den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, als König an, und theilten sich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Auf diese Weise bekam Antipater Macedonien und Griechenland; Ptolemäus, Lagus Sohn, Ägypten; Laomedon Syrien und Phönizien; Antigonus Lycien, Pamphilien und Großphrygien; Kassander Carien; Philotes Cilicien; Leonatus Kleinphrygien bis zum Hellespont; Meleager Lydien; Eumenes Kappadocien und Paphlagonien; Python Medien; Lysimachus Thrazien. Den Perdiccas aber, dem Alexander sterbend seinen Ring gegeben hatte, ernannten sie zum ersten Minister des Königs, da sein unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, selbst zu regieren. Alexanders Leichnam ward vom Ptolemäus in einem Tempel zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Ägypten, sondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwiesen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind die vorzüglichsten Quellen für die Geschichte Alexanders.

Alexander Newski oder Newskoi, ein moskovitischer Held und Heiliger, geboren im J. 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Tataren bedrängte Reich besser vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Novgorod aus, und ließ seine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erstere aber bald starb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendsten Sieg erfocht er über die vereinigten Dä-

nen, Schweden und Ritter des deutschen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren, und mit stolzer Zuversicht auf Novgorod anrückten. Mit eigner Hand verwundete er den schwedischen König. Von der Newa erhielt er seinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren schlug er zu wiederholtenmalen und befreite sein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dschingis-Khans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit seiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander seinen ruhmwürdigen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskiordens.

Alexander VI., ein in der Geschichte übelberüchtigter Papst, geboren zu Valencia in Spanien im J. 1430, wurde Papst 1492. Er hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den Namen seiner Mutter Borgia an, der einer sehr alten und berühmten Familie gehörte. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausschweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In dem vertrautesten Umgange lebte er mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Rosa Venozza, und zeugte mit ihr fünf Kinder, die er als Papst auf alle Art zu erheben suchte, und von denen Cäsar Borgia und Lucretia, letztere viermal vermählt und des Incests mit ihrem Vater und ihren Brüdern verdächtig, die bekanntesten sind. Die Cardinalswürde ertheilte ihm Papst Calixtus, sein Oheim. Durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er sich nach Innocenz VIII. Tode den Weg zum päpstlichen Stuhle. Die lange Abwesenheit der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert, und sein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art diesen Verlust wieder zu ersetzen. Er suchte die Macht der italienischen Fürsten zu vermindern, sich ihrer Besitzungen zur Bereicherung seiner Familie zu bemächtigen, und wandte die abscheulichsten Mittel an, um seine Absichten zu erreichen. Seine Politik war die treuloseste und schändlichste; er übte sie unaufhörlich gegen seine Nachbarn, gegen Neapel und vornehmlich gegen Frankreich, an dessen König Carl VIII., er den furchtbarsten Feind hatte. Unermeßliche Summen Geld wußte er aus den christlichen Staaten zu ziehen; aus Venedig allein nahm er 799 Pfund Gold, eine ungeheure Summe für jenes Zeitalter. Auch schlichtete er die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Castilien wegen Amerika entstanden waren, und setzte die Grenzen fest. Er starb in einem Alter von 74 Jahren am 18. Aug. 1503, nachdem er 11 Jahre den päpstlichen Stuhl entehrt hatte.

Alexander I. Pawlowitsch, geb. 23. Dec. 1777, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, Czaar von Kasan, Astrachan, Polen (seit 9. Juni 1815), Sibirien, dem taurischen Chersones und Herzog von Holstein-Gottorp, folgte seinem Vater, Paul I., 24. März 1801, ward gekrönt den 27. September d. J. zu Moskau; vermählt 9. Oct. 1793 mit Elisabeth (zuvor Luise Marie Auguste), Carl Ludwigs, Erbprinzen von Baden, dritten Tochter. Dieser Monarch, ein Zögling Catharina's II., seiner Großmutter und des Genfers, Obersten La Harpe, dessen Thronbesteigung Klopstock durch eine Ode an die Humanität feierte, übt seit 17 Jahren das Ansehn eines mit despotischer Gewalt ausgerüsteten Herrschers gesetzmäßig, um Menschenfreundlichkeit als Grundlage seines Thrones festzustellen. Sein Vater nahm keinen Theil an seiner Erziehung. Seine Mutter, Marie, Herzogs Eugen von Würtemberg Tochter, besitzt noch jetzt

seine Liebe und sein Vertrauen. La Harpe war gewissermaßen für Alexander, was hundert Jahre früher Le Fort, auch ein Genfer, für Peter den Großen war. Er erzog ihn ohne politische und religiöse Vorurtheile in den weiseren Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menschenliebe veredelten das Herz des „Telemachs des Nordens." Sein Oberhofmeister, Graf Nic. Soltikow, erhielt von Catharina eine Vorschrift, nach welcher der junge Großfürst in Poesie und Musik keinen Unterricht bekommen sollte, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geschicklichkeit zu erlangen. Professor Kraft unterrichtete den Prinzen in der Experimentalphysik, und Pallas eine kurze Zeit in der Botanik. Die wichtige Regierungsgeschichte Alexanders läßt sich in drei Perioden eintheilen. Die erste, die friedliche, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peters des Großen und Catharina's II., in Hinsicht auf die innere Verwaltung gewidmet; die zweite, die kriegerische, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Persien (s. d. Art. Rußland, Schweden, Frankreich, Türkei und Buonaparte) von 1805 bis 1814, die Streitkräfte des Reichs und das Nationalgefühl des Volks; die dritte, die politische, gründete auf die Erfahrung und die Frucht der beiden früheren den Plan, Peters des Großen Wort wahr zu machen, das er vor hundert Jahren, 1714, in seiner Rede nach Besiegung der schwedischen Flotte bei den Alandsinseln aussprach: „Die Natur hat nur ein Rußland geschaffen, und es muß keinen Nebenbuhler haben!" Diese dreifache Zeit hindurch hat Alexander mäßig, thätig, unermüdet, durch unmittelbaren Briefwechsel oder persönliche Oberaufsicht regiert, und dabei durch seine ausgezeichnete, eben so einfache als liebenswürdige Persönlichkeit die Herzen seiner Völker gewonnen und mit Vertrauen zu sich erfüllt. Seine Thätigkeit umfaßt Alles, was auf die Wohlfahrt des Reichs Bezug hat, mit Einsicht und Wärme; er ist für höhere Ansichten empfänglich, und der Gedanke eines christlichen Regentenbundes ist zuletzt aus seiner von religiösen Gefühlen durchdrungenen — sei es auch von außen angeregten — Brust, und aus seinem jeder großen Idee offenen Gemüthe hervorgegangen. Das Wichtigste, was sein Regentenleben auszeichnet, läßt sich auf folgendes zurückführen. Er hat die Nationalcultur und das Volkserziehungswesen systematisch begründet und entwickelt; er hat die innere Verwaltung zweckmäßiger geordnet, z. B. den Senat durch den Ukas von 1802, den Reichsrath und das Ministerium von acht Abtheilungen durch den Ukas von 1810, die Provinzialverwaltung in den Gouvernements u. s. w.; er hat den Gewerbfleiß der Nation entfesselt, und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerwesen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, auf der man es zuvor noch nie gesehen; er hat in seinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe durch eigene Festigkeit und Entschlossenheit glorreich entwickelt, und überall den Menschen als solchen geachtet; er hat endlich Rußland auf die erste Stelle und in den Mittelpunct der politischen Ordnung von Europa, und zum Theil von Asien erhoben. Auch darf man wohl behaupten, daß unter Alexander I. Rußland in Hinsicht der in den höhern Ständen und an dem Hofe verbreiteten Geschmacksbildung und Aufklärung, und der Zahl freisinnig und großartig um sich blickender Staatsmänner, keinem andern europäischen Staate nachstehe. Des Kaisers nächste Umgebungen sind fast lauter geborne Russen, unter denen General Yermaloff, jetzt Gesandter in Persien, ein viel gebildeter Mann wegen seiner ausge-

zeichneten Verdienste, sein Liebling ist. — Unter dem Einzelnen, was Alexander gethan oder veranlaßt hat, müssen zuerst seine wahrhaft kaiserlichen Bemühungen um die Cultur, Sprache und Literatur der slavischen Völkerschaften erwähnt werden, durch welche er eine eigene originale slavische Civilisation (wie die germanische) vorbereitet. Er hat sieben Universitäten — Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und St. Petersburg, errichtet oder neugestaltet, 204 Gymnasien, Lehrerseminarien, und über 2000 neue niedere Bezirks- und Volksschulen, zum Theil nach Lancasters Lehrart, gestiftet; er hat zur Verbreitung der Bibel in beinahe allen Gouvernements durch die Unterstützung der Bibelgesellschaften mehr beigetragen, als irgend ein Souverän in Europa, und nur vor kurzem ist durch kaiserliche Stiftung eine neue Bildungs- und Erziehungsanstalt, das Lyceum von Richelieu, in Odessa zu Stande gekommen. Zum Druck wichtiger Werke (wie Krusensterns Reise, Karamsins Geschichte Rußlands u. a.) hat er große Summen angewiesen; wissenschaftliches Verdienst hat er im In- und Auslande geschätzt und kaiserlich belohnt. Er kaufte seltene Sammlungen, wie Loders berühmte anatomische Sammlung, Forsters mineralogische Schätze und der Fürstin Jablonowska Cabinet. Auch hat er 1818 zwei Orientalisten aus Paris (Demange und Charmoy) nach Petersburg berufen, um durch Unterricht das Studium der arabischen, armenischen, persischen und türkischen Sprache zu befördern. Vorzüglich unterstützt er die Bildung junger talentvoller Männer, die er im Auslande reisen läßt. Damit steht in Verbindung, daß er überall seine Unterthanen der Geißel ihrer Zwingherren, der Adelichen, Bojaren und Starosten, zu entziehen sucht, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Die Leibeigenschaft ist in Rußland gänzlich, seit kurzem (1816) auch in Esthland und Kurland aufgehoben, und jeder Wirth ist Eigenthümer seines Grundstücks. Eben so ernstlich bemüht, seinem Volke durch eine neue Gesetzgebung Recht zu verschaffen, hat er eine Rechtsschule errichtet, und unter mehreren andern zweckmäßigen Gesetzen verordnet, daß in peinlichen Sachen Einstimmigkeit der Richter zur Todesstrafe erforderlich sei. Die Folter wurde 1801 als „eine Sache, welche die Menschheit schände," abgeschafft. Endlich hat er den Mißbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Gesetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adelichen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle als Strafe eines Verbrechens eingezogen werden können, erhob er zum allgemeinen Recht für alle seine Unterthanen. Noch wirksamer war, was Alexander für die Manufacturen und den Handel in seinem Reiche gethan hat; z. B. die Einführung eines zweckmäßigeren Zollsystems, als das prohibitive war, die Verbesserung des Geldwesens seit der Errichtung eines Tilgungsfonds, die am 19. Mai 1817 gestiftete Reichskammerbank, und die Anlage eines neuen Meßplatzes für Makariew zwischen der Oka und Wolga im J. 1818. Überhaupt hat sich der Zustand der Gewerbe seit 1804, wo man ihn aus Storchs Gemählde, und aus dem Compte rendu des Ministers des Innern kennen lernte, sehr verbessert, besonders in den Wollmanufacturen durch die Verhältnisse mit England. Die ganze auswärtige Staatskunst, mehrere Reisen um die Welt, die Gesandtschaft 1817 nach Persien (bei welcher sich der mit allen Planen Napoleons in Hinsicht auf Indien und Persien bekannte Franzose Gardanne befindet), die Sendung nach Cochinchina, die Verbindung mit Nordamerika, Brasilien und Spanien, die neue Messe in Warschau seit 1817, die Handels- und Schiffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlas-

sungen endlich auf der Westküste von Nordamerika: alles dies beweis't den großen und richtigen Blick des russischen Cabinets in Hinsicht auf Rußlands Stellung in dem Welthandel. Daß der Kaiser solche Ideen anregen kann, dazu haben seine Reisen im Auslande, selbst sein kurzer Aufenthalt in England, sein Umgang mit unterrichteten und geistvollen Männern und Frauen, vorzüglich aber seine öftern Reisen in den Provinzen seines Reichs, ihm Stoff genug gegeben: denn überall, auch an der Spitze des Heeres, war er aufmerksam auf alles, was seinem Volke Nutzen bringen konnte. — In der Geschichte des russischen Heerwesens unter Alexander macht der Friede zu Tilsit Epoche. Er eröffnete nicht blos den Weg zur Eroberung Finnlands (1809) und der Donaumündungen (1812), sondern er gab auch Alexandern Zeit, die Unvollkommenheiten des bisherigen russischen Militärsystems zu heben. Seitdem hat in kurzer Zeit das russische Kriegswesen einen so vorzüglichen Grad innerer Ausbildung erhalten, daß die russischen Heere in dem letzten Kriege, was Ausrüstung, Kunstübung und Mannszucht betraf, den Beifall des Auslands sich erwarben. — Jenes selbstthätige, einsichtsvolle und menschenfreundliche Eingreifen des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung ist der Grund, warum die Nation an Alexander mit vollem Vertrauen hängt. Er hat dies erfahren in der Zeit der Gefahr, damals aber auch bewährt, daß er würdig sei, der Herrscher eines großen Reiches und einer tapfern Nation zu heißen. Als es galt, handelte Alexander mit unbiegsamer Festigkeit; nie unterlag er jener weichen Schwäche, welche nachgiebt und nichts zu wagen versteht. Dadurch vereitelte er alle Berechnungen Napoleons in Moskau. Alexander gab nämlich seinem Volke das Wort, „daß er nie mit Napoleon unterhandeln wolle, so lange noch ein bewaffneter Feind in seinem Lande sei.“ Seiner Festigkeit entsprach der Muth des Volks. Welche Thätigkeit aber in der Kriegsverwaltung herrschen mußte, bewies das russische Heer, welches 1813 in Deutschland auftrat, und das Heer, welches Alexander im Jahre 1815, 300,000 Mann stark, mit 2000 bespannten Kanonen gegen Frankreich marschfertig aufstellte. — In der Geschichte der Politik Alexanders ist der friedliche, und religiöse Charakter derselben eine bemerkenswerthe Seite. Folgereich war seine persönliche Freundschaft, wie man sie selten unter Monarchen erblickt, für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die 1805 am Sarge Friedrichs II. feierlich besiegelt wurde. Die hohe Tugend der unsterblichen Königin Luise war der Schutzengel dieses Bundes. Alexanders Herz war von der reinsten Achtung für das Vortreffliche erfüllt, ohne daß sein Geist darum den Staatszweck Rußlands aus dem Auge verloren hätte. Nicht Schwäche, sondern Bewunderung für Napoleons glänzende Eigenschaften zog ihn auf dessen Seite hin; auch glaubte er, mit dem Kaiser der Franzosen gemeinschaftlich das Schicksal von Europa ordnen zu können. Deßhalb hielt er mit ihm die Zusammenkunft in Erfurt, am Ende Septembers 1808. Allein, als er sah, daß der herrschsüchtige Eroberer ihn in politische Widersprüche verwickelte und ihm Gesetze vorschreiben wollte, die der Wohlfahrt des Reichs nachtheilig waren, behauptete er mit Entschlossenheit seine Würde und Selbstständigkeit. Es gelang ihm, durch die Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Abo im August 1812, Schweden mit sich zu verbinden, nachdem er schon früher die Pforte zum Frieden von Bucharest bewogen hatte. Durch den Krieg 1812 erhob sich Alexanders Staatskunst zu jenem höheren, frommen Cha-

rakter, der auch seine Staatsschriften bezeichnet. Sie umfaßte bald mit ihrem Blick ganz Europa. Merkwürdig ist in diesem Sinne die Erklärung, welche Alexander zu Warschau den 1/2 Februar 1813 an die Völker Europa's richtete. Sie bewies, daß man in Rußland den Zeitgeist wohl verstand, und mit den Völkern offen, deutlich und kräftig zu sprechen wußte. Noch feierlicher verhieß der aus Kalisch den 25. März 1813, im Namen Alexanders und seiner Verbündeten an die Deutschen erlassene Aufruf einer neuen, rechtlichen, auf Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt mittelst einer angemessenen Verfassung abzweckenden Zustand. Überhaupt hat Alexanders Staatssprache den erhabenen Styl des Orients mit europäisch christlicher Bildung in sich vereinigt; und die wichtigsten Aufsätze in Hinsicht der Gesammtangelegenheiten Europa's erscheinen jetzt in der Petersburger Hofzeitung. So wurde z. B. das merkwürdige Manifest vom 27. Jan. 1816, welches die politischen Grundsätze des Kaisers enthält, in alle europäische Zeitungen aus der Petersburger aufgenommen. Diese Sprache ziemte allerdings dem Wiederhersteller der europäischen Weltordnung, der, ein Agamemnon unserer Zeit, die Fürsten und Völker Deutschlands um sich versammelte: denn ohne Alexanders willkommene Erscheinung diesseits der Weichsel würden damals wenigstens die deutschen Völker, ungeachtet ihrer Begeisterung, die Fessel des Rheinbundes nicht zersprengt haben. Nur Alexanders Persönlichkeit konnte den zögernden König von Preußen bestimmen, sich Rußland in die Arme zu werfen. In diesem europäischen Befreiungskriege (s. d. Art. Russisch-deutscher Krieg) setzte sich der Kaiser Alexander persönlich der Gefahr aus, um den Muth seiner Truppen zu befeuern. Wie ritterlich einfach, und dabei wohlwollend gütig sein ganzes Betragen war, beweis't das schöne und edle Verhältniß, in welches Alexander den General Moreau (s. d. Art.) zu sich stellte. Unstreitig hat Alexanders Persönlichkeit auch auf den Gang des Krieges in Frankreich viel mit eingewirkt. Er gewann durch seine anmuthvolle Offenheit das Vertrauen der Franzosen. Man wandte sich, wie gesagt wird, insgeheim von Paris aus an ihn; und er vorzüglich bestimmte Schwarzenbergs Marsch nach der Hauptstadt am 29. März, welcher den Krieg glorreich endigte. Die Großmuth, mit der Alexander Paris und die Franzosen überhaupt behandelte, die strenge Mannszucht seiner Truppen, und die Zusicherungen, welche die Alliirten auf Alexanders Vorwort der Nation ertheilten, erleichterten nicht nur die Rückkehr der Bourbons, welche der russische Kaiser ohne Rücksicht auf Legitimität, dem eigenen Wunsche der Franzosen zu gewähren glaubte, sondern auch das Friedensgeschäft selbst. Mit ähnlicher Großmuth behandelte er den abgesetzten Kaiser Napoleon; er achtete in ihm die Monarchenwürde ohne Rücksicht auf Geburtsrecht. Auch besuchte er die Kaiserin Josephine, und speis'te bei ihr in Malmaison; er verwandte sich für den Prinzen Eugen Beauharnois; er besuchte den Marschall Ney. Die Begeisterung der Pariser für ihn war grenzenlos. Alexander verließ Paris den 1. Juli 1814 und ging nach England, wo er mit Jubel empfangen wurde. Indeß scheint doch manches hier einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. So mußte er, der 80 Linienschiffe hat, bei dem Mahle in Guildhall, zu Ehren des Volksgesanges: Rule Britannia, sich erheben! Desto mehr beschäftigte dieses Land seine Wißbegierde. Den 28. Juni verließ er England, und den 25. Juli traf er wieder in St. Petersburg ein, wo er den vom Senat ihm angetragenen Titel des Gebenedeiten ablehnte, und Gott allein die Ehre gab. Die-

selbe Gesinnung spricht sein Ukas, Moskau, den 27. Nov. 1817, aus, nach welchem der heilige Synod den Geistlichen alles Lobpreisen des Monarchen untersagen soll. Seine Anwesenheit in Wien während des Congresses war nicht allein der Eintracht der Fürsten und den freisinnigen Grundsätzen günstig, die man in die Congreßacte aufnahm, sondern sie vollendete auch das politische Übergewicht Rußlands durch die Behauptung des Königreichs Polen, wofür freilich Sachsen, dessen Volke man die Erhaltung der Landesgrenzen versprochen, das Loos der Theilung traf. Die polnische Constitution, welche Alexander von einigen Polen und seinen Staatsmännern in Wien entwerfen ließ, war die erste, welche dem Worte der Monarchen und den Erwartungen der Völker entsprach. Die Beharrlichkeit, mit welcher Alexander seinen politischen Grundsätzen treu blieb, bewies sich nicht allein gegen die Schweiz, die hauptsächlich ihm ihre Neutralität verdankt, und gegen die ionische Republik, sondern auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Paris, in der Erfüllung des Tractats von Chaumont. Alexander kam jetzt zum zweitenmal, den 11. Juli 1815, in die Hauptstadt Frankreichs. Die strenge Mannszucht, welche seine Truppen beobachtete, erweckte neues Vertrauen zu Rußlands Politik, deren Einfluß auf das französische Cabinet sichtbar den brittischen verdrängte, vorzüglich seit Richelieu — bisher in russischen Diensten — an die Spitze des Ministeriums Ludwigs XVIII. trat. Von dieser Zeit an zeigt sich Rußlands politisches Gewicht nicht blos in dem französischen, sondern auch in dem spanischen Cabinet. Selbst der Hof von Rio Janeiro näherte sich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband sich, wie Preußen, Würtemberg und andere Staaten, enger mit dem russischen Hofe. Darum hat Alexander gemeinschaftlich mit den Mächten, die den Tractat von Chaumont geschlossen, an den europäischen Gesammtangelegenheiten, z. B. an dem Abfall der spanischen Colonien, und an dem Zwiste Spaniens mit Portugal wegen Monte Video Antheil genommen. Auch hat er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrikanischen Staaten ergriffen. Ob er durch die Stiftung des christlichen Bundes, Paris den 26. Sept. 1815 (s. d. Art. Heilige Allianz) und durch die Erklärung des Congresses von Aachen (1818) der europäischen Staatskunst eine höhere Richtung gegeben, welche jeder Revolution vorbeugen könne, wird die Zukunft deutlicher entwickeln. Er hat sich dadurch, als der Stifter eines religiösen Ruhesystems der Staaten und Völker, an die Spitze der europäischen Regentenfamilie gestellt; eine christliche Gesinnung soll fortan die Seele der Staatskunst und das Band zwischen der Regierung und dem Volke sein. In diesem Sinne hatte Alexander schon beim Antritte seiner Regierung die geheime Staatspolizei und Büchercensur aufgehoben, letztere jedoch später wieder eingeführt. In diesem Sinne hat er d. 7. April 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." In diesem Geiste hat er die Jesuiten (1. Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau, zuletzt (25. März 1820) aus dem ganzen Reiche entfernt, den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugesichert und die Bildung der Juden befördert. Daß eine solche Regierung schon jetzt wohlthätige Folgen gehabt haben müsse, beweis't nicht blos die Vergrößerung des Reichs durch Grusinien, Finnland, Warschau, Schirwan und Bessarabien, welche Länder die Reichsgrenzen fast überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs binnen 17 Jahren von 36 Mill. bis auf mehr als 42 Mill. — meistens Europäer — vermehrt haben; sondern der immer höher steigende innere

Wohlstand des Reichs, das schnelle Aufblühen Moskau's aus seiner Asche, die wachsende Cultur in Sibirien und der Krimm, die während Alexanders siebzehnjähriger Regierung um 600 000 Menschen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk und Irkuzk. Reifere Blüthen wird die längere Fortdauer dieser auf Gesetzlichkeit, Freisinn und menschliches Wohlwollen gegründeten Regierung entfalten K.

Alexandersbad, im Königr. Baiern, liegt ½ St. von dem bayreuthischen Städtchen Wunsiedel in einer herrlichen Gegend, nahe beim Dorfe Sichersreuth. Seine Anlagen verdankt es dem Markgrafen Alexander, der 1782 die Quelle mit einer steinernen Einfassung umgab, das große Brunnenhaus erbaute und diese wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anstalten aller Art hob. Die Quelle ward schon frühzeitig und zwar i. J. 1734 entdeckt, erhielt 1741 eine hölzerne Einfassung, und, da sich ihr Ruf bald verbreitete, 1751 durch den Margrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandts Untersuchung giebt die Quelle in einer Stunde gegen 16 Pariser Cubikfuß Wasser, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7 Grad, und einen starken Geschmack, der Eisen- und Kohlensäure verräth. In 15 Pfunden Wasser fanden sich 35,50 Gran kohlensaure Kalkerde, 5,25 Gr. kohlensaures Natrum, 2,25 Gr. Thonerde, 8,25 Gr. Kieselerde, 3,125 Gr. Eisenoxyd, fixe Stoffe überhaupt 54,275 Gran, und Kohlensäure 415 Kubikzoll, 286,28 Gran. Man braucht dies Wasser vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen, die aus Thon von Rothen-Bibersbach gemacht werden, versendet. Das Brunnenhaus ist aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es steht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der steinernen Einfassung der Quelle. Um diese herum ziehen sich in einem Halbkreise kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzsaal, die Wohnung des Bademeisters und mehrere Badezimmer befindlich sind. Zur Seite ist ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüsch bepflanzter Hügel. Die meisten Anlagen in der so romantischen Gegend wurden an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, auf dem die Überbleibsel einer Burg liegen, gemacht. Über Granittrümmer führt jezt ein wohlgeebneter Weg durch die Felsenmauer hinauf, und läßt bei jeder gemachten Anlage den Wanderer ruhen von der gehabten Anstrengung. Die Stadt Wunsiedel, die hohe Kössein und viele andere Puncte des Fichtelgebirges laden zu interessanten Wanderungen ein.

Alexandria (türkisch Scanderik) die Hauptstadt Ägyptens unter den Ptolemäern und die Residenz derselben, wurde 335 Jahre vor Christi von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze seines Reichs und zum Mittelpuncte des Welthandels bestimmte. Es war vermöge seiner natürlichen Lage eine Festung und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verschönerten es immer mehr, und machten es zum Sitz der Gelehrsamkeit. (S. Alexandrinisches Zeitalter.) Der schönste Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Paläste prangten. Hier befand sich das Akademiegebäude oder Museum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, war; die andere Hälfte von 300,000 Bänden war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius der Kleopatra zum Geschenk machte, wieder ersezt. Das Museum

in welchem Gelehrte Wohnung und Unterhalt hatten, war verschont geblieben und ging erst unter Aurelians Regierung durch bürgerliche Unruhen zu Grunde. Die Bibliothek im Serapion erhielt bis sich auf die Zeiten Theodosius des Großen, welcher alle heidnischen Tempel zerstören ließ. Dies geschah auch mit dem herrlichen Tempel des Jupiter Serapis, den ein wüthender Haufe fanatischer Christen, unter Anführung ihres Erzbischofs Theodosius stürmte und verheerte. Bei diesem Sturme wurde die Bibliothek theils verbrannt, theils sonst zerstört, und der Geschichtschreiber Orosius (gegen Ende des 4. Jahrhunderts) sah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es christliche Barbaren und nicht die Araber unter Omar, wie gewöhnlich gesagt wird, welche den Wissenschaften diesen unersetzlichen Verlust zufügten. Die alexandrinische Bibliothek umfaßte die gesammte griesche und römische Literatur, von der wir nur noch einzelne Trümmer übrig haben. Bei der Theilung des römischen Kaiserthums kam Ägypten mit Alexandrien an das morgenländische Reich. Im J. 640 nahmen es die Araber in Besitz; der Kalif Motawakel (845) stellte Bibliothek und Akademie wieder her, aber schon 868 eroberten es die Türken: die Stadt sank immer mehr und mehr, behielt aber einen blühenden Handel, bis im 16. Jahrhundert die Portugiesen den Weg zur See nach Ostindien fanden. — Das jetzige Alexandrien steht nicht mehr auf dem Boden, wo das alte stand, von dem nichts mehr übrig ist, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, und das südöstliche Amphitheater; Ruinen, die von seiner ehemaligen Herrlichkeit nur noch ein schwaches Bild geben können. Die Bevölkerung (sonst 300,000 Seelen) wird jetzt auf 20,000 geschätzt. Der Canal von Ramanieh, von Cairo nach Alexandrien (50 geogr. Meilen) ward vom Vicekönig Mohammed Ali Pascha wiederhergestellt und den 26. Jan. 1820 zuerst befahren.

Alexandriner, Verse, die aus sechs jambischen Füßen bestehen, und in der Mitte als charakteristische Eigenschaft, wodurch sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen Trimeter unterscheiden, einen Einschnitt haben, z. B.

„Umsonst hält die Vernunft | das schwache Steuer an.“

Sie sind sehr eintönig, und bei den Deutschen nicht mehr üblich; die Franzosen dagegen sind für das Epos und Drama allein auf diesen armseligen Vers beschränkt. Den Namen hat die Versart von einem alten französischen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, welches das Werk von neun verschiedenen Dichtern ist, und in welchem diese Versart zuerst soll gebraucht worden sein.

Alexandrinisches Zeitalter. Als die schöne Blüthe griechischer Dichtkunst, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, suchte man durch Kunst zu ersetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. An die Stelle der Naturpoesie trat die Kunstpoesie. Alexandria in Ägypten ward von den kunstliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrsamkeit gemacht, und gab diesem Zeitalter der Künste und Wissenschaften den Namen des Alexandrinischen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und kostbarste im Alterthume war (vgl. Alexandria), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, sondern stiftete auch das Museum, das mit Recht als eine Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. Es war dasselbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das einen Theil der Residenz ausmachte, worin viele

Gelehrte beisammenwohnten, gemeinschaftlich speisten, studirten und Andere unterrichteten. Am wichtigsten unter diesen Gelehrten sind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die eben sowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyclopädisten genannt werden können. Solche waren Zenodotus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu Alexandrien bildete, Eratosthenes, der Cyrener, Aristophanes aus Byzanz, Aristarch aus Samothrazien, Crates aus Mallus, Dionysius aus Thrazien, Apollonius der Sophist, Didymus, der nicht mit dem spätern Scholienschreiber verwechselt werden darf, und Zoïlus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmähler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Generationen aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius, der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon, der Phliasier, Scymnus, Dionysius, und sieben Tragiker, welche man das Alexandrinische Siebengestirn (Plejaden) nannte, Arandites, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lykophron, Dionysides (oder Sosiphanes), Sositheus und Philiscus. — Das Alexandrinische Zeitalter hat einen von den früheren durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Reinigkeit, Correctheit und Eleganz der Sprache zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium giebt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelt den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in Einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerhaften Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Art von Dichterschule, worin solche Meister Muster waren, so begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel von Originalität fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Puncte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen, und suchte durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meistens Dichter und Grammatiker zugleich, sind daher steife, genielose, mühselige und uninteressante Verskünstler.

Alexianer, s. Brüderschaften.

Alfieri (Graf Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur sich durch eigene Kraft entwickelt, wie sie in dem Gefühl ihres angebornen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und wie sie in allen Verhältnissen des Lebens sich rein erhält von den kleinlichen, selbstsüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das sehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geistreichen Dichter einen ungleich größeren Menschen vor Augen stellt. Von reichen und vornehmen Ältern am 17. Jan. 1749 zu Asti in Piemont geboren, genoß Alfieri in dem väterlichen Hause eine nachlässige

und fehlerhafte Erziehung, wie sie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, und welche den Geist eben so unwissend als das Herz unausgebildet ließ. Sein Oheim, der ihm nach seines Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, glaubte besser für ihn zu sorgen, wenn er ihn auf der Turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig diese Absicht hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri selbst von dieser höchst mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anstalt entwirft. Er verließ sie fast eben so unwissend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angestellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage sich versammelte. Eine unbestimmte Begierde, fremde Länder zu sehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreisen, und kaum war er zurückgekehrt, als sein unruhiger Geist, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philosophie verabscheuend, ihn zu neuen Reisen trieb. Er durchflog fast alle Länder Europa's, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden seines Herzens zu finden. Aber so eilfertig und unwissend er auch diese fast dreijährigen Reisen gemacht hatte, so waren sie ihm doch nicht unnütz gewesen. Sein angeborner Freiheitssinn hatte sich bei dem Anblick so verschiedener Tyranneien mit vieler Bestimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdischer Majestät konnte seine Augen nicht mehr blenden, und obgleich er über die Wahl seiner künftigen Laufbahn noch unentschlossen war, so erschien ihm doch der Militärdienst als eine unerträgliche und unwürdige Sklaverei, von der er sich befreite. Während er so in Unthätigkeit hinlebte, stürzte ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst; lange kämpfte sein Verstand, der diese Liebe als unwürdig verwarf, mit seinem schwachen, von Leidenschaften beherrschten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang. Damals fühlte er lebhafter, als je das Bedürfniß nach Geistesthätigkeit. Ein früherer dramatischer Versuch, zu dem ihn zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände und er glaubt eine Stimme in seinem Innersten zu vernehmen, die ihm die dramatische Dichtkunst und seine Bestimmung anzeigt. Er geht sogleich ans Werk; sein erster Versuch wird mit unverdientem Beifall gekrönt, und er verpflichtet sich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen sich selbst, alles daran zu setzen, ein tragischer Dichter zu werden. Aber jetzt, da er seine Kräfte und Mittel zu diesem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Riesengestalt seine Unwissenheit vor Augen; er sieht sich zu dem harten Entschlusse gezwungen, in einem schon reifen Alter von den ersten Elementen anzufangen; aber er beginnt sogleich ihn auszuführen; er studirt zunächst lateinisch und toscanisch, zu welchem Ende er selbst nach Toscana geht. Auf dieser Reise lernte er die Gräfin von Albany (die Gemahlin Carl Eduards, des engl. Prätendenten), geborne Gräfin von Stolberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöschliche Liebe kettete. An ihr fand sein Herz einen würdigen Gegenstand, wie ihn sein Geist in der Dichtkunst gefunden hatte; die bisher unbestimmten Begierden seiner Seele hatten nunmehr eine feste Richtung genommen; von nun an rang er mit rastlosem Eifer nach dem dichterischen Lorbeer, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu sein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, dessen erniedrigter Zustand ihn mit Abscheu dagegen erfüllte. Er schenkte zu dem Ende sein ganzes

Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Jetzt lebte er abwechselnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien, zu denen später, gleichsam wider seinen Willen, noch einige hinzukamen. Die widerwärtigen Schicksale seiner verehrten Dame hatten oft seine Ruhe gestört; dieser qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigsten und unzertrennlichsten Verhältniß. Sie allein, in der er Ersatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte seinen Geist. Er lebte abwechselnd mit ihr im Elsaß und in Paris, unablässig mit der Dichtkunst und der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke bei Didot und Beaumarchais beschäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeistertes Gemüth mußte das Trugbild derselben, dem die Revolution huldigte, mit Abscheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das stete Fallen der Assignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchst mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geschändet zu sehen, und durchaus unfähig zu geistigen Arbeiten. Diese Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des August 1792, wo er Paris verließ und eben noch den gräßlichen Septemberscenen durch die Flucht entging. Er verlor seine Bücher und den größten Theil der eben bei Didot in 5 Bänden vollendeten Ausgabe seiner Tragödien. Seitdem lebte er mit seiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigstens periodisch, zu ihm zurück; er nahm seine gewohnten Arbeiten wieder vor, schrieb noch seine Satiren und sechs Komödien, und studirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechische Sprache, mit deren Dichtern er erst bekannt wurde, bis er seine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter diesen seine Kräfte erschöpfenden Arbeiten starb er am 8. October 1803. Seine Asche deckt in der heil. Kreuzkirche zu Florenz, wo sie zwischen Macchiavell und Michel Angelo ruht, ein schönes Denkmahl von Canova. Alfieri hat sich als dramatischer Dichter in drei verschiedenen Gattungen versucht; wir besitzen von ihm 21 Tragödien, sechs Komödien und eine sogenannte Tramelogödie. Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatischen Dichter aussprechen, so dürfen wir nicht verhehlen, daß alle seine Werke in dieser Gattung nur als Bestrebungen eines großen Geistes anzusehen sind, der sich in seinem wahren Wirkungskreise vergriffen hat. Überdruß an Müßiggang und ein innerer Drang, sich hervorzuthun, machten Alfieri zum Dichter; und er, der selten die Mittelstraße ging, konnte sich unmöglich bei einer Beschäftigung, auf die er sein ganzes Leben zu wenden beschloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziel setzen. Er spricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß sein hohes Bestreben dahin gehe, sich in der in seinem Vaterlande bis auf ihn noch vernachlässigten dramatischen Kunst jenen unsterblichen Meistern des Gesanges beizugesellen, welche Italien besitzt. Er rang nach diesem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens mit hoher Kraft, und diese edlen Eigenschaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunst wohl sonst zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichen konnte. Entrüstet über die Entartung seiner Zeitgenossen, tiefen Abscheu gegen den Despotismus in einem stolzen, freien, leidenschaftlichen Herzen, war Alfieri viel mehr politisch als poetisch begeistert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitssinn in die erschlafften Gemüther hauchen, aber es schien ihm unwürdig, sich dazu der schmeicheln-

den Künste der Rede zu bedienen, er entsagte geflissentlich allem Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernst gefallen; aber er vergaß, daß er damit gleich den wesentlichen Eigenschaften des Dichters entsagte. Seine Tragödien sind schroff und starr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Diction entbehrt durchaus jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerste Gemüth aufregt. Dennoch ist er Italiens erster Tragiker und hat allen nachfolgenden zum Muster gedient. War Alfieri's Geist in seiner Jugendblüthe zu spröde für die Tragödie, so mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er sich in seinem Alter, wo längst die süße Täuschung des Lebens vor seiner Seele geschwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armseligkeit vor seinen Augen lag, in der Komödie versuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erstarrt. Auch in der Komödie hat er eine durchaus ernste, meistens politische Tendenz; die Erfindung ist leer, die Verwicklung ohne alles Interesse, die Charaktere sind, wie in der Tragödie, nur allgemeine Umrisse, ohne Individualität; so stehen die Komödien noch weit unter den Tragödien, und sind seines hohen Geistes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenste unter allen dramatischen werken Alfieri's den Abel, welchen er, um ihm einen seiner Seltsamkeit angemessenen seltsamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerst diese Zwittergattung zwischen der Tragödie und Oper erfand, hatte sich vorgenommen, sechs Stücke in derselben zu liefern, und wir glauben es bedauern zu müssen, daß er nicht durch mehrere Tramelogödien die Eigenthümlichkeit dieser Gattung genauer bestimmt hat. Im Abel erscheint sie als ein Gemisch von Tragödie und Oper, in wechen sich der erhabenste, lyrische Schwung mit der größten Einfachheit vereinigt findet. Alfier's am freiesten in den Extremen sich bewegender Geist befand sich hier in seiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik bestehen kann, so machen Erfindung und Ausführung den Abel unläugbar zu einem schönen Dichterwerke; es ist der höchste Gipfel, zu dem sich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer diesen dramatischen Originalwerken besitzen wir von Alfieri ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehrere lyrische Gedichte, sechzehn Satiren, und poetische Übersetzungen vom Terenz, Virgil, und einigen Stücken des Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Nach seinem Tode erschienen der Misogallo, ein Denkmahl seines Franzosenhasses, und seine Selbstbiographie (deutsch 1812, im Verlage des Kunst- und Industrie-Comtoirs von Amsterdam in Leipz., 2 Thle, 3 Thlr.), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieses Mannes vor Augen legt. Seine sämmtlichen Werke sind gesammelt erschienen: Padua u. Brescia, 1809 u. 10, 8. 37 Bde. M.

Alfred oder **Älfred der Große**, König von England (geb. 849, gest. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürsten, denen die Nachwelt den so oft gemißbrauchten Namen des Großen ohne Weigerung zugesteht. Er bestieg den englischen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die schon seit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüstungen in diesem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen sie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und schloß Vergleiche mit ihnen ab, die aber nicht von ihnen gehalten wurden. Alfred mußte verkleidet flüchten und stand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienste. Allein eben in diesem Zustande, der ihm jeden Widerstand unmöglich machte, sann er darauf, diesen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß

eine Unterthanen sich in der Stille gegen ihre Feinde rüsteten, gab ihnen daher von seinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beste, über die Verfassung, in der sich die Dänen befänden, selbst Kundschaft einzuziehen. In dieser Absicht begab er sich, als Harfenspieler verkleidet, in das Lager des dänischen Königs Guthrum, und da er deutlich wahrnahm, daß die Dänen sich einer völligen Sicherheit und Sorglosigkeit überließen, eilte er zu seinem Heere zurück, stellte sich an dessen Spitze, und erfocht einen so vollkommenen Sieg, daß sie genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er gestattete den noch im Lande befindlichen sich anzubauen, doch mußten sie sowohl, als ihr König, das Christenthum annehmen. Von jetzt an machte er in seinem Lande die besten Einrichtungen. Er legte Festungen an, übte einen Theil seiner Unterthanen in den Waffen, während er durch den andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit suchten indeß neue Schwärme von Dänen in sein Land einzubrechen; dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu lassen, und sowohl mit diesen, als auch mit seinen Landtruppen den Feinden, wenn sie landen wollten, tapfern Widerstand zu leisten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dem, daß er auf diese Art für die Sicherheit seiner Unterthanen sorgte, war er auch zugleich für mehrere Bildung derselben durch Gesetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Gesetze seiner Vorfahren zusammentragen, und vermehrte sie, übersetzte auch selbst die Psalmen und die Äsopischen Fabeln und einige andere Schriften in die englische oder damalige angelsächsische Sprache, und legte eine Schule zu Oxford an. Sein vorzüglichstes Augenmerk ging jedoch dahin: seine Feinde so viel wie möglich zur See zu bekriegen, und an seinem Hofe die in den Wissenschaften und Künsten erfahrensten Männer zu unterhalten. Durch seinen häufigen und vertrauten Umgang mit diesen erwarb er sich selbst viele Kenntnisse, verglich die verschiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte sie bei seinem Scharfsinne und seiner Klugheit sehr gut zu benutzen. Ihm bleibt besonders das Verdienst, zu Englands Seemacht den ersten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerst Schiffe oder vielleicht Galeeren bauen ließ, die sechzig Ruder hatten, und hierdurch sowohl als auch in Ansehung ihrer Größe und Beschaffenheit noch einmal so stark waren, als die größten vorher gebräuchlich gewesenen Schiffe. Die Nachricht einiger Schriftsteller, daß er zugleich mit diesen Schiffen einige Entdeckungsreisen nach den norwegischen und lappländischen Küsten, und sogar nach Ostindien habe vornehmen lassen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus diesem Edelsteine und andere Waaren erhalten habe, scheint ziemlich glaubwürdig, zumal da man selbst die Personen, die er zu diesen Reisen gebraucht, namentlich angiebt. Und so wäre Alfred auch der erste, der seine Unterthanen auf Indien aufmerksam gemacht hat.

Algarotti (Francesco Graf), gehört unter diejenigen italienischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem meisten Erfolge das Studium der ernstern Wissenschaften mit der Ausübung der Künste verbunden haben. Er war zu Venedig im J. 1712 geboren, studirte zu Rom, Venedig und zuletzt, unter Manfredi und Zanotti, zu Bologna, und machte glückliche Fortschritte in der Mathematik, Geometrie, Astronomie, Philosophie und Physik. Dieser letztern Wissenschaft und der Anatomie widmete er sich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateinische und Griechische studirt, auch großen Fleiß der toscanischen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reisen. Er sah Frankreich, England,

Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutende Städte Italiens, und fixirte sich erst in den letzten zehn Jahren seines Lebens in seinem Vaterlande. Als einundzwanzigjähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil seines Neutonianismo per le dame, im Geschmack der Pluralité des mondes von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Bis 1739 lebte Algarotti abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Chatelet, bald in London. In dem gedachten Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianischen Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn König August III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, besonders am erstern Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienstes und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Im J. 1754 aber kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und seit 1762 zu Pisa wohnte. Hier starb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu seinem Monument, welches auf Friedrichs II. Kosten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Pisa errichtet wurde, hatte er selbst gemacht. Er wird in der Inschrift, mit Beziehung auf seinen Congresso di Citera und seinen Neutonianismo, ein Nebenbuhler Ovids und Schüler Newtons genannt. Unstreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetsten Männern aus dem Jahrhundert Friedrichs II. Seine Kenntnisse waren weit umfassend, und in mehrern Fächern gründlich. In Ansehung der Mahlerei und Baukunst gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künstler sind unter seiner Leitung gebildet worden. Er selbst zeichnete und ätzte mit vieler Geschicklichkeit. In seinen Werken, welche von dem mannichfaltigsten Inhalte sind, zeigt sich überall Witz mit Scharfsinn gepaart, seine Poesien sind voll Anmuth und Feuer, und seine Briefe gehören zu den schönsten, welche die italienische Sprache aufzuweisen hat. Unter seinen Saggi sopra le belle arti sind die Versuche über die Mahlerei die wichtigsten. Eine vollständige Angabe seiner Werke würde hier zu weit führen. Es giebt mehrere Sammlungen derselben, die neueste ist zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erschienen.

Algebra. Dieser wichtige Theil der Mathematik ist die Wissenschaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu bestimmen und zu finden. Da man sich zu diesen Zeichen der Buchstaben bedient, so hat man sie auch Buchstabenrechnung genannt. Einige Schriftsteller nennen die Algebra die Wissenschaft, eine jede gegebene mathematische Aufgabe aufzulösen und begreifen besonders die Lehre von den Gleichungen darunter; allein dieser Begriff wird richtiger der Analysis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil ist, und zwar derjenige, welcher sich besonders mit der Rechnung endlicher Größen beschäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erste faßt die eigentliche Buchstabenrechnung, oder diejenige Wissenschaft in sich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchstaben behandelt; der andere lehrt die Art und Weise, wie man sich dieser Buchstabenrechnung zur Auflösung der Aufgaben geschickt bedienen soll. Diesen letztern Theil, welcher der größte und wichtigste ist, nennt man auch schlechtweg die Algebra. — Ursprünglich bedeutet

das Wort **Algebra** (im Arabischen) die Kunst, einen gebrochenen Knochen zu heilen, daher noch jetzt im Spanischen **Algebrista** ein Mann, der Beinbrüche und Verrenkungen heilt, ein Wundarzt.

Algier, s. **Barbaresken**.

Älianus (Claudius, ein griechischer Schriftsteller aus Präneste in Italien, um das Jahr 222 n. Chr. Noch haben wir von ihm zwei interessante, in schönem Griechisch geschriebene Werke: **Mannichfaltige Geschichte** und **Naturgeschichte der Thiere**. Von dem erstern ist eine der vorzüglichsten kritischen Ausgaben die von Gronov, Leyden, 731 in 4. (eine neuere Ausgabe mit Perizonius Commentar von Kühn, Leipz. 780 in 8. und von Lehnert, Breslau und Leipzig 793 in 8.) von der letztern die von J. G. Schneider Leipz. 784 in 8.

Alibi. Beweis des Alibi (anderswo) heißt im Strafprozeßsystem derjenige Beweis der Unschuld, welcher aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit des an einem bestimmten Orte geschehenen Verbrechens an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er dieses Verbrechen nicht verübt haben kann. Die Lehre von diesem Beweis ist für Defensoren und Criminalrichter sehr wichtig und ihre Anwendung fodert um so mehr Scharfsicht, da es Verbrecher giebt, welche vor der That sich schon die Mittel vorbereiten, im Fall eines auf sie fallenden Verdachtes den Schein eines Alibi zu gewinnen.

A. Mnr.

Alicante, eine am mittelländischen Meere, im spanischen Königreiche Valencia gelegene, durch gewöhnliche Mauern befestigte Stadt mit einem ehemals starken, seit dem sp. Erbfolgekrieg verfallenen Castell, und einem guten Kauffahrteihafen. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000. Der vorzüglichste Ausfuhrartikel ist der gute, süße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Weins bekannt ist. Carl V. pflanzte ihn zuerst an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Alicante ist die Handlungsniederlage zwischen Spanien und Italien.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein solcher, von welchem sich in Zahlen (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie vielmal er in dem Ganzen enthalten sei. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größeren ist so nennt man dieselben **incommensurabel** (unmeßbar), weil eine Größe durch die andere messen überhaupt und im strengsten Sinne nichts anders heißt, als in Zahlen bestimmen, wie vielmal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch **irrational** (verhältnißlos), weil sie in keinem geometrischen Verhältnisse zu einander stehen. Wenn man von einer incommensurablen oder Irrationalgröße spricht, so versteht man darunter eine solche, von welcher die zu ihrer Ausmessung bestimmte Maßeinheit kein aliquoter Theil ist. Von dieser Beschaffenheit sind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2. 3. 5. 6. 7. 8. 10. u. s. f.) Die Seite eines Quadrats von 8. Quadratzoll Flächengehalt ist durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang sein, denn das gäbe, mit sich selbst multiplicirt, schon 9 Zoll Inhalt; sie kann nicht 2 Zoll lang sein, denn das gäbe nur 4, und sie kann auch nicht 2 Zoll und einen Bruch von Zoll lang sein, weil jeder Bruch in der Multiplication nicht vermehrt, sondern vermindert. Die präsumtive Irrationalität des Cirkelflächengehaltes, d. h. die Unmöglichkeit, ihn durch die als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumessen, ist unter dem Namen Quadratur des Cirkels zum Sprichwort geworden; die-

selbe suchen, heißt nach etwas Unmöglichem streben, sie gefunden haben wollen, seinen Scharfsinn überschätzen u. dergl. m. (S. d. Art. Kreis.) A. Mnr.

Alkali, Alkalien, alkalische Salze, Laugensalze, sind Grundstoffe, welche einen besonders scharfen Geschmack haben, mit den Säuren aufbrausen, den Veilchensaft und ähnliche blaue Pflanzensäfte grün färben und alle in Säuren aufgelös'te Körper niederschlagen. Man unterscheidet zwei Arten von Alkalien, feuerbeständige oder fixe und flüchtige. Jene haben einen besonders brennenden laugenhaften Geschmack, sind im Feuer beständig und zerfallen in Pflanzenalkali (Potassinum) und Mineralalkali (Natrum); diese hingegen verflüchtigen sich leicht in der Wärme. Die allgemeinen Eigenschaften der Alkalien sind folgende: Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft leicht an, wenn sie nicht mit Kohlensäure verbunden sind, und können daher gebraucht werden, Gasarten vom Wasser zu befreien; während sie die übrigen blauen Pflanzensäfte (den Indigo ausgenommen) grün färben, erhöhen sie die blaue Farbe des Lackmußes; sie stellen die Farben, die durch Säuren verändert worden sind, wieder her; sie verändern die rothen Pflanzenfarben, vorzüglich die des Fernambucks, in blau oder violett und die der Curcume oder andere gelbe Pflanzenfarben in röthlichbraun; sie trennen (im kohlensauren Zustande) alle in Säuren aufgelös'te Dinge. Die metallischen Auflösungen trennen sie sowohl im ätzenden als kohlensauren Zustande, und die Niederschläge erscheinen mit verschiedenen Farben; sie lösen im ätzenden Zustande Öle, Fettigkeiten, harzige Stoffe auf, wodurch Seifen entstehen; auch wirken sie im ätzenden Zustande sehr stark auf alle thierische Theile, lösen sie auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich sind; so wirken sie auch auf einige Pflanzen, wie die Schwämme; im ätzenden Zustande verbinden sie sich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber; sie lösen sich, wenn sie frei von Kohlensäure sind, in Weingeist auf, und die Flüssigkeit erhält eine rothe Farbe; sie scheiden das Ammoniak aus seinen Verbindungen mit Säuern; sie setzen mit Säuern Neutralsalze zusammen; sie lösen im ätzenden Zustande die Thonerde auf, die im Wasser erweicht worden ist; im ätzenden Zustande im Wasser aufgelös't, lösen sie die Kieselerde auf: im Feuer entsteht durch diese Verbindung Glas, welches aber im Wasser lösbar ist, wenn man wenig Kieselerde angewendet hat; sie kommen in den mehrsten Fällen mit Kohlensäure verbunden vor, und dann brausen sie mit andern Säuern, indem die Kohlensäure ausgetrieben wird; sind sie völlig ätzend, so erhitzen sie sich bei der Lösung im Wasser.

Alkämenes, s. Bildhauer der Griechen.

Alkmar (Heinr. v.), s. Reinecke (der Fuchs).

Alkohol, jede in das allerfeinste Pulver aufgelös'te Substanz, insbesondere der bis auf den höchsten Grad rectificirte, abgezogene Weingeist.

Alkoran, s. Coran.

Alla Breve wird ein Tonstück überschrieben, das in einer doppelt so geschwinden Bewegung, als sonst bei eben der Art Noten Statt findet, vorgetragen werden soll, so daß eine ganze Tactnote so geschwind als sonst eine halbe, eine halbe so geschwind als sonst ein Viertel u. s. f. gespielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieser Tactart den Tonstücken ein Zeichen vorzusetzen, das einem durchstrichenen C gleich sieht. Übrigens bedient man sich auch des Ausdrucks: alla Capella; welche Benennung von den aus dem Choralgesange ent-

lehnten Subjecten herrührt, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieselben sind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, so wie es in den Capellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allah ist im Arabischen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mohammed sagt, er sei der Einzige, der sein Wesen von sich selbst habe, ihm sei nichts gleich in der ganzen Reihe der Wesen. Alle Geschöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er sei der, welcher weder zeuge noch gezeugt worden sei. Er ist der Herr der Körper- und Geisterwelt, dessen, als des einzigen und wahren Gottes, Verehrung Mohammed als die Hauptlehre seiner Religion überall einschärft. Das Wort ist aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zusammengesetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim ist.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn sich mehrere Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müssen. Dies ist in Verschreibungen, welche von Mehreren gemeinschaftlich ausgestellt sind, nur dann der Fall, wenn dieser Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für seinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Division Verzicht geleistet sein. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer solidarischen Schuld zuerst angreifen will, hängt von seiner Wahl ab, und es ist gleichgültig, ob sein Name zuerst oder zuletzt unter dem Documente steht. Der Angegriffene aber behält seinen Regreß an seine Mitverpflichteten, die er nöthigen kann, die Verpflichtung zu gleichen Theilen mit ihm zu tragen. Wird ein Mitverpflichteter zahlungsunfähig, so wird seine Quote unter die übrigen gleich vertheilt.

Allegorie. Dieses griechische Wort bezeichnet seinem Ursprunge nach eine Darstellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darstellt, noch etwas anderes bedeuten sollen, als sie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgesehen von ihrer besondern Zusammenstellung, ankündigen (das Wort ist nämlich gebildet aus αλλο und αγορειν). Der herrschend gewordene Gebrauch dieses Ausdrucks verlangt aber: 1. eine Verwandtschaft oder Gleichartigkeit dieses verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichsam einander parallel fortlaufen müssen; denn sonst würde auch die Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2. die Kunst, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargestellten, jenen andern vermittelst dieser Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anschauenden sicher zu erwecken; welche Kunst um so größer ist, je sicherer beim Anschauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes) die ihm entsprechende höhere Bedeutung des dargestellten, das ideale Gegenbild, sich vor der Phantasie des Anschauenden entfaltet, so daß vor dem klaren Anschauen des Letztern das Erstere fast verschwindet, und allmählig zurücktritt. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darstellung, in welcher ein Gegenstand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darstellung ist gewöhnlich ein sinnlicher oder historischer (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zusammenstellung beruht, und einen besondern Gegenstand, eine besondere Thatsache und Begebenheit, sie sei nun wirklich geschehen, oder

werde nur als geschehen vorgestellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anschauen des ersteren hervortretende Sinn aber ein geistigerer und allgemeinerer, welcher über einzelne Fälle und Thatsachen, auf welche die Darstellung sich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede schöne Kunst in gewissem Sinne allegorisch nennen kann, — denn es will das schöne Kunstwerk durch individuelle sinnliche Zeichen etwas Höheres, Ideales darstellen, — im strengen Sinne aber Allegorie nur ein solches Produkt der Kunst genannt wird, in welchem die Zeichen der Darstellung so verbunden sind, daß sie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen besondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darstellen, welche doppelte Bedeutung eines sinnlichen Gegenstandes oder eines Factums zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft des besondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geistes überhaupt voraussetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geistiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles repräsentirt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegorische dem Historischen (in einem weitern Sinne genommen) entgegensetzt, und dann die Allegorie ein Phantasiebild, eine Phantasie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarstellung vorzugsweise zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darstellungen geben kann, denen ein eigentliches historisches Factum, d. i. eine Thatsache oder Begebenheit aus dem Kreise der Geschichte genommen, zum Grunde gelegt ist, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben versucht hat, welche Darstellungen man historische Allegorien genannt hat; so hat doch theils das Geschichtliche schon an und für sich selbst so viele Bedeutung, daß dasselbe, wenn eine allgemeine Deutung den eigenthümlichen Charakter dessen — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerstören pflegte, den Blick noch fortdauernd auf das Individuelle hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Besondern ein geistiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzustellen, verschwinden müßte. Daher das Besondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenstand und Erzeugniß der schaffenden Phantasie ist. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den sogenannten redenden Künsten, d. i. Beredsamkeit und Dichtkunst, und unter den bildenden nur in der Mahlerei und Plastik, so wie in den mimischen Künsten, keinesweges aber in der Musik und Baukunst vorkommen könne: denn nur die erstgenannten Künste sind durch ihre Darstellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzustellen und neben der besondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztern aber ist schon durch ihre Darstellungsmittel ein sinnbildlicher, denn sie deuten, nach ihrem reinsten Wesen gedacht, durch eine geistige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menschen idealstes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmonisches Gefühl und Leben, und zwar die Musik das innere Leben des Gefühls durch den ihm verwandten Ton, die Baukunst aber das äußere harmonische und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealisirung der äußern Umgebung, kräftig, obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem sich Worte, lebendige Gestalten und ihre Bewegung durch ihre Zusammenstellung und Verbindung erheben lassen, nur dunkel und undeutlich an. So giebt es aber selbst in den erstgenannten Künsten Darstellungen, deren Gegenstände historisch sind oder der Sage angehören, und dennoch, unbe-

chadet ihrer historischen Selbstständigkeit, einen allgemeinen Sinn ver-
tatten, oder sich, wie man sagt, allegorisch erklären lassen, ohne die
Allegorie zu bezwecken (z. B Eros, Herkules, Apollon). In so
fern nun bei diesen der allgemeine Sinn gleichsam aus dem Indivi-
duellen von selbst entstanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte
Fall einzutreten scheint (man denke hier an die allegorischen Personen
einer Victoria, Spes), in so fern setzt man wieder das Allegorische
auch dem Symbolischen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hin-
sicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie z. B. wenn man den
Künsten überhaupt eine allegorische oder symbolische Natur zuschreibt).
Andere bestimmen den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol so,
daß sie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenstand, der auch noch
kein selbstständiges Kunstwerk bildet, beschränken, und mithin unter
Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenstand oder Begriff angedeutet
wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Ölzweig),
unter einer symbolischen Gestalt die Personification eines Begriffs
verstehen, erstere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Gestalten
und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die
nicht im Kreise der Sage oder Geschichte liegt, eine sinnverwandte
Wahrheit dargestellt wird; nach welchem Unterschiede eine symbolische
Darstellung (z. B. Rafaels symbolische Gestalten oder allegori-
sche Personen der Klugheit, Gerechtigkeit) sowohl für sich bestehen,
als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros, der
auf dem Löwen reitet). Indessen ist auch die Allegorie nicht immer
ein allegorisches Ganzes oder ein besonderes Kunstwerk, sondern sie
kommt auch als Theil eines Kunstwerks vor, und zwar in der Rede-
kunst und Poesie; in so fern wird sie zu den rhetorischen Figuren,
namentlich zu den Tropen (s. Tropen) gerechnet, und von der
Metapher, welche in der Übertragung ähnlicher und verwandter
Vorstellungen und Eigenschaften auf ähnliche Gegenstände und Ver-
tauschung derselben besteht, nur durch ihre Ausführung unterschieden,
und daher auch oft eine ausgeführte Metapher mit Recht ge-
nannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenstand statt des
darzustellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorstellungen und Ei-
genschaften desselben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigen-
schaften dieses Bildes, nur daß diese demselben ähnlich und verwandt
sein müssen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß das
bezeichnende Bild deutlicher und stärker den Gegenstand ausdrücke, als
der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denselben vor-
handen ist. So enthalten Shakspeare's Worte: „mir ist der Kelch
gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen,
wenn ihre Wurzel verdorrt ist," eine Allegorie dieser Art. Auch hat
diese Figur, wie alle Metaphern, nicht blos in dem Mangel der Aus-
drücke für gewisse Gegenstände, wie Cicero anführt, sondern noch mehr
in dem Drange eines belebten Gemüths, seine Empfindungen und de-
ren Gegenstände stark und lebendig auszudrücken, oder in dem Ver-
gnügen, welches alle Vergleichung und die Übung einer vorzüglichen
Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Ursprung. In
jenem Drange ist die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geschäf-
tig, 1. das Geistige zu verkörpern (dieses die natürlichste, ursprüng-
lichste und dem Wesen der Poesie angemessenste Metapher und Allego-
rie); 2. das Körperliche zu beleben und zu vergeistigen, oder auch
3. ähnliche Gegenstände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauschen
und die Naturerscheinungen zu personificiren (z. B. Aurora), worin

die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber ist die Vergleichung so schnell, die Anschauung so lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenstand fast unvermerkt an des Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck selbst kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Lesers bei der Vorstellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie schon überhaupt das Vertauschen verschiedener Gegenstände verwandter Sphären des Denkens, ein gewisses Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unserer Vorstellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1. Die Allegorie gehört zunächst dem affectvollen und leidenschaftlichen Zustande an, in welchem alles auf den Gegenstand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenschaft, Ursache oder Wirkung desselben angesehen wird, eine ängstliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Reflexion, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge gegenüberstellt, unmöglich ist; 2. sie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, u. erwählt 3. statt des darzustellenden Gegenstandes ein Bild, welches ungesucht denselben nach seinem Wesen und seiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst sich richten muß. Die Allegorie als selbstständiges Ganzes oder besonderes Kunstwerk aber kann auf ähnliche Weise und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden sich theils und hauptsächlich in der Forderung, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgewählten Bildes leicht und deutlich hervorschimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müsse, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. historische Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenstand selbst verdunkelt werden würde — oder trivial sei; in welchem Falle das ästhetische Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Historische und Mythische mit dem Allegorischen vermischt würde, und dadurch jenes seine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farnese des Annibal Caracci), theils in der didaktischen Tendenz, welche die Allegorie leicht annimmt, und sich dadurch zur Prosa hinneigt (welche Tendenz in Verbindung mit gewissen Umständen, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu sagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erste und häufigste Veranlassung zu Allegorien dieser Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantasiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse hat und weniger individualisirt ist, als die historische Thatsache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In diesen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die echte Allegorie so selten ist, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunst eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft, in der bildenden Kunst, auch der Verständlichkeit wegen, zu gewissen willkürlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (s. d. Art.) zu greifen, welche außer dem Gegenstande liegen und den Betrachtenden kalt lassen. Daher aber vermag auch die allegorische Darstellung, mehr als irgend eine andere die seltene Verbindung des philosophischen und poetischen Geistes von Seiten des Künstlers und in Hinsicht des Ausdrucks der Gedanken eine seltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Besondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunstwerk das ganze Gemüth ansprechen, und daher nicht blos auf den Verstand

auch eine der Menschheit würdige, und der Versinnlichung fähige (d. i. nicht zu abstracte) Idee, die ihr zum Grunde liegt, sondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichsam willig und von selbst sich an jene anschmiegt, und zum beseelten Körper derselben geworden ist, unter welchem sie nicht wie ein dunkles Räthsel verborgen liegt, sondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorschimmert, dem Gebildeten verkörpert erscheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann sie nur, wenn von ihr so viel als möglich alle willkürlichen und conventionellen Zeichen und Attribute, wie überhaupt alles Gesuchte entfernt sind, und die Form eine innere Verwandtschaft mit der Idee hat, durch welche sie gewissermaßen zum nothwendigen, sich leicht ankündigenden Ausdrucke derselben erhoben wird; ferner wie das Besondere, durch welches sie das Allgemeine darstellt, selbst in seinen Formen Idealität besitzt und sich über die Prosa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beispiel der poetischen Allegorie, als eines selbstständigen Kunstwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz I, 14, in welcher dieser Dichter den römischen Staat und seinen Zustand unter dem ausgemahlten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetischer Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, schildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Lessing in seinen Nathan den Weisen verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle sind an sich schon weder poetisch, noch in dem oben aufgestellten Sinne Allegorien — die Vögel des Aristophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beispiel einer Allegorie in der bildenden Kunst, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Personification beschränkt ist, weil die bildende Kunst durch Gestalten darstellt, wobei sie öfters der Attribute bedarf, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegorische Ballets und Pantomimen. Die weitere Verschiedenheit der Allegorie in diesen verschiedenen Künsten und ihren Formen läßt sich nur aus dem Wesen derselben erkennen und ableiten, welche Untersuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Lessings, Herders, Winckelmanns und Moritzs Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern christl. Kunst als in der alten, der Griechen und Römer besonders vorkomme, liegt in dem Charakter und der Denkweise des Alterthums und der christlichen Zeit, und ist vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verschiedenen religiösen Weltansichten, von denen jene sich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, diese dagegen von dem Geistigen ausging (deßhalb in Ermangelung einer vielseitigen Mythologie die Kunst der freien Phantasie die Gestaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlassen mußte) zu begreifen. Man vergl. übrigens mit diesem Artikel in letzterer Hinsicht den Artikel Antik und Modern, und in Beziehung auf das Symbolische den Artikel Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1640, ein Sänger in der päpstlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetsten Gesang-Componisten damaliger Zeit betrachtet wird. Er war ein Schüler Nanini's. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche in der Sixtinischen Capelle abgesungen, und welchem eine außerordent-

liche Wirkung zugeschrieben wurde. Die Composition wurde sonst so heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der sie zu copiren gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinstimmende Copie aufsetzte. Im J. 1771 erschien es zu London im Stich und 1810 zu Paris in der Collection des classiques. Im J. 1773 empfing der König von England eine Abschrift von dem Papst selbst zum Geschenk.

Allegro, der vierte von den fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegung (s. Tempo). Ein Allegro, ein Stück, das in dieser hurtigen Bewegung gespielt werden soll. Allegretto, die musikalische Bewegung zwischen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes), mithin etwas langsamer als Allegro und etwas geschwinder als Andantino. Man sagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, ursprünglich deutsche, fröhliche Tanz; 2. eine sehr muntere Tanzmelodie in ⅔ Tact, welche viel ähnliches mit dem französischen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonstücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernsthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der sogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allerchristlichste Majestät, ein Titel, den der Papst dem Könige von Frankreich ausschließend seit 1469 beigelegt hat. Allergetreueste Majestät, ein Titel, womit der Papst Benedict XIV. 1748 die Anhänglichkeit des Königs Johann V. von Portugal an die römische Kirche belohnt hat. Allerheiligster Vater, ein Titel, den man dem römischen Papste beilegt.

Allerheiligstes. So wird bei den Katholiken die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgestellte, consecrirte Hostie genannt. (Vgl. d. Art. Monstranz.) Bei den Juden nannte man den abgesonderten Theil in der Stiftshütte oder später im Tempel, wo die Bundeslade stand und in welches der Priester jährlich nur einmal treten durfte, das Allerheiligste.

Allianz, ein Bündniß zwischen zwei oder mehrern Staaten. Man theilt die Allianzen in Offensiv- und Defensivallianzen, oder Schutz- und Trutzbündnisse. Der Name selbst giebt schon den Charakter beider an; die erstern sind zum Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes, die zweiten zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt; nicht selten vereinigen aber auch die Allianzen beide Eigenschaften. Die erstern pflegen gewöhnlich nur gegen einen bestimmten Feind, die Defensivallianzen dagegen unbestimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu sein. Überhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verflichtungen sowohl der Alliirten unter sich, als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclassen: nämlich in sogen. Kriegsgemeinschaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile sich verpflichten, mit gemeinschaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; oder in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Alliirten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber nur als hülfsleistende Nebenmacht erscheint; wobei noch bemerkt werden muß, daß sich bei dieser Art von Allianzen beide contrahirende Theile in der Regel

nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, und nur dann dieselbe gewöhnlich ins Unbestimmte auszudehnen sich wechselseitig versprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieses Bündnisses angegriffen werden, oder falls vielleicht die erste stipulirte Hülfe vollkommen unzulänglich gefunden würde; drittens endlich in bloße Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien anheischig macht, Truppen zu stellen, oder sie der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst irgend einen directen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Diese letztere Art von Verbindung, wenn sie nicht zugleich mit einer Auxiliarallianz, wie dies häufig der Fall ist, verschmolzen ist, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da diese immer Gleichheit der Absicht und des Zwecks voraussetzt. Wenden wir diese angeführten Bestimmungen auf den Begriff von Off- und Defensivallianzen an, so folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinschaft den Feind berechtige, die durch eine solche Allianz verbündeten Mächte, jede insbesondere, als seinen directen Feind anzusehen und zu behandeln, gleichviel, ob einer Offensiv- oder Defensivkrieg führt, indem ja durch diese Verbindung jeder der Verbündeten sich zugleich als kriegführenden Hauptheil darstellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die sogenannten Auxiliarallianzen betrifft, so muß man, wenn sie in die Classe der Defensivallianzen gehören, zwei Fälle sorgfältig von einander unterscheiden. War nämlich die Allianz vor dem Kriege oder vor dessen wahrscheinlichem Ausbruche geschlossen, so galt bisher allgemein die Regel: sobald ein Staat vermöge eines früher geschlossenen Allianztractats einem andern eine bestimmte, das in dem Bündnisse stipulirte Maß nicht überschreitende Hülfe leiste, so werde dadurch der Alliirte noch keineswegs der directe Feind desjenigen, gegen welchen diese Hülfe gebraucht werde; denn in diesem Falle sei keine feindselige Absicht bei dem Alliirten zu vermuthen; dieser erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Versprechen. Das Hülfscorps allein ward daher feindlich behandelt, die zwischen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gegeben ward, bestehenden Verträge wurden aber keineswegeS als gebrochen angesehen. War aber dagegen die Allianz erst während des Krieges, oder als der Ausbruch desselben schon nicht mehr zweifelhaft war, geschlossen, so glaubte man in einem solchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, da aus seinem Verfahren die feindselige Absicht klar hervorging. War eine Offensivallianz geschlossen, so wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Absicht zum Grunde lag, der Verbündete, selbst wenn er nur eine bestimmte Hülfe leistete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subsidientracten fand dagegen keine feindselige Behandlung desjenigen Staats, der seine Truppen dem Kriegführenden gegen Subsidien überließ; ein solcher Staat ward vielmehr fortdauernd als neutral angesehen. Diese Maximen, welche so lange in Europa befolgt wurden, als es keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte, selbst vereint, aufzunehmen gewagt hätte, und die so wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Ausdehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie so manche andre humane Regel des Völkerrechts, von Napoleon bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbste verletzt; ja man war sogar schamlos genug, blos zufällige Verhältnisse, Familienverbindungen der Regenten u. s. w. für hinreichende Ursachen feindseliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Re-

genten befolgt werden konnte, dessen einziges Streben auf Universalmonarchie gerichtet war. Heilige Allianz, s. d. A. Cr.

Alligation oder Alligationsrechnung — Regula Alligationis, Règle d'Alliage ou d'Alligation — wird die Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Dingen von verschiedenem Werthe zu machenden Mischung gesucht wird, so daß die vollendete Mischung selbst dadurch einen bestimmten Werth bekommt. Sie ist also von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterscheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher bestimmt, und der Preis oder Gehalt der Mischung erst gefunden wird; bei der Alligation hingegen bestimmt man den Preis oder innern Gehalt der Mischung zuerst, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach. Man hat hierbei folgende wenige Regeln zu merken: 1. Alle Dinge, so viel ihrer vermischt werden sollen, setzt man gerade unter einander, und den gemeinen Werth gegenüber zur Linken. 2. Nimmt man allezeit zwei und zwei Dinge, wenn ihrer viele sind, davon der einen Werth größer als der gemeine, der andern kleiner ist, und zieht den kleinen von dem gemeinen ab, den Rest schreibt man dem größern zur Rechten gegenüber, zieht den gemeinen Werth von dem größern ab, und schreibt den Rest dem kleinern gegenüber zur Rechten. 3. Diese beiden Zahlen, welche zur Rechten zu stehen kommen, zeigen an, in welcher Proportion beiderlei Arten mit einander vermischt werden müssen, damit der gesetzte gemeine Werth herauskomme. Z. B. es sollen zweierlei Weine, wovon ein Maß der einen Sorte 16 Gr. und der andern 4 Gr. kostet, also vermischt werden, daß ein Maß von dem vermischten 12 Gr. kostet: so steht der Satz folgendermaßen:

4 — 4
12 — 16 — 8

Nun spricht man 4 von 12 bleibt 8, und 12 von 16 bleibt 4; mithin müssen unter 8 Maß von der bessern Sorte 4 Maß von der geringern Sorte gemischt werden, wenn der Mischlingswein den verlangten Mittelpreis von 12 Gr. haben soll. Denn 2 Maß zu 16 Gr. machen 32 Gr., und hierzu 1 Maß von 4 Gr. macht in 3 Maß zusammen 36 Gr., und 3 Maß à 12 Gr. machen ebenfalls 36 Gr. Oder auf folgende Art: Ein Weinhändler will Wein zu 25 Rthlr. das Oxhoft mit Wein zu 32 Rthlr. vermischen, damit die Mischung 28 Rthlr. werth sei; wieviel muß er von jeder Sorte nehmen? Er sage hier: wie 28 — 25 zu 32 — 28, oder wie 3 zu 4, so die Menge des bessern Weines zu der Menge des schlechtern. Das ist, er muß $\frac{3}{7}$ Oxhoft vom bessern und $\frac{4}{7}$ Oxhoft vom schlechtern zu 1 Oxhoft nehmen. Oder es soll 14löthiges Silber mit 9löthigem vermischt werden, daß die Mischung 12löthig werde; wie viel muß man von jeder Sorte nehmen? Man sage, wie 12 — 9 zu 14 — 12, oder wie 3 : 2, so die Menge des 14löthigen zu der Menge des 9löthigen. X.

Alliteration, eine musikalische Figur der Rede (s. Figur), die in einer Übereinkunft der Consonanten in mehrern Wörtern des Satzes besteht. Bürger hat die Alliteration in folgenden Versen:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

[A]. W. Schlegel in einem Sonett, das sich schließt:

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

Allodium, ein Wort, das sich aus der alten deutschen Sprache [h]erschreibt, heißt eine jede Sache, die man erb= und eigenthümlich be[si]zt, und in Ansehung welcher keine Lehnsverbindung abgeschlossen ist. [A]llodium wird daher dem Lehn entgegengesezt und das ganze Ver[m]ögen, das jemand besizt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu [ei]nem oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich ist, daß jemand [ü]ber eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu ver[m]uthen ist, daß eine solche über eine Sache eingegangen worden sei, [s]o folgt von selbst, daß jede Sache, die jemand besizt, wahrscheinlich [A]llodium oder Allodialsache sei, und auch, so lange nicht das Gegen[t]heil bewiesen ist, für Allodialsache gehalten werden müsse. Der Un[te]rschied zwischen Lehn und Allodium ist von großer Bedeutung. [D]enn anstatt daß in Ansehung jenes der Besizer der Sache bei Verfü[g]ungen und wichtigen Geschäften, die er in Ansehung des Lehns ab[sc]hließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden ist, anstatt [d]aß das Lehn selbst nicht auf jeden Erben des Vasallen, sondern nur [a]uf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundsäzen ein Lehn [b]esizen kann, so kann hingegen der Besizer einer Allodialsache, [w]enn er wirklicher Eigenthümer derselben ist, und nicht durch besondere [G]eseze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigen[t]hümers, besonders durch testamentliche Verordnungen, eingeschränkt [w]orden ist, in Ansehung der Sache ganz frei handeln, und was er [w]ill, mit derselben vornehmen. Eben so fällt nach seinem Tode, in der [R]egel, die Allodialsache auf seine Erben, sie mögen sein, wer sie wol[le]n. Besizt jemand zugleich Lehn und Allodien, so tritt nach seinem [T]ode eine sogenannte Absonderung des Lehns von dem Erbe [(]dem Allodium) ein: die Lehen kommen an diejenigen, welche nach den [b]esondern Grundsäzen des Lehnsrechts auf dieselben ein vorzügli[c]hes und ausschließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an [d]ie wirklichen Erben des Verstorbenen fällt. Man nennt sodann [d]iese leztern Allodialerben und das Vermögen des Verstorbenen, [w]elches sie bekommen, die Allodialerbschaft; hingegen jene die [L]ehnserben, und die Lehngüter, die sie bekommen, die Lehns[e]rbschaft.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutschen gewisse [F]rauen, denen sie eine geheime Wissenschaft zuschrieben; von all [(]sehr, viel) und runen (wissen). Sie hießen auch Truhten und [w]aren Genossinnen der alten Vernunftweisen, welche ebenfalls Truh[t]en genannt wurden. Sie wurden in der Folge von den Lehrern der [c]hristlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. ausgeschrien, [u]nd als Teufelsgenossinnen vielfältig zum Feuer verurtheilt.

Alluvionsrecht, das Anschwemmungsrecht, oder das Recht [d]er Uferbewohner, sich das durch die Gewalt des Flusses von andern [U]fern abgerissene und an das ihrige angesezte Land zuzueignen. Es [is]t in den verschiedenen Gesezgebungen mit verschiedenen Modificatio[n]en bestimmt.

Almanach, s. Calender.

Al marco wird beim Münzwesen und Geldhandel gesagt, wenn [m]an anzeigen will, daß eine gewisse Anzahl von ausgeprägten Münz[s]orten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze [a]usgestückelt und beim Geldhandel angenommen werde; oder daß man [b]ei Abwiegung und Würdigung der Münzsorten nicht auf das Gewicht

und den Werth der einzelnen Stücke, sondern auf die ganze Mark Rücksicht nehme. Z. B. man stückelt und münzt eine Mark Silber in Groschen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groschen ein und eben dasselbe Gewicht zu geben, welches zu schwierig und kostspielig sein würde; oder eine Cölnische Mark Gold soll zu 67 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländischen Azen schwer, ausgestückelt und ausgemünzt werden: so kann der Fall beim Ausstückeln doch eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfodert werden. In diesen Fällen nimmt man sie nicht stückweise als einzelne Ducaten = 67 auf die Cölnische Mark an, sondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verschiedenen Geldsorten schließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und sind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Al marco hinzugesetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern. X.

Almeida, eine der stärksten portugiesischen Festungen in der Provinz Beira an der spanischen Grenze, am Coa, mit 2750 Einw. Sie wurde im J. 1762 nach vielem Verluste von den Spaniern erobert, aber im Frieden zurückgegeben. Über ihre Schicksale in dem letzten Kriege gegen Frankreich s. Spanien.

Almosen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert sich im Almosengeben, und ist eine von den unvollkommenen Nächstenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengesetz jedem Menschen die allgemeine Pflicht für unvollkommene Nächstenpflichten auferlegt: du sollst alles thun, was in deinen Kräften steht, um die rechtmäßigen Zwecke Anderer zu befördern. Der erste Zweck jedes Menschen aber ist, seine moralische Bestimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gehindert. Aus diesem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch sonst eines Nebenzweckes Willen, müssen wir mit einem Theile unseres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterstützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu sein. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensstand des Gebers bestimmt. Der pflichtmäßige Zweck unserer Unterstützung kann kein anderer sein, als dadurch die sittliche Wirksamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieser aus unmoralischem Willen sich seine Bedürfnisse nicht selbst verschafft, oder daß er von unsern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, so müssen wir ihm unsern Beistand versagen. In Hinsicht unsers Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch so viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus lassen sich leicht die Regeln für die Größe der Almosen und für die Beschaffenheit der Personen, die solche vor Andern verdienen, bestimmen. Zugleich aber befolge man den Grundsatz, daß es besser ist, wenigen Armen reichlich als Vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußersten Fall abzuwarten. (Vergl. Armenwesen.)

Aloiden, Aloidae (also genannt von ihrem vermeintlichen Vater Aloeus) Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und des Neptuns, waren Riesen von außerordentlicher Größe, indem sie jährlich eine Elle in die Dicke und eine Klafter in die Höhe wuchsen, so daß sie schon im 9. Jahre 27 Ellen hoch und 9 Ellen dick waren.

Sie stürmten, in Verbindung mit den Giganten, den Himmel; allein Apoll erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe sie ihr Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdies saß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geschrei ihre Ohren martern mußte. (Vergl. Giganten.) Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupten, daß die Aloiden den Dienst der Musen eingeführt hätten.

Alp, ein krankhafter Zustand, der zuweilen im Schlafe eintritt und wahrscheinlich dadurch herbeigeführt wird, daß der Blutumlauf durch die Lungen ins Stocken geräth. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Phantasie des gemeinen Mannes hat einen mißgestalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf diese Weise zu quälen suche. Die wahren Ursachen aber sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, Überladung des Magens, wodurch der Blutumlauf momentan gestört werden kann.

Alpen, eine große Gebirgskette des europäischen Continents, welche sich zwischen 23 bis 35° östlicher Länge und 44 bis 48° nördl. Breite, mithin 11 bis 12 Längengrade und 2 bis 4 Breitengrade erstreckt, durch seine Vorberge mit allen übrigen Hauptgebirgen Europa's zusammenhängt, und daher als das Cardinalgebirge dieses Erdtheils anzusehen ist, wie es denn ohne Vergleich auch das verbreitetste und erhabenste ist. Seinen höchsten Knoten schürzt es in Savoyen und Helvetien, und von hier aus laufen seine verschiedenen Zweige nach allen Seiten aus. Das Gebirge selbst theilt sich in folgende Theile: 1. die Meeralpen, die zwischen Nizza und Provence, vom Monte Viso bis zum mittelländischen Meere sich erstrecken, und rechts den Apenninen in Italien, links den Alpinen in der Provence die Hand bieten. Ihre vornehmsten Gipfel sind der Monte Ardente, de Tende und Camelon. 2. Die cottischen Alpen, von Monte Viso über den Mont Genevre bis zum Cenis; sie trennen Piemont von Dauphine. Der Pelvoux de Vallouisse ist 13,236, der Olan 11,206 und der Viso 9,236 Fuß hoch. Die grauen oder griechischen Alpen, vom Cenis über den Isare bis zum Col de bon Homme. Sie scheiden Piemont von Savoyen und erreichen die Höhe der cottischen Alpen nicht; ihr höchster Gipfel, der Cenis, erhebt sich 5,879 Fuß hoch. 4. Die penninischen Alpen, vom Col de bon Homme über den Montblanc und großen Bernhard bis zum Mont Rosa. Sie scheiden Piemont von Savoyen und Wallis, und haben die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher und die größten Eisfelder. Der Montblanc, der höchste Berg Europens, der erst im leztern Viertel des 18. Jahrhunderts bestiegen wurde, mißt 14,676, der Mont Rosa 13,428, der große Bernhard 10,380, der Velan 10,327 und der Simplon 6174 Fuß. 5. Die lepontinischen oder helvetischen Alpen, ein großes Gebirgssystem, welches das ganze westliche Helvetien bedeckt, sich vom Mont Rosa auf beiden Seiten der Rhone, durch das Wallisertbal über den St. Gotthard bis zum Moschelhorn und Bernardino in Bündten erstreckt und die Lombardei von Helvetien scheidet. Es ist die besuchteste und bekannteste aller Alpenketten und eben sowohl durch seine erhabenen Naturschönheiten, und durch seine Wildheit, als dadurch merkwürdig, daß sich seinem Schooße mehrere der größten europäischen Ströme entwinden. Zu seinen merkwürdigsten Kuppen gehö-

ren das Finsteraarhorn 13,234, das Jungfrauaarhorn 12,875, das Schreckhorn 12,562, der Furka 13,171, der Grimsel, 9104 und der St. Gotthard 9964 Fuß hoch. Von demselben laufen das Juttengebirge und der Jura ab. 6. Die rhätischen Alpen vom Bernardino durch ganz Bündten und Tyrol bis zum Dreiherrnspitz auf der Grenze von Salzburg und Kärnthen und südwärts bis zum Pellegrino. Sie scheiden die Lombardei von Deutschland und Bündten, und stehen durch ihre Vorberge, den Arlberg, mit der rauhen Alb und dem Schwarzwalde, und durch diese mit den vornehmsten Gebirgen Deutschlands in Berührung. Die Orteles spitze erhebt sich 14,666, das Wetterhorn 11,743, der Dödi 11,035, der Riegelberg, 9775 und der Pilatusberg 7,080 Fuß hoch. 7. Die norischen Alpen, welche vom Dreiherrnspitz durch ganz Kärnthen, Salzburg, Österreich und Steiermark laufen und sich in den Ebenen Ödenburgs verlieren. Ihre Vorberge sind die cetischen Gebirge, mit welchen sie dem böhmer Walde und den ungarischen Gebirgen die Hand reichen. Sie haben sehr hohe Gipfel, worunter besonders der 11,982 Fuß hohe Großglockner hervorragt. 8. Die karnischen Alpen, vom Pellegrino zwischen der Save und der Drave bis zum Terklou. Einer ihrer höchsten Gipfel, der Obir, ist 7,038 Fuß hoch. 9. Die julischen Alpen reichen vom Terklou zwischen dem rechten Ufer der Save, Kulpa und dem adriatischen Meere bis zum Felsen Klek bei Zerg, und scheiden die Lombardei von Illyrien. Der Terklou erhebt sich 9744, der Loibl 4266 Fuß hoch. Zu denselben gehören der Karst und die kroatischen und slavonischen Gebirge. 10. Die dinarischen Alpen, vom Klek bis in die Gegend von Sophia, wo sie mit dem Balkan zusammenstoßen und durch verschiedene Vorberge das hellenische und rumelische Gebirgssystem bilden. — Das Gebirge wird in seinen verschiedenen Zweigen von wenigstens 7 Mill. Menschen bewohnt, wovon der größere Theil deutscher Abstammung ist, der Rest aber zu den Italienern und Slaven gehört; mehr als 2 Mill. sind Hirtenvölker, die sich ausschließend der Viehzucht widmen. Die norischen, karnischen und rhätischen Alpen sind reich an Metallen, besonders Eisen, Kupfer, Blei und mancherlei Halbmetallen; auf ihren Gipfeln wohnen Steinböcke, die doch äußerst selten geworden, in ihren mittlern Regionen Gemsen, Murmelthiere, Haselmäuse, Alpenadler, und hier entfaltet sich auch die schöne Alpenflora, die auf den Gipfeln nach und nach erstirbt. Die merkwürdigsten Straßen, die über das Hochgebirge nach Italien führen, sind die über den Cenis, Simplon, Genevre und Gotthard.

Al pari (Ital.), im Handel gleichen Werth haben, z. B. die Banknoten stehen auf al pari (mit klingender Münze) heißt, es ist gleichgültig, ob man eine gewisse Summe mit klingender Münze oder einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt, als die Summe, die darauf notirt ist.

Alphabet, s. Schrift.

Alpheus, einer der größten Flüsse in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien entspringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ionische Meer fällt. Nach der Mythologie ist er ein Sohn des Oceanus und dessen Schwester, der Tethys. Er verliebte sich als Flußgott in die Diana, welche, um seinen Verfolgungen unerkannt zu entgehen, sich und ihren Nymphen das Gesicht schwärzte. Als er die Nymphe Aretusa mit seiner Liebe verfolgte, verbarg Diana diese in eine Wolke, und verwandelte sie in eine Quelle. Er aber nahm nun seine Gestalt als Fluß wieder an, und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen. Diese Fabel entstand wahrscheinlich da-

her, weil Alpheus an einer Stelle sich in die Erde verliert; die Fabel ließ ihn in Sicilien wieder zum Vorschein kommen, wo er sich mit der Quelle Arethusa vereinige.

Alphons III., König von Leon und Asturien, mit dem Beinamen der Große, zählte erst 18 Jahre, als er 866 seinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange mit dem mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden sah, gekämpft und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er seine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und seine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreich über die Mauren erfochtene Siege verherrlichen. Er setzte über den Duero, brach Coimbra's Mauern, drang bis an den Tajo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte Burgos auf's neue. Aber durch alle diese große Thaten machte er seine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich sogar den Schmerz, seinen eignen Son Don Garcia an der Spitze der Aufrührer zu sehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an sich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel sein Heer, nahm ihn selbst gefangen, und hielt ihn in strenger Haft auf dem Schlosse zu Gauson. Diese gerechte Strenge aber empörte die ganze königliche Familie, und die Königin Donna Ximena bildete ein mächtiges Bündniß zu Garcia's Gunsten, und bewaffnete selbst ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von seinen eigenen Söhnen besiegt, der Krone entsagte, und sie auf das Haupt Don Garcia's setzte. Um sich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlassen, zog er jetzt, als seines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, schlug sie, und kehrte mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber nach dieser Unternehmung starb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Castilien, mit dem Beinamen der Astronom oder der Philosoph, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wissenschaften und das Recht, und der Beiname Sabio (der Weise), der ihm beigelegt worden, gaben seinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber diese Erwartung ging keinesweges in Erfüllung. Alphons wurde weder von seiner Familie, noch von seinen Unterthanen, noch auch von seinen Nachbarn geliebt; dagegen hatte seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm in Europa einen solchen Ruf erworben, daß die deutschen Fürsten selbst seine Ansprüche auf die Kaiserkrone begünstigten. Statt sein Augenmerk auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verschwendete er die Kräfte seines Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, diese Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und der Papst Gregor X. weigerte sich nicht nur, ihm die Kaiserkrone, sondern auch Schwaben, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiser Philipps I., Herzogs von Schwaben, Ansprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons diesen eitlen Ehren nachstrebte, ward sein Thron zugleich von den Intriguen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er in einem blutigen Treffen 1268, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Aber diese Siege wur-

den durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufstand unterbrochen, dem er erst nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, sah man nur den Beweis seiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge selbst gegen seine Familie zu verfahren beschloß, empörte sich aufs neue sein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons suchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und starb nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenige Könige sind so unglücklich gewesen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts. Er erwarb sich einen bleibenden Ruhm, indem er seinen Unterthanen eine Sammlung von Gesetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt sind, und zum Beweise dienen, daß Alphons, nach Theodosius und Justinians Muster, sich ernstlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beschäftigte. Es finden sich in diesem Gesetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weise Herrscher beschneidet nur die Auswüchse." Alphons liebte besonders die Wissenschaften, und ihm verdankte Europa die unter seinem Namen bekannten trefflichen astronomischen Tafeln. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens in castilianischer Sprache abfassen, und die Bibel übersetzen. Überhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Privilegien und Lehrstellen auf der Universität Salamanca. Sein Betragen indeß und sein Unglück beweisen, daß ohne Festigkeit und Klugheit die Gelehrsamkeit einem Regenten unnütz ist.

Alt wird die zweite der vier angenommenen Stimmen genannt, und mit dem C Schlüssel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Er steigt nicht ganz bis zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um etliche Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigstens dreizehn Tönen. Der weiteste Umfang ist vom kleinen F bis zum zweigestrichenen C. — Bei der Instrumentalmusik wird diese Stimme durch die Alta Viola (oder Bratsche) unter eben demselben Schlüssel nachgeahmt.

Altar, der Etymologie nach ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz, Oferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen vor der Statue des Gottes, niedriger als sie und gegen Morgen zu. Sehr verschieden von diesen sind die Altäre in den christlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferherd, sondern ein Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als sich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tisch, in den Chor der Kirche gestellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Constantin dem Großen auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, ist vom Papst Sixtus II. In den römisch-katholischen Kirchen findet man seit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichste, ist im Chor der Kirche und steht erhaben auf Stufen; die andern kleinern sind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht.

Altenburg, eine gothaische Provinz und eins der schönsten Länder Deutschlands, welche durch die Reußische Herrschaft Gera in zwei Theile getheilt wird, und dadurch entstand, daß Herzog Johann

Wilhelm, des unglücklichen Churfürsten von Sachsen Johann Friedrichs I. zweiter Sohn, sein Land unter seine Söhne theilte, wovon Friedrich Wilhelm I. Altenburg, und Johann Weimar erhielt. Die Altenburgische Linie erlosch 1672, worauf das Fürstenthum Altenburg an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha fiel. Nach seinem Tode theilten seine Söhne das väterliche Erbe, und das Fürstenthum Altenburg wurde dadurch in den gothaischen, eisenbergischen und saalfeldischen Antheil zerstückelt. Nach Herzog Christians zu Eisenberg Tode 1707 kam die eisenbergische Landesportion wieder an das Haus Gotha, welches jetzt die sechs Ämter Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Kamburg, Roda und Cahla von dem Altenburgischen besitzt. Dieser gothaische Antheil enthält ein Areal von 25 Quadratm., 1819 mit 106,557 Einwohnern, die in neun Städten, drei Marktflecken und 239 Dörfern wohnen, und durch ihren ergiebigen Feldbau und starke Viehzucht größtentheils sehr wohlhabend sind. Der saalfeldische Antheil besteht aus den drei Ämtern Saalfeld, Gräfenthal und Prostzella = 10 Quadratmeilen, mit 30,500 Einwohnern in vier Städten, einem Marktflecken und 100 Dörfern. Beide herzogliche Linien besitzen in ihren Landestheilen die völlige Landeshoheit, und seit 1806 sind durch einen Vergleich die Verhältnisse, welche den saalfeldischen Landestheil an die Obergerichte zu Altenburg knüpften, völlig aufgehoben. Die Landschaft des gothaischen Antheils besteht aus der Ritterschaft und den Städten Altenburg, Cahla und Eisenberg, und hält ihren Landtag und ihren Ausschuß. Die Hauptstadt Altenburg, ein gut gebauter Ort, hat in 1264 Häusern 10,000 Einwohner. Das alte auf einem Felsen gelegene Schloß ist durch den Prinzenraub von 1355 merkwürdig. Sonst zeichnet sich die Stadt durch das 1703 gestiftete Gymnasium, durch das 1705 eingerichtete Fräuleinstift und durch ihre mannichfachen milden Anstalten, so wie durch die schöne Promenade auf dem Teichdamm aus; auch hat sie verschiedene Manufacturen in Wollenzeugen, Wollenband, Leder, Tabak und Handschuhen und treibt einen bedeutenden Wechsel-, Speditions-, Woll-, Korn- und Zwischenhandel.

Alter, im Allgemeinen eine bestimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menschen, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, geht durch verschiedene Epochen hindurch, welche man Lebensalter nennt, und welche sowohl in physischer als geistiger Hinsicht ihre Eigenheiten haben. Man nimmt meistens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingsschaft, das Mannsalter und das Greisenalter, und vergleicht diese auch nicht unpassend mit den vier Jahreszeiten: 1. Die Kindheit, welche im Ganzen vom 12. bis 14. Jahre geht. Sie besteht aber selbst wieder aus zwei Stadien. Das erste Stadium enthält drei Epochen, die erste, die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum 7. Monate, die zweite von da an bis in das zweite Jahr (die erste Zahnperiode), die dritte vom 4. bis zum 7. Jahre (die zweite Zahnperiode). Das zweite Stadium der Kindheit ist das Knaben- und Mädchenalter. Es fängt mit dem 7. Jahre an und geht bei dem weiblichen Geschlechte bis ungefähr zum 11. oder 12., bei dem männlichen bis zum 14. oder 15., oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit. 2. Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Pubertät, fängt da an, wo das vorige endete, und erstreckt sich in den gemäßigten Klimaten bei dem weiblichen Geschlechte bis in das 20., bei dem männlichen bis in das 25. Jahr. 3. Das Lebensalter der Erwachsenen, oder das soge-

nannte Mannesalter. Hier steht die Natur scheinbar eine längere Reihe von Jahren stille; allein man kann deutlich drei Epochen desselben unterscheiden: in der ersten ist der Mensch noch junger Mann (junges Weib), in der zweiten in mittlern Jahren, in der dritten alter Mann (alte Frau). 4. Das Alter (im engern Sinne von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet sich besonders aus, nicht allein durch physische, sondern auch durch psychische Eigenschaften. In der Kindheit ist die erste Periode merkwürdig durch den Eintritt in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es tritt in ein ganz anderes Verhältniß, als das vorherige war, wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse. Der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, vorher unthätig, fangen an ihre Functionen auszuüben, die Verdauungsorgane müssen die aufgenommene Nahrung verdauen. Die Kindheit ist die Periode der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Überfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, so wie der Trieb der Natur, sich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden. Daher die sämmtlichen Functionen und Organe desselben, welche dieses Geschäft über sich haben, als die Verdauungsorgane, das einsaugende Adersystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, der starke Appetit, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befestigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen physischen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seiner Krankheiten. Die Systeme, welche vorherrschen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. Im zweiten Stadium der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Systeme des menschlichen Körpers verstärken sich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Energie zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur zu sehr vorwärts mit der Ausbildung, so entstehen eben sowohl Krankheiten, als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entsteht z. B. die Skrophelkrankheit, die Anlagen zu Nervenzufällen, Convulsionen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist, als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmonische Ausbildung zurück, es entsteht Atrophie (Abzehrung), Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. In der Jugend ist das Herz und sein Arteriensystem zur vollen Herrschaft gelangt, mit ihm erhebt sich das Nervensystem. Die Lunge, der Begeistung des Blutes durch den Sauerstoff gewidmet, wendet sich auf die arterielle Seite, nicht das vermittelnde Organ zwischen Herz und Gehirn, wird also durch das Steigen beider in der Herrschaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt sich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raschen und starken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verstärkung der Lungen und der Brust. Der Organismus des Individuums ist in sich vollendet, die bildende Kraft strebt nun außerhalb desselben auf den Genuß. Die Geschlechter trennen sich, die hiehin gehörigen Organe erwachen aus ihrem vegetativen Schlafe, um ins Leben mit einzustimmen (s. d. Art. Ge-

schlecht u. s. w.). Das Leben steht in seiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur schon aus der vorigen Periode einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, so setzt er sich leicht in dieser fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Phthisis über. Die Jugend ist das eigentliche Alter für diese Classe von Krankheiten. Blutfluß, als übermaß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Ist Skrophelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, so hemmt sich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geschwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen momentan in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um so tiefer sinkt. In dem Mannsalter sind nun die einzelnen Gebilde und Systeme des Organismus sämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen desselben stehen in harmonischer Verbindung; Festigkeit und Ruhe herrscht durchaus. Hier ist die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der entgegengesetzten gegen das Alter hinneigt. Die Fortschreitung der innern Veränderungen scheint einen Stillstand zu machen, aber er ist nur scheinbar; in der Natur ist kein Stillstand. Der junge Mann neigt sich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Brust ist noch häufig der Sitz der Krankheiten. Im mittlern Alter steigt die fortschreitende Veränderung abwärts, durch die Systeme, durch welche das Wachsthum aufwärts stieg. Das Verdauungssystem läßt von seiner Energie nach. Der ausgebildete Organismus bedarf keines Überflusses mehr an Nahrungsstoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Quantität zur Erhaltung. Der Blutumlauf im Unterleibe wird gemäßigt, die Leber, schon längst ihrer Herrschaft beraubt, wird selbst in dem ihr eigenthümlichen Absonderungsgeschäft der Galle träge, die Einsaugung des Venenbluts aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf desselben durch die Leber langsamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutstockung und Anhäufung in dem Venensystem desselben, Hämorrhoidalbeschwerden, Fehler der Verdauung, um so mehr, wenn die Begierden des Menschen nach sinnlichen Genüssen, vielen Speisen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß stehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Organismus weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausscheidung (so wie im Gegensatz die Ausbildung durch die Einsaugungsgebilde aufwärts stieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochensystem. Der Überfluß erdiger Stoffe wird in den Knochen nicht mehr abgesetzt, muß daher durch die Nieren ausgeschieden werden. Hier herrscht daher noch die Irritabilität in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Arthritis. Bei noch bestehenden Lebenskräften ist diese regelmäßig, heftig, aber schnell vorübergehend, den lästigen, erdigen Stoff nach außen absondernd (s. **Arthritisch**). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und in der Blase ist diesem Lebensalter eigen, wenn die gesunkene Lebensenergie den Überfluß an erdigen Stoffen nicht beseitigen, und deren Neigung zur krystallinischen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im besonders sogenannten Alter sinkt die Lebensenergie mehr herab, indessen wenn dieser Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Systemen des Organismus harmonisch geschieht, so kann recht gut die relative Gesundheit des Menschen dabei bestehen, wie wir an so vielen Alten sehen, welche munter und gesund sind, und die unabwendbaren Beschwerden des Alters leicht ertragen. Die Functionen des Geschlechts hören allmählig auf (bei dem weiblichen Geschlechte tritt diese Periode noch

früher ein), die Functionen der Ernährung sinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden schwächer, die Gefühle stumpf. Eine gute Constitution, Ersparniß der Kräfte und regelmäßige Diät in der Jugend und im Mannesalter können diese Periode sehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menschen im Mannesalter beherzigt. Gewiß die meisten Krankheiten des Alters sind entweder nur Entwickelungen der in der vorhergehenden Periode des Lebens gesammelten Keime, oder Folge eines unharmonischen Sinkens der Lebensenergie einzelner Functionen in einzelnen Organen, während sich andere noch behaupten. Vorher bereitete Übel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Organe zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile sterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geschwüre u. s. w. — Auch die geistigen Äußerungen tragen nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenheiten an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne selbst geht wahrscheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch. Weiterhin bilden sich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterscheiden, über das Gesehene zu denken; das Gedächtniß zeigt sich vorzüglich stark. Die Jugend zeichnet sich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Imagination, aufbrausende aber nicht lange auf einem Gegenstand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In diesem Alter blüht die Liebe, die Quelle der seligsten Gefühle und der bittersten Pein, die Triebfeder der edelsten Handlungen und der schrecklichsten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernsteres Gesicht, es ist die Periode der Früchte. Überlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbesonnenheit. Die gesammelten Ideen werden verarbeitet, der Geist wird veredelt, die Urtheilskraft wächst und wird freier von den sie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geist sich desto höher; die Vernunft zeigt sich in ihrem reinsten Licht. Im Alter nehmen die Äußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maschine dazu an Tauchlichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft selbst von ihrer Höhe herabsteigen muß. Im Gegentheil scheint diese bei dem an Körper und Geist gesunden Greise sich immer mehr von den irdischen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältnissen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen werden auch moralische Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greisenalters desto hervorstechender. Besonders will Ehrsucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelsucht, Geschwätzigkeit, Festhangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Wesen sich herrschend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge des Alters gezeichnet in seiner ars poëtica vom 168. bis zum 174. Verse. II.

Alterniren, das Ab- oder Umwechseln von Zweien (oder auch Mehrern), die einer um den andern ein und dasselbe zu thun, z. B. ein gewisses Amt zu verrichten, eine Stimme zu geben u. s. w. haben. Die Alternative bedeutet entweder eine solche umgehende Stimme oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere Statt finden soll, z. B. das Heer befand sich in der Alternative, sich durchschlagen oder sich gefangen geben zu müssen.

Alter Styl ist die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder alter Kalender (s. d. Art. **Calender**).

Alterthümer, Antiquitäten, nennt man die von der Geschichte abgesonderte Wissenschaft, welche den politischen, gottesdienstlichen, literarischen und häuslichen Zustand der alten Völker, oder auch der neuen, insofern sie ihre Verfassung verändert, und also einen neuern Zustand der Dinge erhalten haben, darstellt. Die Alterthümer sind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerm Umfang) die Statistik ist; beide sind unentbehrliche Hülfswissenschaften der Geschichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemählde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern, bis auf den Zeitpunct, wo bei jeder der neue Zustand der Dinge eintritt, mit dessen Darstellung sich die Statistik beschäftigt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemählde besitzen wir noch nicht, sondern blos einzelne einzelner Völker und Staaten, hebräische, griechische, römische, etrurische, gallische, deutsche Alterthümer. Überhaupt fühlte man das Bedürfniß einer solchen Wissenschaft erst im 15. Jahrh., als der Enthusiasmus für die classische Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete sie vorerst lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftsteller dieser Nationen besser zu verstehen, und daher kam es, daß man sie auch blos auf einzelne Gegenstände der Verfassung dieser Völker beschränkte. In den frühern Werken dieser Art findet man eine große Belesenheit, aber keinen festen Plan, keine kritische Unterscheidung der Zeiten und Umstände. Erst im 18. Jahrh. fing man an, die reichen, chaotischen Materiensammlungen der vorigen Jahrh. kritisch zu sichten, systematisch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die Bibliographia antiquaria von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) giebt hierüber ausführliche Nachricht, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshausen (1740), welcher jedoch neue Nachträge zu wünschen wären. Hauptsammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer sind Gronos Thesaurus antiquitatum graecarum (Leyden 1697 — 1703. 13 Bde Fol.), Gräve's Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694 — 99. 12 Bde Fol.), der Novus Thesaurus antiq. roman. von Sallengre (Haag 1716–19. 3 Bde. Fol.) u. Poleni utriusque Thes. nova Supplem. (Vened. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken allen von den bedeutendsten Humanisten jener Zeit die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Alterthümer niedergelegt sind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thes. Rom. Graec. Italico et Siculo continentur (Leyd. 1725). Was diese Humanisten im Allgemeinen und Einzelnen gesagt, wurde von den spätern mit Auswahl gesammelt, aus dem Ocean der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieser Art erwarben sich vorzügliche Verdienste um die griechischen Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitsch und dessen Fortsetzer, Höpfner, Köpke u. A., um die römischen Alterthümer aber Rosin, Dempster, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitsch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römische Alterthümer sehr nützliches und brauchbares Werk ist noch Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leyd. 1713, Fol., Vened. 1719 Fol. 3 Bde, Haag 1737 Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erschien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von diesen Werken für ein genaueres, richtigeres Verständniß der griechischen und römischen Literatur und Geschichte

gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientalisten so deutlich ein, daß sie den übrigen Humanisten nicht länger hierin nachstehen wollten. Ihre Aufmerksamkeit war wegen des Zusammenhanges der hebräischen Literatur mit den Urkunden des Christenthums, vornehmlich auf die hebräischen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. so nützliche als interessante Handbücher geliefert haben. Schade, daß wir nicht eben solche über die andern orientalischen Völker besitzen! Die Asiatic Researches haben wenigstens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet giebt eine zur Vergleichung nützliche Übersicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Ägypten geliefert haben, dürfen wir uns vielleicht eine Darstellung der Alterthümer dieser wichtigen orientalischen Völker bald versprechen. Die Alterthümer der neueuropäischen Nationen fanden der Bearbeiter mehrere. Die Italiener haben höchst schätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzosen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia britannica. Daß die Deutschen nicht zurückgeblieben sind, beweist Hummels Bibliothek der deutschen Alterthümer (Nürnb. 1717. Zusätze dazu 1791). Von Tresenreuter, Heineccius, Hummel, Haus und Rößig haben wir über die deutschen Alterthümer schätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunstalterthümer hat man seit Anfange des 18. Jahrh. von den übrigen Alterthümer abzusondern angefangen, und sie als einen eigenen Zweig bearbeitet. Sonst nannte man die Wissenschaft von den Kunstalterthümern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für sie in Gebrauch, die man also von den Antiquitäten zu unterscheiden hat, obschon der Name beider eigentlich dasselbe besagt: Alterthumskunde (s. Archäologie).

Althäa, die Gemahlin des Öneus und Mutter der Deïanira (s. d. Art.).

Altmeriko, s. Meriko.

Altona, nach Kopenhagen die größte dänische Stadt im Herzogthume Holstein an der Elbe, unterm 53° 34′ 25″ Breite, und 43° 20′ 48″ östl. Länge, eine halbe Viertelmeile unterhalb Hamburg, vom Hamburger-Berge, Hamburgs Vorstadt, nur durch einen kleinen Bach, welcher jetzt der Stadtgraben genannt wird, getrennt. Die Stadt enthält 25,000 Einwohner (unter diesen 2400 deutsche und portugiesische Juden, die das Bürgerrecht haben), und etwa 5000 Wohnungen, ist auf einem sehr abschüssigen Boden gebaut, welcher sich zum Stadtgraben, besonders stark aber zur Elbe senkt, daß sie von dieser Seite einen amphitheatralischen Anblick gewährt. Da Altona nie eine Festung war, so ist, einen Theil an der Elbseite ausgenommen, die Bauart nicht gedrängt, und es sind manche Gärten in der Stadt, freie Plätze aber wenige, und noch dazu sehr unregelmäßige. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus; die lutherische Kirche, das Rathhaus und das Waisenhaus. Der schönste Theil der Stadt ist die Palmaille, eine lange und breite Straße, an beiden Seiten mit den ausgezeichnetsten Privatgebäuden, und in der Mitte mit einer schönen, mit mehreren Reihen Bäumen besetzten Promenade, von wo aus man an einigen Stellen einen romantischen Anblick auf die Elbe und das gegenseitige Ufer hat. Die Straßen sind größtentheils breit und gerade, viele gut, und einige vorzüglich schön gepflastert. Desto schlechter aber ist die Straßenbeleuchtung. Die Fabriken sind im Ganzen unbedeutend. Wichtig aber ist der Handel, ob-

gleich die Stadt weder einen guten Hafen noch Canäle hat, die den Transport der Waaren erleichtern. Weil Hamburg mit den entferntesten Weltgegenden in Verbindung steht, so genießen die Altonaer Kaufleute den großen Vortheil, Schiffe, die von und nach Hamburg gehen, mit zu befrachten, zu deren alleiniger Ausrüstung es ihnen oft an Mitteln fehlen dürfte. Doch haben sie 70 eigene Schiffe. Auch hat die dänische Regierung durch mancherlei Begünstigungen zum Flor der Stadt beigetragen. Hier ist nämlich ein Commerzcollegium, eine Münze, eine Börse, eine Giro- und Zettelbank, und der Sitz der königl. Heringsfischerei; auch nimmt sie an dem grönländischen Wallfisch- und Robbenfang Theil. Seit 1739 ist hier ein akademisches Gymnasium. Nicht leicht ist ein Ort, wo so viele Duldung aller Religionsparteien von Seiten der Regierung Statt findet, als in Altona. Unter dem hiesigen Oberrabbiner stehen auch die Hamburger Juden. Von den Gesellschaften zur Beförderung des Gemeinnützigen verdient die schleswig-holsteinische patriotische Gesellschaft angeführt zu werden, deren Centraladministration hier ihre Versammlungen hält. — In Hinsicht der Geschichte Altona's ist zu bemerken, daß dieser Ort im J. 1500 zuerst, als ein unbedeutendes Fischerdorf entstanden zu sein scheint. Die Bewohner hielten sich nach Hamburg zur Kirche. Den Namen leiten Einige von der großen Nähe bei Hamburg her, Andere glauben, der Ort habe seinen Namen von dem kleinen Bach, welcher der jetzige Stadtgraben von Altona ist, und die alte Au hieß, erhalten. Doch ist die erste Herleitung wahrscheinlicher, da wohl jetzt noch manche Hamburger den Ort so benennen würden. Im J. 1604 erhielt Altona die Rechte eines Fleckens, und wurde im J. 1664 unter Friedrich III. von Dänemark zu einer Stadt erhoben. Im J. 1713 wurde sie von dem schwedischen Generale Steenbock angezündet und bis auf drei Kirchen und dreißig Häuser ein Raub der Flammen. Nach dieser Zeit ist Altona durch vermehrte Privilegien, so wie durch einsichtsvolle obrigkeitliche Personen und durch einen langen Frieden sehr emporgekommen, besonders haben der nordamerikanische und französische Freiheitskrieg die Größe und den Wohlstand bedeutend vermehrt. In den Jahren 1813 und 1814 hätte es bald ein ähnliches Schicksal haben können als vor 100 Jahren, indem es wegen der Kriegsoperationen gegen Hamburg den Vertheidigern äußerst hinderlich war. Glücklicher Weise zog das Ungewitter vorüber.

Altranstädter Frieden, geschlossen auf dem Schlosse zu Altranstädt bei Lützen im J. 1706 (s. **Friedensschlüsse**).

Alxinger (Johann Baptist von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, studirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten so lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, sich mit ihnen zu beschäftigen. Nachdem der Tod seiner Ältern ihn in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt hatte, bediente er sich seines Doctordiploms und seines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die sich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man fand damals eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung seiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erschien. Desto günstiger wurden seine beiden Hauptwerke, **Doolin von Mainz** und **Bliomberis**, aufgenommen; zwei Rittergedichte, in denen er als ein Nachahmer Wielands erscheint, und alles leistete,

was man mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie leisten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Übersetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehreren Journalen, und starb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretär und Aufseher des Hoftheaters gewesen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem heitern Geist war er ein liebenswürdiger Gesellschafter und treuer Freund.

Amadeisten, s. Franciscaner.

Amadis, ein in der romantischer Ritterpoesie sehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1. Amadis von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelschön genannt, ein Sohn Königs Perion von Frankreich und der Elisena, der Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. 2. Amadis von Griechenland, ein Urenkel des gallischen, und Sohn Lisuarts und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. 3. Amadis vom Gestirn, ein Urenkel des griechischen Amadis, Sohn Agesilaus, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griechischen Amadis mit der Königin Zahara vom Kaukasus. Die Mutter dieses dritten Amadis war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechischen Amadis. 4. Amadis von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisels und der Helene, Prinzessin von Apollonien. Dieser Amadis ist ein Urenkel Florisels, Sohn der Polixana und Liscarons, Prinzen von Catai. — Die Geschichte dieser Helden, die für Spanien das sind, was Carl der Große mit den zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthus mit der Tafelrunde für England war, läuft also durch neun Geschlechter, und ist in Ansehung ihrer Entstehung, so wie in Ansehung dessen, was daran historisch oder erdichtet ist, in ein solches Dunkel gehüllt, daß es selbst ungewiß bleibt, ob sie spanischen, portugiesischen oder französischen Ursprungs sei. Im spanischen Original hat dieser Roman 13 Bücher, von denen Cervantes (in der bekannten Musterung der Bibliothek des Don Quixote) die vier ersten begnadigen läßt, weil sie nicht nur das erste, sondern auch das beste und einzige Buch dieser Art seien, das Spanien aufzuweisen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene ersten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfasser nennen einige den Portugiesen Vasco Lobeira zu Anfange des 14. Jahrh., andere eine unbekannte portugiesische Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn König Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Tressan wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Ehre der Erfindung einem französischen Troubadour aus der Schule des Rusticien de Puice, des Verfassers fast aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philipp August (1180 — 1223) gebühre; doch würden wir dieser Meinung erst dann beizutreten geneigt sein, wenn eine kritische Vergleichung der ältesten Handschriften sie bestätigte. Als Verfasser des 5. Buchs, welches die Abenteuer Esplandians, des ältesten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo, der Revisor der alten Ausgabe genannt. Das 6. Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Florisando, das 7. Buch eines Unbekannten, und das 8., von J. Diaz, die Thaten

Lisuarts, das 9. und 10. Florisels, des Amadis aus Griechenland des Ritters Anarante, das 11. und 12. die Ritterfahrten Rogels und Agesilas, das 13. des Silvio de la Silva. Weiter geht das spanische Original nicht, und nun folgen die französischen Übersetzungen, welche seit Niclas d'Herberay, Herrn des Essars, Übersetzung (1540) diesen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14. und 17. Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Gestirn, das 18. und 24. endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen Amadis, mit Einschluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieses sehr ungleichartigen Ganzen, das selten vollständig beisammen gefunden wird, sind von sehr verschiedenem Werthe. Mit Recht sagt Bouterwek von den vier ersten Büchern: „ein so wahrhaft großes Gemählde des edelsten Heldensinnes und der Treue, ohne ängstliche Beschränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unsittlichen Zug, mit der höchsten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigste Simplicität der Darstellung auch den gesunden Geschmack ergötzend, verdiente zu seiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortsetzungen haben den ästhethischen Werth nicht, der die vier ersten Bücher auszeichnet.

Amalgama oder der Quickbrei ist die Verbindung des Quecksilbers mit Metallen, und die Operation selbst heißt die Amalgamation oder das Amalgamiren, Verquicken und Anquicken. Mit der eingeführten Amalgamationsmethode hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Quecksilber (s. d. Art.) läßt sich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben desselben mit dem gehörig verstückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumischen des Quecksilbers. Allein die letztere Art läßt sich nicht gut bei solchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfodern, als die Siedehitze des Quecksilbers, weil dann dasselbe in Dämpfe verwandelt wird und als Rauch fortgeht. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheilen verunreinigt ist, kann man durch Waschen mit Wasser reinigen. Schon die Alten amalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 33. cap. 5, und Vitruvius lib. 7. cap. 8 erzählen. Dem erstern zufolge schüttelte man Goldschlich und Quecksilber in irdene Krüge, die man mit Tücher bedeckte und so lange rüttelte, bis das Gold aufgelöst und die fremden Stoffe über dem Quecksilber schwimmend abgesondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Diese Amalgamation im Kleinen ward später in Mörsern oder steinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher mit Essig und Alaun beizte, um das Gold vom Kiese abzusondern. Noch später ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerst 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velasco, im Königreiche Mexiko, und 1571 oder 1574 auch im Königreiche Peru, aber auch auf eine sehr unvollkommene Art, im Großen getrieben. Man schüttete die Gold- oder Silberschliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete sie mit Wasser, und goß Quecksilber darauf. Die Mischung, welche sich wegen der feuchten Kiese leicht erhitzte, wurde durch Treten oder Umschaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen sonderte man das entstandene Amalgama durch Waschen mit Wasser ab. Auch machte der Spanier Juan de Cordova 1788 mit böhmischen Erzen aus Kaltenberge schon Amalgamationsversuche, die aber nicht

glücklich abliefen. Nach dieser Zeit schritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verschiedenen Wegen fort. Einige suchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der spanische Pfarrer Alonso Barba in der Provinz Charcas des Königreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Wasser und Quecksilber in kupfernen Kesseln kochen ließ; Andere in der beschleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Wasser, woraus die sogenannten Quickmühlen entstanden. In Europa stellte der kaiserlich österreichische Hofrath Ignaz Freiherr von Born in Ungarn zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Kunst des Alonso Barbo, nur in weit vollkommner Gestalt, sowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und machte sein Verfahren in einer eignen Schrift bekannt. (S. Born.) Nun wurden die oben genannten Quickmühlen besser befunden und weiter verändert. Anstatt der stehenden Butterfässer, worin man viel Quecksilber zerstreute, wurden völlig verschlossene Fässer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umschwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der Bornschen Manier fing auch der verstorbene sächsische Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehrern Versuchen im Kleinen und im Großen, daß das **kalte Anquicken weit vortheilhafter** sei als das warme. Nun befahl der König von Sachsen, noch als Churfürst, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen, und vertraute die Ausführung dem verstorbenen sächsischen Vice-Berghauptmann von Charpentier. Dieses Amalgamationswerk ist das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muster dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommener wieder erbaut, mit einem Feuerspritzendruckwerke versehen, und ist seit 1796 im ununterbrochenen Fortgange. Allein nicht alle Erze sind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, sondern nur die sogenannten dürren und kiesigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark sechs Loth oder siebenzig Loth im Centner ist. Auf zehn Centner solchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen ist, auf 10 Centner 5 Centner Quecksilber, 3 Centner Wasser, und 66 bis 67 Pfund dünne Eisenblättchen gemischt, und diese ganze Masse kommt alsdann in ein Anquickmaß, in welchem nach sechzehn bis achtzehn Stunden das Silber mit dem Quecksilber sich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollständig ist das ganze Werk, welches nebst der Feuer- oder Dampfmaschine die vollendetsten Schöpfungen des verflossenen Jahrhunderts sind, und das Amalgamirverfahren beschrieben in B. 3. S. 71 ff. der Erdbeschreibung der churfürstl. und herzogl. sächsischen Lande, von F. G. Leonhardi, 3te Aufl., Leipz. 1814. X.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürstinnen Deutschlands, da sie während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunct und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Tasso's und Ariost's Gegenwart verschönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterstützung, welche sie umsonst von den größern Fürsten des deutschen Reichs erwarteten, indem sie ihnen einen Vereinigungspunct und eine angemessene Existenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beschützerin der Schriftsteller und Künstler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Wittwe von Herzog Ernst August Constantin, den sie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte sie durch eine

gute Verwaltung die Nachtheile, welche der siebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verursacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche im J. 1773 Sachsen heimsuchte, durch ihre Sorgfalt von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte sie diesen dringenden Bedürfnissen abgeholfen, als sie ihren Blick auf diejenigen Gegenstände wandte, welche allein das Leben veredeln und wahrhaft verschönern. Sie gründete neue Anstalten für die geistige Bildung des Volks, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Großherzogs, und zog Männer von den glänzendsten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Wieland, ferner Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus; Schriftsteller, deren Namen zum Theil zu den berühmtesten in unserer Literatur gehören. Schiller gesellte sich ihnen erst in den letztern Jahren bei. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens mit großen Verdiensten konnte es der Fürstin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um sich zu versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lusthäuser in Tiefurth und Ettersburg, waren unverändert der Versammlungsort aller Gelehrten und Reisenden von Verdienst. Eine Reise nach Italien, welche sie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geschmack für die Künste. So erwarb sie sich, als die Erbin der großen Eigenschaften des Hauses Braunschweig und seiner Liebe für die Wissenschaften, den Ruhm, die berühmtesten gleichzeitigen Schriftsteller des deutschen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te October 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und sie überlebte ihn nur wenige Monate.

Amalthēa, der Name der Ziege auf der Insel Kreta, welche den Jupiter säugte, als ihn seine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg. Von dieser Ziege wird das Horn des Überflusses, welches Jupiter den Töchtern des Melissus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen gab, daß sie alles, was sie zum Unterhalte nöthig hätten, daraus sollten nehmen können, Cornu Amaltheae (gleichbedeutend mit Cornu copiae, Füllhorn) genannt. Nach Andern hieß die Nymphe, welche jene Ziege bewachte, Amalthea. Die Sibylle zu Kumä führte ebenfalls diesen Namen.

Amaranth, eine Art unverwelklicher Blumen, in so fern sie abgepflückt und trocken ihre frische Farbe behalten. Daher ist diese Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden. Es giebt mehrere Arten; eine derselben ist das Tausendschön.

Amathus (Amathunt), vormals eine durch den Dienst der Venus, welche von ihr die amathuntische Göttin, Amathusia, hieß, berühmte Stadt auf Cypern.

Amazonen. In den ältesten Zeiten fabelte die Sage, der aber etwas Geschichtlich-Wahres zum Grunde zu liegen scheint, von einem Weibervolke, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung ihrer Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft blos der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren. Die Mädchen aber zogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen

diese beim Bogenschießen nicht hinderlich sein möchte. Von der abgebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1. die afrikanischen Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Herkules vertilgt wurden; 2. die scytischen Amazonen, welche einen Zweig der asiatischen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber sich mit ihnen verheiratheten, und tiefer in Sarmatien zogen, wo sie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen; 3. die asiatischen Amazonen, von allen die berühmtesten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Diese sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Ephesus erbaut haben. Ihre Königin Hippolyta erlegte Herkules. Zu Theseus Zeit überfielen sie Attika. Unter der Königin Penthesilea, einer Tochter des Mars und der Otrere, die endlich Achilles erlegte, zogen sie Troja zu Hülfe, und bestanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thalestris einen Besuch abstattete; bald nachher aber verloren sie sich. — Außer diesen Fabelvölkern der alten Welt gaben auch die ältern Geographen einem großen Landstriche im innern Südamerika den Namen Amazonenland, weil die ersten Entdecker hieselbst ein Amazonenvolk gefunden haben wollten. Die neuere Geographie hat diesen Irrthum berichtigt und mit ihm ist auch das Amazonenland verschwunden, das nur noch auf ältern Landkarten figurirt, in der That aber einen Theil des Königreichs Brasilien und des spanischen Vice-Königreichs Peru ausmacht. Der Amazonenfluß (richtiger Maranhon), welcher das Land durchströmt, und, wie der Nil Ägypten, bewässert und fruchtbar macht, ist der größte Fluß auf der Erde. Er entspringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nach einem Laufe von 570 Meilen, und nachdem er über 60 Ströme aufgenommen, unter der Linie ins atlantische Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwischen liegenden Inseln, über 15 deutsche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 3 bis 4 Meilen. Der erste Entdecker dieses Flusses, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeschifft war, an seinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Flusses und Landes.

Ambassadeur, s. Gesandten.

Amboina, s. Gewürzinseln.

Ambra oder Amber, eine Materie, die man ihres vortrefflichen Geruchs wegen schätzt, und die daher eine der theuersten Droguen ist. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gefischt. Der Ursprung des Ambers läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß er eine in dem Mastdarme des Cachelots sich sammelnde Materie sei, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Tintenwurme, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt.

Ambrosia, s. Götterspeise.

Ambrosius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das Jahr 340, wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater der Präfectus Prätorio war, als Statthalter von Gallien zu residiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenschwarm bedeckte das Gesicht des im Hofe des Schlosses schlummernden Knaben, und als die erschrockene Amme herbeieilte, sah sie erstaunt, wie in seinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun und sich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein

Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. Seine Erziehung war seinem Stande angemessen; die geschicktesten Lehrer zu Rom, wohin nach des Vaters Tode seine Familie gegangen war, bildeten seinen Geist und sein Herz. Nach Beendigung seiner Studien ging Ambrosius mit seinem Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juristische Laufbahn eintraten. Hier zeichnete sich Ambrosius so vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, dem mittelländischen Meere, Toscana, der Etsch und dem adriatischen Meere machte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlstand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet wurde, und als der bischöfliche Sitz von Meiland erledigt worden, ward er einstimmig von den Arianern und Katholischen in der Kirche zum Bischof ausgerufen. Lange weigerte sich Ambrosius, diese Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde schien, anzunehmen, und suchte durch Grausamkeiten und Ausschweifungen den Eifer für sich zu schwächen. Aber alles war umsonst; er flieht bei Nacht, und glaubt sich auf dem Wege nach Pavia; statt dessen findet er sich unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich fügte er sich dem Zwange des Kaisers, empfing die Taufe, da er bisher nur Katechumene gewesen, und acht Tage darauf die Consecration. Diese Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambrosius zeigte sich als Bischof in dem Glanze der erhabensten Tugenden, und erwarb sich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 starb. Sanft, leutselig, duldsam, gefühlvoll und bescheiden, gebrauchte er sein Ansehen nur zum Vortheil Anderer und der Religion. Seine Schriften (beste Ausgabe von den Benedictinern, 2 Bände Fol. 1686 — 90) tragen den Stempel seines Charakters. Ihm ist auch jener berühmte Kirchengesang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des Ambrosianischen bezeichnet wird, zugeschrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß er von einem unbekannten Verfasser sei.

Amerigo Vespucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Er machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung, damals wegen ihrer Beziehung auf den Handel drei Hauptgegenstände des Unterrichts zu Florenz. Im J. 1490 begab er sich nach Spanien, um Handel zu treiben, und befand sich in Sevilla, als Columbus Anstalten zu seiner zweiten Reise traf. Das so glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus machte ihn zum glücklichern Nebenbuhler seines Ruhms. Vespucci gab sein Handelsgeschäft auf, um den eben entdeckten Erdtheil kennen zu lernen. Am 10ten Mai 1497 trat er seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadiz aus, und gelangte nach einer Fahrt von 87 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte hier den Meerbusen von Paria und die Küsten mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 trat er eine zweite Reise an, deren Resultat die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln war. Hierauf trat er, von Versprechungen verleitet, in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reisen auf portugiesischen Schiffen: die erste den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieser letzten hatte er die Ab-

sicht, auf einer Fahrt nach Westen einen Weg nach Malacca zu finden; allein diese Reise war weniger glücklich, er war mit sechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete sich nach großen Gefahren mit den übrigen in der Aller-Heiligen-Bay auf der Küste von Brasilien. Er blieb in portugiesischen Diensten bis zum J. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, und trat dann wieder in spanische Dienste. Er besuchte noch mehreremale den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte diese Ehre mehr dem Columbus gebührt als ihm, so wenig man ihm auch seine Verdienste absprechen kann. Besonders verdankte er diesen Ruhm seinem Charakter, denn Amerigo war bescheiden, friedliebend, und weit entfernt, bei dem Könige und seinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken, und so geschah es, daß die Hälfte der Erde seinen Namen annahm, ohne daß er diese Ehre suchte, und ohne deßwegen Neid zu erregen. Übrigens befand er sich bei keiner Expedition als Befehlshaber, sondern nur als Geograph und Pilot. Wir haben noch von ihm eine Karte von Amerika, und ein Tagebuch von vier seiner Reisen, das 1532 zu Paris lateinisch im Druck erschienen ist. Er starb im Jahre 1516 im Dienste Portugals; Emanuel ehrte sein Andenken, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Amerika. Ostwärts von Asien, westwärts von Europa und Afrika, dehnen sich (210° bis 360° L.) in beiden Polrichtungen, zwischen dem Grabe einer versunkenen Ländermasse, dem atlantischen Meere und zwischen dem ungeheuern Wasserbecken des stillen Weltmeeres, das Australien und Asien (s. Beringsstraße) von der Westfeste unsers Erdkörpers scheidet, zwei durch die Bergenge von Panama an einander gekettete Welttheile aus: in südöstlicher Richtung Südamerika (s. d. A.); in nordwestlichen Nordamerika (s. d.). Da, wo jener Felsendamm die beiden Meere trennt, ragt aus der großen westlichen Einbuchtung des atlantischen Meeres, die den Golf von Mexiko und die Busen der caraibischen Gewässer gebildet hat, eine Ruine der Urwelt hervor, die große, auf Felsengrund gelagerte, von vulkanischen Ausbrüchen und von Meergewürmschalen gestaltete Eilandsflur der Antillen (s. d.) oder Westindien (s. d. Art.). Die Nordgrenze dieser neuen Welt verliert sich, jenseits des von Hearne im J. 1770 erforschten 72° der Breite, und des von Mackenzie 1789 erreichten 69° B., über die im J. 1818 vom Cap. Roß zuerst unter dem 78° B. entdeckte Nordküste der Baffinsbay hinaus, in dem nördlichen Polargürtel. Die Südgrenze bildet unter dem 54° B. die Straße des ersten Weltumseglers Magellan (s. d.) und jenseits derselben, die Sudspitze des Feuerlandes, das Cap Horn. Diese dreifache, in einer Strecke von 2000 deutschen Meilen, durch 133 Breitengrade über einen Flächenraum von 750,000 Q. M. ausgedehnte, und von der Andenkette gegen das stille Meer hin umgürtete Ländermasse hat der Europäer vorzüglich an den Küsten erforscht; doch auch das Innere derselben in mehrern Richtungen durchzogen; (z. B. NAmerika: die Capit. Lewis und Clarke im J. 1804, Maj. Pike im J. 1805; Brasilien: Langsdorf, Grant, Mawe, Koste, Eschwege, der Fürst v. Neuwied, Spix, Martius u. A.; überhaupt Alex. v. Humboldt, s. d. A.). Eben so unbekannt ist die Geschichte ihrer ersten Bevölkerung und ihres voreuropäischen Anbaues, obgleich Sagen, Denkmähler und andere Spuren auf eine doppelte Einwanderung von Osten her hinzuweisen scheinen,

auf eine südliche, über die verschwundene atlantische Länderbrücke, und auf eine nördliche, über die Inselkette des russischen Nordarchipels. Oder stammen die frühesten Bewohner Amerika's, die Tolteken in Mexiko, von jenem Zweige der Hunnen ab der 100 Jahre n. Ch. gen Nordosten zog, so wie die Völkerfamilien Südamerika's von einem durch die Pest um 1050 südwärts getriebenen Stamme der Mexikaner? Die früheste Fahrt der Isländer (982) nach Winland (Grönland, Labrador und Nordamerika), so wie die Nachricht der Venezianer von den Antillen (in Karten von 1424), hatte keine Folgen für diesen Theil der Erdkunde. Wahrscheinlich ist die neue Welt erst vor kaum zwölf Jahrhunderten bevölkert worden; daher die geringe Zahl der Ureinwohner (Indianer), die überdies noch, seit Colombo 1492 und 1497, Amerigo 1497, Cabot 1497, Cabral 1500, Balbao 1507 (s. d. A.) u. A. diese Länder entdeckten, durch den Golddurst und die Barbarei europäischer Eroberer, wie Cortez, Pizarro u. A., in Sklaverei und Elend gestürzt, in mehrern Landstrichen fast ausgestorben sind, in andern aber in eine Menge Völkerschaften gespalten, bei einem rohen Jäger- und Kriegerleben, von den geistigen Getränken der Europäer vergiftet, sich unter einander selbst so aufgerieben haben, daß man ihre Zahl höchstens noch auf 16 Millionen schätzt. Dazu sind durch das Colonialsystem der Spanier, Portugiesen, Britten, Franzosen, Holländer, Dänen, Russen und Deutschen, für Bergbau, Pflanzungen (Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. s. w.), Ackerbau und Handel 4½ Mill. Neger und Mulatten, und 10 Mill. Europäer gekommen. Noch ist Platz und fruchtbarer Boden für 500 Mill. Menschen! — So ungewiß wie die Abstammung der Amerikaner, so ungewiß ist ihre Verzweigung. Die von Franc. Lopez angenommenen 1500 verschiedenen Sprachen derselben hat Alex. von Humboldt auf zwei Stammsprachen, die toltekische und apalachische, zurückgeführt. — Die Natur hat die Oberfläche der neuen — jüngern — Welt in größern Formen gestaltet und ihr Inneres mit frischerer Lebenskraft ausgerüstet, als die Erdhülle der alten Welt. Amerika hat die meisten Halbinseln; die größten Flüsse (s. d. A. Missisippi, Amazonen, Plata und Orinoko); die größten Landseen, wie der Ober- und der Huronen-See; die längsten Bergrücken (s. d. A. Cordilleras); die weitesten Hochebenen; die üppigsten und größten Grasflächen (Pampas); die höchsten Berge und die reichsten Erz- und Steinlager. Über das Ganze verbreitet sich in der wundervollsten Abstufung das üppigste Pflanzen- und Thierleben. Von dem Rennthiermoose der Baffinsbay und von den Flechten auf Feuerlands Klippen erhebt sich, von beiden Polen her, die Vegetation bis zu der 180 Fuß hohen Wachspalme und dem säulenformigen Cactus, die der üppigen Tropenwelt dieser Erdfeste eigenthümlich angehören. Und wer kennt nicht die einheimischen Erzeugnisse des amerikanischen Bodens: Cacao, Cochenille, Mais, peruanische Rinde, Kartoffeln, Tabak und Vanille? Eben so mannichfaltig ist die thierische Schöpfung. Der südliche Pescherä und der nördliche Polarmensch, der Eskimo, gleichen der Zwergkiefer, wie dem stolzen Ahorn der Patagone und der Karaibe. Vorzüglich sind Gewürme, Insecten (nur die Bienen hat Europa gegeben), Fische, Geflügel und beidlebige Thiere in reicher Abwechselung von Größe, Gestalt und Farbe vorhanden; am ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten in den Wildnissen der Anden. So der Riese unter den Vögeln, der Condur, und der prachtvolle Guacumayo. Unter den Säugthieren ist das nutzbare Lama und Vicugna in den Andenländern einheimisch. Doch kommt der Tapir

in Brasilien den großen Landthieren der Ostfeste nicht gleich. Buffons und Robertsons Meinung, daß die vierfüßigen Thiere Amerika's minder groß und wild seien, als dieselben Arten in der alten Welt, haben Jefferson u. a. Beobachter widerlegt. Der Jaguar ist so furchtbar als der Tiger; der Landbär in Nordamerika ist größer, wilder und stärker als der europäische; nur der Löwe am Ganges ist dem nordamerikanischen Puma an Größe und Kraft überlegen, so wie das Krokodill dem Kaiman und Alligator. Eben so wenig gegründet ist es, daß die europäischen Landthiere — man hat die nutzbarsten aus der alten in die neue Welt versetzt — in Amerika ausarteten und schwächer würden. Noch weniger gilt dies von dem Menschen! Der Neger, wie der Europäer haben sich in Amerika kräftig fortgepflanzt; in dem kühnen Mulatten und in dem feurigen Creolen (s. d. Art. u. Mestizen). So beginnt auch die geistige Welt. Die fruchtbarsten Ideen der Europäer für das practische Leben, als Duldung, Freiheit, Gleichheit, Selbstständigkeit, Verdienstehre und Verfassung, haben in dem Boden von Amerika, mitten unter dem wilden Schlingkraut der Rohheit und des Eigennutzes, tiefere Wurzeln geschlagen, als sonst irgendwo, so daß aus ihnen da, wo das Recht der eigenen Gesetzgebung hinzutrat, in kurzem ein kräftiger Volksgeist erwuchs, welcher die verschiedenartigsten Nationen zu einem Ganzen vereinigte. Amerika's jugendliche Naturkraft war und ist für den gedrückten Europäer der willkommenste Boden, in dem sich die alternde Welt des Ostens nach Körper und Geist verjüngt. Vgl. die einzelnen Art. K.

Amethyst ist ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, dessen Farbe, nach Rose, von einer Mischung von Eisen- und Braunsteinoxyd entsteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterscheidet er sich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele stengliche Stücke abgesondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten sind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Diese Stengel sind sehr ungleich gefärbt, und die Spitze gewöhnlich am dunkelsten, der Fuß hingegen oft fast gar nicht. Der Amethyst kommt auf Gängen, meistentheils in Gesellschaft der Achate vor, und zwar so, daß er mit den schönen gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen das Centrum derselben gerichtet ist. Den blassern Grund, der die Saalbänder des Ganges ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethystmutter genannt. Je kürzer die Krystallenstengel sind, desto gesättigter ist gewöhnlich ihre Farbe, und die allerschönsten sind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darstellen, so wie viele in den berühmten sibirischen Amethystbrüchen vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyste auch die indischen Rubine, die man späterhin orientalische Amethyste nannte. Der Preis des Amethystes ist sehr verschieden, je nachdem die Farbe gesättigt und gleichförmig ist, denn viele werden durch Wolken entstellt. Von den schönsten geschliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieser Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplicirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth sehr abgenommen, und der Hauptabsatz der sächsischen und böhmischen Amethyste, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daselbst als Frauenschmuck sehr beliebt war, hat ebenfalls aufgehört. Als Ringstein giebt man ihm möglichst viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verstärken. Den blässern legt man blaugefärbte

Folie unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eisenfeile eingepackt, wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgesetztes Glühen verschwindet endlich alle Farbe, und dann werden sie gleich dem Krystall zum unechten Diamantschmuck genommen, kommen aber jenem in der Härte nicht bei. Aus diesem Grunde ist der Amethyst zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Massen vorkommt, so werden allerlei Gefäße, Dosen und andere Kunstsachen daraus gearbeitet. Die Alten gravirten auch Siegel in Amethyst, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Auch trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, sondern auch gleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieser Glaube war allgemein, und wird sogar vom Aristoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines selbst, welche so viel als nüchtern besagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringern Preises brauchen jetzt die Glaser auch oft die dünnen stengelförmigen Stücken zum Glasschneiden. Zu Dosenstücken werden die sogenannten Haaramethyste gesucht, welche, wie der Rosaquarz, mit haarförmig krystallisirtem Braunsteine durchsetzt sind. Zum falschen Glasschmuck, und besonders zu den amethystfarbenen ovalen Zuckerdosen und Saucièren versetzt man das blaue Kobaltglas entweder mit etwas Goldpurpur, oder mit gereinigtem Braunstein gewöhnliches grünes Glas. Von wenig Braunstein wird das letztere entfärbt, bei stärkerm Zusatze aber amethystfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeschirren sehen kann. Zu den härtern Amethystflüssen kommt anstatt des Kaliglases Bleiglas, aus vier Theilen Kiesel und sechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlensis machte man ehedem aus dem Amethyste selbst einige bunte Flüsse zum Halsschmuck. Man versetzte den gepulverten Amethyst entweder mit Blattgold und Natron oder mit Kupferfeile und Kampfer. Diese Mischungen wurden durch 48stündiges Glühen zusammengeschmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Avanturin ähnliche Flüsse. X.

Ameublement, s. Verzierungskunst.

Amiens, in der Picardie, Hauptstadt des französischen Departements Somme, liegt an der Somme, ist fest, zählt 5930 Häuser und 40,100 Einwohner, ist der Sitz eines Bischofs, und hat seit 1750 eine Société d'émulation. Ihre Einwohner unterhalten ansehnliche Manufacturen in wollenen Zeugen, baumwollenem Damast und Kasimir, wovon 130,000 Stücke debitirt werden, in Leder, Seife und Preßspänen, so wie 80 Baumwollenfärbereien. Auch sind ihre Pasteten, die häufig über den Canal gehen, berühmt. Am merkwürdigsten ist diese Stadt durch den am 25. März 1802 zwischen Frankreich, Spanien und der batavischen Republik auf einer und Großbritannien auf der andern Seite abgeschlossenen und am 27. März unterzeichneten Frieden, der damals, wiewohl nur auf kurze Zeit, den Seekrieg endigte.

Ämilius (Paulus), mit dem Beinamen Macedonicus, ein edler Römer aus dem alten angesehenen Geschlechte der Ämilier. Er überwand den Perseus, König in Macedonien, und hielt deßwegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während desselben starben zwei seiner Söhne, deren Tod er jedoch so hochherzig ertrug, daß er den Göttern dankte, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, den Wechsel des römischen Glücks abzuwenden. Er war der

Vater des berühmten Scipio Africanus des Jüngern. Sein Vater, gleiches Namens, ein eben so tapferer als edler Mann, fiel als Consul und Feldherr im zweiten punischen Kriege, in der unglücklichen Schlacht bei Cannä.

Amiot (Pater), ein französischer Jesuit, geboren zu Toulon 1718, der sich lange Zeit als Missionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß China's mit seltenem Fleiße und gründlicher Gelehrsamkeit beitrug. Ihm besonders verdanken wir die genauesten und ausgebreitetsten Belehrungen über die Alterthümer, die Geschichte, Sprache und die Künste der Chinesen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chinesischen und tatarischen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten, welche die Charakterschrift, die Kriegskunst, die Musik u. s. w. der Chinesen betreffen, ferner eine Lebensbeschreibung des Confucius, eine tartar-mantschuische Grammatik u. s. w., befinden sich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts de Chinois, deren zehnter Theil seinen wichtigen Antheil an den ersten zehn Bänden ausführlich angiebt. Dieses Verzeichniß nimmt allein 14 Columnen ein. Außerdem sind von ihm die Eloges de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatarmantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat.

Amman heißt in der Schweiz und in Oberdeutschland so viel als Amtmann, Stadtvoigt, Schuldheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landamman.

Ammianus Marcellinus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem 4. Jahrh. nach Chr. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen blos die letzten 24 noch übrig sind) die Geschichte der römischen Cäsaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortsetzung des Tacitus und Sueton betrachten, und es ist vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Ausgabe ist die von Gronov (1693), eine neuere von Ernesti (1773) und die neueste von Wagner in Erfurt (1808). Übersetzt von Wagner mit Anmerkungen.

Ammon, eine libysche Gottheit. Einige machen den Ammon zu einem Sohne Tritons; Andere erzählen, er sei in einem Walde gefunden worden, wo, außer einem Schafe, kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieses Schafes. Noch Andere wollen, daß er zwischen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Noch Andere endlich erzählen, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe gerufen; darauf sei ein Widder erschienen, der, mit seinen Füßen scharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verschwunden sei. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehre erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein ehemaliger König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturns, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Ora-

kelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopf oder Widderhörnern vorgestellt war. Alexander besuchte diesen Tempel, und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt. Kürzlich will der Franzose Caillaud die Ruinen des Tempels zu Oumbede in Siwah entdeckt haben. — Ammonshorn, eine nach Art eines Widderhorns gewundene Muschelgattung.

Ammoniak, Salmiak (s. d.).

Amnestie, aus dem Griechischen, ist die Befreiung von Strafe und gänzlicher Verzeihung, die eine Autorität Personen, welche sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zusichert. So pflegen Deserteurs von Zeit zu Zeit unter Zusicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufständen ganzer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestrafung nach der Strenge der Gesetze nicht füglich ausführbar sein würde. Man begnügt sich, höchstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen.

Amor, bei den Griechen Eros. Nach der neuern Mythologie ist Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der schönste unter den Unsterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. Die Wirkungen seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe, und seine Macht ist Göttern und Menschen furchtbar. Die Lyriker, Elegiker und Epigrammatisten bildeten vornehmlich seinen Mythus aus und sprachen bald von Liebesgöttern. Nach der ältern Mythologie (bei Hesiodus und Orpheus) ist er der älteste unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher der Äther und der Tag hervorgingen. Dieser älteste Amor ist der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe.

Amortisiren (vom französischen amortir) bedeutet ursprünglich ertödten, erlöschen, schwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinsen loskaufen; ferner Grundstücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von diesem Worte hier die Rede ist. Um dieses zu bewerkstelligen, haben gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verschuldete Staaten einen Amortisationsfond (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder Schuldentilgungsfond (Amortisations-, Schuldentilgungscasse, auch blos Tilgungscasse genannt) angeordnet. Er besteht in derjenigen Einrichtung der Geldwirthschaft eines Staats oder einer Privathaushaltung, daß man eine jährliche Geldsumme, sowohl für die Bezahlung der Interessen von den gemachten Schulden, als auch für die Bezahlung der letztern selbst bestimmt, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Interessen gewonnene Summe wieder zur Abbezahlung der Schulden anwendet, und damit so lange fortfährt, bis alle Schulden getilgt sind. Nach der Erfahrung aller vorurtheilsfreien Staatswirthe ist er das einzige Rettungsmittel verschuldeter Staaten, um sie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Banquerott sicher zu stellen. Der Amortisationsfond richtet sich, in Ansehung seiner Größe, theils nach der Menge, theils nach den verschiedenen Arten der Schulden, theils nach der Zeit, in welcher die Staatsschulden bezahlt werden sollen. In Rück-

auf die Menge der Schulden gilt der Grundsatz: je größer die Schuldenlast ist, desto stärker muß der Schuldentilgungsfond sein, man mag die Schulden in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Was die verschiedenen Arten von Schulden anbelangt, so verändert sich die Größe der Fonds auf die mannichfaltigste Weise nach denselben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, fundirte Schulden, so werden für den Tilgungsfond nur zu Bezahlung der jährlichen Interessen gewisse Taxen bestimmt; sind blos auf den Credit der Regierung unfundirte Schulden auf bestimmte oder unbestimmte Zeit gemacht, so muß der Tilgungsfond die Intereressen und das Capital zugleich umfassen, wenn der Credit bestehen soll, und die Schuld nimmt allmählig und in dem Grade ab, in welchem man den Fond wirklich seiner Bestimmung gemäß benutzt. Wer den consolidirte Schulden gemacht, d. h. solche, wovon man auf eine gewisse Reihe von Jahren hohe Interessen zahlt, diese aber nachher heruntersetzt, so sind alsdann die gewonnenen Interessen der Tilgungsfond. Sind die Schulden auf Leibrenten gegründet, so bedarf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld sich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreise derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten gestellt waren, und sie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der letzte dieses Kreises stirbt. Hingegen bei Tontinenschulden muß der Staat dieselbe ganze Summe fortbezahlen, bis der letzte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgestorben ist. Hat endlich der Staat auf ewige Renten geborgt, so wird ein Tilgungsfond in der Absicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe die Casse zu behalten, damit er seine Schuldscheine, wenn sie niedrig stehen, wie die Privatleute, einkauft, und dadurch seine Schulden vermindert. So bestimmte Pitt seit dem J. 1786 jährlich eine Million Pfund zu dieser Verminderung der Nationalschuld, und hatte 1791 auf diesem Wege mit fünftehalb Millionen gegen sieben Millionen abbezahlt. In Rücksicht auf Bestimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebst den Interessen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden sollen, ist es der Klugheit gemäß, die Abbezahlungszeit nicht blos auf die lebende Generation, unter welcher die Schulden entstanden, zu setzen, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, sondern man zieht nach Verschiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieser Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erfoderte, so kann man dazu den über die Interessen übrig bleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Capitals so lange aussetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erspart. Die Quellen, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, sind nachstehende: 1. Die Ersparungen, welche man bei den bisher bestehenden Ausgaben zu machen sucht, wenn bei den letztern, durch schlechte Verwaltung, Verschwendung und Mißbräuche eingerissen sind. Dies war der Fall bei dem redlichen und erhabenen Sully unter Heinrich IV. in Frankreich. 2. Die Untersuchungen aller bisherigen Einnahmen, ob sie fehlerhaft erhoben worden, und ob auch alles Erhobene zur bestimmten Zeit richtig in die Casse geflossen. Findet man nun Fehler, so stelle man diese sehr schnell ab, und weise das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. 3. Man mache solche Gegenstände im Staate und im Haushalte, welche bisher unbe-

nutzt waren, fähig, daß sie eine Einnahme geben. 4. Reichten alle diese Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder fänden sie sich gar nicht, um ihn zu bilden, so setze man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine solche Herabsetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenstaate, unter der Regierung der Königin Anne in England 1714, und 1772 im Königreiche Sachsen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. 5. Erreicht man aber auch hierdurch seinen Zweck nicht ganz, so bleibt endlich nichts übrig, als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten bestehenden Abgaben und Auflagen herbeizuschaffen, welches besser und sicherer ist, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. X.

Amphiaräus, des Okleus (nach Andern des Apollo) und der Hypermnestra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wissend, daß er vor Theben umkommen müsse, sich verborgen hatte, von seiner Gemahlin Eriphyle (s. d.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war einer der Tapfersten. Als aber einst die Belagerer zurückgeschlagen wurden, öffnete sich ihm auf der Flucht die Erde und verschlang ihn sammt seinem Gespann. Seinen Tod rächte sein Sohn Alkmäon.

Amphibie. Dieses Wort bedeutet ein zweilebiges Geschöpf, d. h. ein solches, das auf dem Lande und im Wasser zugleich leben kann, und die ältern Naturforscher fassen alle Geschöpfe, die diese Eigenschaften haben, unter der Classe der Amphibien zusammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeschränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit Einer Vorkammer und Einer Herzkammer. — Durch diese Kennzeichen sind sie von allen andern Thieren sehr genau unterschieden. Die Kälte ihres Blutes trennt sie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fischen. Ihr Blut ist zwar nicht eiskalt; nimmt aber nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Wasser hat, worin sie sich aufhalten. Kein Thier aus andern Classen scheint in so auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, besonders einzelne Gattungen. Frösche z. B. sind in dem Magen des Menschen und in Eisschollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben sie Knorpel, daher sie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann sowohl auf dem Lande als im Wasser leben. Manche gehen nach Willkür aus dem einen aufs andere, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfodern; andere bringen nur eine gewisse Periode ihres Lebens oder gewisse Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich sind auch einige blos für das Wasser oder blos für das Land bestimmt. Sümpfe, Moräste und stehende Gewässer, ferner dumpfige, düstere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von Amphibien bewohnt. Ihre Fortpflanzung geschieht meistens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur diesen Thieren nicht fehlen. Einigen gab sie eine gewaltige Körperkraft, ein scharfes Gebiß (wie dem Krokodill), andern ein schnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewissen Schlangenarten), nach andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine scharfe Feuchtigkeit, welche sie ausspritzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges ist die starke Reproductionskraft einiger dieser Thiere, vermöge welcher sie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen

geraubt werden, wieder ersetzen. Verschiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und selbst ohne Nahrung leben. — Amphibiolithen oder Amphibiensteine sind Versteinerungen von Amphibien.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit; in der Philosophie die Verwechslung des Begriffs einer Sache mit der Sache selbst.

Amphibrachys, s. Rhythmus.

Amphimacer, s. Rhythmus.

Amphiktyonengericht, das berühmte Reichsgericht Griechenlands, nach den meisten Nachrichten von dem König Amphiktyon, nach Strabo aber von dem argivischen König Akrisius gestiftet, um ein Vereinigungspunct für die einzelnen griechischen Staaten zu sein. Anfangs war Delphi der Versammlungsort, später aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechische Völkerschaften schickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit und Pracht versammelten, und öffentliche Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und Criminalverbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi bestraften. Nach geschehenem Ausspruch ward dem strafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der ganze Bund gegen dasselbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, es vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige phocensische Krieg.

Amphion, ein Sohn Jupiters und der Antiope, der älteste der griechischen Tonkünstler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Musik, und brachte sie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Kadmea hieß. Amphion aber baute die Mauern und die sieben Thore dieses Ortes, vereinigte die obere und untere Stadt; und jetzt wurde dieselbe Theben genannt. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt seiner Musik und vielleicht auch Beredsamkeit auszudrücken, sagten, er habe Theben durch den Klang seiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß und selbst Bäume, Felsen und Ströme seien den Tönen seiner Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmtes Gebäude. Es war ohne Dach, und hatte eine runde oder ovale Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer, mit Sand bestreuter Platz, auf welchem die Kampfspiele vorgestellt wurden. Rings um die Arena herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe; über diesen war die Gallerie; und von dieser an erhoben sich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die obersten aber für das gemeine Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 709 nach Roms Erbauung das erste Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein. Das Coliseum zu Rom ist das größte aller Amphitheater. In Verona befindet sich ein altes Amphitheater, dessen Inneres noch ganz die alte Structur zeigt, und sorfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von al-

len römischen Alterthümern hat keines der Zeit so sehr widerstanden, wie dieses merkwürdige Gebäude, dessen Form oval, und dessen Bauart im Geschmack des Coliseums zu Rom ist. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzosen, der Platz genannt, welcher bei unsern Theatern der Bühne gegenüber ist, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher steigen, angebracht sind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Tethys oder des Nereus und der Doris. Neptun wünschte sie zur Gemahlin, und ließ sie, da sie sich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufsuchen, der sie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne versetzt wurde. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo oder **Amphitryo**, König von Theben, Gemahl der Alkmene. Plautus, und nach ihm Molière, und nach diesem Falk haben die ihm vom Jupiter gespielte Intrigue (s. **Alkmene**) zu einem interessanten Lustspiele benutzt, wo Rückkehr und Zusammentreffen des wahren Amphitruo lächerliche Situationen in Hof und Stadt herbeiführt.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelst schneidender Instrumente. Obgleich die chirurgische Kunst dahin arbeiten muß, die Amputation zu verhüten, so ist diese doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Diese sind besonders 1. große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerschmettert sind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen; 2. langwierige Eiterungen und Hohlgeschwüre mit Gängen, welche den Knochenfraß verursachen, besonders wenn sie als Überreste oder Versetzungen von Krankheiten erscheinen; 3. Knochengeschwüre, der sogenannte schwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anschwellungen von Pulsadergeschwülsten; 4. der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Ursache entstanden ist, oder tief in das Glied sich erstreckt. 5. krebshafte Geschwüre; auch 6. dergleichen Geschwülste, welche, ohne beträchtliche Arterien zu verletzen, nicht ausgerottet werden können u. a. m. Es ist jedoch sehr schwer, eine bestimmte Anzeige zur Amputation festzusetzen, weil auch die meisten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Die Operation ist von Zeit zu Zeit sehr verbessert worden. Man führt vorzüglich drei Methoden an, die von Ravaton (Amputation à deux lambeaux), welcher drei verschiedene Einschnitte machte; den ersten durch die Haut, dann einen zweiten Cirkelschnitt bis auf den Knochen, hierauf einen Schnitt einige Zoll oberhalb des ersten Schnitts in die Muskeln, wodurch diese zu beiden Seiten des Knochens gespalten und zwei Hautlappen gebildet werden. Diese hält ein Gehülfe bei der Operation in die Höhe, der Knochen wird sodann so hoch aufwärts abgesägt, als möglich, beide Fleischlappen werden zusammengebracht und geheilt. — Die Methode von Alanson bestand darin, daß er den ersten Einschnitt senkrecht durch die Haut bis auf die Muskeln im Cirkelschnitt machte, dann die Muskeln bis auf den Knochen schräg nach oben durchschnitt, so daß eine concave Wunde entstand, welche, nachdem der Knochen so hoch oben als möglich abgesägt worden war, zusammengeheilt wurde. Petit in Frankreich und Cheselden in England stellten eine dritte Methode her, die schon Celsus angiebt, und welche, mit einigen Verbesserungen, noch jetzt gewöhnlich ist. Vor der Operation werden die Arterienstämme comprimirt, um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden

Händen das Glied an, und zieht die Haut stark aufwärts. In zwei perpendiculären Cirkelschnitten wird nun die Haut und das Fleisch bis auf den Knochen durchschnitten, von diesem das Knochenhäutchen abgeschabt, sodann mittelst einer gespaltenen Binde die Fleischtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen so hoch oben als möglich durchgesägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelst einer zweischneidigen krummen Nadel unterbunden, die Haut und das Muskelfleisch werden nun abwärts gestrichen, die Ränder der Wunde zusammengedrückt und mit gehörigen Compressen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieselbe Weise, nur mit den gehörigen Modificationen, werden auch die kleinern Extremitäten abgelöst. Auch in den Gelenken werden zuweilen die Glieder abgenommen. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug sind, um die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amsterdam, Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, in der Provinz Nordholland, und wenn auch nicht Residenz, doch die wichtigste Stadt des ganzen Staats und nach London wohl die vorzüglichste Handelsstadt von ganz Europa. Sie ist um den Meerbusen Y in Form eines halben Mondes gebaut, wird von der Amstel durchflossen und überall von Canälen und Grachten durchschnitten, die durch 292 Brücken mit einander verbunden sind; sie hat etwa 3 Meilen im Umkreise und bedeckt einen Flächenraum von 535,200 Quadratruthen; ihre vormaligen Wälle und Bastionen sind gegenwärtig in Promenaden verwandelt, und sie hat keine Befestigung weiter, als die ihr die so zerstörenden Inundationen gewähren können. Ihre 26,296 Häuser stehen meist auf eingerammelten Pfählen; unter denselben zeichnen sich das von Jacob von Kampen erbaute und mit den Bildhauerarbeiten Quellins verzierte, auf 13,659 Pfählen gegründete Rathhaus, welches unter der Napoleonischen Dynastie zum Residenzpalaste diente, die Börse, die Admiralität, das ostindische Haus, das Gebäude Felix meritis und die berühmten Hospitäler und Arsenale aus. Man zählt 45 Kirchen aller Confessionen und 5 Synagogen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 210,000; 1812 war die Volksmenge auf 193,083 herabgesunken. Sie ist der Sitz der Akademie der Wissenschaften, mehrerer gelehrten Privatgesellschaften, als Felix meritis, Concordia et Libertas u. s. w., hat mehrere Bibliotheken, Museen und Gemähldegallerien, einen botanischen Garten, ein Atheneum, ein Gymnasium und andre gelehrte Anstalten und wohlthätige Vereine. Obgleich Amsterdams Lage zum Seehandel wegen der beschwerlichen Fahrt durch den Texel nicht sonderlich bequem war, so gehört es doch immer sowohl in Ansehung seines über die ganze Erde verbreiteten Handels und seiner Industrie, als wegen seines großen Reichthums zu den ersten Städten Europa's. Zwar ist es lange nicht mehr, was es vormals war: seine Manufacturen haben bei weitem den Umfang nicht mehr, ob es gleich noch immer viel in Tuch, seidnen Zeugen, Sammet, seidnem Zwirn, Gold- und Silberdraht, Blattgold und Blattsilber, Wachs, Leinwand, Zucker, Leder, Tapeten, Kampfer, Borax, Schwefel, Scheidewasser, Zinnober und Porzellan thut, und ansehnliche Diamantschleifereien, Ankerschmieden, Stückgießereien und Schiffbau unterhält; sein Wechsel-, Waaren- und Transitohandel ist noch immer wichtig und auf seiner Börse werden die größten Geldgeschäfte gemacht; doch umfängt dieser Handel nicht mehr wie sonst alle

Theile der Erde, und statt daß sonst ein Wald von fremden und eignen Masten seinen Hafen bedeckte, klarirten 1815 nur noch 2254 Schiffe aus und 2428 ein. Der Wallfischfang hat fast ganz aufgehört, auf den Heringsfang laufen nur noch einige Buisen aus und der Handel nach Ost- und Westindien fängt erst jetzt wieder an sich zu beleben. — Amsterdam hat sich allmählig aus einem Fischerdorfe zu einer Stadt erhoben. Der Druck der Spanier zog im 16. Jahrh. nach und nach viele Kaufleute aus Antwerpen und andern flanländischen Städten an diesen Ort. Den spanischen Niederlanden wurde im westphälischen Frieden die Schelde gesperrt, und bald breitete nun Amsterdam seine Geschäfte nach allen Gegenden der Erde aus; es wurde das allgemeine Magazin von den Producten aller Nationen, und konnte im 17. und im Anfange des 18. Jahrh. als die erste Handelsstadt des Erdbodens betrachtet werden. Nun aber trat London als Nebenbuhlerin auf; Holland ließ seine Seemacht verfallen, und Großbritannien erhob sich auf ihren Trümmern zur Beherrscherin der Meere. Dadurch verlor Amsterdam den Welthandel, der sich nun auf den brittischen Inseln fixirte. Dazu kamen die Kriege, die Holland mit den Britten führen mußte, und die besonders nachtheilig auf das Vermögen und den Handel von Amsterdam wirkten; es entstanden Unordnungen in der großen 1699 gestifteten Bank, welche den Credit im Auslande untergruben, und Amsterdam sank schon vor dem Eindringen der Franzosen außerordentlich. Seitdem aber versiegten die Quellen seines Wohlstandes noch mehr. Die Britten schadeten, wo sie konnten; die Colonien gingen verloren, der Handel zog sich weg. Deutschland zog seine Bedürfnisse über Hamburg, Altona und Triest, und der Markt im Norden wurde verschlossen. Jetzt öffnen sich nun zwar diese Quellen wieder, aber nie werden sie ganz dahin zurückkehren, wenn Amsterdam gleich immer aus mehrern Ursachen einen vorzüglichen Rang unter Europens handelnden Städten einnehmen wird.

Amulet ist ein Stein, Metall, oder ein anderer Körper, worauf gewisse Figuren oder Charaktere geschrieben sind, und den man bei sich trägt, um sich, abergläubischer Weise, damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Die Araber, Türken, Tibetaner, Chinesen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Ana. So nennt man eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln berühmter Männer, und es giebt Bibliotheken, worin diese Ana einen großen Raum einnehmen. Von unsern berühmten Deutschen haben wir zwar auch dergleichen Sammlungen, allein nicht unter diesem Titel. Luthers Tischreden, Nicolai's Anekdoten vom großen König u. s. f. gehören hieher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich auch ohne diesen Namen. Xenophons Memorabilien und Diogenes von Laerta Leben der Philosophen sind voll Anekdoten und Sprüche. Die attischen Nächte von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Aussprüche und witzer Einfälle ausgezeichneter Personen in Rom. So soll, nach Quintilian, ein Freigelassener des Cicero ein Buch voll Späße seines ehemaligen Herrn hinterlassen haben, und ein Freigelassener des Mäcenas schrieb die Tischgespräche und Einfälle dieses großen Musenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften fing man zuerst wieder an, die lustigen Einfälle berühmter Leute zu sammeln: die Scaligerana waren die erste Sammlung, die unter diesem Namen erschien.

Nachher haben die Franzosen am meisten von jedem ausgezeichneten, und oft auch von ganz unbedeutenden Menschen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche gesammelt, ja diese Ana bisweilen blos als Vehikel gebraucht, um gewisse Lieblingsmeinungen unter einer berühmten Firma in die Welt zu bringen. Dadurch sank der Werth dieser Sammlung gänzlich.

Anabaptisten, s. Wiedertäufer.

Anacharsis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs, der als ein Freund der Weisheit und der Wissenschaften in die Zahl der sieben Weisen aufgenommen wurde. Die Begierde nach Kenntnissen und Bildung trieb ihn aus seinem rohen Lande auf Reisen in gesittetere. Er kam zu Solons Zeiten (um die 46. Olympiade) nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Nach seiner Rückkehr erschoß ihn der scytische König Saulius, weil er der Cybele insgeheim seinen Dienst abstattete, damit der weibliche Gottesdienst der Griechen bei den Scythen nicht eingeführt werden möchte. (Vergl. Barthelemy.)

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für sich in der Einsamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinschaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen Zeitraum versetzt.

Anaclasis, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Anadyomene, die Hervorgehende, ist einer der mehreren Beinamen, welche Venus durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meere Hervorgestiegene. Apelles hatte diesen Moment in einem Gemählde dargestellt, zu welchem ihm, nach Einigen, Kampaspe, Alexanders Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere sich an einem Feste Neptuns zu Eleusis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöste und sich im Meere badete, um den Mahler einen anschaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufsteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie schildert sie das von Antipater aus Sidon am schönsten:

> Sieh, von Apelles Pinsel erzeugt, ein treffliches Kunstwerk:
> Cypria, wie sie dem Schooß purpurner Wellen entsteigt!
> Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
> Und das schäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
> Pallas spricht nun selber und Zeus erhab'ne Gemahlin:
> Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt.

Anagramm heißt die Versetzung der Buchstaben eines oder mehrerer Worte auf solche Weise, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So ist Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame ein Anagramm. In sonstigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inschriften vermittelst eines Anagramms, die Jahreszahl u. dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum ist Lumen orbi. Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Auf ähnliche Weise geben die Worte: Révolution Française das Anagramm: Un Corse la finira und das bedeutungsvolle Veto. Ein Anagramm ist um so schwieriger, aber auch um so schöner, je mehr Buchstaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anakreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweise nannte, war zu Teos in Jonien geboren und lebte um die 72ste Olympiade (381 vor Chr.). **Polikrates**, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof, und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang Anakreon, von Wein und Liebe begeistert, seine lieblichen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben aber vertrieb ihn aus Athen, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt starb. Der Sage nach erstickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte sein Andenken durch eine Statue neben der Statue des Perikles, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Simonides singt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter, erfreuende, lieblichen Mostes
  Nährerin, schlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejischen Sängers,
  Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
  Taumelnder Führer, — sein Leid hörte die schweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schooß der Erde noch Trauben erblicke,
  Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn süßer als Weinmost
  Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist aus der zerstörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unter Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle für echt anerkennt. Sie sind, mit Ausschluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter Grazie und Naivetät in der lyrischen Poesie; wie schwer diese Eigenschaften zu erreichen sind, beweisen unzählige verunglückte Nachahmungen, die des Namens Anakreontischer Lieder nicht würdig sind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachschlagsylbe, nach Herrmann aber besteht es aus dem größten Jonicus mit der Anakrusis:

⏓ (⏑⏑) | –́ –́ ⏑⏑ | –́ ⏑

Unter den Ausgaben zeichnen sich aus die von Fischer (Leipzig 1776 und 1793) und die von Brunck (Straßburg 1786, 16.). Die neueste ist von Möbius, 1810. Übersetzungen haben wir von Ramler und Degen.

Anakrusis, in der Musik so viel als Vorspiel, in der Metrik, Aufschlag, Auftact, Vorschlagsylbe.

Analecten, Aus- und Zusammengelesenes. Insbesondere eine Auswahl von Stellen und Bruchstücken aus verschiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philosophie, Geschichte und Literatur. Zuweilen sagt man dafür **Fragmente**, **Blumenlese**, u. dergl.

Analogie ist die ähnliche Beschaffenheit einer Sache mit einer oder mehrern andern. Analogische Erkenntniß überhaupt ist Erkenntniß des Verhältnisses von einer an sich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelst gewisser Ähnlichkeiten. Durch Übertragung

diesen Ähnlichkeiten von dieser auf jene entstehen gewisse Worte; diese nennt man Äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältnisse, oder eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die Größe x durch eine bestimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philosophie nur qualitative Verhältnisse gegeben sind, d. h. der Eigenschaften, die nicht Größen sind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenschaft gefunden werden soll.

Analysis, Auflösung, Zergliederung. In der Philosophie nennen wir Analysis diejenige logische Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine einfachen Merkmale auflösen. Die analytische Methode in der Philosophie ist diejenige, vermöge welcher man von dem, was gesucht wird, als ob es gegeben sei, ausgeht, und zu den Bedingungen aufsteigt, unter denen es allein möglich ist. Man könnte sie besser die regressive nennen, zum Unterschiede der synthetischen, als der progressiven. Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derselben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytisch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umstände, unter welchen sie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Versuch, so zu bestimmen sucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine bestimmte und sichere Art herausgebracht wird. Der synthetische Weg hingegen besteht darin, daß man von gewissen Datem oder Vordersätzen ausgeht, und die Natur den Schlußsatz angeben läßt, der daraus folgt. Analysis ist auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik; indem sie den Zusammenhang der gesuchten Größen mit gegebenen oder veränderlichen Größen untersucht und entwickelt. Die Analysis der Alten, die sich blos auf geometrische Wahrheiten bezog und geometrischer Hülfsmittel sich bediente, ist von der neuern wohl zu unterscheiden, die alle meßbaren Gegenstände begreift, und die allgemeine Arithmetik (Algebra) zu den nöthigen Untersuchungen und Auseinandersetzungen gebraucht. Die Erfindung der geometrischen Analysis wird von Diogenes Laertius und Proklus dem Plato zugeschrieben; da wir von diesem Philosophen keine mathematischen Schriften kennen, so läßt sich über diese Angabe nichts weiter sagen. Eine sehr merkwürdige Anwendung der geometrischen Analysis findet man in dem zweiten Buche von der Kugel und dem Cylinder des Archimedes, wodurch er durch eine Verbindung von Sätzen auf eine Proportion zurückkommt, die nach jetzigem analytischen Verfahren eine Gleichung vom dritten Range geben würde. Die Analysis der Neuern hat durch Newtons und Leibnitzens Erfindung der Infinitesimalrechnung, oder der Analysis der unendlichen Größen ein weit ausgebreiteteres Feld der Wirksamkeit erhalten, als es vorher hatte; sie ist dadurch der Schlüssel der ganzen Mathematik geworden, und ein Euler, Kästner, Pasquich und Andere haben hierauf die tiefsinnigsten Untersuchungen gegründet.

Anamorphose heißt die Vergestaltung und Verbildung der einzelnen Theile, den wahren Verhältnissen entgegen, welche den Künstler die Regeln der Perspective auferlegen (s. diese).

Anapäst, s. Rhythmus.

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäusern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artischoke

ähnlich ist, aber einen äußerst lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeschmack hat. Man nennt sie auch Königsapfel.

Anarchie ist ein Volksverein ohne gemeinschaftliche Regierungsform. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewisser gemeinsamen Zwecke eine gemeinschaftliche Regierung in sich schließt, so ist die Anarchie als ein Zustand der Unordnung und Auflösung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr setzt, aber auch seiner Unnatürlichkeit wegen nie herrschend werden, sondern nur bei außerordentlichen Veranlassungen, dergleichen z. B. die französische Revolution darbot, als ein Übergang eintreten kann.

Anathēma, von Gott verflucht, ist die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgesprochen wird. Daher heißt: das Anathema aussprechen oder anathematisiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechischen ανατεμνειν, zerschneiden, zergliedern, die Zergliederungskunst. In so fern sie sich mit Untersuchung der thierischen Körper beschäftigt, nennt man sie auch Zootomie. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte, und gehört unter die wichtigsten Hülfswissenschaften der Medicin. Die Zergliederung des menschlichen Körpers war bei den ältesten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Ägyptier hatten einen großen Abscheu davor, denn es war der Gebrauch bei ihnen, denjenigen, welcher beim Einbalsamiren der Todten den Leib derselben aufschneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundsätze ihrer Religion die Beschäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verstorbener Menschen so schnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbst zu Hippokrates Zeiten waren die anatomischen Kenntnisse noch höchst mittelmäßig, und wahrscheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues schon weiter vorgerückt. Als später Alexandrien in Ägypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wissenschaften und Künste geworden, wurde hier auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 v. Chr.). Er zergliederte menschliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugnisse des Celsus erhielt er sogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu eröffnen, obgleich man keine nähern Beweise dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröses, die nach der Leber gehen u. s. w. Erasistratus, ein Zeitgenosse von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er bestimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, belegte die Klappen in der Hohlvene mit ihren Namen, die noch jetzt gebräuchlich sind. In der Folge, besonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachlässigt. Galen, in Alexandrien gebildet (im J. 131 nach Chr.), hatte alle anatomischen Kenntnisse der damaligen und vormaligen Ärzte gesammelt, scheint aber selbst die Anatomie nicht sehr vorwärts gebracht zu haben, indem er sich meistens nur mit Zergliederung der Thiere beschäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menschlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; sie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Ärzte schöpften daher ihre anatomischen Kenntnisse blos aus den Schriften der Griechen, besonders Galens. So blieb also mehrere Jahrhunderte die Anatomie stehen. Erst im vierzehnten Jahrhundert standen wieder einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kentnissen in der Anatomie nicht zufrieden, selbst anatomische Untersuchungen wagten. Die abergläubische Furcht vor dem

Zergliedern menschlicher Leichname, welche bisher geherrscht hatte, schien allmählig zu verschwinden, da ein philosophischer Geist mehr Denkfreiheit unter den Menschen erregte. Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, zergliederte zuerst 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beschreibung des menschlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demselben enthalten waren. Seit dieser Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Universitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menschlicher Leichname angestellt wurden. Die Anatomie stieg jedoch nur langsam, weil man Galens Schriften, und Mondini's Lehrbuch nur durch die Zergliederungen zu erklären suchte. Nur Montagnana, Professor zu Padua im funfzehnten Jahrhunderte, konnte sich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen verrichtet habe, was damals sehr viel war. Im sechzehnten Jahrhundert standen allenthalben Anatomen von großem Rufe auf. Das anatomische Studium wurde wieder allgemeiner. Fallopius, Eustachius, Botallius, Varolius und viele Andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im siebenzehnten Jahrhunderte lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche sich mit der Untersuchung einzelner Theile des Organismus beschäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirsung den pankreatischen Gang, Schneider die Schleimhaut u. s. w. Im achtzehnten Jahrhunderte machten sich durch ihre anatomischen Untersuchungen berühmt: Pachioni, Vasalva, Keil, Lancisi, Ruysh, Haller, Boerhave, Vicq-d'Azyr, und mehrere Andere. Meckel, Loder, Reil, Bichat, Walther, sind außer mehrern Andern als berühmte Anatomen der neuesten Zeit der besondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen, in die allgemeine und specielle. Die erstere betrachtet die Bestandtheile des Körpers überhaupt, die allen Organen oder einzelnen Systemen desselben gemein sind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urstoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, die Structur und Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechsen, Nerven, Blutgefäße u. s. w. überhaupt. Die zweite beschreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Systeme insbesondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zusammenhang unter sich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man die verschiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Osteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechsen 2c.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu seinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blase, Magendrüse u. s. w. gerechnet werden; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüssigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die sich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchsaft einsaugen, theils im ganzen Köper vertheilt sind, die abgesonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Nevrologie, die Lehre von dem Nervensystem und Gehirn; Dermologie, die Beschreibung der Haut. — Unter den anatomischen Arbeiten sind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomischer Präparate. Präpariren benennt man die Absonderung eines Organs, eines ganzen Systems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen, um sie zum Behuf des Unterrichts zu benutzen. So wird z. B. das

ganze Knochensystem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechsen und andern Theilen dargestellt und ein Skelett genannt; so werden die Muskeln, Nerven, die Eingeweide, die Gefäße derselben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre besondere Structur deutlich einzusehen. Zu diesen Arbeiten gehören schon hinlängliche anatomische Kenntnisse, und gewöhnlich verrichtet sie auf Akademien der Prosector vor den Lehrstunden, damit in denselben der Lehrer der Anatomie die Präparate vorzeigen und demonstriren kann. Das Aufbewahren der anatomischen Präparate geschieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett, theils in Weingeist, wie bei Eingeweiden und überhaupt den sogenannten weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection (Einspritzung). Das Injiciren wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Anfang des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird mittelst einer Spritze mit irgend einer weichen gefärbten Masse angefüllt, welche alsdann sich in alle Äste und Zweige der Gefäße vertheilt, sie austreibt und sichtbar macht. Die feinsten Haargefäßchen können auf diese Weise deutlich dargestellt werden. Die einzuspritzende Masse besteht gewöhnlich aus einem Gemisch von Seife, Pech, Öl und Terpentin, denen eine färbende Substanz zugesetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für sehr feine Gefäße, z. B. die einsaugenden Lymphgefäße nimmt man Quecksilber wegen seiner äußersten Theilbarkeit. H.

Anatomie der Pflanzen, s. Pflanzen-Anatomie.

Anaxagoras, einer der vorzüglichsten ionischen Philosophen, war zu Klazomenä in Jonien im ersten Jahre der 70. Olympiade von reichen und angesehenen Ältern geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reisen, besuchte Ägypten und alle Länder, wo die Wissenschaften blühten, und ließ sich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter seinen Schülern bald die angesehensten Bürger, wie Archelaus (des Perdikkas, Königs von Macedonien, natürlichen Sohn, der selbst neun Jahre regierte) und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwissenschaften setzte ihn in den Stand, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen zu erklären, aber unverschuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gotteslästerung, und mußte in Folge einer Anklage deßhalb Athen verlassen. Er ging nach Lampsacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, starb. Anaxagoras Grundsatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Princip aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche sie bilden sollten, von gleicher Natur wären. Diese Atomen, an und für sich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Princip in Bewegung gesetzt worden, welches er Νοῦς (Intelligenz) nannte. So hatte sich die Welt gebildet; die irdischen Körper hatten sich gesenkt, während der Äther oder das Feuer sich in den obern Theilen verbreitete. Die Gestirne waren ihm indeß auch irdischer Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmasse, größer als der Peloponnes. Die Milchstraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler bewohnbarer Körper, welcher sein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und sagte, daß die Dinge so nicht be-

schaffen seien, wie jeder glaube, so behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, sondern schwarz sei, wie das Wasser, aus dem er entstehe, und in das er aufgelöst werde.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56. Olympiade. Er war ein Schüler des Anaximander, von dessen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft das göttliche, ewige, unendliche, stets sich bewegende Princip aller Dinge. Er sagte, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde; die Sterne seien Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sei flach, wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der Schüler und Nachfolger des Thales und Stifter der ionischen Schule. Er war zu Milet in der 42. Olympiade geboren. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte mindestens die Schiefe der Ekliptik und bestimmte die Solstitien und Äquinoctien mittelst eines Gnomons, wozu er in Lacedämon einen Versuch machte, genauer. Um die Sätze der Geometrie auschaulicher zu machen, bediente er sich zuerst der Figuren. Auch versuchte er zuerst die Umrisse der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch sind diese Angaben nicht ganz zuverlässig. Das Unendliche betrachtet er als das Princip aller Dinge, ohne jedoch die Natur dieses ewigen, unverderblichen Princips, das alles erzeugt und verzehrt, dessen Theile beweglich und dessen Ganzes unveränderlich ist, zu bestimmen. Die Zahl der Welten ist unendlich, die Götter werden geboren und sterben nach langen Zeiträumen. Der Himmel besteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet sich an dem höchsten der Himmel, hat einen achtundzwanzigmal größern Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen. Verstopft sich die Öffnung, so erscheint sie verfinstert. Eben so ist ihm der Mond eine Walze neunzehnmal so groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Donner und Blitz sind Erzeugnisse des Windes, wenn er in den Wolken zusammengepreßt wird. Die Erde hat die Gestalt einer Säule, befindet sich in der Mitte des Weltalls und erhält sich daher schwebend. — Er starb in der 58. Olympiade, 64 Jahre alt.

Anbruch, dasjenige, was zuerst von einer Sache genommen, wodurch sie also angebrochen wird, insbesondere in den Bergwerken, das erste Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberstücke, welche im Treibofen an dem Spor herum stehen bleiben, wenn sie von den Blicken angebrochen sind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B. anbrüchiges Obst u. s. w. In dieser Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menschen gebraucht.

Ancillon (Jean Pierre Frédéric), Sohn des bekannten Louis Frederic Ancillon, geboren den 30. April 1766 zu Berlin. Die Richtung seiner Studien durch den geistvollen Vater, eine rastlose Anstrengung, Liebe zur Arbeit und seltene Geisteskraft bildeten ihn zu einem der bedeutendsten Historiker seiner Zeit — In der gelehrten Welt trat er zuerst auf als Professor bei der königl. Militärakademie und Prediger in der reformirten Kirche im Werder zu Berlin. Eine Trauungsrede, welche er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg hielt, und welche in Berlin gedruckt wurde, empfahl ihn vorzüglich dem Hofe, und mehr noch seine Predigten über die Vaterlandsliebe, welche

er zwei Jahre später in Berlin hielt, eben als der Krieg gegen die Neufranken begonnen hatte. Ein Jahr darnach machte er im literarischen Journal von Berlin (Januar 1794) Bruchstücke aus seiner Reise in die Schweiz, so wie einen 1798 in Paris, über den Zustand der Literatur in Frankreich, über Schriftsteller und Theater rc. geschriebenen Brief (Aprilheft) bekannt. Rastlos fuhr er mit größern und kleinern Arbeiten fort, welche größtentheils im Strome der Zeit verschwammen. Erst 1801 trat er mit seinen Mélanges de littérature et de philosophie hervor (Berlin, 2 Thle. in 8.) welche 1809 zum zweitenmale gedruckt wurden. Noch größern Ruhm erwarb ihm aber sein Tableau des révolutions du système de politique de l'Europe depuis la fin du 15. siècle (Berlin 1806. 4 Thle in 8.) und seine neueste Schrift über Souveränetät und Staatsverfassungen (Berlin, 2te Aufl. 1816). Die Reinheit und Würde des Styls, die Tiefe seiner Ansichten und die philosophischen Lehren der Politik erhoben ihn zu den ersten Schriftstellern Frankreichs, und erwarben ihm als Geschichtschreiber und Publicisten schöne Verdienste um die Menschheit. Das Institut von Frankreich nannte ihn 1810 in seiner Sitzung öffentlich den würdigen Erben und Nachfolger des großen Leibnitz. Er gab eine deutsche Übersetzung dieses Werks (1806 in 8.) unter dem Titel: **Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte** rc. heraus. Der König von Preußen wußte seine Verdienste nicht besser anzuerkennen und zu belohnen, als indem er ihn zum Staatsrath und Hofmeister des Kronprinzen und seines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, ernannte, und ihn nach und nach zum Ritter des Civilverdienstordens und des preußischen rothen Adlers machte. Ancillon suchte durch Er- Erfüllung seiner schweren Pflicht, sich für so viel Gnade und Vertrauen dankbar zu zeigen, ohne darum seine Thätigkeit als Schriftsteller aufzugeben, welche allein so vielen Ruhm ihm erworben hatte. Schon 1810 erschien seine merkwürdige Lobrede auf J. B. Merian, und wenige Monate nachher die vortreffliche Trauerrede auf den Tod der unvergeßlichen Königin Luise (Berlin 1810), welche aber in Frankreich unter der kaiserlichen Regierung streng verboten war. Das Jahr 1814 verschaffte ihm das Glück, mit seinen beiden königlichen Zöglingen wieder Paris zu besuchen.

Anchises, ein Sohn des Kapys und Urenkel des Tros. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida (nach Andern am Simoïs) in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm den Äneas. Dieser rettete den Greis auf seinen Schultern aus dem Brand von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. Er starb während der Reise auf Sicilien.

Andante, der dritte angenommene Grad in der Musik (s. **Tempo**) und der Übergang vom Langsamen zum Geschwinden. **Andantino** steht zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante, und etwas langsamer als Allegretto; dieses ist wenigstens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langsamere Bewegung als Andante.

Andreä (Johann Valentin), einer der interessantesten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, war 1586 im Würtembergischen geboren. Nachdem er zu Tübingen studirt und Frankreich und Italien besucht hatte, bekleidete er nach und nach mehrere geistliche Ämter, und starb 1654 als Abt von Adelberg und lutherischer Almosenier des Herzogs. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben, und die Wissenschaften von Eitelkeit und Neugierde ge-

mißbraucht zu sehen, beschäftigte er sich unablässig mit den Mitteln, sowohl jener als diesen ihre moralische und wohlthätige Tendenz wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigstens Erneuerer des Rosenkreuzordens gewesen (s. d.), möchte sich schwer bestimmen lassen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewisse Neigung zum Mysticismus ist bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch sei, unläugbar war er ein eben so geist- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen Gelehrsamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laster in jedem Stande, bald in scherzhafter Laune, bald mit strengem Ernst und bitterm Spott verfolgte, und selbst der Tugend durch sein ganzes Leben getreu war. Trefflich hat ihn Herder charakterisirt. Er hat vieles, und dies meistens in einer sonderbaren Sprache geschrieben. Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, von richtigem Gefühl und scharfem Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeist des Verfassers. Ein classischer Dichter unserer Zeit ist er freilich nicht; denn seine und auch der damalige Zustand der deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb alles lateinisch und auch er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; was er deutsch schrieb, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er selbst sagt am Ende:

> Ohn' Kunst, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
> Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
> Bis du schwitzst, spitzst und schnitzst im Sinn,
> Hab' ich's gesetzt und fahr dahin.
> Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
> Mach's besser, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache ist die schwäbische. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist Andreä besonders glücklich, wie auch in komischen und witzigen Zügen. Es war ein feiner dichterischer Kopf, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften erlag. Seine deutschen Werke zeigen nur von fern, was er hätte werden können, seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus seiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres übersetzt; auch hat Ersterer aus seiner Geistlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns sind seine Christlich Gemäl (Gemählde), Tüb. 1612. 4. Die Titel seiner übrigen Schriften müssen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige), ein Bruder des heiligen Petrus, und der erste Schüler, den Christus wählte. Beide Brüder waren Fischer, entsagten aber diesem Geschäfte und folgten dem Erlöser. Andreas Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß; die gewöhnliche Meinung ist, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Moskoviter verehren ihn als denjenigen Apostel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzpatron ihres Landes. In den ersten Zeiten der Kirche war ein ihm untergeschobenes Evangelium in Umlauf; auch die Acta, die seinen Namen führen, sind nicht von ihm.

Andrieux (F. G. J. S.) einer der vorzüglichsten neuern franz. dramatischen Dichter, um das J. 1755 zu Melun geboren und vor der Revolution Secretär beim Herzog von Uzès. Durch seinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Festhalten der Constitution und die reine Anwendung des Naturrechts zeichnete er

sich nicht minder aus, als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthigste Poesie in seinen vielen literarischen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, besonders hinsichtlich der Diction, fehlt. Im J. 1798 trat er als Deputirter des Seine-Departements in das gesetzgebende Corps ein, wo er durch seine Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primärschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, den 21. Jul. 1800 Secretär, und im September Präsident des Tribunats, und zeigte sich überall mit Eifer und Festigkeit gegen die constitutionswidrigen Schritte des ersten Consuls und des Staatsraths, bis er ihrer Macht unterliegen und 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn später der Kaiser zum Ritter der Ehrenlegion und zum Professor der Literatur am Collegium von Frankreich, und der schönen Wissenschaften bei der polytechnischen Schule, so wie der König ihn 1816 unter die Vierzig der französischen Akademie aufnahm. Sein vorzüglichstes, als classisch betrachtetes Werk ist Anaximandre.

Andrŏmache, die Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien und Hektors Gemahlin. (Vergl. diesen.) Nach Troja's Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, sie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn gebar.

Andrŏmeda, des äthiopischen Königs Cepheus und der Kassiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereiden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausspruch, Poseidons Zorns könne nur besänftigt werden, wenn Cepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Dies gehört, zwangen ihn die Äthiopier zur Befolgung des Spruchs, und die unschuldige Andromeda wurde, an einen Felsen gefesselt, dem Ungeheuer preisgegeben. So erblickte sie Perseus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Gerührt von Mitleid und Liebe, versprach der Held, das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. — Das versprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perseus steht Andromeda, durch der Pallas Gunst, unter den Sternen. (Vergl Perseus.)

Äneas, ein trojanischer Fürst, des Anchises und der Venus Sohn. Unter Troja's Helden ist er nach Hektor der ausgezeichnetste, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entscheidenden Nacht aber, in der diese von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Äneas stürzt sich dennoch in den Kampf, aber umsonst. Priamus fällt, und nun erst kehrt Äneas, auf seiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Kreusa (s. diese). Jetzt, da nichts mehr zu retten ist, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos erbaute, allein, durch ein Wunder erschreckt, vom Anbau abließ. Von da ging er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelspruchs führt ihn

mißbraucht zu sehen, beschäftigte er sich unab...
sowohl jener als diesen ihre moralische und ...
derzugeben. Ob er der Stifter oder wenigste...
Kreuzordens gewesen (s. d.), möchte sich sch...
für beides wichtige Gründe angeführt werden...
zum Mysticismus ist bei Andreä allerdings ni...
auch sei, unläugbar war er ein eben so gei...
der mit einer ungemeinen Gelehrsamkeit ...
das Gute und Wahre verband, das Laster ...
scherzhafter Laune, bald mit strengem Ernst...
folgte, und selbst der Tugend durch sein...
Trefflich hat ihn Herder charakterisirt. ...
stens in einer sonderbaren Sprache geschrieb...
der feinen Erfindungs- und Einbildungsk...
und scharfem Urtheil, von der ausgebreit...
wohl unausgebildeten, Dichtergeist des Ver...
ter unserer Zeit ist er freilich nicht; denn ...
Zustand der deutschen Sprache litt es nic...
teinisch und auch er schrieb, was er ...
ser Sprache; was er deutsch schrieb, ...
Freunde. Er selbst sagt am Ende:

> Ohn' Kunst, ohn' Müh' und ...
> Drum nicht nach deinem Kun...
> Bis du schwitzst, spitzst und ...
> Hab' ich's gesetzt und fahr ...
> Gefällt dir's nicht, wie ich ...
> Mach's besser, nimm ...

Seine Sprache ist die schwäbische. ...
Gleichnissen und Gegensätzen ist ...
in komischen und witzigen Zügen. ...
der aber unter dem Geschmack ...
erlag. Seine deutschen Werke ...
den können, seine lateinischen ...
wirklich war. Aus seiner Myst...
Sonntag mehreres übersetzt ...
chen Kurzweil Proben ...
seine Christlich Gemä...
seiner übrigen Schriften ...

Andreas (der heilig...
erste Schüler, den Chri...
sagten aber diesem Gesch...
sale nach Christus Tod...
daß er einige Zeit ...
en ihn als denjenigen...
habe, die Schotten ...
ersten Zeiten de...
Umlauf; auch ...

Andri...
dramatischen ...
Revolution ...

…ne, die man auf
…infachste Anemoskop;
…ahne um eine beweg-
…Decke der Gebäude bis
…lung vornehmen will.
…rose befindlich, und
…dreht, giebt ein un-
…Windrose die Richtung
…sonders künstliche Ane-
…sogar in Abwesenheit
…selbst aufzeichnen. Zu
…dem Professor Moscati

P. S.

…ph zu Cicero's Zeiten,
…cismus wieder in Flor

…Erweiterung und Ausdeh-
…ist das echte Anevrisma;
…chte Anevrisma, wenn die
…Austritt von Blut in das
…wenn die äußern Häute der
…derselben durch die entstan-
…t und einen Sack bildet (das
…das varikose Anevrisma, die
…daß die Vene ganz durchschla-
…unter derselben liegenden Ar-
…das Blut aus derselben in
…ismen entstehen theils von dem
…von einer, nicht selten vielleicht
…der Arterienhäute. Sie sind da-
…men, besonders in der Nähe des
…und an den äußern Gliedern, z. B.
…wo die Arterien durch Ausdeh-
…Anstrengungen des Körpers, Stoßen,
…Verletzungen ausgesetzt sind. Es
…den innern Anevrismen, Krankheiten,
…hitziger Getränke, heftige Leidenschaften
…Veranlassung geben, ja selbst deren Zer-
…en plötzlichen Tod verursachen. Äußere
…der, anfangs nur kleinen, runden oder
…terie befindlichen Geschwulst, welche weich,
…man ein, dem Pulse ähnliches Klopfen
…ört auf, wenn man die Arterie oberhalb
…mendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald
…der ersten Periode dieser Krankheit bleibt die
…klein, oder wächst doch sehr langsam; in der
…plötzlich sehr zu, die Farbe derselben verändert
…ngt an zu schmerzen, die benachbarten Theile
…fen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich,
…erfolgt berstet die Geschwulst, welche eine Menge
…theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt
…der Theil wird brandig. Die innern Pulsader-
…wer zu erkennen; man vermuthet sie, wenn der Puls
…der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber

nach Kreta, von wo ihn eine Pest vertreibt. Nun ging sein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollons Spiele feierte; in Epirus fand er Helenus und Andromache. Von hier ging seine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Trepanum auf der Westseite, wo Anchises starb. Ein Sturm verschlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Carthago freundlich aufnimmt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendet durch Merkur Befehl an Äneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, segelt Äneas mit seinen Genossen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojanischen Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Leichenspiele feiert. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, stecken die Schiffe in Brand, worauf er beschließt, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkt ihn Anchises, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesta schifft Äneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsucht, die ihm seine Zukunft weissagt, und seinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach seiner Rückkehr aus dieser gelangte er nach einer neuen Schifffahrt in den Tibris, wo er am östlichen Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies nun veranlaßt einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Äneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Äneide (s. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der historischen Wahrheit, die Geschichte des Äneas. — Sein mit der Lavinia gezeugter Sohn, Äneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, Ascanius, der Albalonga erbaute, und von dessen Sohn Julus die Römer das julische Geschlecht ableiteten.

Äneas Sylvius, s. Äneas und Piccolomini.

Anekdote (griech., das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden ist. Wir verbinden aber mit diesem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen (öfter noch witzigen) Äußerung, oder eines außerordentlichen (öfter noch geheimen oder lächerlichen) Vorfalles. Es ist die Definition dieses Begriffes um so schwieriger, als so Vielartiges darunter begriffen und zusammengefaßt wird. Wenn Anekdoten unbekannte Aufschlüsse über allgemein interessante Ereignisse oder das Leben merkwürdiger Personen liefern, oder eine besonders witzige Wendung nehmen, so vermögen sie in geselligen Kreisen besonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß sie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden, in solchen Fällen vermag auch eine bereits oft gehörte Anekdote noch wohlgefälligen Eindruck zu machen. Anekdotenkrämer nennt man spottweise Personen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeschichten ausschütten, und Anekdotenjäger besonders Reisebeschreiber, die ihre Beschreibungen immer mit solchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemoskop oder Anemometograph auch Plagoskop, Windzeiger oder Windmesser, wird jedes Werkzeug genannt, das die

Richtung des Windes angiebt. Die Wetterfahne, die man auf Thürmen und Dächern angebracht findet, ist das einfachste Anemoskop; dann hat man aber auch solche, wo sich die Fahne um eine bewegliche Spindel dreht, die dann durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer geht, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieses Gemachs ist dann eine Windrose befindlich, und indem der Wind die Fahne und diese die Spindel dreht, giebt ein unten an selbiger angebrachter Zeiger auf der Windrose die Richtung jedes Luftstroms zu erkennen. Es giebt noch besonders künstliche Anemoskope oder eigentliche Anemometographe, die sogar in Abwesenheit des Beobachters die Veränderung des Windes selbst aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnet man die vom Professor Moscati und Ritter Marsilio Landriani. P. S.

Anesidēmus, ein skeptischer Philosoph zu Cicero's Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Anevrisma, die Pulsadergeschwulst, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies ist das echte Anevrisma; man rechnet aber auch noch hieher das unechte Anevrisma, wenn die Haut einer Arterie geöffnet ist, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die äußern Häute der Arterie verletzt sind, und die innere Haut derselben durch die entstandene Öffnung sich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet (das zusammengesetzte Anevrisma); endlich das varikose Anevrisma, die Pulsadergeschwulst, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschnitten wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Die echten Anevrismen entstehen theils von dem zu heftigen Andrang des Bluts, theils von einer, nicht selten vielleicht angebornen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie sind daher häufiger an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Es können aber auch, besonders zu den innern Anevrismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenschaften und Affecten, besonders Zorn, Veranlassung geben, ja selbst deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod verursachen. Äußere Anevrismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder ovalen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geschwulst, welche weich, elastisch ist, und in welcher man ein, dem Pulse ähnliches Klopfen bemerkt. Dieses Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geschwulst stark zusammendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald der Druck aufhört. In der ersten Periode dieser Krankheit bleibt die Geschwulst lange Zeit klein, oder wächst doch sehr langsam; in der zweiten aber nimmt sie plötzlich sehr zu, die Farbe derselben verändert sich, sie wird blau, fängt an zu schmerzen, die benachbarten Theile schwellen an, das Klopfen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berstet die Geschwulst, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeschwülste sind schwer zu erkennen; man vermuthet sie, wenn der Puls sehr ungleich ist, der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber

nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondristen, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechseln darf) leidet, wenn dabei Beschwerden der Respiration mit erscheinen, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche. Die äußerlichen Anevrismen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt, oder durch Operaton weggeschafft, wobei (nach Hunters Methode die Arterie oberhalb der Geschwulst entblößt und unterbunden wird, so daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Anevrisma gehindert wird, und er allmählig sich zusammenzieht.

Anfossi (Pascal), geboren um das J. 1736, wurde in den Musikschulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieses Instrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er sich unter Sacchini und Piccini des Studiums der Composition. Der letztere gewann ihn lieb, und verschaffte ihm im J. 1771 sein erstes Engagement bei dem Theater delle Dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verschaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier dasselbe Schicksal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfossi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er im Jahre 1773 aufführen ließ, ward mit Enthusiasmus aufgenommen; so auch in den beiden folgenden Jahren la finta Giardiniera und il Geloso di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im J. 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, bestimmten ihn, Rom zu verlassen. Er durchreis'te Italien und kam gegen das Jahr 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conservatorium zu Venedig. Er führte in der königlichen Akademie die verfolgte Unbekannte auf, aber diese anmuthige und zarte Musik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche sie verdiente. Von Frankreich ging Anfossi nach London; er war im J. 1783 Musikdirector beim italienischen Theater dieser Stadt. Im J. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn seine ehemaligen Unfälle vergessen ließ, und ihm ein Ansehen und eine Achtung erwarb, die er bis an seinen Tod im J. 1795 genoß. Anfossi erinnert allerdings in seinen Compositionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er seinen Styl und seine Manier gebildet hat; aber sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehrere seiner Finale's sind Muster in dieser Art. Seine Fruchtbarkeit beweis't, daß er mit Leichtigkeit arbeitete, wir machen von seinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und i Viaggiatori felici namhaft, die zu den besten in dieser Gattung der komischen Oper gehören. Außerdem hat er mehrere meist von Metastasio gedichtete Oratorien componirt.

Angarien (Angariae) heißen Frohndienste der Unterthanen, wenn sie z. B. mit Wagen, Vorspann, Handarbeit ꝛc. ihrer Herrschaft fröhnen müssen. Besonders heißen bei dem Seewesen Angarien diejenigen Dienste, welche Privatschiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leisten müssen.

Angelica (Nonne), s. Barnabiten.

Angeln, ein deutsches Volk, das im jetzigen Herzogthume Magdeburg wohnte, und wahrscheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als diese den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da sie sich dem Rheine und dem römischen Gebiete nie näherten, finden wir sie nicht unter ihrem Namen. Die Römer begriffen sie unter dem allgemeinen Namen der Chauzen und Sachsen,

bis die Eroberung Britanniens sie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im fünften Jahrhundert schlossen sie sich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachsen, an, und eroberten unter dem Namen der Angelsachsen das heutige England (s. England); ein Theil von ihnen aber blieb auf der dänischen Halbinsel, wo ihr Andenken sich bis jetzt erhalten hat.

Angelo (Michael) Buonarotti, geboren 1474 zu Caprese im Florentinischen, gestorben 1564 zu Rom, offenbarte sein allseitiges, erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Mahlerei, Bildhauerei, Architektur und Poesie. Domenico de Grillandajo war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, und er war noch nicht zwei Jahre bei ihm gewesen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunstschule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit so gutem Erfolge genoß, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Mahler die Aufmerksamkeit auf sich, so daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinschaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathssaal von Florenz mit historischen Darstellungen zu schmücken. Zu diesem Behuf entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem pisanischen Kriege darstellt, und von den Kennern als die trefflichste Schöpfung Michael Angelo's gepriesen wird, wiewohl wir ihn leider nicht mehr vollständig besitzen. Indeß hatte ihn Papst Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmahl für ihn zu arbeiten. Zweimal wurde diese Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo besonders waren es, die den Papst überredeten, von Michael Angelo das Gewölbe der Sixtinischen Capelle mahlen zu lassen; denn sie wußten, daß er in Frescomahlereien sich noch nicht versucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papstes entziehen würde. Michael Angelo weigerte sich vergebens, den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in zwanzig Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier mehr als irgendwo der Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes erscheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmahle fortarbeiten wollte, starb der Papst, und auf Leo's Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Façade an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo starb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmahl, und einen Christus, der nachher zu Rom in der Kirche della Minerva aufgestellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpstlichen Stuhl bestieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und übertrug ihm die Vollendung der neuen Sakristei und der St. Lorenz Bibliothek zu Florenz. Stürmische Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle zu mahlen. Ungern ging der sechzigjährige Künstler an ein Werk, das seinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum verschlossenen Ernst und Tiefsinn hinneigte, der unter allen Dichtern sich am liebsten durch Dante's ungeheure Gemählde begeisterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgensten Mechanismus der Muskeln erforscht hatte, beschloß im Gefühl seiner Kraft, sich einen neuen Weg für diese Arbeit zu bahnen, und

in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umrisse, in der Kühnheit der Bewegungen es allen seinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete er 1541 ein Gemählde, das durchaus mißlungen in der Composition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel im Einzelnen, abenteuerlich im Detail, zwar nicht den Schönheitssinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künstler zeigt und mehr für den Künstlerverstand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geschmack des Liebhabers ist. Indem es die menschliche Gestalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abstufungen darstellt, ist es als ein unerschöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Seine letzten beträchtlichen Werke der Mahlerei waren zwei große Gemählde in der Paulinischen Capelle, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzabnahme Christi, eine Gruppe von vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor, leitete überdies die Anlage der Festungswerke eines Theils dieser Stadt, il Borgo genannt, und mußte noch 1546 den Bau der Peterskirche übernehmen. Er entwarf in 14 Tagen einen Plan dafür, worin er auch die Form des griechischen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querschiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer festen Mauer stützte, und eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung seines Plans nicht, an dem nach seinem Tode einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio (Capitols), des Farnesischen Palastes und vieler anderen Gebäude. Auch seine architektonischen Gebäude zeichnen sich durch Größe und Kühnheit aus; aber in seinen Verzierungen zeigt sich oft seine ungeregelte, ausschweifende Phantasie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geschmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Phantasie und Zeitvertreib in müßigen Stunden ansah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweise seines großen Talents. Sie sind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erschienen. Seine prosaischen Werke (Vorlesungen, Reden, Ciccolate, d. h. scherzhafte akademische Vorlesungen) befinden sich in der Sammlung der Prose Fiorentine, und seine Briefe in Bottari's Lettere pittoriche.

Angenehm ist ein Gegenstand, der die Wirksamkeit der Seele reizt; dies geschieht entweder durch die Vorstellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. s. w., diese durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das Angenehme, besonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, subjectiver Einrichtung, Neigungen u. s. w. abhängt, so ist es nichts absolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftwesen; es ist nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Wesen gelten könnte. Der Mensch, als Sinnenwesen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabscheuen, und es ist ihm physische Nothwendigkeit, möglichst die Summe des Angenehmen zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterschied zwischen angenehm und schön in der Kunst sei, wird unter Schön aus einander gesetzt.

Angiologie, die Adern- und Lymphgefäßlehre, s. Anatomie.

Anglaise (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälschlich Contre-danse gemacht haben) ist ein Tanz von lebhaftem Charakter. Die Melodien dazu sind mehr oder weniger schnell, wer-

den in gerade und ungerade Tactart eingekleidet, bestehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunstlosen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Absätzen und Einschnitten.

Anglicanische oder **englische Kirche**, auch (**bischöfliche Kirche**) ist die in England reformirte Kirchenverfassung, welche als einen Hauptgrundsatz annimmt, daß die Bischöfe von Gott eingesetzt worden, und daß die Kirche unter ihnen stehen müsse. Die Päpste übten vormals eine große Gewalt über England aus, und zogen jährlich sehr bedeutende Summen aus diesem Lande. Heinrich VIII. entzweite sich, wegen seiner berüchtigten Ehescheidung, mit dem päpstlichen Stuhle, und erklärte sich (1531) für das Haupt der englischen Kirche. Doch blieb er noch eifrig katholisch, und änderte, die Oberherrschaft des Papstes in geistlichen Dingen und das Mönchswesen ausgenommen, nur wenig in der alten Lehre seiner Kirche. Die Reformation fand zwar schon unter ihm insgeheim, und unter seinem Nachfolger Eduard VI. öffentlich, Beifall, aber sie wurde erst unter der Königin Elisabeth (1558) völlig eingeführt. Elisabeth gab der Kirchenverfassung in England die Gestalt, die sie noch jetzt hat, und ließ die Aufsicht über sie den Erzbischöfen und Bischöfen. Ihre Nachfolger, ob sie gleich fortwährend das Haupt der Kirche geblieben sind und die höchste Gewalt über sie ausgeübt haben, behielten doch diese Verfassung bei, weil sie fanden, daß das königliche Ansehn dadurch besser, als durch die mehr republikanische Verfassung der Presbyterianer, unterstützt werde. Jene **bischöfliche** (**episcopale**) oder **hohe Kirche** ist nun die in England **herrschende**, und wird allein unter der Benennung der **anglicanischen** (**englischen**) Kirche verstanden. Durch verschiedene Gebräuche des äußern Cultus, vorzüglich aber dadurch, daß die Bischöfe das Regiment führen, unterscheidet sie sich von der **Genfer Kirche**, welcher blos **Älteste** (griechisch **Presbytor**) vorstehen. Diejenigen, welche sich in England zu der letztern bekennen, werden daher **Presbyterianer** auch **Puritaner** — weil sie eine von den in der bischöflichen Kirche noch beibehaltenen Gebräuchen des katholischen Cultus ganz **reine** Verfassung behaupten — genannt. Dieser religiöse Sectengeist war auch in seinen politischen Ansichten verschieden, und verfolgte sich gegenseitig, so wie die Umstände es gestatteten. Aus den verschiedenen kirchlichen Parteien gingen politische hervor, welche die öffentliche Ruhe in England mehr als einmal erschüttert haben. Aus dem Schooße der Puritaner gingen die **Independenten** hervor, welche die Kirche eben so wenig den Ältesten als den Bischöfen unterworfen wissen wollten. Durch ihre Unterstützung bewirkte Cromwell die Revolution unter Carl I. In jenen unruhigen Zeiten entstanden mehrere religiöse Secten, deren mehr als zwanzig in England sind. Nach vielen Kämpfen erhielten die Presbyterianer unter Wilhelm III. (1695) völlige Gewissensfreiheit durch die Act of Toleration. Seitdem ist die **bischöfliche** Kirche in England und Irland, und die presbyterianische in Schottland die herrschende. Alle andre Secten werden geduldet und, mit Einschluß der Presbyterianer, im Gegensatz der Episcopalen, mit einem allgemeinen Namen **Nonconformisten** oder **Dissenters** genannt.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet sich theils nach den Gegenständen, auf welchen er gerichtet ist, theils nach den gegenseitigen Streitkräften, theils nach der Beschaffenheit des Terrains. In der Schlacht nimmt man gewöhnlich viererlei Arten des

Angriffs an. 1. Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend ist, wobei erfodert wird, daß man dem Feinde eine der seinigen wenigstens gleiche Front entgegenstellen kann; 2. man greift mit einer schiefen Linie an; 3. man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4. man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Letztere Art anzugreifen ist nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel der beiden vorspringenden Winkel können der Länge nach bestrichen werden, Schüsse, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht besondere Umstände verhindern, dem andern in den Rücken und dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, so muß der müßige Theil sich unverzüglich da beschäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verstärken, sich geschwächt hat. Um einen Angriff sicher auszuführen, müssen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht sein. Zu dem Ende muß man auf Kartätschenschußweite anrücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande sein. Geht dies nicht an, so muß unverzüglich der Punct, wo eingedrungen werden soll, angegriffen werden. — Der Angriff einer Festung (s. d. Art.) ist ebenfalls verschiedener Art, nämlich 1. Blokade oder Einschließung, um den Platz auszuhungern; 2. Ersteigung mit Leitern; 3. Überrumpelung durch List oder Verrätherei; 4. Überfall mit stürmender Hand; 5. Bombardement; 6. die förmliche und 7. die bruskirte Belagerung, indem man sich sogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contrescarpe Posto faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geschieht mit eben so viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs bestimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten versehen sein. Die vorangehenden Freiwilligen sind nach Maßgabe der Umstände mit Bretern, Hurden, Faschinen, Schanzkörben oder Leitern versehen, um damit Wolfsgruben und Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu übersteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Äxten, Sägen und Brechstangen, welche die etwanigen Pallisaden, spanischen Reiter oder Schleppverhaue wegschaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contrescarpe abstechen und Erde in den Graben werfen, während die Freiwilligen auf den Feind feuern. Ist Graben und Brustwehr erstiegen, so wird letztere nebst der Contrescarpe so abgestochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleristen sein müssen, um das eroberte Geschütz entweder zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen einige Colonnen ausgesuchter Truppen mit ihren Geschützbatterien und einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterstützen, wenn die Freiwilligen allein zu schwach sind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erschweren. Bei Nacht oder mit Tagesanbruch geschieht ein solcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, so richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in diesem Falle nähert man sich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich schwächsten Theilen derselben. — Redouten, oder abgesonderte Verschanzungen, werden mit so vielen Colonnen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden soll; zwischen jeden zwei Colonnen ist eine Linie Infanterie. Da unsere Truppen gedeckt zwischen den Werken durchgehen, und den hinter denselben stehenden Feind an-

greifen müssen, so bestimmt dies hinreichend, welche Werke wir vorzüglich in Beschäftigung zu erhalten suchen müssen. Hinter jeder Infanterielinie befindet sich eine Colonne Cavallerie. Sind die angreifenden Colonnen am Rande des Grabens, so geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwischenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, so folgen einige Battaillone Infanterie mit einer leichten Geschützbatterie nach. Das erste Treffen Infanterie macht 3000 Schritt vor der Verschanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff mißglücken sollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt entweder auf die Truppen hinter den Verschanzungen, oder auf die nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterstützung, je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt. Wird der Feind geworfen und ein Paar Redouten erobert, so geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwischenräume. Nimmt man auf diese Art die drei Flügelredouten weg, so hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarschiren und seine Fronte zu verändern.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Duc d'), Neffe des Königs und ältester Sohn des Grafen von Artois und Marie Theresiens von Savoyen, wurde geboren zu Versailles den 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit seinem Vater aus, länger als ein Jahr hielt er sich bei seinem Großvater in Turin auf, wo er mit dem Herzog von Berry vorzüglich mit dem Studium der Artillerie-Wissenschaft sich beschäftigte. Im August 1792 stand er schon in Deutschland an der Spitze eines Corps von Emigrirten. Die ungünstigen Erfolge des ganzen Krieges zwangen ihn, den Schauplatz desselben zu verlassen. Er ließ sich mit seinem Vater zu Edinburg nieder, kehrte jedoch nach einiger Zeit nach Blankenburg zurück, ging endlich nach Rußland und nahm seinen Wohnsitz in Mietau. Hier vermählte er sich am 10. Juli 1799 mit der Prinzessin Marie Therese Charlotte de France, der einzigen Tochter seines unglücklichen Oheims von väterlicher Seite, Ludwigs XVI. Im Jahr 1801 verließ er Mietau und zog mit seiner Gemahlin und seinem Oheim Ludwig XVIII. nach Warschau unter königl. preußischen Schutz. Von hier aus erfolgte dann jene berühmte Weigerung der Bourbonen, an Buonaparte ihre Rechte auf die Krone von Frankreich abzutreten. Die Besorgnisse und das damalige System des Hofes von Berlin zwangen sie zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo sie von Alexander I. die freundschaftlichste Aufnahme fanden. Von hier ging der Herzog mit seiner Gemahlin und seinem Oheim nach England, wo Graf Artois sich schon längst niedergelassen hatte. Die ganze bourbonische Familie wohnte auf dem einsamen Landgute Hartwell bei London, welches der König gekauft hatte, beisammen. Der große Schlag, welchen die Kriege von 1812 und 13 vorbereitet hatten, geschah endlich 1814. Die feindlichen Heere betraten Frankreichs Boden, und der Herzog von Wellington stand auch bereits an der westlichen Grenze. Der Herzog von Angoulême eilte, sich seinen Landsleuten zu zeigen. Am 2. Febr. 1814 kam er im brittisch-spanischen Hauptquartier zu St. Jean de Luz mit einigen Getreuen an und ließ sogleich von hier aus jene berühmte Proclamation an die französische Armee ergehen („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère.") Schon hatten sich die Bewohner von Bordeaux gegen Buonaparte erklärt, aber noch keine Mittel gefunden, das Joch völlig abzuschütteln, aber

täglich eilten die eifrigsten Royalisten an die Grenze, um dem Herzog ihre Dienste anzubieten. Dieser hielt endlich, unter dem Schutz der englischen Armee, am 12. März seinen feierlichen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den versammelten Bürgern unter lautem Freudengeschrei, Vergessenheit alles Vergangenen und Glück in der Zukunft! Drei Tage nachher erließ er jene denkwürdige Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abschaffung der Conscription und gehässiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, sonder allen Parteigeist, von den Franzosen verlangte. Unermüdlich in seinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er schon die ganze königliche Familie vereinigt fand. Er wurde zum General-Obersten der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. — Als vermuthlicher Thronerbe lebte er nun ruhig in Paris und erwarb sich immer neue Liebe durch seine bescheidene Milde und reine Frömmigkeit. Im Februar 1815 machte er mit seiner Gemahlin die so berühmt gewordene Reise in die mittäglichen Provinzen, und er wurde überall mit dem regsten Enthusiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9. März von Paris die Nachricht von der Landung Buonaparte's, und wurde mit der ausgedehntesten Vollmacht zum General-lieutenant des Königreichs ernannt. Sogleich reis'te er ab, seine Gemahlin der Treue Bordeaux vertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gauvernement, an dessen Spitze er den Grafen Damas, den Baron von Vitrolles stellte. Indessen hatten sich einige Linientruppen und Nationalgarden um ihn versammelt, mit welchen er, ohne Widerstand zu finden, bis gegen Montelimart vorrückte, und hier am 30. März zum erstenmal die Napoleonisten schlug, und in Folge dieses Treffens am 1. April in Montelimart einzog. Von hier rückte er gegen Valence, um in möglichster Schnelligkeit Lyon zu besetzen, und damit gegen Buonaparte ein Übergewicht zu gewinnen. Bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome schlug er zum zweitenmale die Insurgenten. Am 6. April wurde er bei St. Jaques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt, und von seinen Truppen verlassen. Bordeaux und Toulouse fielen ab, er selbst wurde bei Port St. Esprit angehalten und sechs Tage gefangen gesetzt, endlich freigegeben und mit seinen Getreuen auf das schwedische Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeschifft. Er stieg zu Barcelona ans Land und begab sich nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. aufs ehrenvollste empfing. Bald näherte er sich wieder der französischen Grenze, um neue Mittel gegen Buonaparte in Bewegung zu setzen. In Puycerda erfuhr er am 10. Juli, daß sich Marseille gegen Buonaparte empört hatte. Er schrieb sogleich an die königliche Comité in dieser Stadt und ernannte den General Vicomte de Bruges bis zur Ankunft des General-Lieutenants, Marquis de Riviere, provisorisch zum Gouverneur. Während deß hatte er selbst alle nach Spanien geflüchteten Franzosen an der Grenze in ein Corps versammelt, und wollte damit eben die Grenze überschreiten, als die Ereignisse in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptstadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog nach Bordeaux und nach Toulouse, wo er das königliche Gouvernement wieder herstellte und in kurzer Zeit viele Bataillone königlicher Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Diensten sich verbindlich machten und für ihn die Festungen in den

Pyrenäen, in den Alpen und an den Küsten besetzten. Er besetzte die Präfecturen und Tribunale mit Königlichgesinnten. Nach seiner Zurückkunft nach Paris wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums des Girondedepartements ernannt, und reis'te daher mit seiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede des Dankes und der Aufmunterung eröffnete, und das Vergnügen genoß, die Wahlen nach Wunsch ausgefallen zu sehen. Am 12. Oct. wurde er zum Präsidenten des 5. Bureau der Chambre des Pairs ernannt, erschien aber eben so selten, wie die übrigen Prinzen vom Hause in ihrer Mitte. Politische Zänkereien und vielleicht mehr der stürmische Sectengeist zwischen Katholiken und Protestanten, nöthigten den König bald, diesen Prinzen wieder in die mittäglichen Provinzen zu senden, wo nach einigen Ausbrüchen des Parteigeistes die Ruhe wieder hergestellt ward. Bei der darauf am französischen Hofe eingetretenen Spannung, hervorgegangen aus den getheilten Ansichten, die der König einerseits, und die Prinzen des Hauses andererseits über den Zustand Frankreichs und die zu ergreifenden Maßregeln hegten, richteten die Parteianführer oft den Blick nach ihm. Die später erfolgte Aussöhnung zwischen dem König und dem Prinzen scheint endlich diesen Zwist beendigt zu haben.

Angulême (Marie Therese Charlotte, Madame, Royale Fille de France, Duchesse d'), Tochter Ludwigs XVI., wurde den 19. Dec. 1778 zu Versailles geboren. Früh schon entwickelte sich in ihr ein scharfer durchdringender Verstand, ein kräftig energischer Wille, Hang zur geistigen Bildung und die zarteste Empfindung für das Unglück anderer. Kaiser Paul I., welcher als Comte du Nord Frankreich bereis't hatte, nahm beim Abschied die vierjährige Prinzessin zärtlich in seine Arme und küßte sie mit den Worten: Leben sie wohl, ich werde Sie nicht wieder sehen! Herr Graf, erwiederte das Kind, ich werde zu Ihnen kommen! Wer hätte damals den Einfall des kindlichen Gemüths für eine so traurig in Erfüllung gehende Prophezeiung gehalten? — Die Revolution brach mit allen ihren Schrecken herein, und die ganze königliche Familie wurde in einen der Thürme des Temple eingesperrt. Endlich wurde sie im December 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Österreichern in die Hände gespielt hatte, ausgewechselt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthalts in der Kaiserstadt hatte Ludwig XVIII. beschlossen, sie mit dem Herzog von Angouleme zu vermählen. Ihre Vermählung wurde in Mietau gefeiert. Der Kaiser von Rußland unterzeichnete den Vertrag, und hinterlegte ein Exemplar in dem Archiv seines Senates. Der politische Zustand Rußlands nöthigte sämmtliche Bourbonen im Januar 1802, dies Reich zu verlassen und sich nach Warschau zu flüchten. Hier lebten sie ziemlich ruhige aber freudenleere Tage, bis gegen das Ende des Jahres 1806, wo die Siege Buonaparte's sie nöthigten, nach England zu flüchten. Von ihrem stillen Sitze zu Hartwell rief sie zum erstenmale die Einladung des Prinzen Regenten am 4. Juni 1811 nach London an den Hof, zur Geburtsfeier Georgs III., wo sie von dem ganzen Hofe mit der lebendigsten Theilnahme ausgezeichnet wurde. Der April 1814 brachte ihr endlich die frohe Kunde von dem Sturz des Kaisers und von der Wiedererhebung der Bourbonen auf den Thron von Frankreich, und schon am 4. Mai hielt sie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand sie sich mit ihrem Gemahl gerade in Bordeaux. Alle ihre Bemühungen, diese Stadt dem

König zu erhalten, waren vergebens, sie schiffte sich nach England ein, ging nach Gent und kehrte von da, nach der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Anhalt. Das Herzogthum Anhalt ist, wie fast alle deutsche Staaten, aus mehreren kleinen Ländern zusammengesetzt. Die ursprüngliche Besitzung des herzoglichen Hauses war Ballenstädt und die dazu gehörige Gegend, deren Besitzer Graf Esico durch seine Mutter Hilda, die aus dem Geschlechte der östlichen Markgrafen entsprossen war, 1031 deren beträchtliche Allodien zwischen Elbe und Saale erbte und seinem Sohne Albrecht hinterließ, dessen jüngerer Sohn, Otto, die anhaltischen Stammgüter überkam. Dieser Otto heirathete die jüngere Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, Eilike, mit ihr die Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen, das er jedoch gegen die Guelf-Esten nicht behaupten konnte, und nannte sich zuerst Graf von Askanien und Ascherśleben. Sein Sohn war der berühmte Albrecht der Bär, der die Lausitz und die Mark Soltwedel erhielt 1134, und durch glückliche Kriege mit den Wenden selbige mit der Mittelmark vermehrte, und der erste Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und beträchtliche Güter in Thüringen. Von seinen sieben Söhnen erhielt Otto die Mark Brandenburg, Hermann die Grafschaft Orlamünde und Bernhard die anhaltischen Allodien mit Plötzkau und den thüringischen Gütern. Der Stamm der beiden erstern starb aus, aber Bernhard wurde der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von Anhalt und 1180, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen, welches er auf seinen zweiten Sohn Albrecht, das Anhaltische aber auf den ältern Heinrich vererbte. Dieser Heinrich führte zuerst den Titel Fürst von Anhalt, und hinterließ 3 Söhne: Heinrich den Fetten, welcher Ascherśleben, den Harz und die thüringischen Güter für sich nahm, und die ascherślebensche bis 1316 blühende Linie stiftete; Bernhard, welcher Ballenstädt, Bernburg und einige der thüringischen Güter überkam und der Stifter der alten Bernburger bis 1468 blühenden Linie wurde, und Siegfried, welcher in der Theilung Dessau, Köthen, Koswigk und Roslau überkam. Die von diesem letztern gestiftete Linie brachte 1307 die Herrschaft Zerbst und 1370 die Grafschaft Lindau an sich, und theilte sich 1396 abermals in zwei Zweige: Zerbst, welcher 1526 erlosch, und Dessau, in welchem der Stamm fortblühte. Joachim I. aus dieser Linie bekam die sämmtlichen anhaltischen Länder, so viel davon noch übrig waren, wieder zusammen, vereinigte sie in ein Ganzes und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfassung dieser Länder. Er starb 1586 und hinterließ fünf Söhne, von welchen vier sich in das väterliche Erbe dergestalt theilten, daß der ältere Johann Georg, Dessau; der zweite, Christian, Bernburg; der vierte, Rudolph, Zerbst, und der fünfte, Ludwig, Köthen erhielt, der dritte, August, wurde mit Gelde abgefunden, doch behielt sich derselbe vor, daß bei dem Abgange einer der vier Linien, er oder seine Nachkommen in deren Antheile folgen sollten. Dies letztere geschah 1665, wo dessen Söhne den damals erledigten köthenschen Antheil erhielten. Auf solche Art blüheten bis auf die neueste Zeit in dem Hause Anhalt vier fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster mit dem Fürsten Friedrich August ausstarb, worauf deren Antheil bis auf die Allodialherrschaft Jever unter die drei Linien Dessau, Bernburg und Köthen vertheilt wurde. Diese drei Linien bestehen noch jetzt, und haben sich durch das eingeführte Erstgeburtsrecht vor weitern Theilungen bewahrt, so daß die

nachgebornen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg unter bernburgscher Landeshoheit überlassenen 4 Ämter Hoym, Zeitz, Belleben und Frose sind nach deren Erlöschen im Mannsstamm an die Linie Bernburg zurückgefallen, und die Linie Anhalt-Pleß ist von Dessau blos apanagirt. Übrigens ist das Haus gegenwärtig dem deutschen Bunde beigetreten und hat mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15. Stimme in der Bundesversammlung erhalten, im Plenum aber führt jedes der 3 Häuser eine besondre Stimme. Jedes derselben hat in seinem Antheile die Landeshoheit, doch stehen alle drei in einer Gesammtung, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten ist, sondern auch die landständische Verfassung und das davon abhängende Credit- und Schuldenwesen von dem Gesammthause abhängig ist, und unter der Oberdirection des jedesmaligen Seniors des Hauses, welches jetzt der Herzog von Bernburg ist, steht. Das Haus hat seit 1806 den herzoglichen Titel angenommen, führt einen gemeinschaftlichen Titel und Wappen, und ist der reformirten Religion zugethan, wozu sich auch der größere Theil des Landes bekennt; doch finden sich unter den Einwohnern auch viele Lutheraner und einige Juden. — Die Länder des Hauses Anhalt liegen größtentheils zwischen dem Harze und der Elbe und sind von der preußischen Provinz Sachsen eingeschlossen: fruchtbare Länder mit wohlhabenden Bewohnern, die theils vom Ackerbau und der Viehzucht, im Bernburgschen aber auch vom Bergbau sich nähren, und nur unbedeutende Manufacturen unterhalten. Sie umfassen zusammen ein Areal von 48 Q. Meilen mit 117,200 Einwohnern.

Ankarström (Johann Jacob), der Mörder Gustavs III., war anfangs Page am königl. schwedischen Hofe, dann Unteroffizier beim Leibregiment, in der Folge aber Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberstlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenschaftlichen und düstern Charakter, und bewies ein stetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs Gustav III., zumal als dieser die Macht des Senats und der schwedischen Großen einschränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte sich noch ein Privathaß, der durch einen verlornen Prozeß erregt worden war. Im J. 1783 erhielt er seinen Abschied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte sich hier mit mehreren vom Adel, namentlich mit den Grafen Horn und Ribbing, den Freiherren Bielke und Pechlin, dem Oberstlieutenant Liljehorn, u. A. und sie beschlossen in ihren geheimen Zusammenkünften den Tod des Königs. Ankarström bat, ihm die Ausführung zu überlassen, allein Ribbing und Horn stritten mit ihm darum; sie los'ten und das Loos entschied für Ankarström. Eben hatte der König einen Reichstag in Gefle zusammenberufen (1792) und die Verschwornen gingen dahin. Hier fand sich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beschlüsse des Reichstags erbitterten sie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15. März die Maskerade besuchen würde. Hier beschloß man, ihn zu ermorden. Damit man sich nicht in der Person irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, schöne Maske. Sogleich schoß Ankarström auf den König, der an der Seite des Grafen von Essen über den Saal ging (vergl. Gustav III.), warf die Gewehre weg und verlor sich unter der Menge. Diese Waffen aber wurden seine Verräther, er ward

festgesetzt, gestand sein Vergehen, weigerte sich jedoch standhaft, die Mitverschwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Prozeß gemacht, und am 29. April 1792 das Todesurtheil ausgesprochen. Er wurde mehrere Tage mit Ruthen gepeitscht, und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Überall bewies er die größte Ruhe, rühmte sich seines Verbrechens, und endigte sein Leben 31 Jahre alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Liljehorn wurden für immer des Landes verwiesen; er allein verlor das Leben.

Anker sind a) in der Baukunst mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, womit man beim Bauen Steine, Holz, Balken, Säulen, Wände ꝛc. fester vereinigt. Nach dem verschiedenen Gebrauche nehmen sie auch verschiedene Namen und Gestalten an, indem sie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet sind. b) In der Schifffahrt ist es das Werkzeug, welches bestimmt ist, das Schiff auf den Flüssen, auf der See oder im Hafen festzuhalten. Sie sind von so verschiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis 6000 Pfund ansteigt, und nach ihrer mannichfaltigen Bestimmung und ihrem Gebrauch erhalten sie auch verschiedene Namen. Der Schiffsanker ist eigentlich eine große eiserne Stange oder Ruthe, welche unten zwei auch wohl vier gekrümmte und zugespitzte Arme erhält. Wenn der Anker ausgeworfen, d. h. in dem Fluß oder der See bis auf den Grund gefallen ist, so faßt ein Arm mit seiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff fest, daß es auf derselben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff weiter segeln, so lichtet oder hebt man den Anker vermittelst des Bratspießes auf aus dem Grunde des Flußes oder Meeres, und zieht oder windet ihn wieder in das Schiff. X.

Anlage bedeutet in der Technik der schönen Künste den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunstwerks gemacht wird, und in welchem alle wesentliche Theile desselben angegeben sind. Wollte ein Künstler ohne einen solchen Entwurf sogleich zur Ausführung schreiten, so liefe er Gefahr, ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein schönes Ganzes ausmachte. — In der Psychologie nennen wir Anlage einen gewissen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Bösen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunst, so bedeutet das Wort Anlage so viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad desselben.

Anleihen nennt man diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten in Nothfällen machen, die keinen Schatz gesammelt haben, und doch beim Ausbruche eines Kriegs, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demselben, die Armeen und Flotten in schlagfertigen Stand setzen, und Armeen, Flotten und Festungen mit Waffen, Pferden, Ammunition und Lebensmitteln versorgen sollen. Diese Anleihen kann der Staat auf eine siebenfache Art machen. Die älteste und natürlichste Art, beträchtliche Summen zu borgen, ist 1. die Verpfändung der Domänen, Herrschaften, ganzer Provinzen und Länder, der Juwelen und Kronen. Die zur Sicherheit der Gläubiger verschriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete sich als Eigenthümer, verfuhr als Eigenthümer und auch das Publicum sah ihn als Eigenthümer an. So verloren die Kronen manche Domäne, manche Provinz und manche Juwele. 2. Der Staat kann, wie der Privatmann und Kaufmann, borgen, indem er die ihm geleisteten Dienste, und die ihm gelieferten Waaren entweder

mit ausgestellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinsenbetrag und Zeitbestimmung der Wiederbezahlung, dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienste und Sachen in Rechnung stellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbestimmt bleibt. Auf die erstere Art borgt Englands Finanzminister durch die Schatzkammerscheine ungeheure Summen, die noch obendrein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3. Wird geborgt durch freiwillige Anleihen und Gewährleistung der Landstände auf bestimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höherem Zinsfuße, und Angabe der Fonds, woraus Interessen und Capital wieder bezahlt werden sollen. 4. Durch gezwungene Anleihen, wenn die Regierung wenig oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinsen ist hier selten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns ist noch seltener. 5. Durch Anticipiren oder Verpfänden der Staatseinkünfte auf ein und mehrere Jahre, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinsen erfolgen soll. In diesem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus. 6. Durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derselben verpflichtet sich der Staat entweder auf beständige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinsen, oder zur Bezahlung einer den Zinsen gleichkommenden Annuität (s. d. A.). Borgt der Staat hingegen auf Einkünfte gegen Zinsen, die nur während einer bestimmten Reihe von Jahren bezahlt werden sollen, so muß er höhere Zinsen zahlen. Der bestimmte Termin aber kann auf eine Anzahl von Jahren oder auf die Lebenszeit eines Menschen gehen. Im erstern Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (s. d. Art.). Die aus Anleihen entstehenden Staatsschulden gehören zwar, nach den kunstvollen Beweisen von Pinto (Essay on Credit p. 9.), Hope (Letter on Credit p. 19.), Champion Reflexions on the national debt. II. 24. etc.) zum Nationalreichthum, aber sie werden nie den Nationalreichthum vermehren, s. Montesquieu Esprit de Loix XXII. p. 17., wenn gleich die Geschichte Völker nennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden sich vermehrte; so wie sie auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlstand abnahm, so wie ihre Schulden stiegen. 7. Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. (S. Staatspapiere.) X.

Anmuth, s. Grazie.

Anna, der letzte Zweig des unglücklichen Hauses Stuart auf dem großbritannischen Throne. Ungeachtet ihrer nur mäßigen Geistesgaben war ihre Regierung reich an großen Ereignissen, und ungeachtet ihrer ungemeinen Herzensgüte wurde sie von den Ereignissen hingerissen, ihre Familie, deren Wiedereinsetzung sie wünschte, zu verbannen. Sie war zu Twickenham bei London 1664 geboren. Ihr Oheim, Carl II., hatte seit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder bestiegen; sie aber war die zweite Tochter erster Ehe Jacobs I., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römischen Kirche zurückgekehrt, und so wurde Anna nach den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder König Christians V. von Dänemark, vermählt. Als im J.

1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, hätte Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., es gern vorgezogen, bei ihrem Vater bleiben zu können. Aber sie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und bestieg, nachdem 1694 ihre Schwester Maria und 1702 auch deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben waren, auch sie selbst schon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Glocester, durch den Tod verloren hatte, den englischen Thron, und wurde als Königin von Marlborough und dessen Gemahlin beherrscht. Alle Parteien schienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichsten empfangen könnte. Die Tories waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wissen, und hofften, das alte Fürstenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu sehen. Die Whigs freuten sich wenigstens, die Königin, treu der Tripelalliance, sich der Herrschsucht Ludwigs XIV. entgegenstellen zu sehen, um die Freiheit Europa's zu vertheidigen, und die Vereinigung der französischen und spanischen Krone in einem Hause zu verhindern. So nahm sie Antheil an dem spanischen Successionskriege, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Acquisition dieses elfjährigen Kriegs. Ferner wurden unter Anna's Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und, so gern auch die Königin ihrem Bruder Jacob III. den Thron zugesichert hätte, die Nachfolge dem Hause Hannover bestimmt. Jacob versuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna unterzeichnete eine Bekanntmachung, worin ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keines am Leben geblieben, und als eine Wittwe von 44 Jahren gab sie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinsetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Sommers, Devonshire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt ersetzt, und das Parlament aufgelös't. Man beschloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entsetzt und verwiesen. Indeß scheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche sie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu sichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unversöhnliche Feindschaft Oxfords und Bolingbroke's, von denen ersterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, wurde ihr zu einem unübersteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, verfiel sie in einen Zustand der Schwäche und Lethargie und starb den 20. Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!“ welche sie auf dem Sterbebette aussprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Anna's war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten ausgezeichnet, sondern auch das goldene Zeitalter der Literatur.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte sich mit dem Herzog von Curland, ward Wittwe von demselben, und bestieg 1730 den Thron der Czaaren vermittelst einer

Intrigue, die einer Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem sechzehnten Jahre gestorben; die jungen Prinzen Iwan und Basil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da dieser sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht im Lesen gegeben hatte, sein Ansehen zu behalten, bediente er sich seines ganzen Einflusses, um den Senat und die in Moskau versammelten Großen zu bestimmen, die Krone der Herzogin von Curland zu übergeben. So wurde Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürst Basil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Dieser aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky diesen Mann kennen; es war Ernst Johann von Biron, der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. Anna, die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die unumschränkte Gewalt der Czaaren zu modificiren, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biron setzte jetzt seiner Wuth und Ehrsucht keine Grenzen. Die Dolgorucky wurden die ersten Opfer derselben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen. Gleiches Schicksal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menschen starben auf dem Blutgerüst und über 20,000 wurden in die Wüsteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals soll die Kaiserin sich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu besänftigen. Ungeachtet des Widerstands des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiserin zum Herzog von Curland ernannt worden. Indeß muß man auch gestehen, daß Biron, bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verschaffte. Anna ernannte ihn sterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunschweig); aber der letzte Wille dieser schwachen Fürstin ward nicht vollzogen. Sie starb 1740.

Annaberg, eine der wichtigsten Manufacturstädte, doch minder wichtige Bergstadt des sächsischen Erzgebirges, im Bezirke des Wolkensteiner Amtes. Sie ist eine von den mittlern Städten, führt auch unter dieser auf den Landtagen im weiteren Ausschusse den Vorsitz, und enthält in 610 Häusern etwa 5000 Einwohner. Als seit dem J. 1492 der Bergbau in dieser Gegend, besonders am Schrecken- und Schottenberge — von welcher Periode sich die bekannten Schreckenberger oder Mühlsteine herschreiben — außerordentlich ergiebig wurde, so daß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der stets anwachsenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menschenmenge Unterkommen zu verschaffen, wurde am 21. Sept. 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein dieser neuen Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den mächtigen Hebel des reichen Bergbaues vollendet da stand. Anfänglich war ihre Verfassung, so wie die Mehrheit ihrer Einwohner, bergmännisch. Späterhin, als der Bergbau wieder sank, und Barbara Uttmannin das Spitzenklöppeln erfand, wenigstens einheimisch machte, trat Industrie an die Stelle des Bergbaues; doch wird noch jetzt Silber, Zinn und Kobalt gewonnen; auch ist in der Nähe ein guter Marmorbruch. Als Alba's Ty-

rannei die protestantischen Belgier vertrieb, wanderten von daher viele Posamentirer in den hiesigen Gegenden ein, und die Spitzen-Manufactur erhielt eine Schwester in den jetzt so bedeutenden Bantfabriken. Die Artikel derselben sind: weißzwirnene und schwarzseidene Spitzen, verschiedene Sorten Gerl- und Schmelzspitzen, Bänder in den verschiedensten Gattungen, mehrere Sorten Franzen, Kleiderbesetzungen und noch andere Posamentier-Arbeiten mehr. Die Anzahl der Posamentirer beläuft sich blos für Annaberg auf 400 Meister, 100 Gesellen und 200 Lehrlinge in runden Zahlen.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papste von einer geistlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden.

Annomination ist eine musikalische Redefigur mit Hinsicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derselben Wörter, doch von Wörtern desselben Stammes, besteht, und welche sich nach Bernhardi zur süßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt. So bei Klopstock:

Liß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

Oder bei Tieck:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuitäten sind eine Art Leibrenten, dergleichen gegen vorgeschossene Gelder von der engl. Bank gezogen werden. (S. Fonds.)

Annunciaden heißen die Nonnen des geistlichen Ordens von der Verkündigung (Annunciatio) der Jungfrau Maria, welche zum zweiten Orden des heil. Franciscus gehören; vergl. d. Art. Franciscaner. Von diesem Orden unterscheidet sich der ebenfalls weibliche Orden der himmlischen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen und ein sehr strenges, blos der Andacht gewidmetes Leben führen. Dieser Orden entstand 1605 zu Genua und hatte es im 18. Jahrh. bis auf 50 Klöster in Italien, Frankreich und Deutschland gebracht. E.

Anodyna (aus dem griechischen ὀδύνη, der Schmerz und dem beraubenden α), schmerzstillende Mittel. Diese allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannichfaltigkeit von Mitteln in sich, denn da der Schmerz von so verschiedenen Ursachen entstehen kann, so müssen natürlich auch die Mittel dagegen verschieden sein. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren, und kühlende Mittel, laue feuchte Aufschläge sind hier schmerzstillend. Selbst Aderlaß, Abführungsmittel können hier schmerzstillend wirken. Ein andermal sind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenschwäche und Krämpfen. In dieser Rücksicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die schmerzstillenden Mittel. Im engern Sinne verstand man sonst unter den Anodynis solche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervensystem, indem sie nämlich die Empfindlichkeit desselben verminderten, die Empfänglichkeit für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den ältesten Zeiten, als die Arzneimittellehre durch die Bemühungen verschiedener Fürsten selbst bereichert, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunst

bearbeitet wurde, beobachtete man auch die schmerzstillende Eigenschaft vieler hierher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher auch eine eigene Classe aus diesen Mitteln. Weil man an dem schon in den ältesten Zeiten gebräuchlichen Mohnsaft diese Eigenschaft, für den Schmerz unempfindlich zu machen, in vorzüglichem Grade bemerkte, so gab man ihm nicht nur den ersten Platz in dieser Abtheilung der Mittel, sondern man belegte vorzugsweise alle Mischungen, worin das Opium sich befand, mit dem Namen eines Anodynums. H.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt **Anomalon, anomalisch**. Man gebraucht diesen Ausdruck in der angegebnen Bedeutung in der Grammatik; ferner in der Astronomie, um den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten abhängigen Abstand derselben in ihrer Bahn vom Puncte der Sonnenfernen zu bezeichnen.

Anordnung ist im Allgemeinen die jedem Werke der schönen Kunst nothwendige regelmäßige Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es giebt eine geistige und sinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, diese in den äußern Zusammenhang. Alles Mannichfaltige ist einander entweder bei oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden soll, nach nothwendigen Regeln geschehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältnissen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit steht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zur Folge (subjectiv), Ursach zur Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, ist also das Gesetz der Causalität und das Gesetz der Proportion, jedes entweder für sich oder beide in Vereinigung. Um ersteres Gesetz aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem Kunstwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrschen, und diesem, um sich durch jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet sein. Grund und Folge, Ursach und Wirkung sind demnach verbunden, und in dieser Unterordnung giebt sich das Gesetz der Causalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenstände die doppelte Nothwendigkeit, daß sie zusammentreten in das Verhältniß als Ursach zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hierher erscheint die Kunst der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles so anlegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erscheint. Aber auch die **Bedingungen der Zeit** müssen berücksichtigt werden. Im Zeitverhältniß erscheint eine Handlung nicht blos durch Grund und Folge, Ursach und Wirkung verbunden, sondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwerk dem Gesetze der Proportion unterworfen. Jetzt ist nur noch übrig, daß auch ein Totaleindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfodert, daß sich nämlich alles verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erste Anordnung die pragmatische, die zweite die stetige nennt, so kann man diese die lyrische oder musikalische nennen. Die erste thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über diese verschiedenen Arten der Anordnung lassen sich nicht geben; das wahrhaft künstlerische Genie bringt sie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker studire sie an den Meisterwerken selbst.

Anorganisch, der Gegensatz von organisch. (S. Organ.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 7. Decembr. 1731 geboren. Nachdem er seine Studien mit Auszeichnung auf der Universität daselbst vollendet, studirte er zu Auxerre und dann zu Amersfort bei Utrecht Theologie, fand sich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräischen, arabischen und persischen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo sein unermüdeter Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerksamkeit des Abbé Sallier, Aufsehers der Manuscripte, auf ihn zog. Dieser machte ihn seinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenschaft eines Zöglings für die orientalischen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Zufällig fielen ihm einige nach einem Zend-Manuscript copirte Blätter in die Hände. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien ward das Ziel seines Lebens. Er faßte den Entschluß, dieses Land zu bereisen, um die heiligen Bücher der Parsen zu entdecken. Die Gelegenheit scheint ihm günstig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Ostindien ausgerüstet, aber die Bemühungen seiner Beschützer, ihm die Mitreise auszuwirken, schlugen fehl. Anquetil geht zu dem Werbecapitän, nimmt Dienste, und reis'te als gemeiner Soldat, den Mantelsack auf dem Rücken, dem 7. Novbr. 1754 von Paris ab. Sobald seine Beschützer davon hören, eilen sie zu dem Minister, welcher, in gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften, ihm die freie Reise und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten stieg Anquetil zu Pondichery ans Land. Sobald er daselbst das Neupersische gelernt hatte, ging er nach Chandernagor, wo er hoffte, das Samscrit studiren zu können. Allein in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht; er war im Begriff, wieder abzureisen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühsam genas; und kaum war er dieser Gefahr entgangen, als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach. Chandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck seiner ganzen Reise zu verfehlen fürchtete, beschloß, zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise von mehr als drei Monaten langte er daselbst an, und schiffte sich nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küste von Coromandel kennen gelernt hatte, stieg er zu Mahé ans Land und reis'te zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parsischen Priester (Destour) zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Er beschloß hierauf, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindu zu Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er bestieg ein englisches Schiff, erreichte London, besuchte Oxford und kam den 4. Mai 1762 nach Paris zurück, mit einem Schatz von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Der Abt Barthelemy und seine andern Freunde wirkten ihm eine Pension aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetschers der morgenländischen Sprachen bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1763 ward er Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften. Jetzt fing Anquetil an, die so mühsam eingesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschienen von ihm nach und nach der Zend-Avesta, die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über

Indien und sein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution seine Ruhe zu stören. Ihren Gräueln sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund, als seine Bücher, keine andern Erholungen, als die Erinnerung an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren sein Werk l'Inde en rapport avec l'Europe und die nicht zu enthüllenden Geheimnisse (Oupnek'hat, 2 Bde. 4. 1804), letzteres die Übersetzung eines persischen Auszugs aus den Veda's ins Lateinische. Als das Nationalinstitut wieder organisirt worden, ernannte es Anquetil zu seinem Mitgliede. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät erschöpft, starb er am 17. Januar 1805 zu Paris. Umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichsten Herzen verbunden.

Ansatz ist die Bildung der Lippen des Flötenblasers, wenn er solche zum Blasen an das Instrument setzt; woher sich der Ausdruck, guter oder schlechter Ansatz, schreibt. Der Ansatz ist beim Flötenblasen ein bedeutender Umstand; denn von ihm hängt es ab, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart erscheint.

Anschauung bedeutet im engern Sinne eine durch Gesichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorstellung. Vereinigen wir beides, so erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verstandesbegriffe erlangten, sondern unmittelbar auf den Gegenstand durch den Sinn bezogenen Vorstellung. Sie ist unter allen Arten der Vorstellungen die klarste und lebhafteste, dabei aber auch die beschränkteste, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Gesetze der Sinnlichkeit gebunden, und unfähig, über die Grenzen sinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Diese Wahrnehmbarkeit aber ist zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn giebt, so auch eine äußere und innere Anschauung. Alles, was im Raum ist, giebt äußere Anschauungen, was hingegen in der Zeit ist, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Imagination, welche gar nicht räumlich sind, giebt innere Anschauungen. Da alles Äußere aber Vorstellung und mithin nothwendig in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß alles Äußere auch zugleich ein Inneres sei, und man kann sich daher räumliche Gegenstände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorstellen. Nicht kann umgekehrt das Innere, nur in der Zeit Vorstellbare, zugleich auch ein Äußeres sein, woraus folgt, daß die letztern Vorstellungen keine Gestalt haben. Wenden wir das Gesagte auf die schöne Kunst an, deren Geschäft es ist, alles Äußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, so sehen wir dadurch nicht nur den Unterschied von Künsten der Zeit und des Raums begründet, sondern es gehen auch aus diesen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunstdarstellung wesentliche Gesetze für das Darzustellende und die Darstellungsart dieser Kunstarten hervor, deren Grenzscheide sich dadurch bestimmen lassen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel Künste weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unserm Gegenstande zurück, und bemerken, daß selbst die Wirkung eines schönen Kunstwerks großen Theils von seiner Anschaulichkeit abhängt, und es um so lebhafter wirken, durch seine Klarheit um so besser gefallen

wird, je mehr sich die Darstellung den Anschauungsvorstellungen nähert. Die Anschaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenschaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Überzeugungskraft einer Vorstellung, Erkenntniß u. s. w. verstehen, liegt in einem Werke schöner Kunst einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anschaulichkeit in der Form des Ganzen besteht darin, daß alle Theile auf eine solche Weise verbunden sind, daß sie ohne Hülfe des Gedächtnisses und Verstandes von der Einbildungskraft gleichsam unmerklich zusammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden können. In Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anschaulichkeit vorhanden sein, weil sonst der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunstwerk trocken und matt machen würde. Dazu ist nöthig möglichste Versinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichnisse, Anspielungen, Metaphern und Figuren.

Anschauungslehre hat Pestalozzi die Anweisung zu seiner Methode, die Kinder zum Bewußtsein der Zahlen- und Maßverhältnisse zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, genannt, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu setzen, daß sie die zu construirenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbstthätigkeit sinnlich anschauen. Er bewerkstelligt diese Anschauung durch seine Einheitentafel, die dem Auge ein sinnliches Bild von den Verhältnissen des Decimalsystems giebt und durch planmäßiges Vorzeigen regulärer mathematischer Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es ist anerkannt, daß diese Methode die beste Vorbereitung zu höheren mathematischen Studien ist, aber auch als Übung und Gewöhnung der jugendlichen Verstandeskraft zum regelmäßigen Denken hat sie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen absprechen konnten, die ihre Wirksamkeit entweder noch nicht durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, oder sich dagegen durch die Besorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenlose, strenggeordnete Fortschreiten dieses Unterrichts in einen Mechanismus eingeschränkt, der das freie Spiel der Kräfte hemmen und den Geist für andre an keine so strenge Regel zu bindende Wissenschaft abstumpfen müsse. Diese Besorgniß erscheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Übungen, wobei das Kind sich den Unterrichtsstoff durch eignes Bewußtsein bildet, und der Lehrer nur den Gang angiebt, ungemein gestärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumschweifen des kindlichen Geistes doch wahrlich nicht besser Einhalt gethan werden kann, als durch eine Methode, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Pädagogen dargethan, daß Kinder, die man nach der Anschauungslehre unterrichtete, wenn sie sonst nicht stumpfsinnig waren, sich zur Erlernung jeder andern Wissenschaft fähiger zeigten, als andre, denen man die Fertigkeit, mathematische Aufgaben zu lösen, durch Eintrichtern der Rechnungssätze und geometrische Formeln beizubringen gesucht hatte; denn jene hatten durch den Pestalozzischen Gang des Unterrichts in den Zahlen- und Maßverhältnissen eine so klare Anschauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematischen Resultate und eine so große Gewandtheit in der Combination der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsstoffe nach dem warum zu fragen und sich zum Begriff zu

erheben. Freilich ist durch diese Übungen zunächst nur für die Fertigkeit in materiellen Anschauungen gesorgt, und in wie fern sie auch zur Fähigkeit für rein intellectuelle und moralische Anschauungen beitrage, ist bis jetzt weder durch die theoretischen Untersuchungen der Pädagogen, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moralische und religiöse Unterricht kann, seiner Natur nach, den Typus dieser Methode nicht annehmen, eben so wenig verträgt die Geschichte, die im Gebiete der Freiheit fortschreitet, und nie zur lückenlosen Vollständigkeit gebracht werden kann, die Naturgeschichte und Geographie, die es mit einem historischen, von außen gegebenen Stoffe, dessen innere nothwendige Regel sich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweisen ließ, zu thun hat, der Sprachunterricht, der, den Mechanismus des Lesens abgerechnet, sich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, sich mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entstehen läßt. Gewinnen werden aber alle diese Unterrichtsstoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Haltbarkeit, wenn sie der strenge gründliche Geist der Pestalozzischen Methode belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Übungen gesetzt und ernsthaft geworden ist. Die Anwendung der Methode auf das Zeichnen, wie besonders Joseph Schmidt sie versucht hat, wurde vorzüglich von den Künstlern gemißbilligt, desto glücklichern Einfluß gewann sie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli, und in mehreren Bürgerschulen Deutschlands auf die Schreibekunst. (Vergl. Pestalozzi.) E.

Anschudde wird ein solches Stück Land genannt, welches von dem Flusse an das Ufer angesetzt wird.

Anson (George) dessen Name in den Jahrbüchern der englischen Schifffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shuckborough in Staffordshire geboren und widmete sich früh dem Stande, in welchem er sich verewigen sollte. Im neunzehnten Jahre diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Ostsee, und 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier. Als im J. 1739 das Ministerium einen Bruch mit Spanien als unvermeidlich ansah, warf es seine Augen auf Anson, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südsee, welche den Handel und die Niederlassungen dieser Nation vernichten sollte. Ungeachtet seiner Thätigkeit nahm die Ausrüstung fast ein Jahr weg und beschränkte sich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieser Flottille England am 18. Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Horn zu umschiffen. Anson wurde von seinen übrigen Schiffen getrennt und erreichte die Insel Juan Fernandez, wo sich drei andere seiner Schiffe, jedoch in dem kläglichsten Zustande, wieder einfanden. Kaum aber hatte sich die Mannschaft einigermaßen erholt, als er von neuem auslief, mehrere Prisen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen jährlichen Manilla-Galeone vergebens aufgelauert hatte, sah er sich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, sondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzige noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er sich nach Tinian, einer der Diebsinseln, rettete. Hier stand ihm ein neues Unglück bevor. Ein Orcan riß den Centurion mit sich fort. Anson ließ ein kleines auf der Insel

gefundenes Fahrzeug vergrößern und segelte nach einigen Wochen Ruhe nach Macao. Hier entwarf er den kühnen Plan, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, richtete aber statt dessen seinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erschien die erwartete Galeone, die im Vertrauen auf ihre Überlegenheit das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer siegte und die Galeone, deren Werth sich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überstieg 600,000 Pfund. Mit diesen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte seine Prise, und behauptete mit Energie gegen das chinesische Gouvernement zu Canton die Rechte seiner Flagge. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, segelte unentdeckt durch die französische Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15. Juni 1744, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Diese gefahrvolle Reise war für Erdkunde und vorzüglich für Nautik durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten sehr ergiebig gewesen, und die unter Ansons eigener Leitung verfaßte Beschreibung derselben hat ihre Resultate der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen die eigentlich wissenschaftliche Tendenz fehlt. Anson ward nach seiner Rückkunft Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den französischen Admiral Jonquière beim Cap Finisterre 1747 verschaffte ihm die Pairschaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität. Im J. 1758 commandirte er die Flotte von Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeschlagene Armee in seine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchste Würde eines Admirals und Commandanten en Chef der Flotte, welche die Königin nach England führen sollte. Er starb plötzlich 1762 auf seinem Gute Moor-Park, ohne Kinder zu hinterlassen.

Anspach, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Anspach, oder Onolzbach, jetzt des baierschen Rezat-Kreises, an der Rezat, die in 1016 Häusern 12,800 Einw. zählt, ein schönes Schloß, vielerlei Manufacturen und eine königliche Studienanstalt hat, auch der Sitz der baierschen Provinzialbehörden ist. Das Fürstenthum Anspach gehörte den Markgrafen von Anspach-Baireuth, und machte einen Theil des Burggrafthums Nürnberg aus. Der letzte Sprosse dieser Seitenlinie des Hauses Brandenburg, Carl Alexander, trat es 1792 an Preußen ab. Von Preußen wurde es 1806 an Frankreich und von diesem an Baiern überlassen, welches den größern Theil zu dem Rezat-Kreise geschlagen, einen Theil davon aber wieder an Würtemberg überlassen hat.

Anspach (Elisabeth Berkeley, Markgräfin von), s. Lady Craven.

Anspielung, Allusion, ist einer von den Tropen, welche eine Vorstellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragne bezeichnen, und besteht in der Beziehung eines Begriffs auf einen einzelnen bekannten Gegenstand, um demselben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieser Hinsicht ist die Anspielung meist ein Werk des Witzes und gefällt durch die gut combinirte Ähnlichkeit der beiden Ideen, in welcher häufig selbst eine Pointe enthalten liegt. Man kann aber

von dieser metaphorischen Anspielung noch eine eigentliche unterscheiden, welche in einer leisen Hindeutung auf etwas, das nicht ausdrücklich gesagt werden sollte, dem Andern aber hinzuzudenken überlassen wird, besteht. — Beide Arten der Anspielung sind auch dem bildenden Künstler verstattet, aber mit noch ungleich größerer Vorsicht, als dem Redekünstler.

Anstand ist die genaue und schickliche Übereinstimmung unsers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewissen Vollkommenheiten und Verhältnissen. Die Übereinstimmung soll schicklich sein in Beziehung auf Alter, Geschlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernst; dem Kinde Naivetät, Fröhlichkeit und Anschmiegung u. s. w. Man kann den Anstand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es giebt gewisse nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewisse innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieser Zeichen macht den natürlichen Anstand aus, den wir nicht vernachlässigen dürfen, weil sonst die Übereinstimmung unseres Betragens und unserer Sitten mit andrer Menschen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und muß von uns aus denselben Gründen beobachtet werden.

Ansteckung, s. Einflüsse und Epidemie.

Antal, ein in Ungarn gebräuchliches Weinmaß, etwas größer als ein Anker.

Antäus, der riesenhafte Sohn Neptuns und der Erde (Gäa), welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von seiner Mutter stets mit neuer Kraft versehen, so lange er sie berührte, erschlug er alle und pflanzte ihre Schädel um seine Wohnung auf. Aber Herkules, den er bei seiner Ankunft in Libyen auch zum Kampfe foderte, merkte schnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umschlang seinen Leib, und erstickte ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antediluvianisch, vorsündfluthlich, was vor der Sündfluth war. Daß unsere Erde und das Menschengeschlecht weit über die gewöhnlich mit dem Namen der Sündfluth (s. d. Art.) bezeichnete Überschwemmung hinausreiche, leidet keinen Zweifel, und mit Recht spricht man daher von einem antediluvianischen Zeitalter u. s. w. Die gelehrte Speculation hat aber auch von einer antediluvianischen Geisteskultur und selbst Literatur geträumt und Forschungen darüber angestellt, die jedoch so wenig auf Thatsachen beruhen, daß sie zu den eitlen Bestrebungen des menschlichen Geistes zu zählen sind.

Antēnor, ein edler Trojaner. Beim Homer erscheint er als der verständige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Gesandtschaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu schließenden Bündniß, und schlug nach Ajax und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geschlossen, Antenor sei ein Griechenfreund gewesen, und darauf gründet sich die Sage von seinem begangenen Verrath. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont, was aber die ehemalige Gastfreundschaft mit Mene-

laus zur Ursach hatte. Er selbst wurde wie Äneas gerettet und ebenfalls Stifter einer neuen Dynastie. Die Nachrichten darüber lauten verschieden. Am berühmtesten ist die von Virgil angenommene Sage, daß er nebst seinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber von den Henetern nach Italien geführt worden sei, wo er die henetische Provinz am adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gegründet.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sei, bis ihm seine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern ist jedoch der Anteros eine der Liebe feindselige Gottheit, oder die Antipathie.

Anthologie (Griechische). Es wurden im Alterthume mehrere Blumenlesen (dies bedeutet das Wort) oder Sammlungen kleinerer, meistens epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, die sich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranstaltet. Der erste Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; später thaten ein gleiches Philippus von Thessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Herakleota unter Hadrian, Strato im zweiten Jahrhundert nach Chr., der die Meleagersche Sammlung vermehrte, und Agathias im sechsten Jahrhundert, der blos neuere Stücke sammelte und sie in sieben Büchern verfaßte. Aber alle diese ältern Sammlungen sind für uns verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Constantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert, der bei seiner Lese die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im vierzehnten Jahrhundert, einem Mönch zu Constantinopel, der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Letztere ist die gewöhnlichste. Sie enthält sieben Bücher, die mit Ausnahme des fünften und siebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetischer Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen stimmt sie mit der Anthologie des Kephalas zusammen, die sich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom kam, erhalten hat. Die neueste und vollständigste Ausgabe des Urtextes ist von Jacobs, mit einem ausführlichen Commentar. Im Deutschen ist durch Herders, Sonntags, Stolbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und Anderer Übersetzungen die griechische Anthologie nicht mehr unbekannt, und die „reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemählden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leser mit verdienter Bewunderung ergriffen."

Anthropognosie (griechisch), Menschenkunde, im Gegensatze von Anthropologie, Menschenlehre, in so fern sie jemand besitzt. Der Wunsch und das Bedürfniß, den Menschen d. h. sich selbst, und insbesondere Andere kennen zu lernen, ward Veranlassung, die Menschenkunde auf verschiedenen Wegen zu suchen. Der einzig wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Psychologie zur Menschenkunde zu kommen, wurde vielmals verlassen, und versucht, auf Wegen von außenher, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menschen zu gelangen. Diesen Bestrebungen hat die Chiromantie ihr Dasein zu danken, und darin hat die verkehrte Anwendung der Physiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Men-

schenkunde, d. h. Kenntniß der Menschen, wie sie sind, entwickelt sich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunklen Gefühle, den innern Menschen zu verstehen, und wird wohl am sichersten durch Beobachtung der Menschen ausgebildet.

Anthropolithen, Versteinerungen menschlicher Körper oder Körpertheile. S. **Versteinerungen**.

Anthropologie (aus dem griechischen ανθρωπος, der Mensch und λογος, die Lehre) bezeichnet die Naturgeschichte des Menschen, und zwar in dem Verstande, als man das Wort gewöhnlich bei uns gebraucht, aus der ganzen Summe von Kenntnissen des Physischen und Geistigen im Menschen, so viel, als jedem gebildeten Manne, der auch nicht Mediciner ist, nothwendig ist, um den Menschen kennen zu lernen, und zugleich die Berührungspuncte, welche zwischen der Gesetzgebung und richterlichen Function mit der Medicin Statt finden, einzusehen. Hieher gehört also aus der Anatomie und Physiologie so viel als jenem Zwecke entspricht, um den Bau und die Theile des Körpers sowohl, als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Psychologie dasjenige, was sie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenschaften und Vermögen lehrt. (Vergl. **Anatomie**.) H.

Anthropomorphismus, s. **Abgötterei**.

Anthropomorphiten oder **Audianer** nannte man die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der nach Scythien vertrieben, das Christenthum zu den Gothen brachte, und um 370 n. Chr. starb. Den Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Pascha der Juden gleichzeitigen Osterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Priester zu, als ihre anthropomorphische Vorstellung von Gott, den sie sich in der Gestalt eines menschlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts sah man sie noch als Separatisten von strengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien gesammelt, im fünften Jahrh. verloren sie sich. Die italienischen Geistlichen zu Vicenza, die um das J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten gescholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Antibacchius, s. **Rhythmus**.

Anticaglie (anticaglia), s. **Antik**.

Antigone, von Ödipus und der Jokaste in blutschänderischer Ehe erzeugt, trug unschuldig den Fluch des väterlichen Hauses. Ihre Geschichte s. unter **Eteokles** und **Ödipus**.

Antigonus, einer von den Feldherren Alexanders, dem dieser Fürst nach seinen ersten Eroberungen in Asien die Statthalterschaft von Lycien und Phrygien anvertraute. Antigonus vertheidigte diese Provinzen nicht nur mit geringer Macht, sondern unterwarf auch noch Lykaonien. Als nach Alexanders Tode die Feldherrn desselben seine Eroberungen unter sich theilten, erhielt er Groß-Phrygien, Lycien und Pamphylien. Perdikkas suchte alle Staaten Alexanders unter seiner Herrschaft zu vereinigen; und da er die Thätigkeit des Antigonus fürchtete, klagte er ihn, sich seiner zu entledigen, des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs an. Antigonus, der die Absicht errieth, schiffte sich heimlich nach Europa ein, begab sich zu Kraterus und Antipater, und gemeinschaftlich mit Ptolemäus erklärten sie dem Perdikkas den Krieg; letzterer ward durch seine eigenen Soldaten ermordet. Noch aber war des Perdikkas Feldherr Eumenes sehr mächtig in Asien. Antigonus setzte gegen ihn den Krieg fort, brachte ihn in seine Gewalt

und l..ß ihn hinrichten. Dadurch war er Herr von fast ganz Asien geworden, denn Seleucus war entflohen und hatte bei Ptolemäus Schutz gesucht. Antigonus bemächtigte sich auch des größten Theils der Schätze Alexanders zu Ekbatana und Susa, wollte aber dem Ptolemäus, Kassander und Lysimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte sogar dem Kassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört, verbanden sich alle Feldherren gegen ihn, und während Kassander Kleinasien angriff, rückten Ptolemäus und Seleucus in Syrien ein, wo sie des Antigonus Sohn Demetrius schlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum hatte Antigonus diese Vorfälle erfahren, als er schleunig zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzug aus Syrien nöthigte. Demetrius aber entriß dem Seleucus Babylon wieder. Jetzt schlossen Antigonus, Ptolemäus, Lysimachus und Kassander einen Friedensvertrag, in dessen Folge sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz sie waren. Als aber Kassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs neue zwischen den Prätendenten. Antigonus nahm den Königstitel an, mußte aber seinen Plan, Ägypten zu erobern, aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb sein Sohn Demetrius den Kassander aus ganz Griechenland. Dieser rief den Lysimachus um Beistand an, welcher sich mit einem mächtigen Heere nach Asien begab; hier stieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipsus in Phrygien kam es (299 vor Chr. Geb.) zur Schlacht, in welcher der 84jährige Antigonus blieb.

Antik, Antike. Seit die Kultur der neueren europäischen Völker so weit vorgeschritten war, daß diese in bleibendern Wohnsitzen und Verfassungen, und in ihren gegenseitigen Verhältnissen fester gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Kultur der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geistigen Entwickelung in dem Alterthume ausgestreuet finden und aufnehmen konnten, seitdem wurde auch den Denkmählern griechischer und römischer Literatur und Kunst, vor allen noch bekannten Überresten anderer Völker und Zeiten, fast allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieselben als das Bedeutendste und Dauernste, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er stets zurückkehrte, auch **antik** (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker selbst, die **Alten**, genannt. Indessen war auch diese Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Perioden der neuern Kultur verschieden, indem sie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demselben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzsucht gegründet, selbst bei den Bessern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anstaunen ähnlich zu seyn schien, oder einseitig mehr auf die Denkmähler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelst der zuerst sich ausbildenden Theologie und Wissenschaft des römischen Rechts, auf mannichfaltige Weise hingewiesen wurde. Sammlungen von Werken der griechischen und römischen Plastik, welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmahle alter Herrlichkeit im 14. und 15. Jahrhundert

zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erst eine, die wichtigsten Werke dieser Art umfassende, Wissenschaft möglich, welche dieselbe nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, welches jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, in welcher sich das reiche Leben jener Völker spiegelt, das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte, und durch philologische und historische Kenntniß unterstützt erklärte. Winckelmann, ein Mann von echt antikem Geiste, war es, der späterhin in Deutschland mit dieser Absicht hindurchdrang. Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besonderer Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmähler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassenden philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Band, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, ja selbst mit dem übrigen religiösen und politischen Leben dieser Völker verkettete, und allen diesen Äußerungen einen gemeinschaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunst, wo man, von eigener Höhe schon herabgesunken und in die poetische Ferne der Vergangenheit blickend, sich an vormalige Größe zu stützen und an ihr zu erheben bemüht war; in dieser Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angestellt, gegen welches das Moderne für nichts gehalten wurde. Gegenwärtig, wo eine umfassendere und durch reinere Ideen von Kunst und Schönheit geläuterte Kenntniß von Kritik der Kunstwerke des vortrefflichen Alterthums und der neuern Zeit sich immer weiter verbreitet, sieht man auch allgemeiner ein, daß theils diese Vortrefflichkeit des Alterthums sich nicht auf Griechen und Römer beschränke, und mithin ihre Werke nicht den Begriff des Antiken erschöpfen, wenn auch die Mehrzahl derselben dem Ideale der Kunst unter allen Werken dieser Zeit am nächsten kommt, und daher vor allen mit diesem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menschlicher Kultur hellglänzend ausgegangen sei, theils die moderne Bildung ebenfalls eine unübersehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Erzeugnisse in andern Künsten aufzuweisen fähig sei, welchen die Überreste des Alterthums als gleichrelative Erscheinungen des menschlichen Geistes gegenüberstehen. Allein die nähere Bestimmung dieses Begriffs des Antiken, welcher dem Modernen, oder den Erzeugnissen der neuern Zeit entgegengestellt wird, setzt eine genaue Angabe des Umfangs und der Dauer der Kulturperioden, welche wir mit diesem Begriffe bezeichnen, so wie der Ursachen voraus, welche den besondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide scheiden, hervorgebracht haben. Denn soll der Begriff des Alterthums einen bestimmten Abschnitt der allgemeinen Kulturgeschichte bezeichnen, so muß derselbe eine Verschiedenheit der Kultur, durch welche mehrere Völker, bei aller

speciellen Verschiedenheit unter einander, sich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberstellen, und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunst nennen, absondern, und wir setzen dabei voraus, daß Völker, so verschieden sie in ihren Werken erscheinen, dennoch in Hinsicht eines höhern Gesichtspunctes unter einen gemeinschaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für sich bestehen, sondern zusammenwirkend ein großes Leben der Menschheit bilden, das, wie das Reich der Natur, in unzählige größere und kleinere untergeordnete und beigeordnete Sphären bis zu den Individuen herab zerfällt und sich nach einem festen Gesetz der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt sind. Jene Verschiedenheit nun findet sich unläugbar in den Werken der vorchristlichen und christlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrschaft der christlichen Religionsansicht dem mit der sogenannten großen Völkerwanderung eintretenden Verfalle des römischen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit sich wiederum so ähnlich sein, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberspielt, und umgekehrt (daher sich auch diese Abschnitte historisch nicht genauer bestimmen lassen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geisteswerken der Individuen tausendfältige fast unmerkliche Übergänge Statt; aber wir reden hier von einem herrschenden Charakter, welcher diese Verschiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieser Verschiedenheit, so müssen wir sogleich die Ursachen andeuten, welche diesen bestimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, so viel es die Kürze verstattet, näher erörtert werden wird. Wir verstehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weitesten Sinne die Beschaffenheit der Kultur der vorchristlichen Völker unserer Erde, welche sich in den Werken der Wissenschaft und Kunst als herrschender Charakter derselben geäußert hat. — Die Kultur des Menschen, und damit auch die Kultur der Völker und des Menschengeschlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher die erste Periode derselben die Periode des herrschenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber ist der Mensch in die Natur versenkt, sie sind die unmittelbarsten Berührungspuncte des Geistes und der Natur, durch welche auch der Geist die Kraft der Natur empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der ersten Periode das natürliche Princip selbst im menschlichen Geiste gleichsam vorwaltet, und eine gewisse Oberhand über den Menschen immer behalten mußte. In dieser Periode lebte der Mensch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur; sobald er aber mit dem Wachsthume des Verstandes sich und seine Zwecke von ihr absonderte, entstand der Kampf zwischen dem Innern und Äußern, und er suchte diesen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erschien durch Versöhnung der Natur, Naturdienst; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich ihm offenbarte, auch nothwendig Polytheismus sein mußte, vielfach gestaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verschieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener sich erbaute; ferner durch die Wissenschaft, welche sich aus der Naturforschung erhob und lange Zeit Naturforschung blieb, und wo sie, zur höchsten Einheit hinstrebend, sich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Causalzusammenhang

schließen sollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter setzte, stehen blieb; endlich durch die Kunst, welche sich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirksam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchischen Verfassungen zeigte sich die Herrschaft des Naturprincips. In dem Leben der Individuen galt die männliche Kraft, und bildete den Herren; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundschaft; das Verhältniß der Geschlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlicher als sittlicher Art, aber durch angeborne Decenz hier und da veredelt. Dieses halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunst insbesondere, zu welcher diese Kulturperiode vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung steht, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnete, so nahm diese besonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welcher gleichsam bewußtlos die Einheit waltete, in sich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verschieden den Menschen die Natur durch den Sinn erschien, so verschieden gestaltete sich auch das Leben der Phantasie, welche auf diesem begründet ist, und in dieser Hinsicht differirt der düstre, räthselhafte Charakter des Ägyptiers, den wir in seiner Kunst bemerken, und des tiefsinnigen, in sich gekehrten Indiers von dem des heiter außer sich blickenden Griechen. Blühend war die Phantasie des Letztern, und in günstigen Umgebungen der Natur und in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelste der Natur in seinem Geiste spiegelnd empfangen und nachbilden. Die Gestalten und Bilder seiner Kunst erhielten die edlen Nationalzüge seines Volks, und keine Nation erreichte in Hinsicht auf die sinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Wesen des Kunstwerks gehört, diese Höhe, so daß damit die plastische Darstellung selbst in dieser ersten Kulturperiode und bei diesem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben scheint. Denn während andere Völker noch mit dem Material der Darstellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken sich nur zu einer riesenhaften, den Menschen fast erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthselhaften Bedeutsamkeit erheben konnten, vereinigten sich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer schon geübten, und von jenen Völkern empfangenen Kunst, und das Werk der Kunst stand, wie aus dem Schooße der Natur entsprungen, leicht, aus einem Gusse in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbstständigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität), vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverläugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griechischen Kunst bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in scharfen Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und eine reizende Naivetät, vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seine reinste Tendenz in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß

durchgebildet ist (Correctheit). So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, und erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt (daher redet man insbesondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist, und hierin besteht seine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charakter derselben, Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt, und das Vollendetste der Natur gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten strebt. In diesen Zügen glauben wir das Wesen des Antiken in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die römische Kunst aber war eine Nachahmung, und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüthe der griechischen; deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, modificirt durch den Charakter dieses kriegerisch strengen aber weniger bildsamen Volks, und darum wird dieselbe, in so fern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, meistens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen Kunst, wie schon bemerkt worden, vorzugsweise antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, in so fern man vorzüglich Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (daß man daher auch das classische Alterthum nennt) und einen allgemeiner verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, hier erblickt, so daß die Mittelmäßigkeit in dieser Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Wesen des Antiken in diesem Sinne auch oft mit dem Namen des plastischen vorzugsweise bezeichnen wollen, und beide Begriffe in so fern gleichgesetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religionskultus und herrschende Naturmischung überhaupt unter allen Künsten die plastische oder bildende Kunst (im weitern Sinne) vorzüglich begünstigt war, ja derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Gestaltung, auch in der Poesie sich regte, und ihren Hauptcharakter bestimmte (daher man auch von einem Plastischen in der antiken Poesie redet); und hiernach versteht man also unter Antiken insbesondere, und im noch engern Sinne Werke der bildenden Kunst, besonders der Griechen und Römer. Hiezu würden gehören: die Denkmähler der Baukunst eben sowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur), und der übrigen zeichnenden Künste, mithin Gebäude und Trümmer, Statuen, Geräthschaften, Basreliefs, Münzen, geschnittene Steine, Gemählde und Mosaiken. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch überall als Mittelpunct seiner Darstellungen sich ansieht, und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes, werden die umfassenden Vorstellungen des Lebendigen (hauptsächlich des Menschen) durch die bildende Kunst (Bildekunst) im engern Sinne (auf die Mahlerei der Alten, welche uns weniger bekannt ist, und auch der Natur der Sache nach nicht dieselbe Höhe mit der bildenden Kunst erreicht zu haben scheint, wird hierbei weniger gesehen) Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben Antikengallerien, Antikensammlungen. Von diesen Antiken im engsten Sinne sondert man die kleinen Darstellungen, Nebenwerke

und unbedeutendern Überreste der alten, besonders griechischen und römischen Kunst, unter dem italienischen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch besondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Daktyliotheken u. s. w. errichtete. Übrigens setzt man den Anfang der griechischen Kunst, und mithin der Antike in jenem weitern Sinne (denn das Ende ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (s. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigstens unsere Beschreibungen reichen. Unter allen Antiken im engsten Sinne aber ragen die idealischen Gestalten eines Apollo von Belvedere, der mediceischen Venus, der Torso des Herkules, Laokoon und der sogenannte Borghesische Fechter, als die bewundertsten hervor, und müssen wegen der Reinheit der Formen und des edeln Ausdrucks stets als Musterwerke betrachtet, und dem sinnigen Studium der Künstler empfohlen werden. Näher macht man sich ihnen bekannt durch die Archäologie (s. dies. Art.). — Übrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen (s. dies. Art.) erläutert. T.

Antillen nennt man die große Inselgruppe (die zahlreichste unter allen bis jetzt bekannten), die im mexikanischen Archipel, unweit der Küste der spanischen Provinz Yucatan anfängt, und in einer bogenförmigen Kette fast bis an die Mündung des Oronoco in Guiana sich erstreckt. Man begreift sie gewöhnlich, zugleich mit den Bahama-Inseln (s. d. Art.) unter dem Namen West-Indien im engern Sinne. Sie werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Der ersten sind vier, Cuba, Jamaica, St. Domingo, jetzt Hayti (ehemals Hispaniola) und Portorico. Die kleinen, deren eine sehr große Anzahl ist, und die nach ihren frühern Bewohnern, den Caraiben, auch die caraibischen Inseln heißen, werden, ihrer Lage nach, in die Inseln im Winde und unter dem Winde unterschieden. Jene, zu denen Martinique und Guadeloupe nebst vielen andern gehören, liegen näher nach Morgen zu, und erhalten den Ostwind, der den größten Theil des Jahrs hindurch in diesen Gegenden herrscht, am ersten; die Inseln unter dem Winde (la Trinidad, Curaçao u. a.) sind diejenigen, zu welchen, ihrer Lage nach, dieser Ostwind am spätesten kommt. Viele dieser Inseln enthalten Gebirge; einige sind blos nackende Felsen, und daher gar nicht angebauet; mehrere sind vulkanischen Ursprungs, und die Vermuthung ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie in den ältesten Zeiten Theile des festen Landes ausgemacht und durch irgend eine große Revolution ihre dermalige Gestalt erhalten haben. Diese Inseln gehören zu der heißen Zone; die große Hitze wird jedoch durch die Seewinde abgekühlt. Das Klima ist besonders den Europäern, die dahin kommen, gefährlich, sie werden fast ohne Ausnahme von Fiebern befallen, die leicht tödtlich werden. Zu den physischen Übeln dieser Inseln gehören auch öftere Erdbeben und besonders Orkane, die gewöhnlich vom Juli bis zum October da herrschen, und bisweilen mit nicht zu beschreibender Wuth die größten Verwüstungen anrichten. Dagegen ist die Fruchtbarkeit der meisten dieser Inseln sehr groß, sie bringen eine Menge verschiedener Producte, besonders Pflanzengewächse, hervor. Die vorzüglichsten darunter sind: Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, viele Gewürze und Südfrüchte. Die Bevölkerung sämmtlicher Inseln, deren ganzen Flächeninhalt man gegen 4500 Quadratmeilen schätzt, wird zu 1,460,000 Einwohner angegeben, von denen die Neger weit über eine Million ausmachen. Von den ersten Einwohnern, den Caraiben, welche die Spanier bei ihrer Ankunft auf

diesen Inseln fanden, sind nur noch wenige Reste übrig. Die Spanier vernachlässigten diese von ihnen zuerst entdeckten Inseln, weil sie nicht viel edle Metalle da fanden, daher ließen sich bald Franzosen und Engländer auf verschiednen derselben nieder. Der Handel, den die Europäer dahin treiben, ist von der größten Wichtigkeit.

Antimonium, s. Spießglas.

Antinomie heißt in der kritischen Philosophie ein Widerstreit der Gesetze der reinen Vernunft, welcher sich zeigt bei Anwendung ihrer subjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Gesetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte schließt, auf die Sinnenwelt, indem sie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Weltgrenze, Freiheit oder etwas dem Verstande Unerreichbares, als Weltewigkeit und Grenzenlosigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Ursache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieser Widerspruch nicht in den Gesetzen der Vernunft selbst liegt, thut Kant dar, einmal durch den transscendentalen Idealismus, wornach die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes ist, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verstandesgesetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Bestimmung der Vernunft und ihrer Grundsätze, welche nicht das Dasein und die Beschaffenheit der Gegenstände, sondern nur unsere Untersuchung derselben bestimmen, d. h. ins Unendliche erweitern sollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnsinn grenzende Liebe für die Kunst verewigt hat. Ob er in dem Glauben, Hadrian, den er auf seinen Reisen begleitete, dadurch das Leben zu erhalten, oder ob er, müde seiner Bestimmung, sich in den Nil gestürzt habe, läßt sich nicht bestimmen. Hadrian aber fand bei seinem Tode kein Maß seines Schmerzes. Nicht zufrieden, daß er ein Gestirn in der Milchstraße sah, welches noch heute des Antinous Namen führt, ließ er auch auf der Erde sein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach seinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich einem Gott verehren. Daher wurde denn auch sein Bild von der Kunst auf alle Weise dargestellt und vervielfältigt. Mehrere dieser Abbildungen sind auf unsere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Statue des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und des Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli. Aber gerade über diese Statuen sind die Archäologen sehr verschiedener Meinung, und viele wollen sie nicht für Abbildungen des Antinous gelten lassen, sondern erkennen die charakteristischen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, da die Künstler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmahle vermischt wurden. Die vaticanische Statue ist wahrscheinlich kein Antinous, sondern ein Hermes, die capitolinische aber ein Hermes = Antinous. — „In allen Abbildungen," sagt Winckelmann vom Antinous, „hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Contour, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." (Vergl. Levezow, über den Antinous, dargestellt in Kunstdenkmählern des Alterthums. Berlin 1808.)

Antiochia. So hießen mehrere Städte im Alterthum. Die berühmteste dieses Namens ist die Residenz der syrischen Könige, der Seleuciden, in Asien, am Orontes. Sie war eine der ansehnlichsten Städte und eine Pflegerin der Wissenschaften. Späterhin war sie der Sitz des römischen Statthalters und des Patriarchen von Asien. Ein anderes Antiochia (ad Pisidiam) lag in Großphrygien, wurde von den Römern zu einer Colonie gemacht, und war vorzüglich berühmt durch einen Tempel der Luna.

Antiochus, ein Name mehrerer syrischen Könige, der in der Geschichte der Römer große Epoche macht. Der erste, der unter diesem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleucus (s. d.). Der Sohn von diesem, Antiochus Soter, führte mehrere, wiewohl nicht ganz glückliche Kriege, und ist noch wegen der Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonica berühmt; eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen suchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit stürzte, bis der königliche Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm, und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu seinem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Versammlung seine junge und schöne Gemahlin abtrat. — Einer seiner Nachkommen war Antiochus der Große, der seinem Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien im J. 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, schlug den Ptolemäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlassen mußte, führte nicht minder glückliche Kriege gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern anband, und zu dem berühmten antiochischen Kriege Anlaß gab, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte; allein da er wenig in die Plane dieses Feldherrn eindrang, und blos eine Armee nach Griechenland schickte, die äußerst unthätig blieb, wurde er zuerst bei Thermopylä, dann mehreremale zur See geschlagen, wodurch er den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Übergang nach Kleinasien streitig machte, wo sie den berühmten Sieg bei Magnesia erfochten, die syrische Armee gänzlich zerstreuten und den Antiochus zu dem schimpflichsten Frieden nöthigten. — Er lebte nun in Ruhe, bis er zuletzt, da er aus dem Tempel des Jupiter Elymäus den Schatz entführen wollte, mit allen seinen Leuten erschlagen wurde. — Sein zweiter Sohn Antiochus Ephiphanes (derselbe, welcher in der Geschichte der Maccabäer als der ärgste Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptischen König Ptolemäus Philopator an, belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, so wie ganz Ägypten, verließ, da sich die Römer hauptsächlich des Ptolemäus annahmen. Und so folgten noch mehrere syrische Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verschiedenen Beinamen, bis endlich Antiochus Asiaticus vom Pompejus vertrieben und Syrien zur römischen Provinz gemacht wurde (vergl. Syrien).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer aber des Asopusflusses, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete sie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher diesem versprochen hatte, ihn an seiner Tochter zu rächen, erschlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er sie seiner Gemahlin Dirce übergab, von der sie auf das grausamste gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen, und

sich durch ihre Söhne gerächt zu sehen. — Sie rühmte sich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Übrigens wird ihre Geschichte sehr verschieden erzählt.

Antipater, ein Feldherr und vertrauter Freund Philipps von Macedonien, den Alexander, als er mit seinem Heere nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück ließ. Wiewohl er diesen Posten rühmlich verwaltete, indem er den aufrührerischen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, so gelang es doch der Olympias, ihn dem Alexander verdächtig zu machen. Dieser rief den Antipater zu sich nach Asien, und ernannte den Kraterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander starb, noch ehe diese Veränderung ins Werk gerichtet worden, und Antipater behielt zu seinem Antheil Macedonien und Griechenland, und wurde zum Vormunde des Kindes ernannt, mit welchem Roxane schwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem ganzen verbündeten Griechenland zu bestehen; anfangs war er unglücklich, als aber Leonatus und Kraterus ihm zu Hülfe gekommen waren, unterwarfen sich die Griechen aufs neue. Diesem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der ebenfalls glücklich geendigt wurde. Antipater starb 317 v. Chr. Geb. in einem hohen Alter, nachdem er dem Polysperchon die Vormundschaft des jungen Königs anvertraut hatte. Die Beschuldigung, daß Antipater den Alexander habe vergiften lassen, ist völlig ohne Grund.

Antipathie ist der unwillkürlich in uns entstehende Widerwille gegen eine Person, welcher darin seinen Grund hat, daß wir von ihrem uns mißfälligen Äußern auf ihren innern Gehalt schließen. Gewöhnlich ist unser Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft sind wir selbst nicht in der Folge im Stande, dasselbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieser, einer Eingebung ähnlichen, Antipathie giebt es aber noch eine andere, welche sich auf Erfahrungen stützt, die der aufmerksame Beobachter in seinem Umgange und Verkehr mit den Menschen macht, und durch die er sich die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menschen in sich hervorzurufen. Diese beruhen auf den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen ist; desto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er auch diesmal zutreffen werde. Die Seele wird gewissermaßen sichtbar im Körper. Die einheimischen Leidenschaften lassen in demselben gewisse Spuren zurück, welche sich unwillkürlich zeigen, und die herrschende Denk- und Handelsweise eines Menschen verrathen. Sind nun gewisse äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerstrebenden Natur beobachtet worden, so erwecken sie bei ihrer jedesmaligen neuen Erscheinung das Gefühl der Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und leblose Gegenstände entsteht theils auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menschen, theils aber aus gewissen Eigenschaften, z. B. Ausdünstung u. dgl., die ein einzelner, vermöge der eigenthümlichen Organisation seines Körpers, nicht ertragen kann. Räsonnement und allmählige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art schwächen und überwinden, nicht selten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf sie überhaupt nur mit Vorsicht anwenden, da wir den Grund einer Anthipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unsicher ahnen können.

Antiphlogistische Chemie, s. Chemie.

Antiphonie heißt der Gegengesang, und wird besonders in der katholischen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erst von einem einzelnen Sänger angestimmt, und dann, wenn der darauf folgende Psalm von zwei Chören wechselsweise abgesungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch **Antiphonarium** oder **Antiphonale**, dasjenige große lateinische Gesangbuch, woraus die Canonici und andere Geistlichen die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten rc. absingen.

Antiphrasis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht ist. So z. B. soll der Name Parzen von parcere, schonen, abgeleitet sein, ob sie gleich nichts weniger als schonend sind.

Antipoden, s. **Gegenfüßler**.

Antiqua. Mit diesem Worte bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die Schrift, die man gemeinhin die **lateinische** nennt.

Antiquare nennt man einmal diejenigen Gelehrten, welche sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigen, dann auch diejenigen, welche ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ein starkes Sortiment alter Bücher, wovon das der Elzeviere und Waesberge zu Leyden und Amsterdam, und von Fritsch, Gleditsch und Weidmann zu Leipzig am bekanntesten war, und noch jetzt herrscht diese Sitte in allen außerhalb Deutschland gelegenen Ländern, weßhalb auch daselbst die eigentlichen Antiquare (in Frankreich Bouquinistes genannt) eine sehr untergeordnete Rolle spielen. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leyden bei Luchtmans die vollständigsten Lager. Nur in Deutschland, wo sich der Buchhandel am reinsten und regelmäßigsten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlassen, von denen Weigel in Leipzig, Meusel in Coburg, Häßler in Hamburg, und ehemals Jacobi in Berlin unter die bekanntesten gehören. A—s.

Antiquitäten, s. **Alterthümer**.

Antispast, s. **Rhythmus**.

Antisthenes, der Stifter der cynischen Secte, war zu Athen in der 89. Olympiade geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophisten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geschäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entsagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredsamkeit, um sich ganz dem Studium der Philosophie zu widmen. Aus Sokrat[es] Lehren schöpfte er jenen Enthusiasmus für die Tugend, und jenen [g]ewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete [S]chule auszeichnete. Antisthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend bestehe, setzte diese Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrsamkeit, Wollust. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Quersack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erscheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieses auffallenden Betragens. „Ich sehe," sagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorscheinen." Man muß indeß gerecht sein; wenn Diogenes durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch die Originalität seiner Ausdrücke die spätern Cyniker um vieles übertraf, so wußte Anti-

sthenes sich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er wagte zuerst, die beiden Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und ward Ursach, daß der eine verbannt, der andere mit dem Tode bestraft wurde; eine Angabe, die jedoch Barthelemy in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und Xenophon spricht in seinem Gastmahle zu seinem Lobe. Nach Sokrates Tode ließ er sich im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, nieder, und man behauptet, daß von diesem Orte die Schule ihren Namen erhalten. Antisthenes Sinnsprüche sind bekannt. Er hatte viele Werke geschrieben, die aber sämmtlich verloren gegangen sind; denn die unter seinem Namen vorhandenen sind wahrscheinlich unecht. Er war des Diogenes Lehrer. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Antithese, der Gegensatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung von Verschiedenheiten Licht und Glanz zu verschaffen sucht. Diese Figur ist oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn Lessing in der Recension eines Buchs sagt: „dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!"

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie sie das Nicänische und Athanasische Symbolum aufstellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geist in der Gottheit dem Vater subordiniren, oder Christum schlechthin für einen Menschen und den heil. Geist für eine willkürliche Personification der göttlichen Geisteskraft erklären. In den frühern Perioden der christlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, sehr zahlreich; besonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören unter diese Rubrik. Der Name Antitrinitarier kam aber erst seit dem 16. Jahrh. auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remanstranten nach dem Lehrbegriffe des Espiskopius (starb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obigen Behauptung in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Christenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Christen anerkennen und in christlichen Staaten dulden; der spanische Protestant Miguel Servetus wurde dieser Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und selbst die toleranten Könige von England erließen die strengsten Edicte wider sie. Gleichwohl bildete ein englischer Geistlicher, Theophilus Lindsey 1774 zu London und ein Kaufmann William Christie zu Montrose in Schottland unitarische Gemeinden, welche sich durch Kultus und Liturgie von der herrschenden Kirche absonderten. Über andere noch bestehende Gemeinden dieses Glaubens s. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Josephe Jeanne) von Lothringen, Erzherzogin von Österreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2. Nov. 1755, war die Tochter Kaiser Franz I. und Marie Theresiens. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung, welche sie benutzte, um mannichfaltige Kenntnisse zu erwerben. Die Natur hatte ihr Anmuth und Schönheit verliehen. Groß, schön gewachsen, mit einer glänzenden Haut und einer bezaubernden Miene, fesselte sie den Hof ihrer Mutter, als sie ihn verließ, um sich mit dem Dauphin von Frankreich,

nachmaligem Ludwig XVI., zu vermählen. Choiseul hatte die Idee dieser Verbindung gefaßt, und unterhandelte deßhalb, und stets hat Marie Antoinette ihn gegen seine Feinde vertheidigt, und mehrmals, wiewohl vergebens, sich bemüht, ihn ins Ministerium zurückzurufen. Die junge Erzherzogin kam in den ersten Tagen des Mai 1770 in Straßburg an. Ihre Reise von da bis Paris glich einem Triumphzuge. Nicht minder glänzend und schmeichelhaft war ihr Empfang am Hofe Ludwigs XV. Am 16. Mai vermählte sie sich mit dem unglücklichen Fürsten, dessen Mißgeschick sie erleichtern und theilen sollte. Diejenigen, die an Vorzeichen glaubten, konnten dergleichen bei dieser Feier wahrnehmen. Der Himmel bedeckte sich unmittelbar nach der Trauungsceremonie mit schwarzen Wolken, und zwei von Donner und Blitzen begleitete Ungewitter hinderten zu Paris und Versailles das Volk, das Feuerwerk und die Illuminationen zu genießen. Die Straßen waren leer und dichte Finsterniß lag über Frankreich. Auch das Fest, welches am 30. desselben Monats die Stadt Paris gab, ward durch ein schreckliches Ereigniß bezeichnet, indem durch die übel gewählten Anstalten mehr als 1200 Zuschauer umkamen. Die Dauphine, voll Verzweiflung darüber und mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteifernd, schickte dem Polizeilieutenant alles Geld, das sie hatte. Eine Menge anderer Handlungen der Großmuth und der Wohlthätigkeit übte sie als Dauphine aus, von denen wir gern einige glänzende Beispiele anführten, wenn die Beschränktheit des Raums uns nicht daran verhinderte. Als sie den Thron bestieg, sah man sie das Beispiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeoffizier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm seinen Abschied; sobald die Königin davon hörte, ließ sie ihm sagen, er möchte auf seinem Posten bleiben und das Vergangene vergessen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. — Auch als Königin fuhr sie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; besonders unterstützte sie in dem schrecklichen Winter von 1788 auf die thätigste Weise die Nothleidenden. Aber auch um diese Zeit fing die Verleumdung an, auf die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugschriften angeklagt, daß sie Intriguen auf Intriguen anspinne; aber wenn auch die Geschichte diese Beschuldigungen, von denen keine je erwiesen worden, und viele schon an sich unwahrscheinlich sind, verwerfen muß, so ist es doch Pflicht der Wahrheit, einzugestehen, daß die Königin Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantasie gab ihr oft den Schein des Leichtsinns und zuweilen der Verstellung; eine angeborne Unruhe verleitete sie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu stetem Wechsel der Lustbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Aber noch nachtheiliger für sie war es, daß sie ihre Würde und ihr Ansehn beeinträchtigte, indem sie sich der Strenge der Etikette entzog. Der erste Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da sie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten sich ihre Feinde zu verbreiten, daß sie im Herzen eine Österreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzosen sei, deren Glück sie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab ihnen neuen Stoff zu Beschuldigungen und Verleumdungen, indem es den Namen der Königin in einen höchst schändlichen Prozeß compromittirte. Zwei Goldschmiede foderten die Zahlung eines enormen Preises für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. Es ward bewiesen, daß Marie Antoinette sie nicht kenne

und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, sie vorzustellen, und um Mitternacht im Park von Versailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Untersuchung und Bestrafung dieses Frevels wurde durch einen eignen Befehl verboten (s. La Motte und Rohan). Dieser Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall sei, gab man die Schuld davon blindlings der Verschwendung der Königin. Man schlug endlich vor, da die Schulden täglich zunahmen, und der Credit immer mehr sank, die Stände des Reichs zusammenzuberufen. Diese Maßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der ersten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Unaufhörlich wiederholte sie: „Wenn nur der König Ruhe und Achtung behält; ich werde stets glücklich sein durch sein Glück.“ Bald folgten Ereignisse, die ihren Muth auf die Probe setzten. Am 6. Oct. ertönte zu Versailles die Luft von den wüthendsten Drohungen gegen die Königin; sie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beschäftigt. Mitten in der Nacht schrieb ihr ein Geistlicher: „Nehmen sie Maßregeln; morgen früh um 6 Uhr sollen sie ermordet werden.“ Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Billet. Bald darauf wurden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erschallen von allen Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen sie, sich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordscenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen sich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieser Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die rasenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!“ — Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt auf den Balcon zurück, entschlossen, ihr Haupt dem Todesstreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte sich durch diesen unerwarteten Muth erschüttert und den Drohungen folgte Beifallgeschrei. An demselben Tage mußte Marie Antoinette auf dem sechsstündigen Wege nach Paris das entsetzlichste Schauspiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf zwei Piken die Köpfe zweier Gardisten; trunkene und bluttriefende Furien umringten sie mit den schrecklichsten Verwünschungen. Als sie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und bestrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete sie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs sein;“ und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles gesehn, alles gehört und alles vergessen.“ In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft wandte sie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhause versetzten Kleider einzulösen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen sie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. zu fliehen beschloß, folgte sie ihrem Gemahl, obgleich sie richtig ahnend das Mißlingen voraussah. Als sie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete sie den Commissarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit seinen Kindern abzureisen wünschte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß ich ihn nie verlassen werde. Was mich noch mehr dazu bestimmte, war

die feste Überzeugung, daß der König Frankreich nie verlassen wollte; hätte er es gewünscht, so würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern." Diesem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe, indeß kamen der 20. Juni und der 10. Aug. 1792. An dem letzten dieser Tage wandte die Königin, entschlossen zu sterben, das äußerste an, um ihren Gemahl zu dem Entschluß zu bewegen, mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegen zu gehen; mit ihm in die Nationalversammlung geführt, hörte sie hier die Entsetzung des Königs aussprechen, seine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, sie zu begleiten. Hier bewohnte sie mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth das einzige Zimmer, das einen Ofen hatte. Dichte Eisengitter verwahrten die Fenster, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In diesem traurigen Aufenthalt zeigte Marie Antoinette die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreise der Ihrigen, flößte sie ihnen Entsagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr sagte, daß er verurtheilt sei, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so qualvollen Daseins, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen solle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie an den Convent nur die Bitte um Trauerkleider, welche sie bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4. Juli 1793 ward sie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß diese Trennung auf immer sei, nichts desto weniger ertrug sie sie mit Standhaftigkeit. Am nächsten 5. Aug. wird sie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie gebracht. Das untere Gemach, welches den Namen Rathszimmer führt, und dunkel und feucht ist, wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3. Oct. verordnete der Convent, daß sie vor Gericht gestellt werden solle. In der Anklage wurde sie beschuldigt, die Finanzen verschwendet, den öffentlichen Schatz erschöpft, Summen daraus dem Kaiser gegeben, mit den auswärtigen Feinden correspondirt und die innern Unruhen begünstigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringsten Beweis gegen sie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chaveau-Lagarde: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern nur einzige scheinbare Anklage zu finden." Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürstigen Ankläger Fouquier-Tinville bitter zu tadeln, seine Anklage auf so offenbar falsche und verleumderische Facta gegründet zu haben. Die Königin selbst antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Bestimmtheit. Auf Heberts schändliche Beschuldigung, daß sie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete sie mit Indignation: „Wegen eines so gehässigen Verbrechens appellire ich an alle Mütter." Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Fassung, und schlief, nachdem man sie nach einer 18stündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht hatte, bald ruhig ein. Am andern Morgen um 11 Uhr bestieg sie den Karren, der sie nach dem Schaffot führte. So sehr man auch das Volk anreizte, sie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrschte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerstört und in dem feuchten ungesunden Kerker hatte sie fast ein Auge verloren. Ihr Anblick schien den wilden Pöbel zu erschüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwigs XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und bestieg dann hastig das Schaffot.

Als sie oben war, warf sie sich auf die Knie und sprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater." — Sie erhob die Augen zum Himmel, um sie im nächsten Augenblicke auf ewig zu schließen. So starb Mittwoch den 16. Oct. 1793 Frankreichs Königin, in ihrem fast vollendeten 38. Jahre. Besenval entwarf von ihr in seinen Memoiren folgendes Bild: Der Glanz ihrer Haut, viel Annehmlichkeit in der Haltung des Kopfs, eine große Eleganz in ihrer ganzen Person setzten sie in den Stand, vor vielen reicher begabten Frauen den Vorzug zu behaupten. Ihr Charakter war sanft und zuvorkommend; leicht von Unglücklichen gerührt, half sie ihnen gern und bei jeder Gelegenheit. Ihr gefühlvolles Herz vereinigte zwei selten verbundene Eigenschaften: gern Dienste zu leisten, und des Glücks zu genießen, das sie gestiftet. Großer Hang zum Vergnügen, wenig natürliche Heiterkeit, durchaus nichts Bestimmtes in ihrer Art zu denken, diese Mängel hinderten sie, in der Gesellschaft den Erwartungen zu entsprechen, die ihre persönlichen Eigenschaften und ihr Äußeres erregten. Ihre Vertraulichkeit schadete dem Gefühl der Hochachtung, und eine andere Haltung, zu der sie sich wohl zuweilen zwang, beleidigte, da man sich gewöhnt hatte, nur die liebenswürdige Frau in ihr zu sehen. Daher kam es, daß sie oft Mißvergnügen erregte, und man viel Übels von ihr sprach, ohne selbst den eigentlichen Grund finden zu können.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), stammte aus Nemausus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarschaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon sein Vater Aurelius Fulvius hatte das Consulat bekleidet, und im J. 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die höchste Magistratur Italiens theilte, ging dann als Proconsul nach Asien und stieg nach seiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er mit weiser Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, Marc Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian adoptirt, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte; und noch in demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm genoß das Reich der Ruhe und des Glücks. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Oft wiederholte er die schönen Worte Scipio's: „Ich will lieber Eines Bürgers Leben erhalten, als tausend Feinde vernichten." Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er möglichst ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römische Gebiet erweiterte und eine neue Mauer aufführen ließ. Der Senat gab ihm den Beinamen Pius (des Kindlich-Frommen), weil er dankbar das Andenken Hadrians, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünste, Überschwemmungen und Erdbeben richteten an mehreren Orten Verwüstungen an; aber seine Freigebigkeit milderte die Folgen dieser Unglücksfälle. Er starb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 161. Seine Asche ward in dem Grabmahle Hadrians beigesetzt; der Senat aber bewilligte ihm einstimmig göttliche Ehren, und weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna An-

tonina noch vorhanden ist. Das ganze Reich beweinte seinen Tod, als einen allgemeinen Verlust, und die folgenden Kaiser legten sich diesen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach seiner Adoption M. Älius Aurelius Verus), aber am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel, war im J. 121 nach Chr. geboren und bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters Tode, im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juristen L. Volusius Mecianus, hatte er sich ganz zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie lieb gewonnen. Während seine Feldherren Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto die entscheidensten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten, und die große Stadt Seleucia am Tigris auf das grausamste zerstörten, richtete Marc Aurel sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und verheerenden Überschwemmungen heimgesucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern suchte; diese beunruhigten das römische Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich Marc Aurel, die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des parthischen Krieges hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Pest aus, womit die morgenländische Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dieses Übel wurde nicht allein durch Erdbeben und Überschwemmungen, sondern auch durch einen allgemeinen Aufstand aller wilden Grenzvölker von Gallien bis an das schwarze Meer noch vermehrt. Beide Kaiser gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der sich scheinbar unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechselndem Glücke gefochten. Verus starb schon in dem ersten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erbauung drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erschöpft war, sah sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Palastes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 927 der Kaiser bei der Stadt Gran den Quaden entgegenstand, gerieth er, rings von Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser, in die äußerste Noth, und er war nahe daran, sich ihnen ergeben zu müssen, als ein Platzregen die Armee erfrischte und ihr den Sieg verschaffte. Die Quaden, so wie die übrigen Barbaren, wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des syrischen Statthalters, Avidius Cassius, der sich bereits ganz Ägypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief Marc Aurel von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen eigenen Anhängern ermordet worden. Der Kaiser verzieh großmüthig allen Theilnehmern an der Verschwörung, zog triumphirend in Rom ein und beschäftigte sich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutschen ihn nöthigten, abermals gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie zu verschiedenenmalen, erkrankte aber zu Sirmium, und starb daselbst im 59. Jahre seines Alters und im 19. seiner Regierung. — Wir besitzen von ihm griechisch geschriebe Betrachtungen über sich selbst, in welchen er sich als einen Anhänger der Stoa zeigt. Die besten Aus-

gaben dieses Werks de se ipso sind von Casaubonus (Lond. 1643, 8.), Morus (Leipz. 1775, 8.) und Schulz (1802). Übersetzung von Schulz und Kuhn mit Anmerkungen. — Er gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Marcus Antonius, und wurde 68 Jahre v. Chr. geboren. Durch seine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften, war er mit Cäsars Familie verwandt. Ausschweifungen und Schulden bezeichnen seine Jugend. Beredsamkeit und Kriegskunst zu studiren ging er nach Griechenland. Während er sich hier aufhielt, machte er unter dem Consul Gabinius einen Feldzug in Syrien. Er zeigte sowohl hier als in Ägypten, wo er den Ptolemäus Auletes einsetzen half, viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er sich überaus freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er sich mit Curio, und unterstützte, wie dieser, mit Eifer die Partei Cäsars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorschläge erregte er einen solchen Haß gegen sich, daß er mit Curio und Cassius Longinus in Sklavenkleidern Rom verließ, und in Cäsars Lager eine Zuflucht suchte; dieser Schritt ward einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege. In den darauf folgenden Unruhen ward Antonius vom Cäsar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl desselben, mit seinen Truppen in Macedonien zu ihm zu stoßen, führte er ihn eine beträchtliche Macht zu, befehligte in der pharsalischen Schlacht den linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magister equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er sich so sehr, daß Cäsar ihn bei seiner Rückkehr mit Kälte behandelte. Um diese Zeit verheirathete er sich mit des Clodius Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres despotischen Ansehens fühlen ließ. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die schimpflichsten Schmeicheleien seine Gunst wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr. sein Mitconsul. Damals warf er sich am Lupercalienfest öffentlich zu Cäsars Füßen, und bot ihm zweimal ein Diadem an, das dieser unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäsar das Opfer einer Verschwörung, und Antonius würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Er stellte Cäsars Leiche in blutigem Gewande aus, und hielt dabei eine Leichenrede, die das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten sich aus Rom flüchten, und Antonius herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäsars Erben, der ehemals nach der Herrschaft strebte, und sich zu behaupten die Partei des Senats ergriff, entzweit und versöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das cisalpinische Gallien, dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn als einen öffentlichen Feind, und die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius schlug anfangs Pansa in einer sehr mörderischen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und troß der tapfersten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geschlagen. Allein auch beide Consuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze der republikanischen Armee. Antonius mußte nicht nur Muti-

na, sondern auch ganz Italien verlassen, und floh mit seinen Truppen unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er bestand sie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten besser als glückliche Ereignisse ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab sich in Trauerkleidern in sein Lager und gewann schnell die Armee für sich, so daß diese ihren Anführer nöthigte, sich mit Antonius zu verbinden, und diesem sein Ansehen abzutreten. Auch Plaucus und Pollio verstärkten jetzt seine Partei mit ihren Heeren, so daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Insel des Rhenus (unweit Bologna) die berühmte Zusammenkunft, wo sie die römische Welt unter sich theilten. Hier auch entwarfen sie jene blutigen Proscriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Darauf marschirten die Triumvirn auf Rom, und versetzten diese Stadt wie ganz Italien durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau zu stellen, auf welcher seine Beredsamkeit so oft triumphirt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter kamen in diesen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Sesterzien herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius nach Macedonien ab, wo Brutus und Cassius ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Cassius, schlug ihn nach einem blutigen Kampfe zurück, und zwang ihn, sich zu tödten. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel, und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnasium, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung und seiner Gunst. Von da ging er nach Asien. Als er in Cilicien war, befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, sich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen, Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich, und wußte ihn für immer zu fesseln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwischen Octavius und seiner Gemahlin Fulvia ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunsten entschieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit der Octavia, der Schwester des Octavius, besiegelt ward. Die beiden Herren des römischen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländische Meer beherrschte, war ein Vertrag geschlossen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergestellt. Antonius ging nach Athen, machte einen wenig rühmlichen Feldzug gegen die Parther, und kam dann nach Italien zurück. Durch die Vermittelung der Octavia herrschte, wenigstens dem Anschein nach, vollkommenes Einverständniß zwischen beiden Triumvirn; durch Antonius

Leidenschaft für Kleopatra aber ward es bald aufs neue gestört. Nach seiner Rückkehr in Asien ergab sich dieser dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an seine Geliebte, und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien, Artasasdes, durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavius versäumte nicht, Antonius Betragen als ein Mittel zu gebrauchen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und man rüstete sich von beiden Seiten. Aber statt kräftige Maßregeln zu ergreifen, füllte Antonius die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern, und Schwelgern, und versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten. Von Octavia trennte er sich öffentlich Dieser Maßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, Kleopatra's hochfahrender Sinn hingegen verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg, und entsetzte Antonius seines Consulats und seiner Statthälterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, und der ambracische Meerbusen ward der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius eine gleiche Zahl, war ihm aber um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die berühmte Schlacht bei Actium. Mitten im heftigsten Kampfe ergriff Kleopatra mit ihren sechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte Antonius ihr nach, und bedeckte sich mit ewiger Schmach. Die Herrschaft der Welt war verloren. Zwar kämpften seine Soldaten noch mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen sie endlich. Die Landarmee ergab sich an Octavius. Antonius, voll Scham und Unwillen gegen diejenige, die seinen Untergang verursacht hatte, weigerte sich lange, sie zu sprechen. Endlich aber söhnten sich beide aus, und Antonius ging nach Libyen, wo er ein bedeutendes Truppencorps gelassen hatte. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte. Sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmorde hinderte. Er kehrte nach Ägypten zurück, und lebte hier in finsterer Zurückgezogenheit, bis es Kleopatra gelang, ihn in ihren Palast und zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge der Unterwerfung verwarf. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien Antonius für einen Augenblick seinen alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück; später aber, von der ägyptischen Flotte und seiner Landarmee verlassen, und in dem Argwohne, von Kleopatra selbst verrathen zu sein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Kleopatra, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht, und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, rief er seinen treuen Eros, der ihm versprochen hatte, daß er ihn tödten wolle, wenn er es ihm einst befehlen würde. Eros schien bereit zu gehorchen, hieß ihn das Gesicht abwenden und sank, sich selbst durchbohrend, todt zu seinen Füßen. Gerührt durch diesen Beweis von Heldenmuth und Liebe, stürzte sich Antonius in dasselbe Schwert. Die Wunde war nicht unmittelbar tödtlich, und da er jetzt die Nachricht von Kleopatra's Leben erhielt, ließ er sich zu ihr tragen, und

starb, unter Äußerungen der Zärtlichkeit gegen die Treulose, in ihren Armen (30 J. vor Chr.). Kleopatra ließ ihn prächtig beerdigen, zu Rom aber warf man seine Statuen um und verfluchte sein Andenken.

Antonius der heilige, Stifter des Klosterlebens, geb. 251 zu Koma bei Heraklea in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wissenschaften nie kennen, wahrscheinlich auch nie lesen gelernt hatte, 285 in die Einsamkeit, um als Eremit der Andacht nachzuhängen. Um 305 sammelte er in Oberthebais mehrere Einsiedler um seine Hütte, wodurch die cönobitische (klösterliche) Lebensart der Mönche in gemeinschaftlichen Wohnungen entstand. Im Jahre 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Christen-Verfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Lauren (Hütten) seiner Mönche zurück. Später überließ er diese Anstalt seinem Schüler Pachomius (s. Klöster), und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 365 starb. Daß er sich nur mit einem härnen Hemde und einem Schaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher, als die grotesken Erzählungen von seinen Visionen, Teufelskämpfen und Wundern, die er selbst bekannt gemacht und wahrscheinlich auch selbst erträumt hat, wie sie in seinem Leben vom h. Athanasius zu lesen sind; denn alle seine Schritte zeugen von der Übermacht seiner glühenden Phantasie und seiner dunklen Gefühle für religiöse Ascetik. Nicht so gewiß rühren die 7 Briefe und einige andre ascetische Schriften von ihm her, die schon das Alterthum ihm beilegte. Obgleich eben so wenig erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und daß er einen Orden gestiftet habe, ganz ungegründet ist, wollen doch die Mönche der schismatischen Kirchen im Orient, z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören. Sie folgen aber nur der Regel des h. Basilius. Als Heiliger der katholischen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um seine Fürsprache soll gegen mancherlei Übel, besonders gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter grassirende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallne Glied dörrte und schwärzte, als wäre es verbrannt, sicher geholfen haben. Gaston, ein reicher Edelmann in der Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen des h. Antonius zu St. Didier la Mothe eine solche Cur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hospitalbrüderschaft des h. Antonius zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilgrimme, deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096 päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Congregation regulirter Chorherren nach der Regel des h. Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St Didier la Mothe residiren und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Komthure, später Präceptoren und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie sie nun als Kanonici hießen, war schwarz und mit einem blauemaillirten T auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung haben sie als Chorherren aufgegeben und sich dem contemplativen Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenburg im sächsischen Churkreise war vor der Reformation

Kanzler der Universität Wittenberg und auch nach der Reformation zählten sie noch bis in das 18. Jahrh. 30 Klöster, (die meisten in Frankreich); aber keins derselben hat das 19. Jahrh. erlebt. E.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d'). Dieser im Lauf der französischen Revolution berühmt gewordene Staatsmann war in Vivarais geboren. Sein Hofmeister, der berühmte Abbé Maury, bildete früh seine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredsamkeit aus. Den ersten Gebrauch seiner Talente machte er in dem berühmten Mémoire sur les Etats-Généraux, leurs droits et la manière de les convoquer, 1788, worin der fessellosete Republikanismus, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchischen Staaten und Rechtfertigung der Empörung, so lebendig und kraftvoll sich aussprach, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther diese Schrift einen überwiegenden Beifall fand und wohl mit Recht als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme entzündeten, die bald ganz Frankreich durchwüthen sollte. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Generalständen ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, bewirkte die getrennten Berathschlagungen der Kammer, stimmte für eine die Menschen- oder vielmehr Bürgerrechte festsetzende Constitution, erklärte indessen dabei das Veto des Königs als eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. 1790 verließ er die Versammlung, übersandte seinen Bürgereid mit Einschränkungen, ward als Unruhestifter angeklagt, vertheidigte sich öffentlich und ging dann nach Rußland, von da nach Wien, stets mit diplomatischen Aufträgen und Angelegenheiten beschäftigt. Er ward jetzt der eifrigste Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons, denen er auf alle Weise nützlich zu werden suchte. Von Rußland 1798 in einer Mission nach Italien gesandt, ward er zu Mailand, auf Buonaparte's Befehl, verhaftet; seine Gattin, die berühmte Opernsängerin St. Huberti, ehemals seine Mätresse, verschaffte ihm endlich Mittel zur Entweichung. Er kehrte nun nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. 1803 zum Staatsrath machte, und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden schickte. Hier schrieb er eine merkwürdige Schrift gegen Buonaparte unter dem Titel: Fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos. Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte sie dem Ministerio mit, wodurch sein Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in französischen Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge that. Er unterhielt seine diplomatischen Verbindungen, besonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker. Trotz seiner langjährigen Anhänglichkeit und seiner vielen Bemühungen für dieses Haus, gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwigs XVIII. ganz zu gewinnen. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin, durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher sich gleich nach der That erschoß. Da man den Grafen stets als Mitwisser der wichtigsten Staatsgeheimnisse betrachtet hatte, so gab sein Tod zu mancherlei unerweislichen Vermuthungen Anlaß. D'Antraigues war ein Mann von außerordentlichem Geiste, ausgezeichneten Fähigkeiten und nicht gewöhnlichen Kenntnissen, aber die unruhige Lebendigkeit seines immer regen Geistes erzeugte auch den auffallenden Wankelmuth in seinen Grundsätzen.

Antwerpen, Anvers, die große und gut gebaute Hauptstadt einer niederländischen Provinz, die 1814 aus den vormaligen Provinzen Antwerpen und Mecheln zusammengesetzt ist und auf 51 Q. Meilen 287,347 Einwohner zählt. Die Stadt liegt an der Schelde, auf welchem Flusse die größten Schiffe mittelst 8 Hauptcanälen bequem an ihre Kaien gelangen können, ist stark befestigt, und hat eine feste Citadelle, gegen 10,000 Häuser, worunter die prächtige Börse, das Rathhaus, die Kathedrale, worin Rubens begraben liegt, u. a. sehenswürdig sind, und 59,035 Einwohner, ist auch der Sitz eines Bischofs einer Akademie der Wissenschaften, einer Mahler- u. Bildhauerakademie, einer medicinisch-chirurgischen Schule und eines Seearsenals. Ihre Manufacturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, Stöcken, baumwollnen Zeugen, Spitzenzwirn sind sehr ansehnlich, und Antwerper Nähseide, schwarze Seidenstoffe und Druckerschwärze überall berühmt. Der Handel nimmt jetzt, nachdem die Schelde ihr wieder geöffnet ist, von Tage zu Tage mehr zu, und 1816 kamen von neuem 4402 Schiffe an, worunter 910 Seeschiffe waren. — Vor dem niederländischen Kriege mit den Spaniern war sie eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe sich erst im 16. Jahrhundert auf den Ruinen von Antwerpen gründete. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen und oft Wochen lang warten mußten, ehe sie löschen konnten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanse ihre Hauptcomtoire und Niederlagen. Dieser blühende Zustand Antwerpens bekam während der denkwürdigen Belagerung von 1585 unter dem Prinzen von Parma den ersten Stoß, und schwand gänzlich, als im westphälischen Frieden die Schelde für sie geschlossen wurde. Dadurch gerieth der Handel in gänzlichen Verfall und zog sich endlich ganz weg. Josephs II. Versuch, diesen Zwang aufzuheben, mißlang völlig, und erst die Franzosen setzten nach der Eroberung der österreichischen Niederlande durch, was der große Kaiser für Antwerpen beschlossen hatte. Die Schelde wurde für frei erklärt, und der Handel würde sich nun schnell gehoben haben, wenn es den Siegern nicht eingefallen wäre, den Ort in einen Waffenplatz umzuschaffen. Doch waren 1807 schon wieder 1342 Fahrzeuge in ihren Hafen einclarirt. Im Jahre 1814 wurde die Stadt von den Britten und Sachsen blockirt und von Carnot vertheidigt, der sie jedoch zu Folge des mit Monsieur abgeschlossenen Waffenstillstandes an den brittischen General Graham übergeben mußte.

Anubis, eine der vornehmsten Gottheiten der Ägyptier. Anfangs verehrte man ihn unter der Gestalt eines Hundes, nachher in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Osiris, den dieser, wähnend, sich zu der Isis gesellt zu haben, mit Nephthys erzeugte. Als Isis sich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Osiris bei Nephthys zurückgelassen hatte, suchte sie das, aus Furcht vor Typhon, von seiner Mutter ausgesetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie ein Hund die Menschen. Also Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, seine Söhne, den Osiris auf seinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Gestalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Versuch, die Hundsgestalt des Anubis zu erklären. — Nach der astronomischen Theologie der Ägyp-

tier gehörte Anubis zu den acht Göttern der ersten Classe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Merkur. Der Rangordnung nach war er der siebente. Als dieser war er denn auch Zeitbestimmung, Regent einer Tagesstunde.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), erster Geograph des Königs, Pensionär der Akademie der Inschriften und schönen Künste u. s. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landkarte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigen Knaben in die Hände führte, weckte seine Neigung für die Geographie. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römischen Geschichtschreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für diese Beschäftigung eine wahre Leidenschaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Absicht, die Lage der Städte, von denen sie sprechen, herauszubringen, und die Grenzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geschichte finden, zu bestimmen. Seine von einem edeln Enthusiasmus angefeuerten Studien hatten ihm frühzeitig umfassende Kenntnisse in der Geographie erworben; er wurde durch sie bald den angesehensten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Bestallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Masse seiner Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er sich jenen so feinen Tact, der einem Instinct gleicht, der aber bei d'Anville das Resultat scharfsinniger, mit Berücksichtigung aller Umstände gemachten Combinationen war. Fast allenthalben fand sein Scharfblick die Wahrheit auf, und schied sie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetste Platz, und durch eine Art von Wunder sind die meisten seiner Meinungen und Vermuthungen durch spätere Untersuchungen an Ort und Stelle selbst bestätigt worden. Unter seinen Karten für die alte Geographie verdient vor allen seine Karte von Ägypten der rühmlichsten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, sein Orbis romanus müssen in den Händen aller sein, welche die alte Geschichte lesen; so auch seine Karten von Gallien, von Italien, von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derselben Länder für die mittlere Zeit. Auch seine Karten der neuern Zeit leisten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatteten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Die natürliche Zartheit seines Körpers hinderte ihn nicht, täglich funfzehn Stunden zu arbeiten, er war einfach und bescheiden, aber für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Zwei Jahre vor seinem Tode erlagen seine geistigen Kräfte dem Alter; so endigte er seine Laufbahn 1782, beinahe 83 Jahre alt. Seine kostbare Kartensammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzwesen eine Maschine, vermittelst welcher die groben Münzsorten geprägt werden. Sie besteht aus einem Unter- und einem Oberstempel, welcher auf den unten genau paßt, und durch Gewicht oder eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erfoderlichen Druck erhält.

Anziehung (Attraction) nennen wir die Erscheinung, daß gewisse Körper ein Bestreben zeigen, sich einander zu nähern, sich, wenn sie nicht gehindert werden, wirklich nähern, und nach der gegenseitigen Berührung an einander hängen bleiben. Sie ist sehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feste, sondern auch flüssige Körper hängen mit ihren Theilen zusammen, und leisten Widerstand, wenn man sie trennen will. Dies thut selbst das Wasser. Flüssigkei-

ten vereinigen sich in Tropfen, Tropfen, wenn sie sich nähern, in größere Massen. Flüssige Körper hängen sich an feste, besonders an solche, die eine sehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie steigen ferner in feine Röhrchen von selbst hinauf (s. Haarröhre) u. s. w. Jeder Körper neigt sich, freigelassen, zur Erde, wenn er aufgehoben war, und fällt gegen dieselbe. Der sonst senkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine schiefe Richtung an; das Meer strebt gegen den Mond an; der Mond selbst wird stets nach der Erde, die Erde nebst den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrscht das unverkennbare Gesetz der gegenseitigen Anziehung. Kurz, diese Erscheinung ist so verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, sie für eine allgemeine Eigenschaft der Körper oder für Regel anzusehen, von welcher die Fälle, wo sie nicht Statt findet, nur Ausnahmen sind. Newton gab ihr zuerst den Namen Attraction. Sie zu erklären, sind die Naturforscher vergebens bemüht gewesen. Die Erscheinung der Attraction zeigt sich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abstehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere (deren Gesetze Newton bestimmt hat), oder an Körpern, welche sich berühren, deren Entfernungen unmerklich sind, und führt dann bei Theilen eines und desselben Körpers den Namen Cohäsion (Zusammenhang), und wenn sie zwischen Theilen eines festen und eines flüssigen Körpers Statt findet, den Namen Adhäsion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen der Anziehung aufzählen und mit besondern Namen belegen kann, so gehören doch ferner dahin die chemischen Verwandtschaften (s. Verwandtschaften), die magnetischen und elektrischen Anziehungen u. s. w., worüber die einzelnen Art. zu vergleichen sind.

Äolier, ein griechischer Völkerstamm, ehemals in Thessalien, welcher von Äolus (Hellens Sohne und Enkel des Deukalion), seinen Namen führte. In Thessalien breiteten sie sich sehr aus; errichteten mehrere kleinere Staaten, bis endlich auch ein Theil von ihnen nach Klein-Asien ging, das ehemalige Troas besetzte und der Landschaft den Namen Äolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Kuma seine feierliche Versammlung hielt, blieben sie eine Zeit lang frei, kamen nachher unter die Herrschaft der Lydier, dann der Perser; wurden aufs neue von Darius Hystaspes unterjocht, und als ihnen die eigentlichen Griechen Beistand leisteten, entstand der berühmte persische Krieg. Sie wurden frei, kamen wieder unter persische Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem sie von den syrischen Königen durch die Römer befreit worden waren, vom Sulla, da sie dem König Mithridates beigestanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialekten der griechischen, ihr Land eines der fruchtbarsten, und Ackerbau und Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig.

Äolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Insel Liparos, zu dem Ulysses auf seiner Irrfahrt kam. Er soll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menschenfreundlich gewesen sein, den Seeleuten den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus seinen angestellten Beobachtungen über die Vorzeichen des Feuers den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergesagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrscher gemacht hat. Daher erzählt Ulyß schon beim Homer:

Einen geschwollenen Schlauch gewährt' er mir, künstlich bereitet
Vom neunjährigen Stier, mit dem Weh'n lautbrausender Winde:
Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören.
Und im geräumigen Schiff mit glänzendem Seile von Silber,
Band er ihn fest, daß nichts ihm entwehete, auch nur ein wenig.
Mir dann ließ er den Hauch des freundlichen Westes daherweh'n,
Daß er die Schiff' und uns selbst heimführete.

Später wurde seine Geschichte immer mehr ausgeschmückt. Man machte Äolus zu einem Sohne des Zeus oder Neptuns, und zum Gott der Winde. Man bildet ihn ab als einen bärtigen Mann mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felsen sitzend, oder wie er den Scepter in den Felsen stößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargestellt in einer Grotte stehend, mit einer Muschel am Munde und einem Blasebalg unter seinen Füßen.

Äolsharfe, ein Saiteninstrument, das, dem Winde ausgesetzt, Töne von sich giebt. Kircher scheint der Erfinder derselben zu sein. Pope hatte im Eustathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf ausgespannte Saiten stoße, harmonische Töne hervorbringe. Oswald, ein schottischer Componist, machte Versuche und fand es bestätigt. Er spannte in einem schmalen, etwas hohen und langen Kasten von trockenem Tannenholze, der unten einen Resonanzboden hatte, über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden, wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Instrument wird hierauf mit der Öffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt, welcher beim Durchströmen Töne hervorbringt. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; so wie sich aber der Wind mehr hebt, entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Äon, eine unbestimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieses Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: Äonen, Ewigkeiten; daher Äonen lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch. In einem besondern Sinne haben die Gnostiker diesen Begriff in ihren Theogenien personificirt. Vergl. den Art. Gnostiker.

Apanage heißt dasjenige Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Könige, Fürsten und andere Standespersonen, bei denen das Recht der Erstgeburt eingeführt ist, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müssen. Daher heißt apanagirter Prinz ein solcher, welcher auf diese Art ein jährliches Einkommen bezieht.

Apathie, eigentlich Leidenschaftslosigkeit, kann als Zustand, Eigenschaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zustand wird sie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menschen genommen; als Eigenschaft ist sie die gänzliche Affectlosigkeit, welche die Stoiker von dem Weisen fodern. Als Naturgabe ist die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenstärke verbunden oder nicht. Im ersten Fall, sagt Kant sehr richtig, ist sie das glückliche Phlegma. Der damit Begabte ist zwar darum kein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden. Im letztern Fall ist es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Mensch sich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apel (August), war 1771 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Seinen frühern Unterricht erhielt er durch Privatlehrer und auf der Thomasschule. Hierauf studirte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg, disputirte 1791 über Discrimen inter delicta atrocia et levia statuendum, ward 1795 durch die Disputation: Quaedam de origine rusticorum dotalium, eorumque imprimis in Saxonia conditione, Doctor der Rechte, Rathsherr u. s. w. und starb am 9. Aug. 1816 an einer Halsentzündung bei sonst frischer Gesundheit. Er war eine der reichst begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthsverhältnisse sich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falschen unterscheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Aber desto entschiedener war er auch fortan allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, desto unverwandter sein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet und desto eifriger baute er die innere Welt der Wissenschaft und Kunst an. Mit reichen Kenntnissen und scharfem Beobachtungs- und Combinationsgeiste ausgestattet, wandte er seine Forschungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von seiner Philosophie des Geistes liegen theils in der frühern Leipziger und in der Jenaer Literaturzeitung, theils in der musikalischen Zeitung zahlreiche Proben vor, die einen tiefen, gründlichen, in großem Style gebildeten Geist verrathen. Von seinen Dichtungen ist der Welt bis jetzt nur das Wenigste bekannt. Seine lyrischen Poesien sind theils in den Cicaden, theils in dem Gespensterbuch zu finden. In letzterm sind ausschließlich Novellen im schauerlichen Styl, unter welchen einige, wie der Freischütz und das stille Kind, classisch geworden sind. Zu derselben Gattung von Erzeugnissen gehört auch das Gottesgericht, Pater Anselmo's peinliche Klage und andere. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls eben so wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen Ines und Pero, die Mondsteine, der Hahn im Korbe u. s. w. Alle seine Darstellungen aber zeichnen sich durch eine sichere feste Hand, eine kräftige klare Anschauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien Polyidos, die Aitolier und Kallirrhoe richtig zu würdigen, muß man wissen, daß alle drei bruchstückliche Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht der antiken Tragödie sind, in dichterischer Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit ersterm auf eine Nachbildung in Äschyleischem, mit dem zweiten auf eine in Euripideischen Styl abgesehen sein mochte, daß für die Sophokleische der Temistokles bestimmt war, daß endlich Kallirrhoe den Übergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen soll. Den ganzen Kreis schließt als satirisches Drama Herakles in Lydien, der sich ganz vollendet in seinem Nachlasse findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik sollten als Gegenstück in andern Tragödien erscheinen, von denen er den Faust und ein anderes romantisches Drama vollendet hat. Betrachtet man die genannten Dramen, zu denen noch der bisher wohl nicht genug gewürdigte Kunz von Kaufungen kommt, aus dem angegebenen Gesichtspuncte, so wird man, statt dem Dichter seine Vorliebe für die Form als einseitig zum Vorwurfe zu machen, vielmehr bewundern, mit welcher Freiheit und Meisterschaft er die jedesmal dem Zweck entsprechende sich anzueignen verstanden. Seinen schönsten und bleibendsten Ruhm aber sollte Apel einem Werke verdanken, zu dem jene Arbeiten die Veranlassung gaben, wir meinen seine Metrik.

Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Hermannischen Lehrbuche führte ihn auf die seinem Führer entgegengesetzte Tacttheorie, deren Richtigkeit sich ihm bei jedem Schritte bestätigte; seinem klaren Geiste fügten sich schnell und leicht die Theile zum System zusammen. Er gab die Hauptsätze seiner Theorie, hauptsächlich mit Hinsicht auf die Joniker, als Aphorismen hinter den Aitoliern. Hierauf zeigte er ihren Folgebestand in einer eigenen Abhandlung über Rhythmus und Metrum (Mus. Zeitung 1807—8), wo er alle Versarten, jede vom Monometer an, durchging, verwandte Rhythmen in der Musik und in antiken wie modernen Versen nachwies und mit seltenem Scharfsinn entwickelte. Hermanns Widerspruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher sich dagegen durch fortgesetzte Forschungen von der Richtigkeit seiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in seiner **Metrik** der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Zwar ist zu beklagen, daß ihm die Beendigung dieses Werks nicht vergönnt war, noch mehr, daß er uns nicht, wie er später thun wollte, sein System in strenger mathematischer Methode mitgetheilt hat; für die Sache selbst ist jedoch nichts dadurch verloren. Denn gewiß, so lange man noch mit den Ohren, nicht mit den Augen hören, so lange man noch die antike und moderne Welt nicht als zwei einander ausschließende und lediglich abstoßende, sondern immer mehr als einander gegenseitig fodernde und ergänzende erkennen wird, so lange noch männlicher Ernst, redlicher Fleiß, seltener Tief- und Scharfblick, rücksichtslose Liebe zur Sache, achtungswerth bleiben: so lange steht zu hoffen, daß die Apelsche Metrik immer mehr Eingang finden wird, der bisher nur Vorurtheil und ein eben nicht ziemliches Vornehmthun den Weg vertraten.

Apellanten, eine religiöse Partei, s. **Unigenitus**.

Apelles, der Mahler, war des Pythius Sohn, auf Kos geboren und erhielt das Bürgerrecht zu Ephesus. Ephorus aus Ephesus gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst und Pamphilus von Amphipolis in Macedonien war sein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Mahler; besonders zeichnete er sich aus durch unnachahmliche Anmuth und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um sein Talent möglichst auszubilden, hatte er die berühmtesten Schulen besucht, unter andern die Schule zu Sicyon, welche damals in großem Rufe stand. Auch nach Rhodus begab er sich, um Protogenes zu sehen, dessen Ruhm seinen Nacheifer anregte. Dieser war abwesend, als Apelles ankam, der, ohne seinen Namen zu nennen, sich begnügte, mit dem Pinsel einen Umriß zu entwerfen, und sich entfernte. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, sein Werk durch eine noch schönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kam wieder; man zeigte ihm Protogenes Entwurf und er zeichnete aufs neue einen so kunstreichen Umriß daneben, daß der rhodische Mahler sich für überwunden bekennt, Apelles aufsucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieses Gemählde wurde, als ein Wunder der Kunst betrachtet, kam in der Folge nach Rom und schmückte den Palast der Cäsaren, wo eine Feuersbrunst es zerstörte. Seiner gefälligen und edlen Sitten wegen wurde Apelles selbst von seinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die seinigen gelten, damit sie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit, suchte er die schönsten Muster derselben. Die berühmte Laïs, die er als ein junges noch unbekanntes Mädchen einst Wasser schöpfen sah, lud er zu sich ein, und sie diente ihm zum Modell. Die

schöne Phryne gab ihm das Muster zu einer Venus Anadyomene (s. d. Art.) für die Bewohner von Kos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendsten gegen die 112. Olympiade. Man nannte ihn den Fürsten der Mahler und die Mahlerkunst vorzugsweise die Kunst des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen und wollte nur von ihm gemahlt seyn. Man führt einen blitzschleudernden Alexander an, der so kunstreich gemahlt war, daß Arm und Blitzstrahl gleichsam von dem Bilde getrennt schienen. Mehrere Schriftsteller sprechen von einem gemahlten Rosse des Apelles, dessen Anblick so täuschend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm seine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Kampaspe überließ, die er selbst liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, sie nackt zu mahlen, aber bei dem Anblick so großer Reize konnte der Künstler seine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte sie ihm zum Geschenk. Nach des Königs Tode begab sich Apelles nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäus. Hier suchten seine Feinde ihm den Unwillen des Fürsten zuzuziehen, indem sie ihn durch eine falsche Einladung veranlaßten, an einem Feste zu erscheinen. Der König war unwillig über die Dreistigkeit des Mahlers, dieser aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete sein Bild so richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Mahler Antiphilus angeklagt, an einer Verschwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Fesseln und er wäre verloren gewesen, wenn nicht einer der Schuldigen selbst ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, und mahlte zum Andenken an diese Begebenheit sein berühmtes Gemählde der Verleumdung. Apelles hatte auch über die Geheimnisse seiner Kunst drei Abhandlungen geschrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Apelles hörte gern seine Werke beurtheilen und stellte sie zu dem Ende öffentlich aus; sich selbst aber hielt er in der Nähe verborgen. Bekanntlich tadelte einst bei einer solchen Gelegenheit ein Schuhmacher den Schuh einer Figur, und Apelles benutzte seine Kritik; als er aber dadurch dreist gemacht, auch andere Theile des Bildes meistern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weisung: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" — Wie Plinius angiebt, mahlte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen selbst erfundenen Firniß in Übereinstimmung brachte.

Apenninen, eine große Gebirgskette, die bei den Meeralpen unweit Genua anfängt, dort den Paß Bocchetta bildet, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien in fast zwei gleiche Hälften, die östliche und westliche, theilt. Die Apenninen sind bis an den Gipfel mit Bäumen bewachsen, unter denen es viele Kastanienbäume giebt, deren Frucht in einigen Gegenden für die Bergbewohner ein Hauptnahrungsmittel ist, und die Stelle des Getreides vertritt. Sie sind nicht so hoch wie die Alpen, haben aber doch auch einzelne sehr hohe und steile Felsenberge, z. B. der Gran Sasso bei Aquila in der Provinz Abruzzo 8255, und der Velino 7872 Fuß hoch. Die Apenninen sind im Winter mit Schnee bedeckt, der bisweilen erst spät schmilzt, und liefern das für das heiße Klima Italiens so unentbehrliche Eis. Sie haben nicht viel große Thäler, wenige Seen und Flüsse, aber viel ausgebrannte Vulkane.

Apertur (lat.) eigentlich die Öffnung. Insbesondere Jus aperturae, das Recht eines Lehnsherrn, von seinen Vasallen zu fodern,

ihm zu jederzeit seine Festungen zu öffnen und Besatzung einzunehmen.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit **Aphrogeneia**, d. i. aus dem Schaum des Meeres entsprungen. — **Aphrodisia** hieß daher ein der Venus geweihtes Fest, das an mehreren Orten Griechenlands, am feierlichsten aber auf der Insel Cyprus, begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Gourmand zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, welcher damals die leckerhafteste Tafel in Rom führte, sein Genie für die Kochkunst durch die Erfindung eines neuen Kuchens, so wie seine Kenntnisse in derselben durch ein eigenes Kochbuch beurkundete, und endlich, da er sein großes Vermögen erschöpft hatte, freiwillig Gift nahm, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen. Jenes Kochbuch (De re culinaria) ist auch auf uns gekommen und zuletzt 1791 von Bernhold (Lübeck, 8.) herausgegeben worden.

Apis, ein von den Ägyptiern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben wurde eine Kuh durch einen Lichtstrahl vom Himmel, besonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an seiner Farbe und seinen Flecken. Er mußte schwarz sein, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, wurde er vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Osten zu stand, gefüttert, dann mit dem Neumonde unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Priestern 40 Tage gefüttert wurde und von Frauenzimmern höchst unanständige Besuche erhielt. Nach dieser Zeit durfte aber keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Priester nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung und einen großen Hof, sich Bewegung zu machen, hatte. Er besaß die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feste verehrt. Sein Geburtsfest wurde jährlich um die Zeit, wenn der Nil anfing anzuschwellen, sieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale wurde in den Nil geworfen, und dieses Fest machte selbst die Krokodille zahm, so lange es dauerte. Trotz dieser Verehrung aber durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrscheinlich in der astronomischen Theologie der Ägyptier lag. Begraben wurde er in einem Brunnen. Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landtrauer, welche so lange dauerte, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten.

Apokalypse, die Offenbarung Johannis, deren dunkler Sinn zu den schwärmerischsten Auslegungen Anlaß gegeben hat; daher der Ausdruck **apokalyptischer Träumer** für Visionär. (Vergl. **Johannes**.)

Apokryphische Bücher sind eigentlich verborgene oder unbekannte (von einem griechischen Stammworte, welches verborgen heißt), sodann untergeschobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfasser sich zu verbergen sucht und auch gewöhnlich nicht bekannt ist. In Beziehung auf die Bibel versteht man aber unter **apokryphischen Büchern** solche, denen kein göttlicher Ursprung beigelegt, und deren Inhalt daher nicht als eine untrügliche Glaubens-

und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine solche Schrift nicht unecht und ihr Verfasser nicht unbekannt ist. Ihnen stehen entgegen die kanonischen Schriften (von dem griechischen Worte Kanon, welches eine Regel oder Richtschnur bedeutet), worunter man diejenigen versteht, deren Inhalt als eine völlig sichere Glaubens- und Lebensregel angesehen wird, weil man ihnen eine göttlichen Ursprung zuschreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Testament eingetheilt wird, so giebt es auch kanonische und apokryphische Bücher des Alten und Neuen Testaments. Die apokryphischen Bücher des A. T. stehen in unsern Bibelausgaben gewöhnlich in der Mitte zwischen den kanonischen des A. und N. T. Die apokryphischen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den kanonischen gerechnet werden, von vielen als apokryphische betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. D.

Apodiktisch. Eine Erkenntniß, die eine absolute Nothwendigkeit bei sich führt, ist apodiktisch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, sondern muß ein reines Product der Vernunft sein, da Erfahrung keine Nothwendigkeit geben kann. **Apodiktischer (Kategorischer) Imperativ**, s. **Kant**.

Apollo ein Sohn Jupiters und der Latona, die nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn auf der Insel Delos gebar. (S. **Delos**.) Vielfach sind die Ämter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erscheint in derselben als der bogenkundige Gott, als Gott der Musik und des Gesanges und als Gott der Weissagekunst; ferner auch noch als Gott der Ärzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens, tödtete er schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Pytho; erlegte später mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe u. s. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil sie dem Zeus die Donnerkeile geschmiedet, womit dieser seinen Liebling, den Äskulap, erschlagen. Überhaupt aber wurde von Apollo's Pfeilen jeder aus dem männlichen Geschlechte erlegt gedacht, der durch schnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward. Als Gott des Gesanges erscheint Apollo schon in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen und irdischen Freudenmahlen, an denen die Olympier Theil nahmen, spielt und singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marsyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde besiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettstreit hatte Apollo mit Pan, wobei jener die Lyra, dieser die Syrinx spielte. Tmolus hatte bereits für Apollo entschieden, als Midas das Urtheil verwarf, und dafür mit verlängerten Ohren geziert wurde. Daß Apollo die Sehergabe besessen, sehen wir schon im Homer. In der Ilias wird berichtet, daß er sie dem Kalchas verliehen, und in der Odyssee wird eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (s. d.) verkündigte er aber auch zu Didyma, Klaros und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrsagern besonders auch ärztlichen Rath suchte, so wird es daraus leicht erklärlich, wie Apollo in der spätern Zeit auch als Arzt gebraucht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Äskulap, und dichtete, daß er den Äsklepiaden die Heilkunst mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben Apollo's waren schon den Zeiten Homers nicht fremd, und Kallimachus zählt ihn den wirklichen Herdengöttern zu. Die berühmteste

Sage aus Apollo's Hirtenleben ist unstreitig sein Dienst beim Admet, dem er sich nach Einigen freiwillig unterzog, nach Andern wurde er vom Zeus dazu verurtheilt wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythischen Drachen. Er hüthete eine Zeit lang die Herden desselben. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cyzikum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeschrieben. Homer erzählt, daß er mit Poseidon Troja's Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, Troja mit Pest heimgesucht habe. Nach Pausanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er seine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darstellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Merkur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Ideale jugendlicher Männlichkeit personificirt erscheinen. Die ihn bezeichnenden Attribute sind sehr mannichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenstab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer u. s. w. Die Mythengeschichte erzählt zahlreiche Liebesabenteuer von ihm, und schreibt ihm eine Menge Kinder zu. In der spätern Zeit wurde er mit dem Helios und bei den Römern mit dem Sol verwechselt. Sein Dienst war sehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Insel Delos, die Stadt Delphi, die Berge Helikon, Leukas und Parnassus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche nach ihm die Apollinarischen hießen und in Stiergefechten und scenischen und gymnastischen Spielen bestanden. Ein bei Griechen und Römern sehr gebräuchlicher Beinamen des Apollo ist Phöbus.

Apollodor, der Sohn des Asklepiades, ein berühmter Grammatiker, lebte etwa 150 Jahre vor Chr. Geb. Er studirte die Philosophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Aristarch. Sein Ruf stieg bald so hoch, daß die Amphiktyonen ihm öffentliche Ehren zuerkannten. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homers Schiffskatalog und ein versificirtes Geschichtsbuch verfaßt. Das Werk, welches wir unter dem Titel Bibliothek angeblich von ihm besitzen, ist wahrscheinlich ein Auszug der genannten und gewiß nicht von Apollodor. Aber auch so ist es für Götter- und Heldengeschichte sehr wichtig. Die besten Ausgaben sind von Heyne (2te Aufl. Göttingen 1803) und von Clavier (Paris 1805).

Apollonius. Das Alterthum nennt mehrere Männer dieses Namens, von denen wir nur die wichtigsten anführen können. — Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftstellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes), die wir als die Väter der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen, da durch ihre Schriften die Neuern damit bekannt geworden sind. Er lebte um das J. 200 vor Chr. und studirte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen mathematischen Schriften ist sein Buch von den Kegelschnitten (Ausg. Oxford 1710. Fol.), welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteste. — Apollonius von Rhodus war nach Einigen zu Alexandrien, nach Athenäus zu Naukratis gegen die 146. Olymp. geboren, begab sich aber, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte, und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging indeß nach Alexandrien zurück, um Era-

tosthenes in der Direction der berühmten Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur seine Argonautika, ein Gedicht, das im Allgemeinen nur von mittelmäßigem Werth ist, so großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung desselben verwandte. Einzelne schöne Stellen zeichnen sich jedoch sehr vortheilhaft aus, besonders die Episode von der Liebe der Medea. Die besten Ausgaben der Argonautika sind von Henr. Stephanus (Paris 1566. Fol.), Shaw, (Oxford 1777. 4. und 1779. 8.), Brunck und Beck (letztere noch unvollendet). — Apollonius von Tyana, in Kappadocien, dessen Geburt mit dem Anfange der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt, ein berühmter Anhänger der Pythagoräischen Philosophie. Der Phönizier Euthydemus unterrichtete ihn anfangs zu Tarsus und später zu Ägos in der Grammatik, Rhetorik und den verschiedenen philosophischen Doctrinen, Euxenes von Heraklea aber in der Pythagoräischen Philosophie. Apollonius fühlte einen unwiderstehlichen Antrieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den strengen Regeln seiner Lehre, zu werden. Es befand sich zu Ägos ein dem Äskulap geheiligter Tempel, wo dieser Gott zu Gunsten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab sich in denselben. Er enthielt sich, Pythagoras Vorschriften zufolge, aller thierischen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete sich in Zeuge aus vegetabilischen Stoffen, ging barfuß und ließ sein Haar wachsen. Die Priester des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Mysterien ein. Man sagte, daß Äskulap selbst ihn zum Zeugen seiner Curen machte. Doch sehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken versucht hätte. Er bildete eine philosophische Schule und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Während dieser Zeit besuchte er Pamphilien und Cilicien, später Antiochia, Ephesus und andere Städte. Darauf beschloß er, über Babylon und Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen. Da seine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er sich allein auf den Weg. Ein gewisser Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward sein Begleiter und Reisebeschreiber. Zu Babylon unterredete er sich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geschenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, residirte. Dieser gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den ersten Braminen mit. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten kam Apollonius nach Babylon zurück, von da ging er nach Jonien und besuchte mehrere Städte. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her und die Einwohner strömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich seine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre, die Gemeinschaft der Güter. Den Ephesiern soll er Pest und Erdbeben vorhergesagt haben, die später wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos besprach er sich mit den Priestern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer die Aufnahme in die heiligen Mysterien verweigerten, einige Jahre später aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbesserung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzusagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben durch ein Edict alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in diese Maßregel mitbegriffen sein könnte; dies hinderte ihn jedoch nicht, mit acht seiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, sagt ein Ge-

schichtschreiber, eine junge Frau vom Tode und ward aus der Stadt vertrieben. Er besuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland und von da nach Ägypten, wo Vespasian sich seiner zur Befestigung seines Ansehens bediente, und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Er machte von da eine Reise nach Äthiopien, und ward nach seiner Rückkehr von Titus ebenfalls günstig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbesteigung ward er angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Ägypten erregt zu haben. Er stellte sich freiwillig vor Gericht und ward losgesprochen. Darauf bereis'te er abermals Griechenland und ließ sich in Ephesus nieder, wo er eine Pythagoräische Schule eröffnete und in einem fast hundertjährigen Alter starb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblicke, als sie geschah, gewußt und verkündigt habe. Er wurde bei seinem Leben ein Gott genannt und galt noch lange nach seinem Tode dafür. — Außerdem nennt die Geschichte zwei berühmte Bildhauer dieses Namens.

Apolog, s. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter geistvoller Sinn- Kraft- und Denkspruch.

Apoplexie, s. Schlagfluß.

Apostasie heißt der Abfall, und besonders im theologischen Sinne, der Abfall vom christlichen Glauben, daher ein Abtrünniger Apostata genannt wird.

Apostel heißt eigentlich ein Gesandter, von einem griechischen Stammwort, welches senden bedeutet. Man versteht aber unter den Aposteln in der christlichen Kirche vorzugsweise diejenigen zwölf Männer, welche Jesus als seine vertrautesten, in seine Lehre am besten eingeweihten Schüler zu den vornehmsten Werkzeugen der Verbreitung seiner Lehre bestimmte, und die daher als Gesandte Jesu an die übrigen Menschen betrachtet wurden. Sie hießen Matthäus, Johannes, Paulus, Petrus, Simon u. s. w.

Apostelbrüder, Apostelorden nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Clausur, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unstäten Lebensart der Apostel Jesu um d. J. 1260 stiftete. Bettelnd, predigend, singend zogen sie barfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und bessere Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einst die Apostel Gefährtinnen, und kamen, wohl nicht ohne Grund, in den Verdacht unsittlicher Vertraulichkeiten mit diesen Schwestern. Die päpstliche Bestätigung erhielt diese Gesellschaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. sie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquisitoren verfolgt, trieben sie ihr Wesen immer herumschweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand sich ein anderer Oberapostel Dolcino, ein kluger Mailänder, der seine auf 1400 Glieder angewachsene Schar mit Weissagungen tröstete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten sie aus verschanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in dem sie über nothgedrungenen Räubereien und Gefechten ihre erste Bestimmung ganz vergaßen, und, nachdem sie ein großes Gebiet im Mailändischen verheert hatten, 1307 von bischöflichen Truppen auf ihrem festen Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und fast ganz vernichtet wurden. Ihr kühner Anführer Dolcino starb in Flammen. Noch später zeigten sich Reste dieser Apostel in der

Lombardei und im südlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei bestand in Schmähungen auf den Papst und die Klerisei. E.

A posteriori, s. A priori.

Apostool, Apostoolen, s. Wiedertäufer.

Apostolisch heißt alles das, was von den Aposteln herkommt und auf sie Bezug hat. So sind apostolische Schriften von den Aposteln verfaßte Schriften; so wird die frühere christliche Kirche die apostolische genannt, weil die Apostel sie lehrten und leiteten und der von den Aposteln ausgegangene Geist in ihr fortdauert. So wird der römische Stuhl der apostolische Stuhl genannt, weil man in der Meinung stand, daß ihn ein Apostel, Petrus, gegründet habe. Apostolische Kammer heißt zu Rom dasjenige Departement, welches die päpstlichen Einkünfte verwaltet. Apostolischer Segen ist der Segen, den der Papst als Nachfolger Petri ertheilt. Apostolischer König, apostolische Majestät heißt der König von Ungarn. Papst Sylvester II. gab dem Herzog Stephan I. von Ungarn (1000) diesen Titel, weil er nicht nur die christliche Religion in Ungarn sehr beförderte, sondern auch zur Nachahmung der Apostel selbst predigte. Clemens XIII. erneuerte das Andenken dieser Begebenheit, indem er der Kaiserin Königin Maria Theresia den Titel der apostolischen Königin (1758) beilegte.

Apostroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um das Ausfallen oder die Weglassung eines Buchstabens anzuzeigen.

Apostrophe, eine Redefigur, welche diese Benennung von den Alten darum erhielt, weil der Redner beim Gebrauch derselben sich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und diesen anredete. Sie gehört zu den objectiven Redefiguren, welche die Gegenstände in einem veränderten Verhältnisse vorstellen, und zwar wird durch sie directe Darstellung des Vortrags der Form des Dialogs genähert. Im engern Sinne versteht man darunter, einmal Anrede des Abwesenden, als wäre er anwesend, dann Anrede des Leblosen, Empfindungslosen, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apostrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apothekerkunst (Pharmaceutik) besteht in der Fertigkeit und Geschicklichkeit, die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Mischung der Heilmittel erfoderliche Wissenschaft in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat folglich einen theoretischen und praktischen Theil. Zum ersten gehört 1. die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, also Naturgeschichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (s. d. Art.); 2. die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben, also Chemie (s. d. Art.); 3. die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und der Erklärung der Erscheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4. Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung der Heilmittel nach den Verordnungen der Ärzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunst, besteht in der durch hinlängliche Übung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunstproduct, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit steter Beziehung auf die Anwendung jener Kenntnisse, darstellen zu können. Hierher gehört also auch die Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der besten und tauglichsten Stoffe zu den Arzneimitteln, mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargestellt, und den Kranken übergeben werden

sollen u. s. w. Die Geschichte der Apothekerkunst stellt das Vorschreiten derselben, von der einfachsten Gestalt an, dem Ideale zu, dar, das sie zwar noch nicht erreicht hat, dem sie aber doch in unsern Tagen viel näher gekommen ist. Die Entstehung derselben fällt in die früheste Zeit, da nur Ärzte angefangen hatten, die Heilmittel selbst zuzubereiten, und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien (250 J. v. Chr.), eine Trennung verschiedener Theile der Heilkunst bewirkt, so daß einige Ärzte sich blos mit Zubereitung von Arzneien beschäftigten. Seit dieser Zeit überließen die Ärzte die Zubereitung der Arzneien oft besondern Männern, und Heilkunst und Apothekerkunst wurden zuerst von einander getrennt. Mehrere berühmte Ärzte der damaligen Zeit beschäftigten sich daher beinahe ausschließlich mit der Zubereitung der Arzneimittel. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfasser der ersten Pharmakopöe, indem er zuerst ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Officin des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea machte sich besonders durch eine Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt, welche er erfunden hatte. Andreas von Karystos, gleichfalls ein alexandrinischer Arzt (204 J. v. Chr.), schrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der schon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälschung des Opiums Nachricht. Auch Fürsten beschäftigten sich in jener Zeit viel mit medicinischen Wissenschaften, und vorzüglich mit der Untersuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen seiner medicinischen Geschicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verschiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaster aus Bleiweiß u. a. m. Mithradat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr.), welcher aus beständiger Furcht, vergiftet zu werden, seinen Körper durch täglichen Gebrauch der Gifte und Gegengifte abzuhärten suchte, hat sich in der Pharmacie berühmt gemacht durch Erfindung seines Recepts zu einem allgemeinen Gegengifte, das aus 54 Ingredienzien bestand. Heras von Kappadocien schrieb in Rom (49 J. v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Im Anfang der christlichen Zeitrechnung sind in Rom mehrere der berühmtesten Ärzte gewesen, welche zugleich durch Bearbeitung der Pharmacie sich verdient machten. So empfahl Musa, der berühmte Leibarzt des Augustus, mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter seinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tiber und mehrerer römischen Kaiser, war Erfinder des Diachylonpflasters; ferner erfand Damokrates (47 J. nach Chr.) und beschrieb sogar in Versen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, verschiedene Malagmata (erweichende Pflaster), Pflaster u. a. m. Philo von Tarsus (23 J. nach Chr.) war der Erfinder eines beruhigenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zusammengesetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter dem Kaiser Trajan im J. 97 u. f.) war einer der damals berühmtesten Erfinder vieler Zusammensetzungen der Arzneimittel. Erwähnung verdient noch Dioskorides (wahrscheinlich unter Nero, 34 J. n. Chr.), der als Pflanzenkenner noch jetzt bekannt ist, und zuerst die Kenntnisse von vielen Verfälschungen der Arzneimittel und von der Bereitung vieler anderer, z. B. des Bleiweißes, Galmei's, des weißen Nichts u. a. m., gegeben hat. Auch Plinius (bis 79 J. n. Chr.) gehört unter die, welche sich durch Forschen in der Naturgeschichte, besonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Niemand von

den Alten hat jedoch so genaue Vorschriften über die Bereitung der Pflaster und Salben hinterlassen, als Andyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beschäftigten sich viele Ärzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetischer Mittel. Späterhin kam das römische Reich in Verfall, und die Wissenschaften und Künste selbst wurden wenig bearbeitet. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem stehen, was die ältern Ärzte gelehrt hatten, ja nach dem Beispiel der Großen, nahm auch bei den Ärzten Aberglaube und dadurch blinder Empirismus überhand, und in den folgenden Jahrhunderten sanken die Wissenschaften in den Abendländern durch die beständigen Einfälle und Kriege der fremden Völker fast gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielt sich Kunst und Wissenschaft, besonders in Alexandrien, fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie besonders eifrig bearbeitet. Sie benutzten die griechischen Schriften, besonders nachdem die Mohammedaner auch Ägypten (im J. 640) erobert hatten, und von diesen rühren die meisten Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Khalif Almansur stiftete (im J. 754) in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. s. w., sind arabischen Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die ersten von der Obrigkeit autorisirten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die sogenannten Dispensatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte unter dem Namen Krabadin, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, das erste Dispensatorium; ferner wurde im zwölften Jahrhundert von Abul Hassan, einem Bischof und Leibarzt der Kalifen zu Bagdad, ein solches Krabadin oder Dispensatorium herausgegeben, welches in der Folge in den arabischen Apotheken zur Norm diente. Diese standen unter der besondern Aufsicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel wurde besonders gesehen. So erzählt man vom Feldherrn Afshin, daß er in den Feldapotheken seiner Armee selbst untersucht habe, ob alle in den Dispensatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die medicinischen Wissenschaften auch im Abendlande wieder aufblühten, wurde die Schule zu Salerno (im J. 1143) gestiftet, und in der Folge, besonders von dem Kaiser Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Ansehen und Gewalt verliehen. So bekam sie auch das ganze Apothekerwesen in ihre Aufsicht. Die Apotheker und Droguisten bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Ansehen in großen Städten zur besondern Aufsicht über die Apotheken angestellt, In Gegenwart derselben mußten die Droguisten ihre Mittel verfertigen, und sie sowohl als die Aufseher wurden bei Entdeckung eines Betrugs hart bestraft. Aus dem funfzehnten Jahrhundert ist noch ein Werk von Saladin von Ascelo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfasser unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunst der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen; auch moralische Verhaltungsregeln und Anleitung giebt, was sie in jedem Monate für besondere Geschäfte haben. In Frankreich wurden erst im funfzehnten Jahrhundert die Apotheken unter die Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. König Carl VIII. gab ihnen (im J. 1484) zunftmäßige Form und Statuten, welche in den folgenden Zeiten theils bestätigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker noch blos Medicinhändler. Sie bereiteten

die Arzneien nicht selbst, sondern ließen sie aus Italien kommen, wo die Apothekerkunst höher getrieben wurde, und verhandelten sie. Die Ärzte bereiteten auch selbst ihre Medicamente. Die Apotheker waren in den mehresten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magisträte bedungen sich in ihren Contracten mit ihnen die alljährliche Ablieferung einer gewissen Menge Gebackenes auf die Rathsstube. Die Paracelsische Reform in der Medicin (im sechzehnten Jahrhundert) brachte auch in Deutschland Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Präparate in den Arzneivorrath aufgenommen; auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Antimoniums und des Quecksilbers, her. Indessen wurden die Arbeiten noch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen u. s. w. betrieben. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten hob sich die Chemie allmählig aus dem Dunkel, das sie umhüllte, und demnach verbreitete sich auch in der Pharmacie mehr Licht. So wie auf die Chemie, wurden auch die Verbesserungen und Bereicherungen in der Naturhistorie und Physik auf die Apothekerkunst übertragen. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch die verbesserten Systeme der Chemie geregelt und erklärt. Die vorzügliche Bearbeitung der Chemie von mehrern Chemikern, die Aufstellung eines neuen Systems in der Chemie durch Cavendish und Lavoisier, veränderte auch vieles in der Pharmacie; eben so hatten die Aufklärungen in der Medicin sehr großen Einfluß auf dieselbe, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, die Zubereitungen und Mischungen derselben vereinfacht wurden. — **Apothekertare** ist die gesetzliche Bestimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker seine Arzneimittel verkaufen kann. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis steigend und fallend ist. Der Apotheker darf nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilt werden, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, welche nach längerer oder kürzere Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden. Auf solche muß ihm daher mehr Gewinn erlaubt werden als von andern Waaren. Gleichfalls wird ihm von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, mehr Gewinn verstattet, damit kostbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher angesetzt werden dürfen. — **Apotheke** (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Zu einer Apotheke gehört 1. der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2. das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten des Apothekers, Destillationen u. dergl., vorgenommen werden; 3. Trockenboden und Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und der chemischen Zubereitung der Mittel; endlich 4. das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — **Apothekergewicht** ist dasjenige, dessen man sich in der Bestimmung des Gewichts der Mittel, sowohl auf Seiten der Ärzte beim Verordnen, als von Seiten der Apotheker bei der Zubereitung und Mischung der Arzneimittel bedient. Es ist beinahe in ganz Deutschland einerlei und heißt auch Nürnberger Medicinalgewicht. Das Wiener Apothekergewicht ist jedoch etwas schwerer. Ein Gran (Gr. j.) des gewöhnlichen Apothekergewichts ist gleich $17\frac{1669}{5845}$ Richtpfennigstheilen des Cölnischen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gersten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel (℈j); sechzig Gran oder drei Scrupel

machen eine Drachme oder ein Quent (ʒj); vier Drachmen machen eine halbe Unze (℥ß), oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutschlands überein sind); acht Drachmen machen eine Unze (℥j) zwölf Unzen ein Pfund. H.

Apotheose, die Vergötterung, eine Ceremonie bei den Alten, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter versetzt ward. Dieser Gebrauch, Sterbliche, die ihrer Nation wichtige Dienste geleistet, unter die Götter zu versetzen, war bei den Griechen sehr alt. Auf ihren Münzen waren die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte consecrirt, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Monumenten den Namen eines Gottes zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in diesem Puncte erst unter ihren Cäsaren nach. Eine Menge Denkmähler sind noch vorhanden, welche römische Apotheosen darstellen. Gewöhnlich sieht man auf ihnen den Cäsar auf einem Adler emporgetragen, welches Beziehung auf den Gebrauch hatte, einen Adler von der Spitze des Scheiterhaufens in dem Augenblicke fliegen zu lassen, wo man ihn anzündete. Bei Apotheosen der Cäsarinnen sieht man, statt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appell, in der Militärsprache das durch die Trompeten oder Trommeln gegebne Zeichen, worauf sich die Soldaten versammeln, oder womit sie morgens geweckt werden. Man hat dies Wort zuweilen mit Ruf übersetzt, und könnte in dieser Beziehung insbesondere Morgenruf sagen. In der Jägersprache nennt man die Aufmerksamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers Appell.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, sie geschehe schriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters oder wider ein sonst gesprochenes Urtheil, durch welches man sich beschwert glaubt, sich auf den Ausspruch eines höhern Richters beruft, und jene erste Verfügung oder Sentenz in ihrer Rechtskraft aufhält. Ein solcher Einspruch muß, nach sächsischem Recht, binnen zehn Tagen geschehen (s. Frist). Derjenige, welcher die Appellation ergreift, heißt Appellant, der Gegner Appellat. In der Appellationsinstanz wird nun der Spruch entweder bestätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Eine frivole Appellation, d. h. eine den Rechten zuwiderlaufende, wird mit einer Geldbuße bestraft; an einigen Orten müssen für diesen Fall gewisse Succumbenzgelder erlegt werden. In Sachsen steht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechselsachen, dessen ungeachtet ein provisorisches Verfahren Statt. (S. Prozeß.)

Appian, aus Alexandria, lebte als Sachwalter und Besorger der kaiserlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, und schrieb eine römische Geschichte, von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus, in 24 Bden., wovon wir noch die Hälfte haben. Die beste neuere Ausgabe ist die von Schweighäuser (Straßburg 1783—85); deutsch von Dillenius.

Appiani (Andrea), einer der berühmtesten neuern italienischen Mahler, stammt aus einer alten adelichen aber herabgekommenen Familie, und ist gegen das Jahr 1750 zu Bosizio im Mailändischen geboren. Von frühester Jugend an zeigte er schon entschiedene Neigung

und Anlage zur Mahlerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmahlern verschiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm denn gelang, die anatomischen und Zeichenschulen mit besuchen zu können. Die Geschäfte seiner Principale führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit, die Werke großer Meister zu studiren, wornach denn sein Styl, sich selbst überlassen, natürlich völlig originell werden mußte. Nun besuchte er Rom und wiederholte diese Reise dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorne Geheimniß Rafael'scher Frescomahlerei einzudringen. Bald übertraf er auch in dieser Art alle lebenden Mahler in Italien und bewies seine herrliche Kunst vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celso in Mailand (welches Gemählde in einem Kupferstich erschien) und in den Wandgemählden und Plafonds, welche er seinem Gönner, dem Statthalter, Erzherzog Ferdinand, in dessen Landhaus zu Monza (1795) verfertigte. Buonaparte that alles mögliche (seit 1796), um diesen Künstler zu gewinnen; er ernannte ihn zum königlichen Hofmahler mit einem bedeutenden Gehalt, ertheilte ihm das Legionskreuz und den Orden der eisernen Krone, und endlich das Diplom als Mitglied des Instituts der Wissenschaften und Künste von Italien. Appiani mahlte in der Folge die Bildnisse Buonaparte's, des Vicekönigs, der Vicekönigin und beinahe der ganzen kaiserlichen Familie, selbst den Cardinal Fesch nicht ausgenommen, so wie die Bildnisse mehrerer Generale, Minister rc. Seine schönsten Werke aber sind die Deckengemählde im königlichen Palast zu Mailand, Allegorien aus und auf Buonaparte's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Buonaparte. Beinahe alle Paläste Mailands prangen mit seinen Frescoarbeiten. Weniger Glück machten seine Ölgemählde, welche er in Paris ausstellen ließ. Sein Meisterstück hatte er im königl. Palaste zu Mailand begonnen, als ihn (1813 im April) plötzlich der Schlag rührte, und zu fernerer Arbeit untüchtig machte. Trotz dem Ruhm seines Pinsels lebte er dennoch mit einer zahlreichen Familie in der letzten Zeit seines Lebens in sehr beschränkten Verhältnissen, da der Fall Buonaparte's ihn seines ganzen Gehaltes beraubte, und er doch nichts mehr verdienen konnte, bis er im Herbste 1817 starb. Alle seine Gemählde auf und für Buonaparte sind unversehrt erhalten worden.

Appische Straße. So hieß die älteste und berühmteste Straße der Römer, welche von Rom nach Capua führte. Sie wurde von Appius Claudius angelegt, als er im J. R. 441 Censor war, und in der Folge bis Brundisium geführt. Man sieht noch gegenwärtig bedeutende Überreste derselben, welche ihre treffliche Bauart beweisen.

Appius Claudius Crassinus, aus dem angesehenen Geschlechte der Claudier, war kaum im J. der Stadt 303 zum Consul ernannt worden, als er zum Erstaunen des Senats die Lex Terentia unterstützte welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch setzte er seine Absicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magistratspersonen wurden Decemvirn ernannt, die ein Gesetzbuch für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchste Gewalt bekleiden sollten. Er selbst wurde zum Decemvir erwählt, und blieb an der Spitze dieses Collegiums, als nach dem ersten Jahre die Gewalt desselben noch um ein Jahr verlängert wurde. Sein Entschluß war, die Herrschaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieser herrschsüchtigen Plane vereinigte er sich mit seinen Collegen. Um diese Zeit fielen die Äquier und Sabiner (italienische Völkerschaften) ins römische

Gebiet ein. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerspruch die Erlaubniß, Truppen zu werben und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Opplus waren mit zwei Legionen in Rom zurückgeblieben, um das Ansehn und die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. Appius erblickte einst auf seinem Wege zum Richterstuhle eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigste Leidenschaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angesehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der sich bei der Armee befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius, als Ehemann und Patricier, sie nicht rechtmäßig besitzen konnte, und den Weg der Verführung umsonst versucht hatte, beschloß er, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf sein Anstiften drang einer seiner Klienten, Namens M. Claudius an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen, in die öffentliche Schule, wo Virginia sich eben befand, gab vor, daß sie die Tochter einer seiner Sklavinnen sei, ergriff sie, und wollte sie wegführen. Das Volk zwang ihn, sie in Freiheit zu setzen, aber Claudius foderte sie sogleich vor Appius Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sklavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erschien, so wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecherischen Absichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu lassen, aber er erklärte, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von seinem Bruder und Icilius inzwischen herbeigerufen, erschien auf dem Forum, so wie seine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigsten Beweise; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, sich ihrer als seiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um, wie er sagte, wenigstens die Beruhigung zu haben, aus seinem Irrthum gerissen zu werden. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers, und durchbohrte ihre Brust mit den Worten, „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen; aber Virginius entfloh und kam im Lager an. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius das Geschehene dem Heere erzählt, welches Rache fodernd nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder. Der Senat beschloß unverzüglich die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und starb im Gefängniß, wie Livius sagt, von seiner eigenen Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln.

Applicatur, s. Fingersetzung.

Approchen, s. Laufgraben.

A priori wird im Gegensatz von **a posteriori** gesagt. **A priori** etwas einsehen oder beweisen, heißt, solches aus Gründen thun, welche vor der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch

von derselben unabhängig sind; da hingegen eine Einsicht oder ein Beweis a posteriori sich blos auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apsiden. Die Planeten- und Kometenbahnen sind bekanntlich Ellipsen, in deren einem Brennpunct die Sonne liegt, und in gleicher Art laufen die Monde um ihre Planeten. Der nächste und fernste Punct nun der Ellipsen von diesem Brennpuncte heißen mit einem gemeinschaftlichen griechischen Namen Apsiden, bei den Planeten- und Kometenbahnen insbesondere Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium), in der Bahn des Erdmondes, Erdnähe (Perigaeum) und Erdferne (Apogaeum). Die gerade Linie, welche die Puncte der Apsiden verbindet, die große Axe der Ellipse heißt die Apsidenlinie. Sie bewegt sich in der Richtung des Planetenlaufs langsam vorwärts. Wenn die Erde daher jetzt vom Puncte der Sonnenferne ausgegangen ist, so muß sie mehr als einen ganzen Umlauf machen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die sie dazu gebraucht, heißt ein anomalistisches Jahr. Es ist eben daher länger als ein tropisches (s. Jahr). D. N.

Apulejus (Lucius), zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angesehenen Ältern geboren, studirte anfangs zu Karthago, machte sich darauf zu Athen mit der griechischen Literatur, vorzüglich aber mit der Platonischen Philosophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, wie er selbst sagt, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lateinische Sprache lernte, welcher Umstand bei Beurtheilung seines Styls nicht übersehen werden darf. Er machte aus Wißbegierde große Reisen, lebte einige Zeit in Rom, kehrte dann in sein Vaterland zurück, wo er eine reiche Wittwe heirathete und sich als Sachwalter großen Ruhm erwarb. Apulejus war ein feuriger, rastlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geist, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Theosophie hinderte, sich vollkommen auszubilden. Dennoch fehlt es seinem goldenen Esel, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und satirischem Gehalt, noch an andern poetischen Eigenschaften, an sinnvollen Stellen und gemüthlichen Darstellungen. Den Stoff dazu schöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, setzte hinzu, verlängerte durch Episoden. Seine Schreibart ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Höchst merkwürdig ist in diesem Werke die im 4. und 6. Buche eingewebte Episode der Psyche, die Herder den zartesten, vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden, und über den schwerlich etwas Höheres auszudenken sein möchte. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken und sein Werk unvergänglich sein, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Überlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfasser vieler Werke, von denen wir nur noch einige besitzen. Die beste Ausgabe des goldenen Esels (Metamorphose) ist cum notis Var. Leyden 1786, 4. (von Ruhnken). Das Mährchen von der Psyche ist abgesondert deutsch übersetzt von Rode, Schulze und von Lynker.

Aquäduct, Wasserleitung, ist ein Bau, das Wasser über Thäler und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geschicklichkeit, z. B. Sesostris in Ägypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer theils in Rom selbst, theils in

den Provinzen aufgeführt, und die Überreste derselben gehören zum Theil zu den schönsten und bewunderungswürdigsten Denkmählern der römischen Baukunst, die auf uns gekommen sind. Der Censor Appius Claudius Crassus Cocus ließ im J. der Stadt 441 den ersten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt 9, Procopius 14 und P. Victor 24. Auch die Neueren haben große Wasserleitungen, besonders zur Beförderung der innern Communicationen, aufzuweisen, worüber der Artikel Canal nachzusehen ist.

Aquamarin (lat.), meerwasserfarbig, meergrüne Farbe. Daher wird auch der Beryll zuweilen blos Aquamarin genannt.

Aquarel heißt die Mahlerei mit Wasserfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtstellen durchsehen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen, die mit dem Pinsel in Tusch, Bister, Sepia u. s. w. vornehmlich in breiten Massen behandelt sind, glücklich nachahmt. Es giebt davon mehrerlei Arten. Bei der ersten wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastix (Colophonium) übersiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit das Mastix auf der Platte abschmelze. Auf diese Art entstehen zwischen jedem Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird sodann wie bei der schwarzen Kunst verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarz gefärbten Deckfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Gradationen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, so wie hingegen bei Landschaften, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfodert, die zweite mit besserm Erfolge gebraucht wird. Die Platte wird, wie beim Radiren, mit einem guten Ätzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelst des Pinsels, mit Spik- oder Terpentinöl mit etwas Lampenruß vermischt, auf die gegründete Platte, wie auf Papier. Dieses Öl erweicht den Ätzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachte Striche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit einem feinen Mastix übersiebt, angeschmolzen und dann geätzt. Dieses Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmal wiederholt werden; durch eine glückliche und sinnreiche Vereinigung beider Arten läßt sich die schönste Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, ist die erste neben dieser zweiten von der besten Wirkung. — In Frankreich und der Schweiz bedient man sich auch der Roulette hierzu, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat sie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem gewöhnlichen Schaber das herausgegrabene Korn hin-

weg. Die Conture werden wie gewöhnlich hervorgeätzt. Die englischen Landschaften werden gewöhnlich auf folgende Art gearbeitet. Die Platte wird, wie bei der schwarzen Kunst, über und über rauh gemacht; die höchsten Lichter werden mit dem Schaber und Grabstahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches mit einem Glaspinsel aufgetragen wird. Offenbar schickt sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier ist erst seit kurzem in England und Deutschland aufgekommen, die Engländer aber besonders verzieren, seit Gilpin den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunst mit Kupferstichen in dieser Manier.

Aqua Tofana, ein Gifttrank, der zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufsehen gemacht hat. Sowohl über seine Zusammensetzung als über die Art seiner Wirkung ist noch viel Dunkelheit verbreitet. Doch scheint so viel gewiß zu sein, daß eine Sicilianerin Namens Tofana die Erfinderin dieses Trankes gewesen. Nach Lobats Nachrichten wurde diese Medea, nachdem sie mehrere hundert Menschen hingerichtet und sich in ein Kloster geflüchtet, dennoch erdrosselt. Indessen steht mit dieser Nachricht Keyßlers Zeugniß im Widerspruch, der versichert, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Der Trank selbst wird als klares geschmackloses Wasser beschrieben, wovon 5 bis 6 Tropfen schon hinreichend gewesen, den Tod zu geben. Dieser aber erfolgte immer sehr langsam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zucken oder Fieber. Blos allmählige Abnahme der Kräfte, Überdruß des Lebens, Mangel an Eßlust und beständiger Durst waren die Folgen davon, die endlich in völlige Abzehrung übergingen. Daß man habe genau den Tag des Todes vorher bestimmen können, halten wir für eine Fabel. Auch über die Zusammensetzung dieses Giftes sind die seltsamsten Gerüchte verbreitet worden. Indeß scheint erwiesen zu sein, daß es hauptsächlich eine Auflösung von krystallisirtem Arsenik gewesen, wozu man noch wahrscheinlich irgend etwas Anderes hinzugesetzt, um den Hauptbestandtheil zu verstecken.

Äquator oder Gleicher, auch die Mittellinie genannt. Es giebt einen Äquator des Himmels und einen Äquator der Erde. Unter dem Himmelsäquator versteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltaxe senkrecht steht, der von den Weltpolen überall um 90 Grade entfernt ist, und dessen Pole mithin die Weltpole sind, so wie seine Axe die Weltaxe ist. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und südliche Halbkugel. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zweimal in den Äquator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbstes (s. Äquinoctium). Alsdann ist Tag und Nacht gleich, und von diesem Umstande schreibt sich der Name Äquator (Gleicher) her. Die Lage der Gestirne gegen den Äquator wird durch ihre gerade Aufsteigung und Abweichung (s. beide Art.) bestimmt. — Der Äquator, auch Äquinoctiallinie, und von den Seefahrern schlechthin die Linie genannt, ist derjenige größte Kreis unserer Erdkugel, der von den Polen der Erde in allen Puncten um 90 Grade absteht. Seine Pole sind die Erdpole, und seine Axe die Erdaxe. Er fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchschneidet, haben beständig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Äquator veranlaßt. Durch ihn wird unsere Erdkugel in die nördliche

und südliche Halbkugel getheilt. Nach seiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchschneidet das ganze mittlere Afrika, unterhalb Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w., läuft dann durch das Südmeer, und schneidet den untern Theil von Amerika an der Grenze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde bestimmt, s. unter **Breite** und **Länge**.

Aquaviva, Jesuitengeneral, s. **Jesuiten**.

Aquileja, Stadt im österreichischen Königreiche Illyrien, mit 1400 Einwohnern; zur Zeit der römischen Kaiser eine berühmte Stadt in Oberitalien, die einen sehr blühenden Handel führte. Marc Aurel erhob sie zur ersten Festung des Reichs; sie war der Schlüssel Italiens gegen die Barbaren, und der Sitz eines Patriarchen. Im J. 452 zerstörte sie Attila. Seitdem stand ein ärmliches Schifferdorf auf ihrer Stelle. Die Einwohner hatten sich auf Inseln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde.

Äquinoctialstürme. Zur Zeit der beiden Nachtgleichen (Äquinoctien) pflegen heftige Stürme das Meer zu beunruhigen, vor denen selbst die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieser Äquinoctialstürme lassen sich nicht genau angeben, so wenig als die Gründe dieser Erscheinung bisher gehörig aufgeklärt sind. D. N.

Äquinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im J., wo Tag und Nacht einander gleich sind; daher die Dauer des Tages 12 Stunden beträgt und überall die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Dies ist zweimal im Jahre der Fall: einmal im Frühling und einmal im Herbst, jedesmal wenn die Sonne im Äquator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche des Herbstes, zu allen andern Zeiten ist natürlich die Länge des Tages und der Nacht ungleich, und dieser Unterschied ist um desto größer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert, und dagegen unter gleichen Breiten allenthalben von gleicher Größe. Unter der Linie verschwindet aber diese Ungleichheit gänzlich, hier gehet jedesmal an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Auf der uns entgegengesetzten Halbkugel unserer Erde nimmt zwar die Ungleichheit der Tage in eben demselben Verhältniß wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn sie bei uns abnehmen und umgekehrt (s. **Frühling** und **Herbst**). Über das **Vorrücken der Nachtgleichen** s. d. Art.

Aquitanien, der lateinische Name einer gallischen Provinz, welche bei den Celten **Armenien** hieß und die Gegenden an der Küste des Oceans von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouse umfaßte. Zur Zeit Augusts war Aquitanien eine römische Provinz, die von der Loire bis an die Pyrenäen reichte.

Äquivoca, s. **Analogie**.

Arabeske, s. **Groteske**.

Arabien und **Araber**. Diese große Halbinsel, der westlichste Theil vom südlichen Asien, liegt vom 50. bis 77. Grad östl. Länge, und vom 11. bis 30. Grad nördl. Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 50,000 Quadratm., und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dschesira al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Persern aber Arabistan genannt. Das ganze Land liegt zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen, und ist nördlich von den großen Wüsten Irak und Dschesira begrenzt:

nordwestlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Seiner gewöhnlichen Eintheilung in das wüste, felsige (steinige, auch petraische, von dem sonst festen, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra so genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus schon anführt, ist die neuere vorzuziehen, welche das ganze Land nach seiner natürlichen Lage und Productionskraft in das Küstenland, das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckt ist, und in das Binnenland theilt, das aus einer Wüste voll Flugsand mit Dornen und salzigen Kräutern besteht. Eine dritte Eintheilung nennt 1. das Land Yemen, 2. die Provinz Oman, 3. die Provinz Lachsa oder Hadsiar, 4. die Provinz Hedschaz oder Hedziaz, und 5. die Wüsten von Syrien, Aldschesira und Irak. — Hohe Gebirgsketten ziehen sich an der Westküste hin, die im Norden mit den syrischen Gebirgen zusammenstoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den ostasiatischen Urgebirgen in Verbindung stehen; als besonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüssen, die nur durch große Regengüsse entstehen und selten das Meer erreichen, ist der Astan, ein Küstenfluß, der bedeutendste; nur die nördliche Grenze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbusen verdienen der arabische (rothes Meer), der persische Busen und das arabische Meer besonders Erwähnung. Das Klima durchläuft fast alle Grade der Skale; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechseln mit solchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen ersetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendsten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem Samum, der wie in Afrika der Harmattan und Chamsin dem Leben droht. — Von gleicher Verschiedenheit ist der Boden, der in die traurigsten Sandwüsten und in die fruchtbarsten Gefilde sich theilt; Waizen, Hirse, Reiß, Küchengewächse, Kaffee, dessen eigentliche Heimath hier ist, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Aloe, Myrrhen, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balsam &c. sind die Producte der Oberfläche dieses Bodens, dessen unterirdische Schätze in Edelsteinen, Eisen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüssen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) bestehen. — Maulesel, Esel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Affen, Springhasen, Federvieh aller Art (Pelikane, Sträuße &c.), eßbare Heuschrecken, Skorpione &c., Fische in großer Menge bevölkern Boden und Gewässer. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 11 bis 12,000,000 geschätzt wird, bestehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von Mohamedanischer Religion und interessanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den ältesten Zeiten der Israeliten leben sie jetzt noch als Nomaden in höchst patriarchalischer Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhält sie in einer Verfassung, die sie zu glücklichen Menschen macht. Das alte: „Friede sei mit dir!" ist auch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sei willkommen, was brauchst du?" ist die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!" die Zehrungskosten abträgt. Dennoch sind sie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die sie aber nie auf Kosten des Gastrechts üben. — Übrigens belebt sie ein kriegerischer Sinn, und man rühmt ihre Geschicklichkeit in gymnastischen Künsten. Eine vortheilhafte Körper-

ildung ziert sie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut ich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigeit sichern sie vor Krankheiten, die nur selten sie belästigen. Sie ennen sich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüste, die Arabes scienitae bei den Alten), und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den Mauren, die in Häusern leben, Ackerbau ausschließlich und Gewerbe und Handel treiben. Ihr Handel, ehedem höchst wichtig, da Arabien der Hauptsitz des phönizischen Landhandels var, besteht gegenwärtig in Land- und Seehandel; der erstere wird durch Karavanen betrieben; ihr Seehandel bringt sie mit fast allen eefahrenden Völkern in Berührung. — Wissenschaften und Künste vollen nicht sonderlich gedeihen; Astronomie (mehr Astrologie), Arzneikunde und sogenannte Philosophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; Lesen, Schreiben, Rechnen und der Koran sind die gewöhnlichsten Unterrichtsgegenstände; die Beduinen bleiben ganz unwissend. — Ihre Verfassung ist sehr einfach: die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah, ihre Richter Kadi. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zustande der Einwohner sehr contrastirend, ist es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daselbst so berühmt waren, daß Augustus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde, der aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Außer den Ureinwohnern sind auch noch Juden, Türken und Christen in Arabien vertheilt. — Als Hauptorte nennen wir die heiligen Städte Mecca und Medina (s. d. Art.); Dschidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen; Beit al Faki, wo der vorzüglichste Kaffeemarkt ist; Mocha oder Mocca (s. d.) am Todessunde (Todesthor, Bab al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeutendem Handel (Mokkakaffee); Sana in Yemen; Mascat, südlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Yemama, am Astan, Sitz vom Karavanenhandel, und Lachsa, an der Mündung des Astan. — Wir gehen zu dem Historischen über. Die Geschichte der Araber vor Mohamed ist höchst dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der übrigen Welt, auch von geringem Interesse. Die Ureinwohner von Arabien heißen bei den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorne. Sich selbst leiten diese theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des letztern Mostaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das sind sie den Asiaten); in Europa und Afrika nannten sie sich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes in das glückliche (Yemen), das steinige (Hegiar) und das wüste Arabien, welches die Landschaften Thahamah, Jememath und Hegiaz begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabischen Geschichtschreiber verstehen unter Arabien nur Yemen; Hegiaz rechnen sie theils zu Ägypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die syrische Wüste. Die Fürsten (Tobbai) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geschlecht der Hamyariten zweitausend Jahre lang über Yemen herrschte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüsten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten, ja welches wahrscheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch in der Wüste

umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwissenheit (wie sie die vor Mohamed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Gestirne; jedoch bei den verschiedenen Stämmen mit großer Verschiedenheit, indem Jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländischer Eroberer, durch Wüsten und Meere eben so sehr als durch ihren Arm beschützt. Weder die babylonischen und assyrischen, noch die ägyptischen und persischen Könige vermochten sie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten sie sogleich nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in diesem Zeitraume die nördlichen Fürsten Arabiens ihre Herrschaft bis über die Grenze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabischen Nomaden, besonders zur Winterzeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Hareth noch weiter bis in Syrien ein, und ließ sich im Lande Gassan nieder, woher er den Namen Gassaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römische Eroberungswuth an diese Grenzen. Die getheilten Araber mochten den römischen Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigsten die nördlichen Fürsten immer in einer gewissen Abhängigkeit von den Kaisern, die jene nur als ihre Statthalter ansahen. Freier erhielten sich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus mißlang. Mit der Schwäche der römischen Monarchie vermehrte sich aber auch das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen, einer Vereinigung aller arabischen Stämme leicht geworden sein würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher, viele Jahrhunderte zu, bis ein begeisterter Mann ihnen durch Mittheilung seines Feuereifers Einheit, und durch die Einheit Stärke gab. Das Christenthum fand früh viele Anhänger, es gab selbst mehrere Bischöfe, die den Metropoliten zu Bosro (in Palästina an der arabischen Grenze) anerkannten. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz vertrieben werden. Jene Widersetzlichkeit der Araber gegen den römischen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Ostreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders die Monophysiten und die im ganzen Oriente verbreiteten Nestorianer, und der Fanatismus dieser Vertriebenen gab jenen Widerstrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren, besonders seit der Zerstörung Jerusalems, in Arabien sehr zahlreich, und machten sogar, vorzüglich in Yemen, Proselyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm (502) den Krieg mit dem Könige von Äthiopien zu, der ihm Thron und Leben kostete. In dem Abscheu, oder der Gleichgültigkeit, den so große Verschiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Mohameds, einen neuen Glauben aufzustellen. Mit ihm, der die Araber zu eigentlich welthistorischer Wichtigkeit erhob, beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Volks, der unter Kalif, Kalifat abgehandelt ist. (Über die Wechabis oder Whaabys, s. d. Art.)

Arabische Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheste Geschichte, und auch über die

erste Kultur und Literatur dieses Landes können wir mehr aus einzelnen Datis Schlüsse ziehen, als etwas Gewisses behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poesie geblüht haben werde, läßt sich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen seiner Bewohner schließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Besonders der Strich des glücklichen Arabiens hat so blühende Gegenden und solch einen Überfluß an den schönsten Früchten, daß man ihn oft schon zu den Paradiesen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Sheiks umherziehenden Nomaden, von Natur mit lebhafter Empfindung und einer sehr warmen Phantasie begabt, waren daher ganz in der, zur Entwickelung der Poesie günstigen, Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel gesetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabischen Ursprungs sei, so wäre damit nicht blos bewiesen, daß auch das peträische Arabien eine sehr bedeutende Poesie gehabt habe, sondern wir könnten auch den Charakter dieser Poesie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, starke Metaphern, Gleichnisse und Naturschilderungen, untermischt mit räthselhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philosophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweisen, welches Gedicht zugleich auf physikalische und astronomische Kenntnisse schließen läßt, die jedoch nur noch dürftig sind. Wenn übrigens die Araber selbst sagen, bis zur Ankunft Mohameds (622 nach Chr.) habe ihre Periode der Unwissenheit gedauert, so ist dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit zu verstehen, denn ohne Geist war diese Nation auch vorher nicht. Besonders aber zeichnete sie sich vor Mohamed schon durch ihre Poesie auf eine glänzende Weise aus. Auf der Messe zu Mecca, und im 5. Jahrh. nach Chr. zu Okadh, wurden poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben (Modahabäth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakäth aufgehängte). Mehrere davon haben sich erhalten. Die Sammlung der Moallakäth enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern; Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Imagination, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalstolz und Freiheitsgeist, Gluth in Rache und Liebe zeichnen sie aus. (Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von A. Th. Hartmann, Münster 1802.) Mit Mohamed aber eröffnete sich die glänzendste Periode der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott gesandten Propheten kündigte er sich seinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poetischen Koran nieder. Von Abubekr, dem ersten Kalifen nach Mohomeds Tode, wurde diese aus zwei Theilen, einem dogmatischen und einem praktischen, bestehende Bibel der Araber gesammelt, von Othman, dem dritten Kalifen, berichtigt und bekannt gemacht (s. Coran), und hiemit die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer glücklichen Lage zwischen zwei Welttheilen schienen die Araber zwar sehr geeignet für den Handel, weniger aber für active und passive Eroberung, zumal da im wüsten und steinigen Theile nur umherziehende Horden streiften, die wechselsweise von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mohamed

aber war es gelungen, sich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine hierarchisch-militärische Verfassung zu geben, und den Geist der Tapferkeit, der längst den Arabern einwohnte, durch einen schwärmerischen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, gestorben war (632), wählten seine Anhänger ihm einen Kalifen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geist der Eroberung sich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell und unabhaltbar über die umliegenden Länder. Syrien, Palästina, Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Persien, Ägypten, die Inseln Cypern und Rhodus hatten sie in einem Zeitraum von noch nicht 24 Jahren sich unterworfen. Bald darauf bemächtigten sie sich mehrerer Länder des östlichen Asiens jenseit des Gihon und Orus; von Ägypten aus des ganzen Landstrichs von Afrika längs des mittelländischen Meeres, bis zur Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt, ja drangen endlich in Europa selbst ein, wo sie Sicilien, Portugal, Spanien einnahmen, und schon tief nach Frankreich eingedrungen waren. So erstreckte sich denn schon achtzig Jahre nach Mohameds Tode das Reich der Araber von Ägypten bis Indien, von Lissabon bis nach Samarkand. Während dieser ganzen Periode beseelte sie nichts als kriegerischer Fanatismus, unter dessen Herrschaft die zarten Blüthen der Kultur und Literatur niemals gedeihen. Bekannt ist, wie der Kalif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder," sagt er, „steht in diesen Büchern, was im Koran auch steht, und dann sind sie überflüssig, oder sie widersprechen dem Koran, dann sind sie gefährlich: sie müssen also auf jede Weise vertilgt werden." Demnach wurden denn mehrere 100,000 unersetzliche Handschriften an den Badstuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte. Die Zeit aber und der Umgang mit kultivirtern Nationen verdrängten allmählig diesen rohen Sinn: mit der Regierung der Kalifen aus der Familie der Abbassiden begann (750) auch Beförderung der Wissenschaften und Künste. Am glänzenden Hofe Al-Mansurs zu Bagdad fanden sie zuerst Unterstützung; Harun Al Raschid aber war es (786—808), der seinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen, und diese Übersetzungen durch viele Abschriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechischen Kaiser hundert Centner Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Kalif Motasem (starb 841) wirkte in gleichem Sinne und Geist, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrhundert die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben eifrig beschäftigten, und dieselben in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reis'te man aus Frankreich und andern europäischen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren, wozu sich anderwärts keine Gelegenheit fand.

So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, Poesie und Beredsamkeit eingeschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. In der Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Astronomie, hat ihr Fleiß sehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabische Kunstwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja selbst die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die ihre Erfindung sind, von ihrem Einfluß auf die literarische Kultur Europa's. — Seit der Römer Zeit waren es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meisten verdankt. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der vor ihnen bekannten Welt. Bei ihren Eroberungen drangen sie in der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika bis an den Niger vor, und kamen westlich bis an den Senegal, und östlich bis zum Cap Corrientes. Schon in den Anfängen ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgesandten Feldherrn die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asiens Länder, Völkerschaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; sie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien, und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die große Tartarei, das südliche Rußland, China und Hindostan. Vieles, was ihre berühmtesten Geographen, Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar, und in historisch-geographischer Hinsicht sehr wichtig. In der Geschichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: Al-Marun, Abu Ischak, Serif, Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh, Abdollatif. — Zahlreich waren seit dem achten Jahrhunderte auch die Historiker der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, studirt und benutzt worden sind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteste uns bekannte Historiker ist Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhelebi, von 818. Außerdem verdienen besondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadsch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfasser einer allgemeinen Weltgeschichte bis auf 1315, Makrizi, Arabschah u. A. In den späteren historischen Werken herrscht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philosophie der Araber war ganz griechischen Ursprungs, und ging hauptsächlich von Aristoteles aus, der durch sie auch in Spanien, und von da im ganzen westlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn ins Lateinische. Man kann deßhalb den Ursprung der scholastischen Philosophie von den Arabern ableiten. Auf Dialektik und Metaphysik wendeten sie ihre vorzügliche Aufmerksamkeit. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind vor Andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien schrieb (st. 954); Avicenna (st. 1036), der außer andern philosophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken; Ibn Sina (st. 1036), der eine Metaphysik herausgab; Ibn Bajah zeichnet sich als Selbstdenker aus; Algazel schrieb eine Niederreißung aller philosophischen Systeme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeschätzt war von Averroes besonders der Commentar über Aristoteles, Beachtung verdient aber auch seine Paraphrase der Republik Platons, welcher sonst den Arabern wenig bekannt gewesen zu sein scheint. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Ärzte,

denn von der Philosophie trennte man die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in diesen Wissenschaften, nächst der Erdkunde, das Bedeutendste geleistet. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Bassora, Alexandria und Corduba wurden vom 8. bis zum 11. Jahrhundert medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaften widmete, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortschritte hätte machen sollen. Zwar die Anatomie gewann durch sie nichts, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber die Therapie; denn sie besaßen vielumfassende Kenntnisse in der Arzneimittellehre, studirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigstens haben sie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dscheber wird für den Erfinder der Universalmedicin gehalten. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharum, der zunächst die Pocken beschrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Ishak Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes, Almansor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Ishak Ben Soleiman, Abulkasis, Aben Zohar, Averroes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede sein, daß den Arabern das Verdienst gebührt, auch die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache lediglich in der Art der Behandlung. Um die Aristotelischen Principien mit dem Fatalismus des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. Desto mehr leisteten sie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden, vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed Ben Musa und Thebit Ben Korrah erwarben sich darum besondere Verdienste; Alhazen schrieb über die Optik; Nasireddin übersetzte die Elemente des Euklides; Dscheber Ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Astronomie kultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im J. 812 hatten Alhazen und Sergius, des Ptolemäus Almagest, dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, ins Arabische übersetzt, woraus Alfargani 833, und späterhin Averroes einen Auszug lieferte; Albaten beobachtete im 10. Jahrhunderte die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed Ben Dscheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, besonders von Abulfeda. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Klimate, viele geogra-

phische Maße u. dergl. — Bei allen diesen Fortschritten in den strengeren Wissenschaften wurde der Geist der Araber nicht unempfänglich für die Poesie. Abu Temam sammelte 830 die größere Hamasah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamasah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientalische Originalität in der arabischen Poesie immer seltener, der Ton mystisch-hyperbolischer, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch seine sanften Elegien in einer classischen Sprache (s. Proben der arab. Dichtkunst von Reiske, Leipz. 1765); Abu Ismael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch seine Elegien und Lieder (s. N. Teutsch. Merkur 1800, St. 1. S. 8.); Ithiel Harīri durch seine Geschichte eines fahrenden Ritters, Makamât betitelt, in funfzig Abschnitten (s. Rosenmüller über einen arab. Roman des Hariri, Leipz. 1801); Abu Dschaafar Ibn Tophail durch seinen interessanten philosophischen Roman, der Naturmensch (übers. von Eichhorn, Berl. 1783). Admai's großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improvisirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatische ausgenommen, findet man keine Gattung der Poesie, welche von den Arabern nicht kultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß sie dadurch auch auf die neueuropäische Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen Poesie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendländische Poesie übergegangen. Und so hat denn diese Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weise wohlthätig für Kultur und Literatur Europa's gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrschaft hinterlassen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forscher geworden sei, springt von selbst in die Augen. Wer einen tiefern Blick in die Geschichte der Wissenschaften und Menschheit thun will, kann dieser Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den sogenannten semitischen Dialekten, unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschwindigkeit auszeichnet. Durch den Koran wurde sie eigentlich als Büchersprache fixirt, und kurz nach Mohammed, weit mehr aber seit dem zehnten Jahrhundert, gab es unter ihnen grammatische Schriftsteller, welche die Grundsätze der Sprache bestimmten, ihre Schönheiten untersuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zusammentrugen. Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien wurde die arabische Sprache auch in Europa bekannnt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat, so ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauern, den Europäern meist verloren. Postel weckte das gelehrte Studium derselben wieder in Frankreich, Spey in Deutschland. Im 17. Jahrhundert blühte dasselbe in den Niederlanden, und wurde seitdem in Deutschland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardson, Jahn, Rosenmüller, de Sacy haben wir schätzenswerthe Grammatiken, von Erpen, Golius, Giggeji, Castell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Rosenmüller, Jahn, de Sacy u. A. Chrestomathien erhalten, Kirsten, Wasmuth, Schultens, Jones,

Eichhorn, Tychsen, Schnurrer, Hasse, Hezel, Wahl, Paulus, Rosenmüller, Vater, Augusti und A. haben sich durch größere Verbreitung, Kritik und Interpretation bedeutende Verdienste erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Ärzten sei. dd.

Arabisches Meer, ein Theil des östlichen Oceans an den Südküsten Arabiens. — Arabischer Meerbusen, s. Rothes Meer.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Jonien, hatte von Pallas die Kunst des Webens gelernt und unterfing sich, in stolzer Einbildung auf ihre Kunstfertigkeit, ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte sie die Göttin in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und Arachne fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die ärgerliche Chronik der Olympier darstellte. Pallas darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und schlug ihr das Schiff um den Kopf, Arachne aber erhing sich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, indem sie sie mit einem Kräutersafte betröpfelte, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachnologie, oder Araneologie ist die Kunst, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen. Winke davon finden sich schon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 28); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erschienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenschaft, in der einige Spinnen seine einzige Gesellschaft waren, viele Beobachtungen über sie angestellt, und dieselben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet sich in diesem Werke über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verschiedener Arten und den atmosphärischen Veränderungen von schönem Wetter auf Regen von der Trockenheit zur Nässe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froste zum Thauwetter.

Aragon, die Krone, machte den zweiten Hauptbestandtheil der spanischen Monarchie aus, und ist aus den Königreichen Aragon, Valentia und Mallorca, so wie dem Fürstenthume Cataluna zusammengesetzt = 1794 Q. Meilen mit 2,529,600 Einw. Bis zur Vermählung Ferdinands des Katholischen mit der castilianischen Erbin Isabella machte Aragon ein von Castilia ganz getrenntes Reich aus, das aus einer kleinen Grafschaft entstanden war und sich nach und nach theils durch Anfall, theis durch Eroberungen von den Mauren so vergrößert hatte, daß es unter Ferdinand dem Katholischen nicht blos jene 4 Provinzen, sondern auch als Nebenländer beide Sicilien und Sardinien umfaßte. Nach Ferdinands des Katholischen Tode 1516 wurde es auf immer mit Castilia vereinigt, die aragonischen Provinzen behielten aber dabei noch ihre alten Vorrechte, Freiheiten und Gesetze, und verloren erstere erst im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, als sie sich zu fest an die österreichische Sache gekettet hatten. — Aragon die Provinz, führt den Titel eines Königreichs, und grenzt im Norden an die Pyrenäen, im Osten an Cataluna, im Süden an Valencia und im Westen an Cuença, Soria und Navarra; es hält an Flächenraum 731¾ Q. Meilen und wird von 658,630

Menschen in 12 Ciudaden, 239 Villen, 999 Dörfern und 1396 Kirchspielen bewohnt. Ein zwar gebirgiges Land, in welches die Pyrenäen stark eingreifen, das aber doch auch im Süden angenehme und fruchtbare Ebenen und in seinen Gebirgsgegenden reizende und stark angebaute Thäler hat. Der Ebro ist der vornehmste Fluß, welcher hier den aragonischen oder Kaiser-Canal, den vornehmsten in Spanien, speis't. Das Klima ist mehr kühl als heiß, doch gedeihen hier die meisten Stapelgewächse Spaniens, besonders Korn, Wein, Oliven und Flachs; die Schafzucht ist so ansehnlich, daß man den Stapel auf 1,050,000 Köpfe anschlägt, und die Gebirge beuten Eisen, Blei, Kupfer, Quecksilber und andere Mineralien aus. Das Land ist auch nicht arm an Fabriken, und überhaupt der Aragonese thätig und unternehmend. Es steht unter einem eigenen Gouverneur und Generalcapitän, welcher zu Zaragoza residirt, hat sein eignes Provinzialrecht und Audienz und wird in 13 Corregimientos abgetheilt.

Arak oder Rak, ein starker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Cocos-Nüsse. Der letztere, welcher der beste ist, kommt aus Batavia; anderer aus Goa. Zu Goa giebt es dreierlei Sorten, nämlich einfache, doppelte und dreimal abgezogene. Der zweimal abgezogene wird auswärts am meisten gesucht, obwohl er nicht so stark wie der batavische ist.

Aranda (Don Pedro Pablo Abarca de Bolea Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, wurde gegen das Jahr 1719 geboren. Anfangs widmete er sich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geist verrieth, ernannte ihn Carl III. bald nach seiner Thronbesteigung zum Minister. Als solcher ging er zu August III., König von Polen, und verweilte bei demselben sieben Jahre. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalstatthalter von Valencia; aber im J. 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zurück und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er führte nicht nur die Ordnung zurück, sondern bewirkte auch die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Priester, den König dahin zu bringen, Aranda von sich zu entfernen, und als Gesandten nach Frankreich zu schicken. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte hier in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Floriba Blanca, 1792 ihm dessen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate später wurde, nicht ohne den bittersten Spott des Hofes und der Nation, der Graf Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoy (s. Alcudia) ersetzt. Er blieb indeß Decan des Staatsraths, den er in Thätigkeit gesetzt hatte, wurde aber, als er einst seine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgesprochen hatte, nach Aragonien verwiesen. Hier starb er 1794, hinterließ eine junge Wittwe, aber keine Kinder. Die Hauptstadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abstellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydrostatische Wage u. s. w. ist ein Werkzeug, durch dessen Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der dichten oder specifischen Schweren dieser Materien, und dadurch die Güte derselben bestimmen kann. Der griechische Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüssige Materien

eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben eingetaucht hat; 2. wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze giebt eine besondere Einrichtung des Aräometers; auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Scalen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hohes Gebirge in Armenien, besonders im Paschalik Erzerum. Es steigt fast isolirt aus einer weiten Ebene empor, ob es gleich durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung steht, und bietet mit seinem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, der die Form eines in zwei Spitzen gespaltenen Zuckerhuts hat, mit seinen zerrissenen Felsenklüften und Abgründen einen gräßlichen Anblick dar. Seine höchste Kuppe liegt in der persischen Provinz Iran, und erhebt sich über 12,000 Fuß hoch. Sie ist die erhabenste der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derselben die Arche Noahs sich niedersetzen läßt.

Aratus, ein griechischer Dichter, geboren zu Solis (Pompejopolis) in Cilicien. Er war ein Zeitgenosse Theokrits und stand in Gunst bei Ptolemäus Philadelphus und in steter Freundschaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Er soll mehrere Werke verfaßt und vor Aristarch eine Ausgabe des Homer besorgt haben. Wir kennen ihn nur aus seinem Gedicht Phaenomena, worin er uns alles, was man damals vom Himmel wußte und kannte, überliefert hat, wiewohl man Ursache hat zu glauben, daß er selbst nicht Astronom war. Er handelt darin von der Natur und Bewegung der Gestirne und von astrologischen Gegenständen. In welchem Ansehen er bei den Alten stand, erkennt man daraus, daß Cicero, Germanicus, Cäsar, Ovid und Avienus ihn übersetzten und Hipparch commentirte. Die besten Ausgaben sind von Fell (Oxford, 1672. 8.) und von Buhle (Leipzig 1793 — 1801, 2 Bände 8.), an welche sich die neueste Ausgabe von Matthiä, 1817 anreiht.

Arbeit (Nationalökonomie) heißt die Äußerung der Thätigkeit sowohl der Natur als des Menschen hinsichtlich der Hervorbringung von Dingen, welche Güter sein können. Selten bringt die Natur ohne Mitwirkung des Menschen und eben so selten der Mensch ohne Mitwirkung der Natur dergleichen Dinge hervor, in den meisten Fällen verdanken dieselben ihr Entstehen der vereinten Arbeit der Natur und des Menschen. Die Arbeit ist schaffend (productiv), wenn durch sie irgend etwas Neues zur Erscheinung kommt, steril (unproductiv), wenn dies nicht der Fall ist (s. Production). Die schaffende Arbeit ist entweder Werth-schaffend oder Unwerth-schaffend, ersteres, wenn sie Güter, letzteres, wenn sie bloße Dinge, welche nicht zugleich Güter sind, zur Erscheinung bringt. Die Güter aber, welche die werthschaffende Arbeit hervorbringt, übertreffen entweder, sei es ihrem Werthe oder ihrem wirklichen Preise nach, die auf ihre Hervorbringung verwandte Gütermasse, oder sie gleichen diese Gütermasse blos aus, oder sie stehen sogar unter derselben. Im ersten Falle nennt man die Arbeit Werth-vermehrend, im zweiten Werth-ausgleichend und im dritten Werth-vermindernd. Nicht jede in Thätigkeit gesetzte Werth-schaffende

raft des menschlichen Geistes, nicht jede Arbeit vermag zu wirken
af Erhöhung des Wohlstandes der Einzelnen und des Volks, sondern
ır die Werth-vermehrende Arbeit, denn die Werth-ausglei-
ende läßt den Wohlstand unverändert und die Werth-vermin-
ernde schwächt sogar denselben. Nicht auf möglichst vollkommene
bung der bloßen Werth-schaffenden Kraft eines Volks muß da-
er die Aufmerksamkeit derer gerichtet sein, welche Nationalreichthum
ı befördern streben, sondern vielmehr auf möglichst-größte Belebung
nd Entwicklung der Werth-vermehrenden, schaffenden Kräfte.
Werthschaffend ist übrigens jede Arbeit, durch welche Güter
ervorgebracht werden, die Güter mögen sinnlich oder geistig
ein, sie mögen einen dauernden oder vorübergehenden Nutzen
ewähren, sie mögen unmittelbar oder mittelbar aus derselben
ervorgehen. Geistige Güter haben zwar nie einen Tauschwerth,
ber um so höher kann ihr Gebrauchswerth und ihr mittelba-
er Einfluß auf Hervorbringung von Gütern sein, welche Tausch-
verth besitzen, daher kann oft die Arbeit, welche geistige Güter
ervorbringt, mit weit größerm Rechte eine Werthschaffende genannt
verden, als diejenige, welche sinnliche Güter erzeugt. K. M.

Arbeitshäuser, sind von Regierungen oder Vereinen errich-
ete Anstalten, in welchen arbeitslose Menschen gegen einen mäßigen
ohn Beschäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material
nschaffen und die Fabrikate dann verhandeln. Sie sind entweder
Armen- (Beschäftigungsanstalten) oder Straf-Arbeitshäuser: jene
ind blos zur Beschäftigung der Arbeitslosen bestimmt, und die Arbei-
er sind entweder freiwillig darin oder werden durch die Polizei dahin
ebracht; diese sind für Criminal-Verbrecher bestimmt und dienen zu
hrer Züchtigung und Besserung. Beide sind unstreitig dem Staate
ehr vortheilhaft, da erstere zur Verhütung des Bettelns, letztere dazu
ienen, die Züchtlinge an Arbeitsamkeit zu gewöhnen und dem Staate
hre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beschäftigung wird von
en localen Umständen bestimmt, vor allem aber darauf geachtet wer-
en müssen, daß es solche Beschäftigungen sind, deren Handgriffe leicht
rlernt werden können. Die Humanität fodert menschenfreundliche
Berücksichtigung der Gesundheit der Arbeitenden, besonders der Kin-
der, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vor-
theils willen Krüppel zuwachsen. Am glücklichsten ist der Staat, des-
sen Einwohner bei wohlgeleitetem Landbau Beschäftigung genug finden,
daß sie nicht nöthig haben, sich in Arbeitshäuser zusammenstecken zu
lassen. — Was die Strafarbeitshäuser betrifft, so treten dieselben
Rücksichten ein, nur mit dem Unterschiede, daß allenfalls die Bildung
mehrerer Handwerker darin anzuempfehlen sein möchte, damit der
Züchtling, wenn er seine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, sich
redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baierische, ge-
ben hierin nachahmungswürdige Beispiele; ja lassen sogar vom Ertrag
der freiwilligen Arbeiten des Sträflings einiges zurücklegen, damit er
beim Austritt aus dem Hause einen Sparpfennig mitnehmen könne.
Man vergleiche hierüber die Schriften von Lotz und Wewelo.

Arbeitslohn (National-Ökonomie), heißt das Einkommen,
das menschliche Arbeit gewährt. Da die Classe der Staatsbürger,
deren einzige Quelle das Einkommen ihrer Arbeit ist, überall die stär-
kere Hälfte der Nation bildet, so muß auch immer mit der Höhe des
Arbeitslohns der Nationalwohlstand überhaupt in genauem Verhältniß
stehen, um aber diese Höhe zu beurtheilen, ist jedesmal erfoderlich,

den Nennwerth vom Sachwerthe sorgfältig zu unterscheiden. Es kommt nämlich hierbei nicht auf die Anzahl von Groschen an, welche den Arbeitern als Lohn zu Theil wird, sondern vielmehr auf den Werth der Güter, in deren Besitz sie sich vermittelst dieser Groschen zu setzen vermögen. In jenem Lande ist der gewöhnliche Tagelohn eines gemeinen Arbeiters acht, in diesem nur sechs Groschen, und dennoch steht sich der Arbeiter in diesem Lande besser als in jenem, ist er im Stande, eine größere Masse von Werthen mit sechs Groschen einzutauschen, als der Erstere mit acht Groschen. Die Höhe oder Niedrigkeit des Arbeitslohns hängt zunächst und vorzüglich von dem Verhältnisse ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage stehen. Ist die Classe der Arbeiter nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeit zu befriedigen, so wird der Arbeitslohn hoch stehen, die Unternehmer von Gewerben müssen in diesem Falle die Arbeiter nicht blos für den Betrag des Werths ihrer Arbeit belohnen, sondern auch noch dafür, daß sie sich geneigt finden lassen, für sie zu arbeiten; ist hingegen die Classe der Arbeiter verhältnißmäßig größer, als die Menge der Arbeit-Begehrenden, so wird der Arbeitslohn niedrig sein; die Arbeiter werden nicht den vollen Betrag des Werths ihrer Arbeitsproducte erhalten, sondern sich entschließen müssen, hievon den Unternehmern etwas abzugeben, dafür, daß diese ihnen Gelegenheit verschaffen, sich nützlich zu beschäftigen. Beide, die Höhe und die Niedrigkeit des Arbeitslohns haben indessen ihre natürlichen Grenzen. Der äußerste Punct, auf welchen derselbe gesteigert werden kann, ist die Höhe, bei der er die Rente des zur Beschäftigung der Arbeiter aufgewendeten Capitals, verschlingt, der niedrigste Punct aber, bis zu welchem derselbe herabsinken kann, ist der Betrag, der gerade hinreicht zur Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse des Arbeiters. Von dieser niedrigsten Stufe steigt der Arbeitslohn mit der Nachfrage, letztere aber nimmt zu mit den Fonds, welche auf Beschäftigung arbeitender Hände verwandt werden. Nicht die Höhe, zu welcher der Nationalreichthum bereits gelangt ist, sondern sein fortwährendes Wachsen ist es daher hauptsächlich, was das Steigen des Arbeitslohns veranlaßt, deßhalb sehen wir, daß nicht in den reichsten Ländern, sondern in den aufblühenden, in denen, welche am schnellsten reich werden, der Arbeitslohn am höchsten ist. Das weit reichere England z. B. giebt nicht den großen Lohn seinen Arbeitern, der in den weit ärmern vereinigten Staaten von Amerika gereicht wird. Daher sind die Zeiten die glücklichsten für den größten Theil des Volks, für die arbeitende Classe, in welchen die Gesellschaft mit raschen Schritten ihrem höchsten Flor sich nähert, daher ist des Arbeiters Lage kläglich, wenn der Wohlstand still steht, und elend, wenn er sinkt. Über hohen Arbeitslohn, die Folge des wachsenden Nationalreichthums, klagen, wie häufig geschieht, heißt daher: über die nothwendige Ursache und Wirkung des größten Glücks klagen, was der Staatsgesellschaft zu Theil werden kann. Blos in einem tadelnswerthen Egoismus der übrigen Bürger-Classen haben dergleichen Klagen gewöhnlich ihren Grund.

K. M.

Arbela, ein kleiner Ort in Chaldäa, berühmt durch die entscheidende Schlacht, die in seiner Nähe bei Gaugamela 331 v. Ch. Alexander der Gr. dem Darius lieferte (s. Alexander).

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Curse, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteste sei. Der gewöhnlichste Fall ist, daß man Briefe von bestimmtem

Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und untersuchen soll, welches die vortheilhaftesten Mittel dazu sind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Curse des Orts, wo man ist, und nach dem Curse des Orts, nach welchem hin das Geschäft gemacht werden soll; sodann aber in Beziehung auf gewisse Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter sei, das Geschäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen sei. Dabei gelten folgende Grundsätze: Hat man Geld zu beziehen, so ist der höchste, hat man Geld zu übermachen, der niedrigste Preis des Wechsels der vortheilhafteste, wenn der Ort einen festen Curs hat. Hat der Ort aber keinen bestimmten Curs, so ist im ersten Fall der niedrigste und im zweiten der höchste Preis der vortheilhafteste.

Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc.

Arcade, s. Bogenstellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbesondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Ingredienzien und Zubereitung geheim gehalten werden. Sie sind der vielen Mißbräuche wegen ein Gegenstand der medicinischen Polizei.

Arcesilaus, der Stifter der mittlern Akademie, war zu Pitana in Äolien im 1. Jahre der 116. Olympiade geboren. Er wurde sorgfältig erzogen, und nach seines Vaters Tode nach Athen gesandt, um sich daselbst der Rhetorik zu widmen. Aber die Philosophie hatte mehr Reiz für ihn. Er genoß den Unterricht des Peripatetikers Theophrast, dann des Krantor. Nach des Krates Tode stand er an der Spitze der akademischen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor. Plato und seine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenstände unterschieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abstracte, die blos vom Geiste aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erstern constituire, sagten sie, die Meinung, der andern die Wissenschaft. Arcesilaus, der sich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, läugnete, daß man irgend etwas wisse, selbst das nicht, daß man nichts wisse. Er verwarf als falsch und täuschend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, daß der wahre Weise nie etwas behaupten dürfe; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weise bekämpfen. Um jedoch diese bizarren Grundsätze mit der allen Wesen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Übereinstimmung zu bringen, sagte er, daß sie nur auf die Wissenschaft eine strenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben sich an den Schein halten könne. Übrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Aristipps, theilte er seine Zeit zwischen dem Amor, dem Bacchus und den Musen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er starb an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt, im 4. Jahr der 134. Olympiade. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus ist eine Alterthümlichkeit in der Sprache, sie bestehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen, allein in gewissen Gattungen der Schreibart, besonders der poetischen, können sie sogar Zierde sein, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie ist in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche die Zustände und Verfassungen der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Besondern, be-

bräische, jüdische, griechische, römische, deutsche, gallische Archäologie u. s. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verstanden die Wissenschaft von den Antiken oder Kunstdenkmahlen des Alterthums, als Werken schöner Kunst, und dann sagt man zuweilen Archäologie der Kunst, bisweilen jedoch auch Archäologie schlechthin, weil man gewohnt ist, bei dem bloßen Namen der Archäologie, im Gegensatz der Antiquitäten, an die Kunst zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, so bei dem Archäologen an den Kunstforscher. Diese Kunstarchälogie kann ebenfalls eine allgemeine sein, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunst, oder eine besondere einer oder mehrerer einzelner Nationen. Seltsam kann es scheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunst überhaupt spricht, an die Ägyptier nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, so daß Archäologie in engster, jedoch gewöhnlichster, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Ägyptier, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hievon (wenn man ihn nicht in einer Einseitigkeit der Philologen aufsuchen will) ist, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer Kunde derselben, nach einer Ästhetik der Kunst des Alterthums strebte, die man nur bei einer Nation abstrahiren konnte, deren Kunstwerke als classische Muster für alle Zeiten da stehen. Eine solche Nation war die griechische, deren Kunstwerke man auch bei der Archäologie, in so fern diese Studium der Antike als des classisch Schönen in bildender Kunst des Alterthums sein soll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beschränkte man sich nicht allein auf sie, weil die vorhin mitgenannten Nationen den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf sie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert hatten, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt waren. Und weil man, die Kunstgeschichte jener Nationen zusammenfassend, gleichsam die Naturgeschichte der Kunst durch alle Perioden, vom Beginnen der Kindesversuche bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und zum Verfall der Entartung herab, erhielt; so nahm man die Archäologie in jener Beschränkung um so lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeschlossenes Ganzes. Die Kunstwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, sind die Überreste 1. der Baukunst, 2. der Bildhauerei, 3. der Toreutik, 4. der Zeichen-, Mahlerkunst und Mosaik, 5. der Bildgraberei und Münzkunst, 6. der archäologischen Geräthe (Anticaglio). Diese Überreste sind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland und Dänemark zerstreut, und nur auf Reisen könnte man sie daher eigentlich selbst anschauend studiren, wenn nicht Nachforschungen und Abbildungen einigen Ersatz gäben. Das erste, wessen der Archäolog bedarf, ist Kenntniß der Summe des von solchen Kunstwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem registrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der noch existirenden Antiken, ihrer Beschreibungen, Abgüsse und Abbildungen, so wie der Museen, Gallerien, Cabinette, Paläste und Villen, worin sie sich befinden, nebst einer Geschichte ihrer Wanderungen und Schicksale, enthielte. Leider ist dieser nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in seinem ganzen Umfange ausgeführt. An diesen Theil würde sich anschließen die Kunstlehre des Antiken, als Kunstgeschichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Kunstpraktik und Technik, Geist und Behandlung der Kunstwerke, nach Maßgabe der Kunstepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunsthermeneutik, welche Abschlüsse giebt über

ie Symbolik der alten Kunst und Künstlerfabel, über die Art, wie
ıan bei Erklärung der alten Kunstwerke verfahren müsse, und
ie dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geschichte und Alter-
hümer dienen hier als Hülfswissenschaften. Die Kunstkritik lie-
ert nachher die Grundsätze, nach denen das Antike als Antikes über-
aupt zu prüfen ist, oder als einer gewissen Periode der Kunst ange-
ıörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Anset-
ungen, Ergänzungen, Verfälschungen, von Original und Copie u. s. w.
gehandelt. Die Ästhetik des Antiken endlich setzt dem Studium
er Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und He-
oencyklus als die Summe der Menschheit, diese Körper als sichtbar
gemachte Seele in den mannichfaltigsten Idealen nach Geschlecht und
Alter, von der erhabensten Göttlichkeit eines Zeus, bis herab auf
den Satyr, wo sich die Menschennatur in das Thierische verliert. Sie
lehrt uns eindringen in die ästhetischen Ideen, die den Compositionen
zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derselben be-
stimmend, macht aufmerksam auf den reinen Geschmack, die edle Ein-
falt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine also angelegte Archäolo-
gie dürfte allen Anfoderungen an ein zweckmäßiges Studium derselben
Genüge leisten. Noch aber ist kein Werk vorhanden, welches dieser
Idee ganz entspräche.

Archenholz (Joh. Wilh. v.), ehemals Hauptmann in königl.
preußischen Diensten, geboren in der Vorstadt Danzigs Langenfurth
1743. Sein eigentlicher Name war Johann Daniel, woraus er
aber in der Folge Johann Wilhelm zu machen für gut fand. Seine
erste Bildung erhielt er in dem Cadettenhause zu Berlin, und als er
das 15. Jahr zurückgelegt hatte, kam er als Offizier (im Dec. 1760)
zur preuß. Armee, und diente bei dem oft rühmlich genannten Regi-
ment Forçade bis zu Ende des 7jährigen Krieges. Nach dem Huberts-
burger Frieden (1763) erhielt er als Hauptmann seinen Abschied, oder
wurde vielmehr kassirt, weil er dem Könige Friedrich II. von einer
nicht vortheilhaften Seite, besonders als ein leidenschaftlicher Spie-
ler, bekannt worden war. Er ging nun auf Reisen, und sah in ei-
nem Zeitraume von 16 Jahren alle Provinzen Deutschlands, die
Schweiz, England, Holland, die österreichischen Niederlande, Frank-
reich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen. Oft war das Spiel
und trüglicher Handel seine Erwerbsquelle, und überhaupt scheint ihm
sein Thun und Treiben in dieser frühern Periode seines Lebens auf
keine Weise zur Ehre zu gereichen. Von seinem Aufenthalte in Eng-
land, wo er den größten Theil des Zeitraums von 1769 bis 1779 zu-
brachte, erzählt unter andern Wendeborn in den Erinnerungen aus
seinem Leben (1. Th. S. 359 ff.), er habe daselbst mit einigen Deut-
schen seiner Art den Schwindler gespielt. „Sie suchten," sagt er,
Waaren, wo sie nur konnten, auf Credit zu erhalten, und schickten
sie nach Deutschland, wo sie dieselben verkaufen ließen. Er gab sich
für einen Kaufmann aus, und machte unter verschiedenen Namen
mehr als einmal Bankerott. Er gerieth ins Gefängniß, und hat ei-
nen großen Theil seines Aufenthalts in England darin zugebracht, bis
er endlich aus demselben entkommen ist. Hätte man ihn wieder er-
hascht, so würde seine geringste Strafe wohl Transportation gewesen
sein." In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde
ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, behielt aber seit
dieser Zeit eine stets unheilbar gebliebene Lähmung des Fußes. Nach
der Wiederkehr nach Deutschland hielt er sich meistens in Dresden,
Leipzig und Berlin, am längsten aber in Hamburg auf, und fing nun

an, von Schriftstellerei zu leben. Ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, aber bekannt mit mehreren neuern Sprachen, ausgerüstet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiste und einer seltenen Geschicklichkeit zu fragen und zu sammeln, mit großer Menschen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzustellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeschmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung seiner Schriften zu wählen, gewann er sich in wenig Jahren ein großes Publicum, und erlangte auf dasselbe in verschiedenen Perioden seines literarischen Umtriebs einen entschiedenen Einfluß. Von der Zeit an, da er zuerst als Autor auftrat, suchte er zugleich seine Belesenheit sehr zu erweitern, und wußte sie mit Geschmack geltend zu machen. Den Grund zu seiner ehrenvollen literarischen Laufbahn legte er durch das vielgelesene Journal: Literatur und Völkerkunde, Dessau und Leipz. 1782—86; neue Literatur- und Völkerkunde, Leipz. 1787—91. 8. neun Jahrgänge, jeder von 12 Stücken; eine Monatsschrift, die sich durch Neuheit, Mannichfaltigkeit, meistens glückliche Wahl, leichte, gefällige Behandlung der Gegenstände, vortheilhaft auszeichnete. Beiträge zur Geschichte und angenehmen Literatur, zur Länder- und Völkerkunde, kleine philosophisch-literarische Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Deutschland wenig bekannten Werken, Briefe, Anekdoten und Gedichte machten den vornehmsten Inhalt aus. Den glänzendsten Erfolg hatte sein, fast in alle lebende Sprachen Europa's übersetztes Buch: England und Italien. Leipz. 1785, 2 Bde.; sehr vermehrt und verbessert, ebend. 1787, 5 Bde. 8. Unverkennbar ist hier des Verfassers Kunst auf Effect zu mahlen, und sein Bestreben, durch geschickte Anordnung und einen gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren, und das oft schon Gesagte wieder neu zu sagen. Wenn er in Hinsicht auf England das Lob übertrieb, so übertrieb er in Hinsicht auf Italien den Tadel und erlaubte sich oft die handgreiflichsten Verdrehungen und Unwahrheiten. Als Fortsetzung dieses Werks schrieb er die Annalen der brittischen Geschichte vom J. 1788 an, Braunschw., Hamb. u. Tübing. 20 Bde. 1789—98, 8. (der 20. Bd. die sehr brauchbaren Register von J. S. Ersch enthalten); worin er in einem einfachen doch lebhaften Tone die Begebenheiten des Parlaments, der Regierung, der Handlung, der Industrie, der Justizverwaltung, Literatur und Sitten erzählte, und aus englischen Zeitschriften sehr reichlich wahre, halbwahre, auch erdichtete Anekdoten einmischte, die man aber in deutschen Lesegesellschaften gern las. Zur Verbreitung englischer Lectüre in Deutschland sammelte er in den Jahren 1787 bis 91 das English Lyceum, a perodical Work, und die Fortsetzung davon unter dem Titel: The british Mercury. Am glänzendsten zeigte sich sein Talent in interessanter Darstellung aller Arten von Gegenständen, vereint mit dem Bestreben, ein schönes Ganzes zu liefern, in seiner, mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen geschriebenen Geschichte des 7jährigen Kriegs, zuerst im Berliner historischen Taschenbuch für das J. 1789, dann sehr erweitert in 2 Bdn. Berlin, 1793, 8. mit Bildnissen und einer Karte, wohlfeilere Ausgabe, ebend. 1801, 8.; in mehrere lebende Sprachen, und auch in schönes Latein übersetzt von H. G. Reichard, Baireuth, 1790; neue Aufl. 1792, 8. In der Geschichte der Königin Elisabeth, welche er zu dem historischen Kalender für Damen, Leipz. 1789, kl. 8. lieferte, sind die Begebenheiten mit so unverwandter Rücksicht auf den

ndzweck ausgewählt, so charakteristisch gestellt, und in einer so gefälligen, prunklosen Manier erzählt, daß kaum der interessanteste Roman die Aufmerksamkeit mehr an sich ziehen und fesseln kann. Auch eine Geschichte Gustav Wasa's, Königs von Schweden, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an bis an das Ende des 15. Jahrh. Tübing. 2 Th. 1801, 8. enthält eine interessante Darstellung der Regierungsgeschichte eines Königs, der in den schwedischen Jahrbüchern Epoche macht, aber etwas Neues von historischen Ansichten oder Beurtheilungen, wie man aus des Verfassers Ankündigung neugebrauchter Hülfsmittel erwarten sollte, findet man nicht. Mehr des Erwerbs als des Ruhms willen geschrieben sind seine Verschwörung des Fiesko und Leben Papst Sixtus V. und die übrigen Aufsätze im 1. Bande seiner kleinen historischen Schriften, Berl. 1791, 8.; der 2. hingegen (Tübing. 1803, 8.) enthält eine gehaltreiche Geschichte der Flibustier, welche auch unter einem besondern Titel erschienen ist. Seine Übersetzung von Orme (die Engländer in Indien, Leipz. 3 Bde. 1786—88, 8.) ist getreu und fließend, an einigen Stellen abgekürzt, aber ohne nöthige Erläuterungen und Zusätze. In den letzten 20 Jahren seines Lebens widmete Archenholz seine meiste Zeit der politischen Schriftstellerei, als Herausgeber der Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts, das mit dem J. 1792 seinen Anfang nahm, unter den mannichfaltigsten Schicksalen auch nach des Herausgebers Tode fortgesetzt, und nur in einzelnen kritischen Epochen, wie 1806 und 1811 eine Zeit lang unterbrochen wurde. Anfangs vereinigte er sich zur Herausgabe dieses Journals mit dem Buchhändler J. Fr. Unger in Berlin, allein dieser zog sich schnell zurück, besonders da er Archenholzens Reise nach Paris im Sommer 1791, und die Art, wie er sich mit seiner des Französischen völlig unkundigen Frau dort durchbrachte, wo er mit Assignaten und Büchern stark und glücklich speculirte, nicht billigen konnte. Mit vieler Klugheit wußte sich Archenholz als politischer Journalist, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Ansehn der Unparteilichkeit zu geben, ohne eben immer folgerecht in seinen Urtheilen und Grundsätzen zu sein. Dessen ungeachtet ist seine Minerva ein an Aufklärungen der Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, Mittheilungen ausländischer Aufsätze, Auszügen aus größereren Werken und wichtigen Actenstücken sehr reichhaltiges Journal, das oft in 3000 Exemplaren verkauft wurde. Nach der Rückkehr von Paris (im Herbst 1792) wählte Archenholz abermals Hamburg zu seinem beständigen Aufenthalte, ohne sich hier solcher Handlungen schuldig zu machen, als man ihm vorher nachsagte. Er kaufte sich im Holsteinischen an, und so sehr auch die Schwächen des Alters und des Körpers ihn in den letzten Jahren niederdrückten, und obgleich manche Vereitelungen und Einbußen seine Zufriedenheit störten, so blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Noch im J. 1810 machte er eine Reise nach Berlin, kam nach einem Aufenthalte von 6 Monaten auf seinem Landsitze Oyendorf unweit Hamburg zurück, und starb daselbst den 20. Febr. 1812, in einem Alter von 71 Jahren, an Entkräftung. B. G.

Archi, ein ursprünglich griechisches Wort, das mehreren, besonders kirchlichen, Amtstiteln vorgesetzt wird, entspricht der deutschen Vorsylbe „Erz" und bezeichnet einen höheren Grad der Würde, vor deren Titel es steht, z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiscopus, Erzbischof, Archipresbyter, Erzpriester, Archidia-

conus, oberster Diaconus. Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Äbte in der griechischen Kirche, die über mehrere Äbte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griechischen Kirche die Äbte Mandrä genannt wurden. In Sicilien nennen sich einige Äbte so, weil ihre Klöster ursprünglich von griechischer Stiftung sind und der Regel des heiligen Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen diesen Titel. E.

Archilochus, ein berühmter griechischer Dichter, geboren auf der Insel Paros, gegen das J. 700 v. Chr. Anfangs trug er die Waffen, berichtet aber selbst, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um schneller laufen zu können, seinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, treulos aber seine Zusage gebrochen hatte, erhenkte sich über seine Satire, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen seiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch seine zügellosen Sitten machte er sich eine Menge Feinde. Gehaßt von Allen und versunken ins äußerste Elend, suchte er auf der Insel Thasos, einer von seinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu sehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte sich für die Undankbarkeit durch beißende Verse. Die Lacedämonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympischen Spiele öffneten seinen Talenten einen glänzernden Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieser Triumph versöhnte ihn mit seinem Vaterlande, das stolz auf ihn war. Er brachte sein verderbliches Talent für die Satire dahin zurück, und starb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmte an ihm die Energie des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine sinnvolle Präcision, erhabene Gefühle und eine kräftige Satire; aber diese großen Eigenschaften wurden durch schändliche Verleumdungen und große Unsittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke sind bis auf wenige Fragmente für uns verloren gegangen.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das J. 287 v. Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, so scheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Um seine Verdienste um die mathematischen Disciplinen vollkommen zu bestimmen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Mathematik vor ihm; doch wissen wir, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert hat, welche die Neuern zur Basis genommen, um ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper darauf zu gründen. Euklides betrachtet in seinen Elementen nur einige dieser Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht sie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu diesem Übergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden und in seiner Schrift von der Messung des Cirkels, entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, deren Unverständlichkeit jedoch selbst von Kennern schwer zu besiegen ist. Archimedes ist der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der

Mechanik und über die Hydrostatik überliefert hat. Er hat zuerst den Satz gelehrt: „daß ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt;" und bestimmte mittelst desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weise hinzugefügt habe. Die Auflösung dieses Problems fand er, als er eben badete, und sie verursachte ihm so viel Freude, sagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „ich habe es gefunden! ich habe es gefunden!" Die praktische Mechanik scheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu sein, denn seine Äußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punct außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen eingeflößt hatten. Er ist der erste Erfinder des Flaschenzugs. Ferner schreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. s. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß Archimedes mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe; eine Sache, die an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf spätern Nachrichten beruht. Endlich gelang es den Römern durch Überrumpelung, sich der Stadt zu bemächtigen. Man erzählt, daß Archimedes in demselben Augenblicke, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte saß, und allerlei Figuren vor sich im Sande mit seinem Stabe bezeichnet hatte. Einem römischen Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!" Allein der rohe Krieger achtete so wenig darauf, daß er ihn selbst niederstieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das J. 212 v. Chr. Geb. setzt, so war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Seiner Verordnung gemäß, setzte man auf sein Grabmahl einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Auffindung ihres gegenseitigen Verhältnisses, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieses Denkmahl nicht mehr vorhanden sei, als Cicero, der sich als Quästor in Sicilien befand, es unter Gebüsch, wodurch es verdeckt war, wieder auffand.

Archipelagus, der allgemeine Name, womit große Gruppen von Inseln und Eilanden belegt werden. Die bekannteste ist die vorzugsweise so benannte Inselgruppe des Adalar Denghizi oder ägäischen Meers, wohin alle Eilande gehören, die zwischen Rumili und Anadoli oder zwischen den Küsten des alten Griechenlands und Kleinasiens belegen sind, und von den Geographen wohl in die Cykladen und Sporaden abgetheilt werden. Doch gehört die Insel Kiri (Candia) mit ihren Eilanden nicht zum Archipel, sondern eigentlich blos die Inseln, die den Sandschack des Kapudan Pascha zugeschrieben sind.

Architektonik, s. **Baukunst**.

Architrab, s. **Säule**.

Archonten hießen die höchsten obrigkeitlichen Personen in Athen, s. **Attika**.

Archytas. Ein berühmter Pythagoreischer Philosoph zu Tarent in Unteritalien zu Platons Zeit, der sich besonders um die Mathematik verdient machte und mehrere kunstreiche Maschinen oder so-

genannte Automate verfertigt haben soll, unter andern eine Taube, die sich scheinbar selbst bewegte. Doch lauten manche dieser Nachrichten von seiner Kunst etwas fabelhaft.

Arçon (J. C. E. von), berühmter französischer Ingenieuroffizier, Erfinder der schwimmenden Batterien, mit denen Gibraltar bezwungen werden sollte, wurde 1732 zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein gelehrter Advocat, hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt, gab aber endlich der herrschenden Neigung des Sohns für die Kriegswissenschaften nach. Er wurde in die Militärschule zu Meziers 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr Mitglied des Geniecorps. Im 7jährigen Kriege zeichnete er sich vortheilhaft aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Cassel. Im J. 1774 bekam er den Auftrag, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, und um dieses Geschäft zu beschleunigen, erfand er eine neue trockne Tuschmanier, mit einem einzigen Pinsel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerschöpfliche Einbildungskraft und unermüdete Thätigkeit. Er schrieb mehreres, und in allen seinen Schriften erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie; ungeachtet der darin herrschenden Incorrectheit der Sprache, ist ihre Lectüre höchst interessant. Im J. 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, um mit Hülfe derselben Gibraltar zu eroberen, das man damals von der Landseite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieser Erfindung nicht erkannt, weil der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach; daran aber war besonders die Eifersucht und der Mangel an Einigkeit unter den französischen und spanischen Offizieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei der Invasion in Holland unter Dumouriez nahm er den Feinden mehrere Plätze und unter andern Breda. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes Werk, das gleichsam das Resultat aller übrigen ist, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erste Consul brachte ihn 1799 in den Senat, und er starb am 1. Jul. 1800.

Are ist ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe ersetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen enthält. Der 10. Theil einer Are heißt Deciare. Decare ist ein Maß von zehn Aren.

Äre, der Zeitpunct, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Äre der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. sie fingen von dieser Zeit an zu zählen; unsere Äre ist die Geburt Christi. Dichter und Redner brauchen das Wort auch für Zeitalter und Geschichtsepoche.

Arelat, Arelatisches Reich, hieß von seiner Hauptstadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provenze, das im 9. Jahrh. den Titel eines Königreichs auf kurze Zeit führte (s. Burgund).

Arēna, s. Amphitheater.

Arēŏpagus, der älteste unter den atheniensischen Gerichtshöfen, und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Er hatte den Namen von seinem Versammlungsorte, dem unweit der Citadelle gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von einigen dem Cekrops, von andern dem Solon zugeschrieben, doch scheint er von letzterm nur eine bessere Einrichtung, mehr Ansehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben.

Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung dessen würdig gemacht hatten. Es wurde zu dem Ende eine besondere Prüfung vorgenommen. Aristides nannte den Areopag das heiligste und ehrwürdigste Tribunal Griechenlands, und Demosthenes versichert, daß er nie ein Urtheil gesprochen, womit nicht beide Theile zufrieden gewesen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiseten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt dieser Gerichtshof seine ganze Reinigkeit, durch diesen aber, der, ohne Archont gewesen zu sein, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerst verletzt; doch behielt er noch lange sein Ansehen, das erst nach und nach mit dem Verfalle Athens sank.

Ares, s. **Mars**.

Arethusa, 1. eine von den Hesperiden (s. d.); 2. eine Tochter des Nereus und der Doris, erst eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Insel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung in eine Quelle s. **Alpheus**. Da Theokrit an ihren Ufern seine Idyllen dichtete, ist sie oft zur Muse des Hirtengesanges gemacht worden.

Aretin (Adam, Freiherr von), einer der ausgezeichnetsten baierischen Staatsdiener, ward den 24. August 1769 zu Ingolstadt an der Donau geboren, widmete sich früh dem Studium der Rechtswissenschaft, und trat nach vollendeten Studienjahren in Staatsdienste, wo er unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section sich emporarbeitete. Er nahm an vielen der wichtigsten Arbeiten Antheil, erhielt 1810 das Ritterkreuz des Verdienstordens, und ward, als im Februar 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an dessen Statt nach Frankfurt geschickt, wo er sich sowohl durch Mäßigung, als auch durch die energische Vertheidigung der baierischen Verfassungsurkunde die allgemeine Achtung erwarb. 1819 wurde er mit dem Großkreuz des Verdienstordens beschenkt. Als Schriftsteller hat er sich nie bekannt gemacht, was er drucken ließ, erschien nicht unter seinem Namen und bezieht sich meistentheils auf seine Kunstliebhaberei, da er eine der größten Kupferstichsammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemählden besitzt.

Aretin (Christoph, Freiherr von), ein Bruder des Vorigen, geb. zu Ingolstadt, den 2. Dec. 1772, studirte zu Heidelberg unter der Leitung des damaligen Professors, jetzigen Staatsraths **von Zentner**, so wie nachher auch zu Göttingen und Paris und war seiner Zeit auch mit in die Illuminatengeschichten verflochten. Er trat früh in Staatsdienste, und wurde bei der beim Regierungsantritte des jetzigen Königs vorgenommenen Organisation 1799 Landesdirectionsrath. Schon damals 1799 und 1800 drang er auf Abschaffung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags. Bei dem Streite der baierischen Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöster als Regierungscommissär zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräsidenten der Akademie der Wissen-

schaften, wurde 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München, 1807 Secretär der ersten Classe der Akademie der Wissenschaften, und 1809 Ritter des Civilverdienstordens. Er war jetzt als Schriftsteller unermüdet thätig, gab mit Babo und später mit Scherer von 1804 bis 6 ein Tageblatt, Aurora, heraus, und später, als Fortsetzung des bekannten Leipziger allgemeinen literarischen Anzeigers, den neuen literarischen Anzeiger. Er machte noch viele andere Werke bekannt, unter denen wir nur folgende bemerken: Aussprüche der Minnegerichte, 1803; Geschichte der Juden in Baiern, 1803; Älteste Sagen über die Geburt Carls des Großen, 1803; Beiträge zur Geschichte der Wünschelruthe, 1807; die frühesten universalhistorischen Folgen der Buchdruckerkunst, 1809; Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der Münchner Bibliothek, 7 Bände oder 42 Hefte; Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, 1810; Literatur der Geschichte Baierns, 1810; Nachrichten zur baierischen Geschichte aus noch unbenutzten, meistens ausländischen Quellen, 1811; Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Baiern, 1813 und 1818; Geschichte des XIII. Art. der deutschen Bundesacte; Gespräche über die baierische Verfassungsurkunde, 1818; Baierischer Verfassungskatechismus, 1819; Literarische Monatsschrift für baierische Staats- und Geschäftsmänner, 1818 und 1819; Baierische Landtagszeitung, 20 Hefte (anfangs als Hofzeitung verschrien, bis ihre Richtung gegen die Minister nicht mehr zu verkennen war). Seine 1809 erschienene Schrift: die Plane Napoleons und seiner Gegner in Deutschland, worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Baierns auf eine diesen nachtheilige Weise beleuchten wollte, erregte einen langen und heftigen Streit zwischen den Gelehrten Münchens, der mit vieler Erbitterung geführt ward und nach dessen Beendigung legte Aretin auf höchste Veranlassung seine bisherigen Ämter nieder und ging 1811 als erster Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg; 1813 ward er Vicepräsident. Seine Flugschrift: Sachsen und Preußen (zu Gunsten Sachsens), machte außerordentliches Aufsehen und zog ihm vielen Verdruß zu. 1819 wurde er in die Deputirtenkammer beim baierischen Landtag erwählt und er war in derselben eins der wirksamsten Mitglieder, obgleich man ihn anfangs verkannte, weil er sich dem Herrn von Hornthal, der durch Ultraopposition der guten Sache schadete, entgegensetzte. In demselben Jahr wurde er zum Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erwählt und ihm die Bearbeitung der hohenstaufischen Periode übertragen.

Aretino (Pietro), einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, der jedoch den größten Theil seines Ruhms der Ausgelassenheit seiner Feder verdankt. Seine Schicksale entsprachen der Sonderbarkeit seiner Individualität. Der natürliche Sohn eines Edelmanns, gelangte er zur Gunst der Fürsten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derselben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er selbst hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, trotz der Bosheit und Heftigkeit seiner Satiren; eben so sehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man sich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein so zügelloser Schriftsteller, daß man mit seinem Namen die Schamlosigkeit und Obscönität bezeichnete, schrieb er auf der andern Seite auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es sein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen il divino; und er war anspruchsvoll genug, ihn selbst, wie einen Titel, seinen übrigen Namen beizu-

ügen. Geboren zu Arezzo in Toscana im Jahre 1492, zeigte er früh eine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einst davon machen werde. Wegen eines Sonetts gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienste Leo's X. und später Hadrians VI. trat, Sechzehn schändliche Sonette, die er auf eben so viel obscöne Bilder von Julius Romanus verfertigte, zwangen ihn, Rom zu verlassen. Johann von Medicis, den seine Sittenlosigkeit wenig abschreckte, berief ihn zu sich und nahm ihn mit sich nach Mailand, wo Aretin Gelegenheit fand, sich Franz I. gefällig zu machen. Nachdem er Rom besucht, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und der verwundet in seinen Armen starb. Aretino ließ sich 1528 zu Venedig nieder und erwarb sich mächtige Freunde, unter denen der Bischof von Vicenza ihn sowohl mit dem Papst aussöhnte, als auch bei dem Kaiser so günstig empfahl, daß dieser ihm eine goldene Kette überschickte. Franz I., der nicht minder großmüthig sein wollte, schenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber später Carl ihm eine Pension von 200 Thalern aussetzte, hinter der Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobsprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve setzte ihm eine ansehnliche Pension aus. Außerdem gewann er, nach seiner eigenen Angabe, durch seine Schriften jährlich tausend Goldthaler nebst einem Rieß Papier und einer Flasche Tinte. Der berühmte Nicolo Franco, ein eben so zügelloser, aber ungleich gelehrterer Schriftsteller, wurde sein Gehülfe bei seinen Arbeiten. Aretino's Ruf verbreitete sich; aus allen Gegenden Italiens schrieb man an ihn, man erhob ihn, man kam ihn zu sehen. Durch seine Erbauungsschriften söhnte er sich mit dem römischen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, wurde durch ein Sonett, das sein Landsmann an ihn richtete, so gerührt, daß er ihm tausend Goldkronen schickte, und ihn zum St. Petersritter machte. Drei Jahre nachher wurde er von dem Herzog von Urbino dem Papst selbst vorgestellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, sondern selbst mit Zärtlichkeit aufnahm. Dennoch konnte er den Cardinalshut, wonach er so eifrig strebte, nicht erlangen. Die Art seines Todes paßte zu seinem Leben. Er hatte Schwestern zu Venedig, die eben so zügellos lebten, wie er selbst. Man erzählte ihm einst einige ihrer galanten Abenteuer, die er so belustigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und starb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt. Die Natur hatte ihn sehr glücklich ausgestattet. Der Geschmack für die Künste war ihm angeboren, und er übte mehrere mit Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Weiber. — Seine Werke bestehen, wie schon angedeutet worden, in mehreren Religionsschriften, ferner in fünf Lustspielen und einem Trauerspiele, jene voll Witz und echt komischen Zügen, dieses nicht ohne Verdienst, in der ausgelassenen Ragionamenti nebst der Puttana errante, in den sechzehn ruchlosen Sonetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreisungen, zum Theil satirisch und schlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretin unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient diese Ehre jedoch weniger der Reinheit, als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls wegen.

Argandsche Lampe, von ihrem Erfinder, **Argand**, so genannt. In der Hauptsache kommen sie darin überein: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, welches ungefähr anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit ist, der Länge nach so zusammengenäht, daß dadurch ein kleiner Cylinder entsteht. Dieser Docht wird an dem einen Ende über einen messingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch ist, gestülpt, damit er aufrecht steht, und in eine messingene Röhre von angemessener Länge und Breite dergestalt eingesetzt, daß er mit seinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieser wird mit Baumöl angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Diese Röhre steht in einer etwas weitern messingenen Röhre, welche oben und unten offen ist, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über diese Röhre ist ein gläserner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder gestürzt. Durch diese Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen starken Zug, und ertheilt dem Lichte eine sehr lebhafte Flamme, deren Schein durch das cylindrische Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Öl verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge scheint dabei an ein zu starkes Licht gewöhnt zu werden. Man nennt in Frankreich die Argandschen Lampen Lampes à Quinquet, nach einem Blechschmidt, Namens **Quinquet**, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen in Compagnie getreten war. Huile à Quinquet nennt man das Öl zu den Argandischen Lampen, welches nach englischer Art durch Holzkohlen filtrirt wird.

Argens (J. B. Marquis d'), geboren 1704 zu Aix. Sein Vater bestimmte ihn der juristischen Laufbahn, aber der Militärstand entsprach seiner Neigung mehr, und er trat in denselben mit seinem funfzehnten Jahre. Seine Liebschaft mit der schönen Sylvie bewog ihn, den Dienst und Frankreich zu verlassen, um sich in Spanien mit dieser Schauspielerin zu verbinden. Aber noch vor der Ausführung dieses Plans arretirt, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem französischen Gesandten nach Constantinopel geschickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch mehrere Abenteuer bezeichnet. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er sich vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienste unfähig. Ohne Subsistenz, enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller, und ging nach Holland, um mit desto mehr Freiheit schreiben zu können. Hier gab er seine Lettres juives, Lettres chinoises und Lettres cabalistiques heraus. Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünschte den Verfasser kennen zu lernen und an seine Person zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß mit fünf Fuß und sieben Zoll er bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sei. Nach dem Tode dieses soldatischen Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erschien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt den Kammerherrnschlüssel und die Stelle eines Directors der schönen Wissenschaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte. Fast ein Sechziger, verliebte er sich in eine Schauspielerin, Namens Cochois, und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweitenmale seit seinem Aufenthalte in

Preußen in sein Vaterland reis'te, um seine Familie zu besuchen, fand er auf seinem Wege eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Aix verbreitet, worin er persönlich signalisirt und als ein Gotteslästerer excommunicirt war. Diese Schrift beunruhigte ihn anfangs sehr, bis er an der Unterschrift, in welcher Friedrich statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach seiner Rückkehr mußte er mehr als je von der satirischen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf sechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reise in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, und kehrte, da der König, in der Meinung, seine Krankheit sei erdichtet, sich einem unmäßigen Zorn überlassen hatte, in die Provence zurück, wo er 1771 starb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmahl errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philosophie, hatten einst ein gewisses Ansehen, an dessen Stelle jetzt Nichtachtung und Vergessenheit getreten ist. Sie sind auf mannichfache Weise lehrreich; aber es fehlt ihnen an Gediegenheit, Geschmack, Kritik und redlicher Absicht.

Argent haché (franz.), wörtlich zerhacktes Silber. Man versteht aber darunter unedles Metall, das nur mit Silber überzogen ist.

Argo, s. Argonauten.

Argolis, Argolia, Argos, die westliche Landschaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordost an den saronischen Meerbusen, gegen Westen an Arkadien, gegen Süden an Lakonien, und gegen Südwest an den argolischen Meerbusen grenzte. Das Land ist trefflich; Hügel und Berge wechseln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Argolis wurde früh cultivirt; Inachus und Danaus ließen sich hier nieder; Adrast, Eurystheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten; Perseus und Herkules wurden hier geboren. Schon von den ältesten Zeiten her zerfiel es in die kleinen Reiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freistaaten bildeten.

Argonauten hießen jene Heroen des griechischen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reise durch unbekannte Meere nach Kolchis machten. Die Veranlassung dazu war folgende: Äson, König von Jolkos in Thessalien, hatte, von Alter entkräftet, die königliche Würde seinem Sohne Jason übergeben, bis derselbe aber volljährig geworden, seinem Halbbruder Pelias zum Reichsverweser ernannt. Als nun die bestimmte Zeit verflossen war, erschien Jason, das väterliche Reich zurückfodernd. Pelias, dem Anscheine nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phrixus und Helle (s. Athamas und Helle) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Kolchis zurückzuholen, wo es Phrixus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Arglist des Vorschlages nicht ahnend, verpflichtete sich zur Ausführung des Abenteuers, und foderte die tapfersten Helden Griechenlands zur Theilnahme auf. Diese folgten gern einem Unternehmen, wo Heldenruhm zu erkämpfen war. Die vornehmsten derselben waren Herkules, Kastor und Pollux, Peleus, Admet, Neleus, Meleager, Orpheus, Telamon, Theseus und sein Freund Pirithous, Hylas und viele Andere. Auf einem am Fuße des Berges Pelion erbauten Schiffe, Argo mit Namen, das an Ausrüstung und Größe alle frühern übertraf, traten sie mit günstigem Winde die Reise an. Der schiffahrtkundige

Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitschauende Lynceus spähte mit scharfen Blicken die Gegend aus; Orpheus aber erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Gesang in drohenden Gefahren. Als einst ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Mysterien kundig, nebst anderen Gefährten, den samothrazischen Gottheiten Gelübde; da legte sich alsbald der Sturm, und um den Beistand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erschienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioskuren (s. Castor). Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo sie zwei Jahre verweilten, denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb, von ihren Männern verschmäht und durch thrazische Beischläferinnen verdrängt, hatten sich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei sich zurück. Endlich schifften sie weiter nach Samothrazien, wo sie ihrem Gelübde gemäß sich in die dortigen Geheimnisse einweihen ließen. Dann landeten sie bei Troas. Hier verirrte sich Hylas, und als Herkules, der ihn aufsuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne beide weiter; auch Telamon trennte sich hier. Darauf gelangten sie zur Stadt Zyzikus, wo der König sie gastfrei aufnahm. Als aber ein Sturm sie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden sie für Feinde gehalten; es entstand ein Gefecht, in welchem Jason den König selbst tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, fesselte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man versöhnte die Zürnende, schiffte sodann östlich und landete in Bebryzien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraziens Küsten verschlagen, nach Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte (s. d.), der den Fremdlingen heilsame Rathschläge und einen Wegweiser gab, der sie durch die cyanäischen Felsen bringen sollte. Von diesen lautete die Sage, daß sie von den Winden geschnellt ungestüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchsegelnden Schiffe zerschmetterten. Bei den Felsen angelangt, ließen sie nach Phineus Rath eine Taube hindurchfliegen, welcher sie mit Macht nachruderten; Orpheus aber schlug seine Zither. Die Felsen standen fortan fest und die Gefahr war glücklich besiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Insel Aretias (oder Dia), wo sie ankerten. Hier fanden sie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, und gegen welche die Helden nur durch starkes Getös mit ihren Waffen sich schützen konnten. Nachdem sie diese Ungethüme vertrieben, trafen sie auf Phrixus Söhne, die, von Äetes nach Orchomenus gesendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hierher verschlagen worden, und erlös'ten die Bedrängten, wofür diese dankbar den Helden manche heilsame Kunde gaben. Endlich erschien ihnen das ersehnte Ufer von Kolchis; sie landeten bei Nacht an der Mündung des Phasis. Der König Äetes, von der Ankunft und Absicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem sein Leben hing, aber er trug dem Jason drei Abenteuer auf, durch die er ihn sicher zu verderben hoffte. Erstlich sollte Jason zwei flammenspeiende Stiere Vulkans an eine diamantene Pflugschar spannen und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen. Dann sollte er die noch übrigen Drachenzähne des Kadmus, die Äetes besaß, in die gepflügten Furchen säen, und die daraus erwachsenen geharnischten Helden tödten; endlich sollte er den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten sollte er an einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten Juno und Minerva der in Zauberkünsten erfahrenen Tochter des Äetas, Medea,

glühende Liebe für Jason ein, und gegen das Versprechen, sie als rechtmäßige Gemahlin in seine Heimath zu führen, gab sie ihm eine Mischung, womit er sich salben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte. So ausgerüstet, zwang Jason vor den Augen des Königs und des versammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, säete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufsprossende gewappnete Schar den Stein, worauf sie die Waffen wüthend gegen sich selbst kehrten und einander in wildem Kampfe ermordeten. Da erschrak Äetes und befahl Aufschub des letzten Abenteuers. Andern Rath ersinnend, beschloß er, Jason mit seinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Absicht unterrichtet, eilte er bei Nacht in den geheiligten Hain, schläferte den Drachen durch Zaubertränke ein, nahm das goldene Vließ von der Eiche herunter, auf der es hing, und begab sich mit Medea und seinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht vernahm, bestieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren sie einander im Gesicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem sie ihren Bruder Absyrtus tödtete, und seine zerstückten Glieder am Ufer hinstreute, der jammervolle Anblick derselben fesselte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu sammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, schifften sie jetzt die Donau hinauf, trugen dann die leicht gebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatischen Meeres, und schifften sich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodonischen Maste der Argo der Orakelspruch: Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küssen, bis Jason und Medea von Absyrtus Morde losgesprochen und die Rachegöttinnen versöhnt worden. — Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Äea zur Circe, des Äetes Schwester, aber diese weigerte sich, die Schuld zu sühnen und verkündigte ihnen, daß dies nur auf dem Vorgebirge Melea geschehen werde. Selbiges aufsuchend, bestanden sie die Gefahren der gräßlichen Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der libyschen Sandbänke. Dann kamen sie nach Kreta, wo sich der Riese Talos, der die Insel bewachte, ihrer Landung widersetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferse und war unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er sich verblutete. Endlich erreichten sie Mela's heißersehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward versöhnt und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde vom Jason auf dem korinthischen Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am Südhimmel als leuchtendes Gestirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor sich aber die Helden trennten, schwuren sie einander wechselseitigen Beistand im Kriege, und beschlossen, zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfspiele zu feiern, welche der Anfang der olympischen Spiele wurden. Medea's und Jasons weitere Schicksale sehe man unter den besondern Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreise der Argonauten die Alten sehr von einander abweichen; auf eine nähere Auseinandersetzung einzugehen, erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks. Diese

abenteuerliche Unternehmung, die man in die Mitte des 13. Jahrh. vor Chr. setzt, wählten mehrere Dichter des Alterthums zu ihrem Gegenstande. Noch haben wir unter Orpheus Namen ein Gedicht dieses Inhalts, von Apollonius aus Rhodus, und von Valerius Flaccus.

Argos, s. Argolis.

Argus, des Arestor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte stets wachte, während die andere im Schlafe geschlossen war. Die eifersüchtige Juno bestellte ihn zum Wächter der unglücklichen Io (s. d.); allein Merkur wußte ihn durch das Spiel seiner Flöte einzuschläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb, mit dessen Augen Juno den Schweif des Pfauen schmückte.

Aria, eine Landschaft des alten Persiens, jetzt Chorasan.

Ariadne, des Minos und der Pasiphaë Tochter. Nachdem sie Theseus (s. d.) gerettet, von dem Treulosen aber auf Naxos verlassen worden, erscheint ihr, während sie ermattet in unruhigen Schlaf hingesunken ist, plötzlich, von seinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von seinen Gefährten und Dienern umrauscht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne spendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die Schlummernde mit stummem Erstaunen und huldigt den Reizen der holden Schläferin. Sie erwacht, um auf immer in seine Arme zu sinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmlisch getröstet, die Gebeugte über alles Irdische erhoben, die Braut und Triumphgenossin des sanftesten Tiegerbändigers, eine siegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Gebieterin aufstieg. — Die alten und neuen Dichter haben diesen schönen Stoff vielfältig behandelt; es sind mehrere Gemmen übrig, welche die Geschichte der Ariadne darstellen; auch ist eine Ariadne unter den Gemählden von Herculanum. (S. d. Art. Benda.)

Arianer werden die Anhänger des alexandrinischen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sei das edelste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (Homousia, daher Homousianer) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320, und 325 auf der berühmten Kirchenversammlung zu Nicäa feierlichst verdammt. Die Bestimmungen des nicänischen und des darauf gebauten ausführlichen Athanasischen Symbolums haben daher in der Polemik gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwischen in seiner Verbannung seiner Partei neue, mächtige Anhänger zu verschaffen, und Constantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die katholische Kirchengemeinschaft bewerkstelligen, als dieser 336 plötzlich starb. Nach seinem Tode gewann seine Partei bedeutenden Zuwachs, Constantin selbst ließ sich kurz vor seinem Tode 337 auf Arianische Weise taufen und bei Constantin II. war der Arianismus die Hoftheologie, bildete sich seine eigene Liturgie und nahm seit 350, wo Constantinus allein herrschte, auch im Occident überhand, wo Rom einen Arianischen Bischof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern selbst bereiteten indeß den endlichen Sieg der katholischen Kirche, die sie beständig im Bann hielt, vor. Zuerst hatten sich ihr die Semiarianer oder halben

Arianer, als deren Anführer Basilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiusia, daher Homoiusiasten) genähert und dadurch das Übergewicht am kaiserlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (s. d. Art. Geist, heil.) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Übertreibungen der strengen Arianer, Aetius und Eunomius aus Kappadocien, nebst ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz anderen Wesens sei als der Vater (daher Heterusianer, Anomöer), selbst die Semiarianer wider sich aufbrachten und durch die Reduction der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anstoß erregten. Und den Ausschlag gab der Kaiser Julian, der Apostat, dessen Verachtung gegen das Christenthum allen Parteien gleiche Duldung verstattete, und keine Glaubensstreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob sich der Arianismus durch Valens seit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte selbst bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Katholischen schreiten, Gratian aber stellte die Ruhe und Theodosius die Herrschaft der Orthodoxen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern selbst beschleunigten das Ende ihres Einflusses und Ansehens im römischen Reiche. Seit der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts verlor sich daher der Arianismus in dem Theile des römischen Reichs, der noch unter den Kaisern stand. Bei den Gothen, die das Christenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Westen des Reichs herrschend, bis des orthodoxen Franken Clodwigs Siege und die Reform des westgothischen Königs Reccared ihn am Ende des 15. Jahrhunderts auch hier verdrängten. Um dieselbe Zeit wurde er auch bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm, wahrscheinlich durch die Westgothen verleitet, 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn schon im Anfange des 6. Jahrhunderts auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Katholicismus zu bekehren. Sie waren seit 430 strenge Arianer und wußten die Herrschaft ihrer Secte in Nordafrika selbst mit den grausamsten Verfolgungen gegen die Katholiken geltend zu machen — erst Belisars Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn die Albigenser in Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert ähnlicher Lehren beschuldigt wurden, und die Secten, welche vom 16. Jahrh. bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, sich in der That zu der Meinung, daß Christus dem Vater subordinirt sei, bekannten; so mochten doch weder jene noch diese für Arianer gelten. E.

Aridäus, ein Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philinna, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen lassen, blödsinnig geworden, regierte statt seiner Perdikkas, dann Antipater. Nach einer Regierung von 6½ Jahre ließ Olympias ihn und seine Gemahlin Eurydice umbringen.

Arie in der Dichtkunst ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemessenes und eine bestimmte Empfindung ausdrückendes Ganzes, bestimmt, in Musik gesetzt und von einem einzigen Sänger gesungen zu werden; und in der Musik ein abgemessener und von einer einzel-

nen Stimme vorgetragener Gesang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyrischen Gedichts angepaßt ist. In den Opern steht die Arie dem Recitativ und den mehrstimmigen Gesangstücken entgegen. Die Ariette, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile besteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung voraussetzt.

Arimaspen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien, bald in die rhipäischen Gebirge versetzt und mit den Cyklopen verwechselt wird.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oncäa, berühmt als Zitherspieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war zu Methymna auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt sich lange am Hofe Perianders zu Korinth auf, und besuchte einst von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem musikalischen Wettstreit. Als er aber mit reichen Schätzen sich auf einem korinthischen Schiffe eingeschifft hatte, um zu seinem Freunde Periander zurückzukehren, beschlossen die Schiffer, von Habsucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch süße Lieder die Herzen seiner Schiffsgefährten zu rühren versuchte. Die musikliebenden Delphine versammelten sich um das Schiff und lauschten seines süßen Spiels und Gesangs, doch die habsüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das sah, beschloß er, sich durch freiwilligen Tod ihren rohen Mörderhänden zu entziehen und stürzte sich selbst in die Fluth. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf seinen Rücken und trug ihn, während Arion die stürmenden Wogen durch die Macht seiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänaros ans Land. Später kamen auch die Schiffer nach Korinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er gestorben sei. Da trat er ihnen vor Augen, und die ihres Frevels Überwiesenen ließ Periander ans Kreuz schlagen. Arions Lyra aber, so wie der rettende Delphin, wurden als Sternbilder an den Himmel versetzt.

Arioso (sangbar), bezeichnet in der Musik einen Satz von langsamer Bewegung, dessen Melodie so sangbar und ausdrucksvoll ist, daß sie weiter keiner Verzierungen bedarf. Lyrische Stellen im Recitativ werden oft mit guter Wirkung als Arioso behandelt, indem der Componist den ganzen Umfang der Empfindung in einem solchen Satz concentrirt darstellt.

Ariosto (Lodovico), war zu Reggio den 8. September 1474 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie und von einem Vater, der nach langen Diensten in verschiedenen Ämtern von dem Herzog von Ferrara, Herkules I., zum Richter des ersten Tribunals von Ferrara ernannt wurde. Von zehn Kindern war er das älteste und verrieth Anlage zur Dichtkunst schon in seinen Kinderspielen; er verfertigte Tragödien, die er mit seinen Brüdern aufführte, unter andern die Geschichte von Pyramus und Thisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er sich in seinen Studien aus und erweckte die größten Hoffnungen. Sein Vater bestimmte ihn der Rechtsgelehrsamkeit; aber nach fünf mit Widerwillen und vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leistete der Jüngling auf sie Verzicht, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregor von Spoletro. Plautus und Terenz, die er erklärte, gaben ihm den Gedanken zu zwei Komödien, der Cassandra und den Suppositi, welche er damals entwarf. Lyrische Gedichte, in italienischer

und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, Sohne des Herzogs Herkules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn im J. 1503 an seinem Hofe an und bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten; und nach Herkules Tode setzte Alphons, des Cardinals Bruder, als er den Thron bestiegen hatte, nicht minder sein ganzes Vertrauen in Ariost. An diesem Hofe begann und vollendete er, mitten unter Zerstreuungen aller Art, in zehn oder elf Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht, den Orlando furioso. Im J. 1516 war der Druck desselben beendigt. Als Ariost dem Cardinal ein Exemplar davon überreichte, soll er von ihm gefragt worden sein: Meister Ludwig, woher nehmt ihr nur alle die Possen und Albernheiten? — Wäre dies wahr, so hätte der geistreiche Fürst und Cardinal Hippolyt von Este dadurch bewiesen, daß er leichter selbst eine Albernheit sagen, als das hohe Genie Ariosto's würdigen konnte und daß er nicht werth war, ihn zu besitzen. Indeß sollte ihn Ariost 1517 oder 18 auf einer Reise nach Ungarn begleiten, wo seine Angelegenheiten ihn zwei Jahre zurückhielten. Die Strenge des Klima's und die schwache Gesundheit des Dichters schienen ihm keine hinreichenden Entschuldigungen, und da dieser auf seiner Weigerung bestand, verlor er gänzlich die Gunst des Cardinals, welche sogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß überging. Ariost wurde jetzt von dem edeln und kunstliebenden Herzog Alphons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunstbezeigung ähnlich sah — ihm im J. 1521 und 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich diese schwierige Unternehmung, kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Komödien und der letzten Vollendung seines Orlando beschäftigte und am 6. Juni 1533, 58 Jahre alt, starb. Ariost vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchses und der Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen, und liebte den Glanz, mußte sich indeß mit der Erbauung eines kleinen aber angenehmen und bequemen Hauses begnügen, über welches er die Verse setzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Ariosto's Orlando furioso (der sich an Bojardo's Orlando innamorato anschließt, und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann) ist ein vollendetes romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben aufzufinden. Abgeschmackt ist es, untersuchen zu wollen, ob Ariost, oder Tasso, oder Dante größer sei, da ein jeder in seinen Werken als vollendet und unübertrefflich erscheint. Forschen wir aber nach den hervorstechenden Eigenschaften, die Ariost in seinem Orlando entfaltet hat, so finden wir einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie athmet durch das ganze Werk, und schmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt sich eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden (zuweilen unangenehm störenden) Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ohne undeutlich zu werden, so durch einander zu schlingen weiß, daß es schwer ist, den vollständigen In-

halt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen Ariosto den großen Meistern des Gesanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer diesem großen Epos besitzen wir von Ariosto einige Lustspiele, Satiren, Capitoli und Sonette, ferner eine Sammlung lateinischer Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Den deutschen Lesern darf der Orlando in Gries meisterhafter Übersetzung nicht unbekannt sein. M.

Aristäus (Mythol.), ein Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man schrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, und erwies ihm selbst göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieser den Tod, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Zur Strafe verlor er seine Bienen, der Verlust wurde ihm aber durch neue Schwärme ersetzt, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und der Vater des Aktäon.

Aristarch, ein berühmter griechischer Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußersten Schärfe durchging. Sein Name ist daher zum Appellativum geworden, und man bezeichnet damit überhaupt einen strengen aber gerechten Kunstrichter. Er war in Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren und lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn sehr schätzte, vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder. Nachdem er sein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, besonders des Homer, gewandt hatte, starb er 72 Jahr alt auf Cypern. — Aristarch von Samos, geb. im J. 264 vor Chr. Geb., ein berühmter Astronom, von dem wir noch ein Werk über die Größe und die Abstände der Sonne und des Mondes haben, dessen Angaben jedoch höchst mangelhaft sind.

Aristides, um seiner strengen Rechtschaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn, und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war Anführer seiner Tribus (Polemarch), als die Athenienser mit den Persern bei Marathon zusammentrafen. Nach der bestehenden Einführung führte jeder Polemarch nach der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Aristides aber, der den Nachtheil dieses steten Wechsels einsah, bewog sämmtliche Polemarchen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieser Maßregel besonders war der Gewinn der Schlacht zuzuschreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in diesem Amte einer so allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themistokles Eifersucht erregte. Da dieser ehrgeizige Mann ihn dennoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, sprengte er aus, daß Aristides nach einer Art von Königthum strebe, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Ostracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, in welcher Aristides verbannt wurde, zufällig neben ihm stand, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Aristides auf seine Muschel zu schreiben, mit der er seine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Aristides beleidigt?" fragte dieser ihn. — „Nein," antwortete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Sein Wunsch ward nicht erfüllt; denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere gegen

Griechenland ausbrach, eilten die Athenienser, einen Mitbürger, von dem sie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er sich auf die Nachricht, daß die griechische Flotte bei Salamis von der persischen umzingelt sei, sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griechischen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte Aristides vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platää befehligte Aristides die Athenienser, und trug viel zu dem Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Gesetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Ämtern, selbst zur Archontenwürde, verstattet ward. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, daß er ihn aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, ernannte man Aristides, um sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen, in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Atheniensern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. Aristides sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sei, als Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Kosten des Krieges gegen die Perser bestreiten zu können, bewog Aristides die Griechen zu einer Abgabe, die an gewisse gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in einem sehr hohen Alter, und, was seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit am schönsten beweis't, so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, dem der Staat hundert Silberminen und eine Baumpflanzung schenkte. — **Aristides** (Älius), ein bekannter Rhetor, der im Jahr 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reisen, und ließ sich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerstörte, erlangte Aristides vom Kaiser Antonin die Wiederaufbauung derselben, wofür die dankbarn Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienst seiner Reden, von denen wir noch 45 besitzen, besteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene die cyrenaische genannt wurde. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, wahrscheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, hörte er vom Sokrates erzählen, und ward so begierig, ihn zu hören, daß er sogleich nach Athen eilte und sich unter seine Schüler mischte. Er nahm indeß nicht alle Grundsätze desselben an. Er war, wie dieser, der Meinung, daß man sich enthalten müsse, von Dingen zu sprechen, die über die menschliche Fassungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die physikalischen und mathematischen Wissenschaften; aber seine Moral wich sehr von der Sokratischen ab. Seine Hauptsätze waren, daß alle Empfindungen des Menschen sich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen lassen. Das Vergnügen ist eine sanfte,

der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das erstere und vermeiden das letztere. Das Glück ist nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art der Wollust entziehen. Doch ist dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns stets in unsern Genüssen leiten. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm mehrmal darüber, und wahrscheinlich um seinem Tadel zu entgehen, brachte Aristipp einen Theil seiner Zeit zu Ägina zu, wo er sich auch befand, als sein Lehrer starb. Er machte mehrere Reisen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendste Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, die sich dem Diogenes unentgeldlich ergebe, antwortete er: „Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll." (S. Laïs.) — Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen seiner Schüler kennen. Seine Lehre ward blos von seiner Tochter Arete und von Antipater von Cyrene fortgepflanzt, die er beide in seinem Alter darin unterrichtete. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen.

Aristokratie — stammt aus dem Griechischen (von αριστος, der Beste, und κρατειν, herrschen oder regieren) und bedeutet eine Herrschaft oder Regierung der Besten. Unter den Besten aber sind hier nicht etwa die Gebildetsten oder Tugendhaftesten zu verstehn, sondern die Vornehmsten, Reichsten, Mächtigsten im Staate, welche von den Römern auch die Optimaten genannt wurden (von optimus, der Beste). Wenn sich nämlich in einer bürgerlichen Gesellschaft einzelne Familien dergestalt hervorthun, daß die aus ihnen hervorgehenden Staatsbürger als eine edlere Menschenclasse betrachtet werden, daß daher eben diese Edleren ein Übergewicht an Ansehn, Besitzthum und Macht über die übrigen Bürger erlangen, und daß sie eben darum die ersten und wichtigsten Staatsämter verwalten, mithin den Staat selbst beherrschen oder regieren: so findet alsdann im Staate eine Aristokratie statt. Im Deutschen könnte man daher auch Aristokratie durch Adelsherrschaft übersetzen. Wenn man aber von einer aristokratischen Staatsverfassung redet und dieselbe der monarchischen und republikanischen entgegensetzt, so ist dies eigentlich falsch. Denn die Aristokratie kann auch in Monarchien und Republiken Statt finden. Wenn nämlich in einer Monarchie die obersten Staats-, Kriegs- und Hofämter nur mit Männern von adlicher Geburt oder, wie man auch sagt, von guter Familie besetzt werden, so findet in derselben eine Aristokratie Statt, und es kann gar leicht geschehen, daß der Monarch selbst von einer solchen Aristokratie beherrscht wird, dergestalt, daß er weder in der Wahl seiner Diener, noch in seinen anderweiten Entschlüssen und Maßregeln freie Hand behält. Die Monarchie verwandelt sich dann in eine Oligarchie d. h. in einen Staat, der von einigen vornehmen Familien zu deren eignem Vortheile verwaltet wird Ein Monarch sollte daher schon um seines eignen Interesses willen und zur Behauptung seiner eigenthümlichen Würde es zum Staatsgesetze machen, daß jeder Staatsbürger gleiche Ansprüche auf alle öffentlichen Ämter habe, gleiche Lasten mit den übrigen trage, und überhaupt vor ihm oder dem Gesetze gleich sei. Alsdann bildet sich neben derjenigen Aristokratie, welche blos auf

dem **Geburtsadel** beruht, eine andere, deren Basis der **Verdienstadel** ist, und beide halten einander dergestalt das Gleichgewicht, daß das Staatswohl nicht mehr durch die erste gefährdet werden kann. Wenn aber jene von der Geburt abhängige Aristokratie in einer Republik oder einem sogenannten Freistaate Statt findet, so geht die bürgerliche Freiheit unausbleiblich verloren, indem die Aristokraten das Volk um so leichter mit despotischer Willkür beherrschen können, da sie durch keine monarchische Autorität in ihrem herrschsüchtigen Streben gezügelt werden. Denn wenn auch etwa die Aristokraten einen aus ihrer Mitte zum Oberhaupte des Staats wählen (wie in der ehemaligen Republik Polen den König, und in den vormaligen Republiken Venedig und Genua den Doge), so ist doch dieses selbsterwählte Oberhaupt ganz und gar von ihrer Willkür abhängig und der Staat verwandelt sich auch hier in eine bloße **Oligarchie**. — Übrigens wird das Wort Aristokratie auch zuweilen in Bedeutungen genommen, die mit der ursprünglichen mehr oder weniger verwandt sind, z. B. wenn man von einer Aristokratie der Vernunft, der Geistlichkeit, des Gelehrten- oder des Kaufmannsstandes u. s. w. redet. Der **Aristokratismus** aber bezeichnet den Geist oder die Denkart, welche den Aristokraten eigen ist, also den Geist der Herrschsucht und des Eigennutzes. Auch nennt man oft den Adel überhaupt das **aristokratische Staatselement** im Gegensatze gegen den gemeinen Bürger oder das übrige Volk, welches man dann das **demokratische Staatselement** nennt, weil man der Aristokratie auch die Demokratie entgegensetzt. (S. diesen Artikel.) D.

Aristŏmenes, ein junger, unternehmender Held und Anführer der Messenier gegen die Spartaner, 682 v. Chr. Merkwürdig ist seine Rettung aus einer tiefen Höhle, wohin er geworfen worden war, durch einen Fuchs, dem er nachkletterte. Ungeachtet seines Heldenmutes und seiner Kühnheit konnte er doch nicht Messeniens Fall verhindern, ob er gleich den Spartanern viel zu schaffen machte.

Aristŏphanes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, war der Sohn eines gewissen Philippus, und nach dem Zeugnisse seines alten Biographen, von Geburt ein Athenienser. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponnesischen Krieges auf, und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers usurpirt zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht blos mit den bekannten Versen Homers:

> Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
> Weiß ich's nicht: denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget,

und wußte, als dieselbe Klage noch zweimal gegen ihn erneuert wurde, sie jedesmal zu entkräften. An Kleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel: **die Ritter**, in welchem er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dies ist ungefähr alles, was wir von Aristophanes Leben wissen, den die Alten vorzugsweise **den Komiker**, wie Homer **den Dichter** nannten. Von 54 Lustspielen, die er verfaßte, besitzen wir noch elf, und in denselben ohne Zweifel die Blüthe der alten Komödie; aber um sie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelassenheiten und Unsittlichkeiten, mit denen sie reichlich ausgestattet sind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinste Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in

Anlage und Ausführung, durch welche Aristophanes sich den Ruhm der Meisterschaft des gebildetsten Künstlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind eben so unerschöpflich wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und Plato sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung auserſehen. „Wir," urtheilt ein neuer Gelehrter, „bei unsern Begriffen von Urbanität, möchten die Seele des Aristophanes eher für den Wohnsitz des muthwilligsten, boshaftesten Satyrs halten, oder ihn wenigstens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen" — Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, Laster und Thorheiten anzugreifen (in den Wespen) dabei aber verschonte er nicht die ehrwürdigsten Männer, den Euripides, (in den Thesmophoriazusen), den Sokrates (in den Wolken) und selbst die Götter (in den Fröschen und dem Frieden). Auch die Athenienser, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten sollen, entgingen seinem Spotte und seinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtsinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu chimärischen Hoffnungen vor, und statt darüber erzürnt zu sein, belohnten sie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war der Charakter der alten Komödie, die man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis sie nach dem peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt ward. Im J. 388 verbot ein Gesetz, jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte Aristophanes unter dem Namen seines ältesten Sohnes den Kokalus, ein Stück, in welchem ein junger Mensch ein Mädchen verführt, und nachdem ihre Abkunft entdeckt worden, heirathet. Mit diesem Lustspiel beginnt die neuere Komödie. Aristophanes, der schon sehr alt war, scheint bald nachher gestorben zu sein. — Die besten Ausgaben seiner Lustspiele sind von L. Küster (Amst. 1710, Fol.), Bergler (Amsterd. 1760, 4.), Brunck (Straßb. 1783, 8.) und Beck (Leipzig, 1794, 8., noch unvollendet.) Einzelne Stücke, wie z. B. die Wolken, sind ins Deutsche übersetzt von Schütz, Welker, Wolf. Eine vollständige Übersetzung ist von J. H. Voß angekündigt.

Aristoteles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der peripatetischen Schule, war geboren zu Stagira in Macedonien im ersten Jahre der 99. Olympiade (384 vor Christi Geb.). Nikomachus, sein Vater, stammte von Machaon, dem Sohne des Äskulap. Phästis, seine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und Aristoteles Vater hatte sich ihr mit Erfolg gewidmet. Er bestimmte seinen Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn selbst in der Arzneikunde und in der Philosophie, welche letztere von jener, wie die Werke des Hippokrates beweisen, bereits die unzertrennliche Gefährtin war. Man weiß nicht, wie weit es Aristoteles in diesen Studien brachte, aber man sieht aus seinen Problemen und einigen andern Schriften, daß es nur von ihm abgehangen hätte, sich darin hervorzuthun. Ohne Zweifel verdankte er dieser ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Schöpfer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen machte. Nach dem Tode seiner Ältern ging Aristoteles als achtzehnjähriger Jüngling nach Atarnea zum Proxenus, einem Freunde seiner Familie. Hier verweilte er nur kurze Zeit und begab sich nach Athen, den Plato zu hören, dessen Schule

im höchsten Rufe stand. Aristoteles, der vielleicht nebenher von seinen Kenntnissen in der Medicin Gebrauch machte, verweilte dies erstemal zwanzig Jahre in Athen, und begnügte sich in dieser langen Zeit nicht damit, den Plato zu hören, sondern eröffnete selbst eine Schule der Beredsamkeit, und wurde so des Isokrates Nebenbuhler. Wahrscheinlich verfaßte er auch einige philosophische Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang, der bald nach Alexanders Geburt, im J. 356 vor Chr., den berühmten Brief an ihn schrieb: „König Philipp von Macedonien dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern, nicht sowohl, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten.“ — Einige Schriftsteller sagen, daß kurze Zeit vor Plato's Tode Aristoteles mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung mochte wohl zwischen beiden eingetreten sein, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. Aristoteles bezeigte seinem Lehrer stets die größte Ehrerbietung, und spricht in allen seinen Werken mit Hochachtung von ihm. Als bald nach Plato's Tode die Athenienser Philipp den Krieg erklärt hatten, glaubte Aristoteles, nicht in Athen bleiben zu müssen, und begab sich nach Atarnea, wo sein Freund Hermias die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihm auf die schmachvollste Weise das Leben raubte. Aristoteles, den das unglückliche Schicksal seines Freundes tief bekümmerte, suchte das Andenken daran durch eine Hymne zu verewigen, die reich an poetischen Schönheiten ist. Es scheint, daß Aristoteles nach des Hermias Tode einige Zeit zu Mitylene lebte; aber gegen das Jahr 348 vor Chr. Geb. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu übertragen. Die Details der Erziehung sind uns unbekannt, wenn wir aber den Alexander sehen, wie er sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, so lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so müssen wir glauben, daß diese Erziehung nicht unnütz gewesen. Man könnte ihm vielleicht vorwerfen, daß er nicht verstanden habe, Alexander gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht zu verwahren; aber Aristoteles war ein Grieche, und folglich ein natürlicher Feind des Perserkönigs; sein Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen; kurz die Eroberung Persiens war schon lange der Wunsch von ganz Griechenland. Aristoteles mußte also alle seine Talente anwenden, um seinen königlichen Zögling zur Ausführung dieses Plans geneigt und geschickt zu machen, und ihn zu belehren, wie er diese Eroberung zum Vortheil der Civilisation zu benutzen habe. Und auch hier verfehlte er seinen Zweck nicht; denn wenige Eroberer haben so viel politische Talente gezeigt, wie Alexander, und er hätte vielleicht eine sehr glückliche Revolution in dem Schicksal des Menschengeschlechts bewirkt, wenn nicht der Tod ihn mitten aus seiner Laufbahn herausgerissen hätte. Alexander stellte, sobald er den Thron bestiegen, aus Liebe für seinen Lehrer die Stadt Stagira wieder her, welche Philipp zerstört hatte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Fest, daß sie Aristotelia nannten. Auch bewog Aristoteles in der Folge seinen Schüler, die Stadt Eresfos, die Heimath seines geliebten Schülers Theophrast, zu verschönern.

Es scheint gewiß, daß Aristoteles wenigstens ein Jahr bei Alexander nach seiner Thronbesteigung blieb, und man behauptet, daß er sich dann nach Athen begab. Der Eklektiker Ammonius jedoch sagt, daß er seinem Zöglinge auf einem Theil seiner Züge gefolgt sei, und wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich, denn man begreift kaum, wie alle die Thiere hätten nach Athen geschickt werden können, von denen Aristoteles eine so genaue anatomische Beschreibung giebt, daß er sie zerlegt haben muß. Man kann wenigstens vermuthen, daß er ihm bis Ägypten folgte, und erst gegen das Jahr 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche Geschichte der Thiere. Hier eröffnete Aristoteles eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt. Zweimal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen Schülern gewidmet, und er erklärte ihnen die schwersten Theile der Wissenschaft. Abends ließ er alle diejenigen zu, die ihn zu hören wünschten, indem er, für alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben selbst berühren. Demnach werden auch seine Werke in esoterische und akroamatische eingetheilt. Im Jahr 324 vor Chr. Geb. starb Alexander, und Aristoteles, seines Beschützers beraubt, sah sich bald von der Verleumdung angefallen. Die abgeschmackteste Erfindung derselben war unstreitig, daß er an der angeblichen Ermordung Alexanders Theil genommen habe. Die Athenienser, die sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen hofften, suchten dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da Aristoteles wegen seiner Anhänglichkeit an Philipp, Alexander und Antipater verdächtig war, so griffen die Demagogen ihn an, und wurden dabei von den Sophisten sowohl als von den Platonikern unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gotteslängnung zu unterliegen, verließ er Athen, mit der auf die Verurtheilung des Sokrates sich beziehenden Äußerung, daß er den Atheniensern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Er begab sich mit seinen meisten Schülern nach Chalcis auf Euböa, und starb bald darauf im J. 322 vor Chr. Geb. in einem Alter von 63 Jahren. Sein Testament, das uns Diogenes Laertius erhalten hat, stellt seine Gesinnung in das schönste Licht. Indem wir in Ansehung der Lehren und der Schule des Aristoteles auf den Artikel Peripatetische Philosophie verweisen, gehen wir sogleich auf seine hinterlassenen Schriften über. Bald nach seinem Tode geriethen seine Schriften in Vergessenheit; sie fingen erst an einigermaßen bekannt zu werden, als die Römer sich der Philosophie widmeten. Mit der Bibliothek des Apollikon kamen auch die Originale von Aristoteles und Theophrasts Werken nach Rom (durch Sulla). Hier brachte sie Andronikus von Rhodus in Ordnung und versah sie mit Summarien. Seitdem wurden sie vielfältig bearbeitet. Für uns sind mehrere sehr wichtige verloren gegangen, die noch vorhandenen sind nach der Ausgabe von Friedrich Sylburg, welche für die beste gilt, folgende: Organon; Rhetorica et Poetica; Ethica ad Nicomachum; Ethica magna; Politica et Oeconomica; Animalium Historia; De animalium partibus; Physicae Auscultationis lib. XIII. et alia opera; De Coelo; De Generatione et Conceptione; De Meteoris lib. IV.; De Mundo; De Anima; Parva Naturalia; Varia opuscula; Aristotelis, Alexandri et Cassii Problemata; Aristotelis et Theophrasti Metaphysica. Außerdem schätzt man die Ausgaben von Casaubonus und Duval; die neueste ist von Buhle.

Arithmetik, Rechenkunst, von dem griechischen Worte ἀριθμός entlehnt, ist diejenige Wissenschaft, welche sich mit den Zahlen und deren Vermehrung und Verminderung beschäftigt. Man theilt die Arithmetik in die **gemeine** (die 4 Species der Rechenkunst, die Bruchrechnung, die Lehre von den Wurzelgrößen und Proportionen) und in die **höhere** (Zerfällung ganzer Zahlen in Factoren, Kettenbrüche, Untersuchung über die Eigenschaften der Zahlen unter mancherlei Formen rc.) ab. Die Arithmetik ist ohne Zweifel sehr alt. In Griechenland wurde sie vervollkommnet, bis sie endlich auf Rom und auf die andern abendländischen Völker überging. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht so brauchbar, als es die unsrige ist. Unter den neuern Lehrbüchern dieser Wissenschaft zeichnen wir die von **Wolf**, **Kästner**, **Pasquich**, **Vega**, **Klügel** und **Büsch** aus. Vergl. **Mathematik** und **Rechenkunst**. — **Arithmomantie** war eine Wahrsagerkunst aus Zahlen, deren sich Pythagoras bedient haben soll, und welche er aus der genauesten Freundschaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arius, s. **Arianer**.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands, gegen Norden durch die Gebirge Erymanthus und Lampea, und durch den Fluß Styx von Achaja und Sicyon, gegen Osten durch die Berge Parthenion und Artemision von Argolis, gegen Süden durch das Gebirge Atacesion von Lakonien, von Messenien aber durch den Nedafluß, gegen Westen endlich durch den Fluß Erymanthus von Elis getrennt. Von seinen ersten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien, nachher wurde es unter Lykaons funfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel desselben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei, und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Pheneus und Psophis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als sie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an, ihr Land anzubauen, und fanden Geschmack an Tanz und Musik. Dabei aber blieben sie stets kriegerisch, und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeschäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantastisch auszuschmücken, und so ward es in der Poesie ein paradiesisches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italienischer Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Absicht errichtet wurde, den guten Geschmack zu befördern und die italienische Dichtkunst zu kultiviren. Die Königin Christina von Schweden hat sie, wie Einige behaupten, gestiftet, wenigstens Antheil daran genommen. Die ganze Einrichtung der Gesellschaft soll die Nachahmung eines arkadischen Idyllen-Lebens vorstellen. Daher werden die Versammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimmt einen griechischen Schäfernamen an, mit welchem es in der Gesellschaft genannt wird, und unter welchem auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Gesetze der Gesellschaft sind nach dem Muster der bekannten römischen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigsten darunter sind, daß die Gesellschaft keinen Protector haben soll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider sind, vorgelesen werden dürfen. Das Wappen der Gesellschaft ist die

Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbeern umwunden. Nur Dichter können Mitglieder sein, auch Dichterinnen werden aufgenommen. Ehemals stand die Gesellschaft in Ansehen, und man beeiferte sich, in dieselbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall ist. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft in Rom wurden in mehreren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zweck gestiftet. Der bekannte Literator Crescimbeni (Verfasser einer Geschichte der italienischen Dichtkunst) hat Sammlungen von Gedichten der Gesellschaft und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder derselben herausgegeben.

Arkwright (Sir Richard), ein berühmter englischer Manufacturist, der zwar nicht als Erfinder, aber als Vervollkommner der Spinnmaschinen anzusehen ist, die er zuerst mit wahrem Erfolg und Nutzen zu gebrauchen lehrte. Arm von Geburt, arbeitete er anfangs bei einem Barbier zu Manchester, und miethete mit seinen Ersparnissen einen Keller, in welchem er eine Barbierstube öffnete. Sein ausgehängter Schild enthielt die Inschrift: „bei dem Barbier im Keller wird der Bart für einen Penny geschoren." Der Zulauf war so groß, daß die andern Barbiere genöthigt waren, ihre Preise herabzusetzen, worauf er den seinigen bis auf einen halben Penny herabsetzte. Man erzählt, daß einst ein Schuhflicker mit einem gewaltig harten und langen Bart zu ihm kam, sich rasiren zu lassen. Arkwright stellte ihm vor, daß dabei ein Messer darauf gehen würde, und daß er mit einem halben Penny dafür nicht entschädigt sei. Da indeß jener auf der Taxe bestand, fügte sich Arkwright. Dieser Zug erregte des Schuhflickers Bewunderung, der Arkwright lieb gewann und mit einem Manne bekannt machte, der eine Spinnmaschine erfunden hatte. Dies ward der Anfang von Arkwrights Glück, der mit einem erfinderischen Geiste jene zur Ausführung neuer Plane so nothwendige Beharrlichkeit verband. Mit diesen Eigenschaften gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Baumwollspinnereien zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, wodurch die englischen Fabriken ein so großes Übergewicht erlangt haben. Zur Belohnung seiner Verdienste erhob ihn der König 1786, auf eine Adresse der Notablen von Wickworth, zum Ritter. Er starb mitten unter seinen Arbeiten zu Crumford in Derbyshire 1792, und hinterließ seiner Familie ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling.

Armada heißt im Spanischen eine Flotte von Kriegsschiffen, und bei uns vorzugsweise jene große Seemacht, welche **Philipp II.** im J. 1588 gegen Elisabeth ausrüstete.

Armbrust, ein ehemals gewöhnliches, seit der Erfindung der Feuergewehre aber fast ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; eigentlich eine Art Bogen, der an einem besondern Schaft und Anschlage befestigt, mit dem Spanner gespannt, und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geschosse, bei welchen der Bogen an einem besondern Schafte befestigt war, nannte man **Armbrüste**, daher es denn auch Wagen-Armbrüste mit stählernen Bogen gab, welche auf einem Karren befestigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinste Art Armbrüste, welche kleine Kugeln schießen, heißen **Schnäpper**. An den größern wird der Schaft, nebst den zur Spannung gehörigen Stücken, die **Rüstung** oder das **Rüstzeug** genannt. Auch die ganze Armbrust heißt Rüstung, und ist nach Verhältniß der Größe entweder **ganze** oder **halbe** Rü-

stung. Zuweilen Armbrust, zuweilen auch Armbrust-Bogen, Armbrust-Rüstung.

Arme von Lyon, s. Waldenser.

Armée, s. Heere (stehende).

Armenien, eine asiatische Landschaft, von 5000 Quadratmeilen die vormals in Groß- und Klein-Armenien zerfiel. Jenes, welches noch zuweilen den Namen Armenien führt, jetzt Turkomanien, liegt im Süden des Kaukasus und begreift theils die osmanischen Paschaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 Q. M. mit 950,000 Einwohnern), theils die iranische Provinz Eriwan; dieses, jetzt Aladulî oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz und ist gegenwärtig zwischen die Paschaliks Merasche und Siwas getheilt. Armenien ist ein rauhes Gebirgsland, das im Norden den Kaukasus zur Grenze hat, in der Mitte aber von Zweigen des Taurus, wozu der Ararat (s. d. Art.) gehört, durchzogen wird; hier nehmen die beiden großen Ströme, Frat und Tigris, ihren Ursprung, hier fließen der Kur und andere minder beträchtliche Flüsse, und hier breiten sich die Seen Wan und Geuk-scha aus. Das Klima ist mehr kalt als warm; der Boden im Ganzen genommen mäßig fruchtbar, und mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet; doch gedeihen auch die schönsten Südfrüchte, und die Gebirge sind reich an Eisen und Kupfer. Die Einwohner bestehen aus eigentlichen Armeniern; aus Turkomanen, welche auf den Ebenen nomadisiren, aus wenigen Osmanen, Griechen und Juden. — Von der ältesten Geschichte dieses Landes ist nichts bekannt. Es scheint, meistens als Beute des Siegers, abwechselnd unter den Assyriern, Medern, Persern und Macedoniern gestanden zu haben. Nach Alexanders Tode wurde es ein Theil des syrischen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, wo es in Groß- und Klein-Armenien getheilt wurde. — Groß-Armenien war mehrern Anfechtungen ausgesetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht, in Armenien den Thron zu besetzen, und bald herrschten parthische Fürsten, bald die von den Römern begünstigten, bis endlich Trajan es zur römischen Provinz machte. Indessen wußte Armenien sich bald wieder frei zu machen, und hatte wieder eigne Könige. Ungeachtet ein Partherkönig, Sapor, es sich unterwürfig machen wollte, blieb Armenien doch bis 650 frei, wo es die Araber eroberten. Sodann wechselten immer neue Beherrscher, unter denen ein Dschingis-Khan, ein Tamerlan waren; bis 1552 hatte es persische Beherrscher, worauf es Selim II. größtentheils den Türken unterwarf, unter welchen es auch geblieben ist. — Klein-Armenien hatte ebenfalls mehrere Beherrscher, unter denen Mithridat zuerst bekannt ist; diesem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. s. f. Beim Verfalle des römischen Reichs im Osten wurde Klein-Armenien von den Persern erobert, die es den Arabern (950) abtreten mußten, von welcher Zeit es gleiches Schicksal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von Selim I. zur türkischen Provinz gemacht wurde. Die Armenier, ein ernstes und mäßiges Volk, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei ist er fast ganz in ihren Händen, und in den östlichen Ländern von Europa, wie in ganz Asien außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation. Schon lange mußte ihnen der Umstand in Europa Eingang verschaffen, daß sie Christen sind. Sie wurden es schon im vierten Jahrhundert, und trennten sich bei den monophysitischen Händeln als Gegner der chalcedonischen Kir-

chenversammlung 536 von der griechischen Kirche. Die Päpste haben zu verschiedenen Zeiten, wenn sie bei den Occidentalen um Schutz wider die Mohamedaner baten, versucht, sie an sich zu ziehen, ohne eine bleibende und allgemeine Vereinigung derselben mit der römischen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien und Persien (unter dem Erzbischof von Nachtschewan) und in Marseille trifft man unirte Armenier an, welche den Primat des Papstes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Katholiken übereinstimmen, aber ihre eigene Nationalliturgie beibehalten. Eben so verhält es sich mit den unirten armenischen Conventen auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei der persischen Invasion in Armenien, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sahen sich viele genöthigt, Mohamedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil der Armenier sind noch Monophysiten, und ihrer alten Verfassung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte sie gegen die Machinationen der Katholiken fortwährend dabei geschützt. Ihr Lehrbegriff unterscheidet sich besonders dadurch vom orthodoxen, daß sie in Christo nur eine Natur annehmen, und den Geist blos vom Vater ausgehen lassen. Bei ihren sieben Sacramenten, die sie Geheimnisse nennen, haben sie nur das Eigenthümliche, daß sie bei der Taufe drei mal besprengen und drei mal eintauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brote brauchen und dieses in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Olung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen lassen. Sie verehren Heilige und ihre gemahlten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feste, aber andächtiger als diese. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in der alt-armenischen, die Predigt in der neu-armenischen Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griechischen ab. Das Haupt der Kirche, der **Katholikos**, residirt zu Etschmiazim, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des persischen Armeniens, am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etschmiazim verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand seines prächtigen Kultus und seiner Bildungsanstalten zu bestreiten. Er erhält bei sich ein Seminarium für Geistliche; und die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm ordinirt, auch alle drei Jahre in ihren Ämtern bestätigt oder abgerufen. Die übrigen Geistlichen sind an Rang und Beschäftigung den Priestern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Basilius. Nur die **Vertabets**, welche wie Mönche leben, die Wissenschaften pflegen, Grade, die sich mit unsern akademischen vergleichen lassen, erlangen und Vicarien der Bischöfe sind, machen als eigentliche Gelehrte eine der armenischen Kirche eigenthümliche Classe von Geistlichen aus. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, aber nicht öfter. In der Superstition und Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere Sitten vor ihnen aus. Überhaupt übertreffen sie alle ihnen verwandte monophysitische Parteien an Bildung, lassen das Volk die Bibel lesen, kultiviren die theologischen, historischen und mathematischen Wissenschaften, besitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etschmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke besorgt. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo sie am zahlreichsten sind, und ihr Patriarch zu Constantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte

steht, wie der griechische, in Persien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Astrachan und in den kaukasischen Gouvernements, Gemeinden, und zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen. E.

Armenwesen ist der Inbegriff des Zustandes der Armen und aller Anstalten im Staate, wodurch theils die Armen nach den verschiedenen Stufen ihrer Armuth zweckmäßig unterstützt, theils die Ursachen und Quellen der Armuth aufgesucht, verstopft, und die Folgen der Armuth möglichst aufgehoben, oder für den Staat am wenigsten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verschiedene Grade und Abstufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit sich redlich nährt, aber bei aller Anstrengung seiner Kräfte und seines Fleißes nicht so viel erwerben kann, als er für sich und die Seinigen braucht, und auch bei solchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum besitzen; und diese Abstufungen gehen im ersten Falle herab bis zu den lüderlichen Vagabunden, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigsten Bedürfnisse des Lebens und schließt allen Wohlstand aus. Hierdurch wird nun die Versuchung zur Unredlichkeit, zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebstahl mächtig; indessen sind bei vielen Armen der höchsten Stufen von Armuth doch diese traurigen Gesinnungen zur Störung öffentlicher Ruhe und Sicherheit nicht immer im nothwendigen Gefolge. Allein der Nationalwohlstand leidet jedesmal durch die Armen doppelt: erstens, weil sie ihre Kinder schlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen, und zweitens, weil sie von den Wohlhabenden und Reichen nicht blos ernährt, sondern denselben auch die öffentlichen Lasten der Armen mit übertragen werden müssen. Die Ursachen und Quellen der Armuth lassen sich unter zwei Hauptclassen bringen, nämlich: selbstverschuldete, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entstehende und herrschend werdende Neigung zur Unordnung, zum Spiel, zum Trunke, zur Verschwendung, zur Wollust ꝛc., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, sondern alles Erworbene sogleich vergeudet wird; und in unverschuldete Armuth, als, Mangel an Verdienst bei sinkenden Gewerben und beim Höhersteigen der zum Unterhalte nothwendigen ersten Lebensbedürfnisse; Unglücksfälle durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl wegen Mangel an Polizeiaufsicht über Gauner und Vagabunden, durch Krieg ꝛc. Mangel an Anstalten zur Beschäftigung der Müßiggänger ꝛc. Soll allen diesen Übeln abgeholfen werden, und soll das Armenwesen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet sein; so müssen zur Versorgung der Armen die verschiedenen Armenanstalten vollständig vorhanden und vollkommen organisirt sein, und vom Staate alle Bettelei aufs strengste untersagt werden. Zur Erreichung dieses Endzwecks ist in Ansehung des Armenwesens im Staate höchste Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Diese wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die besondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinstimmen müssen (s. Friedr. Bened. Webers staatswirthschaftlicher Versuch über das Armenwesen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur, Göttingen 1807). Ein unabänderlicher Hauptgrund-

satz der Armenanstalten im Staate muß sein, die Armen blos mit demjenigen zu unterstützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse fehlt, und was sie durch ihre eigene Anstrengung durchaus nicht zu erwerben im Stande sind. Die Armen selbst aber sind entweder gesunde starke Menschen, oder schwache, alte, kranke und gebrechliche Personen, die nun zum Theil Erwachsene, zum Theil aber auch Kinder sein können. Nach dieser verschiedenen körperlichen Beschaffenheit müssen die Armenanstalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat für die Armen 1. freiwilliger Arbeitshäuser, in welchen redlichgesinnte und arbeitslustige Arme so viel Arbeit finden, als sie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2. Zwangsarbeitshäuser für Arme, welche dem Müßiggang, der Bettelei, der Liederlichkeit und Völlerei ergeben sind, und keine Neigung zur Arbeit haben. In dergleichen Häuser dürfen aber durchaus keine Verbrecher aufgenommen werden, um ihre Strafen abzubüßen, sondern diese gehören in die Zuchthäuser. In den Zwangsarbeitshäusern müssen die Armen zwar menschlich, vorsorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernsthaft, streng und bessernd in Rücksicht ihrer Sittlichkeit mit anfangs mäßigen, dann steigenden körperlichen Züchtigungen im Falle ihrer Widerspenstigkeit ꝛc. behandelt werden. 3. Armenhäuser für solche Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4. Armenkrankenhäuser und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, in welchen sie auch nach ihren Körperkräften beschäftigt werden können. 5. Freischulen für Arme, in welchen die Kinder zugleich nach den Unterrichtsstunden mit Arbeit beschäftigt werden können. Endlich 6. Findel- und Waisenhäuser, in welche Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Damit es nun hierzu überhaupt nicht an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, so müssen die Kosten theils durch die übrigen Mitbürger aufgebracht, theils durch die Arbeit der Armen selbst erworben werden. Von den übrigen Mitbürgern bringt man die Kosten auf: 1. durch freiwillige, festbestimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 2. durch eine Armensteuer; 3. durch Armenbüchsen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmausereien, Kindtaufen, Hochzeiten ꝛc. ausgesetzt werden; 4. Kirchencollecten in offenen, an die Thüren gestellten Becken; 5. Schenkungen und Legate für die Armenanstalten; 6. Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauschungen liegender Grundstücke nach Procenten des Werths; 7. durch Besteurung der Luxusthiere, z. B. der Hunde u. s. w.

Armfelt (Gustav Moritz Graf von). Wenige Personen erlebten so viele und schnelle Glückswechsel, als dieser unternehmende, geistvolle und wissenschaftlich gebildete Staatsmann. Er befand sich unter den Verbündeten des Adels, welche Gustav III. im März 1789 in Finnland arretiren ließ, als er die Revolution zur Machtbeschränkung der ersten Stände veranstaltete. Dessen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Russen das Obercommando und trug verschiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum Bevollmächtigten Minister ernannt und schloß in der Ebene von Werelä, in der Mitte der beiderseitigen Vorposten, den 3. August 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den 19. October 1791 unterzeichnete er einen Allianztractat zwischen beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Gustavs III. den 29. März 1792, ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er seinen Abschied als General, weil der Herzog Administrator sich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen

gegen Frankreich marschiren zu lassen. Den 11. des Monats ward er zum schwedischen Minister an den italienischen Höfen ernannt; aber im December 1793 kam er in den Verdacht einer Verschwörung gegen den Herzog Administrator und eines verrätherischen Briefwechsels mit der Gräfin Rüdensköff. Man schickte deßhalb im Februar 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn arretiren zu lassen. Der Gouverneur dieser Stadt aber gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand. Der Baron Armfelt flüchtete sich nach Polen und ließ seine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Den ersten März wurde er, als eines Hochverraths und eines Majestätsverbrechens verdächtig, vor das Hofgericht geladen, doch stellte er sich nicht. Nachdem seine verschiedenen aufgefangenen Correspondenzen öffentlich in der Sitzung vorgelesen waren, erkannte man ihn für überwiesen. Den 10. Juli wurde er zum Tode verurtheilt; man schloß ihn vom Schutze der Gesetze aus und erklärte ihn, so wie er den schwedischen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen und sein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeschlagen. Als der junge König, Gustav Adolph IV., an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunst, und seine Gemahlin wurde selbst Gouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er von seinem Fürsten einen neuen Beweis des Zutrauens in der Ernennung zum schwedischen Minister am Wiener Hofe. Doch war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, da sich sein Souverän weigerte, das Oberhaupt der österreichischen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaisers von Österreich anzuerkennen. Zu Ende 1805 commandirte er unter den Befehlen des Königs bei der Armee, die damals ins Feld rückte, nachdem er kurz vorher zum Generalgouverneur von Finnland ernannt worden war. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich, an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Posten eines Militärgouverneurs von Stralsund. Später commandirte er einige Zeit in Finnland gegen Rußland. Nach dem Friedensschlusse von Friedrichshamm vom 7. September 1809 verließ er die schwedischen Dienste und leistete dem Kaiser Alexander den Eid der Treue. Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs Carl XIII. von Schweden, vom Kronprinzen unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorschrieb, Armfelten aus der Liste der schwedischen Edeln wegzustreichen, weil er dem Kaiser von Rußland den Eid der Treue geschworen, folglich aufgehört habe, Unterthan Sr. Maj. des Königs von Schweden zu sein. Im J. 1812 erhob ihn der russische Kaiser in den Grafenstand. Er starb 1814.

Arminianer, s. Remonstranten.

Arminius, s. Hermann.

Armorica, s. Aquitanien.

Armuth ist der Zustand, in welchem der Mensch nur so viel oder nicht einmal so viel hat, als zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse erfoderlich ist. (Siehe Armenwesen und Klostergelübde.)

Arnaud (F. Th. M. Baculard d'), ein sehr fruchtbarer französischer Schriftsteller, war zu Paris 1718 geboren, und studirte daselbst bei den Jesuiten. Schon in seiner frühen Jugend entwickelte sich seine Neigung zur Poesie; er schrieb unter andern drei Tragödien, von denen die eine, Coligny ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erschien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete eine Correspon-

denz mit ihm, und berief ihn später zu sich nach Berlin. Der König nahm ihn sehr wohlwollend auf, nannte ihn seinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das sich mit den Versen schloß:

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand diese Vergleichung nicht gar zu schmeichelhaft für sich, und rächte sich durch Spötteleien über Arnauds Person und Verse. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in sein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei seiner wenigen Sparsamkeit weder die Unterstützung der Regierung, noch seine Feder ihn vor Mangel zu schützen vermochten. Er starb 1805 in dem hohen Alter von neunundachtzig Jahren. Seine vorzüglichsten Werke sind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible und les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem momentanen Beifall aufs Theater. Die Menge seiner Poesien ist sehr groß, ein Theil derselben erschien 1751 in drei Bänden.

Arnault, franz. Dichter; durch das Decret Ludwigs XVIII. vom 21. Juli 1815 aus Frankreich verbannt, bis dahin Mitglied des Nationalinstituts, Verfasser der Trauerspiele: Marius à Minturne, Lucrèce, Cincinnatus u. m. a. Nachdem er Buonaparte nach Ägypten begleitet und von dort zurückgekehrt, ward er im September 1799 zum Mitgliede des Nationalinstituts ernannt, wo er mit Lemercier und Parny um den Rang stritt. Als Lucian Buonaparte Minister des Innern war, stellte ihn dieser an die Spitze der dritten Division seines Ministeriums, wo er den öffentlichen Unterricht, welcher damit verbunden war, leitete. Er begleitete denselben auch auf seiner Gesandtschaft nach Spanien, und trat dann wieder in das Büreau des öffentlichen Unterrichts ein, bis er 1805, an der Stelle von St. Jean d'Angely, Vicepräsident des Instituts wurde. Im September 1808 ward er beisitzender Rath und Generalsecretär des Universitätsraths, welches er bis 1814 blieb, wo er sich an Buonaparte's Sturz anschloß. Mit diesem betrat er wieder die politische Laufbahn im März 1815, und ward im Mai desselben Jahres zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirtenkammer gewählt. Er drang lebhaft auf die Untersuchung und Annahme eines gegen die Feinde der Nationalunabhängigkeit gerichteten Entwurfs, 1815 ward er, nach Ludwigs XVIII. Rückkehr, mit in der Verbannungs-Verordnung vom 24. Juli begriffen und ging nach Belgien. Sein poetisches Verdienst als Theaterdichter ist geschätzt und sein Marius hat sich auf der Bühne behauptet. Sein neuestes Trauerspiel, Germanicus (übersetzt von Th. Hell und von v. Riesch), wurde am 22. Mai 1817 im Théâtre français zu Paris bei sehr vollem Hause aufgeführt, verursachte aber, weil die einander entgegengesetzten politischen Parteien im Stücke selbst Veranlassung fanden, ihre Gesinnungen laut zu äußern, große Unruhen im Schauspielhause, und die dadurch aufgeregte Erbitterung der Parteien dauerte

einige Zeit fort. Die Absicht, den Verfasser aus seinem Exil zurückzurufen, schlug fehl, und das Stück wurde nicht weiter aufgeführt. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 in Brüssel, in 6 Bänden.

Arnauten oder Albanesen, ein osmanisches Volk von vermischter Abkunft, welches sich im westlichen Theile von Rumeli längs der Küste des adriatischen und ionischen Meers verbreitet hat, und Colonien auf den neapolitanischen und sicilianischen Küsten abgesetzt hat. Der größte Theil derselben gehorcht jetzt dem Pascha von Janina. Die Natur hat sie an Leib und Seele kriegerisch erschaffen; daher sind auch die Arnauten die besten Soldaten im türkischen Heere. Offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte, erlauben sie sich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Trotz des Druckes, unter dem sie leben, erhält sich bei ihnen ein gewisser Sinn für Freiheit. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang, und können sich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein so ehrenvolles Gewerbe, wie die Beschäftigung mit den Waffen sei. Der Ackerbau ist ihnen ein lästiges Geschäft, sie mögen lieber mit Blut als mit Schweiß erwerben. Ihr unruhiger Geist haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Positionen. Daher vermögen sie auch nicht so viel gegen europäische Heere, als ihr persönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erlesensten Waffen; auf der Brust tragen sie eine silberne Platte, und ihre Beine sind mit einer Art Harnisch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeschoren sind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeschobene Mütze von rothem Tuch.

Arnd (Johann), ein Theolog von der lutherischen Confession, der bei seinem Religionsunterrichte stets eine praktische Tendenz hatte. Er war 1555 zu Ballenstädt, im Fürstenthum Anhalt, geboren, studirte auf den Universitäten zu Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel, erhielt dann ein Schulamt in seinem Vaterlande und schon 1583 das Pfarramt zu Badebern. Von hier vertrieb ihn der Calvinismus nach Quedlinburg, wo er 1590 Pastor wurde. Seit 1599 war er Prediger in Braunschweig, dann zu Eisleben von 1608 bis 1614, endlich Superintendent zu Celle, wo er 1628 starb. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er über die Worte aus Psalm 126: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, gepredigt, und sagte, als er nach Hause kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Seine Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine so freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung, und unter diesen ist sein wahres Christenthum die bekannteste, die fast in alle gebildete Sprachen übersetzt worden ist. Doch eben dieses vortreffliche Erbauungsbuch, dessen lautrer Mysticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des steifsten Dogmatismus und der ärgerlichsten Polemik eben so nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden lutherische Zeloten, wie Corvinus und Osiander, verfänglich, und verketzerten den frommen Arnd als einen gefährlichen Mystiker und Irrlehrer. Ihre Beschuldigungen hat seine, durch gewissenhafte Amtstreue, ungeheuchelte Religiosität und Rechtschaffenheit und standhafte Geduld und Selbstbeherrschung in seinen Leiden erprobte, Tugend und der nicht zu berechnende zweihundertjährige Segen seines Buches widerlegt. Er hat dem Kirchenhistoriker Arnold und Spenern trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evangelischen

Kirche, die an die Stelle des todten Buchstabens ein lebendiges Christenthum setzte. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht, als alle neuern Bücher dieser Art. Modernisirte Bearbeitungen haben Feddersen 1777 und Sintenis d. j. 1816 geliefert.

Arndt (Ernst Moritz), ein berühmter und um sein Vaterland hochverdienter deutscher Schriftsteller, der sich besonders zur Zeit der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft thätig bewies und durch seine freimüthigen und patriotischen Schriften kräftig dazu mitgewirkt hat. Er ist aus Pommern gebürtig und war 1806 Professor der Philosophie zu Greifswalde. Seine Reisen (Reise durch Schweden, 4 B., durch einen Theil Italiens, 2 B., durch einen Theil Frankreich, 3 B., durch Deutschland, Italien, Ungarn und Frankreich, 2. Aufl. 4 Bände) machten ihn dem Publicum als einen aufmerksamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein Lobredner Napoleons. Als er aber dessen verderbliches Unterjochungssystem durchschaut hatte, ward er ein desto entschiednerer Gegner desselben. Dies bewies sein Geist der Zeit, welcher 1807 erschien und allgemeines Aufsehen erregte. Man findet darin sehr anziehende historische und politische Skizzen und sehr überraschende Ansichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit sagt der Verfasser, daß dieser Weltbestürmer nicht anders als mit seinen eigenen Waffen besiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erst in dem Augenblicke der Befreiung seines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Bestreben war, die Erbitterung gegen die französischen Unterjocher immer höher und höher zu steigern, den Enthusiasmus für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen, und die Jugend Deutschlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften voll Feuer und Geist, deren Aufzählung hier zu weitläuftig sein würde, flossen damals aus seiner rastlosen Feder, die alle, und nicht ohne Erfolg, auf diese Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit seinen Rathschlägen, wie Deutschlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück und manches von ihm hier ausgestreute Samenkorn wird vielleicht noch in der Zukunft nützliche Früchte tragen. — Arndt lebte zuletzt am Rhein und wurde 1818 von der preuß. Regierung als Professor der Geschichte bei der in Bonn neu errichteten Universität angestellt.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelards, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um das Jahr 1136 in seine Vaterstadt zurück, wo er Kleriker und Lector war. Sein hoher, kühner Geist, seine Kenntniß des christlichen Alterthums und seine salbungsvolle, hinreißende Beredsamkeit verschafften seinen Strafreden gegen das Unwesen der Hierarchie Bewunderung und Glauben. So regte er die Laien gegen den Klerus auf und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geistlichen hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das schnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innozenz II. über ihn und die Arnoldisten verhängte, nicht löschen. Arnold predigte seine Lehre ungekränkt zu Zürich in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Demagog auftrat und durch die Kraft seiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geistlichen Despoten veranlaßte. Die tobende Menge, die er selbst nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater und selbst der Senat beschützte ihn, bis Adrian IV. 1555 die Stadt

Rom mit dem Interdict belegte. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, sie baten um Gnade und Arnold mußte nach Campanien fliehen. Hier wurde er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, seine Asche in die Tiber gestreut und sein Anhang unterdrückt. Aber der Geist seiner antipapistischen Lehre erbte sich auf die Secten fort, die dieses und das folgende Jahrhundert entstehen sah. E.

Arnold (Johann) ein Müller auf einem Gute des Grafen von Schmettau in der Neumark. Die bekannte Geschichte dieses Mannes enthält den sprechendsten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II., bietet aber auch zu gleicher Zeit ein trauriges Beispiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches Arnolds Mühle trieb, floß vor einem Gute des Hrn. von Gersdorf vorbei. Dieser grub an einem Orte, wo, nach einem alten Documente, schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war, aufs neue einen Teich aus; in diesen leitete er das Flüßchen, und das Wasser aus dem Teiche floß wieder in dasselbe, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete seinem Gutsherrn den Pacht nicht, weßhalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anschlugen, die der Herr von Gersdorf erstand. Die Müllerin hatte bei dem Könige schon vorher in Schlesien über ihre Sache supplicirt (der König kannte sie schon lange), jetzt wandte sie sich von neuem an denselben. Der König trug erstlich der neumärkischen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu untersuchen; in beiden Instanzen wurde wider den Müller gesprochen. Viele Umstände vereinigten sich, den König zu überreden, es werde hier die Unschuld unterdrückt. Der König hatte die Sache durch den damaligen Obersten von Heucking untersuchen lassen, und dieser hatte einen sehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgestattet. Als daher der König die Sentenz des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die das Urtheil abgefaßt, nebst dem Groß-Kanzler von Fürst zu sich rufen, cassirte den Groß-Kanzler und ließ die Räthe arretiren. Der Zorn des Königs bei dieser Gelegenheit war unbeschreiblich. Er foderte ein Gutachten vom Criminal-Senat über diese Sache, allein er verwarf es, da es seiner Meinung widersprach, und schrieb dem Minister von Zedlitz vor, wie er das Urtheil sprechen solle. Der Minister schlug dieses Verlangen dem Könige schlechterdings ab, worauf Friedrich an ihn schreibt: „weil Ihr denn nicht sprechen wollt, so will ich selbst sprechen," und so bestrafte er die Räthe, und verurtheilte dieselben überdies, dem Müller den Schaden zu ersetzen. Unter der Regierung seines Nachfolgers wurde die Sache von neuem untersucht, und das Obertribunal bestätigte im J. 1787 die beiden vorigen Sentenzen. Die cassirten Räthe wurden wieder eingesetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldischen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arnoldisten, s. Arnold von Brescia.

Arrende, die Pachtung für einen Grundzins. In Rußland sind Arrenden Krongüter, welche gewissen verdienten Personen für einen sehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gemahlin des Cäcina Pätus, dem, als Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius verfolgt, zuletzt keine andere Rettung blieb, als sich selbst zu ermorden. Da ergriff sie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß ihn sich in die Brust und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!"

Arrieregarde, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heeres, ist im Rücken der Armee, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. Die Arrieregarde ist eigentlich bestimmt, den Rückzug zu decken. Sie muß aus Infanterie mit Geschütz, aus Jägern oder Scharfschützen und aus leichter Cavallerie zusammengesetzt sein, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe des Terrains unterstützen. Die Cavallerie agirt in den Ebenen, die Infanterie unterstützt jene, falls sie geworfen werden sollte, und besetzt die engen Pässe; die Jäger oder Scharfschützen aber halten die feindlichen Flanqueurs ab.

Arrighi, Herzog von Padua, französischer Divisions-General, Pair von Frankreich u. s. w., einer der durch das königl. Decret vom 24. Juli 1815 aus Paris Verbannten. Er ist ein geborner Corse und Verwandter der Buonapartischen Familie, zeichnete sich als Oberst bei Austerlitz und Wagram, und seit 1812 als Divisions-General, in mehrern Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Passes von Nogent 1814 aus. Nach seiner Rückkehr 1815 schickte ihn Napoleon, der auf ihn zählen konnte, als außerordentlichen Commissär nach Corsica, um dort alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. Den 2. Juni ward er zum Pair ernannt, und durch das Decret vom 24. Juli in die Verbannung geschickt. In Deutschland und insbesondere in Leipzig ist der Name dieses Mannes, gleich dem Namen Davoust, gebrandmarkt. Er war einer der blindesten Anhänger seines großen Meisters und vollzog, wie Davoust, die harten Befehle desselben noch mit verschärfter Strenge und in der herbesten Form. Er war es, der Leipzig in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsstand erklärte, und die höchst lästige und eben so unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung brachte. Er wäre am 8. Juni des Jahres 1813 in Leipzig mit der ganzen Besatzung dieser Stadt von dem alliirten Corps unter Woronzow — bei welchem sich namentlich die braven Lützower befanden, die hier den Mord ihrer Kameraden zu Kitzen, auch Arrighi's Werk, zu rächen gedachten — aufgehoben worden, hätte ihn nicht die Nachricht von dem am 4. Juni geschlossenen Waffenstillstand gerettet. Er lebt jetzt in der Lombardei.

Arrosiren nannte man in Österreich das Zahlen der gezwungenen Nachschüsse auf die Staatsobligationen, indem die Inhaber derselben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können, und die ursprüngliche Capital-Summe ungeschmälert zu erhalten, verpflichtet wurden, einen gewissen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinset wurde.

Arsenik, eins der fürchterlichsten mineralischen Gifte, welches ein eignes Metallgeschlecht ausmacht. Unter allen Metallen ist das Arsenik-Metall das flüchtigste und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöst, der wie Knoblauch riecht, süßlich schmeckt und das Kupfer weiß färbt. Der Arsenik ist eine einfache, wenigstens noch nicht zerlegte Substanz. Man findet ihn sowohl gediegen als vererzt. Auch erscheint er in Gestalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt: das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das sogenannte rothe Rauschgelb, welches sonst auch Rubinschwefel genannt wird und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arsenik ist sehr häufig vorhanden. Man pflegt ihn daher auch nur gelegentlich beim Rösten der Zinn- und Kobalterze zu gewinnen, wo er in einem dicken Dampf aufsteigt, und sich in den hiezu besonders eingerichteten Schornsteinen ansetzt. Er gleicht einem

grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel versetzt ist. Durch einen Zusatz von Laugensalz befreit man den Arsenik davon auf den sogenannten Gifthütten, und nun erscheint er krystallinisch. Der Arsenik wird zu verschiedenen chemischen Arbeiten gebraucht; mit dem Kupfer giebt er das sogenannte Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineralischen Farben wird er gebraucht.

Arsinoe, eines Priesters, des Phlegeus Tochter, und Gemahlin des Alkmäon.

Arsis, s. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrerer persischen Könige. 1. Artaxerxes, mit dem Beinamen Longimanus, wegen seiner langen Arme, war der zweite Sohn des Xerxes. Er entging dem Artaban und den andern Verschwornen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 464 vor Chr. den Thron. Er brachte die empörten Ägyptier zum Gehorsam und erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griechischen Städten Asiens die Freiheit zugestand. Er herrschte friedlich und starb 424. Er war den Juden günstig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2. Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon, wegen seines starken Gedächtnisses, folgte seinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er seinen Bruder Cyrus (s. d.) besiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigestanden, und zwang sie, ihm die griechischen Städte und Inseln Asiens zu überlassen. Dagegen begünstigte er die Athenienser und wußte überhaupt die Griechen unter sich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von seinem Sohn Ochus getödtet. Dieser folgte ihm unter dem Namen 3. Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönizier und Ägyptier wieder zum Gehorsam gebracht und große Grausamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Ägypten ließ er unter andern den Apis schlachten und sich zum Mahle bereiten), ward er von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus seinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, ein griechischer Schriftsteller aus Ephesus im 2. Jahrh. nach Chr. Er beschäftigte sich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm ein Buch darüber — Oneirokritika — wichtig für den, der sich über diesen Gegenstand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingestreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueste kritische Ausgabe v. Reif (Leipz. 1805).

Artemis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Karien, Schwester und Gemahlin des Mausolus, dessen Tod sie auf die zärtlichste Art betrauerte, und dem sie in ihrer Hauptstadt Halikarnaß ein Denkmahl erbauen ließ, welches unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Skopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergespann, welches die kegelförmige Spitze des Gebäudes zierte. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Nach Artemisiens Tode vollendeten es die Künstler unentgeldlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es bestand aus einem länglichen Viereck von 411 Fuß im Umfang, 130 Fuß hoch. Die Hauptseite war mit 36 Säulen geziert und 24 Stufen führten zum Eingang. — Artemisia starb bald nach ihrem Gemahl bei dem Denkmahl, das sie ihm errichtet hatte, im Jahr 351

vor Chr. Geb. — Eine andre Artemisia, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerres auf seinem Zuge gegen Griechenland begleitete, und sich in der Schlacht bei Salamis durch ihre Entschlossenheit und Klugheit rühmlich auszeichnete.

Arterien, s. Adern, Blut und Pulsadern.

Arthritisch (aus dem griechischen αρθρον, das Glied, das Gelenk), wörtlich, mit Gliederschmerzen behaftet, oder gichtisch. Die Arthritis, Gicht, ist eigentlich eine Krankheit des Mannesalters (s. den Art. Alter) und hat ihren Grund in dem angefangenen Rückgang oder Abwärtssteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Systeme der Knochenbildung und der Absonderungen. Hier äußert sich aber deßhalb auch die diesem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abscheidung des überflüssigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen) erdigen Stoffs, theils, bei mangelnden Naturkräften, unregelmäßig erscheint und wiederkehrt, auch wohl anstatt den überflüssigen Knochenstoff durch die Ausscheidungsorgane aus dem Körper zu schaffen, denselben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern sich anhäufen, und seine Existenz daselbst behaupten läßt, woher alsdann die sogenannten Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancherlei Art entstehen. Zur völligen Ausbildung der arthritischen Krankheit scheinen überhaupt zwei Momente am meisten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünstung. Der häufige Genuß des Weins, besonders säuerlicher Weine, eben so der gewöhnliche Gebrauch sehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speisen trägt ohne Zweifel sowohl durch Überfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutsystem erregende Wirkung dieser Genüsse zur wirklichen Entstehung der Arthritis am meisten bei, indem der Überfluß an rohen Nahrungsstoffen von dem völlig ausgebildeten Körper nicht gebraucht und von den weniger energischen Verdauungsorganen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in den Regionen des Knochensystems unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritische Krankheit kündigt sich in diesen Fällen bei noch vorhandener Energie der Naturkräfte als regelmäßig periodisches Podagra an. Es entsteht nämlich zu bestimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbst, bei Manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geschwollen. Gemeiniglich entsteht auch Fieber, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutsystem zurückwirkt. Bei der ärmern Menschenclasse trifft man zwar selten echt podagrische Krankheit an; der Arme, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, und seinen Durst mit einem Krug Wasser befriedigt, selbst der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird selten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Überfüllung mit schlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von schlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausscheidung derselben, daher bei gesunkener Lebensthätigkeit in solchen Fällen mehr irreguläre arthritische Zufälle, herumziehende Schmerzen, Absetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Masse in den Gliedern, und die auffallendsten Verunstaltungen derselben entstehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und Rheumatismus werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechselt, sind aber

ganz von einander verschieden, wie aus der Vergleichung dieses Artikels mit dem Art. Rheumatismus mit mehrerem ersichtlich ist. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannesalter an; Rheumatismus ist ein entzündlicher Zustand im System der Muskeln und Sehnen, bei Arthritis ist dieser Zustand im System der Gelenke, Gelenkkapseln und der Knochen, folglich hat auch bei ersterm der Schmerz seinen Sitz mehr in den Muskeln und erstreckt sich nach deren Lauf, wechselt auch mehr in Ansehung des Ortes, bei letzterm ist der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus ist auch an sich nicht mit den erdigen Geschwülsten und Concrementen begleitet, wie die Gicht. Man hat bei der letztern sogar beobachtet, daß der arthritische Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelassen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt sein; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechsel des Alters die Krankheitsanlage selbst von dem Muskelsystem auf das Knochensystem und deren Gelenke fortwandert. Ist die Natur nicht kräftig genug, einen regelmäßigen Ausbruch der Gicht zu bilden; ist der Mensch zu alt, oder wird die Krankheit in ihrem Verlauf gestört; so ergreift sie auch wohl innere Organe, den Magen, die Lungen, das Gehirn, und erregt oft tödtliche Zufälle. Über die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Diät herrschen, zumal unter dem Publicum, noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre; Andere setzen alle Hoffnung auf die Zusammensetzung eines abführenden Trankes; wieder Andere glauben im Fasten und Wassertrinken ihr Heil zu finden; Andere suchen es, von Browns einseitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt in die Classe der asthenischen Krankheiten setzte, im Arrak. Es giebt aber kein Specificum gegen Gicht und Podagra, als die sorgfältige Behandlung eines vorsichtigen Arztes, der, im Besitze der richtigen Idee von der Krankheit, die genaueste Rücksicht nimmt auf das Lebensalter und die Constitution des Kranken, auf die Äußerungen der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Systems, auf Lebensart und Diät, und endlich auf die Natur der Zufälle selbst. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Wassertrinken und Gebrauch kühlender Mittel höchst nöthig sein, welche einem andern schädlich, ja tödtlich werden können, eben so umgekehrt mit erhitzenden, schweißtreibenden und andern Mitteln. Ob das neuerer Zeit berühmt gewordene Pradier'sche Gichtmittel sich als heilsam bewähren wird, muß erst noch durch mehrere Erfahrungen bestätigt, die Zulässigkeit seiner Anwendung aber in jedem einzelnen Falle von einem Arzte bestimmt werden. (Vergl. d. Art. Podagra.) H.

Arthur oder Arthus, s. Tafelrunde.

Artikel heißt in der Grammatik das Wort, welches dem Substantiv (Hauptworte) vorgesetzt und wodurch dasselbe als bestimmt oder unbestimmt modificirt wird. Man unterscheidet daher einen bestimmten und unbestimmten Artikel (im Deutschen der, die, das und ein, eine, ein). Der Artikel gehört nicht zu den sogenannten acht Redetheilen (partibus orationis) und ist daher in einer Sprache nicht wesentlich nöthig. Die lateinische und mehrere andre Sprachen haben ihn nicht. Die von den Puristen versuchte Übersetzung Geschlechtswort ist nicht zu billigen, da das Geschlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu schaffen hat, der Umstand aber, daß der

Artikel sich nach dem Geschlechte eines Worts ändert, nichts ihm Eigenthümliches ist, sondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch Statt findet.

Artillerie bezeichnet 1. alles bei einem Heere befindliche Geschütz, nebst der zu dessen Bedienung bestimmten Mannschaft. Dies Geschütz besteht jetzt aus a) Kanonen, b) Haubitzen, c) Mortiers oder Mörsern (s. d. Art.). Letztere beiden werden hauptsächlich von den Bombardiers bedient. Außer diesen aus den unterrichtetsten Artilleristen bestehenden Bombardieren zählt man bei manchen, besonders kleinen, Armeen zuweilen die Pioniere, Sappeurs, Mineurs zu dem Artilleriecorps. Neuerdings macht die reitende Artillerie, deren Mannschaft zur raschern Bewegung, entweder beritten ist, oder wie bei den Österreichern auf besondere Wurstwagen fährt, einen wichtigen Theil dieser Waffe. 2. Die Wissenschaft, von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geschütze, der Anfertigung der Munition, Feuerwerkskörper und dem Batterienbau. Alles dieses lehrt man bei den meisten Heeren in besondern **Artillerieschulen**. Die Niederlage aller zum Geschütz und Munition gehörigen Dinge und des Geschützes selbst heißt das **Artilleriedepot**. Was die Eintheilung in **Feld-**, **Festungs-**, **Belagerungs-**, **leichte** und **schwere Artillerie** betrifft, geht aus diesen Worten schon von selbst hervor. P.

Artois (C. Phil., Graf v.), zweiter Bruder **Ludwigs XVI.**, geb. zu Versailles, 9. Oct. 1757, vermählt 22. Oct. 1773 mit **Maria Theresia** von Savoyen (gest. 2. Jun. 1805), mit der er zwei Söhne (s. **Bourbon**, Haus) erzeugte. Durch seine Liebenswürdigkeit und seine Verschwendungen berühmt, galt dieser Prinz für einen Beschützer der Wissenschaften. Er war vom Anfange der Revolution an einer der eifrigsten Vertheidiger der königl. Vorrechte. Als die Pariser einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, entwich er aus Frankreich — das erste Zeichen zur Auswanderung! — und begab sich mit seiner Familie nach Turin an den Hof seines Schwiegervaters. 1790 hatte der Graf **Artois** zu Mantua eine Zusammenkunft mit dem Kaiser **Leopold**, und 1791 begab er sich mit dem Marschall **Broglio** und dem Prinzen von **Condé** nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl von Offiziers veranlaßte. Er hielt sich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüssel, wo die Erzherzogin **Marie Christine** ihm zu Ehren Feste gab, und ging hierauf nach Wien. Im J. 1791 war er in **Pillnitz** (s. d. Art.). Nach der Annahme der Constitution von 1791 lud ihn **Ludwig XVI.** ein, wieder an seinen Hof zurückzukehren. Allein er blieb in Coblenz und rüstete sich zum Kriege; bescheinigte seine Weigerung in der Antwort an **Ludwig XVI** und erließ eine heftige Proclamation gegen die Nationalversammlung. Daher ward er von der gesetzgebenden Versammlung den 1. Jan. 1792 für klagfällig erklärt, und den 19. Mai ward seine constitutionsmäßige Pension von einer Million, die ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und seine Appanagerente seinen Gläubigern überlassen. Bei dem Eindringen der feindlichen Heere in die Champagne commandirte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach **Ludwigs XVI.** Tode ward er von seinem Bruder zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt. Er ging hierauf nach Petersburg, wo ihn **Catharina II.** mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, schrieb er an den Marschall **Broglio**, und schickte ihm seine Medaillen, Diamanten und den Degen seines Sohnes, um durch ihren Verkauf den nöthig-

sten Bedürfnissen abzuhelfen. Zu Ende des Jahrs 1794 sicherte ihm das englische Gouvernement eine Pension von 15 000 Pfd. Sterl. zu, und er schiffte sich den 26. Juli 1796 zu Curhaven nach London ein. Er ging hierauf an Bord einer englischen Fregatte, die lange Zeit an den französischen Küsten kreuzte, und den 24. Sept. zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren landete, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte seitdem zu Edinburg in Holy Hood House, dem Schlosse der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 sollte er in der Schweiz zur Condéschen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, stoßen, erhielt aber noch vor seinem Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition gescheitert sei, und blieb daher in London. Im Febr. 1800 söhnte er sich mit den Kindern des Herzogs von Orleans aus, und erschien mit ihnen bei Hofe, wo der König ihnen eine Audienz gab. Im Nov. 1804 hatte er zu Calmar in Schweden eine Zusammenkunft mit seinem Bruder und seinem ältesten Sohne, und kehrte hierauf nach London zurück. Von hier begab er sich 1814 mit Vollmachten Ludwigs XVIII. nach Frankreich, sobald die Verbündeten daselbst Fortschritte machten, erließ er von Nancy aus mehrere Proclamationen an die Franzosen, und war der erste Bourbon, der den 12. April d. J. wieder in Paris einzog. Hier handelte er bis zur Ankunft seines Bruders als dessen Lieutenant und bestätigte als solcher die Hauptgrundsätze der Constitutionsacte, ohne diese Acte selbst anzuerkennen. Auch schloß er mit den Verbündeten den Waffenstillstand vom 22. April ab, und ertheilte der Stadt Napoleon den Namen Bourbon Vendée. Bei der zweiten Usurpation Napoleons wurde er nach Lyon gesandt, um von hier aus einen Widerstand zu organisiren. Da ihn aber alle Truppen verließen, kehrte er schnell nach Paris zurück, und ging dann mit Ludwig XVIII. nach Gent. Seit dem 8. Juni 1795 heißt er Monsieur. Er war bis 1818 Generaloberster der Nationalgarde des Königreichs und ist es noch von den in Sold genommenen Schweizer Truppen.

Arundelianische Marmor, s. Marmorchronik.

Aruspex (Haruspex), und in der Mehrzahl Haruspices, waren bei den Römern gewisse zur Priesterclasse gehörige Personen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derselben nach ihrer Opferung besichtigten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforschen. Außerdem achteten sie auch auf die das Opfer begleitenden Umstände, und weissagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. s. w. Sie stammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Ansehen bis auf den Kaiser Constantin (357 nach Chr.), der alle Wahrsagerei bei Todesstrafe verbot. Ihre Anzahl belief sich zuletzt auf 70; ihr Vorsteher hieß summus aruspex oder magister publicus.

Arzneikunde, 1. die Summe von Kenntnissen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten ihrem Entstehen, Verlauf and Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterscheiden und nach ihren Erfodernissen zu behandeln, um sie zu heilen, oder wo dies nicht zu erreichen ist, doch zu lindern; 2. im engern Sinne, die Arzneien und deren Anwendung auf den kranken Körper. Die Geschichte einer Wissenschaft, welche mit dem Leben und der Gesundheit des Menschen in so genauer Beziehung steht, muß jedem Gebildeten höchst wichtig sein; sie zeigt uns, auf welchem Grade von Kultur die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke stand, wie mit der Bildung des

Verstandes auch die Kenntnisse in der Medizin anwuchsen, wie an der Vervollkommnung andrer Wissenschaften auch die Medicin jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geistes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einseitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was vorgefaßte Meinungen bestätigen sollte, ihr jederzeit schädlich war. Der Entstehung der Arzneikunde einen bestimmten Zeitpunct anzuweisen, ist eben so unmöglich als unnütz. Was uns die älteste Geschichte davon aufbewahrt hat, ist meistens mit fabelhaften Erzählungen ausgeschmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der ersten nothwendigsten Hülfsleistungen, von der Natur durch den in Krankheiten entstehenden Instinct, zuweilen auch blos vom Zufall belehrt. Sobald höhere Kultur des Geistes ihre Wirksamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erstreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geistesveredlung andern vorangingen, auch zuerst an, die Arzneikunde aus jenem Naturstande zur Kunst zu erheben. So weit wir daher in der ältesten Geschichte Nachrichten haben von den zuerst sich bildenden Nationen, finden wir auch, daß bei ihnen die Medizin zuerst anfing, sich auf die untersten Stufen der Vervollkommnung zu erheben. So war bei den ältesten Ägyptiern schon eine Spur von Arzneikunde, indem man dem Hermes, welcher von einer ägyptischen Götterfamilie abstammen soll, und dessen Nachfolgern ein Buch zuschrieb, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Ärzte befolgen mußten. Dies waren in den ältesten Zeiten die Priester. Aus den gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit ihrer angewandten Mittel entstand endlich ihre Arzneikunde. Denselben Gang nahm die Entstehung derselben bei den Griechen. Auch sie hatten Personen unter ihren Gottheiten, denen sie die Erfindung der Arzneikunde zuschrieben (z. B. Äskulap 1263 J. v. Chr.), deren Priester sich für die einzigen Besitzer der göttlichen Kunst ausgaben und in ihren Tempeln die Kranken versammelten, die Beschreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte genesen zu sein, in denselben als Weihtafeln (Votivtafeln) aufhingen. Aus diesen Priesterschulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wissenschaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (456 J. v. Chr. Geb.). Die unter seinem Namen bekannten Schriften sind jedoch nicht alle von ihm allein, sondern zum Theil auch von seinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Ärzte auf den wahren Standpunct, von welchem sie sich wenigstens damals noch nicht entfernen durften, wenn sie sich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunct der treuen Naturbeobachtung. Allein schon seine nächsten Nachfolger blieben seinem Wege nicht treu, sondern suchten mittelst der damals herrschenden philosophischen Meinungen und Systeme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein System zu bringen. Daher die Entstehung der dogmatischen Medizin. In späterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanstalt der Ärzte; allein auch dort herrschte die Sucht, medizinische Theorien auf philosophischen Systemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geist, vertraut mit den Hippokratischen Schriften, der Schulphilosophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlassenen Weg der Erfahrung wieder einschlugen, daher die Schule der Empiriker, deren Stifter Se-

rapion von Alexandrien (279 J. v. Chr.) war. Doch der nach Verstandeseinheit strebende Geist des Menschen suchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und so bildete sich die Schule der Methodiker. Einen neuen Versuch, der Medizin eine wissenschaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch seine vielen Schriften (160 n. Chr.). Er schrieb Auslegungen über die Hippokratischen Schriften, und arbeitete besonders die Lehre vom Pulse sehr sorgfältig aus. Seiner Theorie hingen die Ärzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beständig Einfälle fremder kriegerischer Völker das römische Reich erschütterten, bis in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandrinischen Bibliotheken wurden zerstört, die Mohammedaner breiteten sich nicht nur in Asien, sondern selbst in Europa aus. Bei den Arabern erhielt sich zwar noch einige Gelehrsamkeit, doch blieb die Medizin auf dem Grade stehen, auf welchen die griechischen Ärzte sie gebracht hatten. Priester und Mönche waren in dem christlichen Europa damals beinahe die einzigen Ärzte. In Salern im Neapolitanischen legten die Mönche (im 8. Jahrh.) den Grund zu einer Anstalt, die in der Folge den wichtigsten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen sie durch ihre Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im 11. Jahrh. aber studirten sie die arabischen und griechischen Ärzte, und mehrere unter ihnen erwarben sich als Ärzte schon durch ihre Gelehrsamkeit bedeutenden Ruhm. Im 13. Jahrh. gab Kaiser Friedrich II. der salernitanischen Schule die völlige Einrichtung einer Akademie mit vielem Ansehen und vielen Gerechtsamen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab der Verbreitung der Wissenschaften einen neuen Schwung. Auch die Arzneikunde nahm Antheil daran, indem das Studium der griechischen Ärzte nun weit allgemeiner wurde, und die Ausübung immer mehr aus den Händen der Mönche kam, wozu schon vorher die Verbote der Päpste viel mitgewirkt hatten. Bisher waren die Ärzte immer noch dem Galenischen System treulich gefolgt, nur wenige suchten den echt Hippokratischen Geist in der Medizin wieder herzustellen. Jetzt trat Paracelsus auf, verwarf nicht nur Galens, sondern aller seiner Vorgänger Theorien (im J. 1525), und stellte mit großer Selbstgenügsamkeit eine neue auf, welche theils auf chemische Grundsätze gebaut, theils mit theologischen, magischen und astrologischen Schwärmereien ausgefüllt war. Helmont nahm als Grund aller Lebensbewegungen einen Lebensgeist an, den er Archäus nannte. Auch er verband damit chemische Grundsätze, und stellte ein neues System auf. Noch mehr trug zur Veränderung der bisherigen Ansichten in der Arzneikunde die Entdeckung des Blutumlaufs von Harvey (1619) bei, indem dadurch das iatromathematische System veranlaßt wurde, welches der Medizin durch Berechnungen Evidenz verschaffen wollte. Sydenham (in den Jahren 1665 u. f.) stellte die alte empirische Schule wieder her; er beobachtete die Einwirkungen der Einflüsse der Witterung sehr genau. Stahl (1707 u. f.) erneuerte das Helmontsche System und stellte es in einer veränderten Form wieder auf, indem er die Rolle des Archäus der Seele zutheilte. Dabei aber nahm er auch große Rücksichten auf die Lebenskräfte und die Thätigkeit der Natur, bestimmte die Ursachen der Krankheiten genauer, als bisher geschehen war, und beschränkte sehr den Gebrauch starker und heroischer Arzneimittel. Je allgemeiner jetzt das Studium der Medizin wurde, desto mehrere vorzügliche Männer standen auf, welche von Zeit zu Zeit

den Versuch machten, die Medizin als Wissenschaft fester zu begründen. Jeder sah den Irrweg, auf welchem sein Vorgänger von der Wahrheit abgekommen war, schlug einen andern Weg ein und fehlte gleichfalls. Unter diesen machten sich (im Anfange des 18. Jahrh.) noch berühmt Friedrich Hoffmann und Boerhave. Die Kultur der übrigen Wissenschaften und Künste, besonders derer, welche mit der Arzneikunde in näherer Verbindung stehen, als Philosophie, Physik und Chemie, wurde jetzt auch höher getrieben, und ihre Bereicherungen trug man in die Medizin über. Zu Ende des 18. Jahrh. wechselten die Ansichten in der Medizin schneller als je, indem immer mehrere Bearbeiter derselben sich erhoben. Im Ganzen waren jedoch die Systeme hauptsächlich auf die Lebenskräfte und auf deren Stimmung, oder auf die Mischung der Säfte gerichtet, oder sie waren blos empirische nach Sydenhams Schule, oder eklektische, welche aus jeder Theorie das Brauchbare nahmen, übrigens sich mit Hippokratischem Geist an die Beobachtung der Natur und eine rationelle Empirie hielten. Diese Stille in der Medizin unterbrach Brown mit seinem neuen System, das blos auf die verschiedenen Verhältnisse zwischen der Erregbarkeit und der auf sie wirkenden Reize gebaut war, und alle andern zu verdrängen drohte (s. die Art. *Brown*, *Erregungstheorie* u. s. w.). Am meisten Aufsehen machte dieses System bei den Deutschen, bei welchen es auch die meisten Anhänger, Bearbeiter und Nachbeter fand. Indessen erhoben sich doch viele Stimmen mit gegründeten Einwürfen dagegen, welche nicht ganz verhallten und mehrere Modificationen veranlaßten, aus welchen die sogenannte Erregungstheorie entstand. Während dieser Zeit fing die neueste Naturphilosophie an, ihr Licht auch in der Medizin zu verbreiten. Mehrere Ärzte wandten die Grundsätze dieser Philosophie mit vielem Glück auf einzelne Zweige der Medizin an, besonders enthüllten sie in der Physiologie, in der Lehre von dem Leben selbst, dem Organismus, seinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Function neue und überraschende Ansichten. Selbst auf die Pathogenie (die Erklärung der Entstehung der Krankheiten), auf die Therapie (die Behandlung derselben) hat sie schon in kurzer Zeit einen so wohlthätigen Einfluß gehabt, daß sich mit Grund hoffen läßt, sie werde die Medizin, als Wissenschaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, dessen sie, im Verhältniß der menschlichen Beschränktheit, nur fähig ist. — (Das Weitere s. in dem Art. *Medizin*.)

Arzt, derjenige, welcher im Besitz aller zur Erhaltung der Gesundheit und Abwehrung der Krankheit, oder wenn letztere eingetreten ist, zur Erkenntniß und Heilung derselben gehörigen Wissenschaften, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, und im Fall sie verloren gegangen ist, wieder herzustellen sucht. Der Besitz der Heilwissenschaft allein macht den sogenannten theoretischen Arzt, der Übergang des Wissens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach diesem Ziele, den sogenannten praktischen Arzt, eigentlicher den *Heilkünstler*. Der wahre Arzt in diesem Sinne muß also nicht blos im Besitze der *Heilwissenschaft*, sondern auch der *Heilkunst* sein. Beide stehen in dem Verhältniß zusammen, wie Wissenschaft und Kunst (in höherem Sinne) überhaupt. Letztere bezeichnet den Übergang der ganzen Summe des Wissens in Handeln. Wissenschaft erzeugt und leitet die Idee, Kunst sucht diese in einem Product wirklich herzustellen. Die Kunst muß selbst da, wo Wissenschaft nicht hinreicht, diese ersetzen, die Regeln für den bestimmten Fall selbst erfinden, wo die

Wissenschaft nur die allgemeinen Gesetze angiebt. Dies ist vorzüglich der Fall, wo der Verstand nicht nach einfachen und ganz bestimmten Grundsätzen, sondern nach vielen, zusammengesetzten und veränderlichen Umständen schließen, wo er sich statt der Gewißheit oft mit Wahrscheinlichkeit begnügen muß. Die Kunst beruht demnach auf Genie, als dem höchsten Grade selbstschaffender Geistesthätigkeit überhaupt, oder dem harmonischen Verein von vorzüglichem Verstand und thätiger Imagination, als Schöpferin und Erfinderin neuer Ideen. Das Object der Heilkunst ist der Mensch als lebendes geistiges Wesen, dessen Inneres in unaufhörlichem Wechsel seines Zustandes theils durch Bestimmungen der ihn umgebenden Außenwelt, theils durch innere, willkürliche und unwillkürliche Selbstbestimmungen, begriffen ist. Welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menschen dar, welche Verschiedenheit im Stande der Gesundheit, welche Abweichungen von diesem Stande, durch Alter, Geschlecht, äußere Einflüsse, innere Geistesbewegungen modificirt! Hier bietet die Wissenschaft dem Verstande nur wenige bestimmte, aber desto mehr schwankende, bedingte, zusammengesetzte Grundsätze dar; in vollem Maße muß die selbstschaffende Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, hervortreten, die Grade der Wahrscheinlichkeit zu messen und schnell das Richtige zu bestimmen. Die Heilkunst erfodert also eben sowohl Genie, als die Kunst überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wissenschaft hier schon so groß, der Spielraum der Kunst aber unermeßlich ist. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht sowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, dem Vorwalten irgend einer besondern Fertigkeit oder Geistesfähigkeit, sondern vielmehr auf Genialität in höherm Sinne, oder dem harmonischen Verein aller Geisteskräfte in vorzüglichem Grade, besonders des Verstandes und der Imagination. In Rücksicht des erstern muß der Arzt philosophisches, in Rücksicht des zweiten dichterisches Genie besitzen; denn der Arzt, wie der Philosoph, darf sich nicht begnügen, die Dinge zu wissen, wie sie sind, sondern er muß auch den Grund untersuchen, warum sie es sind. Der philosophische Geist führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüsse und endlich zu allgemeinen Grundlagen. Das Dichtergenie zeigt sich bei dem Arzte dadurch, daß er da, wo die Wissenschaft für den individuellen Fall nicht hinreicht, durch selbstschaffende Thätigkeit der Imagination sich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen schafft, schnell den Heilplan, nicht nach dem Compendium der Wissenschaft, sondern speciell für das Individuum entwirft. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, so bezieht sie sich zunächst auf Erlernung der Wissenschaft und Übung der Kunst. Die Erlernung der Wissenschaft erfodert die Einsammlung aller zur Arzneikunde (s. d. Art.) gehörigen Kenntnisse. Kein Theil der Arzneikunde und keine der zu ihr gehörigen Hülfswissenschaften darf davon ausgeschlossen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entstehen soll. Man hat neuerer Zeit darüber gestritten, ob die Chirurgie von der Medizin getrennt bleiben oder mit ihr vereinigt werden soll. Es ist aber kein Zweifel, daß in der theoretischen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt ist und bleiben wird. Was die Kunstbildung betrifft, so beruht sie, wie oben gezeigt wurde, auf Genie. Wo dieses fehlt, da findet nie die Kunst sich ein. Das Genie des Arztes ist

das Band, welches die Wissenschaft mit der Natur vereinigt; es ist der Lichtstrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn schnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wissenschaft auf die Mannichfaltigkeit der Individuen paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geübt werden durch öftere Anwendung der Wissenschaft auf individuelle Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Ähnlichkeit derselben und Unterscheidung ihrer innern Verschiedenheiten, durch schnelles Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derselben, durch schnelle Unterscheidung der Grade der Wahrscheinlichkeit u. s. w., wodurch endlich die Kunstfertigkeit entsteht. So wie die Anlage den Grund der Möglichkeit, ein wahrer Arzt zu werden, bezeichnet, die Ausbildung aber derselben die Richtung auf den Heilzweck giebt, so bezeichnen die Eigenschaften des Arztes die einzeln in der Erscheinung sich wirklich darstellenden Momente, welche zur Ausübung der ärztlichen Function erfoderlich sind. Einige der nothwendigsten sind folgende: Regelmäßige Bildung des Körpers, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck in der Erscheinung des Arztes macht; Gesundheit, in so fern der Arzt körperlichen Anstrengungen sich unterziehen muß, und sie selbst auf die Wirksamkeit des Geistes und auf die Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Stärke der Sinne, zur schnellen Auffassung aller auf den Kranken sich beziehenden sinnlich wahrnehmbaren Umstände. Unter den geistigen Eigenschaften sind vorzüglich Scharfsinn, Imagination, Gegenwart des Geistes, um in dringenden Fällen schnell die zweckmäßige Hülfe ergreifen zu können, Beobachtungsgabe und Selbstdenken zu bemerken. Unter den moralischen Eigenschaften sind die vornehmsten: Religiosität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl bestürmenden widrigen Erfahrungen, denen der Arzt ausgesetzt ist, unerläßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühseligkeiten des ärztlichen Berufs und der Schwächen des Kranken, und nöthig zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs genügen zu können; Verschwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit u. s. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus den Begriffen des Zwecks und des Gegenstandes seiner Thätigkeit. Die kostbarsten der irdischen Güter übergiebt ihm der Mensch: sein Leben und seine Gesundheit; er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit. Die Heiligkeit dieses Berufs sahen von jeher alle von ihr durchdrungenen wahren Ärzte ein. Die allgemeinste Bezeichnung der Arztespflicht ist diese: alles das zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für das Leben und die Gesundheit seines Anvertrauten nützlich ist, und nichts zu thun, wovon er überzeugt ist, daß es für solche schädlich ist. Daher die speciellen Pflichten des Arztes: er muß die Höhe des jedesmaligen Standpuncts der Arzneikunde zu erreichen streben, also beständig fortstudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Ärzte und mit den Bereicherungen der stets fortschreitenden Wissenschaft und Kunst sich bekannt machen, er muß treu und sorgfältig in Ausübung seines Berufs sein, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältnissen desselben sieht, Verschwiegenheit beobachten u. s. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt sich gleichfalls aus dem Zwecke der Heilkunst ableiten. Der Arzt steht in dem Verhältnisse zu dem Publicum als wissenschaft-

licher Künstler, von dem es Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit erwartet. Vor dem Arzte gilt kein Ansehen der Person; Fürst oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menschen sind ihm gleich. Als Kranke können sie nur in so weit Rücksicht auf äußere Verhältnisse verlangen, als solche auf den Heilzweck Einfluß haben. Eben dieser erfodert auch, daß jeder Kranke sich unbedingt den Verordnungen des Arztes unterwerfen muß. Der Arzt, welcher sich von den äußern Verhältnissen des Kranken imponiren, sich von eigennützigen Rücksichten bestimmen läßt, verkennt seine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit des Kranken gegen seinen Arzt ist größer, als bei jedem andern Künstler. Hierunter verstehen wir jedoch nicht die pecuniäre Belohnung, als welche nach gewissen Bestimmungen festgesetzt sein kann, sondern das Gefühl und die Überzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künstler für das Publicum arbeiten, er muß diese Arbeit zu jeder Zeit, sobald es die Noth erfodert, oft unter Umständen, die ihm unangenehm, beschwerlich, die oft sogar gefahrvoll für ihn sind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Gesundheit Anderer zu erhalten, seine Ruhe und seinen Lebensgenuß, oft seine eigene Gesundheit und sein Leben aufopfern. Wie reichlich daher die Dienste des Arztes auch bezahlt werden mögen, so bleiben ihm immer noch die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Das Urtheil des Publicums über den Arzt wird theils durch den Grad von Geistesbildung, theils durch den Willen des erstern bestimmt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Beurtheilung und Behandlung des Arztes einen sichern Maßstab für die Geistes- und Herzensbildung der Menschen, die mit ihm zu thun haben, abgiebt. Den Werth des echten Heilkünstlers einzusehen, dazu gehört die Kenntniß dessen, was zur Anlage und Ausbildung desselben erfodert wird, und seine Bemühungen mit Dank zu erkennen, dazu gehört eine höhere Humanität, als bis jetzt noch gewöhnlich ist. Der Pöbel hält den Arzt blos für einen Arznei- oder Recepthändler; Pfuscher und Quacksalber, die mit abergläubischen Mitteln, Bader, die nach einem aufgefundenen alten Receptbuche, die groben Empiriker, die die Krankheit nach ihrem Namen behandeln, stehen bei ihm in gleichem Range. Der Ungebildete hält jeden, unter dessen Händen ein Kranker gesund worden ist, für einen Arzt, weil er Ursache und Wirkung nicht zu unterscheiden vermag; er hegt aber selbst gegen den Arzt, der ihm geholfen hat, nicht weiter Dankbarkeit, als daß er ihm höchstens einen elenden Lohn bezahlt. Dabei trifft noch bei den meisten das alte Sprichwort ein:

Accipe cum dolor est, nam postquam poena recessit,
Audebit sanus dicere, multa dedi.

Halbwisser und Witzlinge beschuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unsicherheit, weil sie die natürlichen Grenzen derselben nicht kennen oder nicht kennen wollen, und weil es überhaupt leichter ist, über eine Kunst zu spotten, als sie zu üben. Was von Natur unheilbar ist, kann kein Arzt heilen, was Alter allmählig herbeiführt, kann Krankheit schnell herbeiführen. Ob die Natur oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einsehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und die Grenzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher es ihm leichter ist, dem Zufall zuzuschreiben, was eine Wirkung des Verhältnisses zwischen dem Arzneimittel und der Krankheit ist. Mancher Arzt wird durch günstige Vorurtheile, Familienverbindungen u. s. w. gehoben, er wird in allen

Vorfällen günstig beurtheilt. Stirbt einem andern ein Kranker, so giebt man dem Arzte die Schuld, weil es den meisten Menschen zu schwer ist, die Mannichfaltigkeit der Ursachen, warum auch ein geschickter Arzt den Kranken nicht herstellen konnte, einzusehen. Im Gegentheil erzeigt man aus den nämlichen Ursachen einem schlechten Arzte oft die Ehre, die Genesung eines Kranken ihm zuzuschreiben, blos deßwegen, weil er der letzte gewesen ist, den der Kranke gebraucht hat. — Der Arzt steht gegen den Staat im Verhältnisse eines der ersten Staatsdiener. Diese Würde kommt ihm zu sowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntnissen, die ihm nöthig sind, wegen der Wichtigkeit seiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit seiner Kunst. Der Staat wird nur erhalten von seinen gesunden Bürgern, wird nur vertheidigt von gesunden Soldaten, regiert von gesunden Beamten. Je mehr Kranke, desto schwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, desto länger muß der Staat diesen Bürger entbehren. Es erfodert daher das erste Interesse des Staates, für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen. Darum liegt ihm ob, für gehörige Auswahl der Subjecte und ihre Ausbildung zu echten Ärzten Sorge zu tragen, die Unwürdigen von der Ausübung der Arzneikunst abzuhalten, also auf die hinlängliche Prüfung der Ärzte, auf die Fortschritte derselben zu sehen, die Entweihung der Kunst von Pfuschern aller Art und den Nachtheil, der hieraus fließt, zu verhüten, für die Sicherung der Substanz der Ärzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. Doch wird hier das Verhältniß zum Staate, als solches, wie es sein sollte, angenommen, obgleich die Erfahrung in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachlässigt, theils Egoismus und kleinliche Rücksichten dem Arzte die Würde schmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Musik die neunte Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, wenn sie zu f die kleine Terze macht; ist sie die große Terze zu e, oder die Quinte zu cis, so wird sie gis genannt; As dur, As moll. — Ferner ist As, 1. ein Apothekerpfund, s. **Apothekergewicht**; 2. ein Ducatengewicht, der 70. Theil eines Ducatens.

Asbest (**der gemeine**) ist ein grüner verhärteter Amianth, dessen Fasern sich nicht theilen lassen, sondern in großen Splittern abspringen. Zuweilen hat es die Gestalt des Holzes und wird dann **Bergholz** genannt. **Der gemeine und biegsame Asbest** kommen jederzeit in Gesellschaft vor, und gehen in einander über, weßhalb man ehedem glaubte, der Asbest sei ein noch unreifer Amianth, dessen heutiger Name biegsamer Asbest ist. Die Asbestgattung, welche jetzt vier Arten hat, ist ihrer Entstehung nach ein mehr oder weniger fasriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinsteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Allein die obengedachte Verwandlung des gemeinen Asbest in biegsamen ist nicht das Resultat einer Veredlung, sondern, wie Kirwan bemerkt, vielmehr das Resultat der Zerstörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbestarten heben wir nur die wichtigsten aus. Der vollkommenste biegsame Asbest ist der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich, und seine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachses sehr gleich. Zuerst legt man ihn ins Wasser, damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Fasern verhindere. Darauf wird er auf einer Platte

mit Klopfhölzern gebrecht und die abgetrennten Fasern werden aus einander gezogen. Drittens kommen sie in heißes Wasser, worin man dieselben fleißig umrührt, wobei sich das verwitterte Bindemittel der Fasern absondert und das Wasser wie Milch färbt. Dieses Waschen wird so lange fortgesetzt, bis es ungetrübt davon abgegossen werden kann. Die reingewaschenen Fäden breitet man wegen des schnellen Ablaufens des Wassers in Siebe aus und trocknet sie an der Sonne. Die völlig getrockneten Fasern werden nun mit engen Wollkämmen gelinde gestrichen, zertheilt, aufgerissen und endlich zwei Asbestfasern mit einer Flachsfaser zusammengesponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieselben gegen die Stiche der Asbestfasern zu schützen und zugleich die Asbestfasern dichter zusammenzukleben. Dieses Gespinnst wird endlich auf dem Weberstuhle ohne weitern Zusatz so dicht und steif als möglich gewebt, und das fertige Zeug zuletzt auf glühende Kohlen ausgebreitet, wodurch der Flachs und das Öl ausbrennen; aber gerade dieses Ausbrennen ist das Schwierigste bei dieser Asbestarbeit. Auf diese Art verfertigt man seit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handschuh und Beutel; auf den Pyrenäen Gürtel, Bänder, Schnuren, Servietten etc. Kaiser Carl V. hatte Tischzeug von Asbest, das er bisweilen nach Tische zum Vergnügen seiner Gäste ins Kaminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugnisse des Dioskorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten sie darin, damit die Überreste derselben sich nicht mit Holzasche vermischen sollten. Weiter verfertigte man aus Asbestfasern Lampendocht, Papier; D. Faxe Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs, und Stuckaturarbeit verfertigen; und nach Dolomieu soll man diese Fasern auf Corsica mit Thon zusammenkneten, Geschirr daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich ist, und die Abwechselung der Hitze und Kälte besser verträgt. X.

Ascanius, des Äneas und der Kreusa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja (s. **Äneas** und **Troja**) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrheus gehörigen Hirsch, und verwickelte dadurch seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Äneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden wurde und aus Furcht vor Ascanius in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit seinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eignes Reich stiftete, das aber nach seinem Tode mit dem lateinischen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrschte, vereinigt wurde.

Ascension, s. **Aufsteigung**.

Asceten nannte man zu alten Zeiten in der christlichen Kirche diejenigen Personen, welche sich strenger Übungen in der Frömmigkeit befleißigten, und sich durch Enthaltung von sinnlichen Genüssen und willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen suchten; daher Erbauungsschriften, welche zur Übung des Geistes in der Frömmigkeit Anleitung geben, **ascetische Schriften** heißen. Schon vor Christo und zu den Zeiten der ersten christlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdische Asceten (s. d. Art. **Essäer**) und heidnische unter den griechischen Philosophen, besonders den Pla-

tonikern. Der Ausdruck Ascet ist von dem griechischen Askesis, Übung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetischen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die sich, um desto geschickter zu den Kampfspielen zu sein, vieler Genüsse enthalten mußten. Über den Charakter der christlichen Asceten und die Religionsansicht, die ihre Praxis motivirte, vergl. die Art. Gnostiker, Heilige, Mönchswesen. E.

Asche ist der feuerbeständige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückstand, der nach dem völligen Verbrennen organischer Körper übrig bleibt und nicht mehr geschickt ist, das Feuer zu unterhalten. Die Bestandtheile der Asche sind, besonders in Hinsicht auf Zusammensetzung und Gehalt, nach den verschiedenen Körpern, aus denen sie herrührt, verschieden. Die vegetabilische Asche besteht vornehmlich aus erdigen und salzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen absondern kann und vegetabilisches Alkali nennt (s. d. Art.). Je fester und dichter gewebt eine Holzart ist, um so mehr Alkali giebt sie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das ästige Farrenkraut mehr als irgend eine bekannte Pflanze. Je trockner die Gewächse geworden, desto weniger liefern sie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlensäure bei sich. Es ist daher um so ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Asche entstand und je anhaltender und stärker die Calcination des Alkali's geschah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Substanzen kann man es nur durch Krystallisation (vgl. Pottasche). Von ganz anderer Beschaffenheit ist die thierische Asche, besonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewisser innerer Zusammenhang; sie enthält keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorsäure führt. — Der Gebrauch der Holzasche ist bekanntlich sehr groß. Seifensieder, Bleicher u. s. w. verbrauchen sie in ungeheurer Menge. Auch giebt sie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aschenkrug, ein Gefäß, worin die Alten die Asche der verbrannten Leichen aufbewahrten. Es wurde aus Holz oder Metall verfertigt und war mit geschnitzten oder geschlagenen Verzierungen versehen (s. d. Art. Urne).

Aschermittwoche, der erste Tag der vierzigtägigen Fasten, welche die römische Kirche kurz vor Ostern hält. Er hat diesen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, sich mit Asche zu bestreuen, welches an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll.

Äschines, der Redner, brachte, als der Sohn armer Ältern, seine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an dessen Gaukeleien er, besonders an den Bacchusfesten, Theil nahm; ward, durch den Beifall ermuntert, Schauspieler, dann Schreiber in einem Untergerichte, hörte den Plato und Isokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demosthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, so vortheilhaft er sich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. Sie stehen in den Sammlungen von Aldus, Stephanus und Reiske. — **Äschines**, der Philosoph, der zum Unterschiede von jenem auch der Sokratische genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um seine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich selbst. Nimm mich hin als dein eigen." — „Du kennst den Werth deines Geschenks nicht," antwortete ihm Sokrates, ihn zu seinem Schüler annehmend. — Seine

Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir besitzen von ihm noch drei Gespräche: von der Tugend, vom Reichthum und vom Tode. (Ausgaben von Clericus, Amst. 1711 und 1740, 8. und von J. F. Fischer, Leipzig 1753 und 1766, 8.)

Äschylus, der Vater des griechischen Trauerspiels, wurde im 4. Jahre der 63. Olympiade (525 Jahre v. Chr. Geb.) zu Eleusis in Attika geboren. Von seinen Lebensumständen haben wir höchst mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht für sein Vaterland in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes vor den Waffen der freien Griechen untergehen, und war begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieser hohen Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestaltung erhob, so daß er als der Schöpfer derselben zu betrachten ist. In voller Rüstung (sagt A. W. Schlegel), wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang die Tragödie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz; er erfand den scenischen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Gesang und Tanz, sondern trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach, abgemessen fortschreitend. Verwickelungen und Auflösungen kannte er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanfteren Rührungen, das Schrecken herrscht bei ihm: das Haupt der Medusa wird den erstarrenden Zuschauern entgegengehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist äußerst herb: in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Äschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht: lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Überwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern: Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinuntergestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke ist er dem Dante und Shakspeare ähnlich. Doch fehlt es diesen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Äschylus rühmen. Wir besitzen von seinen zahlreichen Tragödien, deren Gesammtzahl auf siebzig, von Andern sogar auf neunzig angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: der gefesselte Prometheus, die sieben Heerführer gegen Theben, die Perser, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden und die Schutzgenossinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, verließ Äschylus endlich sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm und wo er im Jahr 456 vor Chr. Geb. in einem siebzigjährigen Alter starb. In der Grabschrift, die er sich selbst verfaßte, gedenkt er seines dichterischen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er sich, unter den Siegern von Marathon gewesen zu sein. Die ge-

schätztesten Ausgaben sind: London, 1663 in Fol. von Stanley; Haag, 1745, 2 Bde in 4. von Paw, und Halle, 1809—11, 3 Bde (dritte Aufl.) von Schütz. Einzelne Stücke haben unter andern herausgegeben Brunck, Hermann und Wolf. Eine genügende Übersetzung seiner Tragödien haben wir in unserer Sprache noch nicht, doch dürfen wir solche von Heinrich Voß erwarten. M.

Äsculap (bei den Griechen Asklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arsinoe der Tochter Leucipps; Andere Apolls und der Koronis, der Tochter des Phlegyas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von den Hirten gefunden, und an einem schimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Koronis zugleich Umgang mit Ischys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana statt seiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das sie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeinste, und wurde auch durch das pythische Orakel bestätigt. Später brachte Apoll seinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der Heilkunst erlangte er einen so hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch seines Bruders Klagen über Beeinträchtigung des Orkus bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere wurde er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einst die Pest drei Jahre wüthete, wurden, auf Anrathen des delphischen Apoll, Gesandte zum Äsculap nach Epidaurus geschickt. Kaum waren sie vor dem Gotte erschienen, als unter dem Bilde des Gottes eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römischen Schiffe zueilte. Diese Schlange, die man für den Äsculap selbst hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Pest nachließ. — Äsculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojanischen Kriege als Helden und Ärzte sich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Ägle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erscheint Äsculap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenstabe, dem Bilde der Genesung. Neben ihm steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit. Oft ist er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt ist. — Oft wird Äsculap auch blos unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt.

Asen, s. Nordische Mythologie.

Asien — die Wiege des menschlichen Geschlechts, der Völker, Religionen und Staaten, der Sprachen, Künste und Wissenschaften; die älteste und reichste Urkunde der Natur und Geschichte; der lebenvolle Schauplatz der alten Zeit, die sich daselbst noch gegenwärtig in allen Stufen ihrer einseitigen Entwickelung darstellt — liegt im Osten und Norden der alten Welt, geschieden von Australien durch das indische Insel- und Weltmeer (mit den Busen von Bengalen, Siam und Tunkin); von Amerika im Nordosten durch die 14 Meilen Breite Cooks- oder Beringsstraße (oder Bay? s. d.)

und im Osten durch die große Wasserwüste des östlichen Welt- oder des stillen Meers (mit dem koreanischen Busen, dem japanischen Klippen- und dem tungusischen oder ochotzkischen Meere.); von Afrika durch das arabische Meer (mit dem persischen Golf) und den arabischen Busen oder das rothe Korallen-Meer mit der Todespforte; von Europa durch den Busen von Asow mit der Straße von Kaffa, durch das schwarze Meer mit dem Bosphorus, dem Marmormeere und den Dardanellen, und durch den griechischen Archipelagus. Dagegen ist es verbunden mit Afrika durch die um den Sinai herum gelagerten Steppen der Landenge von Suez, und mit Europa (bis zur Ostsee hin) durch die große Wasserstraße der Wolga, welche nebst dem Ural in den kaspischen See fällt, so wie durch den Felsengürtel (wie ihn die Tartaren nennen) des Ural und der Werchoturen, der sich unter 77° N. B. auf Nowaja Semlja erhebt, die Wolga-Ebene von dem höheren Flachlande Sibirien scheidet und durch einen Ast, den kleinen erzreichen Altai, sich an Hochasien anschließt. Asiens Flächenraum — 768,000 Q. M. — der sich vom 43° 33′ bis zum 207° 40′ O. L. und vom 9° S. B. — bis zum 78° N. B., in der größten Breite 900 M. und in der größten Länge 1750 M. weit ausdehnt, übertrifft den von Europa viermal. Man unterscheidet a. Südasien (Natolien, Armenien, Kurdistan, Syrien, Arabien, Persien, Indien, Ostindien, Siam, Malacca, Annam, Tunkin, Cochinchina, Laos, Camboja, China, Japan, s. d. A.); b. Mittel- oder Hochasien (Kaukasus, Tartarei (s. Dschagatai), Bucharei, Mongolei, Tungusien, s. d. A.) und c. Nord- oder Russischasien (vom 44° N. B. an; Kasan, Astrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imirete, Sibirien, mit dem Alpenlande Daurien, und Kamtschatka, s. d. A.). — Die Mitte dieses Welttheils, wahrscheinlich der älteste Landrücken unsers Erdkörpers, heißt Hochasien. Hier bildet der Bogdo (d. i. die majestätische Höhe des Altai) den Mittelpunct aller Gebirge. Von dem nördlichen und südlichen Bergrande dieses höchsten und größten Binnenlandes der Erde (mit der 400 St. langen und 100 St. breiten, nackten, dürren und wüsten, bald von Gluthwinden, bald von Winterstürmen selbst im Sommer heimgesuchten Bergebene Kobi oder Schamo an China's nördl. Grenze), das nur Steppenflüsse und Landseen (kaspisches Meer, Aral-Baikal und mehrere Alpenseen) hat, zogen die ersten Stämme der Völker, dem Laufe der Ströme in vier Hauptabdachungslinien (Nord-, Ost-, Süd- und Westasien) folgend, nach allen Weltgegenden aus. Wenigstens weis't die Wurzelverwandtschaft der indischen, medischen, persischen, slawischen, griechischen und germanischen Stammsprachen auf das westliche Hochasien, oder Iran hin. Jene Höhen, deren Spitzen auf dem Himmalaya (35° N. B.) bis 27,677 engl. F. ansteigen (wenn anders die Messung der Kuppe Dhwaligiri von dem Cap. Hodgson im J. 1817, was man bezweifelt, genau ist), erreichten die gewaltigen Fluthen nicht, welche vom Süden her, wo sie an dem Cap Comorin und an dem Cap Romania sich brachen, nach dem Norden zu, wo das Ostcap im Osten, Tschukotskoi Noß im Nordosten, und das Eiscap im Eismeere die äußersten Spitzen des Festlandes wurden, die Ostfeste umflossen. Dagegen zeigen die Inseln im Osten (Japan, die Kurilen, Aleuten, Formosa, Haynan und Liqueos-Ins.) und im Südwesten (Sokotorah, Ormus u. A.), vorzüglich die Eilandsgruppen zu beiden Seiten des

Äquators (s. Indien), und die Halbinseln (Kamtschatka, Korea, Vorder- und Hinterindien, Arabien) sichtbare Spuren der Zerstörung des Festlandes der Urwelt durch Wasser und Feuer. Daher im Innern, an den Küsten und vorzüglich auf den Inseln, so viele ausgebrannte und noch rauchende Vulkane! Das Innere eröffnet ein ungeheures Gebiet für den wissenschaftlichen Entdeckungstrieb eines Humboldt! Denn noch sind (seit Marco Polo) nicht genau erforscht die Quellenpuncte fast aller großen Stromthäler dieses Welttheils in den Bergländern Hochasiens; die südlichen Riesenküsten des Mussart, Mustag (Imaus) und des indischen 30,000 Q. M. großen Alpenlandes (Tibet, Butan, Nepal, Aßcham u. s. w.) mit den Schneegipfeln des Hindukusch (Paropamisus), Belurtag, Kentaisse, und des Himalaya; und der nördliche Höhenzug des Altai, der im Nordosten an das Königsgebirge Kangai (Dschingis-Khans und der Mantschu heiliges, vom chines. Kaiser Kien-Long besungenes Stammland) stößt, das nach Korea und Japan hin fortsetzt; wo von jenem südlichen Alpengürtel die heiligen Ströme der Hindus, der Brumaputer, Ganges (s. d. A.) und Indus, so wie im Osten die weniger bekannten Stromthäler des Irawatti, Menam, Luklan und Menam-Kom (oder Cambodscha), und im Westen der Euphrat und Tigris (s. d.), sämmtlich nach Süden in die großen Busen des indischen Meeres ihren Lauf nehmen; wo von diesem nördlichen Alpenkranze der Ob, Jenisei, Lena u. a. m. nordwärts in das Eismeer strömen; von beiden aber ostwärts die Stromgebiete des Amur, Hoangho und Jantsekian in die Einbuchtungen des östlichen, oder stillen Meeres sich senken, und westwärts der Gihon (oder Amu, der alte Oxus) und der Sir-Darja (od. Sihun, der alte Jaxartes) in den Aralsee fließen. Fast eben so wenig kennt man die westlichen Gebirgsstöcke, in Natolien den Taurus, und in Armenien den Ararat, in deren Nähe der Euphrat und Tigris, die alte Grenze der römischen Triumphe, ihre Wasser sammeln. Bekannter sind seit kurzem erst jene Felsen-Pforten, aus welchen Asien Europa bevölkerte, die Bergthäler des Kaukasus (s. Caucasus) aus deren Schooße der Kuban in das schwarze und der Aras (Araxes) mit dem Kur in das kaspische Meer strömen.

Die Natur hat in Asien alle Schätze der Erde aufgethan; die reichsten in Indien; übrigens ist die Fülle ihrer Schöpfung in einer fortgehenden Stufenleiter durch alle drei Erdgürtel vertheilt. In dem heißen, der durch seine Gluth die Pflanzensäfte zu Gewürz, Balsam, Zucker und Kaffee veredelt, mit denen Asien Westindien bereicherte, erheben sich die Palmen (Sago-, Cocos-, Dattel-Schirmpalme) bis zu einer Höhe von 200 Fuß; hier ragt der weiße Elephant über alle Säugthiere empor, und aus Indien kam der Seidenwurm nach Europa. In seinem Schooße birgt dieser Erdstrich die schönsten Diamanten, die reinsten Perlen, das feinste Gold, das beste Zinn u. s. w. In dem gemäßigten Erdgürtel, der unserem Welttheil die Absenker jener erquickenden Saftpflanzen, des Weins und der erfrischenden Obst- und Goldfruchtbäume, so wie die Samen der kornreichsten Gräser, der wohlschmeckendsten Gartenfrüchte (Mohn, Rettig, Kürbiß, Melone, u. a. m.), und der reizendsten Blumen (Tulipane u. s. w.) gegeben hat, ist, vorzüglich in den westlichen Ländern, Ebenmaß mit Fülle und Schönheit gepaart. Hier war das Paradies der ältesten Sage. Hier liegen das reizende Kaschemir und der Garten von Damascus; hier blüht die Rose von Jericho (Anastatica) in der

Nähe der Cedern des Libanon. Die östlichen Länder derselben Breite besitzen den Theestrauch, die echte Rhabarber u. s. w. Einheimisch sind in diesem Erdstriche das Kameel, die Angoraziege, das tibetanische Schaf, der Fasan und das Pferd. In dem nördlichen blüht die Alpenflora Dauriens, und dem eisigen Boden entkeimt die zwergartige sibirische Ceder, bis jenseits des 60.° alle Vegetation erstirbt. Hier lebt das kleinste vierfüßige Thier, die jeniseische Spitzmaus. Noch geben daselbst Zobel, Hermeline, Füchse, Fischotter ꝛc. das schönste Pelzwerk; auch das Steinreich enthält reiche Erze, seltene Prunksteine und merkwürdige Fossilien; z. B. im hohen Norden den Mammuth (s. d.). — Der Mensch (überhaupt 300, nach Andern 580 Mill.) theilt sich in drei Hauptstämme. Der tatarisch-kaukasische, in Westasien, zeigt die schönste Bildung unseres Geschlechts in der cirkassischen Form; der mongolische Stamm ist in Ostasien, der malaiische in Südasien und auf den Inseln verbreitet. Den hohen Norden bewohnt der Polarmensch (Samojede, Tschuktsche u. A.). Nach Sprache und Herkunft unterscheidet man 24 Stämme zum Theil Überreste versprengter Horbenvölker: Kamtschadalen, Ostjaken, Samojeden, Korjäcken, Kurilen, Aleuten, Koreaner, Mongolen und Kalmücken, Mantschuren (Tungusen, Dauren und Mantschu), Finnen, Tscherkassen, Georgier, Griechen, Syrer und Armenier, Tataren und Türken, Perser und Afghanen, Tibetaner, Hindus (s. d.), Siamer, Malaien, Anamiten (in Cochinchina, Tunkin), Birmaner, Chinesen und Japaner, außerdem die Ureinwohner der ostindischen Inseln, Juden und Europäer. Hauptsprachen sind die arabische, persische, armenische, türkisch-tatarische, hinduische, malaiische, mongolische, mantschuische und chinesische. Von dem untergegangenen Kulturvolke der Iguren (Uiguren) in Hochasien hat sich noch die Schrift in Tibet erhalten; so wie die Sanskritsprache der Braminen noch in dem indischen Alpenlande, und das alte Pehlwi noch in dem persischen Grenzgebirge gesprochen wird. Nur das uralte Zend ist gänzlich ausgestorben, und die Bildung der alten Iberer und Kolchier am Kur und am Phasis (Georgien und Imirete) spurlos untergegangen. Unter den jetzt lebenden Völkern Asiens sind alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes vorhanden, von der Rohheit des Nomaden, bis zu der weichlichsten Üppigkeit des Orientalen; nur nicht die Formen der gesetzmäßigen Freiheit und der Ausbildung des Menschen zu dem höheren geselligen Leben. Denn von jeher haben allein Priester und Eroberer den Orient politisch gestaltet, und zwar bei öfterem Wechsel der Revolutionen und Dynastien (unter Assyrern, Medern, Chaldäern, Persern, Griechen, Syrern, Parthern, Arabern, Mongolen, Tataren, Seldschucken, Osmanen, Afghanen u. s. w.) stets nach derselben Regel des blinden Gehorsams. Darum hat daselbst die alte Zeit in allen ihren Erscheinungen die Herrschaft über das Neue und Bessere behauptet; am meisten ist das geistige Leben in China und Japan erstarrt. Noch ist die Sklaverei Sitte; noch ist das Weib zum Werkzeuge des Mannes erniedrigt. Die herrschende Staatsform ist der in Asien entstandene Despotismus; daher jene kunstvoll abgestufte, peinlich strenge Etikette in allen öffentlichen Verhältnissen, so wie die mit Grausamkeit verbundene, durch Opium (s. d.) und Aberglauben erkünstelte gleichgültige Unempfindlichkeit des Volks gegen das Schicksal; ein fast allgemeiner Charakterzug des übrigens so leidenschaftlichen Asiaten! Indeß hat sich

auch noch, neben republikanischer Stammverbindung, die patriarchalische Gewalt der Stamm- und Familienhäupter erhalten. Nur da, wo der Europäer sich angesiedelt hat, in Süd- und Nordasien, ist die bürgerliche Kultur der abendländisch-christlichen Welt im Aufkeimen begriffen. Schon hat das Christenthum, das zum Theil in mehrern ältern Secten (s. d. A. Maroniten, Monophysiten, Nestorianer) sehr ausgeartet ist, in ganz Asien viel Anhänger gefunden, vorzüglich durch die von England und Rußland aus verbreitete Bibelübersetzung. Nach dem Asiatic Journal ist man nämlich in Bengalen mit dem Drucke der Bibel in der Sanskrit-, Hindostan-, Mohrall-, Afghan-, Telinga-, Aschami-, Wouth-, persischen, Kaschmir-, arabischen, Baloughby-, Sikh- und chinesischen Sprache fortwährend beschäftigt. Ähnliches geschieht in St. Petersburg für die mongolisch-tatarischen Völker. Selbst in China giebt es wieder Christen; nur nicht mehr in Japan seit 1637. — Die wissenschaftliche Bildung der asiatischen Völker (Astronomie und Astrologie, Poesie, Moral, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, in der Heilkunde rohe Empirik) ist größtentheils noch mit dem Priesterthume und mit einem in das Leben tief eingreifenden, bis zum Kindermorde und dem Opfertode in den Flammen gesteigerten Aberglauben verbunden. Der Islam, dessen hohe Schule Samarkand ist, herrscht im westlichen Asien. (Vgl. d. A. Wahabi.) Über ganz Mittelasien und den östlichen Theil des nördlichen ist die lamaische oder schigemunische Religion verbreitet. Die bramanische, deren hohe Schule Benares ist, hat sich größtentheils auf Vorderindien beschränkt, und die schamanische auf die Völkerschaften in Nordasien und auf den russischen Archipel. Zu Zoroasters uralter Lehre bekennen sich nur noch einzelne Familien in Indien und Persien; dagegen hat die Mosaische zahlreiche Anhänger in ganz Asien, nur nicht im russischen. Vollkommener als die geistig-sittliche Bildung ist die physisch-mechanische. Man denke an die indischen Gaukler! Insbesondere hat der Gewerbfleiß gewisser Hindukasten das Unglaubliche geleistet in Seiden- und Baumwollenweberei. Berühmt sind die Schawls von Kaschemir, die persischen und syrischen Lederwaaren (Saffian, Corduan, Chagrin); die chinesischen und japanischen Töpferwaaren, die Stahlarbeiten im türkischen Asien, die Lackwaaren der Chinesen und Japanen u. a. Kunstarbeiten. Allein der inländische Handel wird noch jetzt, wie in der alten Zeit, als die Doppelinseln Ormus und Bahrain die älteste Seehandelsstraße zwischen dem Orient und Occident (vor Abraham und Moses) verbanden, und der große Waarenzug von Indien durch Baktrien nach Kolchis ging, durch Karavanen (bis nach Makariew, Moskau und Constantinopel) und durch Küstenschifffahrt betrieben. Der Welthandel mit China und Ostindien ist daher ganz in den Händen der Europäer (Britten, Holländer und Russen) und der Nordamerikaner. So beweist't das ganze Volksleben, der religiöse, bürgerliche und gesellschaftliche Zustand der Orientalen, daß, wo die freie gesellige Entwickelung der edleren Kräfte des Menschen durch Kastenzwang, Priesterzunft und Sultanismus gebunden, und wo das Festhalten an herkömmlichen Formen Glaube, Gesetz und Sitte geworden ist, daß da alle Kultur, wie in China und Japan, in eine starre Kunstform ausarten, und zuletzt die Kraft selbst geistlos verwelken muß. Darum erhob sich der Orientale, ungeachtet der prachtvollen Erhabenheit seiner Einbildungskraft, dennoch niemals zur Anschauung der idealen Form, welche zuerst der freie Grieche erblickte und

eben darum hat der Europäer, der in seiner geistigen Bildung, wie in seiner gesellschaftlichen Thätigkeit, ungehemmt fortgeschritten ist, den Druck des Orients auf den Occident überwältigt und sich zur Herrschaft über die Küsten und die Wildnisse seines alten Herrn und Meisters emporgeschwungen. Zuerst stieß Griechenland, nachdem es die dunkle Symbolik des Orients durch Idealgestalten zu lebendiger Anschauung verklärt hatte, die geistigen Fesseln der Priester und Orakel von sich; dann auch die bürgerlichen Ketten, welche der Perser Darius für Athen und Sparta bereit hielt. Nach einem funfzigjährigen Kampfe schrieb Europa zum erstenmal im Cimonischen Frieden (449 v. Chr.) dem Orient das Gesetz vor. Dann verbreitete sich griechische Kultur über das ganze westliche Asien bis nach Indien hin; und die Keime dieses regeren Lebens hat der spätere Soldatendespotismus noch bis jetzt nicht ganz ersticken können. Hierauf kämpften Römer und Parther um den Besitz des Euphrat; eine Zeit lang versuchten es sogar die Perser, unter den Sassaniden, Rom die Herrschaft der Welt zu entreißen. Seitdem stand Asien viermal gegen Europa auf. Zuerst erhoben sich die Völker Hochasiens, von China's Grenzen bis an den Irtisch zurückgeworfen, um über das Abendland herzustürzen. Nach einander brachen Hunnen, Avaren, Bulgaren und Magyaren, ohne die späteren Horden, die im südlichen Rußland und an der Donau sich vermischten und untergingen, zu nennen, aus den Pforten des Kaukasus und aus den Wildnissen des Ural hervor, um Europa zu unterjochen; aber Attila's und der Enkel Arpads rohe Macht zerstäubte im wilden Verheerungskampfe mit den Deutschen. Dann griffen die Araber Constantinopel, Italien und Frankreich an; aber ihren fanatischen Ungestüm warf Carl Martell (732 n. Chr.) zurück, und der gothisch-christliche Rittermuth entriß ihnen die pyrenäische Halbinsel. Darauf rüstete sich zwar das Abendland gegen den Orient, um dem Sultan der Seldschucken das heilige Grab zu entreißen, und das christliche Europa lernte jetzt zuerst Asien genauer kennen; aber das Schwert allein kann keinen Welttheil erobern. (S. d. Art. Kreuzzüge.) Vielmehr sandte Hochasien aufs neue unter dem Mongolen Temudschin (s. Dschingis-Khan) seine Reiterhorden nach allen Weltgegenden aus; doch abermals dämmten die Deutschen den verheerenden Strom mit ihren Leichen bei Liegnitz (s. Wahlstadt). Zuletzt warfen sich Tataren und die osmanischen Türken auf Europa. Sie entrissen (1453) dem ausgearteten Oströmer den Bosphorus und Griechenland. Noch steht daselbst Asiens Heerlager! Seitdem ward von dieser Seite Europa gegen Asien durch Deutschland geschützt. Zu gleicher Zeit erhob sich der Occidentale durch geistigen Fortschritt über die ältesten Völker des Orients, Perser, Araber, Inder, Sinesen. Pulver, Compaß und Druckschrift, die jene besaßen, aber nicht zu brauchen verstanden, verwandelten sich durch den rastlosen Vervollkommnungstrieb des Europäers zu unwiderstehlichen Waffen. Also kam es, daß Rußland die Wolga für Europa gewann, Sibirien entdeckte, den Stammsitz der alten und neuen scythischen Horden, den Altai, bewachte, und zuletzt den Kaukasus überwältigte, während — seit Vasco da Gama (1498, s. Gama) den Seeweg nach Ostindien gefunden hatte — die Portugiesen, dann die Holländer und Franzosen, vor allen aber die Britten, durch den Welthandel das reiche Südasien mit europäischen Gesetzen, und Europa mit der wunderbaren Beschaffenheit jener Länder bekannt mach-

ten. Schon in Persien ist die europäische Völkerverbindung (vorzüglich durch Sir Harford Jones, Sir Gore Ouseley, James Morier und den russ. Gen. Yermaloff) hineingezogen; noch widersteht ihr die mehr als tausendjährige Diplomatie des Hofes von China, ob dieses „himmlische Reich des Weltalls" gleich den Nordamerikanern williger entgegenkommt, als den Britten und Russen. Am eifersüchtigsten hält Japan Europa von sich entfernt; ähnlich dem Polareise, das bis jetzt die so oft schon versuchte nordöstliche Durchfahrt um das Eiscap herum vereitelt hat. Aber der Forschungsgeist europäischer Seefahrer durchdringt immer mehr auch die verschlossensten Länder, seit Marco Polo, dem Venetianer (1272), bis auf den Geschichtschreiber der Andentropenwelt, der jetzt zu seiner zweiten großen wissenschaftlichen Entdeckungsreise sich rüstet, Alexander von Humboldt! K.

Asklepiadeische Verse sind Verse, die entweder aus zwei oder drei Choriamben bestehen. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus. Ersterer heißt der kleine, letzterer der große asklepiadeische Vers.

Kl. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ — ◡

Gr. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | | — ◡◡ — | ◡ —

Sein Charakter ist lyrisch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verschiedene, aus asklepiadeischen Versen gebildete Versmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeischen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykonischen Vers wechseln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeische einen glykonischen, oder auf zwei kleinere asklepiadeische einen pherekratischen und einen glykonischen Vers folgen.

Asklepios, s. Äsculap.

Asmodi, nach der hebräischen Mythologie ein böser Geist und Dämon des Satans, der nach einander sieben Männer der Sara, einer Tochter Raguels zu Rages, tödtete. Der junge Tobias hielt ihn auf Raphaels Rath durch Gebet, dreitägige Enthaltsamkeit von seiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fischleber von sich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen und bannte ihn in die Wüsten Ägyptens. — Die Dichter nennen von diesem Mythus Asmodi den Eheteufel, den schadenfrohen und boshaften Anstifter aller großen und kleinen Ehezwiste, die er, so groß auch diese Provinz ist, mit unermüdlicher Thätigkeit anzuspinnen bemüht ist.

Äsop, der älteste Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sklave zweier Philosophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher frei ließen. Er trug praktische Lebensregeln sinnbildlich vor, und erwarb sich dadurch einen Ruf, der sich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Krösus König von Lydien, rief ihn an seinen Hof und hielt ihn durch Wohlthaten auf immer bei sich zurück. Nur zuweilen unterbrach er seinen Aufenthalt daselbst durch Reisen nach Griechenland, Persien, Ägypten, wo er allenthalben seine lehrreichen Dichtungen ausstreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Krösus sandte ihn einst nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Äsop erzählte hier seine Fabel von den hin- und herschwankenden Stäben, die von fern etwas scheinen und, in der Nähe besehen, nichts sind. Die delphischen Priester, welche die Anwendung davon auf sich machten, beschlossen, sich

durch seinen Tod zu rächen, und stürzten ihn von einem Felsen herab (560 v. Chr.). Ganz Griechenland nahm an diesem Ereignisse Antheil, und Athen ehrte den phrygischen Fabeldichter durch Aufstellung einer Bildsäule, welche Lysipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfasser eines schlechten Romans über Äsop, schildert ihn als überaus häßlich und mißgestaltet, und läßt ihn selbst stottern; allein dieses Bild stimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir müssen indeß gestehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Äsop wenig Zuverlässiges haben. Am wenigsten können ihm die unter seinem Namen noch vorhandenen Fabeln mit einiger Gewißheit zugeschrieben werden; ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie einerlei Entstehung mit den indischen Fabeln des Pilpai und den arabischen des Lockman haben. Von den ältern Ausgaben sind am geschätztesten die von Henricus Stephanus, Paris 1546, 8. und von Hudson, Oxford 1718, 8. In der neuesten Zeit haben ihn del Furia (2 Bde. 8. Florenz 1809), Coray (Paris 1810) und Schneider (Breslau 1811) nach Handschriften in sehr veränderter Gestalt herausgegeben.

Asopus, der Name mehrerer Flüsse in Griechenland, von denen der achäische und böotische die berühmtesten sind.

Asow, Stadt und Festung im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Insel am Ausfluß des Don in das asowsche Meer (sonst Palus Maeotis). Sie hat gegen 4000 Einwohner. Erst 1774 ward Asow von den Türken für immer an Rußland abgetreten.

Aspern (Schlacht von) am 21. und 22. Mai 1809. Die österreichische Armee unter Erzherzog Carl, 75,000 Mann stark, mit 288 Geschützen, stand am 21. Mai auf den Höhen von Gerasdorf in Schlachtordnung, als das französische Heer, von welchem schon Tags vorher einige Divisionen auf das linke Donauufer vorgesendet worden waren, unter Buonaparte's Oberbefehl von der Lobau aus auf schnell geschlagenen Brücken in den eingehenden Bogen debouchirte, welchen das linke Ufer der Donau zwischen den Dörfern Aspern und Eßlingen bildet. Ein concentrischer Angriff, ehe die feindliche Masse sich völlig entwickelt, war die Idee des österreichischen Feldherrn, wozu er den fünf Colonnen seiner Armee folgende Bestimmung gab. Die erste, die des rechten Flügels (Corps von Hiller), rückt längs der Donau gegen Aspern vor; die zweite (Corps von Bellegarde) links dieser gegen Hirschstetten; die dritte (Corps von Hohenzollern) über Breitenlee, das Centrum bildend; die vierte gegen Eßlingen; die fünfte, Legersdorf umgehend, ebenfalls gegen Eßlingen (beide aus dem Corps von Rosenberg bestehend); die Cavalleriereserve (Fürst Lichtenstein) neben der dritten Colonne, die Hauptreserve des Grenadiercorps (d'Aspré) wird hinter Gerasdorf aufgestellt. Die österreichische Armee begann Mittags 12 Uhr diese Bewegung, während der Feind die Dörfer Aspern und Eßlingen jedes mit einer Division besetzt, und in dem dazwischen liegenden Raume seine bereits übergegangenen Truppen aufgestellt hatte. Die feindlichen Pikets zurückgedrängt, griff ein Theil des Vortrabs der ersten Colonne die bei Aspern gelegene Donauaue, der Rest die vor dem Dorfe stehenden feindlichen Massen an; jene ward theilweise erobert, diese zurückgeworfen, ein Angriff auf Aspern selbst aber abgewiesen; durch das Gros der Colonne und den Vortrab der zweiten Colonne verstärkt, wiederholten diese Truppen den Angriff

auf die Front und linke Flanke des Dorfs, und eroberten es zum Theil (die Franzosen behielten den Kirchhof besetzt). Es entspann sich darauf ein langwieriges, blutiges Dorfgefecht; die erste Colonne in der linken Flanke, die zweite in der Front entwickelt, nährten dasselbe eben so wie der Feind aus seiner angegebenen Hauptstellung; als die dritte Colonne, jetzt eingetroffen, das Centrum des Feindes lebhaft beschoß, und zum Angriff vorrückte, ward Aspern von jenen auch rechts umgangen, ohne daß der Feind daraus vertrieben worden wäre. Die vierte Colonne hielt sich noch etwas zurück, um die fünfte, die einen größern Bogen zu beschreiben hatte, heranzulassen. Diese rückte nun, ihren Anmarsch durch einige Regimenter der Reservecavallerie gedeckt, vor, nahm Enzersdorf, und ging gemeinschaftlich mit der vierten zum Angriff auf Eßlingen über: eine allgemeine Kanonade auf der ganzen Schlachtlinie begann. Während der Plan des österreichischen Feldherrn so in seinem ersten Theile erfüllt war, bereitete sich der Feind, ihn mittelst Durchbrechung dieses Halbzirkels zu vernichten. Zwölf Regimenter schwerer Cavallerie werfen sich auf die zweite und dritte Colonne; sie dringen durch die Intervallen der Bataillonsmassen, die aber den Angriff unerschüttert aushalten; durch das gesparte Feuer derselben über den Haufen geworfen, selbst mit dem Bajonnet angegriffen, gehen sie — lebhaft von der vorher zurückgedrängten zweiten österreichischen Cavalleriereserve verfolgt — zurück, und reißen die ihnen zum Angriff gefolgten eigenen Infanteriecolonnen mit sich fort. Darauf wird Aspern von den Österreichern sogleich nochmals angegriffen, erobert, und gegen alle Versuche, es wieder zu nehmen, behauptet. Eben so wenig Erfolg hatte der auf den linken österreichischen Flügel gerichtete Cavallerieangriff des Feindes; nachdem die vierte Colonne einen Choc feindlicher Kürassiere ausgehalten und die Reservecavallerie diese mit Verlust zurückgetrieben hatte, warf dieser Flügel die vor Eßlingen aufgestellten französischen Massen zurück, und die vierte Colonne griff die Front und linke, die fünfte die rechte Flanke des Dorfes an; vergeblich, denn der fortwährend verstärkte Feind nahm sogleich die Theile wieder, die ihm im Laufe des heftigsten Gefechts momentan entrissen wurden; — die Reservecavallerie rückte im Verhältniß der übrigen Colonnen vorwärts. Noch Abends 7 Uhr versuchten 3000 Mann französischer Cavallerie zwischen dem linken Flügel der dritten Colonne und der Reservecavallerie durchzubrechen; in beide Flanken genommen, mußte sie zurückweichen; ein Theil davon ward abgeschnitten und gefangen. Die österreichische Armee lagerte am Abende auf dem von ihr eroberten Terrain, die Grenadierreserve war bis Breitenlee herangezogen. Während der Schlacht war es gelungen, die Brücke über den Hauptarm der Donau durch Schiffmühlen ꝛc., die den angeschwollenen Strom hinabgelassen wurden, zu zerstören, die nächste Folge davon war, daß das Corps von Oudinot und die Division Nansouty erst am Abend und während der Nacht einzeln übergeschifft, auf dem linken Ufer eintrafen, das Corps von Davoust aber auf dem rechten Ufer zurückblieb, ohne Theil an der Schlacht nehmen zu können. Am 22. sehr früh begann das Gefecht durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzosen auf Aspern, der Österreicher auf Eßlingen und ein allgemeines Vorrücken jener im Centrum. Die franz. Garden eroberten Aspern nach heftigem Widerstande, die Österreicher drangen wieder ein, wurden aber nach einem einstündigen blutigen Gefecht aus dem brennenden Dorfe wieder herausgeworfen. Zwar ward bei einem gleich darauf unternommenen und gelungenen Angriff der feste Kirch=

hof durch die österreichischen Pioniere zerstört, doch dauerte der hartnäckigste Kampf noch lange fort, bis endlich die Franzosen nach mehrmaligem Nehmen und Verlieren gegen Mittag den Besitz ganz aufgaben; kurz vorher war von den Österreichern die Aue völlig erobert worden. Während dieses mehrstündigen Kampfes hatte die vierte und fünfte Colonne — nachdem sie beim ersten Vorrücken einen allgemeinen Cavallerieangriff abgewiesen — in wiederholten Stürmen vergeblich versucht, Eßlingen (in welchem besonders ein fester Speicher von dem Feinde gleichsam als Citadelle benutzt ward) zu erobern; sie zogen sich daher gegen Mittag in der Richtung von Enzersdorf zurück, durch vorgeschickte Artillerie eine heftige Kanonade unterhaltend. Zu dem erwähnten allgemeinen Angriffe im Centrum entwickelten sich am Morgen unter Marschall Lannes ein Theil der Divisionen Boudet und die Division Legrand auf dem rechten, im Centrum und auf dem linken Flügel die Division Nansouty und das Corps von Oudinot, starke Cavalleriecolonnen zwischen und hinter sich; diese imposante Masse rückte zwischen Eßlingen und Aspern lebhaft gegen die Mitte der Österreicher vor, Fürst Lichtenstein schob den rechten Flügel seiner Cavallerie hinter die bedrohte dritte Colonne, den linken gesammelt zurückhaltend. Ein heftiges Artilleriefeuer begann — auf dem beschränkten Raume doppelt mörderisch — und wenn schon auf der ganzen angegriffenen Front ein allgemeines Gefecht aller Waffen, ja hartnäckiges Handgemenge Statt fand, so war doch der Hauptsturm des Feindes abermals auf die Stelle zwischen der Reservecavallerie und dem linken Flügel der dritten Colonne gerichtet, wo aber seine wiederholten Attaken mit zahlreicher Cavallerie fortwährend scheiterten. Eine während dieses Kampfes durch das Zusammenrücken der Österreicher auf dem linken Flügel der dritten Colonne entstandene Lücke war kaum durch ein Infanterieregiment ausgefüllt, als dies schon von vier feindlichen Cavalleriereserven, denen Infanterie und Artillerie folgte, heftig, wiewohl ganz vergeblich, angegriffen ward. Nachdem das österreichische Centrum so alle Angriffe des Feindes zurückgewiesen, ging es, und zwar namentlich vier aus der Reserve herangezogene Grenadierbataillons vorwärts; diese warfen die bei Enzersdorf stehenden Linien, wurden durch das Flankenfeuer aus dem Dorfe etwas zurückgetrieben, stürmten dasselbe nunmehr mit ausdauernder Tapferkeit, aber ohne Erfolg. Eben so wenig gelang ihr um Mittag wiederholter Angriff, wo der Besitz dieses Puncts den bereits beginnenden Rückzug des Feindes sehr begünstigte. Sie wurden darauf in ihre frühere Stellung zurückgesendet. Da kurz vorher Aspern vom Feinde aufgegeben war, so schwenkte die zweite Colonne, den rechten Flügel an das Dorf gelehnt, links, und flankirte so das ganze Schlachtfeld, so daß der Feind durchaus nicht mehr über die Linie von Aspern und Eßlingen hinausschreiten konnte. Die längst nicht mehr zweifelhafte Schlacht war dadurch völlig entschieden, und der im vollen Rückzug nach der Lobau befindliche Feind ward durch das mörderische Feuer aller Batterien verfolgt. Die Stärke der französischen Armee in dieser Schlacht und ihr Verlust lassen sich nicht ganz genau angeben, sie zählte aber gewiß über 100,000 Mann und an 40,000 Todte und Blessirte, darunter der Marschall Lannes und mehrere Divisionsgenerale; die Österreicher gaben ihren Verlust selbst zu einigen 20,000 Mann an. e.

Aspasia war zu Milet in Jonien geboren und die Tochter des **Axiochus**. Vor ihr hatte eine andere Schönheit aus Jonien, Thar-

gelia, das Beispiel der seltenen Vereinigung politischer und wissenschaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geschlechts gegeben, und diese scheint Aspasia sich zum Muster genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichsam geächtet, denn ihre Kinder, wenn sie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieser Umstand trug viel dazu bei, daß man sie in die Reihe der Buhlerinnen gestellt hat. Aspasia beschäftigte sich mit Politik und Beredsamkeit, diesen mächtigsten Waffen der Freistaaten. Plato gedenkt einer sehr schönen Rede, die sie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athenienser hielt, und man behauptet, daß sie den Perikles in der Beredsamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten, geistvollsten und tugendhaftesten Personen Griechenlands, und Sokrates besuchte sie oft; ja man beschuldigte ihn selbst, daß er eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu sein, wußte sie die reinste und dauerhafteste Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Jupiter und seine Begleiterin Aspasia die Juno. Perikles trennte sich von seiner Gemahlin, um die Aspasia zu heirathen, und Plutarch erzählt, daß er stets für sie die größte eheliche Zärtlichkeit besaß, und gewiß konnte ein solches Gefühl nicht eine niedrige und verdorbene Frau einflößen. Man beschuldigt sie, daß sie zwei Kriege veranlaßt habe, den einen zwischen den Atheniensern und Samiern, wegen Milet, wo sie geboren war, den andern zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt sie wegen dieses Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, ob er gleich mit den kleinsten Nebenumständen die Ursachen des langen peloponnesischen Krieges erzählt. Nur der muthwillige, aber nicht historisch treue, Aristophanes führt sie als Ursache desselben an. Das athenienѕische Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, und ihn nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die seine besondere Neigung, Achtung und Liebe genossen, und verklagte den Anaxagoras, Phidias und die Aspasia wegen Verachtung der Götter. Perikles vergoß mitten im Areopagus Thränen, als er die Aspasia vertheidigte, und entwaffnete die Richter. Man sagt, daß Aspasia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Perikles, der Gegenstand der Huldigungen des Alcibiades, nach Perikles Tode ihre Gunst einem unbekannten gemeinen Manne, Lysikles, schenkte, der aber bald von ihrem Geiste durchdrungen worden sei, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aspasia Einfluß auf die ganze Nation hatte; denn in ihrer Gesellschaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war so berühmt, daß der junge Cyrus seine Geliebte Milto diesen Namen annehmen ließ, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ihre Reize und Anmuth auf ihn machten; denn der Name Aspasia bezeichnete die liebenswürdigste der Frauen, wie Alexander den größten der Helden.

Aspecte heißen in der Sternkunde die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegen einander. Es giebt fünf Aspecte: die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein (die Syzygien), der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein (auch Quadratur genannt) und der Gesechst- oder Sextelschein. — Die Zu-

Zusammenkunft (in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergiebt sich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte im Thierkreise nur um die Summe der Differenz ihrer Breite, nachdem sie nämlich auf einer oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also da diese nie beträchtlich ist, wenig von einander entfernt. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, so würden sie einander bedecken. Die Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß (s. Finsterniß). Der Astronom bestimmt mittelst der Zusammenkünfte der Planeten den Lauf derselben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Örter auf der Erde. — Der Gegenschein (im Kalender ☍) ereignet sich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verschieden ist, so daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondsfinsterniß. Der Gedrittschein △ findet Statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Geviertschein □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✱, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letztern Aspecte von fast gar keinem Nutzen, aber die Astrologen schrieben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward Ursache, daß die Aspecte in die Kalender aufgenommen wurden, woraus sie gegenwärtig füglich wegzulassen wären.

Asphyxie (eigentlich Pulslosigkeit, von dem griechischen α privativum und σφύξις, der Puls), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn sich fortpflanzt. Der davon befallene Mensch liegt dem Anscheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzschlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verschiedene Veranlassungen erfolgen, entweder daß die mechanische Bewegung bei dem Aus- und Einathmen gehemmt ist, oder die eigenthümliche chemisch-organische Function der Lungen unterbrochen wird. Das erstere kann durch Zusammenpressung der Brust von außen, durch den Eintritt der Luft in die Brusthöhle durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, so daß sie sich nicht zusammenziehen können, geschehen; letzteres findet dann Statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erstickten, Ertrunkenen oder Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens ist, z. B. das Kohlenstoffgas, oder die sogenannte fixe Luft in Kellern, wo gährende Getränke liegen, die durch das Athmen vieler Menschen schon ihres Sauerstoffs beraubte atmosphärische Luft u. s. w.; ferner schädliche Gasarten und Dämpfe, als Schwefeldampf, salzsaure Dämpfe in zu großer Menge u. a. m. H.

Assas (Nicolas, Chevalier d'), zu Vigan geboren, stand als Hauptmann bei dem französischen Regimente Auvergne. Die Art, wie er sich selbst für sein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 commandirte er bei Klosterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu

untersuchen. Hier traf er auf ein feindliches Corps, das die französische Armee überfallen wollte, ward ergriffen, mit der Drohung, daß der erste Laut, den er ausspräche, ihm das Leben kosten würde. Das Wohl der französischen Armee stand auf dem Spiele; ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sammelte er seine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde sind da!" Die ihm gemachte Drohung wurde sogleich vollzogen. Assas starb unbeweibt, man bestimmte aber für immer seiner Familie eine Pension von 1000 Livres. Durch die Revolution wurde sie unterdrückt, ist aber in der neuesten Zeit wieder ausgezahlt worden.

Assassinen, s. Ismaeliten.

Assecuranz, Versicherung, ist ein zu den Glücksverträgen gehöriger Contract, den der Assecurant und der Assecurat mit einander schließen, und vermöge dessen der erstere sich gegen letztern verbindlich macht, ihm den Schaden zu ersetzen, den er an gewissen Gegenständen und unter gewissen Umständen — entweder binnen einer bestimmten oder unbestimmten Zeit — erleiden möchte. Die Absicht des Assecuraten dabei ist, sich auf den Fall eines möglichen Verlustes den Ersatz zu sichern; die Absicht des Assecuranten hingegen kann doppelt sein, entweder eigennützig oder uneigennützig. Beabsichtigt der Assecurant seinen eignen Vortheil, so läßt er sich nach Maßgabe der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr mehr oder weniger Procente von dem Werthe der versicherten Gegenstände bezahlen. Uneigennützig ist die Absicht des Assecuranten, wenn dieser aus einem Verein von Personen besteht, die sich gegenseitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuser vor Feuerschaden, assecuriren. In diesem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beitrag gegeben. (S. d. Art. Feuerversicherung und Waarenversicherung. Auch vergleiche man Lebensversicherung.)

Assiento (span. Vertrag, Accord) nannte man die Bewilligung der spanischen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung anderer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersklaven aus Afrika in die spanischen Colonien in Amerika, gegen eine gewisse, an Spanien zu entrichtende, Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien schlossen mit den Engländern sowohl als Holländern einen solchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Besitze des Assiento. Sie verloren ihn, als Philipp von Anjou auf den spanischen Thron kam, indem dieser (1702) der französischen Guinea-Compagnie, welche seitdem auch den Namen Assiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 wurde zu Utrecht mit England der bekannte Assiento-Tractat auf 30 Jahre abgeschlossen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südsee-Compagnie), in welchem jedoch unter andern auch ein Additional-Artikel sich befand, daß die Engländer alle Jahre, während des Tractats, ein sogenanntes Permissions- oder Assiento-Schiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach jenen Colonien schicken durften. Dieses zog aber große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach sich und unter Philipp V. wurden die Beschwerden und Irrungen darüber so stark, daß es zuletzt 1739 zum öffentlichen Krieg zwischen den

den Mächten, Spanien und England, kam, worauf in dem Aachner Frieden 1748 zwar der englischen Compagnie noch vier Jahr zugestanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten Madrider Convention derselben überhaupt und für die noch rückständigen Assiento-Jahre 100,000 Pfd. Sterling versprochen wurden; und so nahm der Tractat sein Ende.

Assignat, in der französischen Revolutionszeit ein Wort für National-Papier, welches den Werth der Münze hatte. Dieses Wort entstand daher, weil die ersten 400 Millionen dieses Papiergeldes, welche die constituirende Versammlung mit Genehmigung des Königs machte, zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt oder angewiesen wurden. In der Folge wurde der Name Assignate für alles Papiergeld, das in Umlauf gesetzt wurde, beibehalten. Die königl. Genehmigung und Proclamation über die ersten 400 Millionen Assignate war vom 19. April 1790. Schon den 27. August dieses Jahres drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Assignate und es entstanden hierüber heftige Debatten im Nationalconvent. Vorzüglich zeichneten sich Bergasse und Dupont als Mirabeau's Gegner aus; sie sahen ein, daß der Assignatenplan eine Erfindung Clavieres (aus dessen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) sei, sich und seine Anhänger zu bereichern; daß durch diesen Plan die reichen Wuchrer in den Besitz der Nationalgüter gesetzt werden würden, und daß die Nationalgüter bei weitem nicht hinreichend seien, die Assignate, besonders wenn sie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau setzte ihren Gründen unter andern den großen politischen Nutzen entgegen, daß der Assignatenplan jeden Besitzer von Assignaten zu einem nothwendigen Vertheidiger der neuen Constitution mache, welche die Auswechslung der Assignate gegen Nationalgüter garantirt hatte. Pethion unterstützte ihn, und es wurden aufs neue 800 Millionen Assignate decretirt. Nach und nach vermehrte man die Assignate, wie bekannt ist, bis auf vierzig Milliarden und sie sanken zuletzt auf nichts herab. Mehreres über dieses Papiergeld und dessen weiteres Schicksal findet man in dem Artikel Mandat.

Assimilation, die Verähnlichung, in medicinischer Bedeutung ein Act der Ernährung, vermöge welcher der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und selbst mit Leben versehen wird. In so fern kann man auch diesen Vorgang Animalisation nennen. Der Anfang dieses Prozesses geht schon in den Drüsen vor sich, in welchen, vermöge der denselben inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, der Milchsaft länger verweilt, und aus seiner vorher indifferenten Natur auf eine höhere Stufe der Animalisation gebracht wird. Die höchste Stufe derselben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Brustgangs (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene sich ergossen, mit dem Blute derselben vermischt in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerstoffgas begeistet, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, aus welcher er in den ganzen Körper verbreitet wird. Diesen letzten Vorgang in den Lungen bezeichnet man auch als Blutbereitung (Sanguification). Auch in dem vegetabilischen Reiche findet eine Assimilation Statt, indem die Pflanzen als organische, sich selbst erhaltende Körper ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen,

mit den durch die Blätter aufgenommenen Theilen aus der Luft vermischen und zum Wachsthum dienen. H.

Assisengericht ist in England ein Gericht, das zweimal im Jahre zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten in den Provinzen sich versammelt, um alle Klagen und Criminalprozesse durch Richter und Jury zu entscheiden. Aus dem englischen Recht ist es in die neuere französische Gerichtsverfassung übergegangen, wo die Assisengerichte die stehenden Criminalgerichte sind.

Assonanz. Diese musikalische Redefigur kann man eine Schwester der Alliteration (s. d.) nennen, denn wie diese in einer Übereinkunft der Consonanten in mehreren Wörtern des Satzes besteht, so die Assonanz in der Einheit der Vocale in verschiedenen Wörtern. Sie ist eigentlich in der spanischen und portugiesischen Poesie einheimisch, und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Versuche unserer Dichter, die Assonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unserer Sprache zu zeigen. Die zweisylbige Assonanz kann bei uns in der zweiten Sylbe fast nie anders als in dem stummen E gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einsylbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie besondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen sind die trefflichen Assonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Gespensterbuch (Band 4) anzusehen. Letzterer besonders hat mit vieler Kunst sich der zweisylbigen Assonanz ohne das stumme E bedient.

Assoziation der Ideen nennen wir den Zusammenhang zwischen unsern Vorstellungen, vermöge dessen sie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Gesetz lautet vollständig also: Unsere Vorstellungen verbinden sich mit einander nach den Verhältnissen der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Ursachen, der Subjecte und ihrer Eigenschaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Gesetze darin: 1. Ehemals gehabte Vorstellungen, welche wegen der Ähnlichkeit ihrer Objecte unter sich selbst eine Ähnlichkeit haben, führen wegen derselben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Porträts die Vorstellung des Originals; 2. Vorstellungen, die von einander verschieden sind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe sein Gegentheil bei; 3. Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen werden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexistirenden Vorstellungen; 4. bei der Vorstellung einer Wirkung denken wir an ihre Ursach und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenschaften desselben bei; 5. Haupt- und herrschende Ideen sind meistentheils die ersten, welche erwachen, woran sich eine Menge anderer knüpfen. — Man darf aber die Assoziation nicht blos auf einige wenige Begriffe einschränken. Es giebt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Gesetz zum Grunde liegt. Sie sind eine Verbindung sinnlicher Vorstellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zusammenhang nicht so nothwendig ist, wie bei dem geschlossenen Ideengange der Vernunft, des höheren Räsonnements und der Demonstration. Man kann sie ein sinnliches Räsonnement nennen. Der Materie nach enthält dasselbe lauter Existenzen. Der Form nach ist es entweder historisch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogisch, die Unterhaltung in Gesprächen, oder oratorisch, wenn der Zweck die Überredung ist, oder vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben ist, oder epistolarisch, bei der Unter-

altung mit Abwesenden, oder phantastisch, wie bei der Erbauung von uftschlössern. Da dies Producte der Einbildungskraft sind, so wird nan von dem einen auf das andere schließen können. Je ordentlicher nd regelmäßiger die Einbildungskraft an sich ist, desto vollkommener vird auch das sinnliche Räsonnement in seiner Art sein; abstracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zusagen. Wir übergehen ie Hypothesen, durch welche man die Mechanik der Ideenassoziation us einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wol- en, da sie die Sache nur noch räthselhafter machen, und merken da- egen noch an, daß das Gesetz der empirischen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht absolut ist, sondern nur als ein Erklärungssatz ür uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits eschehene Ideenassoziation begreiflich machen. Voraus bestimmen läßt e sich nicht. Die Ideen haben so viele und mancherlei Ähnlichkeits- uncte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall erade diese und keine anderen hervorgerufen worden. Es hängt die virkliche Verbindung von so vielen subjectiven Zufälligkeiten ab, die lle in Anschlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungs- raft nach einem gewissen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee rbeitet, die sie vor Augen hat und nach welcher hin sie die Verknü- fung imaginärischer Reihen veranstaltet, kann man wohl bei ihr eine ewisse Ordnung sich denken; wo sie aber zwecklos und mechanisch virkt, läßt es sich nicht einmal erklären, daß sie Ähnlichkeiten wahr- ehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen rklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die hnlichkeiten und Coexistenzen hineindenken oder sie hervorsuchen. Ob ie Einbildungskraft wirklich darnach zu Werke gegangen, bleibt im- ner unentschieden.

Assyrien, ein im Alterthum berühmtes asiatisches Reich, dessen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben waren. Das eigentliche Assy- ien grenzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, west- ich an Mesopotamien, südlich an Susiana und östlich an Medien. Assur soll es gegründet haben. Unter den Regenten dieses Reichs sind orzüglich Ninus, Eroberer von Ninive, und seine Witwe und Thron- olgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf dem assyrischen Reiche das babylonische, das medische und noch einige andere Reiche. nter Sardanapal (ungefähr 900 Jahre v. Chr.) machte sich Ar- aces, Statthalter von Medien, zum Herrn des assyrischen Reichs. n der Folge löf'te sich dieses Reich in drei Reiche auf, welche die hauptbestandtheile desselben ausgemacht hatten; und es bildeten sich us demselben das medische mit Assyrien und das (neue) babylonische Reich. Doch bald erhob sich Assyrien mit der Hauptstadt Ninive unter Salmanassar von neuem, indem Medien mit Babylon demselben un- erworfen waren; allein Medien riß sich um 700 los und der medische König Cyaxares verband sich mit Nabopolasar, Statthalter von Ba- ylon, worauf beide 606 v. Christo Ninive eroberten und zerstörten. ssyrien wurde jetzt eine medische Provinz, Babylon aber durch Nebucadnezars Eroberungen seit 600 ein mächtiges Reich. Endlich ereinigte sämmtliche Reiche um 550 v. Ch. der Eroberer Cyrus, ein Perser. (S. d. Art.)

Ast wird jeder Theil eines Baumes genannt, der nicht unmit- lbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme ausgeht. Aus den sten gehen die Blätter und fruchtetragenden Zweige hervor. So wie an das Wort Stamm uneigentlich auf Völker und Familien anwendet, gilt dies auch von dem Worte Ast, und man sagt daher z. B. „die

Familie theilt sich in mehrere Äste." In der Forstwissenschaft begreift man die Äste unter dem gemeinschaftlichen Ausdrucke von Obergehölz, und scheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Äste ist an jedem Baume charakteristisch und giebt auf den ersten Blick schon ein Merkmal, sie von einander zu unterscheiden.

Astarte, eine syrische Göttin, wahrscheinlich so viel als die Semele bei den Griechen und die Astaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen und uralten Tempel in Phönizien. Einige halten sie auch für die Here, noch Andere für die Aphrodite.

Asteriscus heißen die Sterachen (*), die man im Texte braucht, um damit auf die unten stehenden Anmerkungen zu verweisen. Man setzt sie zu dem Worte, auf welches sich die Anmerkung zunächst bezieht. Die alten Kritiker bedienten sich des Asteriscus, um in den Handschriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten.

Asthenie, die Schwäche (aus dem griechischen α privativum und σϑένος Kraft). Dies Wort ist durch die Theorie von Brown in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bei ihm **Schwäche der Erregung**. Sie entsteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf sie zu schwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit versetzt wird, dies ist die **directe Asthenie**; oder indem durch vorhergegangene zu starke Reize die Erregbarkeit vermindert worden, und auf die gewöhnlichen Reize nicht gehörig wirksam ist, **indirecte Asthenie**. Die asthenische Beschaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüsse erzeugt: zu lang dauernde Kälte, stark und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an verschiedenen Gewohnheitsreizen, z. B. an geistigen Getränken, an Gewürzen; Mangel an Blut; zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. Die vorzüglichsten Zufälle, welche die asthenische Beschaffenheit bezeichnen sollen, sind: Frost und Schauder; schwacher, weicher, kleiner und sehr schneller Puls; Kopfschmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßlust; Ekel und Erbrechen; Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen; faule Bräune; Blutflüsse, Drüsengeschwülste u. s. w. Unter die asthenischen Krankheitsformen sollen nebst mehreren andern besonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlaflosigkeit, Krätze, die englische Krankheit, Blutflüsse, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meisten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Epilepsie, Lähmung, Schlagfluß, Wechselfieber, Typhus, Pest, (S. **Erregungstheorie**.) H.

Ästhetik (αισϑητικη, nämlich επιστημη) nannte man seit Alexander **Baumgarten** eine besondere Wissenschaft von dem Schönen und seinen mannichfaltigen Darstellungsarten, welche vor diesem Philosophen noch nicht existirte und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philosophie, von welcher, als Metaphysik des Schönen, die Theorie der Künste und der Kunstkritik abhängig sein sollte. Auch hier finden wir nämlich, wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß sich die Wissenschaft erst dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anschauung vorhanden ist, in systematischer Gestalt entwickelte und ausbildete, indem erst dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieses Mannichfaltige selbst in seiner Verschiedenheit und verwirrenden Mannichfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher

rch die Literatur des wissenschaftlichsten der alten Völker uns nur zer- reute Betrachtungen über einzelne Gegenstände jener Wissenschaft, der einzelne Darstellungsarten des Schönen (einzelne Künste, Kunst- attungen und Kunstwerke) in dogmatischer oder kritischer Gestalt dar- etet, obgleich diese oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines lato und Aristoteles) eine Lebendigkeit an sich tragen, welche den Werth mancher neuern systematischen Bearbeitung gar sehr verdunkeln. ls aber, insbesondere durch des berühmten Chr. Wolfs Bestrebun- en, die Philosophie (namentlich die Leibnitzische Ansicht derselben) in n System zu bringen, eine Übersicht des Ganzen der Philosophie und rer Theile möglich und nothwendig geworden war, entstand auch bald e Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewisse allge- ein gültige Gesetze zur Bildung und Beurtheilung desselben aufzu- ellen, welche auf dem Wesen der schönen „Erkenntniß selbst" (bei elchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die sinnliche Erkennt- iß verwechselte) beruhen sollte. Zu dieser Theorie legte der genannte aumgarten, ein Schüler Wolfs, den ersten Grund. Der Standpunct, on welchem man zuerst bei einer solchen ausging, war ein subjectiver, . h. man betrachtete das Schöne zunächst nach seiner Wirkung auf mpfindung und Gefühl, aber von Seiten der Fähigkeiten und Organe, it welchem man dasselbe auffaßte, welche Betrachtung eine allgemeine heorie des Empfindungsvermögens voraussetzte, daher man diese Wis- nschaft eben Ästhetik nannte, weil αισθησις, wovon jener Name erkommt, Empfindung, Gefühl, sinnliche Vorstellung und die sie be- ründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten sychologischen Ansichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen nie- eres oder sinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig un- rschieden wurden. Denn weil man eben durch diese Vermögen das Schöne zu kennen und wahrzunehmen glaubte, daß dieses vorzüglich as sinnliche Erkenntnißvermögen anspreche; so suchte man ine Wissenschaft, welche die Gesetze desselben (des Empfindungsver- ögens), besonders in Beziehung auf das Schöne, eben so umfassen llte, wie die Logik die Gesetze des Verstandes oder des Denk- ermögens umfaßt; daher zu begreifen ist, warum sie Baumgarten eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges in uns Vergnügen hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne on dem Angenehmen nicht hinlänglich unterschieden und die Wissen- haft von der empirischen Kenntniß gesondert wird. So kam Baum- arten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens uf das Schöne, und meinte, die Gesetze dieser sinnlich erkannten Voll- ommenheit (die ästhetischen Gesetze) aus dem Begriffe aller Vollkom- enheiten ableiten zu können. Was er nun aber als solche Wissenschaft n seinen Vorträgen und Schriften (s. Baumgarten) aufstellte, ent- ielt mehr praktische Regeln über Erfindung und Beurtheilung, An- dnung und Ausdruck des Schönen in der Kunst, vorzüglich der Dicht- nd Redekunst, als eine Untersuchung über das Wesen der Schönheit berhaupt. Dieses Princip der sinnlichen Vollkommenheit aber, wel- es Baumgarten aufstellte, wurde von seinen Nachfolgern immer wei- r ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens mmer genauer untersuchte, und bald auf physiologischem und psycho- gischem Wege, welcher durch Locke's Sensualsystem und anderer Eng- nder (z. B. Burke's) Untersuchungen sehr gangbar geworden war, e Natur ästhetischer Empfindungen erforschte, bald, vorzüglich durch atteux und anderer Franzosen Beispiel geleitet, eine Theorie der

Künste unter diesem Namen aufzustellen versuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Ästhetik, wovon diese abhängig ist, durch ein tieferes Princip hinlänglich begründet war, nothwendig schwankend und unsicher ausfallen und eine empirische Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philosophischen Wissenschaft seiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach dessen Untersuchungen die Philosophie als eine Wissenschaft von den ursprünglichen Vermögen und Gesetzen des menschlichen Geistes erschien, unterschied zwar genauer sinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch blos in seiner Wirkung auf das Gefühl, und stellte so über das Schöne den Begriff des Ästhetischen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorstellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre besondern Theorien angewiesen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne also bezogen wurde, daß man voraussetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, existire blos für das Gefühl, oder bestehe blos in einer besondern Beziehung auf das Gefühl; so ist es begreiflich, wie er früherhin eine solche Wissenschaft für eine unmögliche halten und selbst den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. dessen, was schön ist) ist nach jenen Voraussetzungen empirisch und subjectiv. Allein theils haben schon die bedeutendsten seiner Schüler (z. B. der um die Ästhetik so verdiente Heydenreich) entgegnet, daß auch die Geschmacksurtheile, oder das ästhetische Wohlgefallen überhaupt, von gewissen ursprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig sein müssen, — welche zur Wissenschaft erhoben, eine Geschmackslehre werden, und sofern sie die Gegenstände nach ihrer Beziehung auf Lust und Unlust, oder als Gegenstände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbesondere betrachte, füglich Ästhetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in seiner nachher erschienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer solchen Geschmackslehre oder Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (des Geschmacks) wirklich aufgestellt, welche nun an die Stelle der Ästhetik trat, und in welcher er die Gesetze, nach welchen der Verstand bei der Beurtheilung dessen verfahre, was durch sich selbst gefällt, aufsuchen wollte. So scharfsinnig und treffend auch Kants Untersuchungen sind, so weit sie sich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauch nimmt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geschmacke (der bald als ästhetische Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet sein soll) beschäftigen; so wenig erschöpft doch die Theorie des Geschmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne in seinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Ästhetik als Wissenschaft des Schönen gedacht. Anderntheils beschränkte schon der Standpunct, von welchem Kant ausging, die Untersuchung nothwendig. Denn indem zuerst gefragt wurde, ob es allgemeine Principien die Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Lust und Unlust bestimmen bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne seinem Wesen nach schon vorausgesetzt; statt dessen trat nun der allgemeine Begriff des Ästhetischen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust vorgestellt, und dadurch Sache des Geschmacks wird, und in engerer Bedeutung, was lediglich durch seine Beziehung auf das Gefühl Gegenstand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff sich das Schöne

nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet, weil blos von einer Verschiedenheit des Ästhetischen die Rede war, welches als Gegenstand der Beurtheilung betrachtet wurde, nicht von dem Schönen selbst, seinem Principe und der dasselbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Diese Kantische Ansicht wurde von mehreren denkenden Männern dieser Schule ausgebildet und als eine Wissenschaft von den Gründen des ästhetischen Wohlgefallens dargestellt. Gegen jene der Kunst wenig zusagende Ansicht, namentlich gegen die formale Bestimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Vorstellung eines Zweckes, sträubte sich der immer wachsende Kunstsinn und die lebendigere Anschauung des Schönen. Um so dringender wurde bei denen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunstgebiets durch die Werke großer Zeitgenossen dieses Interesse für die Kunst lebhaft fühlten, welches Kant, der in diesem Gebiete weniger heimisch war, in einem hohen Grade zu entbehren schien, das Bedürfniß einer unumschränkten Untersuchung über das Wesen des Schönen, und die Bedingungen, unter welchen es sich dem menschlichen Geiste darstellt. Göthe, Schiller, Herder, Winckelmann, Klopstock, Lessing, Moritz und Heinse wirkten theils durch die geistvollen Erzeugnisse ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Ansichten, Beurtheilungen und freie Behandlungen mehrerer der Kunst angehörigen Gegenstände; Schelling durch seine originelle Ansicht der Natur, so wie überhaupt durch eine Philosophie, welche, von dem Absoluten ausgehend, dasselbe auch in der Schönheit und im Geiste des Künstlers in eigenthümlicher Gestaltung wiederfindet, zu einer umfassenden und lebendigen Ansicht der Schönheit und Kunst. Ja wenn auch jene große Gährung, durch welche Kants Reform in der Philosophie begonnen, gegenwärtig noch nicht gestillt worden ist, und die Urtheile über des letztern System nothwendig verschieden sind; so wird ihm doch für die Ästhetik das Verdienst bleiben müssen, auf die darstellende Kraft des Genius tiefere Rücksicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachlässigte Phantasie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demselben Zwecke wirkten, doch mehr auf polemischem und kritischem als auf dem systematischen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überschreitend, zum Vortheile der Ästhetik und zu einer freiern, lebendigern und umfassendern Anschauung des Schönen, besonders in der Kunst. Schellings Standpunct aber, vermöge dessen er, von dem Absoluten, in welchem das Reale und Ideale sich vereinigen soll, beginnend, auch seine Schüler auf die schaffende Kraft des Geistes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu reflectiren, das Kunstwerk aber als eine symbolische Erscheinung des Absoluten, durch den Geist des Menschen hervorgebracht, zu betrachten veranlassen mußte, wurde von mehreren derselben im Dünkel einer Wissenschaft des schaffenden Genius, und je mehr sie Kunstfreunde waren, so mißverstanden, daß sie die Ästhetik geradezu für eine Kunstphilosophie erklärten, als offenbare sich das Schöne nur durch Kunst des Menschen, welcher Ansicht S. eben sowohl, als dem Mißbrauch seiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem sie sich selbst von den Gebilden ihrer Phantasie hinreißen ließen, und statt einer Philosophie über das Schöne in Natur und Kunst, oft nur leere Phantasien über die Kunst hervorbrachten (in der Vorrede zu

s. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebst Anmerkungen) kräftig widersprochen hat. Nach unserer Ansicht muß die Ästhetik, als Philosophie des Schönen, von der Idee des Schönen (vergl. diesen Artikel) ausgehen, sofern wir sie der Idee der Wahrheit, welche die theoretische Philosophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die praktische Philosophie entfaltet, entgegenstellen, — und zwar als Metaphysik des Schönen oder reine Ästhetik, von dem Wesen des Schönen — oder von dem absoluten Schönen, das nie erscheint, aber dem gebildeten Geiste als Idee bei seinen Urtheilen, und dem Künstler in Gestalt eines Ideals, beim Schaffen vorschwebt, ausgehen, und diese Idee in dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß nachweisen; hierauf aber die verschiedenen Darstellungen des Schönen in Natur und Kunst nach ihrem Wesen bestimmen und würdigen, und in Hinsicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geschmackslehre ihre Stelle findet), in Hinsicht auf die Kunst aber insbesondere seine Hervorbringung durch die schaffende Kraft des Künstlers betrachten, dann aber von der Verschiedenheit der besondern Künste, sofern sie aus der Idee der Kunst erkennbar ist, und ihren besondern Gattungen handeln, durch welche philosophische Übersicht — auch wohl (ästhet.) Theorie der schönen Künste, oder angewandte Ästhetik genannt — für jede besondere Ästhetik, oder für die Theorien der einzelnen Künste die philosophische Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptsächlichsten und in der Geschichte der Ästhetik Epoche machenden Ansichten derselben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Überhaupt aber ist die Ästhetik verschieden nach der Ansicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch von den herrschenden Gestalten, in welchen dasselbe in der Kunst eines Volks auftritt. Davon s. den Artikel Schön.

T.

Ästhetisch ist zufolge des vorhergehenden Artikels 1. in weitester Bedeutung, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust steht, oder zunächst in dieser subjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin 2. dieses Gefühl, namentlich das Gefühl der Lust, durch innere oder äußere Anschauung, entweder erweckt (ästhetischer Gegenstand, ästhetische Anschauung) — daher redet man auch von einer ästhetischen Deutlichkeit im Gegensatze der logischen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anschauung oder Beispiele erlangt wird — oder durch dasselbe bestimmt wird (in dieser Beziehung redet man von einem ästhetischen Urtheil, und von ästhetischer Urtheilskraft, Geschmack im weitern Sinne); 3. in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anschauung seiner das Gemüth (vornehmlich Verstand und Einbildungskraft) in harmonische Thätigkeit setzenden Form Lust zu erregen fähig ist, oder was durch seine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anschauung des Gegenstandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung nach Kantischer Bestimmung, der Gegenstand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens. Auch redet man in dieser Bedeutung von ästhetischen, d. i. solchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, sondern blos durch die angeschaute (und zwar harmonische, in sich vollendete) Form eines Gegenstandes, welche die Kräfte des Geistes in harmonische Thätigkeit versetzt, erregt sind, b) was durch ein Gefühl

ieser Art bestimmt und von demselben abhängig ist (daher ästheti-
ches Wohlgefallen, ästhetisches Urtheil oder Geschmacksurtheil, ästhe-
ische Urtheilskraft, d. i. Geschmack im engern Sinne, und sein Ge-
enstand Geschmacksobject); 4. was zu dem Kreise der Ästhetik
ehört, oder von ihr, als Wissenschaft des Schönen, abhängig
ein und auf ihre Grundsätze wenigstens zurückgeführt werden sollte.
Nach dieser Bedeutung haben die Ausdrücke ästhetisches Urtheil,
ästhetische Beurtheilung, Recension, ästhetische Kritik noch einen
öhern Sinn, als Viele meinen, von welchen sie doch sehr häufig ge-
raucht zu werden pflegen. T.

Asträa oder Dike (bei den Römern Justitia), Zeus und der
Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Welt-
alter wohnte sie unter den frommen Menschen, im ausartenden silber-
nen kam sie nur selten einmal von den Gebirgen herab; als aber das
eherne Geschlecht sich Waffen schmiedete und den Pflugstier erschlug, da
log sie zum Himmel, wo sie im Thierkreise als Sternjungfrau leuchtet.
Sie ist als solche identisch mit Erigone, welche ihren Platz zwischen
dem Skorpion und dem Löwen einnahm. Den spätern war sie beflü-
gelt. (Vergl. Horen.)

Astrachan, eine der östlichen Provinzen Rußlands in Europa,
vom 46 bis 52° N. B. hat auf 10,400 Q. M. 1,017,000 Einw. Sie
ist begrenzt im Norden von dem Lande der Bulgaren und Baschkiren,
im Süden vom kaspischen See, im Westen von der Wolga, die sie von
den Nagayan-Tataren und den donischen Kosacken trennt, und im Osten
von einer großen Gebirgskette, die sie von der großen Tatarei scheidet.
Der Sommer ist lang und gewaltig heiß, der Winter binnen drei Mo-
naten überaus streng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den
Tataren nicht angebaut. Auf der West- und Südseite der Wolga sind
gewaltige Heiden, welche ein schönes, feines Salz in großem Über-
fluß liefern. Die Hauptstadt Astrachan liegt auf der Wolga-In-
sel Seitza, auf der Grenze von Asien, etwa 8 Meilen vom Einfluß der
Wolga in den kaspischen See. Sie hat mit den Vorstädten eine Meile
im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Persern und
Hindu's 70,000 Einwohner. Die Häuser sind von Holz, schlecht und
unbequem. Die Umgegend ist fruchtbar und mit Gärten und Wein-
bergen bedeckt. Die Wolga ist sehr fischreich, und die in Menge hier
gefangenen Störe gehen gesalzen und im Winter frisch fast durch ganz
Rußland. Vom Juli bis October sind Heuschreckenschwärme nicht un-
gewöhnlich. Sonst handelte Astrachan nach Khiva und Bochara; jetzt
beschränkt sich der Handel auf Persien und das Innere Rußlands; ist
aber nicht unbedeutend. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 40 Schiffe
von 100 bis 200 Lasten für den kaspischen Handel. Ausgeführt wird
Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europäische Waaren; dagegen
von Persien eingeführt goldgewirkte seidene Binden für die Polen,
seidne Zeuge und Stoffe mit Baumwolle gemischt, Reiß, Baumwolle,
Rhabarber und einige andre Droguen, vornehmlich aber rohe Seide.

Astrognosie wird die in der praktischen Astronomie unentbehr-
liche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen
Sterne genannt.

Astrolabium (Planisphärium, Analemma, Winkelmesser) ist ein
Instrument, um damit Winkel in Graden, Minuten und zuweilen auch
nach Secunden zu messen. Es besteht gemeiniglich aus einer horizon-
talen Scheibe von Metall, die auf ihrem äußersten Umfange jene Ein-
theilung hat. Durch eine noch besondre Vorrichtung (Nonius) kann

die genaueste Schärfe in dem richtigen Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf dieser Scheibe sind nun zwei Absehlineale (Diopterlineale), gemeiniglich mit zwischenliegenden guten Fernröhren, angebracht; eines derselben befindet sich unbeweglich auf der horizontalen Platte, das andere kann um den Mittelpunct des Instruments sanft gedreht werden. Indem man nun von dem Scheitelpuncte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Puncten visirt, wird auf der Scheibe des Instruments ein Stück Bogen abgeschnitten, das das Maß des Winkels ist. Man gebraucht dieses Werkzeug zu astronomischen Beobachtungen, wo dann der horizontale Kreis vertical zu stehen kommt, besonders aber zu Landmessungen. Die Erfindung, das Astrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joseph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren; sie lehrten, wie man durch dasselbe auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei.

Astrologie ist die eitle und betrügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Dinge, besonders die Schicksale der Menschen, vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und entsprang, wie Bailly mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Gestirne, besonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, Witterung und Fruchtbarkeit der Erde hätten. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Gestirne nur um der Erde und um der Menschen willen geschaffen wären, und daß sie, da sie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rücksicht der Menschen von Bedeutung sein, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, sondern auch auf die Sitten und Schicksale einzelner Menschen Beziehung haben müßten. Aus einer Tradition der Ägyptier, daß Belus eine Colonie aus Ägypten nach Asien geführt, die sich am Euphrat niedergelassen, und, nach Art der Ägyptier, Priester gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit gewesen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunst eine Erfindung der Ägyptier sei, wie denn auch wirklich bei diesen sich besonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meisten Zeugnisse der Alten stimmen dafür, daß sich die Astrologie von den Chaldäern zu andern Nationen verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftstellern durchgängig Chaldäi, sonst auch Genethliaci, genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Astrolog und Nativitätensteller gleichbedeutend. Die Zeit des Ursprungs der Astrologie kann nicht genau bestimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums ist, daß sich die meisten astrologischen Vorhersagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erste Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der Mosaischen Erzählung (V. 18, 10) läßt sich auf ihr hohes Alter schließen. Als in den spätern Zeiten die Astrologie aus Gewinnsucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben sich die Astrologen den Namen Mathematiker, unter welchem sie zu den Zeiten der römischen Kaiser allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm so überhand, daß Tiberius sie aus Rom vertrieb. Das Gesetz im Codex unterscheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometrische Kunst von der sogenannten mathematischen, d. i. astrologischen. So verwerflich uns auch die Astrologie gegenwärtig erscheint, so hat sie

och der Astronomie wesentlich genügt. Sie hat mehr Theilnahme an
en Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerksamkeit auf dieselben, und
nehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt sich die Astro-
ogie mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir
och verschiedene astrologische Schriften besitzen. Pico, Graf von Mi-
andola, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Irr-
hümer der Astrologie sehr gründlich bestritt, fand noch wenig Eingang.
Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte hatte die Stern-
euterei an gelehrten Männern, wie Cardano und selbst Kepler, An-
änger. Das Copernicanische System und die immer mehr erwiesene
Richtigkeit desselben haben endlich das Ansehn der Astrologie völlig
estürzt.

Astronomie oder Sternkunde, d. i. Kenntniß des Laufes
er Gestirne und seiner Gesetze. In der Gegend des alten Babylons,
n den Ebenen von Syrien und Ägypten, unter jenem ewig heitern
Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt,
inen großen Theil ihrer Beschäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei
infachen Hirtenvölkern hatte die Wissenschaft ihren Ursprung, auf
welche das menschliche Geschlecht ein Recht hat, stolz zu sein, sowohl
wegen ihrer theilweisen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne
e gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich ist, so
wie deßwegen auch der Geschichtschreiber und Alterthumsforscher ihrer
edarf, und die Schifffahrt, dieses verknüpfende Band entfernter Na-
ionen und dadurch so mächtige Beförderungsmittel von Kultur und
Wissenschaften, nur allein durch Hülfe der Astronomie zu ihrer jetzi-
en Höhe sich erheben konnte, als vielmehr noch, weil sie, was mensch-
che Geisteskraft vermag, in seinem schönsten Glanze zeigt. Doch,
wie bei jeder Wissenschaft, so auch hier war der erste Anfang gering.
Jene Hirten begnügten sich mit der ungefähren Kenntniß des Standes
er hellsten Sterne zu gewissen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf-
nd Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und
Fortschritten der Ägypter (bei welchen zuerst der Ursprung der Stern-
ilder oder Constellationen und Sternnamen zu suchen ist,
ndem die üppige Phantasie der Orientalen auch den gestirnten Him-
mel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und
Menschen in den Gestirnen zu verewigen bemüht war, während die
Priester einige durch Beobachtung dieses Laufes der Gestirne bekannt
ewordene Perioden und Cyklen in demselben in ein mysteriöses Dun-
el hüllten, von wo dann auch die Chinesen und Indier sie erhalten
u haben scheinen, welche in ihren Kosmogenien davon Gebrauch mach-
en, und ihre mythischen Weltalter oder die Jahre des Brahma,
Schiwen, Wischnu und ihrer andern Götter darnach bestimmten, sonst
ber keine Fortschritte in der Astronomie machten, und fast merkwür-
iger geworden sind durch die Mühe und den großen Scharfsinn, wel-
hen Bailly darauf verwendete, ihnen die Erfindung und hohe Aus-
ildung dieser Wissenschaft zu vindiciren, als durch ihre wirklichen
Kenntnisse darin), der Phönizier, welche auf ihren Schifffahrten den
Himmel fleißig beobachteten, und der Griechen, von welchen Thales,
Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras und vorzüglich Eudoxus und
Aristarch von Samos, der etwa 164 Jahre v. Chr. Geb. schon die
Umdrehung der Erde behauptete, genannt zu werden verdienen, und
ach manchen kühnen Muthmaßungen und Hypothesen einiger griechi-
chen Philosophen, wie des Pythagoras und der Pythagoräer, Philo-
laus und Nicetas, auch des Demokritus, die aber meist mehr auf blos

philosophischen Ansichten, als auf astronomischen Gründen beruhte, und daher von wenigem Einflusse auf die Wissenschaft selbst waren, die Astronomie, etwa 280 Jahre vor unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen. — Doch vor allem, welches sind denn die Erscheinungen, welche die Astronomie ihrer Beobachtung und Betrachtung zu unterwerfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, so beginnt nun, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahllose Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Osten sehen wir sie über den Gesichtskreis sich erheben, allmählig immer steigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben so niedersinkend, bis sie endlich unter dem westlichen Gesichtskreis sich verlieren, während der Himmel selbst uns als die innere Fläche einer vollkommenen Halbkugel erscheint (denn die scheinbar plattgedrückte Gestalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leichterklärlichen Täuschung der Sinne her), in deren Mittelpuncte wir uns selbst befinden, an welcher Fläche die gleichsam angeheftet scheinenden Sterne, mit beständig gleicher Geschwindigkeit, in einander völlig parallelen, größern oder kleinern Kreisen sich bewegen, welche mit demselben Horizont immer einen und eben denselben Winkel machen, und von denen sie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beschreiben, bis sie nach Verfluß von 23 Stunden, 56 Minuten, 4,1 Secunde wieder an demselben Puncte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denselben Kreislauf beginnen. Unter diesen Kreisen bemerken wir einen, dessen Mittelpunct unser Auge selbst ist und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Äquator oder Gleicher genannt. Nach diesem allen scheint es, daß statt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinklig auf der Ebene steht, die man sich durch unser Auge und durch den Äquator gelegt denkt, und am Himmel zwei Puncte bestimmt (welche daher vom Äquator überall gleich weit um 90 Grade abstehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon aber nur der eine, der Nordpol, für uns sichtbar ist, der andere, der Südpol, aber unter unsern Gesichtskreis fällt. Die Sterne, welche ihnen am nächsten sind, werden die kleinsten Kreise beschreiben, je näher dem Äquator aber, desto größere, und dieser selbst ist der größte. Uns, Bewohnern der nördlichen Halbkugel der Erde, erscheint, wie aus bloßem Nachdenken über diese unsre Stellung auf der Erdkugel erhellt, der Nordpol beständig über dem Horizonte, und Sterne welche ihm nahe sind, wie z. B. die Sternbilder des großen und kleinen Bären gehen daher für uns nie unter, und würden, wenn uns nicht das Sonnenlicht daran verhinderte, auch am Tage fortwährend von uns gesehen werden, wie wir sie denn bei Sonnenfinsternissen auch wirklich sehen. Die Parallelkreise aller nordwärts vom Äquator gelegenen Sterne stehen entweder ganz oder doch mit mehr als der Hälfte über, die südlichen dagegen, entweder ganz unten, oder doch mit weniger als der Hälfte über unserm Horizonte, welches ebenfalls durch bloßes Nachdenken über das Angeführte erhellt. Die Puncte, in welchen die Gestirne ihre höchste Höhe erreichen oder culminiren, liegen deßwegen alle in einem Kreise, der senkrecht auf dem Äquator und den ihm parallelen Kreisen der Sterne steht, die Pole selbst schneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt. Dieser Kreis heißt der Meridian oder Mittagskreis, weil, wenn ihn die Sonne erreicht, Mittag ist. Die Zeit von einer Culmina-

tion eines Sternes bis zu seiner zweiten heißt ein Sterntag, so wie, wenn wir statt eines Sternes die Sonne setzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir diesen in 24 Stunden theilen, so finden wir die Länge des Sternentages, der sich beständig gleich bleibt, nur zu 23 solchen Stunden, 56 Minuten, 4,1 Secunden. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß sie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenstrahlen hervortreten (heliotisch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher sichtbar waren, in den Sonnenstrahlen verschwinden (heliotisch untergehen), und daß an verschiedenen Tagen auch verschiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (kosmisch aufgehen bei den Alten) oder untergehen (achronisch untergehen), und eben so verschiedene zugleich aufgehen (achronisch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (kosmisch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Secunden, die Sonne wieder zu demselben Sterne zurückkehrt, indem sie in einem größten Kreise (d. h. in einem, dessen Mittelpunct unser Auge ist), der Ekliptik, sich bewegt, die den Äquator in zwei Puncten (Nachtgleichepuncte, Äquinoctialpuncte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) schneidet, der 23 Grad, 27 Minuten, 57 Secunden im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um ½ Secunde abnimmt, während die Äquinoctialpuncte jährlich 50⅓ Secunde im Äquator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20 Minuten, 23 Secunden (weßwegen das tropische Jahr, d. i. die Zeit, welche zwischen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben so viel kürzer ist als das Sternjahr, also aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden besteht), da sie in einem Jahre 360 Grade, in einem Tage also im Mittel 59 Minuten, 8 Secunden, 33 Terzen in ihrem Kreise fortrückt, vorausgesetzt, daß sie immer in derselben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall ist, sondern vom Frühlings bis zum Herbstäquinoctio gelangt sie jetzt vom 20. März bis zum 22. September in 186 Tagen, und vom Herbstäquinoctio bis wieder zum Frühlingspuncte schon in 179 Tagen, so daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer ist, als das Sommerhalbejahr. Am langsamen ist die Bewegung der Sonne nur 57 Minuten, 11 Secunden täglich, in ihrem Sommersolstitio, und nimmt von da immer zu bis zu ihrem Wintersolstitio, wo sie 61 Minuten, 11 Secunden täglich beträgt, von wo sie, bis wieder zum Sommmersolstitio, auf dieselbe Art abnimmt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbestimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf aber im Äquator in derselben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geschwindigkeit vollendete, und die hernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit, im Gegensatz gegen die wahre, von der Sonne selbst bestimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittleren Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag (welche mittlere Sonnenzeit auch oben bei der Vergleichung mit der Sternenzeit verstanden werden muß). Den Unterschied dieser Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die

Zeitgleichung, welcher 16¼ Minute groß werden kann, und sich in den Kalendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt sich nun auch der Mond täglich von einem Fixsterne zum andern, aber mit weit ungleichförmigerer und größerer Geschwindigkeit als jene, so daß er schon in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten, 12 Secunden seinen Umlauf am Himmel (periodischen Monat) vollendet, in einem Kreise, dessen Neigung gegen die Ekliptik 5 Grad, 8 Minuten, 49 Secunden beträgt. Außerdem betrachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechsel oder die Phasen desselben, und er erscheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als Vollmond, oder nicht erleuchtet, als Neumond, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr steht, hingegen zur Hälfte erleuchtet im ersten oder letzten Viertel, wenn er in Osten oder Westen 90 Grad von ihr entfernt ist; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines synodischen Monats beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2 Secunden. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken, oder Sternbedeckungen zu bilden, und trifft es sich gerade, daß er zur Zeit des Neu- oder Vollmondes genau in oder doch in einer nur geringen Entfernung über oder unter (Breite) der Ekliptik sich befindet, so verdeckt er uns im ersten Falle die Sonnenscheibe und verursacht die Sonnenfinsternisse, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondscheibe trifft, und dadurch die Mondfinsternisse bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die Planeten (Irrsterne), welche, so wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen sogenannten Fixsternen zu unterscheiden haben. Es sind Merkur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄), und die neuentdeckten Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, von welchen letztern noch Uranus und Vesta dem unbewaffneten Auge, die übrigen nur durch Fernröhre sichtbar sind. Ihre scheinbaren Bahnen schneiden die Ekliptik unter größern oder kleinern Winkeln, und Merkur und Venus entfernen sich, ersterer nie über 28 Grade 20 Minuten, letztere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in Zusammenkunft (☌) oder Gegenschein (☍), 180 Grad von ihr entfernt kommen. Bei dieser Bewegung finden wir sie aber bald schneller, bald langsamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen diese Ordnung laufen und bald stille stehen; eine Erscheinung, welche aus der eigenen gleichzeitigen Bewegung der Erde im Himmelsraume begreiflich wird. Ferner sehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von sieben und Uranus von sechs kleinen Sternen oder Trabanten (Monde) ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer diesen immer sichtbar bleibenden Planeten erscheinen noch von Zeit zu Zeiten Kometen (Haarsterne, Schweifsterne), meist nur auf wenige Monate sichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen scheinen und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben und sich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch sehen wir unter den Fixsternen mehrere Tausende von neblichtem Ansehen, wovon viele durch die stärksten Fernröhre eben so, wie die Milchstraße in Haufen unzähliger Sterne aufgelöst erscheinen, und als entfernte Fixsternsysteme sich uns darstellen. — Dies sind im Allgemeinen die himmli-

chen Erscheinungen, deren genaue Bestimmung und Beobachtung ver-
nittelst zweckmäßiger Instrumente (die man in den Lehrbüchern der
Astronomie beschrieben findet) das Geschäft der praktischen Astro-
nomie ist, auf welcher dann die theoretische beruht, welche nach
streng mathematischen Gesetzen jene Beobachtungen ordnet und mit
einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet,
welche jene Erscheinungen hervorbringen, und endlich auch die Ursa-
chen dieser Bewegungen erforscht. In so fern jene Erscheinungen an
der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels sich uns darstellen, lehrt
insbesondere die sphärische Astronomie durch Beobachtung von
Sternen die Polhöhe oder Äquatorshöhe eines Ortes (d.
h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchste Punct des Äqua-
tors über dem Horizont erscheint) bestimmen, und dann durch Beob-
achtung der größten Höhe eines Sternes, seine Abweichung vom
Äquator (sie ist gleich dem Unterschiede zwischen der beobachtenden
Höhe des Sternes und der Äquatorshöhe) und durch Beobachtung der
Zeit, welche zwischen der Culmination von zwei Sternen verfließt,
ihren Unterschied in gerader Aufsteigung, oder auch durch bloße
Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebi-
gen Zeit, gerade Aufsteigung und Abweichung desselben finden.
Ist nun die Lage eines Sterns gegen eine gewisse Ebene, wie die des
Äquators, bekannt, so lehrt die sphärische Trigonometrie daraus die
Lage desselben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige
angegeben ist, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der
Ekliptik Länge und Breite, dasselbe, was in Beziehung auf den
Äquator gerade Aufsteigung und Abweichung sind, aus dieser
berechnet werden können. Die genaueste Beobachtung der Lage der
Fixsterne, welche in den Sternkatalogen angegeben wird, macht
die feste Grundlage aus, auf welcher erst die Beobachtung der Lage
der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegun-
gen nun insbesondere die theoretische Astronomie erklärt. Zuerst
finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des
Mondes sich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excen-
trischen Kreise, d. h. einem solchen, dessen Mittelpunct nicht genau
unsere Erde ist, ziemlich gut darstellen lasse, und denken wir uns die
Planeten um einen gewissen Punct sich im Kreise drehend, während
zugleich jener Mittelpunct dieses Kreises sich um unsere Erde bewegt,
so sehen wir, daß durch diese Bewegung in sogenannten Epicyklen
(Ptolemäisches System) die oben angegebenen Erscheinungen
der Planeten ungefähr erfolgen müssen. Genauere Beobachtungen
lehren uns nun noch, daß die Sonne selbst der Mittelpunct jener
Kreise sei, die Planeten sich also um die Sonne, und diese mit den
Planeten um unsere Erde sich bewege (Tychonisches System); alle
Erscheinungen würden aber auch offenbar dieselben bleiben, wenn wir,
statt die Sonne um die Erde, sich diese nebst ihrem Monde um jene
herumbewegen ließen, so daß die Erde in die Stelle der Planeten
träte, und denken wir uns dieselbe noch täglich von Westen nach Osten
um ihre Achse sich drehend (denn daß die Erde selbst eine Kugel von
1720 geographischen Meilen im Durchmesser sei, ist durch astronomi-
sche und andere Beobachtungen und Messungen entschieden), statt des
täglichen scheinbaren Laufs des Himmels, als festen Himmelsgewölbes
mit Sonne, Mond und Planeten von Osten nach Westen um die Er-
de (welche als wirklich anzunehmen, eine Drehung des Himmels mit
den unzähligen Sternen in der erstaunlichsten Weite von uns, unter
denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wieder ihre eigene un-

abhängige Bewegung hätten, als die äußerste Absurdität erschiene! übrigens lehren auch die Beobachtungen, daß alle übrigen Planeten sich um ihre Axe drehen, so wie auch der Mond, und zwar dieser genau in derselben Zeit, als er selbst um die Erde sich bewegt, weßwegen er uns auch immer dieselbe Seite zuwendet); so haben wir das Copernicanische Weltsystem. Doch genau ließen sich die Beobachtungen in jenen excentrischen Kreisen noch nicht darstellen, und bei näherer Nachforschung findet sich, daß die Bahnen der Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpuncte die Sonne sich befindet (so wie ebenfalls der Planet im Brennpuncte der Ellipsen seiner Trabanten liegt), und daß sie in diesen Ellipsen um den der Sonne gegenüberliegenden, andern Brennpunct, in gleichen Zeiten fast gleiche Bogen beschreiben. Auch verhalten sich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf diesen drei sogenannten Keplerschen Gesetzen beruht die ganze theoretische Astronomie. Nun fragt sich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde bestimmt werden könne. Ist in einem Dreiecke die Grundlinie nebst zwei Winkeln an derselben gegeben, so kann man daraus bekanntlich nach trigonometrischen Lehrsätzen die beiden andern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpuncts des Dreiecks von den Endpuncten der Grundlinie berechnen. Man brauchte also nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt ist, die Winkel, die die Linien zu dem Himmelskörper mit der Basis von einem Orte zum andern machen, zu messen, woraus man dann die Entfernung des Sterns von beiden Orten selbst berechnen kann. Der Winkel in der Spitze des Dreiecks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müssen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunct zu reduciren, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmesser der Erde selbst gleich. Für die Fixsterne ist diese Parallaxe gleich Null, d. h. dieselben sind so weit von uns entfernt, daß der Halbmesser der Erde gegen ihre Entfernung ganz verschwindet, und noch mehr, selbst keine jährliche Parallaxe ist bei den meisten Fixsternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Millionen Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, ist nur ein Punct gegen die Entfernung der Fixsterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur scheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewissen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtstrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde sich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Moment, wo er auf derselben anlangt, daher wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung sehen. Beobachtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geschwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitsecunde sich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipsen sich bewegen, so zeigen die Beobachtungen auch unwidersprechlich, daß auch die unregelmäßig am Himmel umherzuirren scheinenden Kometen in fest bestimmten Bahnen und zwar in länglichen Ellipsen um die Sonne laufen. — Welches ist denn aber nun, um endlich zur physischen Astronomie überzugehen, die eigentliche Ursache jener Bewegungen? Keine andere, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Aus-

nehme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß diese im geraden Verhältnisse der Masse und im umgekehrten des Quadrats der Entfernungen stehe, ist eine bloße mathematische Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hunderttausende von Beobachtungen bestätigten, Keplerschen Gesetzen, so daß, wenn man nun umgekehrt annimmt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper sei bei seiner anfänglichen Bewegung nach einer unbestimmten Richtung in die Nähe eines ihn an Masse überwiegenden Weltkörpers gekommen, so daß dieser vermöge seiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, sich streng erweisen läßt, daß der angezogene Körper sich in einer krummen Linie von der Gestalt eines Kegelschnitts um jenen herumdrehen müsse, und aus andern Gründen ist unter den vier Kegelschnitten, Kreis, Ellipse, Parabel und Hyperbel, die Ellipse, in welcher Planeten und Kometen wirklich sich bewegen, auch die wahrscheinlichste. Doch noch eine Betrachtung bietet sich uns hier dar, daß nämlich die wechselseitige Anziehung der Weltkörper in unserm Sonnensystem beständig gegenseitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müsse, so daß kein Planet oder Komet in einer reinen Ellipse um die Sonne sich bewegt, sondern daß man ihn sich in jedem Augenblicke als in einer etwas verschiedenen Ellipse befindlich denken muß, und so haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. s. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der scharfsinnigsten mathematischen Analyse ist es gelungen, diese Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht worden, desto genauer stimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchsten Triumph feierte die Analyse da, als sie zeigte, daß bei allen diesen Störungen nie das Weltgebäude selbst zusammenfallen könne, sondern unerschütterlich feststehe, weil sie streng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodische Störungen, keine immer in einem Sinne fortwirkende Säcularstörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was dasselbe sagt, die Planeten nie mit der Sonne zusammenfallen können. — Aber eine so hohe und umfassende Wissenschaft, von der hier nur ein schwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Ägyptern, wo wir oben ihre Geschichte verließen, machte Hipparch 160 J. v. Chr. Epoche durch seine vielen Beobachtungen und einen großen Fixsternkatalog, und nach ihm, im 2. Jahrh. n. Chr., wurde Ptolemäus berühmt durch seinen Almagest und das von ihm erfundene System der Epicykeln, als die Astronomie bald nachher hier erlosch, und erst im Anfange des 9. Jahrh., unter der glücklichen Regierung Almamuns, bei den Arabern wiedern anfing aufzublühen, mit deren Herrschaft in Spanien sie sich im 11. Jahrh., während das übrige Europa noch in tiefer Finsterniß lag, auch dorthin verbreitete, wo Alphons X., König von Castilien, 1252 n. Chr., die verbesserten astronomischen Tafeln, die unter dem Namen der Alphonsinischen bekannt sind, verfertigen ließ, bis endlich auch in Deutschland, in der Mitte des 15. Jahrh., unter Regiomontanus und Walther, die Wissenschaft anfing, einige Fortschritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Asien, zu Samarkand in Baktrien, der Tatarenfürst Ulugh Beigh, der in seiner Hauptstadt die Astronomen ganz Persiens und anderer Länder versammelte, große Instrumente aufstellen, eine Menge von Beobachtungen sammeln und astro-

nomische Tafeln verfertigen ließ. Doch mit Copernicus, dem unsterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltsystems, begann für die Astronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der praktischen Astronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm VI. zu Cassel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tycho's Beobachtungen verdankt Keplers Genie die Gesetze über die elliptische Bewegung der Planeten, und nachdem im 17. Jahrh. Männer, wie Landsberg, Galilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Huygens, Dominicus Cassini, sich die größten Verdienste um die Astronomie erworben hatten, und Flamsteed seine schönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieses Jahrh., veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den Grund zur physischen Astronomie, und so konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flamsteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maskelyne, Herschel, La Lande, Piazzi und von Zach, und auf den theoretischen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler anderer berühmten Männer, die Astronomie des 18. und 19. Jahrh. sich erheben, während ersteres sich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herschel, und der Anfang des letztern sich schon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Vesta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und so weit, kann man sagen, ist durch die vereinten Anstrengungen jener Männer die Wissenschaft gediehen, daß, wenn man sich dem Menschen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde so weit wegzuschleudern, daß er nicht wieder auf sie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus bestimmen könnte, welche Bahn im Raume dieser neugeschaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beschreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes interessiren, der wird in Kants allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels, in Herschels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bode's allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place Exposition du Système du Monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematischen Theile der Astronomie werden die größern Werke über dieselbe von La Lande, Schubert, Delambre und Andern, und für weniger mathematische Leser Bode's Schriften und Schuberts populäre Astronomie hinreichende Auskunft geben. — (Man vergl. übrigens nebst mehreren andern besonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixsterne, Planeten ꝛc.) L.

Asyl, eine Freistätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Angriffen gesichert sind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre ꝛc. eine solche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entstanden, gaben bisweilen Gelegenheit, auf die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freistätte anzulegen, um ihn so zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu besonders geweihten. Kaiser Tiberius schaffte sie, den Tempel der Juno und des Äsculap

ausgenommen, fast gänzlich ab. Jener heidnische Gebrauch ging inzwischen auf das Christenthum über; schon unter Constantin d. G. wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte dies Privilegium 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freistätten bis 30 Schritte von jeder Kirche, und seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen katholischen Christenheit, und erhielt sich, so lange die Unabhängigkeit des päpstlichen Regiments bestand, in Italien unangetastet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geist der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der alles unsicher machte, sehr wohlthätig, aber begreiflicher Weise auch eine Veranlassung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geistlichen zu erweitern. Daher wurde es in neuern Zeiten von den meisten Regenten abgeschafft. E.

Asymptote wird in der Geometrie eine, gemeiniglich gerade Linie genannt, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals schneiden können (weßhalb Leibnitz vortrefflich die endlichen Geister Asymptoten der Gottheit nannte). Die Asymptote kann auch eine krumme Linie sein.

Atalanta. Dieses Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters sind verwechselt worden. Die eine war eine Arkadierin, die Tochter des Jasus und der Klymene, berühmt als waidkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Kolchis, und war nachher bei der Jagd des kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager ihr den Preis des Kampfes darreichte (s. Calydon und Meleager). Die andere war des Schöneus Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, wie durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenschaft und dieser Fertigkeit sich bewußt, macht sie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder sollte mit ihr einen Wettlauf bestehen; er lief unbewaffnet voran, sie folgte mit einem Speer bewaffnet. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seine, holte sie ihn aber ein, so war der Tod sein Loos, und sein Kopf ward am Ziele aufgesteckt. Verschiedene hatte schon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Ihm hatte die Göttin einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs ihr von Zeit zu Zeit in den Weg warf. Atalanta versäumte sich, sie aufzuheben und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte sich jetzt in so unmäßige Begierde, daß sie sogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe beide in Löwen; als solche zogen sie fortan den Wagen derselben.

Ate, bei den Griechen die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, von der Homer sagt:

> Die Göttin wirkt ja zu allem,
> Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alles bethöret,
> Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer den Grund auch
> Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
> Zeugend die Menschen zum Fehl, und wenigstens einen verstrickt sie.

Als sie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Prahlereien verleitet hatte, wodurch er von der eifersüchtigen Here überlistet ward, faßte derselbe sie zornig bei den glänzenden Locken, schleuderte sie auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Sie stürzte auf die Werke der Menschen, und waltet seitdem verderblich. Hesiod nennt sie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloses, herrschsüchtiges, grausames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ochozias sich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrschte 6 Jahre; im 7. Jahre setzte der Hohepriester Joiada des Ochozias jungen Sohn, Joas, den Jocobed gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron seiner Väter. Athalia, herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das von allen Seiten hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne saß, umringt von den Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Joiada ließ sie sogleich durch Trabanten außerhalb des Bezirks des Tempels führen, mit dem Befehl, jeglichen niederzuhauen, der sie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palastes aber ward sie selbst, ohne den geringsten Widerstand, umgebracht. Dies geschah ungefähr 877 Jahre v. Chr. Die Altäre des Baal, die sie wieder hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttische zerrissen hatte, erneuert.

Athamas, des Äolus und der Enareta Sohn, beherrschte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher, von ihr getrennt, mit seiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beschloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verursachte einen gänzlichen Mißwachs, und bestach des Athamas Abgesandte zum Orakel, welche des Unglücks Ursache erkunden sollten, daß sie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Diesen Gedanken hatte ihr Juno, der sie als des Bacchus gewesene Amme verhaßt war, eingegeben, um sie zu verderben. Aber ihre arglistigen Plane schlugen fehl, Nephele rettete ihre Kinder mittelst des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen sein würde, hätte nicht der dankbare Bacchus seine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, sie hingerichtet zu haben, und vermählte sich zum drittenmale mit Themisto, des Lapithenkönigs Hypseus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann seine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themisto zur Eifersucht, in welcher sie beschloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu diesem Behuf verordnete sie, die Lager von Ino's Kinder mit schwarzen, die ihrer eigenen mit weißen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechselte die Decken, und die so irre geleitete Themisto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber sie in Verzweiflung sich erhenkte. Aber auch hier erzählen Andere anders. Durch Juno's Zorn verfiel Athamas in Raserei, in welcher er Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen ansah. In diesem Wahne ergriff er den Learch und schmetterte ihn gegen einen Stein; Ino aber verfolgte er, bis sie den Melicertes im Arm, sich ins Meer stürzte. Mit Blutschuld belastet, verließ darauf Athamas Böotien, ging nach Phthiotis, wo er Alos erbaute, und sich nach Einigen jetzt

rst mit Themisto vermählte. Nach Pausanias aber wendete er sich u Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphystia abtrat, velche später an des Phrixus Kinder kam.

Athanasius (der heil.), Patriarch von Alexandria, ein berühmer Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das J. 296. Er bekam ine christliche Erziehung, kam in das Haus des heil. Alexander, nachnals Erzbischofs von Alexandria, dessen Secretär er ward, begab sich arauf zu dem heil. Antonius, und führte bei diesem berühmten Anahoreten ein ascetisches Leben, und kehrte endlich nach Alexandrien zuück, wo er Diakonus wurde. Der heil. Alexander nahm ihn auf die icänische Kirchenversammlung mit, wo er in den Arianischen Streiigkeiten durch seine Talente sich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte trotz seiner Jugend großen Antheil an den Beschlüssen, die ier gefaßt wurden, und zog dadurch den Haß und die Verfolgungen er Arianer für sein ganzes Leben auf sich. Diese offenbarten sich schon, ls er nach einem halben Jahre zum Nachfolger des heil. Alexander rnannt wurde. Die Anklagen und Beschuldigungen seiner Feinde beogen den Kaiser Constantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jerusalem vorladen zu lassen. Athanasius enthüllte den Betrug und setzte seine Richter, die zugleich seine Gegner waren, in olche Verwirrung, daß der kaiserliche Commissär ihn nur mit Mühe hrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte sich, ihn abzusetzen. Dennoch setzte er seine Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiser, durch eue Erdichtungen getäuscht, verwies den heil. Patriarchen nach Trier. Dieses erste Exil endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Constantins Tod, Constantius, Kaiser des Orients, rief ihn zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer, in Verzweiflung über seine Rückkehr, verbreiteten aufs neue falsche Anklaen wider ihn und 90 Arianische Bischöfe verurtheilten ihn in Antiohia auf die grundlosen Beschuldigungen. Dagegen erklärten ihn 100 rthodoxe Bischöfe, die sich zu Alexandria versammelten, für unschulig, und der Papst Julius bestätigte diesen Ausspruch unter der Zutimmung von mehr als 300 zu Sardes versammelten Bischöfen des Orients und Occidents. Dem zufolge kehrte er zum zweitenmale zu einem Sitze zurück. Als aber Constans gestorben und Constantius Herr es ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer sich mit völliger Ungebundenheit gegen ihn erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand. Da aber der ehrwürdige Patriarch ur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers gehorchen will, erscheien plötzlich, als er sich gerade zur Feier eines Festes in der Kirche efindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche, um sich seiner zu emächtigen. Aber die ihn umgebenden Geistlichen und Mönche brinen ihn in Sicherheit. Athanasius, zum drittenmale entsetzt, flüchtet ich in die Wüsten Ägyptens. Seine Feinde verfolgten ihn auch noch ier und setzen einen Preis auf seinen Kopf. Um die Einsiedler dieser raurigen Gegenden, die seine Nähe nicht verrathen wollen, von den Mißhandlungen seiner Verfolger zu befreien, begab er sich in den völig unbewohnten Theil der Wüste, wohin ein treuer Diener ihm folge, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. Hier, n dieser unzugänglichen Einöde verfaßte Athanasius eine Menge von Schriften voll Beredsamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu tärken, die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen und seine Widerachers zu schrecken und zu verwirren. Als Julian den Thron bestieg, rlaubte er den orthodoxen Bischöfen zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach 6jähriger Abwesenheit auch Athanasius zurück. Die

Milde, mit der er sich gegen seine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieser Frieden ward durch das Geschrei der Heiden, deren Tempel durch Athanasius Eifer immer leerer wurden, gestört. Sie reizten den Kaiser Julian, den Apostaten, wider ihn auf, und Athanasius mußte, um sein Leben zu retten, nach Thebais flüchten. Der Tod dieses Kaisers und die Thronbesteigung Jovians ließen ihn zurückkehren. Aber als nach acht Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er wieder fliehen. Er verbarg sich in dem Grabe seines Vaters und verweilte hier vier Monate, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Von jetzt an verwaltete er sein Amt ungestört, bis er 373 starb. Von den 46 Jahren seines Episcopats hatte er 20 in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicänischen Glaubensbekenntnisses angewendet. Athanasius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweisen kann. Sein tiefer Verstand, sein edles Herz, sein unerschütterlicher Muth, sein lebendiger Glaube, seine unbegrenzte Nächstenliebe, seine aufrichtige Demuth, seine natürliche Beredsamkeit, seine strenge Lebensweise gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften sind polemischen, historischen und moralischen Inhalts. Die polemischen betreffen hauptsächlich die Mysterien der Dreieinigkeit, der Incarnation und der Göttlichkeit des heil. Geistes; die historischen sind von höchster Wichtigkeit für die Kirchengeschichte, und enthalten Materialien, die man außerdem vergebens suchen würde. In allen ist die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemessen. Seine Apologie an den Kaiser Constantius ist ein Meisterwerk. Die beste Ausgabe ist von Montfaucon, Paris 1698, 3 Bde, Fol. Als ein Supplement derselben kann der 2. Bd. der Bibliothek der Kirchenväter desselben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

Atheismus, Gottesläugnung, wird als Lehre und System dem Theismus (oder Deismus), als Denkart und Gesinnung dem Glauben und der Religiosität entgegengesetzt. Darauf gründet sich die Unterscheidung zwischen *theoretischem* und *praktischem* Atheismus, welcher letztere jedoch passender Unglaube und Irreligiosität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen *skeptischen*, welcher die Möglichkeit des Daseins Gottes zugiebt, und in einen *dogmatischen* eintheilen, welcher das Nichtsein Gottes zu erweisen versucht. Es entspringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Realität aller menschlichen Erkenntniß bestreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorstellungen, denen keine Gegenstände entsprechen, erklärt, und läugnet, daß der Mensch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge; oder zweitens aus der Verkennung der verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntniß und dem Verlangen, da schauen und wissen zu wollen, wo dem Menschen nur zu glauben vergönnt ist; oder endlich, und zwar am öftersten, aus dem Wahne, daß der Mensch keine höhere, von dem Sinnlichen verschiedene Natur in sich trage, daß seine Ideen von Recht und Pflicht nicht aus ursprünglichen und nothwendigen Anlagen seines Gemüths hervorgingen, sondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und des Staates wären, daß er mithin keine sittliche Bestimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtsein seiner höheren Natur und sittlichen Bestimmung ist, was den Menschen zu Gott führt, und zwischen der Philosophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechselseitiger, leicht begreiflicher Zusammenhang Statt findet, so

st es sehr natürlich, daß der Atheismus besonders in den Zeiten des Sittenpredigers zu entstehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen seit den Zeiten des Perikles, wo die eben so atheistische als antimoralistische Lehre vieler Sophisten auf der einen Seite aus der frivolen Denkart und Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laster und den Unglauben sicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern seit den Zeiten Augusts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es sich die Encyklopädisten und viele andere Schriftsteller, namentlich der Verfasser des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machten, die religiösen Ideen zu bestreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menschen zu zerstören. Wie weit aber auch in solchen Zeiten der Atheismus sich ausbreite, nie kann er allgemeine Ansicht werden; denn unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und des Herzens führen den Menschen zu Gott, und nie kann der in solchen Bedürfnissen gegründete Glaube, welcher allein den Menschen mit Tugendliebe zu erfüllen und über das Schicksal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Resultate, in welchem die Forschung der weisesten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Resultate, daß über die menschlichen Dinge ein Gott walte, den der Mensch zwar nicht zu schauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. (Vergl. d. Art. Unglauben.)

Athen, der Name jener hochberühmten Stadt, aus deren Mitte sich das Licht echt menschlicher Kultur durch Jahrtausende bis auf unsere Zeit verbreitet hat, und sich wahrscheinlich gleich belebend und bildend durch ferne Jahrtausende auf die Nachwelt verbreiten wird. Welche Ideen von Größe, Würde und Schönheit sind nicht mit dem Namen Athen verbunden! Wie interessant muß es daher nicht jedem Gebildeten sein, zu wissen, was Athen einst war, und was es jetzt ist. Athen, die Hauptstadt des alten Königreichs Attika, und des spätern Freistaates, soll ihre Entstehung dem Cekrops verdanken, und in den ältesten Zeiten den Namen Cekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit blos der Burg oder Festung eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius schon verlor sie den alten Namen, und erhielt dafür den von Athen, wahrscheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entstand denn der Unterschied in Akro- und Katapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Citadelle oder der Akropolis betrug 60 Stadien, und umschloß mehrere ansehnliche Gebäude. Athen lag an dem saronischen Golf, der östlichen Küste des Peloponnes gegen über. Es war auf einer Art von Halbinsel erbaut, welche der Zusammenfluß des Cephissus und Ilyssus bildete. Von der See, auf der seine Größe und Wichtigkeit so wesentlich beruhte, lag es ungefähr vier Stunden. Durch Mauern von großer Festigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erste wurde für den bequemsten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechischen Handels, die

Küste rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt selbst wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchsteinen und so breit, daß sich Wagen auf denselben ausweichen konnten. Die Akropolis wurde indessen nicht blos als Festung, sondern mehr deßhalb der bedeutendste Theil der Stadt, weil sie das Herrlichste an Kunstwerken einschloß, was Athen aufzuweisen hatte. Die Hauptzierde war das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Dieses prächtige Gebäude, welches noch in seinen Überresten die Bewunderung der Welt ist, war 217 Fuß lang und 98 breit. Von den Persern zerstört, wurde es herrlicher von Perikles aufgebaut. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias, dieses unvergleichliche Meisterstück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 30 Fuß hoch, und ganz mit Golde bedeckt, dessen Werth auf 44 Talente oder 120,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieses Gebäude lag auf der Nordseite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, bestehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude, Pandrosium benannt. Im Umkreise des Minerventempels stand auch der der Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis und an jedem Ende derselben sah man die zwei Theater, das des Bacchus und das Odeum; ersteres für das recitirende Schauspiel, letzteres für musikalische Unterhaltung, dieses besonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsschatz befand sich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten sich ebenfalls mehrere herrliche Werke der Architektur aus, worunter genannt zu werden verdienen, das Pöcile, oder die Gallerie zur Aufstellung historischer Bilder; ferner der Thurm der Winde von Andronikus Cyrrhestes und mehrere treffliche Denkmähler berühmter Männer. Zwei der herrlichsten Bauwerke befanden sich aber außer der Stadt, der Tempel des Theseus nämlich und der Tempel des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andere auf der Südseite der Stadt. Der erstere war von dorischer Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen sah man die vornehmsten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ionischer Bauart, und übertraf fast alle übrigen Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verschönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Äußere zierten ungefähr 120 cannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Das Innere dieses Gebäudes hatte wohl eine halbe Stunde im Umfange. Hier stand auch die berühmte Statue des olympischen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Auch darf hier das Pantheon (allen Göttern heilig) nicht vergessen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild ist. Außer diesen Wunderwerken der Kunst zeigte Athen noch andere Plätze und Puncte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philosophen pflegten sich bekanntlich nicht, wie unsere akademischen Lehrer in Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich mit ihren Schülern am liebsten im Freien auf, und suchten dazu stille abgelegene Plätze aus. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelstunden nördlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Ce-

:amikus hieß. Man hatte den ursprünglich sumpfigen und ungesun-
ıen Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung frischen Wassers
u einem angenehmen Lustorte gemacht. Ein anderer solcher Ort war
ıas Lyceum, wo Aristoteles lehrte, und das durch ihn der Sitz der
eripatetischen Schule wurde. Es lag jenseits des Ilyssus auf der
ındern Seite der Stadt und wurde auch zum Schauplatz gymnasti-
cher Übungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte
Cynosarges, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, lehrte.
Die folgenden Secten von Zeno und Epikurus hatten ihre Versamm-
ungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile,
Epikur aber legte sich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er
ie Geselligkeit und ländliche Stille gleich sehr liebte. Allein nicht
blos literarische, sondern auch politische Versammlungen gaben ver-
chiedenen Gegenden Athens ein besonderes Interesse. Hierher gehö-
en der Hügel des Areopagus, wo diese erlauchte Versammlung ihre
Entscheidungen aussprach; das Prytaneum, oder Haus des Senats;
er Pnyx oder Forum, wo das souveräne Volk von Athen sich be-
athschlagte, u. a. m. An alle diese Orte knüpfen sich bedeutende
Erinnerungen aus der Geschichte des merkwürdigen, einzigen Volkes.
Nachdem, wie aus der Geschichte Attika's bekannt, Jahrhunderte des
Kriegs und der Zerstörung, so wie des Wechsels gebildeter und bar-
arischer Beherrscher über die herrliche Stadt hingegangen sind, er-
vecken ihre Ruinen noch gegenwärtig Erstaunen und Bewunderung in
er Seele des Beschauers. Von der Akropolis steht noch immer ein
icht unbeträchtlicher Theil. Die Türken, die jetzigen Herrn der Ge-
end, haben sie in eine moderne Festung verwandelt, und mit breiten
ınregelmäßigen Mauern umgeben. In dieser erblickt man noch Über-
este der alten Mauern nebst Bruchstücken von Säulen, die man zum
Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat.
Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von
2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der
echte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieses Gebäudes
tand noch im Jahre 1656, wo es durch eine plötzliche Pulverexplosion
erstört ward; denn die Türken hatten das Gebäude zu einem Pulver-
nagazin umgeschaffen. In einem Theile der jetzigen Mauer befinden
ich noch Fragmente von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, dar-
tellend den Kampf der Athenienser mit den Amazonen. Von dem
egenüber stehenden Flügel der Propyläen sind noch sechs Säulen
brig, mit Thorwegen zwischen denselben. Diese Säulen sind von
Marmor, weiß wie Schnee und von der feinsten Arbeit. Jede dersel-
en besteht nicht, wie es anfangs scheint, aus einem einzigen Stücke,
ondern aus 3 bis 4, welche so künstlich zusammengesetzt sind, daß, ob
ie gleich zweitausend Jahre der Witterung ausgesetzt waren, dennoch
eine Trennung bemerkt wird. Diese Säulen sind halb durch eine
Mauer bedeckt, welche die Türken an der Vorderseite derselben aufge-
ührt haben. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon, den Haupt-
tz der athenienfischen Pracht. An der östlichen Vorderseite stehen noch
cht Säulen, und mehrere von den Säulengängen an den Seiten.
Von dem Frontispice, welches den Kampf des Neptun und der Mi-
erva um Athen vorstellte, ist nichts mehr übrig, außer der Kopf
ines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, aber ohne die
Köpfe; allein in Allem ist die höchste Wahrheit und Schönheit zu be-
vundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen ist besser er-
alten. Von allen Statuen, womit dieses Gebäude geschmückt war,

ist blos die des Hadrian erhalten. Das Innere ist jetzt in eine Moschee verwandelt. Auf dem Ganzen dieses so sehr verstümmelten Gebäudes ruht doch noch ein unaussprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) sind noch bedeutende Überreste zu sehen, vornehmlich die schönen weiblichen Statuen, die man Karyatiden nennt, und welche statt der Säulen zwei Portikus trugen. Von den beiden Theatern ist nur noch so viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe bestimmen kann. Die Arena ist jetzt versunken, und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt selbst finden sich keine Denkmahle von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, stehen noch drei sehr schöne korinthische Säulen, die einen Architrab tragen. Man hielt sie für Überreste von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein es ist nicht gegründet. Wahrscheinlicher sind sie Überreste des alten Pöcile. Der Thurm der Winde vom Andronikus Cyrrhestes ist noch ganz übrig. Seine Gestalt bildet ein Achteck, auf jeder Seite ist er mit Reliefs bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darstellen; die Arbeit ist ganz vortrefflich. Das Gebäude verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß es Moschee eines Derwischordens wurde. Von den Denkmählern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, ist nur noch ein einziges, nämlich das Denkmal des Lysikrates, erhalten worden; dieses besteht aus einem Fußgestell, einer runden Colonnade und einer Kuppel von korinthischer Ordnung, die Architektur und Sculptur ist vortrefflich. Man hat es für den Ort gehalten, dessen sich Demosthenes zu seinem Studirzimmer bedient habe, allein diese Meinung ist ungegründet. Was der bekannte Lord Elgin für Erhaltung der Überreste altgriechischer Kunst gethan hat, s. in den Art. Elgin und Elgins Marmordenkmahle. Von dem prachtvollen Gymnasium, welches Ptolemäus baute, sind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreste zu schauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerksamkeit vorzüglich gefesselt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympischen Jupiters. Von den 120 Säulen sind nur noch 16 übrig, von allen Statuen, die dies Gebäude zierten, ist keine erhalten. Von den Fußgestellen und Inschriften fand man einiges hie und da zerstreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theseus dagegen ist fast noch ganz erhalten, das ausgenommen, was modern ist. Die Bildhauerarbeiten an der Außenseite sind fast gänzlich verdorben, allein die, welche die Friese im Innern schmücken, sind sehr wohl erhalten. Sie stellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur ist besonders ausgezeichnet. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag seine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felsen gehauene Stufen, so wie die Sitze der Richter, und diesen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel ist jetzt ein türkischer Begräbnißplatz, und mit Grabmählern bedeckt. Der Pnyx (Forum), der Versammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, ist fast ganz noch in seinem ursprünglichen Zustande. Man sieht noch den im Felsen gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, die die Decrete niederschrieben, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten, und die Resultate der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch noch die Nischen sind zu sehen, wo die, welche vom Volk eine Gunst zu erhalten wünschten, die Geschenke hinlegten, die sie brachten. Erhabene Gefühle bemächtigen sich der Seele, wenn man die Stelle überblickt, von der aus die ganze Gestalt der al-

ten Welt verändert wurde. Noch läßt sich die Area des Stadiums bezeichnen, wo die gymnastischen Übungen gehalten wurden, und welches Herodes Attikus ganz aus weißem Marmor erbauen ließ. Der Platz des Lyceums ist nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein modernes Haus nebst Garten steht an der Stelle der Akademie, in dem Umkreise derselben lassen sich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Ölbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern sind gänzlich zerstört, doch findet man ihre Fundamente noch auf der Ebene. Der Piräus hat fast gar nichts mehr von seinem alten Glanze und Ansehen; nur wenig Säulentrümmer finden sich hie und da; derselbe Fall ist auch bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige unbedeutende Handelsschiffe laufen noch hier zuweilen ein, weßhalb auch ein Zollhaus da steht. Das heutige Athiniah (Setine) in Livadien hat 1300 Häuser, 12,000 Einwohner, darunter 2000 Türken; die Griechen genießen einer mildern Behandlung von den Türken als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten, und wählen sich jährlich 4 Archonten. Der dasige griechische Erzbischof bezieht ansehnliche Einkünfte.

Athene, s. Minerva.

Äther. Dieses Wort kommt in der Physik in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre versteht man darunter eine äußerst feine elastische Flüssigkeit, von der die Physiker, um die Gesetze verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltraum verbreitet ist. Erweisen läßt sich ihr Dasein nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beschaffenheit dieser feinsten Flüssigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforscher in ihren Meinungen sehr von einander abweichen. Newton, der allen Hypothesen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Dasein des Äthers im Weltraume, sondern erklärte aus demselben den Zusammenhang der Theile eines Körpers, den er nach seiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verursache, und leitete das Gesetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler ist der Äther fast 39 Millionen mal dünner, 1278 mal elastischer als die atmosphärische Luft. — In der Chemie bedeutet Äther eine feine, durchsichtige, sehr leichte, flüchtige, entzündliche Flüssigkeit von meist weißlicher Farbe und angenehmem, durchdringenden Geruch, die mittelst der Säuren aus Alkohol oder höchst gereinigtem Weingeist erzeugt wird, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren verschiedene Namen hat. Der Äther ist überaus flüchtig, und wird in der Medicin als ein stark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künsten wird der Äther mannichfaltig angewendet, z. B. zur Auflösung des elastischen Harzes, des Copals u. s. w. (Vergl. Naphtha.)

Äthiopier, ein unbestimmter Name, womit in den frühesten Zeiten alle Völker von dunkler oder schwarzer Farbe, sowohl in Asien als in Afrika, bezeichnet wurden. Homer setzt daher Äthiopier in den Aufgang und Niedergang. Später werden darunter die Bewohner Abyssiniens, so wie unter Äthiopien Abyssinien verstanden. (Vergl. Habesch.)

Äthiopischer Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, westlich von Afrika.

Athlēten hießen eigentlich die Theilnehmer an jedem Wettstreite, mithin verstand man auch darunter die Jünglinge, die in den Gymnasien körperliche Übungen anstellten, um sich abzuhärten und zur Führung der Waffen geschickt zu machen. Im engern Sinne nannte man

aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnastik ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Bestimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweise diesem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt, und mußten sich der Liebe enthalten. Bevor sie aber zu öffentlichen Kämpfen zugelassen wurden, untersuchte man eines jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief seinen Namen öffentlich aus und foderte jedermann auf, zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfodernissen genügt habe und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Statuen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz. Besondere Ehre erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm.

Athletik, s. Gymnastik.

Athmen ist die Verrichtung des thierischen, mithin auch des menschlichen Körpers, die in einer abwechselnden Erweiterung und Verengerung der Brust besteht, wobei gleichmäßig Luft in die Lungen gezogen und wiederum herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung steht, den Grund des thierischen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens ist die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechselsweise Aufschwellung und Verengerung der Lungenbläschen bald angespannt, bald erschlafft werden, und welche mit der eingeathmeten Luft in die innigste Berührung kommen. Hierdurch werden dem Blute gewisse heilsame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere schädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zersetzung der atmosphärischen Luft (s. Gasarten) Statt; das Sauerstoffgas wird dem Blute zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlensaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachsener Mensch athmet bei jedem Zuge 40 Kubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 mal; folglich verschluckt er in dieser Zeit 720 Kubikzoll Luft, wovon sich 36 Kubikzoll in kohlensaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft verbindet sich in der Lunge mit dem überflüssigen Wasserstoff und bildet Wasser, welches in der Gestalt von Dünsten wieder mit ausgeathmet wird, die bei einer Temperatur von 40 Grad Reaumur sichtbar sind. Ein anderer Theil des Sauerstoffgases vereinigt sich in der Lunge mit dem Überschuß an Kohlenstoff im Blute, und bildet dadurch kohlenstoffsaures Gas, welches mit den wässerigten Dünsten zugleich ausgehaucht wird. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerstoffgas zum thierischen Leben unumgänglich nöthig ist. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber sind die Meinungen noch verschieden. Mit dem Athmen hängt auch die thierische Wärme zusammen, welche wenigstens bei den Säugethieren und Vögeln größer ist, als die Temperatur der sie umgebenden Luft.

Athos, jetzt Agion Oros, auch Monte Santo, ein hoher Berg oder vielmehr das Vorgebirge einer langen Bergreihe des Sandschacks Salonik, welches sich durch eine sieben Meilen lange und drei Meilen breite Halbinsel in den Archipel zieht. Es erhebt

sich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres, und wird durchaus von Griechen bewohnt. Auf dem Vorgebirge selbst liegen gegen zwanzig Klöster und eine unzählige Menge von Einsiedeleien, die zusammen mehr als 6000 Ordensgeistliche zählen sollen. Diese leben hier in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, und führen eine so strenge Clausur, daß sie kein weibliches Wesen, nicht einmal ein weibliches Hausthier um sich dulden; dabei sind sie äußerst arbeitsam, schnitzen Heiligenbilder, Agnus Dei und Paternoster, welche sie theils in dem auf dem Berge liegenden Marktflecken Karcis, wo Wochenmärkte gehalten werden, absetzen, theils auch damit ihre Glaubensbrüder im übrigen Europa, selbst in Rußland in Contribution setzen, und sammeln Almosen, um damit ihre Abgaben an den Pascha und die Pforte bezahlen zu können. Übrigens unterhalten sie mehrere Schulen, und der heilige Berg wird für eine der berühmtesten Unterrichtsanstalten der Griechen gehalten. Ihre Klöster und Kirchen sind die einzigen im osmanischen Reiche, welche Glocken haben.

Äthra, die Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, und Geliebte des Ägeus, von dem sie den Theseus gebar.

Ätiologie, s. **Pathologie**.

Atlanten, in der Baukunst Säulen in Menschengestalt, welche einem Gesimse, einem Vorsprunge u. s. w. zur Unterstützung dienen.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Insel in dem atlantischen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die sich in früher Zeit in das Weltmeer hinaus gewagt hatten, dunkele Kunde zugekommen war. Über die Lage derselben mußten ihre Angaben natürlich sehr unzuverlässig sein, und da sie sie in eine Gegend setzten, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so waren sie der Meinung, daß sie untergegangen sei.

Atlas, eine afrikanische Gebirgskette, welche sich über den größten Theil des Norden dieses Erdtheils verbreitet, und in zwei Ketten theilt, den großen Atlas, welcher im Reiche Marokko bis zur Sahara herunter zieht und über 11,000 Fuß mißt, und den kleinen Atlas, welcher aus Marokko gegen Nordosten bis zur nördlichen Küste streicht. Die Mythologie der Griechen schuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Klymene. Zeus, der Titanen Besieger, verurtheilte ihn zur Strafe, das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch seine himmelanstrebende Höhe entstand. Er war mit Weisheit begabt, und spätere Sagen legten ihm mannichfaltige Kenntnisse bei, besonders in der Astronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er sieben Töchter, die unter dem Namen der Plejaden (nach dem Vater hießen sie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch der Vater der Hyaden.

Atlantisches Meer heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwischen den Westküsten Europa's und Afrika's und den Ostküsten Amerika's bis zum Eismeere.

Atmometer nennt man ein Werkzeug, welches die Ausdünstung des Wassers ausmißt und dessen Hauptbestandtheil ein Kessel von Metall ist, in welchem das Wasser bis zu einem gewissen Grade erhitzt wird. Es ist schwer, mit dergleichen Werkzeugen richtige Resultate zu gewinnen. Nach **Halley's** Versuchen verdünsten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Wasser, die nach seiner Rechnung $\frac{1}{53}$ eines englischen Kubikzolles Raum betragen. **De Saussure** bediente sich zu seinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgespannten Leinwand bestand und

seine Beobachtungen gaben das Resultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünstung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte so groß ist, als im Thale. Ein mehreres hierüber findet man in Horaz Bened. de Saussure Versuch über die Hygrometrie, aus dem Französischen (v. J. D. Titius), Leipzig 1784. 8. P. S.

Atmosphäre, Dunstkugel, wird zunächst die Luft, die unsern Erdball von allen Seiten umgiebt, so daß er gleichsam in ihr zu schwimmen scheint, im weitesten Sinne aber jede Masse feiner elastischer Flüssigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben ist. Man spricht daher von einer Atmosphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektrischer, magnetischer Körper u. s. w., deren Dasein zwar nicht streng erwiesen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann. Gewiß aber ist es, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die sie allenthalben umgebende Luft- und Dunstmasse verstehen; daher wir sie auch Luft- oder Dunstkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und folgt sowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihr gesammter Druck ist ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen wahr, die so lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck wird das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies ist das Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches eben so viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein solcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergiebt sich, daß die Atmosphäre auf den menschlichen Körper, nimmt man diesen zu 32 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgiebt, überdies auch in seinem Innern befindlich ist, vermöge ihrer Elasticität von allen Seiten, so wie von innen nach außen wirkt, und also der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Auf dem Drucke der Luft beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens. Die Alten, die solche auch wahrnahmen, wußten sie nicht anders als durch einen Abscheu der Natur gegen den leeren Raum zu erklären. Daß die Atmosphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt sich schon daraus vermuthen, daß die untern Luftschichten die Last der obern mitzutragen haben, wodurch sie mehr zusammengepreßt und dichter werden. Versuche bestätigen dies vollkommen. Dem Gesetze des Meierotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre in geometrischer Progression ab, so wie die Höhen in arithmetischer Progression zunehmen. Bis an die äußersten Grenzen der Atmosphäre mag indeß auch dies Gesetz nicht Statt finden, weil dort

e Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zustande, h. ohne irgend eine Äußerung der Elasticität sein muß. Die Höhe der Atmosphäre ist von den Physikern, theils nach dem Drucke, en sie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen ist, aß die Luft, so weit sie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, u unserm Planeten gehört,) auf acht geographische Meilen geschätzt orden. Ihrer Gestalt nach ist die Atmosphäre als ein Sphäroid zu etrachten, welches unter dem Äquator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daselbst Statt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daselbst heftig wirkenden Sonnenstrahen sehr erhoben ist.

Atmosphärische Luft, s. Gasarten.

Atmosphärologie, die Lehre von der Atmosphäre, ihrer Beschaffenheit, ihren Veränderungen und Erscheinungen.

Ätna (Monte Gibello) in Sicilien, einer von den drei größten euerspeienden Bergen in Europa, dessen senkrechte Höhe nach Spalanzani 11,400 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen ab; die erste heißt die angebaute Gegend — sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von kleinen Bergen on Lava gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend; die ritte die wüste oder nackte Gegend, welche mit Eis und Schnee bedeckt ist. Letzterer ist für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen es besser als Eis ist; und der Ätna versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch die Insel Malta damit.

Ätolien, eine Landschaft Griechenlands. Es hat den Namen om Ätolus, des elischen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, sich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Ätolien wurde durch den Achelous von Akarnanien geschieden und ging von da bis Calydon oder zum Flusse Evenus, wo es an Lokrien grenzte. Auf en beiden andern Seiten waren das Meer und das Gebirge Tymphrestus, das es von Thessalien schied, die Grenzen. Als es durch spätere Eroberungen, welche man unter dem Namen Ätolia Epiktetos begriff, erweitert worden, waren die Grenzen in Norden der Öta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraklea und ein großer Theil Thessaliens gehörte dazu. Östlich war ganz Dorien nd die Küste bis Naupaktus und Eupalion dazu geschlagen worden. Das Land war rauh und unfruchtbar, und durch seine Gebirge fest.

Ätolier, die Bewohner Ätoliens, ein in den alten Zeiten merkwürdiges Volk. Die ersten Stammväter waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerschaften getheilt, hatten sie keine gemeinschaftliche Hauptstadt, sondern, mit Jagd und Raub beschäftigt, machten sie sich durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, so wie sie denn als frei, und keinem andern Volke unterworfen, die alten griechischen rohen Sitten am längsten beibehielten. Früh schon errichteten sie den großen ätolischen Bund, der sich zu Therma jährlich versammelte, aber erst zur Zeit des achäischen Bundes merkwürdig wurde. Wider diesen verbanden sie sich anfangs mit den Römern bei deren Kriegen in Griechenland, schlugen sich dann, wie sie wohl merkten, daß die Römer ihre Unterdrückung beabsichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt auch das nämliche Schicksal der Unterjochung mit diesen theilen.

Atomen sind nach der Meinung mehrerer Naturforscher die nicht weiter theilbaren, wiewohl selbst noch körperlichen Grundbestandtheile der Materie. Schon Moschus aus Sidon, der noch vor dem trojani-

schen Kriege gelebt haben soll, war der Meinung, daß die Materie aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sei. Leucipp (510 J. v. Chr.) stellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entstehung der Welt durch den Zusammenfluß der Atomen auf; Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zusätzen, weiter aus. Epikurs Lehre haben Lukrez und unter den Neueren Gassendi vorgetragen. Cartesius bildete daraus sein System von den Wirbeln; auch Newton und Boerhave nehmen an, daß die Materie aus einer Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und beweglicher Theilchen bestehe, von deren verschiedener Zusammenordnung die Verschiedenheit der Körper herrühre. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete System der Naturlehre heißt das atomische, es wird auch Corpuskularphilosophie genannt, und steht dem dynamischen entgegen. (S. Dynamik.)

Atonie, die Erschlaffung und Abgespanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und sein Bruder Thyestes ermordeten aus Eifersucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chrysippus. Darauf flüchteten sie zu Eurystheus, mit dessen Tochter, Ärope, Atreus sich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Allein Thyestes, von unrechtmäßiger Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen, entehrte dessen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyestes sammt den Söhnen. Allein dieser hatte, Rache dürstend, seinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denselben beredet, seinen eigenen Vater zu morden. Dieses Vorhaben wurde entdeckt, und der Jüngling, den Atreus für seines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu spät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichste Rache sollte ihm Trost gewähren. Er stellte sich versöhnt, lud den Bruder Thyestes mit seinen beiden Bastarden zu einem Gastmahle, und nachdem er sich der letztern heimlich bemächtigt und sie schlachten lassen, setzte er das gekochte Fleisch dem Thyestes vor, warf diesem nach geendigter Mahlzeit die Gebeine seiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter seine gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine so scheußliche That nicht zu beleuchten.

Atrophie. Es giebt eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten welche dadurch bezeichnet werden, daß der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, in seinem Volumen vermindert wird und der gehörigen Ernährung beraubt zu sein scheint (α-τροφη, mangelnde Nahrung). Dadurch, daß dieses gemeinschaftliche Symptom Statt findet, daß die Abmagerung immer weitere Fortschritte macht, wird sie erst zu einer bestimmten Krankheitsform; denn außerdem ist Abmagerung eine Erscheinung in jeder Krankheit. In jeder wird der körperliche Umfang mehr oder weniger, schneller oder langsamer vermindert, aber so wie die Krankheit weicht, so verschwindet auch allmählig das Symptom, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genusses von Nahrungsmitteln, der geschwächten Verdauung ist, und diese Verhältnisse sich mit der wiederkehrenden Gesundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform bestehenden Atrophie oder Abmagerung dagegen ist diese selbst die Krankheit, die für sich besteht und auf verschiedene Weise in die Augen springen kann. Je nachdem nämlich ein organischer Fehler dabei Statt findet oder nicht, je nachdem

dieser Fehler eine Eiterung ist, je nachdem haben wir auch verschiedene Arten der Krankheit. Öfters findet sich dieselbe in der Art, daß gar kein in die Augen fallender Fehler des Körpers da ist, und die Abmagerung oder Atrophie steht hier in ihrer reinsten Gestalt da. Gewöhnlich nennt man diese Krankheitsform alsdann Schwindsucht, Darrsucht, Hektik und auch wohl noch anders. Öfters ist aber auch die Atrophie erst Folge eines eiternden wichtigen Organs und in diesem Falle nennt man sie gewöhnlich eitrige Schwindsucht der — Lunge, Leber, Nieren, je nachdem diese oder jene Organe ergriffen sind. Der Ursachen, die die Atrophie und ihre Arten begründen, giebt es mancherlei. Mangel an gehöriger Nahrung, reiner Luft, vorhergegangene äußerst schwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, sind, so wie Eiterungen in einem bedeutenden Organe, die gewöhnlichern. Besonders lassen auch große Ausleerungen von Blut, Samen, Speichel, leicht diese Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, stillende Mütter, die sehr schwächlich sind, Wollüstlinge, nicht selten ein Opfer dieser Krankheit. Selbst einige Gifte bewirken sie; es gehören hierher der Sublimat, der Arsenik, der Grünspan, das Blei in kleineren Gaben und die bekannte und doch so unbekannte Aqua Tofana, die neuentdeckte Säure im Opium. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieser Krankheitsform am ersten. Die öligen Theile, die darin enthalten sind, werden ausgesogen und noch ist es nicht ausgemacht, wohin es die aufsaugenden Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallensystem, wie andere wollen. Wahrscheinlich wird dieses Fett in seine Urbestandtheile aufgelöst und so zu verschiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn inzwischen diese Fetttheile verschwinden und bereits die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden sind, so scheint das Zellgewebe selbst zu welken, zu verschwinden, und wenn solche Kranke nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur von demselben. Was ja noch da ist, ist ein zähes, kaum mit dem Messer zu lösendes, lederhaftes Wesen. Inzwischen nimmt an diesem Schwinden fast jeder Theil Antheil. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geschmeidigkeit, sie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, sandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen, lassen die Haare ausfallen. Die Muskeln scheinen anfangs sich von einander zu trennen (weil sie das Zellgewebe minder vereinigt), auch sie werden immer dünner, da ihre einzelnen Partikeln durch kein Zellgewebe mehr verbunden werden. Am Ende scheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Mensch besteht fast blos aus Haut und — Knochen. Selbst aber auch diese erfahren, wenn auch schon im mindern Grade, eine Verminderung ihres Umfanges und gleich ihnen scheinen, wenigstens nicht selten, auch die Eingeweide abzunehmen. Eine Art dieser Krankheit ist keine Krankheit, ist der Gang, den die Natur nimmt, wenn sie ganz ungestört ihren Gang verfolgt. Wir meinen das allmählige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denselben bewirkt. Sie ist unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Ist die Atrophie, wo sie als Krankheit erscheint, sehr schwer zu heilen, so ist es vollends unmöglich, da, wo sie als Folge unabänderlicher Gesetze eintritt, ihr Grenzen setzen zu wollen. Aufhalten lassen sich zwar einigermaßen diese Fortschritte der Natur, die das Getrennte durch diesen Prozeß wieder zum Ganzen machen will, aber nicht unmöglich

machen. Anders ist es im kindlichen Alter, hier ist die Atrophie (atrophia infantium) eine nicht ungewöhnliche Krankheit, und fast immer Folge ungesunder, dem kindlichen Alter zu schwerer, kleistriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerst Würmer, Verschleimung der ersten Wege, Verstopfung der Gekrösdrüsen, und dann die Abmagerung die Folge ist, zwar immer gefährlich, da aber doch, wo alle diese schädlichen Einflüsse wegfallen, sehr oft zu heilen. Auch einzelne Glieder pflegt diese Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organisches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurisma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Übel geheilt wird.

Atropos, eine von den Parzen. (S. diese.)

Attentat (lat.), das Versuchte, Begonnene; insbesondere der Versuch zur Ausführung eines Verbrechens, der frevelhafte Angriff auf jemand oder auf seine Rechte. Die Bestrafung eines Attentates wird durch die Größe des Verbrechens und die Ursachen der Nichtausführung modificirt. Das Attentat auf das Leben eines Menschen, aus dem die Absicht des Mordes hervorgeht, und wobei die Ausführung des Verbrechens nur von äußern Umständen verhindert wurde, wird nach den meisten Gesetzgebungen mit dem Tode bestraft.

Attika. Diese kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptstadt, Athen, einst durch Gelehrsamkeit, Bildung und feine Sitten die erste Stadt der Welt war, ist eigentlich eine Halbinsel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megaris zusammenhängt. Die ursprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens schützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienser rühmten sich einer uralten und unvermischten Abstammung. Sie nannten sich Söhne des Bodens, den sie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu sein. Sie lebten in einem rohen ungesitteten Zustande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuser in zerstreuten Hütten umher bis auf Cekrops, der um das J. 2426 mit einer Colonie von Sais an der Mündung des Nils nach Attika kam, und der uns als ihr erster eigentlicher König genannt wird. Dieser war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und sie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte sie den Ölbaum pflanzen und verschiedene Getreidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot, denselben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegesetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die sich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte sie, ihre zerstreuten Wohnsitze einander zu nähern, und gegen die räuberischen Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Ursprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Cekrops starb nach funfzigjähriger Regierung; man weihte seinem Andenken das Sternbild des Wassermanns. Einer von seinen Nachfolgern, ihm gleich an Geist wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die sich aber in der Folgezeit gegenseitig zu befehden anfingen. Diese schädlichen Zwistigkeiten beizulegen, vermochte Theseus die sämmtlichen Staaten, sich durch ein genaues Band zu verbinden, die einzelnen Obrigkeiten abzuschaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptstadt des ganzen Landes, die gesetzliche Macht über den gesammten Verein zu geben. Er stiftete das große Volksfest, die Panathenäen. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Classen, die Vornehmen, Ackerbauer und Handwer-

ker. Aus der ersten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Gesetze erklärten. Zugleich verschönerte und vergrößerte er Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Kodrus wurde die königliche Würde abgeschafft; statt des Königs herrschte ein Archont, der sein Amt lebenslänglich verwaltete. Dies geschah 1077 Jahre v. Chr., nachdem die königliche Würde von Cekrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre darauf auf Ein Jahr bestimmt, dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Gesetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber seine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 vor Chr. mildere Gesetze und eine bessere Verfassung. Die Regierungsform sollte demokratisch sein und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den drei ersten Volksstämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Classen nach dem Vermögen. Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt, die vierte aber zur Volksversammlung gelassen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Allein diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Pisistratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat scheinbar an die Spitze der armen Classe, und bemächtigte sich der Herrschaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber seine Söhne konnten sie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Klisthenes, ein Freund des Volks, bemühte sich, durch einige Änderungen in der Solonischen Verfassung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Stämme und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Jetzt trat die glänzende Periode des berühmten persischen Krieges ein, welcher Athen auf den höchsten Gipfel der Größe und des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die fast zahllose Persermacht, jener zu Lande und dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andere Obrigkeiten wurden ohne Unterschied aus allen Volksclassen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchste Blüthe Athens herbei, aber letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmähligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponesische Krieg, der endlich mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Überwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten seiner Existenz. Es wurden dreißig obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkür und Grausamkeit übten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tyrannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, sich unter den griechischen Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein diese neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athenienser sich ihm widersetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verschiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umsonst zu den

Waffen; die Schlacht bei Chäronea war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos versuchten die Athenienser nach Alexanders Tode, ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie mußten macedonische Besatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, die über 2000 Drachmen im Vermögen besaßen. Bald darauf wurde Athen vom Kassander eingenommen, da es sich gegen Phocions Rath auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Kassander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athenienser, die ihn haßten, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wieder herstellte, und dafür von den Atheniensern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkunft die Stadt verschloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er blos eine Besatzung in Munychia und den Piräus legte. Diese vertrieben in der Folge die Athenienser und behaupteten nun eine Zeit lang ihre Freiheit. Antigonus Gonatas unterwarf sie wieder, und in diesem Zustande blieben sie, bis sie sich von Macedonien losrissen, und dem achäischen Bunde beitraten. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Vespasian behielt. Dieser Kaiser machte es förmlich zu einer römischen Provinz. Nach der Theilung des römischen Reichs gehörte Attika zum morgenländischen Kaiserthume, und wurde von Alarich dem Gothen bald nachher erobert und zerstört.

Attika. Oft giebt man in der Baukunst diesen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern; doch ist nicht jedes Halbgeschoß eine Attika. So kommt nicht den zwischen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeschossen, Entresolen, sondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt sind, dieser Name zu. Die über dem Hauptgesims stehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, Etzel, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von königlicher Abkunft, folgte seinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchste Ansehen mit seinem Bruder Bleda. Diese beiden Anführer der Barbaren, die sich in Ungarn und Scythien niedergelassen hatten, bedrohten das morgenländische Kaiserthum, und zwangen zweimal den schwachen Theodosius II., einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Asiens furchtbar. Die Hunnen selbst betrachteten den Attila als ihren unerschrockensten Krieger und als den erfahrensten Feldherrn. Ihre Liebe und ihre Achtung für seine Person gingen bald in abergläubische Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und stolz auf diese Waffe, die seiner Macht ein höheres Ansehen gab, dachte er darauf, sie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es sei auf göttliche Eingebung geschehen, so wurde dieser Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegerischen Volks mußte

[A]ttila, bei dem unbegrenztesten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken [s]etzen, und, wie er sich selbst nannte, die Geißel werden, deren Gott [s]ich zur Züchtigung der Menschen bediente. In kurzer Zeit breitete [e]r seine Herrschaft über alle Nationen Germaniens und Scythiens [a]us, und die morgenländischen und abendländischen Kaiser waren ihm [z]insbar. Die Vandalen, seine Bundesgenossen, die Ostgothen, die [G]epiden und ein Theil der Franken vereinigten sich unter seinen Fah[n]en. Einige Geschichtschreiber versichern, daß seine Armee aus 700,000 Mann bestanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Persiens [h]atte rühmen hören, richtete er sich dahin, und nichts konnte seinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien wurde er geschla[g]en, und zog sich zurück, um seine Raubsucht im morgenländischen Kaiserthume zu stillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, [d]enn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute versprachen, waren seine [n]atürlichen Feinde, und alle Fürsten, die er zu besiegen hoffte, hatten Bündnisse gebrochen. Die Hunnen, unter Attila's Anführung, dran[g]en nach Illyrien und verwüsteten alle Provinzen vom schwarzen bis zum adriatischen Meere. Der Kaiser Theodosius sammelte eine Armee, um sich ihrem reißenden Vordringen zu widersetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte sich das Glück für die Barbaren. Constantinopel verdankte seine Rettung blos seiner Befestigung und der Unwissenheit der Feinde in der Belagerungskunst. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerstörte. Theodosius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung seiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ sich von einem Eunuchen, Chrysaphius, durch Bestechung zu dem Versprechen verleiten, seinen Herrn bei seiner Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen; aber da er den Attila sahe, hatte er nicht den Muth, die That zu vollbringen, stürzte zu seinen Füßen und bekannte sein verbrecherisches Vorhaben. Man fürchtete seine Rache, und Constantinopel zitterte; aber er begnügte sich, dem Theodosius wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen zu lassen und den Kopf des Chrysaphius zu verlangen, den aber der Kaiser durch neuen Tribut erkaufte. Attila richtete darauf sein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Mosel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menschen flohen aus den Städten in die Wälder. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte sich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner, durch ihren Bischof Agnan (Anianus) aufgemuntert, hielten die ersten Angriffe der Barbaren ab, und bald sahen sie die Hülfe herbeieilen. Die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aetius, und der Westgothen, unter ihrem König Theodorich, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, sich nach Champagne zurückzuziehen, und den Feind in den Ebenen bei Chalons sur Marne zu erwarten. Bald trafen die beiden Heere zusammen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrsager, und sie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg seine Bestürzung, durchlief die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an ihre Thaten, und zeigte ihnen seine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Tapfer fochten beide Armeen, aber die Reihen der Rö-

mer und Gothen wurden durchbrochen, und schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen stürzte: er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigste Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten 106,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit diesen zu verbrennen. Allein man begnügte sich, in der Nacht sich wieder zu sammeln, erwies dem mühsam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief seinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila seinem völligen Untergange. Die Franken allein setzten ihm feindlich nach, und verfolgten ihn seitwärts, bis er über den Rhein war. — Mehr gereizt als muthlos suchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schwester Valentins III., zur Gemahlin. Diese Prinzessin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht worden; sie trug dem Attila ihre Liebe an. Er hielt förmlich um sie an, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da diese Foderung ihm abgeschlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiser zitterte, und vergebens waren die Bitten der Gesandten. Attila eroberte und zerstörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüstete die Ebenen der Lombardei. Die Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die vielen unbeachteten Inseln in den Lagunen des adriatischen Meeres, wo sie Venedig erbauten. Der Kaiser hatte keine Armee ihm entgegenzusetzen. Das römische Volk und der Senat nahm seine Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papst Leo I. begab sich mit den römischen Gesandten ins Lager zum Attila, und es gelang ihm, den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer sahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geschreckt hätten; eine Legende, welche die Kunst Raphaels und Algarde's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er sie zum zweitenmale mit dem Schwerte in der Hand fodern, aber ein neuer Zuwachs zu seinen zahlreichen Weibern an der schönen Ildiko, mit welcher er sich feierlich vermählte, hielt ihn ab, seine Drohungen zu erfüllen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit allen Ausschweifungen der Wollust. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu grüßen, in das Zelt drangen, fanden sie die Ildiko verschleiert bei dem erstarrten Leichname ihres Gemahls sitzen. Während der Nacht war er in seinem eigenen Blute erstickt. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken in seinem Heere. Dies geschah im Jahre 453. Sein Körper wurde in drei Särge verschlossen, der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von diesem Barbarenkönig hinterlassen, erinnert an seinen tartarisch-kalmuckischen Ursprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schul-

ern, einen kurzen unförmlichen Wuchs. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend.

Attitüden. Mit diesem französischen Kunstausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künsten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, meistens in Zuständen der Ruhe. Weil aber die Kunst vermöge ihres Zwecks nur bedeutungsvolle Gegenstände wählt, so müssen auch diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältnisse an sich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in mahlerischer Hinsicht) in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch durch alles dieses einen bedeutungsvollen und interessanten Zustand des Lebens musterhaft darstellen. So sind alle jene Stellungen in der Kunst nicht um ihrer selbst willen da, und dürfen nicht als solche auffallen, sondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen sie zugleich mit und an den Formen, denen sie beigelegt werden, bilden sollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darstellung sie verwebt sein können. Denn fielen sie durch sich selbst als Stellungen auf, und wären sie nicht etwa blos Lehr- und Übungsbeispiele, durch welche der Schüler sich Leichtigkeit in Handhabung der körperlichen Formen erwerben will; so würden sie dem gebildeten Beschauer, der nicht blos körperliche Verhältnisse sieht, steif und unerfreulich erscheinen, oder, wenn sie der Darstellung einer Handlung untergeordnet sein sollten, den Sinn des Ganzen durch die gesuchte Bedeutsamkeit des Einzelnen nothwendig zerstören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, sondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutsame und schöne Stellung eines menschlichen Körpers, in so fern durch dieselbe ein innerer Zustand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menschenlebens bezeichnet wird, ja selbst oft die Situationen, aus welchen der Zustand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächst zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieses selbst in unserer Sprache mit einem französischen Ausdrucke bezeichnen, scheint daher zu kommen, weil die Franzosen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeister nennt, gerade in diesem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres gesellschaftlichen Talents begünstigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Extreme, wo die Wahl selbst bemerkt wird, und diese Stellungen ins Gezierte, Gesuchte und Unwahre fallen, von den Deutschen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muster genommen worden sind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plastik genannt werden kann, hat von jeher auch Attitüden gezeigt. Daß aber dieselben zu einem Gegenstande besonderer Darstellung, zu besondern mimischen oder vielmehr pantomimischen Kunstwerken erhoben worden sind, ist eine Erfindung unserer Zeit, welche wir der pantomimischen Virtuosität einiger neueren Künstlerinnen verdanken. Die Attitüde, als besonderes Kunstwerk, welches vorzugsweise diesen Namen führt, stellt, ohne Mitwirkung der Sprache (also pantomimisch) und Bewegung (denn sonst wäre es nicht eine Attitüde) durch bedeutsame Stellungen und Lagen des lebendigen Menschenkörpers, einen idealen Zustand und Charakter dar; daher man sie auch pantomimische Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an sich das Kunstwerk bildet, sondern zugleich die Formen, welchen diese Stellung gegeben wird, und in Hinsicht des Gesichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Gesten; so ver-

steht sich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgestalteten, bildsamen Körper und ohne bedeutsame Mienen und Gesten gedacht werden kann, und daß diese, wie die ganze Stellung, auf welche sich die Attitüde beschränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang festgehalten werden müssen; denn der Genuß des Kunstwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der, wie jeder Mime, in seinem Körper zugleich den Stoff seiner Kunst trägt, muß Fähigkeit und Bildsamkeit besitzen, seinen Körper also zu regieren, daß er, wie das Gemählde oder die Statue, einen schönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Gestalt seines Körpers auf mehrere Augenblicke festzuhalten vermöge. Dadurch unterscheidet sich aber die pantomimische Stellung von den übrigen pantomimischen Darstellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechseln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht sein können, daß diese umfassender und dramatischer Natur sind, jene aber sich beschränkt, den Charakter durch die im Körper festgehaltene Geberde darzustellen. Der Genuß der Attitüde ist daher aber auch der volle Genuß der Moments, auf welchem sich die pantomimische Virtuosität in ihrer höchsten Blüthe, mit beschränkteren Kunstmitteln, aber desto concentrirterer Kraft zeigt. In wie fern nun die Mimik ein schauendes Publicum verlangt, dem es die köstlichen Früchte des Augenblicks bietet, in so fern hat man die Kunst der Attitüde nicht mit Unrecht Schaustellungskunst, und ihre Darstellungen auch Schaustellungen genannt, nur daß man diesen Namen nicht mißverstehe, und das Anschauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu diesen Stellungen zum Wesen der Kunst rechne, da doch hierin nur das Technische dieser Kunst sich zeigt, dessen schnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuosen, aber noch nicht das Kunstwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig ist, wenn auch der Eitelkeit der Virtuosen und Virtuosinnen weniger angemessen. Indem ferner dem Künstler ein Costüm nothwendig ist, nichts Äußeres aber am Kunstwerk willkürlich sein darf, vielmehr jede gegebene Form zu dessen Zwecke hinwirken muß, muß auch dieses Costüm dem Charakter des Darzustellenden in jeder Hinsicht angemessen sein; ja es wird, besonders wo es farbig ist, durch den Reiz einer künstlichen Beleuchtung, wodurch die Bedeutung der Haupttheile des Gemähldes von außen gehoben wird, und durch scenische Anordnung die Darstellung selbst zu dem Ideale des Gemähldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemählde nothwendiger Zweck dieser Schaustellungen sei; vielmehr glauben wir, die Schaustellung liebe die Ähnlichkeit mit dem Gemählde nur darum, damit der Widerspruch zwischen der Lebendigkeit des darstellenden Körpers und dem Starren in der Darstellung hinter dem idealischen Schein der Mahlerei verschwinde. Dann aber wird die Attitüde auch deßwegen stets mit dem Gemählde oder der Statue verglichen werden, weil diese Künste es eben sind, in welchen wir das Bedeutendste körperlicher Erscheinungen, gleichsam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entrissen und für längere Dauer aufbewahrt und festgehalten sehen, wodurch diese Künste mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poesie zur Prosa des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemählde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunstwerk ist, kann es auch die Pantomime wiederum im Spiegel ihrer Kunst auffangen und auf ihre Weise darstellen.

aber selbst in diesem Falle scheint es nicht eigentlich die täuschende Nachahmung des Gemähldes zu sein, worin das Wesen und der ästhetische Werth der Attitüde als Kunstwerk bestehe, sondern die Darstellung dessen, was in dem Gemählde enthalten ist (seines Geistes), wie sehr auch beides zusammenhänge. Verschieden aber hat man über den Werth derselben geurtheilt. Da jedoch hier allein der ästhetische Standpunct, der von den Ideen der Kunst und Schönheit ausgeht, der richtige ist; so mußte, was bis jetzt noch keinem gelungen, der bisher als Gegner dieser, jeden kunstgebildeten Sinn anziehenden Darstellung auftrat, der Begriff dieser Attitüden, vermöge dessen wir dieselben Darstellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der festgehaltenen Stellung und Geberde menschlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch diese angeführten Kunstmittel etwas Schönes darzustellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde aus dem Reiche der Kunst mit Recht verwiesen werden sollte. Einen verschiedenen Rang der pantomimischen Darstellungen, zu welchen die Attitüde gehört, giebt es aber allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinsicht des Umfanges sind, wie angedeutet worden, die dramatischen von höherem Range; auch umfassen einige nur eine, andere mehrere Personen und Gruppen. In Hinsicht des Inhalts aber sind sie Phantasiebilder, in denen die Einbildungskraft sich freier zeigt, oder historisch, das heißt, ihre Gegenstände sind nach eigener Phantasie geschaffen, oder stellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geschichte, Mythologie oder Poesie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darstellungen zu bewirken, fast immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, sich anzuschließen genöthigt ist. Diese freiere Erfindung zeigt sich aber selbst in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargestellte keinem bestimmten Exemplare nachgebildet ist, sondern den Charakter einer Classe von Erscheinungen oder Kunstwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die historische Attitüde wiederum in die Phantasiedarstellung übergeht. — Diese Kunst nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunst, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Diese Lady Hamilton wendete nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehrere englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, so daß sie bald an mehreren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle öffentlich zeigte und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug bestand dabei," wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Brust zusammengeknüpften Tunica, worüber sie einen Shawl warf, mit welchem sie alle erforderlichen Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte." Ihre Darstellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erschienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht wurde diese Kunsterfindung durch die unter uns berühmt gewordene geniale Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt, und mit einem eben so feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und ächt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, unter ihren pantomimi-

schen Darstellungen einer Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken, sondern auch im modernen Kunststyle, und in jenem eben sowohl im ägyptischen als im griechischen, wie in diesem im italienischen und deutschen Charakter zeigt. Es sind dieselben aber nicht bloße Nachbildungen einzelner bedeutender Statuen und Gemählde, sie sucht vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Mahlerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer interessanten Bilder der antiken und modernen Mythologie und Geschichte sichtbar zu schildern, daher ein Kunstrichter treffend von ihr sagt: „indem sie Darstellungen der verschiedenen Style der bildenden Kunst in chronologischer Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuschauers gleichsam die Hauptzüge einer Kunstgeschichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben so lehrreich für den Geist als anmuthig für das Auge sind." Dabei besitzt sie das noch größere Talent, poetische Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemessenen Styl darzustellen, so daß die Schütz sowohl in Hinsicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Gestalten, in der Kenntniß des mahlerischen Effects, welche sich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen scheint. Auch ihre Attitüden sind, obwohl nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche Urania für das Jahr 1812 nachgebildet und mit einem interessanten Aufsatze von J. Falk begleitet worden. Weniger Glück hat Elise Bürger in der Nachahmung dieser Darstellungen gemacht. Unter den männlichen Künstlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in diesem Gebiete der Kunst einige nicht unglückliche Versuche gemacht, und seine mimischen Stellungen, mit Vorlesungen begleitet, an einigen Orten gezeigt hat.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut ist 1. im allgemeinsten Sinne jede, besonders eine ehrenvolle Eigenschaft, welche jemandem beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2. in den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (s. d. Art.), wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein solcher Gegenstand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines historischen Umstandes mit einer Figur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch diese Verbindung die Bedeutung derselben vollkommen auszudrücken, oder das Verständniß derselben zu erleichtern. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst und ihre Nothwendigkeit gründet sich aber auf die Beschränktheit derselben, sowohl in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese nicht als Eigenschaften dargestellt, sondern personificirt werden sollen (wie wenn z. B. nicht die Stärke einer bestimmten Person, sondern die personificirte Stärke dargestellt werden soll), als auch in der Darstellung und Bezeichnung individueller Umstände und historischer Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig, oder doch nur in Darstellungen von größerem Umfange (durch Darstellung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darstellung, deren sich die bildende Kunst bedient, sind an sich schon zu individuell, um etwas Geistiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verständlichkeit und Bestimmtheit, welche

is Wort als Zeichen des Begriffs in der Poesie besitzt. Selbst die Menschengestalt, deren sich die bildende Kunst am meisten bedient, um geistige Eigenschaften und Begriffe zu versinnlichen, hat in sich selbst schon eine zu individuelle, sinnliche Bedeutung, als daß durch sie allein eine geistige Eigenschaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Individuen umfassender, Begriff personificirt werden könnte (man würde nach dem gewählten Beispiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den starken Mann erblicken); in anderer Rücksicht ist sie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen besondern durch Geschichte oder Poesie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverständnisses auszusprechen, besonders wenn derselbe auf der Personification eines leblosen Gegenstandes oder eines Collectivbegriffes beruht (z. B. des Elbflusses, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und wählt daher zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Ähnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Übereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen, und diese gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erstere aber nennt man wesentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Wesentliche Attribute können und werden auch solche Gegenstände sein, welche für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) sein würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichsten Sinne aber und dem Wesen des Kunstwerks am angemessensten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend sind, oder derselben gerade diese besondere Bedeutung geben, für sich gesetzt aber nicht verständlich sein würden, und daher gleichsam zur Figur selbst gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates, die Brüste der Natur ꝛc. Denn auf diese Weise erscheint das Attribut nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur, und das Kunstwerk behauptet somit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute aber beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunst, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Gesagten wird auch einleuchtend sein, warum das Attribut vorzüglich in allegorischen und symbolischen Darstellungen (s. Allegorisch und Symbolisch) vorzukommen pflegt, und die Figuren selbst oft zu allegorischen erhebt; denn diesen Darstellungen fehlt, wie überhaupt den Phantasiebildern (im Gegensatze der historischen — s. diesen Artikel), größtentheils die sprechende Individualität, weßhalb sich der Künstler zu Attributen zu greifen genöthigt sieht. Die Bestimmung des Attributs ist aber nach dem aufgestellten Begriffe nur, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber für sich da zu sein, oder den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung der Figur herabgewürdigt werden müßte. Die

Figur muß vielmehr, so viel es durch Haltung, Physiognomie, Körperbau, Farbe, besonders aber durch Gesten und Mienen möglich ist, ihren Charakter selbst ankündigen, und der Künstler zeigt sich um so größer, je mehr seine Figuren sich selbst erklären, und eines den Mund derselben erst gleichsam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigstens zu dem Sinne des Attributs in so weit hinstreben, daß ihnen der Charakter nicht erst von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forsters seiner Bemerkung in der Ausgießung des heil. Geistes die Begeisterung schon auf den Gesichtern der Apostel sich mahlen, und nicht blos als Flämmchen über ihren Häuptern schweben muß. Oft aber hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der persönlichen Beschränktheit der bildenden Künstler ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht blos von Darstellung einzelner Figuren die Rede ist), vor allen aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall aber giebt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der sichtbaren Darstellung eines Umstandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen ist: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieselben durch Attribute anzudeuten oder sichtbar auszuführen, die sichtbare Ausführung uninteressant sein, und den Schönheitssinn des Zuschauers beleidigen müßte, oder auch die sichtbare Handlung sich durch sich selbst noch nicht erklären würde. Wo aber der Künstler des Attributs bedarf, da hat das wesentliche den Vorzug vor dem conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles sein soll — weil sonst die Figur nichtssagend sein würde — so soll es doch den Ausdruck unterstützen. Es ist aber um so ausdruckvoller und lebendiger, je wesentlicher es ist; um so kälter und frostiger dagegen, je mehr es auf Willkür beruht. Dieser Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungesuchtheit desselben (schon die Fackel des Genius z. B. ist vieldeutig). Und auch darin hat das wesentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verstanden, dieses aber nur da, wo die besondere Übereinkunft oder Gewohnheit, welche von verschiedenen Sitten, eigenthümlicher Denkweise oder zufälligen Umständen abhängt, herrschend ist. Die äußere Form des Kunstwerks aber gebietet endlich, dasselbe in jedem Falle, selbst wenn es ein zufälliges ist, mit den räumlichen Verhältnissen der Figur, mit welcher es verbunden werden soll, in eine wohlgefällige und lebendige Übereinstimmung zu bringen. In der Wahl des Attributs daher, wie in der sinnreichen Verbindung mit seiner Figur, zeigt sich Witz, Erfindungskraft, Geschmack und die plastische oder mahlerische Anordnungsgabe des Künstlers in einem hohen Grade. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß die Künstler hierin meistens von dem Geschmacke und Charakter ihrer Nation mehr oder weniger abhängig sind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder schon durch ihre Sprache, Religion und Poesie überliefert wird, welche sie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinen Verständnisses, anzuwenden, und selbst der eignen Erfindung vorzuziehen bestimmt werden; mithin der größere Theil der Attribute in gewissem Sinne conventionell ist. Glücklicher ist daher der Künstler, dessen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder den innern Zusammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtschaft und Analogie geistiger und sinnlicher Gegenstände, leicht und sicher trifft; seine Attribute werden bedeutungsvoller sein.

In dieser Hinsicht aber ist zwischen den Darstellungen der antiken und der modernen Kunst ein bedeutender Unterschied. Denn erstere, namentlich die Kunst der Griechen, gegründet auf eine anschauliche Denkweise, welche in dem Sinnlichen das Geistige fand und darstellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derselben wohl verstand, wodurch auch ihre Kunstwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, ist auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (so verstärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Ansicht mehr auf Verstandesreflexion beruht, welche das Geistige und Körperliche schärfer trennt, mithin weniger poetisch ist, deren Kunst daher auch mehr von dem Geistigen ausgeht, und dadurch allegorischer ist, suchen für das Geistige in allen Sphären das Sinnbild, und sind genöthigt, sich öfter dem blos Conventionellen zu überlassen, welches doch meistens so vieldeutig und kalt ist. Dem griechischen und römischen Künstler, dessen Gestalten an sich schon so individuell und sprechend waren, stand auch noch zur Erklärung derselben eine Menge bedeutsamer und wohlgefälliger Attribute, durch seine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsansicht der Christen aber begünstigt hierin den Künstler weniger, und die meisten seiner Attribute, wofern er sie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben daher willkürlich und von partiellem Verständniß; ja selbst für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechischen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegorischen Personen der Neuern oder mit der Darstellung der Evangelisten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Rost (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterinstrument zur Andeutung ihrer Persönlichkeit, aus ihrem Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künstlern gebrauchten Attribute und Symbole, sehr brauchbar. Eine vollständige existirt noch nirgends. Einen Versuch findet man in dem ästhetischen Wörterbuche von Watelet und Levesque unter dem Artikel Ikonologie. — Was übrigens die Poesie betrifft, so wird aus dem Gesagten einleuchten, daß dieselbe, weil sie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst wegen ihrer natürlichen Beschränktheit nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs unter den Künsten begeben, und ihre Würde vergessen würde, ohne doch den Effect der bildenden Kunst zu erreichen, wenn sie durch sinnliche Attribute, aus der Mahlerei entlehnt, einen Gegenstand oder Begriff personificiren und abschildern, oder gar diese Attribute neuverbunden anhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beschreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I. 35.) eine frostige Composition nennt, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht neben einander bestehende und ruhende räumliche Formen, welche der Geist nicht in einem Blicke, wie am sichtbaren Bilde, durch das Auge übersehen kann, durch die sie bezeichnenden Worte gleichsam aufgezählt werden, sondern die Gestalten gleichsam entstehen und lebendig wirken sollen. Im Grunde giebt es also in der Poesie keine Attribute in diesem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur Personificirung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier

keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf. Zuletzt hießen A. in der Logik und nach strengem philosophischen Sprachgebrauche Attribute solche Merkmahle, welche als Folgen wesentlicher Merkmahle einem Begriffe immer zukommen, wie z. B. das Prädicat Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menschen, als Folge seines wesentlichen Merkmahles, des animalischen Körpers, zukommt. T.

Atys oder Attys, der Cybele Liebling, der, als er einst das der Göttin gethane Gelübde der Keuschheit gebrochen, zur Strafe seines Vergehens sich selbst entmannte (s. Cybele).

Ätzkraft (vis caustica) ist die Eigenschaft gewisser Substanzen, z. B. der concentrirten mineralischen Säuren, der Alkalien, des ungelöschten Kalks, des Arseniks, des scharfen Quecksilbersublimats, der Silberkrystallen, der Spiesglanzbutter und sogar der mehresten andern Salze mit einem metallischen Grundtheile, vermöge welcher sie zerstörend auf organische Körper wirken. Innerlich wirken sie als ätzende, fressende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen sie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfressungen. Die Kraft solcher Substanzen ist also eine auflösende, d. i. eine Kraft, mittelst welcher ihre Grundmassen streben, sich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtschaft der Körper unter einander.

Ätzkunst, s. Kupferstecherkunst.

Ätzstein, ein feuerbeständiges Alkali, dem sein Gas durch ungelöschten Kalk und seine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden ist. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung ist. Er zerstört alle thierischen, sowohl harten als weichen, Theile in sehr kurzer Zeit. Die Art und Weise, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig sein.

Aubaine (Droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, sich der Verlassenschaft jedes im Lande verstorbenen Fremden, mit Ausschluß aller Testaments- und Intestaterben desselben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieses alle Gastfreundlichkeit beleidigende Recht in allen europäischen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte solches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch besondere Verträge mit vielen deutschen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6. Aug. 1790 beschloß die Nationalversammlung in Frankreich die gänzliche Abschaffung desselben.

Aubri de Montdidier, ein französischer Ritter zur Zeit König Carls V., welcher der Sage nach im J. 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und dessen Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erschlagenen sich stets feindselig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägerischen Hunde seine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Diese Anekdote ist neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: Der Hund des Aubri oder der Wald bei Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Cassen gefüllt, und das deutsche Theater den beißendsten Satiren blosgestellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darin, daß der Hund, meist ein dressirter Pudel, als Acteur auftraut, beklatscht, herausgerufen und überhaupt als Schauspieler behandelt wurde. Er erschien, so viel Deutschland betrifft, zuerst in Wien auf den Nebentheatern, indem

die Hoftheater ihn ausschlossen von der Theilnahme am Künstlerruhm. Aber im Sept. 1816 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beispiel bald auch die großherzogliche zu Weimar folgte. Letztgedachter Umstand hatte die für die deutsche Theatergeschichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieser Bühne niederlegte, noch ehe der Hund zur Action kam, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schillers Gedicht an Göthe:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

in dieser Parodie anwendeten:

> Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
> Und, kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seit dieser Zeit hat, so viel wir wissen, kein Hoftheater weiter ihn zugelassen, und nur Privatunternehmer haben sich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satire laut behauptete, daß sie eine aera canina für die Zeitrechnung unserer Bühne begründen würde. A. Mnr.

Auckland (William Eden, Lord), einer der berühmtesten und gewandtesten Staatsmänner neuerer Zeit, stammte aus dem alten Geschlechte der Eden, aus Westauckland, Durhamshire, ward in Eton erzogen, studirte 1763 in Oxford und advocirte 1768 daselbst am Innertemple. Im J. 1771 ward er Controleur und Mitdirector des Greenwich-Hospitals, und gab sein erstes Werk „Grundsätze der Strafgesetze" heraus. Ein Jahr darauf vertauschte er die juristische Beschäftigung gegen die Stelle eines Staatsuntersecretärs, die er sechs Jahre lang verwaltete. Hier beginnt seine politische Laufbahn, die er in allen ihren Mannichfaltigkeiten mit gleich sicherm und gewandten Schritte durchlaufen. 1774 kam er als Deputirter von Woodstockshire ins Unterhaus, und zeigte sich stets als einen eifrigen Volksfreund. Zwei Jahre darauf ward er zu einem der Lordscommissionärs für den Handel und die Colonien ernannt, und ging als solcher 1778 mit vier seiner Collegen nach Amerika, um die Zwistigkeiten der dortigen Colonien mit dem Mutterlande auszugleichen. Bekanntlich waren aber die Gemüther schon zu erbittert, und Eden kehrte 1779 unverrichteter Sache nach England zurück. Im Nov. desselben Jahres gab er vier Briefe an Lord Carlisle über die Zeit betreffende politische Gegenstände heraus. Als Lord Carlisle 1780 Vicekönig von Irland wurde, begleitete er denselben als erster Secretär, trat in den geheimen Rath und ward Mitglied des irländischen Parlaments. Unter den verschiedenen guten Einrichtungen, die er dort traf, verdient die Errichtung der Nationalbank erwähnt zu werden. 1783 ward er in den geheimen Rath von England aufgenommen, und zum Viceschatzmeister von Irland ernannt, legte aber dies letzte Amt bald wieder nieder. 1786 ward er nach Versailles geschickt, und unterzeichnete dort im Sept. einen für England vortheilhaften Handelsvertrag. Nach seiner Rückkehr aus Spanien, wo er 1788 als Gesandter gewesen, ward er Pair von Irland, und einige Wochen nachher Gesandter bei den vereinigten Staaten von Holland. Als sich Spanien 1790 rüstete, bewirkte er die Vereinigung eines Theils der holländischen Flotte mit der englischen bei Portsmuth, und im Dec. desselben Jahres unterzeichnete er den die Niederlande betreffenden Vertrag zwischen dem Kaiser Leopold, den Königen von England und Preußen und den Generalstaaten. In den Revolutionsjahren und dem Kriege von 1792 bis 93 zeigte sich Lord Auckland als Gesandter in

Holland sehr thätig, und ward zu Ende des lezten Jahres zum Pair von England ernannt. Einige Monate darauf verließ er die diplomatische Laufbahn, und widmete sich ganz den Studien und seinen parlamentarischen Pflichten. Er machte mehrere bedeutende Motionen, und gab einige geschätzte politische Schriften heraus. 1796 ward er Kanzler des Marechal-College von Aberdeen, und 1798 Generalpostmeister-Adjunct, welches er bis 1801 blieb. Er starb im Juni 1814 eines plötzlichen Todes.

Audäus, Audianer, s. Anthropomorphismus.

Audebert (Jean Baptiste), zeichnete sich gegen Ende des vorigen Jahrh. dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Mahlers mit den Kenntnissen eines Naturforschers vereinigte. Geboren zu Rochefort im J. 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, 18 Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Mahlerkunst zu erlernen. Er bildete sich zu einem ungemein geschickten Miniaturmahler. Im J. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeschichte im Besitze ungeheurer Sammlungen, die seltensten Stücke von ihm mahlen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland schickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geschichte der Insecten Gebrauch gemacht worden. Diese Beschäftigungen weckten Audeberts Geschmack für die Naturgeschichte, der bald bis zur Leidenschaft stieg. Müde, nach den Ideen Anderer zu arbeiten, unternahm er eigene Werke, durch die er seinen Ruhm für immer begründet hat. Das erste war seine Histoire naturelle des Singes, des Makis et des Galéopithèques, 1 Vol. in fol. Paris 1800, in welchem er sich gleich geschickt als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller zeigte. In Ansehung der Farben, die für naturhistorische Gegenstände so wesentlich sind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, so daß eine Art von Gemählde daraus wurde, ging er weiter, und bediente sich dabei, statt der Wasserfarben, der dauerhafteren und festeren Ölfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, dessen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendsten Wirkungen seiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeschichte gewann ungemein durch seine Werke, deren Pracht in Erstaunen sezt. Seine Histoire des Colibris, des Oiseaux-Mouches, des Jacamars et des Promerops, 1 Vol. in fol. Paris 1802, wird für das vollkommenste Werk gehalten, das je in dieser Gattung erschienen ist. 15 Exemplare wurden davon mit goldenen Buchstaben gedruckt. Die ganze Auflage belief sich nur auf 300 Exemplare. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längste Leben hingereicht haben würde. Dem seinigen aber machte schon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des Grimpereaux et des Oiseaux des Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Besitz der Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Levaillants Vögeln Afrika's hatte Audebert große Verdienst; er leitete den Abdruck der Platten bis zur 13. Lieferung.

Auditeur heißt beim Militär der den Regimentern, Brigaden oder Divisionen beigegebene Jurist, der das rechtliche Verfahren bei denselben leitet, die Criminal- und andere Untersuchungen führt, und

bei den Kriegs- und Standrechten den Instructor macht, nach dessen Vortrag die dazu commandirte Jury entscheidet. P.

Auerstädt (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806. Der Herzog von Braunschweig, durch das Gefecht bei Saalfeld von der gefährlichen Lage, in der sich die Armee befand, überzeugt, hatte den Rückmarsch über die Unstrut beschlossen, und die 5 Divisionen der Hauptarmee befanden sich deßhalb am 13. Oct. auf dem Marsche von Weimar nach Auerstädt, in dessen Umgebung sie am Abende lagerten, während Fürst Hohenlohe diesen Marsch bei Jena decken sollte. Der zur Umgehung der preußischen Armee bestimmte Marschall Davoust befand sich mit seinem Corps (einige 30,000 Mann) bei Naumburg; Murat und Bernadotte, ebenfalls in dieser Gegend befindlich, rückten noch an diesem Tage nach Jena ab, um Theil an der dort zu erwartenden Hauptschlacht zu nehmen (hieraus und aus dem Folgenden geht deutlich hervor, daß Buonaparte von der Bewegung der Hauptarmee durchaus nichts wußte, sondern sie in der Gegend von Jena glaubte). Davoust erhielt (am Abend) den Befehl, den Feind anzugreifen, er hatte die Vordertruppen der Preußen selbst beobachtet, und eilte daher, das Defilee von Kösen zu besetzen, die Macht des ihm gegenüberstehenden Feindes eben so wenig ahnend, als von dort ein ernsthaftes Gefecht erwartend. Am Morgen des 14. ward eine preußische Division (Schmettau) gegen Kösen vorgeschickt, hinter welcher sich die übrigen wegziehen, und die Unstrut bei Freiburg und Laucha passiren sollten. Da sie indeß bald engagirt ward, so mußten die letztern ihr folgen, was aber wegen des beschwerlichen engen Weges in Auerstädt nur langsam geschehen konnte. Das dadurch veranlaßte Auseinanderkommen der Divisionen war späterhin von sehr ungünstigem Einfluß auf den Gang der Schlacht. Hinter Hassenhausen war die Division Gudin aufgestellt, mit welcher zuerst die Division Schmettau in ein Gefecht kam, wobei sie beträchtlich litt; zwar drang die Cavallerie auf der Chaussee bis jenseit Hassenhausen vor, da aber hier einige Escadrons im Nebel ein plötzliches starkes Kartätschenfeuer erhielten, so zog sie sich mit Verlust einiger demontirten reitenden Geschütze wieder zurück; der Feind rückte darauf bis neben das Dorf. General Blücher warf nun mit seiner Cavallerie die schwache feindliche Reiterei und attakirte den rechten Flügel der französischen Infanterie; allein diese wies, in Vierecke formirt und von Artillerie unterstützt, alle Angriffe zurück, worauf er sich gegen Eckardtsberge zurückzog. Bald darauf erschien die Division Friant auf dem französischen linken, und etwas später die Division Wartensleben auf dem preußischen rechten Flügel, die Linie avancirte, der Feind ward nach Hassenhausen geworfen, und das Dorf sollte eben mit dem Bajonett genommen werden, als der Herzog von Braunschweig tödtlich verwundet ward. Mit ihm verschwand leider die Einheit in der obern Leitung des Heeres, und sein Plan blieb wegen Mangels an Zusammenhang in den Bewegungen unausgeführt. Da nun auch die Division Morand auf dem französischen rechten Flügel eintrat und zur Offensive überging, so ward die Division Schmettau mit dem linken Flügel bis an Tauchwitz zurückgeworfen, die französischen Tirailleurs drangen bis Poppel vor. Die Division Oranien, jetzt auf dem Schlachtfelde angekommen, rückte mit Wartensleben vereinigt wieder vor, und warf den Feind bis nach Hassenhausen zurück, während ihr die sehr geschwächte Division Schmettau als Reserve folgte; da aber hierauf Morand nichts gegen sich hatte, so umging er den linken Flügel, etablirte am

Kirchhof von Spielberg zwölf Kanonen und schickte seine Tirailleurs, die bald durch geschlossene Massen unterstützt wurden, bis Tauchwitz in den Rücken der Avancirenden; ihr linker Flügel ward durch diese Bewegung und das enfilirende Feuer jener Batterie zum Weichen gebracht, der rechte zog sich zurück, als der dort mit einer bedeutenden Cavallerie-Masse angekommene Prinz Wilhelm mehrere vergebliche Attaken auf einige dort befindliche Bataillone gemacht, deren Artillerie diesen Flügel enfilirte. Der allgemeine Rückzug ward nun angetreten, und durch die beiden Reservedivisionen gedeckt, welche bei Eckardtsberge und bei der Emsenmühle noch ein Gefecht bestanden, das aber bald abgebrochen ward, da der Feind die Verfolgung einstellte. Es ward bei diesem Rückzuge darauf gerechnet, daß die Armee des Fürsten Hohenlohe noch vollständig existire und mit ihr vereint ein entscheidender Schlag ausgeführt werden könne, sonst wäre wahrscheinlich die zahlreiche Cavallerie und beträchtliche Reserve zu einem allgemeinen Angriff verwendet worden, der die Schlacht noch leicht hätte wiederherstellen können. Dies sind die allgemeinen Umrisse einer Schlacht, die zu eben so leidenschaftlichen als einseitigen Urtheilen Anlaß gegeben hat. Wenn der Herzog von Braunschweig das Ganze des Feldzugs nicht mit der gewöhnlichen Kraft und Umsicht leitete, so muß man doch gestehen, daß sein Plan zu dieser Schlacht vortrefflich war, und zum vollständigen Sieg geführt haben würde, wenn nicht mit der Verwundung des Herzogs die Einheit in der obern Leitung verschwunden wäre. Auch die Truppen haben im Ganzen ihre Schuldigkeit gethan, und die greuliche Verwirrung trat erst ein, als der fortgesetzte Rückzug nebst anderen ungünstigen Umständen die Bande der Disciplin löste. Auf der andern Seite muß man aber auch der Standhaftigkeit und Umsicht des Marschalls Davoust Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der französische Verlust ist nicht genau bekannt worden, die preußische Armee zählte über 300 todte und verwundete Offiziere und ungefähr 5000 Soldaten; außer dem Herzog von Braunschweig waren die Generale Schmettau (tödtlich), der Feldmarschall Möllendorf, die Generale Wedel, Greifenberg u. a. verwundet worden. Se.

Auferstehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jesu Christi vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen durch den Tod zerstörten Leibes. Die Auferstehung Jesu Christi ist das merkwürdigste Ereigniß der evangelischen Geschichte, welche den Kreis ihrer Begebenheiten schließt und vollendet. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugnisse der Apostel, theils darauf, daß es ohne sie nicht erklärbar sein würde, daß die Apostel, welche sich durch den Tod Jesu in ihren Messianischen Erwartungen getäuscht gesehen und das Zutrauen zu Christo verloren hatten, sich wieder zu dem lebendigsten Glauben an die göttliche Sendung Jesu Christi erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Christenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirksamkeit gegründete Anstalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß sich die Vorsehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpuncte des Offenbarungsglaubens steht, kann doch darum die in die ganz früheste Geschichte des Christenthums innigst verwebte Auferstehung seines Stifters nicht läugnen, ob er sie gleich nicht als ein Wunder,

sondern als eine durch natürliche Ursachen, welche jedoch bei der Entfernung der Zeit bestimmt nachzuweisen unmöglich sei, bewirkte Begebenheit betrachten wird. — Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen allerdings oft grobsinnliche Vorstellungen gehegt. In dem Gedanken selbst aber, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelösten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Organ diene, liegt nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit. N.

Auffodern. Wenn der Feind vor eine Festung gerückt ist, fodert er dieselbe zur Übergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am besten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet sind, den Commandanten zur Übergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Ähnliche Auffoderungen zur Übergabe ergehen auch an eingeschlossene Corps oder Armeen. Eine Festung wird auf folgende Weise aufgefodert: Ist der Belagerer noch in der Ferne, so schickt er einen Trompeter ab, der sich der Festung nähert und Appell bläst. Der Belagerte sendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigen Falls mit verbundenen Augen, zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise auf den ersten Platz zurückgeführt. Ist aber der Belagerer in der Nähe, so schlägt ein Tambour Appell; von Seiten der Festung wird geantwortet; die Feindseligkeiten hören auf, die Tambours nähern sich, und der Festungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeschickte mit verbundenen Augen, wenn man solches für nöthig hält, zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt werden soll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derselben am Horizont. In Folge der Kugelgestalt der Erde ist der Aufgang der Gestirne an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne und zwar senkrecht auf; zwischen demselben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder südliche Abweichung kleiner ist als die Äquatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Gestirne Statt. Die Zeit des Aufganges eines jeden Sterns für einen bestimmten Ort läßt sich aus der Dauer seiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit seiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man sie auch mittelst der künstlichen Himmelskugel bestimmen (vgl. auch Astronomie).

Aufgebot hat eine dreifache Bedeutung. Es heißt erstens die Bestimmung des Preises, für welchen man eine feilgebotene Sache kaufen will; zweitens die durch die Gesetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu schließenden Ehe, die in Sachsen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel geschieht; und drittens der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürst an seine Unterthanen ergehen läßt.

Aufklärung in geistiger Bedeutung, sowohl die Verdeutlichung der Vorstellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch der Zustand der Seele, wo sie im Besitze deutlicher Vorstellungen ist. Doch sollte man diesen Zustand lieber Aufgeklärtheit nennen. Da es nicht möglich ist, von allen Dingen deutliche Vorstellungen zu haben, so ist jeder Mensch zum Theil aufgeklärt, zum Theil unaufgeklärt. Man nennt aber denjenigen schlechtweg aufgeklärt,

der von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, mithin besonders von den Rechten und Pflichten des Menschen und von religiösen Dingen deutliche Vorstellungen hat. Bei dieser Deutlichkeit wird zugleich vorausgesetzt, daß die Vorstellungen auch richtig oder wahr seien; denn falsche oder irrige Vorstellungen würden sich nicht mit einander vertragen, wenn sie gehörig verdeutlicht würden. Vollständig ausgedrückt würde also die Aufklärung oder Aufgeklärtheit darin bestehen, daß man über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nach deutlichen und richtigen Vorstellungen denkt und urtheilt. Da die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen ihre Grade hat, so kann auch die Aufgeklärtheit in einem höhern und niedern Grade Statt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derselbe Grad von Aufgeklärtheit erfoderlich ist, so muß das Geschäft der Aufklärung mit einer gewissen Vorsicht betrieben werden. Daher unterscheidet man die wahre oder echte Aufklärung von der falschen oder unechten, d. h. den Verhältnissen und Umständen, unter welchen sich ein Mensch befindet, unangemessenen, und daher ihm selbst oder Andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für sich kann die Aufklärung nicht schädlich oder gefährlich sein; sie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andere aufzuklären, keine Rücksicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht giebt, als sie ertragen können. Ein solches unbedachtsames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt Aufklärerei. Die Feinde der Aufklärung verwechseln beides mit einander, und heißen, wiefern sie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obscuranten. Rußland ist der einzige Staat, welcher einen Minister der Aufklärung hat. In dieser Beziehung wird aber unter Aufklärung nichts anders als Volksbildung verstanden. D.

Auflage bedeutet die Anordnung eines Beitrages oder einer Leistung zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen, und diesen Beitrag selbst. Im letztern Sinne versteht man alle die sogenannten indirecten Abgaben oder diejenigen Leistungen, z. B. Accise rc., welche auf bewegliche Güter und Sachen gelegt und entrichtet werden, vorzüglich solche Güter und Sachen, die durch den Gebrauch sich vermindern oder gar zu sein aufhören. Hierdurch unterscheidet sich die Auflage wesentlich von Abgabe, die nur das reine Einkommen trifft. X.

Auflage eines Buches nennt man den Abdruck und die Zahl der abgezogenen Exemplare. Die Auflage oder die Zahl der Exemplare, die man machen läßt, richtet sich nach dem Absatze, den man davon zu machen hofft. In Deutschland werden gewöhnlich Auflagen von 600 bis 1000 Exemplaren gemacht, Schulbücher, Andachtsbücher u. dgl. ausgenommen; in Frankreich und England macht man gewöhnlich weit stärkere Auflagen, selten eine unter 3000 Exemplaren. Ein Absatz von 6000 bis 10,000 Exemplaren ist in Deutschland eine äußerst seltene Erscheinung. Zuweilen macht man auch sehr kleine Auflagen, entweder um das Buch recht selten und kostbar zu machen, oder weil die Kosten von großen Auflagen zu groß sein würden und man vielleicht nur bei dem Absatze auf reiche Bücherliebhaber rechnet. Dies ist besonders bei kostbar illuminirten Kupferwerken der Fall.

Auflösung heißt in der Chemie der Vorgang, bei welchem sich die Grundstoffe zweier ungleichartigen Körper so mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige zusammengesetzten Körper gebildet wird. Dies kann nur geschehen, wenn wenigstens in

einem dieser beiden Körper die Grundstoffe getrennt sind; dazu aber wird erfodert, daß einer derselben in einem flüssigen oder dampfartigen Zustande sei, da feste Körper nicht auf einander wirken. Die Chemiker pflegen den flüssigen Körper das Auflösungsmittel, den andern aber, der sich blos leidend zu verhalten scheint, den aufgelös'ten zu nennen. Dieser ist indeß keineswegs leidend, sondern beide üben wechselseitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflösungen sind Wirkungen der Anziehung zwischen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraction bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwischen den Theilen ungleichartiger Körper stärker als der Zusammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für sich ist, und dauern bis zur Sättigung (s. d.), deren Grade sehr häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zusammenhang der Theile nur in flüssigen, nicht aber in festern Körpern zu trennen, so erfolgt nur Adhäsion. Man unterscheidet Auflösungen auf nassem und Auflösungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigstens der eine schon im flüssigen Zustande sich befinden, bei diesen aber müssen sie erst flüssig gemacht, d. h. geschmolzen werden, wenn sie einander auflösen sollen. — In der Musik heißt Auflösung die nothwendige stufenweise Fortschreitung einer Dissonanz in ein consonirendes Intervall. Die Dissonanzen treten bei ihrer Auflösung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflösung eine Stufe über sich. Der Schritt, welchen dabei die Grundstimme macht, bestimmt das Intervall der Auflösung. Bei den regulär aufgeführten Dissonanzen, d. i. bei den in dem schlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflösung immer wieder auf den schlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Dissonanzen werden auf der guten Tactzeit aufgelös't. Über die Auflösung des Kanons s. Canon.

Aufnehmen, s. Messung.

Aufprotzen, s. Canone.

Aufriß nennt man in der Baukunst die Zeichnung der Außenseite oder Façade eines Gebäudes, geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe. Man nennt ihn auch, zum Unterschied eines perspectivischen Risses, den orthographischen, weil in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben sein müssen, um den Werkleuten zur beständigen Richtschnur zu dienen.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht), heißt die dort stehenden Truppen in ihren Flanken und ihrem Rücken so angreifen, daß sie nicht dazu kommen können, eine neue Fronte gegen den Feind zu bilden, sondern in Unordnung auf das Centrum zurückgeworfen werden. Bei der sonstigen Aufstellung in Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Colonnen, nicht mehr eine so schwache Seite darbietet. Wenn indeß starke Massen dazu verwendet werden, so pflegt sich doch bisweilen etwas ähnliches zu begeben, wie z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der österreichische linke Flügel bei Markgrafen-Neusiedel von Davoust, trotz einer schnell genommenen Aufstellung en potence, zurückgeworfen, und so die Schlacht entschieden wurde.

Aufruhr, Erregung eines Widerstandes des Volks gegen das gesetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieser Widerstand selbst, den man jedoch öfters auch Aufstand nennt, und von Aufruhr unterscheidet (wie Insurrection von Rebellion). Kaum ist eine Frage

wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen sich bei ihrer Beantwortung in zwei einander gerade entgegengesetzte Parteien, deren eine man die Partei der Souveräns, die andere die Partei des Volkes nennen kann. Auf jener stehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieser Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. A. Die, welche sich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, sagen, das Volk sei verpflichtet, selbst den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der obersten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze gesetzliche Verfassung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu sein, müßte ein öffentliches Gesetz vorhanden sein, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber auch die oberste Gesetzgebung eine Bestimmung in sich, nach welcher sie nicht die oberste, sondern das Volk, als Unterthan, der Souverän über den wäre, dem es doch unterthänig sein soll, welches sich widerspricht. Dieser Widerspruch falle besonders durch die Frage in die Augen: wer denn in diesem Streit zwischen Volk und Souverän Richter sein solle? Hier zeige sich, daß es das Volk in seiner eigenen Sache sein wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Ist das gesetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Person (Monarch), so ist Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche seine Gewalt, sei ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an seiner Person, ja an seinem Leben, am allerwenigsten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zustand mit einemmale aufgehoben. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath, und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden." Dagegen erklärt sich Schlözer also: „Es giebt kein Crimen laesae Majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es giebt keinen leidenden Gehorsam im Stuartischen Verstande. Diese Lehre hat die Stuarte einen der schönsten Throne der Welt gekostet. Dem zufolge giebt es ein Droit de Résistence gegen Usurpatoren und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerstehen, zwingen, absetzen, strafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrages überhaupt. Das Volk hat diese Rechte, sagen die alten Staatsrechtslehrer, aber es darf sie nicht mehr ausüben. Welcher Widerspruch! Auch haben sie alle Völker der Welt ausgeübt. Bloße Appellationen an das Publicum helfen selten; die ans jüngste Gericht noch seltener." (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft sich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends blos einseitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heischen kann. Hier gilt es besonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß des Souveräns und der Unterthanen gegen einander so bestimmt, daß über beiden das Gesetz steht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen sich verpflichten. Wie kann man nun blos dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern blos die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in seinem Anti-Hobbes erweist folgende drei Sätze: 1. der Regent übernimmt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2. handelt er diesen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, so hört er für die bestimmte Handlung, durch welche er diese Verletzung begeht, auf, Regent zu sein, und nicht also der Oberherr, sondern eine Privatperson wird gezwungen, wenn sich das Volk wegen dieser Verletzung gegen ihn erhebt; 3. es läßt sich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorsam denken, als nur in denjenigen Verfügungen

des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Constituirung des Regenten ist nicht Zweck, sondern nur ein Mittel der Gesellschaft; ein Mittel aber darf dem Zwecke nicht widersprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geschichte nach, so findet sich, daß bei allen Nationen die Entscheidung für die letztere Partei ausgefallen ist. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteste ist nicht sehr geneigt zum Aufruhr, unter dem doch immer seine häusliche Ruhe, sein Glück, seine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu sehr, und es fühlt und fodert seine verletzten Rechte; es fühlt sich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sklaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch verargen? Steht es doch in der Macht der Fürsten, allen diesen Ausbrüchen durch Redlichkeit vorzubeugen, die ja wohl das mindeste ist, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen sind ihre ärgsten Feinde, die sie hier mit sophistischem Blendwerk täuschen. Besser, daß sie die Geschichte der Vertreibung Tarquins, des achäischen Bundes, der schweizer Eidgenossenschaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neueren brabanter Unruhen und der französischen Revolution studiren. Sie werden sehen, daß Tyrannei nirgends bestehen konnte, Despotenkünste niemals halfen, Trotz auf Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Machiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, in dem Staate selbst müsse, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden soll, eine Opposition rechtlich organisirt sein, weil jede Macht, auf den Fall des Misbrauchs, eine Gegenmacht haben müsse; und eine rechtlich organisirte und in und durch die Verfassung sanctionirte Opposition nicht gefährlich werde. Sieyes verlangte aus gleichem Grunde im J. 1795 ein über die Grundverfassung wachendes Geschwornengericht als Garantie der Constitution. dd.

Aufstand, s. Aufruhr.

Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie.

Aufsteigung (Ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader Aufsteigung eines Gestirns denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspuncte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist, unter der Linie mit ihm zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufsteigt. Durch die gerade Aufsteigung und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel eben so bestimmt, wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer Aufsteigung versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen den Frühlingspuncte und dem mit seinem Gestirne zugleich aufgehenden Puncte des Gleichers enthalten ist.

Auftritt, Aufzug, s. Schauspiel.

Auge, das Werkzeug des Gesichts, dazu bestimmt und eingerichtet, das Bild der äußern Gegenstände vermittelst der davon herkommenden Lichtstrahlen im Auge aufzunehmen. Der Augapfel ist bei dem Menschen ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts am Sehnerven befestigt. Betrachten wir das menschliche Auge in seiner natürlichen Lage gerade von vorn, so bemerken wir 1. eine schwarze runde Öffnung in der Mitte, die Pupille; 2. um diese einen breiten farbigen Kreis, die Iris; 3. auf beiden Seiten eine weiße Haut, das sogenannte Weiße im Auge. Betrachten wir das Auge

von der Seite, so bemerken wir das die Iris und Pupille bedeckende durchsichtige Gewölbe, von der sogenannten Hornhaut gebildet. Das übrige des Augapfels ist unter den Augenliedern und in der Augenhöhle verborgen. Er wird von drei über einander liegenden Häuten gebildet, welche verschiedene Flüssigkeiten einschließen. Die äußerste Haut ist die stärkste und härteste, wird deßhalb die harte, auch feste und weiße Haut genannt, und besteht aus mehrern Blättern, ist elastisch, dick, weiß und umgiebt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil desselben verdünnt sie sich und wird vorn ganz durchsichtig. Dieser durchsichtige Theil führt den Namen Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerm Durchmesser als der Durchmesser des ganzen Augapfels, und sitzt gleichsam auf der Kugel des letztern, daher sich dieser auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet sich eine Öffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortsetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar unter der harten liegt die braune Haut oder Gefäßhaut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von außen braun, inwendig aber fast schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich ist. Vor dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Leime überzogen sind, und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter einwärts laufenden und bis an den Rand der Krystallinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Krystallinse herum einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit schwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille oder Öffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Die Iris ist äußerst empfindlich gegen das Licht, und zieht sich zusammen oder dehnt sich aus, wodurch die Pupille vergrößert oder verengert wird, je nachdem das Licht schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, welche eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven ist. Sie legt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern an die braune Haut an. Die sogenannten Flüssigkeiten oder Feuchtigkeiten liegen alle in der Mitte der beschriebenen Häute, oder sind vielmehr von ihnen umgeben. Die erste heißt die krystallene Feuchtigkeit oder Krystallinse, befindet sich gleich hinter der Pupille und ist ein linsenförmiger, gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper. Sie liegt in einer durchsichtigen Kapsel und ist mit den Strahlenfasern eingefaßt. Die wäßrige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwischen der Hornhaut und der Kapsel der Krystallinse. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, ist von dünnflüssiger Substanz und sehr durchsichtig. Sie wird leicht wieder ersetzt, wenn sie durch eine Öffnung in der Hornhaut ausgeflossen ist. Die gläserne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus, und nimmt den grösten Theil des Innern vom Auge ein. Vorn hat sie eine durch die Gestalt der

Krystallinse, die sie berührt, verursachte Concavität, und ist ihrer Substanz nach eine sehr durchsichtige Gallert, die aus feinen Zellen besteht, in welchen die Flüssigkeit sich befindet. Wie das Bild eines äußern Gegenstandes in dem Auge entsteht, hat zuerst Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Puncte eines leuchtenden oder erleuchteten in die Augen fallenden Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch die wäßrige Feuchtigkeit; ein Theil seiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Krystallinse, dringt durch dieselbe und durch die gläserne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei seinem Durchgange durch vier verschiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis sich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Krystallinse in einem Puncte vereinigen. Es geht also auf diese Weise im Auge eben das vor, was in einem verfinsterten Zimmer geschieht, in welchem sich eine mit einem erhobenen Glase versehene Öffnung befindet. Wenn der Vereinigungspunct der Lichtstrahlen genau auf die Netzhaut trifft, so bilden sie den Punct, von welchem sie ausgingen, auf derselben deutlich ab. Da die Lichtstrahlen aus allen Puncten des sichtbaren Körpers ins Auge fallen, und also das Bild eines jeden Punctes auf der Netzhaut dargestellt wird, so entsteht aus den Bildern aller dieser Puncte zusammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen sichtbaren Körpers, wie in einem verfinsterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenstände auf der dem Glase gegenüber befindlichen Wand entstehen. Auch ist der innere mit der gläsernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem solchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den schwarzen, die braune Haut von innen bekleidenden und durch die durchsichtige Netzhaut durchscheinenden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punct des sichtbaren Körpers ausgingen, ist die Ursache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Diese wird auf der Netzhaut gestört, wenn die Vereinigungspuncte der Strahlen nicht genau auf dieselbe treffen, sondern entweder vor ihr oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden sie statt des Punctes einen Kreis ab. Wenn sich aber jeder Punct des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, so muß nothwendig das Bild, und folglich auch das Sehen undeutlich sein. Wiewohl eigentlich jedes Auge seine eigene, von seiner eigenthümlichen Beschaffenheit abhängende Sehweite hat, so nimmt man sie doch für ein gewöhnliches gut gebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge besitzt zugleich ein Vermögen, seine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu sehen. Worin dieses Vermögen aber eigentlich bestehe, darüber sind die Physiker eben so ungewiß, wie über die Ursache der Zusammenziehung der Pupille bei starkem Lichte und ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Ursachen der Blindheit sind unter andern: Verdunkelung oder Undurchsichtigwerden der Krystallinse, welches man den grauen Staar nennt; desgleichen Lähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, welches man den schwarzen Staar nennt. Dieser ist oft unheilbar, ersterem hingegen kann durch Hinwegdrückung oder durch das Herausziehen der Krystallinse abgeholfen werden; denn da die wäßrige und gläserne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen, so entsteht auch ohne Krystallinse ein

Bild, wiewohl viele Operirte sich der Staarbrillen bedienen müssen, um die Brechung zu verstärken und den Mangel der Krystalllinse zu ersetzen, da sonst die Vereinigungspuncte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden.

Augenmaß, s. Messungen.

Augenpflege begreift dasjenige Verhalten in sich, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen so gut, als nach Umständen möglich ist, zu erhalten. Wer die Augen zu seinen Geschäften häufig anstrengen, viel lesen, schreiben, feine Gegenstände bearbeiten muß, hat besonders Ursache, seine Augen sorgfältig zu pflegen. Man hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann — die Art, wie man sie gebrauchen soll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beste Zeit zum anstrengenden Gebrauch der Augen ist früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Lichte. Abends ist die Sehkraft durch die Anstrengung den Tag hindurch schon mehr erschöpft. Man strenge die Augen nicht lange in einem fort an, ohne sie dazwischen zuweilen ruhen und sich erholen zu lassen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu starkes Licht haben. Man hüte sich davor, daß die Lichtstrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es jedermann, weil die Folgen schnell und auffallend eintreten und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und schwarzen Staar verursachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken ins Feuer ist der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmählig seine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends lesen oder schreiben muß, bediene sich eines Schirms vor dem Lichte oder noch besser am Kopfe über die Stirn herunter. Das Licht darf aber nicht zu schwach sein, weil das Auge sich dabei zu sehr anstrengen muß, die Strahlen zu sammeln. Daher ist das Dämmerlicht zum Sehen so nachtheilig für die Augen. Das beste Licht zum Sehen ist das milde Licht des Tages, nur darf beim Lesen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuge u. s. w. die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenstand scheinen, weil durch dies zu starke Licht, welches in das Auge fällt, die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu sehr gereizt und daher erschöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er seinen Augen nicht schaden will. Die beste Beleuchtung des Abends ist die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht ist hell genug, und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut ist das Wachslicht; eins giebt nicht Hellung genug, mehrere geben verschiedene Schatten, was schon unangenehm für die Augen ist. Am wenigsten tauglich sind die Unschlittlichter, theils weil sie ein unstetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht selbst zu sehen, was beides für die Augen, zumal für solche, die schon etwas schwach sind, sehr empfindlich ist. Die beste Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht jedermann haben, weil es mehreren Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch stellen; auf diese Weise ist die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhaftesten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, sollte nur auf einer Stelle Fenster haben, weil die Beleuchtung auf diese Art gleichmäßig ist. Der Arbeitstisch muß so stehen, daß die Fenster zur linken Hand sind. Hat das Zimmer auf mehreren Seiten Fenster, so muß man die der andern Seite mit grünen Vorhängen be-

decken. Wer die Aussicht aus seinen Fenstern auf eine gegenüber stehende hellerleuchtete Wand hat, z. B. auf ein weiß, gelb oder roth angestrichenes Haus, der wähle ein anderes Zimmer zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte, wenn er seine Augen nicht ganz verderben will; nichts ist schädlicher für sie, als eine solche stete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüber liegende Seite scheint. Die Mittel, mit welchen man schwachen Augen zu Hülfe kommen kann, sind 1. Brillen. Die grünen sind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht, und sind blos für solche nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenstände, z. B. Papier, Leinwand u. dergl. mehr, bei starkem Lichte sehen müssen. Sie mildern blos die zu starke Einwirkung des Lichtes auf die Augen. Die erhaben geschliffenen (convexen) Brillengläser, welche nach Maßgabe ihrer Convexität die Gegenstände vergrößern, kommen den weitsichtigen Augen zu Hülfe, weil sie dieselben in der Kraft, die Lichtstrahlen so zu vereinigen, daß von den Gegenständen ein deutliches Bild im Auge entstehen kann, unterstützen. Je geringer noch die Abnahme dieser Kraft ist, desto weniger erhaben darf das Glas sein. Ist es gerade passend, so muß es nur so viel convex sein, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen, es darf also nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, sondern blos dazu helfen, das Bild von nahen Gegenständen, das ohne Glas undeutlich ist, ganz deutlich zu machen. Dies ist das Zeichen, daß es für das Auge passend ist, die hohl geschliffenen (concaven) Gläser kommen den kurzsichtigen Augen zu Hülfe, indem sie das undeutliche Bild von entfernteren Gegenständen deutlicher machen. Auch diese müssen dem kurzsichtigen Auge gerade anpassend sein, sie dürfen nämlich nur um so viel die Lichtstrahlen aus einander streuen, als das kurzsichtige Auge sie zu sehr bricht und daher zu bald vereinigt. Sie dürfen daher die Gegenstände nicht verkleinern, sondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille ist große Vorsicht anzuwenden, wenn man seinen Augen wirklich dadurch helfen will. Passende Brillen sind dem Auge sehr nützlich, unterstützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen so sehr, daß sich oft ein schwaches Auge wieder erholt. Unpassende Gläser schaden, sie zwingen das Auge, sich mehr anzustrengen, um wieder dem Fehler der Gläser entgegen zu arbeiten. Ein weitsichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille giebt, wodurch die nahen Gegenstände vergrößert werden, zwingt man, noch weitsichtiger und also noch schwächer zu werden, um diesen Fehler zu verbessern. Ein kurzsichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenstände verkleinerndes, Glas giebt, zwingt man, sich anzustrengen, noch kurzsichtiger zu werden. Auch muß, wer weitsichtig ist, sich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenstände deutlich macht, in die Ferne zu sehen, sondern, wenn man z. B. nicht mehr schreibt oder liest, muß man die Brille sogleich ablegen. Ein zweites Mittel, seinen Augen zu Hülfe zu kommen, besteht darin, die Nervenkraft derselben zu erhöhen. Auf indirecte Weise geschieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Blutes stehen bis auf einen gewissen Punct mit einander im Gegensatze. Ist die Nervenkraft in voller Energie, so beherrscht sie die Bewegung des Blutes; ist jene geschwächt, so excedirt die Function des Blutsystems. Bei Schwäche der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denselben, die

Augen bekommen nach jeder nur mäßigen Anstrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man wasche daher die Augen mehrmals des Tages, besonders Abends, mit frischem Wasser, mit einer Mischung von Wasser und Weingeist oder Arak. Ist die Schwäche mit ihren Folgen schon bedeutender, so lege man Abends Compressen mit einem kühlenden Augenwasser befeuchtet, oder noch besser, halbe Pflaumen, oder gefaulte Äpfel, etwas concav geschnitten, oder geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Äpfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und lasse sie wenigstens einige Stunden lang liegen. Auf directe Weise stärkt man die Nervenkraft des Auges durch den animalischen Magnetismus. Man stelle auf seinen Arbeitstisch, oder demselben gegenüber einen Spiegel, in welchem man zuweilen seinen Blick heftet. Die Erfahrung hat schon längst die für die Augen wohlthuende Empfindung dieses Verfahrens bestätigt, ehe man den Grund davon sich zu erklären wußte. Ist die augenkranke Person selbst übrigens gesund und lebenskräftig, so hauche sie öfters, besonders früh, in die hohlen Hände, und bedecke mit ihnen die Augen eine Zeit lang; ist sie kränklich, so lasse sie dies Verfahren von einem andern jungen, kräftigen und gesunden Menschen nach den Regeln des Magnetismus vornehmen, auch öfters die Augen von einem solchen nach denselben Erfordernissen anhauchen. (S. d. Art. Magnetismus.)

Augenpunct wird in der Perspective derjenige Punct auf der Tafel genannt, wo die vom Auge ausgehende senkrechte Linie die Tafel trifft.

Augenübel. Die Augen sind vielen Krankheiten unterworfen, die um so mannichfaltiger und bedeutender sind, je zusammengesetzter und künstlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit dieser Organe ist. Wir führen aus der großen Anzahl dieser Übel nur einige der gewöhnlichern an. In den äußern Theilen und an dem innern Bau der Augen. 1. Entzündung der Ränder der Augenlieder, Absonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, sogenannte schwärende Augen; gewöhnlich katarrhalisch, von kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordwest- und Nordostwind, zuweilen auch von Gicht oder noch schlimmern Veranlassungen; von erstern Ursachen herrührend, meistens leicht — von letztern oft sehr schwer heilbar, langwierig, und Veranlassung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. 2. Das sogenannte Gerstenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimsäckchens in dem Augenliederrand, heilt sich meistens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. 3. Entzündung des Auges auf seiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufschwillt und zuweilen einen Wulst um die Hornhaut herum bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugebornen Kindern, erstreckt sich diese Entzündung bis über die Hornhaut selbst, wovon oft Flecken und Trübheit derselben zurückbleiben. Die Ursachen sind meistens katarrhalische Einflüsse und mechanische Verletzungen. Bei Kindern ist besonders sogleich die sorgfältigste Hülfe anzuwenden. 4. Grauer und schwarzer Staar. (S. den Art. Staar.) In der Sinnesverrichtung der Augen finden sich besonders folgende Fehler: 1. Kurzsichtigkeit. (S. den Art. Kurzsichtig.) 2. Weitsichtigkeit, Presbyopie (von dem griechischen Presbys, alt), ein gewöhnlicher Fehler der Augen alter Menschen, doch zuweilen auch angeboren, durch Verwöhnung oder Anstrengung erwor-

den. (S. den eigenen Art.) 3. Schwäche der Sehkraft, wenn bei anhaltendem Sehen bald alle Gegenstände, sowohl entfernte als nahe, die letztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchstaben einer Schrift in einander fließen, ist oft mit den vorigen verbunden, oft die Ursache davon, und rührt von zu großer Anstrengung der Augen her. 4. Das Erscheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie sind dunkel oder durchsichtig wie Perlen; einzeln, an einander gereiht, sinken von oben nach unten. Diese Erscheinung rührt von Nervenschwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es ist ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigstens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche schneller wachsende Flecken sind bedeutender und lassen schwarzen — Trübheit und Nebel vor dem Auge grauen Staar befürchten.

Augereau, Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich, war der Sohn eines Fruchthändlers, geboren in einer Vorstadt von Paris den 11. Nov. 1757, diente anfangs als Carabinier in der franz. Armee, und ging dann in neapolitanische Dienste; um das J. 1787 ließ er sich in Neapel als Fechtmeister nieder, und ward von da 1792 mit seinen übrigen Landsleuten verwiesen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete sich durch Verwegenheit und Einsicht eine schnelle Laufbahn. Im J. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigade-General angestellt, und that sich bei mehreren Gelegenheiten hervor. Als Divisionsgeneral diente er mit derselben Thätigkeit und demselben Glücke in Italien. Er nahm die Pässe von Millesimo weg, vertrieb den Feind aus allen seinen Stellungen in der Gegend und bemächtigte sich im Gefechte von Dego der Redouten von Montelesimo; am 16. April griff er das verschanzte Lager der Piemonteser von Ceva an und nahm es, machte sich zum Meister von Casale, stürzte sich auf die Brücke von Lodi, und forcirte sie nebst den feindlichen Verschanzungen. Den 16. Juni ging er über den Po, und machte die päpstlichen Truppen nebst dem Cardinallegaten und dem ganzen Generalstab zu Gefangenen. In den ersten Tagen des Augusts kam er Massena zu Hülfe, unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigsten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Castiglione, von dem er seinen Herzogstitel hat. Den 25. August ging er über die Etsch und schlug die Feinde bis Roveredo zurück. An dem merkwürdigen Tage von Arcole sieht Augereau die Colonnen auf dem Puncte zu weichen, reißt eine Fahne an sich, läßt sie fliegen und stürzt sich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch seine Unerschrockenheit und sein Beispiel, folgten ihm seine Truppen zum neuen Angriff, der den Sieg entschied. In der Sitzung vom 27. Januar 1797 wurde ihm durch einen Beschluß diese Fahne geschenkt. Den folgenden 9. August wurde er zum Commandanten der 17. Militärdivision (Divis. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt. Die Resultate des 18. Fructidor, der in der Ausführung als sein Werk zu betrachten ist, sind bekannt. Augereau ward von dem decimirten gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er sein müßiges Commando auf, übernahm diese neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20. Juni zum Secretär ernannt. Nachdem Buonaparte zum Consul ernannt war, schickte er Augereau zum Commando der Armee in Holland. An der Spitze der französisch-batavischen Armee begab er sich an den

Nieder-Rhein, um die Operationen Moreau's zu unterstützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiserlichen Generalen zu verschiedenenmalen mit wechselndem Glücke zusammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel setzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im Oct. 1801 vom General Victor abgelöst. Von da blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne versammelten Truppen ernannt wurde und das Commando der gegen Portugal bestimmten Armee übernehmen mußte. Da aber diese Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19. Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben, und erhielt als Großoffizier das rothe Band. Im Juli desselben Jahrs schickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der Brester Expeditionsarmee, die gegen England bestimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, das die seit langer Zeit zu Brest unter seinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den Preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, sich gegen Franken zurückzuziehen, und besetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbste desselben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Grenzen dieser schnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderischen Kampfes bei Eylau im Febr. 1807, welchen die Armee des Kaisers Napoleon und das russische Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marschalls Augereau durch die Verwundung seines Befehlshabers seiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marschall, nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den ersten Monaten, sandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anstellung und übernahm im Juli 1813 den Oberbefehl der in Baiern aufgestellten Armee, mit der er nach Sachsen zog und an der Leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich commandirte er in der Richtung von Lyon. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Augereau hatte sich nach dem Sturz Napoleons in einer Proclamation an seine Armee harter Ausdrücke bedient; daher Napoleon, bei seiner Landung vom Golf Juan aus, ihn als Verräther erklärte. Augereau sprach sich nichts desto weniger zu Gunsten Napoleons aus, nahm aber an den neuen Ereignissen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erschien er wieder in der Pairskammer, saß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anstellung und starb den 11. Juni 1816 auf seinem Gute la Houssaie an der Wassersucht.

Augias, s. Herkules.

Augsburg, Hauptstadt im baierschen Oberdonaukreise, vormals eine freie Reichsstadt, bis der französische Kaiser sie nach dem Frieden zu Presburg 1805 an Baiern gab, welches sie auch trotz allen Einwendungen des Magistrats behalten hat. — Sie liegt zwischen dem Lech und Wertach, ist zwar enge und unregelmäßig zusammengebaut, hat aber sonst gute Gebäude, schöne mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, und zählt 3669 Häuser und 29,400 Einwohner, halb Katholiken, halb Lutheraner. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnet sich der Bischofshof, wo 1530 die Augsburger Con-

fession übergeben ward, das Rathhaus mit dem goldnen Saale, und die Fuggerei, als ein Andenken an diese reichen Mitbürger, aus. Die Stadt unterhält mancherlei Manufacturen und Fabriken, und treibt einen beträchtlichen Wechsel- und Speditionshandel, indem sie die wichtigsten Geschäfte mit Wien und Italien und zugleich einen Stapelplatz für die süddeutschen und italienischen Weine macht. Unter ihren Fabriken sind die Gold- und Silberwaaren in Deutschland noch unübertroffen, auch hat sie sich im Kupferstich hervorgethan. In derselben blühen mehrere wissenschaftliche Anstalten.

Augsburgische Confession heißt das von den Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser und Reiche übergebene und mit der Unterschrift der protestantischen Reichsstände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieses Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da sein Styl zu heftig war, hatte es Philipp Melanchthon, auf churfürstlichen Befehl und mit Einwilligung der sämmtlichen protestantischen Fürsten und Theologen, umgearbeitet. Diese Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25. Juni 1530 übergeben und demselben vorgelesen. Das Original ist in dem kaiserlich österreichischen Archive befindlich, und nach solchem die zu Wittenberg 1531 erschienene Ausgabe der Augsburgischen Confession abgedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derselben ab, und diese veränderte Ausgabe erschien 1540. Es entstand nun ein Unterschied zwischen der unveränderten und veränderten Augsburgischen Confession; jene dem Reichstage übergebene ist bei den Lutheranern, diese, von Melanchthon veränderte, bei den deutschen Reformirten angenommen, welche sich dadurch die den Augsburgischen Confessionsverwandten im Religionsfrieden zugestandenen Rechte sicherten.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewisse Priester, die aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze und gewissen andern Erscheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Ansehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren sehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten sie die Fortsetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beschlüsse ungültig machen. Ihre Aussprüche, so wie die Anzeichen, nach denen sie sich richteten, wurden Augurien genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1. Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Die Beobachtung selbst geschah folgender Gestalt. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Stabe (Lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel heißen eigentlich Auspicien, und waren schon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden sie immer vollkommner und ausgebreiteter, und ihr Ansehen stieg so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres steten

Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Überhaupt aber zerfielen die ominösen Vögel in zwei Classen: in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. s. w., durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren stets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner, jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruspices, nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. — Außer diesen drei Arten gab es noch gewisse, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu versöhnen seien.

August II. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, zweiter Sohn von **Johann Georg III.**, Churfürst von Sachsen, und von **Anna Sophie**, Tochter **Friedrichs III.**, Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12. Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesstärke und Gewandtheit ausgestattet und die sorgfältigste Erziehung entwickelte in ihm einen Geschmack für alles Schöne und für geistige Beschäftigung, deren Einfluß sich in allen spätern Verhältnissen seines Lebens offenbarte. Er machte seinen ersten Feldzug am Rheine, wo sein Vater, mit dem Churfürsten von Baiern vereinigt, die Reichsarmee commandirte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunst, so wie er seinem frühern Aufenthalte in Frankreich jenen feinen Ton, den Geschmack für Luxus und schöne Künste verdankte, der in der Folge den sächsischen Hof nächst dem Hofe **Ludwigs XIV.** zum glänzendsten in Europa machte. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joseph, nachher **Joseph I.**, eine enge Freundschaft schloß, die ihn lange in Österreichs Interessen hielt. Durch den Tod seines ältern Bruders, **Johann Georg IV.**, wurde er regierender Churfürst von Sachsen. Als solcher übernahm er 1695 das Commando der österreichischen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in diesem und im folgenden Feldzuge keine entscheidenden Erfolge. Im Herbst 1696 verließ er das Heer, um Mitbewerber des durch Johann Sobieski's Tod erledigten polnischen Throns zu werden. — Der Abbé von Polignac, franz. Gesandter in Warschau, setzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Bestechung und der Beredsamkeit in Bewegung, um den Prinzen von **Conti** auf den polnischen Thron zu bringen. Alles schien diesen zu begünstigen, als **Johann Przependowski** unerwartet den Churfürsten von Sachsen vermochte, als Mitbewerber aufzutreten. Die Ersten des Reichs unterstützten allerdings **Conti**, aber **August** stand mit einer Armee an den Grenzen. Er hatte mehrere Rechte und An-

sprüche in seinen deutschen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieses Geld dazu an, sich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutherische Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag versammelte sich den 25. Juni 1697. Am 27. hatte eine doppelte Wahl statt. August bekräftigte die seinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachsen in Polen einrückte. Bestechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Polignacs Feinheit davon. So wurde August am 15. Sept. in Krakau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereis't war, mußte nach Frankreich zurückkehren. August verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verursachte. Um die sächsischen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei sich behalten zu können, suchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Durch den Tractat von Oliva vom 7. Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. August hatte bei seiner Thronbesteigung versprechen müssen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden sich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII. noch sehr jung, schien nicht im Stande zu sein, dieser Coalition zu widerstehen. August ließ seine Truppen marschiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dalberg, fand er hartnäckigen Widerstand, und da die Belagerung sich in die Länge zog, benutzte August einen Vorwand, um dieselbe aufzuheben und sich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalstaaten ließen ihrem Allirten August Vorstellungen machen, die Belagerung nicht fortzusetzen. Andere dringendere Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. August vernahm die Niederlage seiner Allirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Kopenhagen aufs Haupt geschlagen, worauf den 18. August 1700 der Tractat von Travendal erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narwa geschlagen worden, und Carl war auf dem Puncte, in Polen einzudringen. August fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an seine eigene Vertheidigung denken zu müssen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zusammenkunft mit Peter; beide Monarchen schlossen eine genaue Allianz und versprachen sich gegenseitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem sie 14 Tage lang sich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geschmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten sie sich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu sorgen. Jetzt entstand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerksamkeit fesseln, obgleich August alles anwendete und that, was seine moralischen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit seinen treuen Sachsen eben sowohl die polnische Insubordination als die schwedische Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch seinen Minister, den Grafen von Piper, sehr gut berathen, sah in August nur einen Usurpator und trennte beständig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur sächsische Truppen zu bekämpfen, und von diesen konnte August nicht viele an sich ziehen, da die Polen sich ihrem Einmarsche stets widersetzten. Bei Riga wurde die erste Schlacht geliefert. August war selbst nicht dabei. Der Marschall von Stenau verlor sie gegen die Schweden und ließ Carln Meister von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der siegreiche

Carl den Entschluß, August durch die Polen selbst entthronen zu lassen. Dieser schickte die Gräfin von Königsmark, seine Mätresse, an seinen Gegner, um einen günstigen Frieden zu bewirken, aber sie erhielt nicht einmal Audienz, und als darauf der Primas selbst ins schwedische Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl laut, daß er den Polen keinen Frieden geben werde, bis sie nicht einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Armeen trafen sich zwischen Warschau und Krakau; August hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang der Action wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachsen und Augusts Unerschrockenheit, erfocht Carl einen vollständigen Sieg. Er verfolgte August persönlich bis nach und durch Krakau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde gestürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. August benutzte die Ruhe, welche ihm dieser Umstand eine Zeit lang verschaffte, sich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit seiner Sitten, seine Leichtigkeit in Versprechungen rissen die versammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Minister, den Kaiser Leopold auf den Reichstag geschickt, unterstützte August ebenfalls, und so wurde ihm eine Armee von 50,000 Mann und den Insurgenten eine sechswöchentliche Frist zur Unterwerfung zugestanden. Allein letztere hatten in Warschau eine Conföderation organisirt, die Carln zu unterstützen im Begriff stand. Dieser hatte sich von seinem Sturze erholt, und wandte sich unerwartet gegen die Reste der sächsischen Armee, die bei Pultusk standen. Von neuem geschlagen, gelang es dem Marschall Stenau nur mit Mühe, sich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19. April 1704 erklärte nun der zu Warschau versammelte Reichstag August für unfähig, die polnische Krone zu tragen. Ein Interregnum wurde publicirt und man bestimmte den 12. Juni zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobieski zum Throne; allein August wußte abermal diesen seinen Nebenbuhler zu beseitigen. Sobieski wurde nebst seinem Bruder Constantin, als sie in der Gegend von Breslau sich auf der Jagd befanden, von dreißig sächsischen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieser lehnte sie ab, und man wählte nun am 12. Juli 1704 Stanislaus Leczinsky, Woiwoden von Posen. August versuchte bald nachher, auch diesen in Warschau selbst, das nur mit 1500 Mann besetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die schwedische Besatzung, vom Grafen Horn commandirt, zu Gefangenen machte. Ungeachtet der Anstrengungen Augusts und der ihm von Peter zugeschickten Hülfe, triumphirte Carls Glück und Genius über alle Hindernisse, und der schwedische General Renschild erfocht bei Frauenstadt den 13. Februar 1706 einen vollständigen Sieg über den Grafen von Schulenburg, sächsischen Feldmarschall. Carl drang in Sachsen ein. August, der in Polen beim russischen Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen; allein um sich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden etwas wissen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz insgeheim geschehen und er gab seinen Abgeordneten unbegrenzte Vollmacht. Carl schrieb sehr harte Bedingungen vor: Verzichtleistung auf die polnische Krone; Anerkennung von Stanislaus; Aufhebung der Allianz mit Rußland; Freilassung der beiden Fürsten Sobieski, aller Kriegsgefangenen u. s. w.

Indem noch über diese Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Russen, die von dem allen nichts wußten, August, den schwedischen General Mardefeld anzugreifen. August erfocht hier seltsamer Weise einen ausgezeichneten Sieg, kehrte triumphirend in Warschau ein, und ließ eben das Te Deum singen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So sehr August versucht sein mochte, von diesem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, so war doch der Zeitpunct dazu nicht mehr da. Sachsen selbst wäre bei der Fortsetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. August ratificirte also den abgeschloßnen Vertrag, und besuchte Carln am 18. December 1706 in seinem Lager zu Alt-Ranstädt. Um seine Demüthigung vollständig zu machen, zwang ihn der Sieger, an Stanislaus einen Glückwünschungsbrief zu schreiben, und ihm damit die Juwelen und die Archive der Krone zurückzuschicken. August kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Besuch erhielt. Der Graf von Flemming, erster Minister des Churfürsten, rieth ihm bei dieser Gelegenheit, sich der Person seines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein August verwarf mit Unwillen diesen unrechtlichen Vorschlag. August beschäftigte sich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachsens; allein ganz hatte ihn seine Neigung zum Kriege nicht verlassen und seine Liebe zur Pracht riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes sehr zerrüttet wurden. 1708 machte er incognito den Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzosen mit, und 1709 sah er sich schon nach Polen zurückberufen. Carl XII., bei Pultava geschlagen, konnte Stanislaus nicht mehr schützen, und Flemming bearbeitete schon seit einiger Zeit die Polen, um sie unter Augusts Herrschaft zurückzubringen. August protestirte nun gegen den Tractat von Alt-Ranstädt und rückte mit einer Armee in Polen ein, wo er gut aufgenommen wurde; er verkündete den Anhängern von Stanislaus eine allgemeine Amnestie und vermochte den Papst, die Polen ihres Eides der Treue gegen diesen Fürsten zu entbinden. Am 18. August publicirte er ein Manifest, worin er sich über diese Schritte zu rechtfertigen suchte. Mit dem Königthum kamen bei August auch seine beiden Lieblingsprojecte zurück: sich an Schweden zu rächen und die Polen zu unterjochen; er verband sich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zusammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Ungeachtet der Erschöpfung, worin sich Schweden befand, setzte es diesem Angriff lebhaften Widerstand entgegen und am 20. December 1712 erfocht der schwedische General Steinbock bei Gadebusch einen glänzenden Sieg über die Alliirten, welche eiligst die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Die Demonstration der Türken und Preußens Einmischung, das Pommern sequestrirte, beschäftigten im folgenden Jahre August und Peter, bis 1714 in Braunschweig ein Friedenscongreß eröffnet wurde. Die übertriebenen Ansprüche Aller, die dazu concurrirten, ließen den Freunden des Friedens nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralsund erschien und zu erkennen gab, daß er den Krieg mit Erbitterung und Hartnäckigkeit fortzusetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem August der vornehmste Stifter war, bildete sich gegen Carl. Stralsund mußte sich am 21. Dec. 1715 ergeben. Schweden schien seinem Ruin nahe zu sein. Des Grafen von Görz Klugheit, der eine Allianz zwischen Rußland und Schweden unterhandelte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten, Peter war auf dem Puncte, sich mit

Carln zu vereinigen, um August vom Throne zu entfernen und ihn Stanislaus zurückzugeben. Der Tod Carls machte diesen Intriguen ein Ende und August schloß mit Schweden Friede. Wir haben schon erwähnt, daß es Augusts geheime Absicht war, sich in Polen unabhängig und seine Gewalt unumschränkt zu machen. Die sächsischen Truppen, die im Lande zerstreut standen, schienen ihm nützlich sein zu können. Allein es bildete sich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, stand. Die Sachsen sahen sich auf allen Puncten einzeln angegriffen und wurden vernichtet. August erflehte Peters Vermittlung, und 1717 wurde der Friede zwischen ihm und der Republik geschlossen. Die sächsischen Truppen verließen das Königreich, und August, Verzicht leistend auf die Idee, die Nation mit Gewalt zu unterjochen, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, suchte von jetzt an seinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab sich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakterisirenden Zug führen wir an, daß er sein schönes Dragoner-Regiment gegen zwölf porzellanene Vasen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin so gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war der glänzendste und kultivirteste in Europa. Die Polen, deren Sitten sich überhaupt zur Ausschweifung hinneigten, ergaben sich nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele ihres Königs, und wenn die ersten Regierungsjahre desselben durch große Staatsbewegungen sich auszeichneten, so thaten es die letzten durch grenzenlose Üppigkeit und Sittenverderbniß. Man liest noch jetzt mit Erstaunen die Beschreibung der von ihm gegebenen Feste. August wurde indeß von seinen Unterthanen sehr geliebt, und er behauptete mit Würde seinen Rang unter den europäischen Mächten. Er verband in seinem Charakter großmüthige Gesinnungen mit despotischen Gewohnheiten, den Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüstigen Lebens. Der Tod überraschte ihn endlich mitten unter seinen Festen und Entwürfen. Als er nach Warschau zu einem Reichstage reis'te, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er starb dort am 1. Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die lutherisch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August (siehe den folgenden Artikel), dagegen hatte er von seinen zahlreichen Mätressen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moritz von Sachsen geboren.

August III. (Friedrich), Churfürst von Sachsen und König von Polen, Sohn Augusts II., wurde 1696 geboren, und folgte seinem Vater im Jahre 1733 als Churfürst von Sachsen. Gegen Ende desselben Jahres versuchte Ludwig XV., Stanislaus Leczinky, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, auf den polnischen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterstützung der Wahl Truppen genug nach Polen schaffen zu können. Ein Theil des polnischen Adels trennte sich vom Wahltage, und unterstützt von einer russischen Armee wurde August III. zum König gewählt. Indessen wurde August doch erst 1736 in dem Warschauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenschaften seines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz dessen Beispiele, indem auch er sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete.

Auf Gemählde und die Unterhaltung seiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne jedoch von beiden etwas zu verstehen. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. Alle Regierungssorgen überließ er seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von Brühl (s. d. Art.), der geschickt genug war, den schwachen, aber stolzen und auf seine Autorität eifersüchtigen Monarchen in der Idee zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Was Beider politisches System anlangt, so hatten sie kein anderes, als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. August zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warschau vor, aber seine lange Abwesenheit aus Polen ließ die Regierung dieses Landes in gänzliche Unthätigkeit versinken. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den unbeugsamen Starrsinn der Mitglieder. Während der ganzen Dauer dieser Regierung versammelten sich die Repräsentanten der Nation immer ohne Erfolg oder Nutzen, und fast immer gingen der frivolsten Vorwände wegen die Reichstage aus einander. August war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachsen zurückkehren konnte, und so blieb dreißig Jahre lang dieses große Reich beinahe ganz ohne Administration. Bei aller dieser organisirten Anarchie schien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachsen war dem nicht so. Durch die schnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband August sich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete sich, dieser vermittelst der Subsidien, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, und ließ solche in Schlesien einrücken, wo sie sich mit der österreichischen Armee vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachsen selbst an, und schlug unter den Mauern von Dresden die sächsische Armee abermals am 15. December 1745. August verließ seine Hauptstadt, rettete seine Gemählde und Porzellane, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Erst durch einen demüthigenden Frieden erhielt er im nächsten Jahre Sachsen zurück. 1756 sah sich August aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens suchte er das Ungewitter von seinen Staaten abzuwenden, indem er Friedrich Neutralitätsvorschläge machen ließ. Dieser lehnte solche ab, und August verließ seine Hauptstadt am 10. September und begab sich ins sächsische Lager nach Pirna, wo 17,000 Mann sächsische Truppen versammelt waren. Friedrich schloß hier die Sachsen ein, die sich endlich am 15. October zu Gefangenen ergeben mußten. August flüchtete für seine Person auf den Königstein und späterhin nach Polen. — Hier, wo seine Autorität schon vorher nicht sehr geachtet war, wurde sie es nach dem Verluste Sachsens noch weniger. Catharinens Gelangung auf den russischen Thron wurde für ihn eine neue Quelle vielen Verdrusses, da die große Kaiserin die sächsischen Fürsten, welche Alliirte Frankreichs geworden waren, auf alle Weise zu necken und selbst vom polnischen Throne zu entfernen suchte. Es war daher kaum der Hubertsburger Friede geschlossen, als er Warschau verließ und nach Dresden zurückkehrte, wo er aber schon am 5. October 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Brust trat, starb. Auch er hatte, wie sein Vater, vor seiner Gelangung zum polnischen Thron (schon 1715) die katholische Religion angenommen. Sein Sohn, Friedrich Christian Leopold, folgte ihm als Churfürst von Sachsen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

August (Friedrich), jetzt regierender König von Sachsen, der älteste Sohn des Churfürsten Friedrich Christian, wurde geboren am 23. December 1750. Bei seines Vaters Tode war er erst dreizehn Jahre alt, und seine Lande wurden deßhalb unter der Administration seines ältesten Oheims, des Prinzen Xaver, regiert, bis am 16. Sept. 1768 der junge Fürst selbst die Regierung antrat. Der würdige Gutschmid war sein Lehrer in den Staatswissenschaften gewesen, die vielleicht nie in einem edlern Geiste sind angewendet worden als von Friedrich August. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beseelt von dem festen Entschlusse, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und diesem Vorsatz blieb er in allen Verhältnissen und zu allen Zeiten so treu, daß man mit Wahrheit sagen kann, dieser Fürst habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundsatz der strengsten Rechtlichkeit verläugnet, stets wahrhaft väterliche Gesinnungen bewiesen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle seiner Unterthanen unverträglich hätte scheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum ist in seiner ganzen Regierung kein Machtspruch, kein Eingriff in fremde Rechte geschehen; heilig war ihm seine Fürstenpflicht, und mit der anhaltendsten Thätigkeit, mit der gewissenhaftesten Pünctlichkeit, mit der edelsten Mäßigung hat er sie erfüllt. Abhold jedem übereilten revolutionären Streben, unternahm er nichts blos für den Glanz oder aus Nachahmungssucht, sondern nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Überzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langsam, aber desto sicherer gedeihen sollte. Der Wohlstand, die Blüthe seines Staates unter seiner Regierung zeugen, wie sicher es in der That gedieh: und die nähere Betrachtung der geräuschlosen Thätigkeit dieses Fürsten beweis't, daß er wohlthätiger für seinen Staat gewirkt hat, als kein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte nach und nach die Steuerschulden des Landes, und die erkannte strenge Rechtlichkeit der Verwaltung bewirkte, daß, ungeachtet der geringen Zinsen, die sächsischen Staatspapiere, was bis daher ohne Beispiel war, um einige Procente den wahren Werth überstiegen. Öfters wendete Friedrich August durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, suchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte: man solle sein und seiner Kammer Interesse nie dem Interesse der getreuen Unterthanen entgegenstellen. Von seiner ausnehmend landesväterlichen Fürsorge zeugen die schrecklichen Jahre der Theurung 1772, 1804, 1805, und die furchtbaren Überschwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er sich als wahrer Vater seines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, sondern auch durch die Arbeit bewies, die er nahrungslosen Unterthanen anweisen ließ. Die Magazine aber wurden so eingerichtet, daß ähnlicher Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbesserung der Viehzucht (besonders die Veredlung der Schäfereien) machten bedeutende Fortschritte, und wurden durch Belohnungen unterstützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch sorgfältige Aufsicht, weise Berggesetze und nachdrückliche Unterstützung der Gewerke gehoben; Manufacturisten und Fabrikanten (vorzüglich Spinnmaschinen &c.) aller Art durch Pensionen, Geschenke und Vorschüsse unterstützt; der Handel, der durch den siebenjährigen Krieg und durch die von dem Administrator Xaver auf die ausländischen Waaren gelegten Impoſten einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob sich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weise

befördert. Wer gedenkt nicht hierbei der Verbesserung alter und Anlegung neuer Kunststraßen, so wie der Schiffbarmachung der Unstrut und Saale, welche Flüsse durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung gebracht werden sollten? die Armee wurde bei diesem allen auf einen bessern Fuß gesetzt, und die Bildungsanstalten blieben nicht dahinten. Bedeutende Unterstützungen erhielten die beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig; die drei Fürstenschulen Pforta, Meißen und Grimma wurden neu organisirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer, die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg, die niedern Bergschulen im Erzgebirge, die verbesserte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landschullehrer, Prämien, welche an diese ausgetheilt wurden, u. a. m. zeugen zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. Beweis't nun aber schon dieses, daß man nicht blos auf die Administration des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet habe, so dienen andere Umstände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Augusts von einer recht achtungswürdigen Seite zu zeigen. Im Jahre 1770 wurde die Tortur abgeschafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesstrafen sehr beschränkt und menschlicher. 1791 wurde eine beständige Gesetzcommission errichtet, welche mit dem Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt, 1820 aber aufgehoben ward; 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminalisten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Gesetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Ansehung einzelner Landescollegien und Behörden vorgenommen, der nachtheilige Justizpacht in den Ämtern aufgehoben, heilsame Polizeigesetze und eine allgemeine Vermundschaftsordnung gegeben, die sich in jeder Hinsicht auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem ausgehoben, beweis't einen eben so guten Willen, als zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine süßere Lust kennt, als die Beglückung seines Landes. Auch breitete sich nicht blos ein schöner Wohlstand in demselben aus, sondern der Geist der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Treue waltete darin so allgemein, daß Sachsen auch von Seiten seiner Sittlichkeit sich auszeichnete. Wenn Friedrich August nicht ein völlig ungestörtes, immer erhöhtes Glück seinen Unterthanen verschaffte, so war dies nicht seine, sondern der Zeitumstände Schuld; denn wie sehr er auch den Frieden liebte, so wurde er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und endlich seine blühenden Provinzen allen Drangsalen eines verheerenden Krieges Preis zu geben. Im Jahre 1778 führte er, wegen der Ansprüche seiner Mutter auf die Verlassenschaft ihres Bruders, des Churfürsten von Baiern, in Verbindung mit Friedrich dem Großen, einen Krieg gegen das Haus Österreich, den baierischen Erbfolgekrieg, welchem aber bereits am 13. Mai 1779 der Friede folgte. Das Interesse seines Landes und dessen geographische Lage erfoderten, sich an Preußen anzuschließen, und Friedrich August that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der ersten trat er daher auch dem deutschen Fürstenbunde, dieser großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß diese Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich August die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Interesse des Hauses, dessen Schild wider grundlose Ansprüche in Tractaten ist, und seines Volks, dessen viel vermögende Stände in ihren zum gemeinen Besten geübten Vorrechten ein Kleinod besitzen, dessen Verlust beim Untergange der Gesetze gewiß

und unersetzlich wäre.“ Dieselbe Weisheit, die ihn zu solcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuschlagen. Die Polen sendeten im Jahr 1791 den Fürsten Adam Czartoriskh nach Dresden, um Friedrich August aus eigener Wahl zur Thronfolge Polens für sich und seine weiblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um seiner Tugenden willen von einer fremden Nation als König berufen zu sein, so war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber stand es bald nicht mehr in seiner Macht, die Ruhe dieses Vaterlandes zu sichern. In seinem Sommerpalast zu Pillnitz fand am 27. August 1791 die berühmte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich August dies nicht verhindern können, so hütete er sich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth stets zur Mäßigung und stellte erst im Jahre 1793, als nach Leopolds Tode die Franzosen in die österreichischen Niederlande und die Rheinländer eingefallen waren, und ein Reichskrieg erklärt worden war, die Truppen, die ihm als Reichsfürst zu stellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf solche Weise an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, trat aber 1796, nach dem Basler Frieden, dem norddeutschen Neutralitätssystem bei, und besetzte die Demarcationslinie an den südlichen Grenzen seines Landes. Bei dem Rastadter Congreß vom Jahr 1797 bis 1799 suchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbstständigkeit des deutschen Reiches zu behaupten, und bei dem Entschädigungsgeschäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebst sieben andern Reichsständen erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk, als strengste Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse. An einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Österreich im J. 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß seine Länder durch die preußischen Durchmärsche vieles litten, und mußte selbst im folgenden Jahre, nachdem am 6. August die völlige Auflösung des deutschen Reichs erfolgt war, an einer Rüstung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachsen stießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14. October das Schicksal der preußischen Monarchie entschieden wurde, war Sachsen zuerst dem eindringenden Feinde preisgegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weise entschieden worden, hätten nicht Friedrich Augusts persönliche und Regententugenden dem Feinde selber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehrern Requisitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Millionen Franken auf, richtete eine provisorische Verwaltung der in Beschlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondissements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, gestand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich August suchte dem bedrängten Lande auf alle Weise zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorschüsse und Lieferungen seiner Kammergüter die Leistungen unterstützte, theils den Friedensabschluß mit Napoleon möglichst beschleunigte. Dieser erfolgte am 11. December zu Posen, und hatte auf das künftige Schicksal von Sachsen und dessen Regenten wesentlichen Einfluß. Der bisherige Churfürst von Sachsen wurde zum König erhoben, trat als solcher dem Rheinbunde bei, und stellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlausitz gelegene cottbusser Kreis wurde ihm zugesichert, und er trat dagegen an den König des neu

errichteten Reichs Westphalen das Amt Gommern, die Grafschaft Barby, Treffurt und einen Theil der Grafschaft Mannsfeld ab. Durch den Frieden von Tilsit erhielt er 1807 auch die vom Königreiche Preußen getrennten Provinzen Südpreußen, einen Theil Neu-Ostpreußens Westpreußens und Neu-Schlesien, unter dem Titel des Herzogthums Warschau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14. Oct. 1809) alles, was 1795 in Neu- oder Westgallizien an Österreich gekommen war, geschlagen wurde. Als König von Sachsen und Herzog hatte nun aber Friedrich August doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Indeß sandte er keine Truppen nach Spanien. In dem Kriege, der 1809 gegen Österreich geführt ward, stellte er blos sein Contingent. So glücklich dieser Krieg geführt wurde, so kostete er dennoch dem bereits erschöpften Lande manches Opfer. Die härtesten Prüfungen für das Herz des guten Königs sollten aber erst noch beginnen, als in dem französisch-russischen Kriege von 1812 seine Staaten der unmittelbare Schauplatz des Krieges wurden, erst Warschau und dann Sachsen. Friedrich August hatte sich, als die Alliirten in Sachsen einrückten, zuvörderst nach Regensburg, dann nach Prag begeben, und war nach der Lützner Schlacht auf Napoleons dringendes und drohendes Begehren nach Dresden zurückgekehrt. Welche Ansichten und Absichten ihn leiteten, ist in dem Art. Sachsen zu finden. Der König befand sich in Dresden, als die Alliirten diese Stadt nach Ablauf des Waffenstillstandes angriffen. Später folgte er Napoleon nach Leipzig. Als hier die Waffen das Loos Europa's entschieden hatten, sandte der König an Kaiser Alexander die Erklärung, daß er sich ihm auf Discretion ergebe. Der Kaiser von Rußland gab zur Antwort, daß er in ihm nur einen feindlich gesinnten Fürsten sehe. Man entfernte ihn aus Sachsen, welches verwaltet wurde, und wies ihm Friedrichsfelde bei Berlin zum einstweiligen Aufenthalt an. Im März 1815 wurde ihm zugestanden, sich von hier nach Preßburg zu begeben, um an den Verhandlungen des Wiener Congresses Theil zu nehmen, und endlich am 7. Juni kehrte er in Folge des am 18. Mai unterzeichneten Vertrags mit Preußen (vergl. Sachsen) in seine Hauptstadt zurück. Hier stellte er in kurzer Zeit den zerrütteten Staatscredit wieder her, befolgte in jeder Hinsicht gemäßigte und weise Grundsätze, stiftete den Civilverdienstorden und ordnete mehrere Zweige der Staatsverwaltung nach den neuen Verhältnissen des Landes. Möge dereinst der Biograph des guten Königs sagen können: er starb glücklich als Beglücker seines Vaterlandes, das durch seine Fürsorge an den vielfach geschlagenen Wunden nicht verblutete! — Im Sept. 1818 feierte er sein Regierungs- und im Jan. 1819 sein Ehejubiläum. Im Jahre 1769 vermählte er sich mit Maria Amalia Augusta, der Schwester des jetzt regierenden Königs von Baiern, und diese gebar ihm 1782 die Prinzessin Maria Augusta.

Augustinus (der heilige), einer der berühmtesten Lehrer der christlichen Kirche, wurde zu Tagast, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13. November 354 unter der Regierung des Kaisers Constantin geboren. Man hat über ihn von ihm selbst genaue Nachrichten in seinem Buche, dem er den Titel Bekenntnisse beilegte. Seine Ältern bestimmten ihn für den gelehrten Stand, allein er entsprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernste und trockene Studium verabscheute, und stets nur von solchen Dingen angezogen wurde, die das Herz beschäftigten. Er wurde von seinen Ältern nach Kar-

thago geschickt, wo er seine Studien vollenden sollte. In seinem sechzehnten Jahre faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre wurde er von einer Geliebten gefesselt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erst als er seine ganze Lebensart änderte, verließ er sie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortensius, das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, leitete ihn auf das Studium der Philosophie, und da diese seinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang Zuhörer; aber als er zu einer deutlichen Erkenntniß gelangte, verließ er sie, und begab sich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand um hier die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit einzunehmen. Der heil. Ambrosius war daselbst Bischof, und durch die Reden desselben lernte er das orthodoxe Christenthum hochachten. Das Lesen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die katholische Kirche feiert jeden 3. Mai ein eigenes Fest zum Andenken an diese Begebenheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, schrieb hier mehrere Bücher, bereitete sich auf die Taufe vor, die er im drei und dreißigsten Jahre seines Lebens mit seinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambrosius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück verkaufte seine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur so viel für sich, um mäßig leben zu können. Als er einst in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Augustinus in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und wurde 395 Bischof zu Hippon. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination, und schrieb über diese ein eigenes Buch. Augustinus behauptet, daß der Mensch blos durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. (Vergl. d. Art. Gnade.) Er starb den 28. August 403, da Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine bessere Sprache und einen reinern Geschmack besessen, aber keinen, der es verstanden hätte, mehr das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Mahler gaben ihm daher in ihren Gemählden zum Symbol ein flammendes Herz. — Augustinus hat seinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein, freilich durch die Vandalen bald zerstörtes, Denkmahl gesetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Augustiner behaupteten, einen Orden mit fester Regel gestiftet. Die verschiedenen Zweige des Augustinerordens, regulirte Chorherrn, Einsiedler, Einsiedlerinnen und Tertiarier, sind erst im elften und zwölften Jahrhunderte entstanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpste und Prioren. Pius V. setzte die vorher ohne Ordensverband zerstreuten, 1256 aber zur Clausur vereinigten Augustiner-Eremiten oder Einsiedler des heil. Augustinus 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziscanern und Carmelitern. Sie tragen schwarze Kutten. Vor der Reformation hatten sie bei 2000 Klöster mit 30,000 Mönchen und 300 Klöster der Augustinerinnen. Nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan hatte, verzweigten sie sich in mehrere ansehnliche Congregationen, unter denen die Augustiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichsten wurden. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zählte der ganze Augu-

stinerorden 42 Provinzen. Jetzt hat er nur noch in Italien, Spanien, Portugal, in den österreichischen Staaten und in Amerika Klöster in geringer Anzahl. Im Jahre 1817 haben sich wieder Augustinerinnen von der Congregation U. l. Fr. zu Paris angesiedelt. Es sind zwei und dreißig Nonnen, welche vom Ertrage ihres Fleißes leben, 200 arme Kinder unterrichten und nur noch zur Miethe wohnen.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius), ursprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schwester Julius Cäsars. Die Familie der Octavier stammte aus Velletri im Lande der Volscer. Der Zweig, zu welchem Augustus gehörte, war reich und angesehen. Augustus Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Civil- und Militärämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Cicero's Consulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor seinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt seiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia sich in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten sich auf das glücklichste, und erwarben ihm die Gunst seines Groß- Oheims, des Julius Cäsar, der sich geneigt erklärte, ihn zu adoptiren, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand sich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Rhetor Appollodor die Beredsamkeit studirte, als er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Oheims und zugleich von seiner Adoption erhielt. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien unter Segel, um an Ort und Stelle selbst den Stand der Sachen zu erforschen, und, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäsar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kam eine Deputation der daselbst versammelten Veteranen ihm entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäsars proclamirt, machte er feierlich seine Adoption bekannt, und nahm den Namen seines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er stellte sich, damals neunzehn Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte sich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu seinem eigenen Gebrauch, und marschirte durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die Cäsarn gestürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebten. Damals triumphirte die letztere Partei, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Octavius begab sich zuerst zu Cicero, der sich auf seine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte, um diesen großen Redner, der noch immer eine große Popularität hatte, und der den Antonius haßte und fürchtete, in sein Interesse zu ziehen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magistratspersonen, Soldaten und Bürger ihm entgegen kam; nur Antonius würdigte seine Ankunft keiner Aufmerksamkeit. Nachdem Octavius seine Adoption auf die feierlichste Art hatte bestätigen lassen, besuchte er Antonius, bot ihm seine Freundschaft an und foderte ihm die Verlassenschaft Cäsars ab, um die von demselben ausgesetzten Legate zu bezahlen. Antonius wies diese Ansprüche stolz zurück, söhnte sich jedoch bald mit ihm aus, als er des Octavius Ansehen immer mehr steigen, sein eigenes aber in gleichem Maße sich vermindern sah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwischen beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlern nicht sein. Ihr

Herz nährte gegenseitig Haß und Eifersucht; auch war ihre Feindschaft so wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beschuldigte, er habe Antonius ermorden lassen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpinische Gallien zog und Mutina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius beorderten Consuln begleitete, und nach dem Tode derselben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebst Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, sich mit ihm aussöhnte; wie zwischen den drei Feldherrn ein Triumvirat geschlossen wurde, und wie sie, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, die republikanische Armee unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten, ist im Art. Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte sich minder großmüthig, er verhöhnte, wie die Geschichtschreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach diesem Feldzuge fand sich des Octavius Gesundheit so zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, sein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er sich dem schwierigen Geschäfte, die Habsucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Diese Vertheilung verursachte große Unruhen. Octavius sah dabei mehrmals sein Leben in Gefahr. Mitten unter den tumultuarischen Auftritten, die ganz Italien erschütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeschlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius sich in die Stadt Perusia, wo er bald darauf capituliren mußte. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und dreihundert Senatoren zum Tode verurtheilt. Man stellte dieses Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäsars dargebrachtes Opfer vor. Auf Antonius Erscheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Proscriptionen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren, und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römischen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Nach seiner Rückkehr aus Gallien vermählte sich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem er selbst seine dritte Gemahlin Scribonia verstoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward seines Ansehens beraubt, und so wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrschten das unter sich getheilte Reich anfangs mit scheinbarer Eintracht. Aber während Antonius sich im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Festigkeit seine Plane, sich zum alleinigen Herrscher zu machen, und benutzte dabei als ein geschickter Staatsmann die Fehler seines Collegen. Vor allen strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben, auf dessen Dankbarkeit er Ansprüche hatte, da durch ihn sich Italien des Friedens und Überflusses erfreute. Er gab Zeichen der Milde und Großmuth, ohne den Schein anzunehmen, als strebe er nach der höchsten Gewalt. Vielmehr erklärte er sich feierlich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde. Er schien es mehr zu erlauben als zu verlangen,

daß man ihn zum beständigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchsten Macht führte. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Kleopatra gezeugten Söhne zu seinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Ägypten den Krieg erklären, rüstete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus und begab sich damit nach dem ambracischen Meerbusen, wo er, unterstützt von seinem Admiral Agrippa, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrscher der Welt machte. Er verfolgte seinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte den Krieg, nachdem er mit seiner gewohnten Kälte den Vorschlag des Antonius ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Sowohl diesen als die Kleopatra ließ er, nachdem beide ihr Leben gewaltsam geendet, prachtvoll bestatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ebenfalls seiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsars und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und Octavius gebrauchte überhaupt seine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Asiens und der Inseln zu ordnen; bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großer Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von seinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt. Agrippa, dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leisten; Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder vielmehr seiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu seiner stets beobachteten Politik, suchte er dem Volke und dem Staate den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Regenten zu sehen. Er schaffte die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Verbesserung der während der Bürgerkrige eingerissenen Mißbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats (im J. 36 v. Chr. Geb.) begab er sich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl studirten Rede seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab diesen dringenden Bitten nach und fuhr fort, durch den Senat zu regieren. Er empfing jetzt den Beinamen Augustus, der die Hoheit seiner Person und seines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in sich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Wasser und zu Lande, der über Krieg und Frieden entschied; eines Proconsuls, als welcher er über alle Provinzen gesetzt war; eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen öffentlichen Beschlüssen widersetzen zu können; endlich auch eines Censors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Zu allen diesen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, so übte sie August doch mit weiser Mäßigung und mißbrauchte sie nie. Es lag im Geiste seiner Politik, die alten Namen und Formen beizubehalten, und er verweigerte es daher standhaft, den

durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Augusts Regierungsgeschichte ist so reich an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müssen, nur die Wichtigsten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Asien, und besonders in Gallien und Hispanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; sie hielten die Dacier, Numidier und Äthiopier in Schranken. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, dem zufolge sie Armenien abtraten und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, schloß er (das drittemal seit Roms Erbauung) im J. 744 den Tempel des Janus. Aber dieser Friede wurde bald durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Hermann (s. d.) verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte Augustus tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen, und rief oft im äußersten Schmerz: „o Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Indeß wurden die Deutschen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Besorgnisse, die sie dem Oberhaupte des römischen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ August eine Menge nützlicher Verordnungen, und stellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Organisation, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen, gab Luxusgesetze, stellte die Kriegszucht bei den Armeen und die Ordnung bei allen circensischen Spielen und den Schauspielen wieder her, und verschönerte Rom, das er wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Backsteinen erbaut gefunden hatte, und aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reisen, um, wie Vellejus sagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er besuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Asien, Syrien, Gallien u. s. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats wurde dem Monat Sextilis der Name August gegeben. Zwei Verschwörungen, die Augusts Leben bedrohten, scheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode bestraft. Glücklicher war Cinna, dem August verzieh und seine Freundschaft schenkte. Diese Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, so daß dem Beherrscher Roms nichts zu wünschen übrig geblieben wäre, hätte seine Familie sich seinem Willen eben so gefügt, wie die Welt sich ihm fügte. Die Ausschweifungen seiner Tochter Julia verursachten ihm großen Kummer, und er zeigte sich härter gegen diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die sein Leben bedroht hatten. Die Geschichte sagt, daß er in seinem Alter von der Livia beherrscht wurde, der einzigen Person, die er vielleicht wahrhaft geliebt hatte. Durch den Tod verlor er seine Kinder und alle junge Prinzen, auf die er die Hoffnung gesetzt hatte, daß sie einst ihm folgen sollten. Tiberius war ihm von allen allein übrig, dessen böse Eigenschaften er nur zu wohl kannte. Sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach; allein zu Neapel mehrte sich sein Übelbefinden. Er eilte nach Rom zurück, aber noch ehe er daselbst ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola am 19. August des J. 14 nach Chr. Geb. in einem

Alter von sechs und siebenzig Jahren. Als August die Annäherung seines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umstehenden: „habe ich meine Rolle gut gespielt?" Auf die bejahende Antwort fuhr er fort; „so klatscht in die Hände, sie ist aus!" — Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben Augusts zuverlässig, so würde er hinreichen, seinen Charakter, seine Politik und selbst sein Glück zu erklären. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente Anderer, um sie zu erreichen. Er besiegte Brutus durch Antonius, und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien nie seine Plane, und wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufbringen zu lassen, die stets das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Aber man darf zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er seine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit einem feinen Geschmack und gewandten Geiste begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften und übte die Dichtkunst selbst, so daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das in der Geschichte des Menschengeschlechts sich durch geistige Kultur auf das vortheilhafteste auszeichnet. Sein Tod versetzte das Reich, das seine Jugend einst beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng = Zeyb (Zierde des Throns), wurde am 20. Oct. 1619 zum Unglück für seinen schwachen und unglücklichen Vater geboren. Damals war sein Großvater Djehanguyr auf dem Throne von Hindostan, und hatte eine solche Freude über den Zuwachs seiner Familie, daß er ihm diesen Namen Namen beilegte. Als er 9 Jahre alt war, kam sein Vater Shah = Djehân zur Regierung, und Aureng = Zeyb kündigte damals durch sein ernstes Äußere, durch sein häufiges Beten und durch seinen Hang zur Einsamkeit, seine versteckte Heuchelei, seine Vorsicht und seine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ sich unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, sich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20. Jahre legte er den Koran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geschicklichkeit eine Anzahl Truppen an, und erhielt das Gouvernement von Dekhan. Hier wollte er einst den Fakirn einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft geben, bat sie zu einem großen Gastmahle, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleidung anzuziehen. Er ließ die alten Gewänder sogleich verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberstücke, die ihm gute Dienste thaten, als er mit seinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte seine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte seinen Vater in das Innere seines Harems, woselbst er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, bestieg im J. 1659 den Thron von Hindostan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Er regierte mit Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und suchte seine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festsetzen

und durch langsam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Visapur, und nach und nach wurden die Maratten von den Mongolen ganz aus ihrem Vaterlande vertrieben. Er starb den 21. Febr. 1707, nachdem er 50 Jahre, 2 Monate, 27 Tage regiert hatte. Nach seinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen sogleich Kriege zwischen seinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen suchten sich unabhängig zu machen.

Aurikel (Primula auricula), eine beliebte Gartenblume, die mit den Primeln verwandt ist. In den südlichsten Gegenden von Deutschland wächst sie wild auf hohen Bergen und an schattigen, feuchten Orten. Durch die Kultur hat sie an Schönheit und Farbenpracht sehr gewonnen. Der Geruch ist sehr angenehm und lieblich. Sie blühet im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweitenmal. Man pflanzt sie entweder durch Absenker oder durch Samen fort, letztere Art der Fortpflanzung fodert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden ist sie bekannter unter dem Namen Aurikel=Schlüsselblume.

Aurora (griech. Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schwester des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeschlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Asträus, einem Sohne des Krius, gebar sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenstern und die Gestirne. Sie fährt, von den göttlichen Rossen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Rosenfingern den Schleier der Nacht, den Sterblichen leuchtend, bis der Glanz des Tages sie verscheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin fesselte, nennen die Dichter besonders den Orion, Tithonus und Cephalus.

Ausbeute, im Bergwesen, ist der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Besitzer der Kure, nach Abzug aller Kosten. Dieser Gewinn wird gemeiniglich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, die edelste Sorte des Ungarweins.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet die völlig angemessene Veräußerung eines inneren Zustandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, sind davon sorgfältig zu unterscheiden. Worte, als Zeichen der Vorstellungen, sind noch keine Ausdrücke, sie werden es nur im Zusammenhange und durch die erfoderliche Beschaffenheit. Außer dem Zusammenhange ist in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjection. Sollen sich Wörter als Ausdruck bewähren, so gilt es die Untersuchung, ob sie genau dem entsprechen, was der Darstellende uns durch sie mittheilen wollte. Dies ist aber nur aus dem Zusammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorstellung, die für sich betrachtet weder wichtig noch unwichtig ist, sondern beides erst durch die Verbindung wird, worin sie erscheint. Eben so wenig ist Ausdruck mit Nachdruck zu verwechseln, wie so häufig von denen geschieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen seiner Unnatur höchst mißfällig wird. — Wir haben den Ausdruck die völlig angemessene Veräußerung eines innern Zustandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort Zustand zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die völlige Angemessenheit besteht. — Wir setzen hier, wie gewöhnlich, den Zustand der Beschaffenheit, das Vorübergehende

dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdruck nicht die allgemeine Art geistiger Mittheilung, sondern eine besondere, von jener etwas unterschiedene, Statt finde. Der Unterschied wird sich durch Beobachtung leicht finden lassen. Wenn wir von einem Gesichte, einem Porträt sagen, daß es Ausdruck habe, so wollen wir damit nichts anders sagen, als: dies ist nicht blos die allgemeine Form eines menschlichen Gesichts überhaupt, sondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt sich in den Zügen dieses Gesichts an. Demnach bestünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck sein, in so fern uns dadurch Seele enthüllt wird. Seele aber ist das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzustandes, und zwar des Zustandes eines von einem Gegenstande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeisterten Gemüths. Diese Offenbarung aber muß völlig angemessen sein, damit die äußere Darstellung der innern so entspreche, daß genau dieselben Ideen und Gefühle in dem Geiste und Gemüthe des empfänglichen Andern entstehen, wie sie im Geiste und Gemüthe des Darstellenden selbst waren. Fragen wir, welche Eigenschaften der Ausdruck dazu erfodert, so finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenstand genaue Bestimmtheit und Anschaulichkeit, in Beziehung auf den Darstellenden aber Beseelung und richtigen Empfindungston haben müsse. Indem wir aber sehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzustandes, worin das Wesen des Ausdrucks besteht, im eigentlichen Sinne Darstellung sei, werden wir auf die Wirksamkeit der Einbildungskraft hingewiesen, ohne welche wir weder in jenen Zustand kommen, noch einer Darstellung fähig sind. Den Gegenstand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffassen, stellen wir uns nicht so lebhaft vor, daß wir dadurch in einen besondern Zustand versetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem solchen Zustande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieses zusammenfassend, kann man sagen, Ausdruck sei beseelte Darstellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenstandes, gemäß der Beschaffenheit und Wirksamkeit desselben, in dem Zustande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er ist schon seiner Natur nach ästhetisch, und in allen schönen Künsten nicht seinem Wesen, sondern nur den verschiedenen Darstellungsmitteln nach verschieden. Was in der Poesie durch Sprache, das geschieht in dem Gesang, der Declamation, der Musik durch Töne, in der Bildhauerei durch Gestalt und Attitüde, in der Schauspielkunst durch Mimik, in der Tanzkunst durch Bewegung und Stellung. Die Mahlerei vereinigt die Mittel von allen dreien, setzt Farben, Licht und Schatten hinzu; die Gartenkunst lernt von ihr, wie die Baukunst von der bildenden Kunst. Die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks bestimmen ihre Sphäre.

Ausdünstung ist die Umwandlung flüssiger und fester Körper durch Einwirkung des Wärmestoffs in elastische Flüssigkeiten. Setzt man z. B. Wasser der Hitze aus, so legen sich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufsteigen und hier zerplatzen. Diese Bläschen erheben sich um so häufiger, je stärker die Hitze ist. Sie machen den Dampf des Wassers aus, der in die Luft steigt und dort in beträchtlicher Höhe sich zu Wolken vereinigt. Aber auch im bloßen Sonnenschein und ohne denselben in freier Luft verdunstet das Wasser, so wie jede andere

Flüssigkeit. Die allgemeine Ursach der Ausdünstung ist die Wärme; bei den verschiedenen Substanzen aber werden verschiedene Grade derselben erfodert. Das Wasser, das überhaupt der Ausdünstung stark unterworfen ist, verdunstet schon bei einem sehr geringen Grade, und bei der ungeheuren Menge, in welcher es über der Erde verbreitet ist, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß dadurch die wichtigsten Veränderungen in unserer Atmosphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünstung des Wassers zu messen, eigene Instrumente (Ausdünstungsmesser), Atmometer, erfunden, deren Resultate jedoch ziemlich unsicher geblieben sind. Wenn man annimmt (wozu die angestellten Versuche berechtigen), daß die jährliche Verdünstung im Durchschnitt 30 Zoll beträgt, so würden, die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde nur zu 4 Millionen geographischer Quadratm. angenommen, jährlich 200 Kubikmeilen Wasser in Dämpfe verwandelt, welche Masse noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wässerigen Theilen jährlich ausdünsten. Im Sommer ist allerdings die Ausdünstung beträchtlich stärker als im Winter, doch ist sie in der kalten Jahreszeit nicht so unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmestoffs schließen sollte. Selbst innerhalb der Polarkreise hört die Ausdünstung nicht ganz auf, denn auch das feste Eis dünstet an der freien Luft noch aus. Die Erscheinung der Ausdünstung zu erklären, hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt, die man in zwei Classen theilen kann. Nach der einen ist sie nämlich nichts anders als ein geringer Grad der Verdampfung, d. h. der Umwandlung der Flüssigkeiten in elastische Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflösung der Flüssigkeiten in der Luft. Letztere Meinung ist besonders von de Luc mit triftigen Gründen bestritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünstung, indem sich das Wasser mit dem Wärmestoff verbindet, ohne sich in der Luft aufzulösen. Der Hauptgrund für diesen Satz ist, daß bei jeder Verdünstung einer tropfbaren Flüssigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte ist nichts anders, als Entfernung oder Verbrauch des Wärmestoffs. Wenn nun bei Verdünstungen Wärmestoff verbraucht, d. h. mit dem verdünsteten Wasser verbunden wird, so muß dieser Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt die Luft zur Ausdünstung nicht nur nichts bei, sondern ihr Druck ist derselben mehr hinderlich. Ohne diesen Druck würde dieselbe Wassermenge weit weniger Wärmestoff zum Zerdünsten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Wasser in luftleerem Raume stärker und schneller verdünstet, als an der Luft. De Luc setzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur fest, d. h. wenn in einem gewissen Raume, er mag voll Luft oder luftleer sein, elastische Dämpfe sich erhalten sollen, muß auch dieser Raum selbst die Temperatur des verdünsteten Wassers haben. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftschicht, so setzen sie darin einen Theil ihres Wärmestoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zersetzt und wieder zu Wasser wird, welches äußerst feine sichtbarwerdende Bläschen bildet. — Unter **Ausdünstung** des thierischen und menschlichen Körpers versteht man 1. diejenige Verrichtung der Haut, mittelst welcher in dem dichten Netze von Haargefäßen derselben bestimmte flüssige Stoffe aus dem Blute abgesondert, in Dunst (oder in einen feinen Duft) verwandelt und als solcher durch die Öffnungen der Haut (die sogenannten Schweißlöcher, Poren) ausgehaucht werden; 2. zuweilen auch diese

bgesonderten und durch die Thätigkeit der Haut aus dem Körper usgeschafften Stoffe selbst. Dieser Duft ist unter den gewöhnlichen Verhältnissen so fein, daß man ihn mit bloßen Augen nicht sehen kann, aher man ihn auch die unmerkliche Ausdünstung nennt, er wird aber sichtbar, wenn man die Hand an ein kaltes Glas oder porirtes Metall hält, auch wenn man bei kalter Temperatur stark ausünstet, oder wenn sich bei noch mehr verstärkter Ausdünstung dieser Duft nicht in der Luft schnell genug auflöst, sondern in Tropfen als Schweiß auf der Haut sammelt. Diese Ausdünstung durch die Haut at die meiste Ähnlichkeit mit dem aus den Lungen ausgehauchten Dunst, mit der Absonderung der Häute und Membranen innerer Höhen des Körpers, der Bauch- und Brusthöhle, mit denen sie auch in inigem Zusammenhang zu stehen scheint. Noch inniger sind diese Verältnisse mit den absondernden Häuten der Nasenhöhle, der Lungen, es Magens und der Gedärme, welche im Grunde als eine Fortsetzung er äußern Haut anzusehen sind. Die Absonderung dieser innern Häute, wozu sich noch die Nieren und die dazu gehörigen Aussondeungsorgane gesellen, stehen daher auch in Wechselwirkung mit der Ausdünstung der Haut, so daß letztere als wichtiges Hülfsorgan für ene, besonders für die Lungen anzusehen ist. Diese Wichtigkeit leuchet noch mehr hervor, wenn man bedenkt, daß die ganze Hautoberläche eines erwachsenen Menschen wenigstens 16 Quadratfuß enthält, nd deßhalb die Menge der unaufhörlich ausdünstenden Stoffe sehr eträchtlich sein muß, welches sich auch durch die genauen Beobachtunen des Sanctorius (Venedig 1611) vollkommen bestätigt, welcher inen großen Theil seines Lebens auf der Wage zubrachte, und nicht ur alle Speisen und Getränke, die er zu sich nahm, sondern auch lle Abgänge genau wog und berechnete, und dadurch die Erfahrung machte, daß nicht nur von den Flüssigkeiten, sondern selbst von den estern Nahrungsstoffen, welche ein Mensch zu sich nimmt, ein berächtlicher Theil durch die Ausdünstung wieder aus dem Körper geht. Die Ausdünstung hat zwei für das Bestehen des Organismus sehr edeutende Gegenstände zu ihrem Zweck. Der eine ist die Reinigung es Blutes von gewissen schädlichen und überflüssigen Stoffen. Außer en durch zufällige Umstände in die Blutmasse übergegangenen zusamnengesetzten Stoffen, von besondern Nahrungsmitteln, z. B. Zwiebelgewächsen u. a. m., werden aus dem Blute Kohlenstoff, Wasserstoff und hauptächlich der Überschuß an Stickstoff durch die Ausdünstung mittelst des Wärmestoffs in Gas und Duft verwandelt und aus dem Körper geschafft. Die Umwandlung sogar zusammengesetzter, organischer, fester Stoffe in gasförmige Ausdünstung wird in manchen Krankheiten, besonders im Fieber, so außerordentlich vermehrt und beschleunigt, daß er stärkste Mensch in wenigen Tagen ganz abmagern kann, ohne anern Abgang als durch die Haut zu haben. Der andere Zweck der Ausdünstung ist die Erhaltung des gleichmäßigen Wärmegrades in em Körper und Verminderung der übermäßig sich erhöhenden Hitze n demselben. Jeder lebende Organismus hat seinen eigenthümlichen Stand der Wärme, welcher sich im Ganzen genommen gleich bleibt, eine Umgebung mag noch so warm oder so kalt sein. Die Temperaur des Menschen steht ungefähr von 32 bis 34 Grad (Réaumur). Da bei der Ausdünstung durch Verflüchtigung der Stoffe (s. oben) viel Wärmestoff verbraucht wird, so ist sie ein bedeutendes Abkühlungsmitel für den Körper, und eine Ableitung für die im Innern unaufhörlich sich erzeugende Wärme. Je mehr äußere Wärme auf den

Körper wirkt, oder je mehr durch innere Ursachen, z. B. hitzige Getränke, Bewegung, die innere Wärmeerzeugung verstärkt wird, desto vermehrter wird die Ausdünstung, und also auch desto stärker die Ableitung der Wärme. Wirkt große Kälte von außen auf den Körper, so wird die Hautverrichtung geschwächt, die Ausdünstung geht langsamer von Statten, der Wärmestoff wird sparsamer verbraucht, sammelt sich daher im Köper mehr an. Daher magern die Menschen gewöhnlich im Sommer ab, und nehmen im Winter wieder zu, weil in jenem die verstärkte Ausdünstung mehr Stoffe aus dem Körper auflöst und fortschafft, als im Winter. Daher kühlt sich der Mensch durch den Schweiß ab, und fühlt sich in der trockenen Fieberhitze erquickt, sobald ein kritischer Schweiß hervorbricht. Wird aber die Ausdünstung auf längere Zeit unterbrochen, oder doch gestört, so müssen auch die Folgen davon höchst nachtheilig für die Gesundheit und selbst für das Leben des Menschen werden. Diese Folgen haben ihren Grund theils in dem nahen Verhältnisse der Hautfunction zu innern Absonderungen, theils in ihren Zwecken, und sind um so hartnäckiger und verderblicher, je anhaltender die Unterdrückung der Hautausdünstung ist. Die nächste Folge ist gewöhnlich vermehrte innere Wärme, daher sehr oft Fieber dadurch erfolgt. Ferner werden die schädlichen Stoffe im Blute angehäuft, von welchen dasselbe befreit werden sollte, daher es von seiner normalen Beschaffenheit abweicht, und als regelwidriger Reiz wirkt. Endlich wird die Verrichtung anderer absondernden Organe übermäßig vermehrt, weil sie die Function der Haut zum Theil mit übernehmen, daher stellen sich als krankhafte Zufälle nach Erkältung so oft Schnupfen, Halsbräune, Husten, auch bedeutende innere Entzündungen, ferner Durchfall, Harnruhr, Wassersucht, langwierige Rheumatismen und dergl. m. ein.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Festung gehören, wenn nicht besondere Rücksichten zum Gegentheil bestimmen, öftere Ausfälle, um den Feind von derselben entfernt zu halten und seine Belagerungsarbeiten zu zerstören. Man theilt sie in große und kleine, und diese wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, diese innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geschehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannschaft zu sehr der Gefahr, abgeschnitten zu werden, aussetzen. Sie finden auch wohl in dem Falle Statt, wenn mehr Vertheidiger da sind, als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen ist sehr groß, ja sie können bei einer schwachen Belagerungsarmee aber auch dann entscheidend werden, wenn ein zum Entsatz der Festung herbeieilendes Heer den Belagerer zu eben der Zeit im Rücken angreift. Am vortheilhaftesten werden sie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer ist dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, den Angriff und dessen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle von höchstens 40 Mann, die mit vielem Geräusch hervorbrechen, sucht man den Feind blos aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Festung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter ist dabei nur Nebenabsicht. Eben so beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derselben Stärke, wenn er schon im letzten Waffenplatz oder noch näher ist, sucht seine Arbeiten zu vernichten u. s. w. Ist der Feind sehr nahe, so schleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, springen mit Geschrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebst anderm Feuerwerk hinein und ziehen sich eilig

wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind sich auf dem Glacis festzusetzen sucht, sich der Bresche nähert u. s. w. Auch macht der Belagerte Ausfälle auf den Übergang über den Graben, um die Schulterwehr desselben zu zerstören, die Faschinen zu verbrennen u. s. w.

Ausgabe oder Herausgabe eines Buchs heißt dessen Druck und Bekanntmachung. Überhaupt versteht man unter einer Ausgabe in diesem Sinne einen Abdruck und unterscheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben so viele Ausgaben, eine erste, zweite, dritte u. s. w. Ist ein Werk in seinen verschiedenen Auflagen unverändert geblieben, so kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Correctheit und Schönheit des Drucks und in der bessern Beschaffenheit des Papiers bestehen. Bei Werken, welche bei den folgenden Ausgaben verbessert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueste Ausgabe den ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen Statt, wozu es einer besondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich spricht man von Ausgaben bei den griechischen und römischen Classikern. Ihre Anzahl ist sehr groß und ihr Werth sehr verschieden; oft besteht er blos in der Seltenheit. Am gesuchtesten sind die ersten Ausgaben, Editiones principes, weil sie unmittelbar nach Handschriften gemacht worden (hierher gehören die Ausgaben des 15. Jahrh., die Aldinischen, die Juntinischen); ferner kritische und mit gelehrten Commentaren versehene Ausgaben (wie die von den beiden Stephanus u. s. w. besorgten). Andere werden der Nettigkeit des Drucks wegen geschätzt, wie die Elzevirschen in Duodez, die Barbouschen, andere wieder wegen der Pracht, wie die Baskervilleschen, Didotschen, Bodonischen u. s. w. Die Kenntniß der Ausgaben erfodert ein eignes bibliographisches Studium, um ihren Werth richtig zu schätzen, Originalausgaben von Nachdrucken u. s. w. gehörig zu unterscheiden.

Ausgeding nennt man in einigen Gegenden Deutschlands die Alimentation und dergl., die sich Ältern vorbehalten (ausbedingen), wenn sie den Kindern vor ihrem Tode noch das Vermögen überlassen. Dies geschieht mittelst eines gesetzlichen Vertrages, und das Ausgeding hat alle Eigenschaften und Folgen eines andern gesetzlichen Vertrages.

Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik und Interpretation.

Ausonius (Decius Magnus), der berühmteste römische Dichter des 4. Jahrh., war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das J. 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunst des Kaisers Valentinian genoß und aus dem Arzte desselben Präfect von Illyrien geworden war, versäumte nichts, um ihm eine seiner würdige Erziehung zu geben. Ausonius studirte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber sein Geschmack ihn zu den schönen Künsten zog, nahm er gern den Lehrstuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule seiner Vaterstadt angeboten ward. Als bald darauf der Lehrstuhl der Beredsamkeit erledigt war, erhielt er diesen. Er versammelte eine so große Anzahl von Schülern um sich, daß sein Ruf sich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian vertraute ihm die Erziehung seines Sohns Gratian an und ernannte ihn zur Belohnung zum Quästor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron bestiegen hatte, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen seinen Lehrer. Gegen das Jahr 370 ernannte ihn der Kaiser zum Consul in Gallien. Nach dem Tode Gratians aber zog sich Ausonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier seine Zeit zwischen

seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um das Jahr 394. Da Valentinian der christlichen Religion zugethan war, so ist es wahrscheinlich, daß Auson ebenfalls von dieser Religion war; auch beweisen dies mehrere seiner Gedichte. Die Kritiker sind über den dichterischen Werth des Ausonius nicht einig; unläugbar ist er geistreich und gelehrt, aber sein Styl und seine Versification haben die Mängel seines Zeitalters, und seine Latinität ist unrein; mit Unrecht hat man ihm aber den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Ausonius kann nicht als ein Muster gelten, verdient aber dessen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den spätern lateinischen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eklogen, Briefe in Versen und eine Rede an Gratian. Die geschätztesten Ausgaben sind, Bordeaux, 1580, 4., Heidelberg, 2 Bände, 8., Amsterd. 1671, 8. und Paris 1730, 4.

Auspicien. Das Hiehergehörige ist unter Augur und Augurien angeführt worden. Wir merken hier nur an, daß das Recht der Auspicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeigen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, nur dem Oberfeldherrn zustand; die Unterbefehlshaber aber fochten unter seinen Auspicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemessen.

Aussatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, welche zwar eigentlich eine tropische Krankheit und im Morgenlande, besonders in Ägypten und in Palästina zu Hause, jedoch schon zu den Zeiten der Römer durch römische Heere nach Italien gebracht, und späterhin durch die von den Kreuzzügen nach Europa zurückkehrenden Soldaten anderer europäischen Nationen noch mehr im Abendlande verbreitet worden ist. Was die Alten alles zu dem Aussatz rechneten, scheinen mehrere hartnäckige Hautausschläge gewesen zu sein, welche nach dem Klima und der Lebensweise der Völker verschiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechischen und arabischen Ärzte hatten unter dem Namen lepra, lichen, impetigo, scabies u. s. w. verschiedene Hautausschläge, welche zwar auch sehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Aussatz, und nicht so ansteckend, auch nicht so tödtlich als derselbe, bei welchem es oft so weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen desselben war nach den verschiedenen Klimaten verschieden, und bestand theils in allen jenen unbestimmten Ausschlägen, Flecken, Flechten und Grindern, theils und besonders aber war eine dunkle Röthe der Haut und des Gesichts (die arge Röthe genannt) der gewisseste Vorläufer desselben. Der vollendeten Aussatzarten sind nach Henslers Untersuchungen drei: 1 Der räudige Aussatz, Lepra und Psora bei den Griechen, wahrscheinlich Hiobs Krankheit; 2. der weiße Aussatz, Zaraah bei Moses, der in seinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Diese beiden Hautausschläge sind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße staubige Grinder, und so bösartig, daß sie nur sehr schwer eine Heilung zulassen; 3. der allgemeine knollige Aussatz, Elephantiasis der Griechen und Römer, ist jetzt noch besonders auf den westindischen Inseln zu finden. Er ist der schwierigste von allen; es entstehen wenig Raude und Grinder auf der Haut, sondern diese wird durchaus, besonders im Gesichte, in Knollen umgewandelt. Er scheint weniger mit Jucken und Brennen das bei den andern unausstehlich ist, verbunden zu sein, daher

ihn auch die Abendländer den ruhigen Aussatz nannten; ist aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern ist ein eigner Aussatz zu Hause, der eben so bösartig ist, wie der tropische. (S. d. Art. Hautkrankheiten.) Der abendländische Aussatz ist in Europa wieder verschwunden, indem durch die vielen errichteten Aussatzhäuser der großen Ansteckbarkeit des Aussatzes Grenzen gesetzt wurden, auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinschaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete ansteckende krebshafte Geschwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Aussatz. Auch die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen ist, wird zuweilen, aber uneigentlich, Aussatz genannt. H.

Ausschnitt ist in der Geometrie derjenige Theil einer Cirkelfläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfanges, (Peripherie) eingeschlossen wird.

Außenwerke sind alle Werke einer Festung, die außerhalb des Hauptwalls in oder jenseits des Hauptgrabens liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüsse gegen denselben aufzufangen, und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle Außenwerke müssen daher so eingerichtet sein: 1. daß sie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2. daß sie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3. daß sie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4. vom Hauptwall aus eingesehen werden. Meist, jedoch nicht immer, sind sie einige Fuß niedriger, als der Hauptwall. Die gewöhnlichsten Außenwerke sind a) die Grabenschere (Grabentenaille), liegt im Graben zwischen zwei Bastions vor der Courtine und hat gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels; b) Das Ravelin (Demilüne), ein großes Werk in Form eines ausgehenden Winkels, ehemals halbmondförmig, woher der Name, liegt vor der Grabenschere, die es nebst dem Thor deckt. Es ist das wichtigste Außenwerk und der Schlüssel zum Hauptwall. Neben ihm liegen zuweilen c) Lünetten (Brillen,) kleine, ähnlich geformte, wenig bedeutende Werke. d) Contregarden (Couvrefacen), liegen zur Deckung der Bollwerksfacen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerk. — Jenseits des Hauptgrabens, jedoch durch ihren Graben mit ihm verbunden, liegen zur Festhaltung irgendeines wichtigen Punctes e) Hornwerke, die aus zwei halben mit einer Courtine verbundenen Bastions, die wieder durch zwei Flügel, d. h. Wälle mit Graben an der Festung hängen, bestehn. f) Kronwerke, wo statt zwei halben eine ganze und zwei halbe Bastions angelegt sind. g) Scheren bestehen aus einem eingehenden Winkel, der durch Flügel an der Festung hängt. Sind zwei eingehende Winkel vorhanden, so heißt das Werk h) eine doppelte Schere. Sind die Flügel nicht parallel, sondern convergirend oder divergirend, so heißen die Scheren i) Schwalbenschwänze und k) Bischofsmützen u. s. w.— In den Waffenplätzen des bedeckten Wegs, so wie fast in allen andern Außenwerken, liegen oft Werke von verschiedener Form, die man l) Reduits nennt. Auf oder am Fuße des Glacis liegen oft m) Fleschen oder n) Lünetten die eine bastionähnliche Form, haben und nicht mit c zu verwechseln sind. Liegen solche Werke noch weiter vor, so heißen sie o) detachirte Werke und sie werden p) zu Forts oder detachirten Forts, wenn sie 500 Schritt und noch weiter vom Gla-

eis entfernt, größer und selbstständiger, meist auch hinten geschlossen sind. Man baut sie neuerdings oft in Form großer casemattirten Thüren. P.

Aussüßen heißt in der Scheidekunst, aus einem Körper die darin befindlichen auflöslichen Theile durch Waschen mit Wasser hinwegschaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Wasser befreien und reinigen.

Ausstellung nennen wir die öffentliche Zusammenstellung der in einem Lande oder Districte von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenstände der Kunst und Industrie. Weil aber die (schöne) Kunst durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfnisse des gebildeten Menschen, vor der Industrie, welche zunächst nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künstlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfnisse des äußern Lebens gerichtet ist, den Vorrang hat, so pflegt man öfter von Kunstausstellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunst jedoch jede, höhere Geistesthätigkeit erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe, wodurch sie zugleich von den Producten eines mechanischen Fleißes unterschieden wird. Da nun die Kunstproducte in diesem weitern Sinne, wie alles Menschliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig sind, theils in Hinsicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche diesem Zwecke immer entsprechender und an sich selbst wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch sie sich zum schönen Kunstwerk erhebt; so sind auch sie in Verbindung mit jenen der Ausstellung nicht nur werth, sondern beide können auch verbunden Kunstausstellungen genannt werden. Der Zweck dieser Ausstellung aber leuchtet von selbst ein, vorzüglich wenn wir auf diejenigen Künste blicken, deren Werke der Ausstellung fähig sind und bedürfen. Einige Kunstwerke nämlich werden vor dem Publicum gebildet oder ausgeführt (theatralische und musikalische Kunstwerke, so wie die Werke der Baukunst, oder können doch auf leichte Weise vor das Publicum gebracht werden, — wie die poetischen durch Druck, Declamation und theatralische Aufführung, — andere aber werden in der Einsamkeit gebildet, und existiren sonach zunächst nur für den Künstler selbst oder für Wenige. Dieses sind die Werke der Mahlerei, der bildenden Kunst und viele Gattungen der Industrieproducte. Allein diese Künste können nicht gedeihen, bei dieser gleichsam einseitigen Existenz ihrer Werke. Das Kunstwerk greift in das Leben ein, und soll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja es wird erst lebendig in der Seele des Anschauenden. Das wahre Werk der bildenden Kunst und Mahlerei soll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenossen und der Nachwelt. Es muß also ans Licht gestellt werden. Die Künstler aber, durch welche die Kunst entsteht und sich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müssen mit demselben in fortdauernder Wechselwirkung stehen, nicht blos, wiefern sie äußerer Unterstützung bedürfen, und diese nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher besonders durch Concurrenz der Käufer bestimmt wird, gewinnen können; sie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verständigen im Publicum zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunst, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und nationellen Aufgaben — und dieses wird ihnen durch Ausstellungen vollkommen möglich oder wenigstens erleichtert. Hier können zugleich die Fortschritte einer Nation in Kunst- und Industrieproducten (denn von diesen gilt mehr oder weniger dasselbe, wo sie nicht für sich schon einen bedeutenden Nutzen

gewähren) am besten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenossen, der Nation, sich ermunternd und aufregend zum Bessern äußern; hier kann durch Aufstellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunst ersprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunstkenner und Sammler ist, den Künstler kennen, hier ist Privat- und öffentliche Belohnung möglich; hier können sich die Künstler gegenseitig verbinden, und können am besten durch Vergleichung wahrnehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinschaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen bestehe; in wiefern sie das Gute oder Schlechtere sich zum Muster genommen haben: da sonst die Anerkennung und Aufregung manchen großen Talents lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate bestehenden Kunstmuseen, der Geschmack der Nation selbst fortdauernd ausgebildet, das Bessere wird von dem Schlechtern, die solidere Arbeit von der täuschenden leichter unterschieden, und dadurch dem wahren Talente seine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweisung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Industrieproducte werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müssen diese Ausstellungen auch nicht bloße öffentliche Aufstellungen sein. Vor allem wird verlangt, daß sie unter einer kunstsinnigen Aufsicht stehen. Diese ehrt und erhebt die Anstalt. Diese Aufsicht gehört dem Staate, und letzterer wird sie mit Recht den Vorstehern seiner Kunstakademien und Industrieschulen übertragen. Denn der Staat, sofern ihm die Kultur seiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig sein kann, soll auch der ästhetischen Kultur seine Sorge widmen. Dieses geschieht, wenn er, durch hohes Ansehen und Unterstützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, wie überall, die in seinen Staaten zerstreuten Kräfte und Talente durch weise, dieselben richtig würdigende Männer auf den Punct hinzuleiten und zu concentriren sucht, welcher zu einem den Bedürfnissen der Nation und der Zeit angemessenen höhern Ziele führt. Das Ansehen, welches der Staat den Künsten dadurch verleiht, daß er sich der Aufregung und Begünstigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hindernisse eines freien Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmählern, vorzüglich der Nationalgeschichte und Religion, und dem Wohlstande der Nation angemessenen Verzierungen und Verschönerungen der öffentlichen Versammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleisteten durch Abstimmung kunsterfahrner Männer annimmt, macht die Kunst und Industrie zu einer wahrhaft nationellen Anstalt, und wirkt nothwendig bildend auf die Nation zurück. Dann muß aber auch das Äußere dieser mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausstellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgestellten Werke sinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben sinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunststufe des Volks angemessen und der religiösen und übrigen Kultur nicht widersprechend sein. Auch müssen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beschauung entfernt sein, und Unsittlichkeiten, welche sich laut und öffentlich äußern, aus diesen Propyläen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunstausstellungen, diesem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpuncten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, seit 1812 eine Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler in Wien, welche sich an die Akademie der bildenden Künste daselbst anschließt.

Man sehe die treffliche Rede, mit welcher der österreichische Staatsminister Graf von Metternich diese Anstalt eröffnete. (N. Leipzg. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deutsch. Museum, Märzheft 1818); ferner in Berlin, Dresden und vor einiger Zeit unter Göthe's Direction in Weimar. T.

Austerlitz, eine österreichische dem Fürsten von Kaunitz zugehörige Stadt, an der Litawa im mährischen Kreise Brünn, mit 306 Häusern und 2061 Einwohnern. Sie hat ein prächtiges Schloß mit einem schönen Garten. Dieser Ort hat eine große Berühmtheit in der neuern Geschichte erhalten durch die Schlacht, welche hier am 2. Dec. 1805 von den Franzosen gegen die vereinten Österreicher und Russen geliefert und gewonnen wurde. Seit dem 20. Novmbr. schon war Napoleon in Brünn. Als er erfuhr, daß die Kaiser Franz und Alexander von Ollmütz aus in Wischau angekommen waren, sendete er durch den General Savary ein freundliches Bewillkommungsbillet an Alexander; Savary mußte den lebhaften Wunsch des Kaisers nach Alexanders Freundschaft ausdrücken. Dieser antwortete dem Chef der französischen Nation: „daß er nichts so sehr wünsche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergestellt zu sehen. Den Tag darauf ließ der französische Kaiser dem russischen eine Zusammenkunft vorschlagen. Fürst Dolgorucki, Alexanders Adjutant, erschien statt seiner; die Unterredung endete fruchtlos. Ein französisches Bulletin erzählt, daß dem französischen Kaiser zugemuthet worden sei, Belgien und die eiserne Krone (letztere an Sardinien) abzutreten. Am 1. Decembr. wurden alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Um ein Uhr des Nachts war Napoleon bei den Vorposten: der Jahrestag seiner Krönung, der 2. December, der Tag der Schlacht war angebrochen, und diese begann mit dem Grauen des Morgens. Die französische Armee war gegen 80,000 Mann stark, und bestand aus den Corps der Marschälle Soult, Lannes und Bernadotte, aus dem größten Theile des Corps unter dem Marschall Davoust, der Reiterei unter Murat und aus der kaiserlichen Garde. Die gegenüberstehenden Alliirten mögen eher über als unter 90,000 Mann gewesen sein, indem man über 70,000 Russen und 20,000 Österreicher annimmt; die Franzosen rechnen 80,000 Russen und 25,000 Österreicher, dagegen die Russen 100,000 Franzosen, sich selbst aber nebst den Österreichern noch nicht ganz 70,000 Mann stark angeben. Der linke russische Flügel unter Buxhöwden sollte die französische Armee auf ihrer rechten Flanke umgehen und ihr in den Rücken fallen; doch schon bei den Dörfern Talnitz und Menitz stieß Buxhöwden auf das in der Nacht dorthin südwärts nach dem Kloster Raigern abmarschirte Corps von Davoust, und war daher gezwungen, sich gegen allen Plan zu schlagen. Die Anhöhen von Pratzen, welche die Ebenen des Schlachtfeldes beherrschten, von den Russen aber verlassen worden waren, wurden gleich beim ersten Angriffe der französischen Armee auf die russische von Soult genommen, durch welches Manöver der ganze linke Flügel der Russen abgeschnitten, und von Davoust und Soult nun in die Mitte genommen wurde. Während dessen war die französische Armee unter Bernadotte, Murat und Lannes vorgerückt. Das Centrum der russischen, bei dem auch die Österreicher standen, commandirte Kutusow, den rechten Flügel Großfürst Constantin und der Fürst Dolgorucki; hinter ihrer Fronte standen als Reserve die kaiserliche Garde und ein Corps Infanterie unter Bagrathion. Nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten französischen Artillerie konnten die russi-

schen Linien brechen, die lange Zeit wie unerschütterliche Mauern standen. Als das Centrum gesprengt war, rückte die russische Garde vor und warf sich gewaltig auf die Franzosen, die auf einen Augenblick in Unordnung kamen, da eins ihrer Regimenter aus einander gesprengt wurde; aber in diesem Momente rückten auch die französischen Garden vor, und nach einem blutigen Gefechte faßte Kutusow den Entschluß, sich zurückzuziehen; der ganzen Armee folgte nun auch der Großfürst an der Spitze der Garden; dies alles geschah in guter Ordnung. Noch schlug sich der russische linke Flügel unter Burhöwden, und dort litten die Franzosen am meisten; doch ein Unfall eigener Art betraf dies tapfere Corps, indem es versuchte, über einen zugefrornen See zu marschiren, Napoleon aber im Augenblick seiner Ankunft auf diesem Puncte Befehl gab, mit Kartätschen auf das Eis zu schießen, wodurch dieses einbrach und mehrere Tausende in den See versanken. Den Rest rettete Burhöwden glücklich zur Hauptarmee, die in der Nacht auf den 3. Decmbr über Uhrschitz, Czeitsch, Göding hinter die March, auf der Straße nach Ungarn, doch mit Verlust von mehr als 100 bespannten Kanonen sammt allen Pulverkarren, sich zurückzog. Die Arrieregarde unter Bagrathion wurde am 3. Dec. noch einmal, doch ohne bedeutenden Verlust, angegriffen. Der russische Verlust in diesen zwei Tagen überhaupt wird französischer Seits auf 40,000 Mann an Todten und Gefangenen, in den russischen Berichten aber auf 12,000 Mann angegeben, so wie die Franzosen nur 1000 Todte und 3500 Verwundete von sich zugestehen, während Kutusow den Verlust der Franzosen auf wenigstens 28,000 Mann schätzt. Die Resultate dieser Schlacht waren: die Zusammenkunft Napoleons mit Franz II.; die Trennung der russischen Armee von der österreichischen, indem sie in vorgeschriebenen Etappenmärschen in drei Colonnen über preußisch Schlesien in ihr Vaterland zurückkehrte; der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Österreich, und der am 26. December zwischen beiden Mächten zu Preßburg geschlossene Friede. Von einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland aber war die Rede nicht gewesen, sondern die Russen blieben in Schlesien bis in den Febr. 1806 stehen; der Großfürst Constantin war selbst mit dem Fürsten Dolgorucki in Berlin gewesen, um diese Armee dem Könige von Preußen zu seiner Disposition anzubieten, zu Zwecken, welche neun Monate später sich enthüllten. I.

Austern sind Schalthiere, die man zum Geschlechte der Kammuscheln rechnet. Die untere Schale ist bauchig, die obere platt; je älter die Austern sind, mit desto mehr Schuppenreihen sind die Schalen besetzt. Äußerlich ist ihre Farbe grau oder schwärzlich inwendig weiß. Sie leben an steinigen und sandigen Meeresufern, an den Küsten der Inseln und an Klippen, die aus dem Meere hervorragen, in den europäischen und andern Meeren. Man theilt sie in **Berg-**, **Sand-** und **Lehmaustern**; die erstern hält man für die besten, insbesondere wenn sie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Fluth wechseln. In Holland sind die seeländischen, und in England die von Colchester die vorzüglichsten. In Deutschland hält man die holsteinischen und jütländischen, in Italien die Pfalaustern von Triest, und die Arsenalaustern in Venetianischen für die besten. — Die Nahrung der Austern soll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern bestehen; sie können aber nur das verzehren, was ihnen der Zufall zuführt, da sie ihren Wohnort nicht verlassen können. Um die Zeit, wo die wiederkehrende Sonne das Meer erwärmt, findet man

Eier in den Schalen, und bald darauf erscheinen vollkommen ausgebildete Junge. Sobald die junge Auster die See erreicht hat, klebt sie sich an irgend einen festen Körper an, und gedeiht hier, bis sie durch irgend einen Zufall losgerissen wird. Wiewohl die Austern sich erst im dritten Jahre fortpflanzen, so vermehren sie sich doch ungeheuer schnell, und man findet sie an einigen Stellen im Meere millionenweis. Solche Sammelplätze nennt man Austernbänke. In England werden sie auch in Canälen gezogen. Das Austernfischen geschieht auf verschiedene Weise; da, wo sie zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen, sammelt man sie mit den Händen: sonst fängt man sie auch mit eisernen Rechen, oder Netzen mit eisernen Rahmen und dergleichen Instrumenten. Deutschland bezieht die meisten Austern von Hamburg, von wo sie entweder in Schalen oder nackt mit Salz und Pfeffer eingemacht, versendet werden.

Austrägalinstanz. Die deutsche Bundesacte hat die ehemals im deutschen Reich übliche Entscheidung der Streitigkeiten deutscher Fürsten unter sich durch aus ihrer Mitte gewählte Schiedsrichter, Austräge genannt, gewissermaßen wieder hergestellt. Es ist nämlich der Bundesversammlung (Art. 11.) zur Pflicht gemacht, bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich, zuvörderst die Vermittelung derselben durch einen Ausschuß zu versuchen; wenn aber dieser Sühnversuch fehlschlagen sollte, so daß eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine „wohlgeordnete Austrägalinstanz" zu bewirken, deren Ausspruch sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben. Was aber unter „wohlgeordnet" zu verstehen sei, namentlich die Besetzung dieser Instanz, die Verhandlungs- und Entscheidungsweise, so wie die Errichtung einer Executionsordnung über die Art und Mittel der Ausführung der Beschlüsse des Bundestags: dies alles scheint zu denjenigen Aufgaben zu gehören, deren Lösung die Bundesacte (Art. 10) der Bundesversammlung (s. d. Art.) zur Pflicht macht. Sonach ist dem Bunde selbst zwar keine oberherrliche und gesetzgebende Gewalt über die Bundesgenossen ertheilt, wohl aber eine richterliche, jedoch nur für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich eingeräumt. Dagegen besteht kein Bundesgericht für Rechtshändel der Unterthanen in den Bundesstaaten unter sich oder mit Bürgern fremder Staaten, auch nicht in höchster Instanz; und eben so wenig für Streitigkeiten der Unterthanen, oder der Landstände mit der Landesherrschaft. Doch folgt aus dem Geiste der Bundesacte (vergl. die Protocolle der B. V. vom J. 1816 und 1817, die Hofmannsche Beschwerde wider Churhessen betr. und die Rede des österreichischen Gesandten bei Eröffnung des Bundestages), so wie aus der von der Bundesversammlung übernommenen Gewährleistung des großherzogl. sachsen-weimarschen Verfassungsgesetzes, daß in Fällen, welche die Handhabung der Verfassung, die gehörige Rechtspflege und ungestörte Fortdauer der innern Ruhe in jedem Bundesstaate betreffen, sowohl Beschwerdeführung bei der Bundesversammlung, als auch die Befugniß derselben zu Verwendung und andern zweckdienlichen Maßregeln, Statt finden können. Über die Anordnung der Austrägalinstanz und des Executionsverfahrens hat der Bundestag in Gemäßheit der Schlußacte des deutschen Bundes, vom 15. Mai 1820, das Nöthige beschlossen. Schon früher hatten die großherzogl. und herzogl. sächsischen und fürstl. reußischen Häuser für die unter ihnen etwa entstehenden Streitigkeiten ihr gemeinschaftliches Oberappellationsgericht zu

Jena zur schiedsrichterlichen (Austrägal=) Instanz bestellt, und die eiden Herzöge von Meklenburg, den 27. November 1817, in Streitigkeiten zwischen sich und den Ständen eine compromissarische Behörde, mit dem Recurse an den Bundestag, errichtet. S. Klüers öffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. Frankfurt a. M. 1817, 8. Und von Dalwigk die Austrägalinstanz ur Erläuterung des Art. XI. der deutschen Bundesacte. Mainz 1817. Ein Beispiel schiedsrichterlichen Ausspruchs enthält der Art. Bouillon (Bullio). Im Jan. 1818 foderte der Gesandte der freien Städte ie Bundesversammlung auf, die Vermittelung ihres Ausspruchs auf ie Abschaffung des Elsflether Weserzolls, welcher schon den 1. Jan. 813 aufhören sollte, von dem Großherzog von Oldenburg aber bis 819 erhoben ward, dem 11. Art. der Bundesacte gemäß zu übernehmen, oder, wenn die deßhalb vom Bundestage ernannte Commission ichts ausrichten sollte, die Sache rechtlich durch die Austrägalinstanz ntscheiden zu lassen. Dies hatte endlich die Aufhebung jenes Zolles ur Folge. Eben so ward in der 58sten Sitzung eine Vermittelungs=Commission in Ansehung der Foderung der Gläubiger pfälzischer Schuldbriefe an die dabei betheiligten Höfe ernannt. K.

Australien, der fünfte Erdtheil, unrichtig anfangs Südindien und wegen der Menge von Inseln, woraus er besteht, Polynesien, Inselwelt genannt, hat seinen Namen von seiner südlichen Lage gegen die alte Welt. Der Anfang zur Entdeckung dieses neuen Erdtheils wurde gemacht, nachdem Amerika und die Südsee den Europäern bekannt geworden waren. Magellan, dieser berühmte portugiesische Seefahrer, der die erste Reise um die Welt unternahm, hatte dem spanischen Monarchen, in dessen Dienste er aus den portugiesischen übergetreten war, versprochen, durch eine Reise nach Westen u den Molukken zu gelangen, und entdeckte auf dieser Seefahrt den 5. März 1521 die sogenannten Ladronen oder Marianen, eine Inselgruppe, die einen Bestandtheil Australiens ausmacht. Magellan muß daher als der erste Entdecker dieses Erdtheils angesehen werden, indem er die Bahn zu Auffindung der großen australischen Inselmenge eröffnete. Fast 300 Jahre verflossen, bis die sämmtlichen Inseln entdeckt wurden, die man unter dem Namen Australien begreift, und noch jetzt werden neue Inseln in dieser Meeresgegend gefunden, wie die neueste Reise des russischen Lieutenants Kotzebue zeigt. Nach Magellan setzten spanische Seefahrer diese Entdeckungen fort, besonders machte sich in dieser Hinsicht der Spanier Alvaro de Mendana berühmt, der in dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Salomons= und Marquesas=Inseln entdeckte, und quer durch die Societäts= und Freundschafts=Inseln fuhr, doch ohne dieselben zu sehen. Fernandez de Quiros, der ihn auf seiner dritten Reise begleitet hatte, nahm einen südlichern Lauf, gerieth gerade in den inselreichsten Theil der Südsee, und durch ihn wurden die Societäts=Inseln und das heilige Geist=Land bekannt. Mit dem 17. Jahrhundert begannen die großen Entdeckungen der Holländer, wodurch, außer mehreren kleinen Inseln, besonders die größte australische Insel, Neu=Holland, bekannt, und von ihnen benannt wurde, wiewohl man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Auffindung Neu=Hollands 100 Jahr früher den Portugiesen zuschreibt, deren Entdeckungen aber von ihrer Regierung verheimlicht, und nachher vergessen worden zu sein scheinen. Edels=Land, Nuyts=Land, de Witts=Land, welches Küsten Neu=Hollands sind, erhalten noch die Namen der ersten holländischen Entdecker. Der

Holländer Tasmann und der Engländer Dampier setzten hierauf die angefangenen Entdeckungen fort. Der Anfang des 18. Jahrhunderts war arm an Entdeckungen, bis in der Mitte desselben die Engländer Byron, Wallis und Carteret, und der Franzose Bougainville für die nähere Kenntniß Australiens thätig waren. Unstreitig aber erwarb sich der berühmte englische Weltumsegler James Cook in den Jahren 1768 bis 1779 um die genauere Untersuchung des neuen Erdtheils die größten Verdienste, indem er die Kunde von den bereits bekannten Inseln berichtigte und vermehrte, früher entdeckte Inseln wieder auffand, und als neue Entdeckungen Neu-Caledonien und den Archipel der Sandwichs-Inseln hinzufügte, auf welchen er sein thatenreiches Leben verlor. Nach Cook wetteiferten Engländer und Franzosen, dem Publicum genauere Bekanntschaft mit Australien zu verschaffen. In den neuern Zeiten haben vorzüglich Entrecasteaux, Grant, la Perouse, Baudin, Flinders und Krusenstern, und der jüngste Weltumsegler Kotzebue unsere Kenntniß von Australien bereichert. Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß nun hier nichts mehr zu entdecken, und die Untersuchung Australiens geschlossen sei, sondern ohne Zweifel liegen in diesem großen Meere noch Inseln, die bis jetzt kein Europäer gesehen hat, und selbst von den schon entdeckten Ländermassen Australiens kennt man blos die Küsten. Die Südsee oder das stille Meer, welches zwischen der Ostküste Asiens und der Westküste Amerika's fluthet, umfaßt sämmtliche Inseln Australiens, welche einen Raum von 113 Längen- und von 70 Breiten-Graden einnehmen, indem sie sich vom 47. Grade der südlichen Breite bis zum 23. Grade der nördlichen Breite, und vom 130. bis 243. Grade östlicher Länge von Ferro erstrecken. Den Flächeninhalt schätzt man auf 170 bis 180,000 Quadratmeilen, wovon Neu-Holland allein ⅘ einnimmt, und Europa an Größe gleich kommt. Man kann alle diese Inseln als zusammenhängende Bergketten ansehen, die sich aus dem Meere erheben, und in der Richtung von Norden nach Südosten, in einer doppelten Reihe, gleich Mittel- und Vorgebirgen, das Continent Neu-Holland, als den Stamm dieser Gebirge, einfassen. Die dem Continente Neu-Holland nächste dieser Insel- oder Gebirgsketten beginnt mit Neu-Guinea und endigt mit Neu-Seeland; die zweite Linie fängt bei den Ladronen an, und geht bis zu den Schiffer- und Freundschafts-Inseln, von wo sie eine von Westen gegen Osten gehende Richtung nimmt. Von diesen fast zusammenhängenden Inselreihen sind die Sandwichs-Inseln ganz getrennt. Der Boden Australiens ist fruchtbar, besonders in den Inseln der heißen Zone, wo eine üppige Vegetation herrscht. Die aus Europa hieher verpflanzten Gewächse kommen hier sehr gut fort. Einige von den Inseln sind niedrig und flach, andere mit schroffen Felsenküsten versehen, und mit Gebirgen, sowohl Ur-, als Flöz- und Basaltgebirgen, angefüllt. Die höchsten bekannten Berge sind in den Sandwichs-Inseln der Mauna-Roa, und in Neu-Seeland der Pic Egmont, deren Höhe an 14,000 Fuß beträgt. Viele Inseln sind vulkanischen Ursprunges, andere durch Korallenthiere entweder von Grund aus erbaut, oder durch Anbau an ursprüngliche Meeresfelsen in die Höhe geführt, erweitert und mit Riffen umgeben worden, wodurch die Annährung an viele dieser Inseln gefährlich ist. Bis jetzt fehlt es uns noch ganz an Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge Australiens, da von den größern Inseln Neu-Holland, Neu-Guinea und Neu-Seeland nur die Küsten und die ihnen nahen Berge von Naturforschern kaum mehr als im Fluge beobachtet werden konnten, und in den andern Inseln

der Aufenthalt der Europäer ebenfalls zu kurz war, um genaue Untersuchungen anzustellen. In den neuern Zeiten erst haben die Engländer einen Versuch gemacht, von der Ostküste Neu-Hollands, wo sie ihre Verbrecher-Colonien haben, in das Innere einzubringen. Das im Westen von diesen Colonien, von Norden nach Süden streichende Gebirge, die **blauen Berge** genannt, hatte wegen seiner steilen Felsenwände, schaudervollen Abgründe und immer höher und unzugänglicher sich hinter einander aufthürmenden Berge, die früher mehrmals gemachten Versuche, sich mit dem Innern bekannt zu machen, vereitelt. Doch gelang es endlich im Nov. 1813 dem Engländer Evans, die blauen Berge zu übersteigen, und 1815 wurde sogar eine Straße über dieses Gebirge vollendet. Jedoch sind die Resultate dieser Unternehmung noch nicht bedeutend, und in welch einem geringen Verhältnisse steht auch das ungefähr 30 deutsche Meilen von der Küste aus betragende Eindringen in ein Land, das auf dieser Seite von der Ostküste bis zur Westküste sich 600 deutsche Meilen erstreckt! Auffallend ist in diesem neuen Erdtheile der Mangel an großen Flüssen, wiewohl es den meisten Inseln nicht an gehöriger Bewässerung fehlt. In Neu-Holland wenigstens, einem Europa an Größe gleichkommenden Lande, sollte man Flüsse von der Größe der europäischen vermuthen; aber obgleich die Seefahrer das ganze Land umschifft haben, so hat man doch nirgends die Mündungen großer Ströme entdeckt. Die in Neu-Holland aufgefundenen Flüsse waren, wenn man sie genauer untersuchte, nichts weiter als schmale Meerarme, die sich tief in das Land hinein erstreckten, die Salzigkeit des Meeres beibehielten, und in welchen auch in weiter Entfernung vom Meere Ebbe und Fluth noch eben so bemerklich war, als auf der Küste. Am Ende verloren sich die anscheinend großen Ströme in einen unbedeutenden Bach, der sich in den tief eindringenden Meerarm ergoß. Der größte unter den neu-holländischen Flüssen ist der Hawkesbury in der Brockenbay, der 10 Meilen landeinwärts für die größten Schiffe fahrbar und daselbst 150 Ruthen breit ist. Jenseits der blauen Berge hat man den Fluß Mac-Quarrie entdeckt, den man wegen der unzugänglichen Berge nicht weiter verfolgen konnte, und dessen Mündung man nicht kennt. Möglich wäre es, daß Neu-Holland, da es unwahrscheinlich ist, daß ein so großes Land ganz ohne bedeutende Ströme sein sollte, in seinem Innern einen großen See, gleich dem kaspischen See, enthielte, in welchem sich die Flüsse ergössen. Das Klima Australiens ist, da es in der heißen und in der südlichen gemäßigten Zone liegt, theils heiß, doch im Allgemeinen mit einer weniger drückenden Hitze, als in den asiatischen und afrikanischen Ländern unter gleicher Breite, theils gemäßigt, mild, rein und gesund. Auch hat man bemerkt, daß die Länder Australiens, die in der südlichen Halbkugel liegen, kälter sind, als jene in der nördlichen Halbkugel. Die Producte dieses Erdtheils sind theils dieselben der Länder anderer Erdtheile unter gleicher Breite, theils eigenthümliche. An Säugethieren ist Australien arm, dagegen kennt es aber auch nicht die Raubthiere, welche die Heerden und Menschen in andern Erdtheilen in Gefahr setzen. Die kleinern Inseln sind weit reicher an Nahrung gebenden Gewächsen, als Neu-Holland, wo man keine eigentliche Getreideart und nur wenige nahrhafte Baumfrüchte gefunden hat. Das Mineralreich in Australien ist noch wenig untersucht. Wir wollen jetzt einige der vorzüglichsten Producte aufzählen. Die einzigen Säugethiere sind: das Känguruh, größer als ein Schaf, 100 bis 150 Pfund schwer, der Wombat (beide zu den Beutelthieren

gehörig), das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichste in der Welt, dem die Natur zu dem Körper eines Säugthieres den Kopf oder wenigstens den Schnabel eines Vogels gab, die Schwelfthiere, der Dingo oder neu-holländische Hund, das neu-holländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Schweine, Hunde, Ratten, Fledermäuse, Wallfische, Seebären, Seelöwen und See-Elephanten. Von den Europäern sind Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen dahin gebracht worden. Unter den Vögeln, die hier durch Farbenpracht und Bildung der Federn ausgezeichnet sind, bemerken wir vorzüglich viele Arten von Papageien und Paradiesvögeln, den neu-holländischen Casuar, welcher 70 Pfund wiegt, und den ostindischen an Größe und Schönheit der Farben übertrifft, die prächtige Manura, durch ihren schönen Schwanz bewundernswürdig, und den schwarzen Schwan; auch hat man Hühner, Tauben und Enten. An Fischen, darunter neue Geschlechter, sind die Küsten sehr reich; desgleichen ist die Mannichfaltigkeit der Insecten, der Schalthiere &c. sehr groß. Noch größer als der Reichthum des Thierreichs ist der des Pflanzenreichs; in Neu-Holland allein hat man 1000 neue Pflanzen entdeckt. Der Raum erlaubt uns nur einige anzuführen, als: Sago-, Areka- und Kokospalmen, Eukalyptus-Bäume, die eine Höhe von 180 Fuß und einen Umfang von 30 Fuß erreichen, Kajaputbäume, Gummibäume, Brotfrucht, Guajaven, Pisang, Katappanußbäume, Rotang, Kasuarina- oder Keulenbäume, woraus die Einwohner die dauerhaftesten Waffen und Geräthe machen, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinstem Baste Zeuge verfertigt werden, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Zuckerrohr, Betelpfeffer, Taumelpfeffer, woraus das berauschende Getränke Ava gemacht wird, Baumwollenstauden, neu-seeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden giebt, Batatten, Yams, Aronswurzeln, die den Hauptgegenstand der Landwirthschaft auf den Sandwich-Inseln ausmachen &c. Durch die Europäer sind auch europäische Getreidearten, Obst, Mandeln, Granatäpfel, Tabak, Hanf, Flachs, Hopfen und europäische Gartengewächse dahin gebracht worden. Aus dem Steinreiche hat man Kupfer- und Eisenerz, Granit, Porphyr, Basalt, Chalcedone, Achate, Jade oder orientalischen Nierenstein, Marmor, Kalk, Steinsalz &c. gefunden. Australien ist äußerst gering bevölkert; im Durchschnitte kann man nicht 10 Menschen auf die Quadratmeile rechnen, da die Zahl der Einwohner nur auf 1,500,000 geschätzt wird. Sie bilden zwei Hauptracen, eine **negerartige**, die **Papuas** genannt, und eine in Bildung und Gestalt wenig von den Europäern abweichende, die man zu der **malaiischen** rechnet. Aus der Vermischung beider Hauptstämme sind noch verschiedene Mittelracen erzeugt worden. Die erstere Race, die negerartige, bewohnt Neu-Holland, Neu-Guinea, die Louisiade, die Salomons-Inseln, die neuen Hebriden, Neu-Britannien und Neu-Caledonien, und hat, besonders in Neu-Holland, aufgeworfene Lippen und Wollhaare wie andere Neger, von denen sie sich durch sehr dünne, magere Arme und Beine auszeichnet. Diese Negerrace steht der zweiten, der malaiischen, an Bildung bei weitem nach; vorzüglich in Neu-Holland, wo die Einwohner widerliche affenartige Gesichtszüge haben, auf der niedrigsten Stufe der physischen und geistigen Bildung stehen, und im Zustande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dickaufgeworfenen Lippen springt fast wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert sich die platte kleine Nase. Die tiefliegenden Augen verrathen eine tückische Rohheit, selten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen beklei-

der suchen sie Fische, klettern auf die Bäume, oder erlegen bisweilen die leicht zu fangenden Känguruhs, und verzehren alles fast roh, kaum daß sie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neu-Caledonien, die man gleichfalls zu dieser negerartigen Race rechnet, verzehren das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, haben aber bebaute Felder mit Pisangs, Yams- und Arons-wurzeln. Die zweite Hauptrace, die malaiische, welche die übrigen australischen Inseln, als die Freundschafts-, Societäts-, Sandwichs-Inseln rc., bewohnt, zeichnet sich durch die schönsten regelmäßigsten Formen aus, deren die Gestalt des Menschen unter irgend einem Himmelsstriche fähig ist. Ihre Hautfarbe ist bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener, ja einige Frauen sah man völlig weiß, wie die schönsten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen sich die Insulaner von der malaiischen Hauptrace als gutmüthige, gesellige, sanfte, fröhliche und leichtsinnige Menschen. Doch stimmen die Reisenden darin überein, daß sie einen Hang zum Stehlen haben, und ihre Weiber und Töchter ohne Zurückhaltung den Europäern Preis geben, Fehler, die man ihnen als einfachen Kindern der Natur verzeihen muß. Auch herrscht bei einigen derselben die abscheuliche Sitte des Genusses des Menschenfleisches und der Menschenopfer. Sie leben in Dörfern vereinigt, wo man auch öffentliche Gebäude antrifft, verfertigen Piroguen mit kunstvoller Schnitzarbeit, Instrumente, Geräthschaften und Waffen von Stein und Holz, deren Arbeit man, bei ihrem Mangel an eisernen Werkzeugen, bewundern muß; sie machen Fischernetze, Körbchen, Stricke, sehr feine Matten und Zeuge zur Bekleidung ihres Körpers, die sie schön zu färben wissen; sie treiben eine Art von Landwirthschaft, welche vorzüglich im Anbau der Aronswurzeln, der Yams, auch der Kartoffeln besteht, und leben in einer gewissen Staatsverfassung, deren Grundlage eine Art von Lehnssystem ist. Auch findet man bei ihnen eine gewisse Art von Religion, indem sie Haupt- und Untergötter verehren, Priester und Opfer haben, und einige sehr sinnliche Hoffnungen in Rücksicht eines andern Lebens unterhalten. Gewöhnlich sind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Örter, wo der Gottesdienst verrichtet wird. Durch europäische Missionäre hat auch die christliche Religion angefangen, sich auf den Societäts- und Sandwich-Inseln zu verbreiten. Jedoch unter allen diesen Insulanern haben die Bewohner der Sandwich-Inseln durch ihre Bekanntschaft mit den Europäern es am weitesten in der Kultur gebracht, da besonders ihr König Tamaahmaah jede Gelegenheit zur Civilisation seiner Unterthanen benutzt. Daher zeigen sie in den Artikeln ihrer Arbeitsamkeit einen außerordentlichen Grad von Geschicklichkeit und Zierlichkeit, haben von den sie besuchenden Europäern sich die nützlichsten Künste zu eigen gemacht, verrichten ihre Arbeit als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider eben so gut wie Europäer, bauen Schiffe nach europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hiermit versehen, und dieses Takelwerk, für dauerhafter halten, als das europäische. Oft legen nordamerikanische und europäische Schiffe hier an, werden von den Einwohnern gegen europäische Waaren oder Dollars mit frischen Lebensmitteln versehen, und liegen hier eben so sicher in dem Hafen, als in europäischen Ländern. Viele von den Eingebornen haben schon Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika und selbst nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten gemacht. Ihr König hat ein auf europäische Art gebautes Haus,

vor welchem 15 Kanonen stehen, und unterhält eine Marine von 30 Schiffen und ein kleines reguläres Militär mit Flinten und Bajonetten bewaffnet. Außer diesen Ureinwohnern Australiens findet man jetzt auch Europäer, nämlich wenige in den Sandwich-Inseln, gegen 12,000 in der von den Engländern auf der Ostküste Neu-Hollands angelegten Verbrecher-Colonie, welche sich immer mehr erweitert, und schon einige Städte und Dörfer begreift, und eine weit geringere Zahl in der Insel Van Diemens-Land. Die Hauptbestandtheile Australiens sind, außer den vielen kleineren isolirt liegenden, Neu-Holland, welches neuere Geographen das Continent von Australien nennen, Van Diemens-Land, Neu-Guinea, die Admiralitäts-Inseln, Neu-Britannien, die Salomons-Inseln, die Königin-Charlotten-Inseln oder der Archipel von Santa Cruz, die neuen Hebriden, oder das Heilige Geist-Land, Neu-Caledonien, Neu-Seeland, die Pelew-, carolinischen oder neu-philippinischen, Marianen- oder Ladronen-, Monteverdos-, Mulgrave's-, Fischer-, Freundschafts-, Blighs-, Schiffer-, Societäts-, Marquesas-, Washingtons- und die Sandwich-Inseln, nebst der größten in der nördlichen Inselkette: Hogolen.

Auswanderung, das Verlassen eines Ortes oder Landes für seine Person sowohl, als auch mit Habe und Gut, um anderswo seinen Wohnsitz zu wählen. Auswanderungsrecht — jus emigrandi — ist die Befugniß, in gewissen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Dieses Recht hatte ehedem jeder Freigeborne und Freigelassene, sobald es ihm an einem Orte und in einem Lande wegen Unsicherheit seines Eigenthums, wegen Nahrungslosigkeit u. s. w. oder wegen Bedrückung durch Abgaben, Beamte und Einschränkung seiner Gewissensfreiheit nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, und an Einkünften, physischen Kräften und Gewerbsthätigkeit verliert, so hat man die Auswanderung verboten, und nur erlaubt, innerhalb der Grenzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Allein die Erfahrung beweis't, daß solche Verbote nichts fruchten. Der einzige Weg, die Auswanderung zu verhüten, besteht darin, daß man das Personal- und Real-Eigenthum der Einwohner auf das vollständigste schützt, daß man ihnen Gewissensfreiheit und Ausübung ihrer Religion unverletzt verstattet, und sie nicht, wie vormals in Frankreich und Salzburg, zur Auswanderung zwingt; daß man sie unter dem Schutze vernünftiger Gesetze, bei gesicherter Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels, die Früchte ihres Fleißes ungestört genießen läßt; daß man sie den Bedrückungen der Beamten nicht Preis giebt, und ihnen endlich das Zutrauen abgewinnt, daß sie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben besorgen dürfen. Die Auswanderung, oder das freie Wegziehen in schuldloser Absicht, aus einem Bundesstaat in den andern, ist eine Befugniß, welche die Bundesacte (Art. 18) allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten beilegt. Allein, daß rechtliche Familien, zu Hunderten auf einmal, die geliebte Heimath, einen schönen Himmel und einen fruchtbaren Boden, verlassen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüsteneien Rußlands oder in den Wäldern von Nordamerika zu sterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weisen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geschah es, daß in den Jahren 1815 bis 1817 über 50,000 Menschen, meistens aus dem Elsaß, den Rheinländern, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um sich in Rußland oder

Nordamerika anzusiedeln. Im Sommer 1817 waren allein zu Quebeck 4143 ausgewanderte Europäer angekommen. Und wie viele sind nicht auf der See ein Opfer der schändlichsten Raubgier geworden, oder bei ihrer Ankunft in schmähliche Dienstbarkeit gefallen, weil sie die Überfahrt nicht bezahlen konnten. Nicht Übervölkerung allein, nicht der Trieb, ein ungewisses Glück unter fremden Sternen zu suchen, sondern mehr als dies, Hoffnungslosigkeit, daß es je besser werde, Furcht, daß noch Schlimmeres bevorstehe, und gänzlicher Mangel an Vertrauen zu der Fürsorge der Regierungen, diese Ursachen haben, nebst andern zum Theil sittlichen Übeln, an denen unser Zeitalter kränkelt, ganze Familien in die öde Welt hinausgetrieben. Ein Gefühl der Verzweiflung hat die Völker ergriffen, daß es keine Freiheit mehr für den Armen gebe, der unter dem Druck der Abgaben und unter der Last von Arbeiten, bei immer höher steigenden Preisen der ersten Bedürfnisse, erliegt, und der dabei der finstern Vorstellung sich überläßt, daß die arbeitende Classe, der zahlreichste Theil des Volks, nicht für sich arbeite, sondern nur für Hof, Heer und Staat. Daher die Sehnsucht in ein fernes Land zu ziehn, wo die Einbildungskraft eine glücklichere Zukunft erblickt. Nur die Juden wandern nicht aus. — Die Auswanderung nach Amerika ist übrigens so alt, als die Gründung der freien Staaten, und in Beziehung auf Würtemberg und die Rheinlande immer dem Drucke zugeschrieben worden, welcher in der Heimath auf dem Leben der niedern Classe lastet. Das gekränkte Recht, nicht erndten zu dürfen, wo man gesäet, trieb schon im Jahre 1782 die Pfälzer nach Polen. Schon vor dreißig Jahren gaben die meisten Auswanderer die Unterbeamten und Landschreiber als die Ursache ihres Fortziehens an, und so ist es noch jetzt. Wie zuerst die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüsteneien Amerika's civilisirt hat, so treibt jetzt die Liebe zur bürgerlichen Freiheit die Europäer dahin. Die Auswanderung ist daher eine dringende Mahnung an die Regierungen, die Beschwerden ihrer Unterthanen zu beherzigen und die Wunden der Landeswohlfahrt zu heilen. Wenn die Großen statt fremder Luxusartikel, nur vaterländische brauchten; wenn die Fürsten den leeren Prunk der Höfe, die Unterhaltung unverhältnißmäßiger Armeen, und die Besoldungen einer Menge von Ruhestellen einschränkten, so würde bald das Vertrauen, es könne besser werden, in die Brust des Volks zurückkehren. Man vergleiche was Hr. von Rotteck in seiner Schrift: über stehende Heere und Nationalmiliz, von den Quellen des Drucks unerschwinglicher Abgaben, des gesunkenen Wohlstandes des Nährstandes u. s. w. sagt. Ist aber Übervölkerung Ursache des Auswanderns, so sollen die Regierungen unter sich, in Verbindung mit einer Seemacht, die Einrichtung von Colonien, wie in der alten Zeit, durch öffentliche vom Volk gewählte Beamten, besorgen lassen. Freie Vereine der Städte, wie zu den Zeiten der Hanse, der Templer, Johanniter- und deutschen Ritter, würden dies erleichtern. Die vom Freih. von Gagern der Bundesversammlung in der vier und dreißigsten Sitzung vorgelegte Denkschrift: über die Auswanderung der Deutschen, (Frankfurt 1817, 16 Seiten 4.) enthält mehrere Mittel, wie die Regierungen die Auswanderung verständig leiten sollen. Mehr noch ist in Rußland zur Unterstützung der Eingewanderten geschehen, nachdem Mangel und Krankheiten eine Menge dieser Unglücklichen in den ungesunden Steppen von Odessa weggerafft hatten. Zweckmäßig scheint die Ansiedelung der Schweizer in Brasilien zu Neu-Freiburg vor sich zu gehen. Auch in Nordamerika hatten die Buonapartischen

Generale Clauzel, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Vandamme, Lacanal u. A., so wie die H. H. Gariner des Saintes, Real nebst einer Menge französischer Offiziere, an den Ufern des Mobile, der Loussiana von den vereinigten Staaten trennt und in den Meerbusen von Mexiko sich ergießt, vom Congreß einen Landstrich von 100,000 Acres erkauft, den sie anbauen und wo sie eine Stadt gründen. — Mit den Gefahren der Auswanderung nach Amerika hat Hr. von Gagern die Deutschen durch den Bericht des Herrn von Fürstenwärther bekannt gemacht. — Unter mehrern Ländern, wo große Noth geherrscht hat, und wo dennoch keine Auswanderung Statt gefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürsorge väterlicher Regierungen den Muth empor hielt, müssen vor allen die königl. und herzogl. sächsischen und die preußischen Staaten genannt werden.

Auswechselung der Kriegsgefangenen ist die Zurückgabe derselben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine sonstige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswechselung Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden sie von beiden Seiten in Masse zurückgegeben. Zuweilen ist durch Verträge ausdrücklich die Auswechselung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine höhere Charge zu geben sind, festgesetzt.

Auszehrung, s. Atrophie.

Authentisch heißt urschriftlich, was eine Person eigenhändig geschrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. Authentica heißt in der römischen Jurisprudenz ein Auszug einer Novelle (s. Corpus Juris), wodurch ein Gesetz des Codex entweder abgeändert, oder ganz aufgehoben ist. Es waren diese Excerpte meistens von Privatjuristen gemacht worden, welche sie zu ihrem eigenen Gebrauch sogleich unter das Gesetz selbst geschrieben hatten, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und so wurden sie in der Folge denn auch bei den Ausgaben des Codex selbst beigefügt. — Es giebt zweierlei Authentica, theils aus den Constitutionen der deutschen Kaiser Friedrich I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaisers Justinian. Letztere sind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbstherrschaft, Eigengewalt. In der Philosophie die Selbstbeherrschung, oder die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbstherrscher, der alle Staatsgewalt in sich vereinigt. So heißt der russische Kaiser: Selbstherrscher aller Reußen.

Auto da Fe, s. Inquisition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbstbelehrte, werden diejenigen genannt, die sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Weg zur Bildung die Geisteskräfte in freiere und lebendigere Thätigkeit setzt, Mechanismus und Nachbeterei nicht aufkommen läßt und der Entwickelung einer stärker hervortretenden Originalität günstig ist. Mehrere Autodidakten haben sich, eben weil sie mit großen Schwierigkeiten kämpfen, überall selbst sehen und was die Schätze der Literatur und die Tradition der Kunstgriffe andern schon verarbeitet an die Hand geben, selbst aufsuchen und combiniren mußten, als Erfinder und Virtuosen ausgezeichnet, wobei wir nur an Pestalozzi erinnern. Aber nur vorzüglich kräftige und reich begabte Naturen scheinen fähig, auf diese Art zum Ziele zu kommen, und sich durch ihr Genie neue Bahnen zu brechen; der große Haufe

mittelmäßiger Köpfe würde, sich selbst überlassen, über dem unstäten Suchen und Forschen eine Menge unersetzlicher Stunden verschwenden, das Ziel entweder gar nicht finden oder bald aus den Augen verlieren und unter den Schwierigkeiten einer Aufgabe, die ihre Kräfte übersteigt, erliegen. Überdies lehrt die Erfahrung, daß Autodidakten, wenn nicht wahres Genie ihnen die Universalität des Überblicks menschlicher Dinge sichert, gewöhnlich etwas von Pedantismus und Eigendünkel anhängt, der sie für ihre mühsam erworbene Kunst und Wissenschaft parteiisch, gegen die Leistungen Anderer unbillig, der Gesellschaft lästig und in jedem Falle einseitig macht, wovon der arme Naturdichter Hiller uns ein lebendiges Beispiel gegeben hat. Es ist daher keineswegs zu wünschen, daß die Jugend, sei es aus pädagogischem Grundsatz oder um der Ersparniß willen, in den zu ihrer Bildung nothwendigen Lehrgegenständen dem Selbstunterricht überlassen werde; und wenn es auch wahr bleibt, daß die Einsicht und Fertigkeit, die wir durch eigenes Streben erwerben, die beste ist, so wird doch kein Vernünftiger sich schämen, dem Beistande und der Leitung eines humanen Unterrichts die Kenntniß des Zieles seiner Bildung und der brauchbarsten Hülfsmittel dazu zu verdanken. E.

Autographisch (griech.) nennt man Handschriften, die der Verfasser selbst geschrieben hat, zum Unterschiede von Copien. Man achtet sie höher als letztere, nicht nur weil sie eine interessante Reliquie sind, sondern auch weil man sie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann.

Automat, ein sich selbst bewegender lebloser Körper, überhaupt jede Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält, und sich also von selbst zu bewegen scheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Christoph Schißler, fast eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maschinen; besonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren selbstspielende musikalische Instrumente; er machte sogar ein Instrument für eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von selbst schlug. (M. s. von Stetten Kunstgeschichte der Stadt Augsburg). Unter die bewunderns-würdigsten Automaten gehören die von Vaucanson verfertigten, über welche der besondere Art. nachzusehen ist. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunst, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derselben stellt ein Kind von zwei Jahren vor, das sitzend an einem Pulte seine Feder eintaucht, das Überflüssige ausschüttet, und alles, was man ihm in französischer Sprache dictirt, niederschreibt. Das letztere dürfte wohl ohne menschliche Beihülfe nicht möglich sein. Der berühmte Schachspieler, welchen Herr v. Kempelen (s. d. Art.) zu Preßburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn von Racknitz (über den Schachspieler des Herrn v. Kempelen und dessen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (versteckten) Menschen dabei nöthig ist. Eins der merkwürdigsten Automate ist des Herrn v. Kempelen Sprachmaschine, über welche derselbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neuesten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenspieler; ferner Mälzls und Kaufmanns Trompeter u. s. w.

Autonomie, die eigene Gesetzgebung des Willens, ist diejenige Beschaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er sich selbst Gesetz ist, sich selbst bestimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegen steht die Heteronomie des Willens, wenn derselbe nicht sei-

ner eigenen Gesetzgebung, als vernünftiger Wille, sondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnenwesen betrachtet, ist der Mensch freilich den Naturgesetzen unterworfen, aber als Vernunftwesen (Intelligenz) steht er unter Gesetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empirisch, sondern blos in der Vernunft gegründet sind. Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt ist Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieser steht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieser aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als so, daß die Maxime der Wahl des Vernunftwesens in seinem Wollen zugleich als allgemeines Gesetz, welches für alle Vernunftwesen gilt, mit begriffen sei. Es ist daher diese Autonomie eine practisch nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Interesse unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es ist dabei nicht auf das Object der Wahl, sondern nur auf die Form, wie der Mensch seine Wahl als Vernunftwesen einrichten soll, gesehen. Da nun ein solches Gesetz aus der Vernunft selbst fließt, so muß es auch für alle Vernunftwesen gültig sein; da hingegen Heteronomie so verschiedene hypothetische Imperativen erzeugt, als es Naturursachen, Neigungen u. s. w. geben kann. Frei, autonomisch und sittlich gut handeln, sind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), von Buonaparte zum ersten Grenadier der Republik ernannt, war zu Carhaix im Departement Finisterre im J. 1745 geboren, und widmete sich von erster Jugend an den Waffen. Funfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitän im Regiment d'Augumois. Im amerikanischen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieses Corps zu sein. Er war der erste beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben so menschlich als tapfer. Obgleich schon funfzig Jahre alt, war er einer der ersten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitän im Regiment d'Augoumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der spanischen Armee, ohne den Generaltitel annehmen zu wollen. Gewöhnlich entschied unter Latours Anführung diese Avantgarde, welche die höllische Colonne genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn lernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen seine Muße dem Nachdenken und der Wissenschaft; immer fand man ein Buch neben seinem Degen. Zwanzigmal waren sein Hut und sein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er selbst aber nie verwundet worden. Als er sich nach dem Baseler Frieden nach der Bretagne eingeschifft hatte, fiel er einem englischen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er sich in Passy bei Paris nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, und an einem Glossarium über fünf und vierzig Sprachen und einem französisch-celtischen Wörterbuch arbeitete. Schon früher hatte er seine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz seiner gewagten Hypothesen nicht ohne Verdienst ist. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß sein alter Freund Lebrigand, ein achtzigjähriger Greis, dem er seine Liebe für die Literatur verdankte, durch

requisition von seinem einzigen Sohne, der ihn unterstützte, getrennt worden war. Latour stellte sich statt seiner, und machte mit grauen Haaren aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Massena mit. Nach dem 18. Brumaire berief ihn der erste Consul in den gesetzgebenden Körper. Latour schlug den Sitz darin aus. „Ich verstehe keine Gesetze zu machen," antwortete er, „aber vertheidigen kann ich sie; man schicke mich zur Armee." Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beschluß des ersten Consuls im April 1800 zum ersten Grenadier der französischen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrensäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Pension annahm. Er diente in der 46. Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vordersten, als ein Ulane mit der Lanze sein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, wurde ein Sarkophag errichtet mit der Inschrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und sein Name blieb in der Liste der Compagnie, in welcher er gedient hatte.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpressungen, eine Art von Justiztyrannei in dem türkischen Reiche.

Avantgarde, Vorhut, sind die bei einem Marsch vorausgehenden Truppen. Sie besteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geschütz unterstützt, in einem durchschnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Colonne hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien schickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug stößt, besetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, so giebet er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigstens durch seine Bewegungen so lange auf, bis sich das Corps zum Schlagen bereit gemacht hat. Er sucht, was besonders bei starkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforscht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. s. w. Das Hauptcorps macht unterdeß Halt und setzt sich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht selbst in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab sammelt sich in diesem Falle hinter dem Corps wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avant la lettre, s. Abdruck.

Avaren, eine Völkerschaft, die überbleibsel der von den Türken verdrängten Scheu = Schen. Sie kamen hundert Jahre später als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaspische Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Cirkassien, wo sie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang an die Donau vor (555), ließ sich in Dacien nieder, diente unter Justinians Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerstören und eroberte allmählig, besonders unter dem mächtigen Khan Bajan (582), Pannonien. Unter seinen Nachfolgern bemeisterten sie sich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo sie mit den Franken und Longobarden kriegten und breiteten ihre Herrschaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, so wie über die Bulgaren bis ans schwarze Meer aus. Aber diese Völker rissen sich bald wieder los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beschränkt, wurden sie endlich von Carl dem

Großen besiegt (796) und von den Mährern und Petschenegern ganz aufgerieben, so daß sie sich nach 827 aus der Geschichte verlieren.

Avarie, Averie, Havarie oder Haverei kommt wahrscheinlich von dem englischen Average her, welches eine Durchschnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die particulare, große und ordinäre oder kleine. Unter der ersten versteht man allen Schaden, den ein Schiff oder eine Ladung durch Gewalt oder durch das Ungefähr erleidet, unter der zweiten allen freiwilligen Schaden, der dem Schiffe, um größern zu vermeiden, zugefügt wird, mit jenen Kosten, die zum Besten des Ganzen von Schiff und Ladung angewendet wurden, und unter der letzten alle Kosten, die dem Schiffer an dem Ladungs- und Ausladungsplatze, bei gewissen Reisen, wie auch auf der See, vorfallen. Doch ist diese Haverei nicht mit jener zu verwechseln, die der Zeichner (Assecurant) zu bezahlen hat; denn diese kann ohne Assecuranz Statt finden, jene aber entsteht nur, wenn das Schicksal es fügt. Schaden hat aber dann nur der Zeichner, wenn Schiff und Ladung, welche Haverei leiden, versichert sind, und sich sodann zur Aufmachung eines Schadens eignen. Schon in den Gesetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Gesetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei gesetzmäßig bestimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im sechsten Jahrhundert auf Justinians Befehl die Pandecten sammelten, gaben diesem Gesetze im zweiten Titel des vierzehnten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieses Gesetzes, so wie überhaupt aller Handelsverordnungen der Rhodier, war die Ursache dieses allgemeinen Beifalls.

Ave Maria. Mit diesen Worten beginnen die Katholiken ein Gebet zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Wörtlich heißt dies: Gegrüßt seist du, Maria, und ist der Anfang des Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erschien, als er ihr verkündigte, daß sie die Mutter des Erlösers werden würde.

Aventurin, eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtstrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutschland u. s. w.

Averno, vor Alters Avernus, ein in der sicilianischen Provinz Napoli belegner See, in der Nähe der Hauptstadt zwischen dem alten Cumä und Puteoli; er ist cirkelrund, an einigen Stellen 180 Fuß tief und von mäßig hohen Hügeln umgeben, die mit mächtigen Waldungen umgeben waren, so daß schauriges Dunkel den See umlagerte und die angehäuften Ausdünstungen desselben die Luft verpesteten. Diese Wälder stehen freilich nicht mehr, doch sind die Umgebungen des Sees noch immer ungesund. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk sich vor seinen Feinden hierher geflüchtet, das nur bei Nacht sich hervorwagte. Die dadurch in Furcht gesetzten Nachbarn gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finsterniß lebten. Es entstand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides sagt schon Homer. Er versetzt daher an diesen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erscheinung des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung genommen, welche Geister beschwuren und nur zur

Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, s. Münzkunde.

Avignon, Hauptstadt des Departements Vaucluse im südöstlichen Frankreich, reizend und angenehm am Rhone gelegen, aber enge und winckelig gebaut, mit einer großen Menge von Kirchen und geistlichen Gebäuden, worunter sich die Franciscaner-Kirche mit Laura's Grabmahl auszeichnet, mehreren wissenschaftlichen Anstalten, worunter ein Atheneum und eine medicinische Bibliothek, 2800 Häusern und 23,211 Einwohnern, die ansehnliche Seidenmanufacturen und Färbereien und andere Fabriken unterhalten. Die Gegend ist reizend, angenehm und äußerst fruchtbar an Korn, Wein, Oliven, Graines d'Avignon, Kermes, Sumach und den herrlichsten Südfrüchten. Hier verlebte Petrarca mehrere Jahre, hier sah er seine gefeierte Laura, der er seine schönsten Verse widmete. — Avignon mit seinem Gebiete war im Mittelalter eine Grafschaft, die von den Päpsten, welche bereits die Grafschaft Venaissin 1273 vom König Philipp dem Kühnen zum Geschenke erhalten hatten, von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, für 80,000 Floren angekauft war. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vice-Legaten, der jährlich ernannt wurde, und besaß sie bis zum Jahre 1790, wo nach mehreren stürmischen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete sich an die französische Republik anschloß und 1791 eindepartementirt wurde. Historisch merkwürdig ist Avignon in der katholischen Kirchengeschichte, weil vom Jahre 1305 bis 1377 sieben Päpste nach einander ihren Stuhl hierher verpflanzt haben; eine Periode, welche katholische Schriftsteller wohl die babylonische Gefangenschaft der Päpste zu nennen pflegen. Man findet hier mehrere römische Alterthümer.

A Vista, s. Vista.

Avocatorien, Ab- oder Heimberufungen, welche beim Ausbruch eines Krieges von einem Staate erlassen zu werden pflegen, um seine Unterthanen aus dem Lande, vornehmlich aber aus den Kriegsdiensten des Feindes abzurufen und zur Heimkehr anzumahnen.

Axe. In der gewöhnlichsten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche die Ebene einer krummen (z. B. Kreis, Ellipse rc.) in zwei gleiche, ähnliche und auf beiden Seiten den geraden ähnlich liegende Theile zerschneidet. Es heißt aber auch ferner eine gerade Linie, welche von einem Puncte in der Peripherie durch den Mittelpunct der Kugel gezogen wird, die **Axe der Kugel**. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunct der Grundfläche gezogen wird, heißt die **Axe des Kegels**. **Weltaxe** ist die Linie, welche man sich durch die beiden Pole und den Mittelpunct der Weltkugel gezogen denkt.

Axiom oder Grundsatz ist ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht. Dahin gehören die **gleichgültigen** oder **leeren Sätze**, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache sei das, was sie ist, z. B. a ist a; jede Größe ist sich selbst gleich; ein Ding ist sich selbst ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein u. s. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren

Prädicat ein Merkmahl des zum Subject gewählten Begriffs enthält ohne welches dieses nicht gedacht werden kann. So ist der Satz: ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundsatz, weil das Subject Triangel nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jeder Wissenschaft liegt ein solcher Grundsatz zum Grunde; er ist die Basis derselben, und giebt ihr die systematische Einheit. Alles, was zu der auf ihm gegründeten Wissenschaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er selbst aber darf nicht aus der Wissenschaft erst bewiesen werden. Welcher Satz aber der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sei, darüber ist vielfach gestritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerspruchs (es ist unmöglich, daß etwas zugleich ist und nicht ist); Andere den Satz: was ist, das ist; noch Andere den Satz: ein jedes Ding ist entweder oder ist nicht; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falsch halten). Alle diese Sätze sind ursprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander gemein, daß sie in der inneren Einrichtung unserer Denkkraft gegründet sind. Wir können nicht anders als die Äußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren diesen Gesetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinsame in allen diesen Sätzen ist also eine gewisse Nothwendigkeit, die als folgender höchste Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens hervortritt: Was der Mensch vermöge seiner ganzen inneren Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das ist nicht wahr. — Dieser Grundsatz läßt sich, so ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieser oder jener Gedankungsart anwendbar sind. — Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom in der strengen Bedeutung, und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbar, d. i. anschauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philosophie nur discursive Grundsätze, weil ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anschauung bewiesen werden muß.

Azimuth eines Gestirns. Der zwischen dem Scheitelkreise dieses Gestirns und dem Meridian des Beobachters enthaltene Bogen des Horizonts. Es ist östlich, wenn der Stern vor, westlich, wenn er nach und = 0, wenn er im Augenblicke der Culmination selbst beobachtet wird. Man pflegt mit dem Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den Azimuthal-Kreis, zu verbinden. Wird dann der zum Nul-Punct des letztern gehende Theilstrich in die Lage der Mittagslinie gerückt so hat man zugleich das Azimuth des Gestirns, dessen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr des Quadranten angiebt. D. N.

Azoren, flämische, auch Habichtsinseln, eine Gruppe von neun portugiesischen Inseln im atlantischen Oceane zwischen Afrika und Amerika, zwischen 36 bis 39° Nordbreite. Sie haben zusammen eine Größe von 53 Q. Meilen und gegen 160,000 Einwohner portugiesischer Abstammung, die nach portugiesischen Gesetzen regiert werden und unter einem portugiesischen Gouverneur stehen. Der vulkanische Boden ist zwar gebirgig, aber gut bewässert und ungemein fruchtbar; der höchste Berg, der Pic auf Pico, steigt 7400 Fuß hoch empor. Ein äußerst heiteres und gesundes Klima herrscht auf diesen Inseln, deren Hauptproducte in Wein, Korn und Südfrüchten bestehen, auch unterhalten die Einwoh-

ner eine starke Viehzucht, Fischerei, einige Manufacturen und einen lebhaften Handel, der jedoch noch ausgebreiteter sein würde, wenn es nicht durchaus an einem guten Hafen fehlte. Die Portugiesen haben diese Inseln 1446 entdeckt, doch wollen niederländische Seefahrer sie schon früher gesehen haben; daher die Holländer ihnen auch den Namen der flandrischen Inseln beilegen. Die neun Inseln heißen St. Miguel mit 61,100, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S. Jorge mit 11,200, Fayal mit 16,300, S. Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einwohnern. Die Hauptstadt Angra auf Terceira zählt deren 12,000.

Azur, himmelblau. Die Franzosen nennen auch den Lasurstein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultramarinblau gemacht wird, Azur.

Azymiten (Ungesäuerte), wurden die lateinischen Christen, d. h. die römisch-katholischen, von den griechischen genannt, weil sie sich beim heil. Abendmahle des ungesäuerten Brotes bedienten. E.

Azzara (Nicolas Joseph, Ritter von), spanischer Botschafter bei dem französischen Gouvernement, geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte schon früh einen lebhaften Hang zu den Künsten und Wissenschaften, und dieser Hang verstärkte sich durch seine Verbindung mit dem berühmten Mahler Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war. Azzara betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, ward nach Rom unter dem Papste Clemens XII. als Agent in Angelegenheiten der Kirche bei der Dataria geschickt, und zeichnete sich in diesem Posten durch seinen angenehmen Umgang und seine tiefe Geschäftskenntniß sehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der spanischen Gesandtschaft angestellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhandlungen seines Hofes bei dem päpstlichen Stuhle. Vgl. v. Dohms Denkwürdigk. über Joseph II. und Rom. Im Jahre 1796 wurde er dem Eroberer Italiens entgegengesandt, seine Gnade zu Gunsten Roms zu erflehen. Buonaparte wußte ihn sogleich zu würdigen, und von der ersten Zusammenkunft schrieb sich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der seitdem der stete Gegenstand seiner Bewunderung war. Damals war es auch, als sich eine genaue und innige Verbindung zwischen ihm und Joseph Buonaparte bildete. Kurz darauf ward Azzara mit einem diplomatischen Charakter nach Paris geschickt, wo ihn die Annehmlichkeit der Gesellschaft und die Aufnahme, die man ihm schenkte, für den Verlust seiner alten Freunde, einer schönen Bibliothek und reichen Gemählde- und Antikensammlung entschädigen mußte. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechselnden Steigen und Fallen seiner Gunst am spanischen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwiesen, wieder mit dem Charakter eines Botschafters nach Paris geschickt, und von neuem dieses wichtigen Postens beraubt. Seine Gesundheit, die schon sehr gelitten hatte, erlag diesen mehrmaligen Erschütterungen. Er starb am 26. Januar 1804.

B.

B, der zweite Buchstabe des deutschen Abc, ein weicher, sanfter Laut, der mit Öffnung der Lippen leicht ausgesprochen wird. In der Musik bezeichnet B unter den Klangstufen der diatonisch chromatischen Tonleiter den um einen halben Ton erniedrigten Ton H, die kleine Terze zu G, die reine Quinte zu Es. (S. Ton, Tonarten.) Man bedient sich aber dieses Buchstabens auch bei den Vorzeichnungen (s. Versetzungszeichen). — Die Alten bezeichneten in ihrer Musik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonsystems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verschiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet.

Baader (Joseph), einer der berühmtesten und geschicktesten Ingenieure und Mechaniker unserer Zeit, geboren zu München 1763. Er hatte Medicin studirt und in dieser Wissenschaft promovirt, entsagte ihr aber und ward im J. 1798 wegen seiner großen Talente für die Technologie zum Director der Maschinen und des Bergbaus ernannt. Im Jahr 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat mehrere Reisen nach England, Frankreich u. s. w. gemacht und mehrere wichtige Werke und Aufsätze geschrieben, und kürzlich ein leichteres Fuhrwesen in Vorschlag gebracht. Sehr sinnreiche Vorschläge hat er gethan, die große Wassermaschine zu Marli wieder herzustellen oder durch eine andere zu ersetzen. Auch seine Brüder, Clemens Ludwig, Kanonicus zu Freisingen und Franz Xaver, Arzt, haben sich als Schriftsteller rühmlich bekannt gemacht.

Baake, Bake heißt bei den Schiffern ein gewisses Zeichen, welche ihnen anzeigt, entweder wo Anfurt und Einfahrt ist, oder wo sie sich vor Klippen oder sonstiger Gefahr zu hüten haben. Es bestehen solche Zeichen entweder in hohen Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürmen, welche an dem Strande unterhalten werden, oder auf der See selbst in Tonnen an Ketten oder andern Dingen. Zu Unterhaltung dieser Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewisses Baken- oder Tonnengeld entrichtet.

Baal, Bel, ein babylonischer oder phönizischer Gott, dessen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache sehr verdunkelt ist. Einige halten ihn für einen Menschen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; Andere nennen ihn einen chaldäischen Riesen. Nach den Sagen, die die Geschichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menschen halten, der das Reich Babylon weckte und erhob, und durch die Zeit diese Apotheose erfuhr. Daher erzählen auch einige Schriftsteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüsse durch Canäle verbunden, und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach seinem Tode für einen Gott erklärt, und ihm göttliche Ehre erweisen lassen. Nicht aber blos auf Babylonien und Assyrien beschränkte sich seine Verehrung, sondern sie breitete sich noch weiterhin im Oriente aus; wir finden ihn bei den Persern, Tyriern u. s. w.

über den Kultus des Gottes Baal hat man nur wenige und widersprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch Menschenopfer, was aber wohl nur ein figürlicher Ausdruck sein möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Übrigens bedeutet der Name Baal oder Bel in mehrern orientalischen Sprachen Herr, bezeichnet die Herrscherwürde, und man findet es in der Zusammensetzung mit mehreren eigenen Namen, als Bel-sazar, Anni-Bal u. s. f.

Baarrecht, s. Ordalien.

Babet, s. Boursault.

Babo (Franz Maria), geboren 1756 zu Ehrenbreitstein, war Professor der Ästhetik zu München. Nicht unrühmlich bekannt ist er unter uns durch seine dramatischen Werke, die, wenn sie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen. Selbst in denen seiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe unmotivirter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich sehen, ist doch Lebhaftigkeit der Imagination, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatischen Arbeiten nicht zu verkennen. Eigentliche Epoche zu machen, gelang ihm durch sein Trauerspiel: Otto von Wittelsbach (1782), nach Göthe's Götz das erste Ritterschauspiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl aufführbarer, die ihm folgten, weil sie Modegeschmack wurden, sich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin versuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauspiel und es gelang ihm, in seinem Bürgerglück Wahrheit, Einfachheit und Popularität in dem Grade zu treffen, in welchem sie, ohne Aufopferung des guten Geschmacks, zur dramatischen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühmtes asiatisches Reich, das östlich an Susiana, südlich an den persischen Meerbusen und Chaldäa, westlich an das wüste Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Mesopotamien grenzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, so wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien ist ein flaches, ebenes Land, durchströmt von zwei großen Flüssen, dem Euphrat und Tigris. Jener, dessen Wasser fast immer bis zum Rande seiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringsten Anwachs über. Regelmäßig aber überschwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armenischen Gebirgen herabströmenden Gewässer ihn anschwellen, und befeuchtet es auf dieselbe Weise, wie der Nil Ägypten. Den Mangel an Baumaterialien hat die Natur durch Ziegelerde ersetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Öfen gebrannt, die dauerhaftesten Steine giebt, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen. Zum Mörtel bediente man sich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die alte vom Euphrat durchströmte Hauptstadt, Babylon, gehört zu den berühmtesten, deren Größe, wie die Alten sie uns schildern, an das Wunderbare und Unglaubliche grenzt. Die Mauern sollen 200 Ellen hoch und 50 breit gewesen sein, und 250 Thürme und 100 eherne Thore gehabt, und ihr Umfang soll über 400 Stadien betragen haben. Der Tempel des Belus und die hangenden Gärten gehörten zu den größten Merkwürdigkeiten dieser kolossalen Stadt, von der längst fast jede Spur vertilgt ist. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den ältesten Völkern auf der Erde. Ihre Sprache, ein aramäischer

oder syrischer Dialekt, zeigt sie als einen semitischen Völkerstamm. Schon früh erschienen sie als ein Volk, das feste Wohnsitze und einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung hatte. Die Mosaischen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündfluth, und nennen Nimrod als den Stifter des ersten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die sie als große Eroberer schildern. (S. Assyrien.) Endlich um das Jahr 630 v. Chr. tritt Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar, vom Taurus und Kaukasus herab, eroberten ganz Südasien, zerstörten Jerusalem, unterwarfen sich Tyrus und Phönizien, und gründeten ein Reich, das sich bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres erstreckte. Babylon, schon früher der Sitz der Kultur und wissenschaftlicher, besonders astronomischer und astrologischer Kenntnisse, ward die Hauptstadt dieses Reichs und erreichte seine schönste Blüthe. Handel und Kunstfleiß führten Reichthum herbei, und dieser weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Besonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrsamkeit war das Eigenthum der Priester, die unter dem Namen Chaldäer vorkamen. — Nach Nebucadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerstörung der Hauptstadt ein Ende machte und Babylonien mit Persien vereinigte. Es theilte Persiens Schicksale, bis es 640 nach Chr. Geburt Mohammomeds Nachfolger eroberten und Bagdad am Tigris erbauten (755). Hier war der Sitz der Khalifen, die Halaku, ein Tatarfürst, 1258 verjagte. Im Jahre 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkischen Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam Babylonien unter die Herrschaft der Türken, die es noch besitzen.

Baccalaureus, ehemals bei den Franzosen ein Edelmann, der sich in Kriegsdienste begab, aber nicht Vermögen genug besaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht sehr gewöhnlicher Titel, den man auf Universitäten denjenigen beilegt, welche die nächste Anwartschaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die untersten Lehrer Baccalaurei.

Bachius, **Bachëus**, s. Rhythmus.

Bachus, griechisch Dionysos, der Gott des Weins, zwar von einer sterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von seiner Geburt an einer der himmlischen Götter. Seine Geschichte gehört zu den verwickeltsten in der griechischen Mythologie. Zeus hatte ihn mit der Semele (s. d. Art.) gezeugt. Die Mutter aber ward vor seiner Geburt ein Opfer des arglistigen Rathes der Here. Zeus eilte, mindestens die noch unreife Frucht seiner Umarmungen zu retten, und verschloß sie, bis zur Zeitigung, in seine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas, und in der Folge zu den Nymphen von Nysa in Indien brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als sein Lehrer und Erzieher wird sein nachmaliger beständiger Begleiter Silenus genannt. Hier in Nysa's Thälern war es, wo er aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und den Menschen die Pflanzung des Weinstocks lehrte. Um seine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuschränken, durchzog er fast die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit seiner Wohlthat zugleich seine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Parder, Tiger oder Luchse) begann er seine, einem Triumphgepränge ähnliche Reise mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern,

Silenen, Satyrn, Mänaden. Begeistert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrsus schwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, schwärmten und tanzten sie um ihn her, jauchzend scholl ihr Evoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf mischte sich phrygischer Flöten Getön und wirbelnder Paukenklang. In Theben aber wollte man seine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüstete sich sogar wider ihn. Bacchus beschloß den Frevel zu rächen. Eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häusern auf den Berg Cythäron, wo sie umherschwärmten, Pentheus aber ward von seiner eigenen Mutter und deren Schwestern, denen er ein wildes Thier schien, zerrissen. Auf ähnliche Weise strafte er des Myntas Töchter, die seine Feste nicht feiern wollten, mit Raserei und Verwandlung. Als er nach Naxos übersetzte, gedachten die tyrrhenischen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil sie aus seinem Purpurgewand auf einen Königssohn schlossen. Sie fesselten ihn; aber die Fesseln fielen ab, das Fahrzeug stand mitten im Meere fest, Reben und Epheu umschlangen das Schiff, der Gott verwandelte sich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raserei ergriffen, stürzten sich ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihm gastlich und mit Ehrfurcht empfingen, z. B. den Midas, der ihm den verlornen, treuen Silen wieder zugeführt hatte. (S. Midas.) — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlassen fand, erhob er zu seiner Gemahlin (s. d. Art). Sie ward durch ihn der Unsterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches seiner Mutter Semele zu gewähren, stieg er in die Unterwelt hinab, und führte sie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in diesem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er sich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: Euan Eule! (Schön, mein Sohn!), ein Gruß, mit welchem Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer schönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine eigenthümliche Zierde ist ihm die Stirnbinde; die langen wellichten Haare sind hinten in einen Knoten geschürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich ist er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachlässig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über der Brust. Der bärtige Bacchus ist eigentlich indischen oder ägyptischen Ursprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbesiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken, oder ließ sie nur wenig vorschimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feste hießen Bachanalien, Dionysien, auch im Allgemeinen Orgien. Besonders feierlich wurden sie in Athen begangen, wo man die Jahre darnach zählte. Während ihrer Dauer war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionysien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigste der Feier bestand in einer Prozession, welche den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabei derselbe oben beschriebene Zug von Bachanten und Bachantinnen, die von wahrem oder angenommenem Weinrausche begeistert, schwärmend und tobend umherzogen, und sich dem zügellosesten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirschhäuten bekleidet, und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trink-

geschirre und Thyrsusstäbe. Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung die von den Phratien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Diese Prozession geschah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauspielen und andern Lustbarkeiten. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte Ausgelassenheit und Schwelgerei. Diese Feste kamen von den Griechen zu den Römern, die sie mit noch ärgerer Zügellosigkeit begingen bis der Senat sie im Jahre der Stadt 567 durch ein feierliches Edict gänzlich untersagte. — Außer diesen großen Bacchusfesten gab es noch andere, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus der Insel Kos gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandrinische Kanon für classisch erklärte Ein Verwandter des Simonides und Zeitgenoß Pindars wird er auch als Dichter beiden an die Seite gesetzt. Hiero, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch und zog ihn selbst dem Pindar vor. Uns sind leider von seinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgesängen nur wenige Fragmente geblieben; es finden sich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars stürmischen Adlerflug, fehlt es ihm weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Gesinnungen. Die von ihm vorhandenen Fragmente finden sich in einigen Ausgaben des Pindar und in Bruncks Analekten gesammelt.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Batolomeo di San Marco** oder **Frata**, geboren 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, kam sehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Mahlerei bei Cosimo Rosselli. Er machte schnelle Fortschritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo da Vinci's jene schöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umrisses, die seine spätern Arbeiten auszeichnet. Aus dieser Periode ist sein berühmtes Frescogemählde auf dem Gottesacker des Hospitals Santa Maria Nuova, welche das jüngste Gericht vorstellt und von seinem Freunde Albertinelli, der seine Manier sich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatischen Savonarola, verließ er alles, um ihm zu folgen, und schloß sich mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in das Kloster von St. Marcus ein, als dieser wüthende Aufruhrsprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloster ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der Gefahr glücklich entginge. In Folge dieses Gelübdes nahm er 1500 in demselben Kloster das Kleid des heiligen Dominicus und nannte sich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte seine Phantasie so erschüttert, daß er vier Jahre keinen Pinsel anrührte, und auf die Bitte der Geistlichen ihn nur wieder nahm, um ihn Gegenständen der Andacht zu widmen. Die Gemählde, welche er in dieser letzten Periode ausführte, sind seine vollendetsten. Man hat sie für Werke Rafaels gehalten. Dieser große Meister war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beispiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Sie tauschten wechselseitig ihre Kenntnisse aus. Dieser lernte

die Perspective von seinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher besuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und hatte die seltene Bescheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachstehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehrere Kirchengemählde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebastian waren, zwei Gemählde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Fra Bartolomeo verdient der Vorläufer Rafaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er sein Nebenbuhler geworden, hätte er dieselben Gelegenheiten gehabt, sein Talent geltend zu machen. Sein Styl ist streng und erhaben, aber dabei sehr anmuthig in seinen jugendlichen Figuren; sein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert sich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Verreiben und Verschmelzen der Farben weicht er kaum den besten lombardischen Coloristen. Besonders aber ist er ein Meister im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit so viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verstand. Er starb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Rustucci und Fra Paolo von Pistoja, der seine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), Ex-Fürst von Lucca und Piombino, Gemahl von Elisa Buonaparte, der Schwester Napoleons, ist den 18. Mai 1762 in Corsica von einer edeln, aber armen Familie geboren, früh als Cadet in Militärdienste gegangen, und war Offizier als Buonaparte als Obergeneral in Italien befehligte. Er heirathete nun dessen Schwester, wodurch er Oberster des 26. leichten Infanterieregiments, und, ohne sich, sei es aus Mangel an Fähigkeiten oder an Gelegenheit, irgend hervorgethan zu haben, in kurzer Zeit mit immer neuen Gnaden überhäuft wurde. Er ward nach und nach Präsident des Wahlcollegiums der Ardennen, 1804 Senator, und endlich 1805 Fürst von Lucca und Piombino. Nach den Revolutionen von 1814 und 15 folgte er seiner Gattin in die Verbannung und lebte seitdem mit ihr und seinem Sohne unter Aufsicht der österreich. Regierung zu Triest. Hier starb Elisa Bacciochi, seine Gemahlin, am 7. August 1820. Seine Unbedeutenheit hat ihn stets vor jedem eigentlichen Vorwurfe geschützt.

Bach (Johann Sebastian), unter den deutschen Tonkünstlern des vorigen Jahrhunderts einer der berühmtesten, und der größte dieses in der musikalischen Literatur so ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eisenach geboren und starb 1750. Er studirte die Musik zu Lüneburg, trat anfangs in die Dienste des Herzogs von Weimar, ward dann Organist zu Mühlhausen, hierauf Capellmeister des Fürsten von Cöthen, und ging 1737 als Hofcomponist des Königs und Churfürsten nach Leipzig. Als Clavier- und Orgelspieler hatte Sebastian Bach in damaliger Zeit nicht seines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er excellirte im Contrapunct; seine Compositionen sind voll Originalität und Kraft; seine Harmonie ist kunstvoll, seine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmusik und vieles für das Pianoforte hinterlassen. Aber die meisten seiner Compositionen erfodern einen Virtuosen zur fehlerfreien Ausführung. — Die Bachsche Familie stammte eigentlich aus Preßburg in Ungarn, welches Sebastians Vater, der selbst ein guter Musikus war, der Religion wegen verließ, um sich in Deutschland niederzulassen. Mehr als funfzig Tonkünstler sind von ihr ausgegangen; Sebastian selbst hatte elf Söhne, sämmtlich als Musiker vortheilhaft bekannt, die berühmtesten waren folgende vier. — Wilhelm Frie-

demann, geboren 1710 zu Weimar, starb mit dem Titel eines hessendarmstädtischen Capellmeisters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmonisten und geschicktesten Orgelspieler. Man hat von ihm die bekannten sechs Fugen fürs Clavier. — Carl Philipp Emanuel, 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg gestorben, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, als Musikus in königlich preußische Dienste nach Berlin, und ward endlich Musikdirector zu Hamburg. Er hat meistentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geistlichen Liedern herausgegeben. Sein Versuch über die wahre Art, Clavier zu spielen, ist noch immer ein classisches Werk in seiner Art. — Johann Christoph Friedrich, geboren 1732, Concertmeister zu Bückeburg, ein großer Orgelspieler, der auch durch seine herausgegebenen Musikalien bekannt ist. — Johann Christian (der englische genannt), geboren 1735 zu Leipzig, gestorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geschrieben, lange Zeit ein Lieblings-Componist gewesen ist.

Bachaumont (François le Coigneur), geboren zu Paris 1624, gestorben daselbst 1702. Sein Vater war Parlamentspräsident in Paris, und sein Sohn wurde frühzeitig dabei als geistlicher Rath angestellt. Er nahm Partei gegen den Hof, und ihm verdankt diese Faction den Namen Fronde, indem er sie einst mit den Schulknaben verglich, die sich in den Gräbern von Paris mit Schleudern belustigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten schnell sich trennten, aber sobald er den Rücken gewandt, wieder beisammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen seitdem Hutschnüre in Form einer Schleuder, und nannten sich Schleuderer (Frondeurs). Bachaumont fand bei diesen Streitigkeiten oft Gelegenheit, seinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulassen. Nach ihrer Beilegung zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seiner Neigung zur Dichtkunst, für die er viel angebornes Talent hatte, zu leben. Gleichheit des Geschmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwischen ihm und Chapelle eine innige Freundschaft, und beide arbeiteten gemeinschaftlich an jener lieblichen Reisebeschreibung, welche unter den Freunden der leichten, tändelnd anmuthigen Poesie so vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerstreut sind, als daß man sie zu sammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranstaltet, doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommene von Bachaumont herrühren.

Backhuysen (Ludolph), einer der berühmtesten Mahler der niederländischen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in seiner Jugend ganz besondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in sein achtzehntes Jahr bei seinem Vater, der Secretär der Generalstaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amsterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweisung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Diese Versuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, sich ganz der Mahlerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Besuchen der Werkstätten der besten Künstler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit, aber am meisten förderte seine Fortschritte der Eifer, womit er die Natur studirte. Um besonders furchtbare Naturscenen zu beobachten, scheute er keine Gefahr. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme ein

leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Mute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerstreute und zertrümmerte. Oft setzten ihn die erschrockenen Matrosen, trotz seiner dringenden Vorstellung, ans Land. Voll des Geschehenen eilte er dann, ohne ein Wort mit Jemandem zu sprechen, ohne durch irgend etwas sich zu zerstreuen, nach Hause, und führte mit bewunderswürdiger Genauigkeit in den Details die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses muthige Streben verschaffte seinen Gemählden den ersten Rang in dieser Gattung der Mahlerei. Mehrere Fürsten besuchten seine Werkstätte, und Peter der Große wollte sogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeister von Amsterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seestücks auf, das sie mit 1300 Fl. bezahlten und im Jahre 1665 Ludwig XIV. übersandten. Dies schöne Gemählde ist noch in Paris. In allen seinen Bildern herrscht die äußerste Wahrheit. Seine Farben sind trefflich und sein Pinselstrich ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen; seine Himmel sind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem versuchte sich Backhuysen noch in der Dichtkunst, und unterrichtete in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Seine Heiterkeit und die Stärke seiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die seinem Leben in einem Alter von 78 Jahren, im Jahre 1709, ein Ende machten. — Seine Gemählde werden stets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemähldeauction des Herrn P. de Smeth in Amsterdam wurden die vier von Backhuysen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Roger), ein englischer Mönch des 13. Jahrhunderts, der durch die Kraft seines Genies sich weit über sein Zeitalter erhob, und in mehrern Wissenschaften Entdeckungen machte, welchen die Bewunderung der aufgeklärtesten Nationen zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Sommerset aus einer alten und angesehenen Familie geboren, und widmete sich, den Ansichten jener Zeit gemäß, dem Klosterleben. Interessant und lehrreich ist es wahrzunehmen, wie ein einfacher Klostergeistlicher, ohne allen Antrieb, den von der Natur empfangenen Geist der Forschung und Erfindung in Thätigkeit setzte, welche Hindernisse Unwissenheit und Aberglaube den Regungen seines Geistes entgegenstellten, und welche Anstrengungen er machen mußte, um nicht in seiner Wirksamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Nach dem Elementarstudium bezog Roger die Universität Oxford und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europa's sich versammelten. Roger genoß mit Eifer den Unterricht der geschicktesten Lehrer, machte in allen seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte und erhielt die theologische Doctorwürde. Im J. 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und sich zu Oxford niederließ. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein: aber dieses Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeischaffung seine Vermögensumstände ihm nicht verstatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wissenschaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand setzten, Bücher anzukaufen, Instrumente zu verfertigen und die nöthigen Versuche zu machen. Indem er mit Aufmerksamkeit die Geheimnisse der Natur untersuchte, entdeckte er gewisse Eigenthümlichkeiten, gewisse Verbindungen der Körper, woraus er neue Wirkungen ableitete, die dem Einsichtsvollen, der ihren natürlichen Zusammenhang begriff, Bewunde-

rung abnöthigten, dem Unwissenden aber so außerordentlich schienen, daß er sie für Werke höllischer Zauberkunst ansah. Dieser Wahn wurde durch die Eifersucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geistlichen des Klosters seine Überlegenheit betrachteten. Überdies stand Roger in freundschaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Bischof von Lincoln, einem Feinde des Papstes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichrist erklärte. Er selbst tadelte laut, mündlich und schriftlich, die Unwissenheit und Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und hatte sogar einen Brief an den Papst geschrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache denuncirte man am Hofe von Rom sowohl die gefährlichen und verdächtigen Grundsätze Rogers als auch die außerordentlichen Dinge, die er verrichtete, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papst verbot ihm, auf der Universität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verschloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menschliche Umgang ihm abgeschnitten war, und ihm selbst die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellsehenden, die Rogers Genie bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Bischof von Sabina und päpstlicher Legat in England, der nicht sobald den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter seinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller seiner Schriften foderte, schrieb Roger jenes unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch seinen Lieblingsschüler, Johann von Paris, überschickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolaus III., erklärte sich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerken, den der Papst bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte zehn Jahre; umsonst versuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nicolaus IV. erlangte er auf die Verwendung einiger vornehmen Engländer seine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, gab gegen das J. 1201 einen Abriß der Theologie heraus und starb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Roger erscheint im Vergleich mit seinen Zeitgenossen als ein außerordentlicher, weit über sein Jahrhundert hervorragender Geist, wiewohl er sich nicht von allen Vorurtheilen seiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weisen und an die Astrologie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen ist er über andere Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläser sagt, sind offenbar gewagte Hypothesen, die auf keinen Versuchen beruhen. Aus seinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch des Telescops nicht kannte. Mit mehr Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeschrieben. Man sieht, daß er mehrere chemische Geheimnisse für die damalige Zeit besaß. Er spricht von einem unauslöschlichen Feuer, welches wahrscheinlich eine Art Phosphor war.

An einem andern Orte sagt er, daß man aus Salpeter und andern Ingredienzen ein künstliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelst dessen man den Donner und Blitz in der Luft nachahmen könne; eine Portion dieser Materie von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer und eine Stadt unter einem von einer ungeheuern Erleuchtung begleiteten schrecklichen Knall vernichten; und an einem andern Orte sagt er bestimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Ihm war keine Wissenschaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehrere Sprachen, und schrieb lateinisch mit großer Eleganz und Klarheit. Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen, und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Copie auf der Bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baco (Francis), Baron von Verulam, Viscount von St. Alban, Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich zu rühmen hat, nach Newton die erste Zierde Englands. Geboren zu London im J. 1561 gab er von seiner frühesten Kindheit an Proben eines überlegenen Geistes. In einem Alter von dreizehn Jahren bezog er die Universität Cambridge, wo er in allen Wissenschaften bewundernswürdig schnelle Fortschritte machte. Er zählte noch nicht sechzehn Jahre, als er schon ein Werk gegen die Aristotelische Philosophie schrieb, die ihm eher geeignet schien, den Geist in Streitigkeiten zu verwickeln als aufzuklären. Diese Wahrnehmung scheint alle seine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England bestehenden Sitte gemäß, die für Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich, zu schicken, ging der junge Baco im Gefolge Sir Amias Powlet nach Paris, der eine solche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte sich derselben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereiste mehrere Provinzen dieses Landes, um die Sitten und Gesetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, schrieb er ein Werk **über den Zustand Europa's**, in welchem er die auffallendsten Proben seiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um seiner Geburt gemäß leben zu können, sich für die Rechtsgelehrsamkeit entschied, und das Studium der Gesetze mit solchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbesserung seiner äußern Umstände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der scholastischen Studien zu verbessern, und für eine gesunde Philosophie zweckmäßiger einzurichten. Der Platz, den er bei der Königin einnahm, war mehr ehrenvoll als einträglich; seine Talente und seine Verbindung mit dem Großschatzmeister Burleigh und dessen Sohn Sir Robert Cecil, erstem Staatssecretär, schienen ihn zu den ersten Ämtern zu berufen; aber die Feindschaft zwischen letzterm und dem Grafen Essex, Baco's Freund und Beschützer, verzögerte lange seine Beförderung. Der Graf Essex suchte ihn durch das Geschenk eines Landgutes zu entschädigen, wofür Baco die lebhafteste Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher,

was er einem so großmüthigen Wohlthäter schuldig sei, und verließ ihn nicht nur, sobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zur entschuldigenden Kleinmüthigkeit, sondern trat sogar, als ihm der Prozeß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen diesen schändlichen Undank erhob sich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht, und die Königin zeigte sich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach diesen widrigen Erfahrungen schien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt worden, und stimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, wiewohl er stets im Dienste der Krone blieb. Kann etwas seine großen Vergehen entschuldigen, so war es seine Armuth. Er fand sich in einer solchen Zerrüttung, daß er zwei mal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günstiger. Dieser Fürst, der ein Beschützer der Wissenschaften sein wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelstand. Baco zeigte sich durch sein Betragen im Parlament würdig dieser Gunst. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die königl. Lieferanten in seinem Namen erlaubten, und er vollzog diesen gefährlichen Auftrag mit so viel Talent und Glück, daß er sowohl dem Parlament als dem König Genüge leistete. Das Haus der Gemeinen votirte ihm eine öffentliche Danksagung, und Jacob I. ernannte ihn zu einem seiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu noch eine Pension von 61 Pfund kam. Seine Lage verbesserte sich nach und nach immer mehr, er schloß eine vortheilhafte Ehe, stieg 1617 bis zur Würde eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viscount von S. Alban vertauschte, erhoben. Jetzt befand er sich in einer Lage, daß er ein gemächliches und glänzendes Leben führen konnte, ohne seinen Charakter durch Handlungen der Habsucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beschwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Concessionen von Ämtern und Privilegien für Geld unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben. Baco, der sich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufsehen einer gerichtlichen Untersuchung zu vermeiden wünschte, gestand seine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anspruch und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, sich auf die Beraubung des hohen Amtes beschränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umständliches Bekenntniß die Richtigkeit fast aller gegen ihn erhobenen Klagen eingestanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs selbst an einem ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder nahmen, zu einer Geldstrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem wurde er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu sitzen und sich nur dem Orte zu nähern, wo der König seinen Hof hielte. Unstreitig war dies harte Urtheil gerecht für so große Verbrechen; dennoch müssen wir zu einiger Entschuldigung derselben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habsucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, sondern vielmehr eine von Andern gemißbrauchte Charakterschwäche war. Züge von Edelmuth und Festigkeit, die sein Leben ebenfalls aufzuwei-

sen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und schätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Anderer abzulehnen. Er überlebte seinen Sturz nur wenige Jahre und starb 1626. Wir wenden den Blick ab von diesem traurigen Gemählde der Lebensumstände und Handelsweise eines von der Natur so herrlich ausgestatteten Mannes, um ihn auf die unsterblichen Werke seines Geistes zu richten, wiewohl der beschränkte Raum dieser Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derselben verstattet. Wir haben schon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem System der Wissenschaften faßte. Alle seine Studien, alle seine Bestrebungen gingen dahin. Er übersah den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse, untersuchte die Beziehungen, durch welche sie unter einander verbunden sind, und classificirte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, welche sie vorzugsweise in Anspruch nehmen. Daher die Eintheilung in Wissenschaften des Gedächtnisses, des Verstandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphilosophie genannt, denn er war der erste, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur sei. Wie diese Beobachtungen kunstmäßig zu leiten, und wie durch sie die Natur zu befragen sei, hat er in mehreren Methoden aus einander gesetzt. Er behandelte diesen Gegenstand in seinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allseitiger Geist hat die sämmtlichen Wissenschaften studirt, er sah, auf welcher Höhe eine jede stand, welche falsche Richtungen sie genommen, und wie sie wieder zur Wahrheit zurückzuführen sei. Betrachtet man ihn als Metaphysiker, so zeigt er eben so viel Scharfsinn als Tiefe in seinen Ansichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenassoziation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er setzte sehr deutlich das von Aristoteles aufgestellte und von Locke entwickelte Princip aus einander, daß die Begriffe des Verstandes aus sinnlichen Eindrücken entstehen. Als Physiker hat er sehr sinnreiche Ansichten gehabt, und sich auf dem Wege mehrerer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine ersonnen, mittelst welcher er die Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, geahnt zu haben scheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton später bewies, hatte er die richtigsten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Versuche, um die Grundsätze derselben zu bestimmen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in seinem Werke Sylva sylvarum u. s. w. Über die Medicin hat er mehrere Werke geschrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müssen. Die Jurisprudenz hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, sondern auch als Gesetzgeber und Philosoph studirt. Man hat von ihm Aphorismen, eben so merkwürdig durch Tiefe der Ideen, wie durch die Energie und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eins seiner schönsten Werke, Sermones fideles betitelt, ein Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Historiker hat er in seiner Geschichte Heinrich VII. und VIII. nur wenig geleistet. Von seiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt

sein **Werk über die Weisheit der Alten**, worin er die Fabeln der alten Zeit durch sehr sinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wissenschaft, in der Baco weniger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte und die richtigen Methoden anzeigte, das Copernicanische System bestreiten konnte. In diesem Puncte allein stand er tiefer als die aufgeklärten Männer seiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschung hatte er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, daß keiner seiner Zeitgenossen die Kraft seines Genies, die Richtigkeit seiner Ansichten und die Wichtigkeit seiner Arbeiten vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war sein Richter, und mit gerechtem Stolze sagt er in seinem Testament: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wann einige Zeit verflossen sein wird." — Die schönste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist zu London 1765 in fünf Quartbänden erschienen. Sie sind theils in englischer, theils in lateinischer Sprache.

Badajoz, die befestigte Hauptstadt der spanischen Provinz Estremadura, an der Guadiana, über welche eine steinerne Brücke von 22 Bogen führt, unfern der portugiesischen Grenze, mit 10,000 Einwohnern. Sie hat im letzten Kriege eine bedeutende Rolle gespielt und ward von den Engländern dreimal belagert. Badajoz war am 10. März 1811 nach tapferem Widerstande von dem span. General Imaz an Mortier übergeben worden. Nach der Vertreibung Massena's aus Portugal und dessen Rückzug durch Estremadura mußte es eine Hauptsorge des brittischen Feldherrn sein, diese Festung, so wie Ciudad Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nachdem daher Olivenza am 16. April erobert war, schritt er zur Berennung von Badajoz. Diese am linken Ufer der Guadiana gelegne Festung hat 8 Bastionen, einen guten bedeckten Weg und zwei Außenwerke, das Kronenwerk Pardaleras südlich, die Redoute Picurina östlich; in Norden jenseits der Guadiana liegt das Fort St. Christoval auf steilen Felsen, von dem ein Theil der Festung, nämlich das schlecht befestigte Schloß, eingesehen wird. — Erste Belagerung. Die Belagerungsarbeiten begannen in der Nacht zum 9. Mai; der Hauptangriff war gegen das Schloß gerichtet, ein gleichzeitiger gegen St. Christoval, ein Scheinangriff gegen Pardaleras. Der vorherrschende Mangel an Material gewährte durchaus keine günstigen Resultate, und da Soult zum Entsatz anrückte, ward die Belagerung schon am 14. wieder aufgehoben. — Zweite Belagerung. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuera ward Badajoz am 25. Mai wieder von 12,000 Mann eingeschlossen; die gegen das Schloß und St. Christoval gerichteten Belagerungsarbeiten begannen am 30. In der Nacht zum 7. Juni ward der Sturm einer in St. Christoval gelegten Bresche versucht, aber mit Verlust abgewiesen; die Bresche, durch das Feuer der folgenden Tage vergrößert, ward darauf in der Nacht zum 10. abermals, aber wieder vergeblich, gestürmt. Da indeß die meisten Geschütze unbrauchbar und die Munitionsvorräthe größtentheils consumirt worden waren, so wurde die Belagerung am 12. aufgehoben, der Platz aber noch bis zum 16. streng blokirt. Dritte Belagerung. Nach Eroberung Ciudad Rodrigo's (Jan. 1812) beschloß Wellington einen erneuerten Angriff auf Badajoz. Die Belagerungsarmee, 16,000 Mann stark, begann ihre Arbeiten am 17. Mai. Die Franzosen hatten während dessen die Werke bedeutend verbessert. Am 19. machten die Franzosen einen Ausfall, ohne jedoch

die Belagerungsarbeiten zerstören zu können, in der Nacht zum 26. ward Picurina gestürmt, die Belagerer setzten sich darin fest, und etablirten davor ihre Breschbatterien. Bis zum 6. April waren drei Breschen gelegt, welche gangbar erachtet wurden. Der Sturm ward in der Nacht zum 7. unternommen; die erste Abtheilung erstieg das Schloß mit Leitern, die zweite und dritte stießen zusammen, geriethen in Unordnung und blieben hier dem fürchterlichsten Feuer zwei Stunden lang ausgesetzt. Wellington zog sie zurück, um gegen Morgen einen zweiten Versuch machen zu lassen. Indessen hatte eine vierte Abtheilung nach 4 Uhr die westliche Bastion St. Vincent genommen, sie drang in den Rücken der Breschen, vertrieb den Feind, und gab so den zu ihrem Angriff bestimmten Truppen Gelegenheit, ohne weitern Verlust einzudringen; die ganze Garnison mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen. Die Belagerer verloren bei dieser dritten Belagerung 72 Offiziere, 963 Mann an Todten, 366 Offiziere, 3483 Mann an Verwundeten. e.

Baden, ein deutsches Großherzogthum, das von einem der ältesten Fürstenhäuser beherrscht wird, welches seinen Ursprung aus dem frühzeitig herrschenden Geschlechte Gottfrieds ableitet, eines Herzoges der Alemannen, der sein Vaterland bis an seinen Tod im Jahre 709 gegen die Übermacht der fränkischen Oberhofmeister vertheidigte. Ein Abkömmling desselben, Kerold oder Gerold, so wie sein Sohn Berthold erscheinen in Urkunden gegen Ende des 8. Jahrhunderts als Gau- oder Landgrafen in der Baar (die Landgrafschaft Baar, darin Doneschingen, besitzen jetzt die Fürsten von Fürstenberg unter badischer Hoheit). Späterhin kommt ein Graf Berthold (der von jenem Berthold in der Baar abstammen soll) als ein Graf im Breisgau vor. Dieser ist nach dem Urtheile berühmter Geschichtforscher der Vater desjenigen Herzogs Berthold, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnet. Dieser Berthold, der vom Kaiser Heinrich III. die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt bekam, nahm noch bei Lebzeiten desselben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiser vor Otto starb, gab nach Otto's Tode die Kaiserin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entschädigte Berthold im J. 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, wobei er die Landgrafschaft über den Breisgau behielt. Aber im Jahre 1073 nahm ihm der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar versöhnte er sich, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar mit Berthold und verdankte diesem seine Rettung; als ihm aber die Besiegung der Sachsen gelungen war, suchte er sich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch diese Untreue erklärte sich Berthold jetzt öffentlich gegen Heinrich, und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolph von Schwaben seine Stimme. Doch Heinrich besiegte seine Feinde, und ließ Berthold nebst den übrigen schwäbischen Grafen und Herren nach dem alemannischen Gesetz richten, wodurch sie ihre Würde verloren. Berthold verheerte Ostfranken, starb aber vor dem Ende dieses Krieges 1078 und vererbte den Herzogtitel nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf seinen ältesten Sohn, Berthold II., dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und im Jahre

1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausstarben. Diesen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweizerischen und burgundischen Allodien erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn aber, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in ein Kloster nach Clugny zurück, und starb hier noch vor seinem Vater im J. 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses Baden ward. Er starb, nachdem er den hohenstausischen Kaisern Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienste geleistet hatte, und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war, im J. 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiser Friedrichs I., und starb auf dem Kreuzzuge in Antiochien im Jahre 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande und stifteten zwei Linien, jener die badensche, dieser die hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Allodium und Ettlingen als Lehen. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenschen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Österreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, wurde aber zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben im Jahre 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Jedoch heirathete Elisabeth, Hermanns V. Schwestertochter, den Herzog Albert, des Kaisers Rudolph von Habsburg Sohn, und dieser erhielt nach der Meinung der damaligen Zeit nun erst ein volles Recht auf Österreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen, und suchte auch mehrere hohenstaufische Güter während des großen Interregnums an sich zu ziehen; Kaiser Rudolph I. aber nahm sie ihm wieder ab. — Ihm folgten Hermann VI., dessen Söhne Friedrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrichs Linie starb bald wieder aus. Rudolph aber pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr nachtheilig waren. Von Christoph I. (gest. 1527) stammten die beiden Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Christophs I. Sohn, Bernhard, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die protestantische Religion in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp stand unter der Vormundschaft des Herzogs von Baiern, welcher während derselben die evangelische Lehre wieder abschaffte. Philipp starb schon 1588 und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der sich zur katholischen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolph II. übertrug daher die Administration des Landes den Herzogen von Baiern und Lothringen; der Markgraf Ernst Friedrich von Durlach aber protestirte dagegen und nahm das Land 1595 in Besitz; es wurde erst im J. 1629 dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Christophs I. zweiter Sohn, Ernst (st. 1553), war der Stifter der Linie

Baden-Durlach. Er nahm die evangelische Lehre an, welche von seinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt wurde. Sein Sohn, Ernst Friedrich, regierte die ganze Markgrafschaft mit vielem Ruhme. Er starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder Georg Friedrich, der ihm folgte, trat noch bei seinem Leben seinem ältesten Sohn Friedrich V. die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiser Ferdinand II., und zur Beschützung des Pfalzgrafen Friedrich V. zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckschen Allodien erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte er sich bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach dem ryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes wieder herzustellen und starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Carl III., der 1715 die neue Residenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste succedirte und 1811 als Großherzog von Baden starb (s. Carl Friedrich). Die ältere Linie Baden-Baden starb 1771 aus, und seit der Zeit war das Land wieder vereinigt. Der Großherzog Carl, ein Enkel Carl Friedrichs, und seit 1806 mit Stephanie Louise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt, starb den 8. Decemb. 1818. Ihm folgte sein Oheim, Markgraf Ludwig (geb. 1763). Da dieser keinen Erben hat, so folgen nach der vom vorletzten Großherzog, Carl Friedrich, gegebnen Successionsacte vom 10. Sept. 1806 dessen Söhne zweiter Ehe, die durch das Patent vom 4. Octob. 1817 mit Successionsfähigkeit zu Markgrafen von Baden ernannten Grafen von Hochberg (s. d. Art.). Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenschen Länder 77 Q. M. mit 210.000 Einwohnern. In diesem Frieden wurden 8 Q. M. mit 25.000 Einwohnern abgetreten, und dagegen 60 Q. M. mit 245.000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1. Mai 1803 die Churfürstenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, als alte Stammland der Herzoge v. Zähringen, wieder an Baden brachte, durch den Beitritt zum Rheinbunde, wodurch Baden die Landeshoheit über den größten Theil der Fürstenbergischen Lande, über die Landgrafschaft Klettgau, Fürstenthum Leiningen, rc. erhielt, und durch die 1810 mit Würtemberg gemachte Länderaustauschung, die Baden fast 30,000 neue Unterthanen verschaffte, ist die Größe der badischen Besitzungen auf 270 Q. M. mit einer Million Einwohner gestiegen, wovon man die jährlichen Einkünfte auf 10 Millionen Gulden schätzt. Das Budget von 1820 bestimmte die Schulden zu 14,605,100 Fl. Nachdem Baden zum Rheinbunde getreten war, wurde der churfürstl. Titel mit dem großherzogl. vertauscht. Nach der Schlacht von Leipzig trat der Großherzog von Baden vom Rheinbunde ab, und schloß sich 1815 dem deutschen Bunde an, in dessen engerer Versammlung er die 7. Stelle hat, und in der weitern Bundesversammlung drei Stimmen führt. Als Contingent zum Bundesheere stellt es 10,000 M. zum 8 Armeecorps. Die Staatsverfassung des Landes war vor 1818 rein monarchisch, und der Regent in allen innern Staatsangelegenheiten uneingeschränkter Herr, allein im J. 1818 gab der Großherzog Carl dem Lande, dem 13. Artikel der deutschen Bundesacte und seiner eigenen Erklärung gemäß, eine landständische Verfassung mit zwei Kammern. — Baden gehört zu den fruchtbarsten Ländern Deutschlands. Es erstreckt sich in einer ansehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite, längs des Rheinstroms, von da an, wo er aus dem Bodensee tritt, bis zur Vereinigung des Neckars mit

demselben, und bildet größtentheils eine fruchtbare Ebene mit vortrefflichen Fruchtfeldern und Weinhügeln, westlich vom Rhein bespült, und östlich vom Odenwald und Schwarzwald begrenzt, von welchen beiden Gebirgen auch beträchtliche Theile zu diesem Großherzogthum gehören, und zur Bildung der sehr schönen Gegenden desselben beitragen, worunter vorzüglich die reizende Bergstraße und das schweizerartige romantische Murgthal sich auszeichnen. Hauptsächlich gewinnt man Getreide in Menge, vorzüglich Spelz oder Dinkel, einen außerordentlichen Überfluß von Baumfrüchten (in den warmen Gegenden der Bergstraße auch Mandeln, Kastanien und sehr viel wälsche Nüsse), wovon viele außer Landes gehen, Taback, Krapp, Hanf von vortrefflicher Güte und sehr vielen und guten Wein, davon viele Arten ausgeführt werden. Der Affenthaler, Wertheimer, der Bergsträßer und der Seewein sind die bekanntesten. Letzterer wächst in den Gegenden des Bodensees, und wird unter die geringern Sorten des Landes gerechnet. Auch die Waldungen sind beträchtlich und befinden sich in einem trefflichen Zustande, indem sie der vorige Großherzog auf alle Weise schonte, während andere Fürsten Deutschlands verschwenderisch mit ihren Waldungen umgingen. Sie veranlassen, vermittelst geschlossener Gesellschaften und der Flüsse Murg, Kinzig und Rhein, einen beträchtlichen Holzhandel nach Frankreich und Holland. Die Viehzucht wird vorzüglich in den Gegenden des Schwarzwaldes stark getrieben, und das herrschaftliche Schäferei-Institut Gottsau, bei Carlsruhe, trägt zur Veredlung der Schafheerden bei, indem man aus Spanien Merinoschafe hat kommen lassen. Das Land hat in dem Innern seiner Gebirge vielerlei Mineralien, jedoch ist Salz nicht hinreichend zur Consumtion vorhanden. Aus dem Rheine wäscht man Gold, woraus ehemals Baden hat Ducaten schlagen lassen, mit der Aufschrift: Sic fulgent litora Rheni. Die Fabriken sind nicht hinreichend, und beschäftigen ungefähr 10,000 Personen. Die meisten sind in Mannheim, Pforzheim und Carlsruhe. Allgemein bekannt sind die Bijouteriefabriken zu Pforzheim, deren jetzt 21 sind, und welche jährlich für 600,000 Gulden Waaren liefern. Ein eigenthümlicher Industriezweig der Schwarzwälder ist die Verfertigung hölzerner Uhren, welche fast 700 eigentliche Uhrmacher beschäftigt und jährlich über 100,000 Stück Uhren liefert. Der Eigenhandel des Landes besteht mehr in Ausfuhr der Naturproducte als der Fabricate, und wird durch die guten Kunststraßen und die schiffbaren Flüsse Rhein, Neckar und Main befördert. Wegen der Lage zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz hat Baden viele Vortheile vom Transito- und Speditionshandel. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der katholischen Kirche an, wiewohl der Regent sich zur lutherischen Kirche bekennt. Für den Unterricht der Jugend in den überall bestehenden Landschulen, werden Lehrer in dem Schullehrer-Seminarium zu Carlsruhe gebildet. Die gelehrte Bildung befördern die zahlreichen lateinischen Schulen Pädagogien, Gymnasien und die zwei Universitäten zu Heidelberg und Freiburg. Seit dem 3. März 1819 besteht das Großherzogthum Baden aus folgenden 7 Kreisen: 1. Seekreis, Hauptst. Constanz, nebst Villingen; 2. Wiesenkreis, mit Lörrach; 3. Treisamkreis, mit Freiburg; 4. Kinzigkreis, mit Offenburg; 5. Murg- u. Pfinz-Kreis, mit Durlach; 6. Neckarkreis, mit Mannheim; 7. Main- und Tauberkreis, mit Wertheim. Nach dem Vertrage mit Baiern und Österreich (Frkf. 10. Jul. 1819) wurde d. 4. Oct. 1819 die bisher österreich. Grfsch. Hohengeroldseck mit Baden vereinigt. Die Hauptstadt und Residenz Carlsruhe gehört zu keinem Kreise, sondern ist unmittelbar dem Ministerialdepartement des Innern unterge-

rdnet. — Baden hat drei Ritterorden: 1. den Hausorden der Treue, gestiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt, und dessen Ordensherr und Großmeister jedesmal der Großherzog ist; 2. den Carl Friedrich = Militärverdienstorden, vom Großherz. Carl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet, dessen Großmeister der Großherzog ist und der aus 3. Classen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern besteht; 3. den Orden des Zähringer Löwen, gestiftet vom verstorbenen Großherzoge am Namenstage seiner Gemahlin, den 26. Decemb. 1812. Er besteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, und hat den jedesmaligen Großherzog zum Großmeister. — Über die Territorialstreitigkeiten zwischen Baden und Baiern s. d. Art. Territorialpolitik.

Baden = Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgr. Wilhelm I. von Baden = Baden, wurde zu Paris den . April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzessin von Carignan, seine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber sein Vater und sein Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er seine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß, wo dieser große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug der franz. Armee zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé das Commando übernahm. Montecuculi nahm seine Entlassung, und der Herzog von Lothringen trat an seine Stelle. Ludwig commandirte unter diesem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann im J. 1678 in seine Markgrafschaft zurück. Als der Krieg zwischen Österreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, Sobiesky, kamen dieser Hauptstadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall sich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entsetzt, die geschlagnen Türken zogen sich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über sie. Er behielt auch nachher das Commando an der Donau, und schlug die Türken den 24. Sept. 1689 bei Nissa und den 19. August 1691 bei Salenkemen. Im J. 1693 wurde ihm das Commando der Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übergeben; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsoperation gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in den Elsaß ein, täuschte die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky im J. 1697 der polnische Thron erledigt war, bewarb er sich um diese Krone; aber der Churfürst von Sachsen, Friedrich August I., trug den Preis davon, und der Markgraf begab sich nach dem Frieden von Ryswick in sein Land zurück. Als der spanische Successionskrieg ausbrauch, commandirte er die kaiserliche und Reichsarmee, und eroberte (1702), ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau. Im J. 1703 bewies er sein Talent in der Befestigungskunst durch Anlegung der berühmten Linien von Stollhofen, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm zuletzt das Kriegs-

glück weniger günstig, woran seine aus Kränklichkeit herrührende Behutsamkeit, und die schlechte Beschaffenheit der Reichsarmee Ursache waren. Er war einer der größten Generale seiner Zeit, und nie eigentlich besiegt worden. Nachdem er sechsundzwanzig Feldzüge gemacht, fünfundzwanzig Belagerungen geleitet und dreizehn Schlachten geliefert hatte, starb er zu Rastadt den 4. Januar 1707.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Orte führen diesen Namen. 1. Baden in Schwaben, eine Stadt von 418 Häusern und 3000 Einwohnern; bei den Römern unter dem Namen civitas aurelia aquensis bekannt, war späterhin gegen 600 Jahre lang die Residenz der Markgrafen von Baden. Sie liegt in einem reizenden Thale, zwei Stunden vom Rhein. Das Schloß beut nach allen Seiten hin die herrlichsten Ansichten. Es enthält eine Menge unterirdischer Gewölbe, die, der gemeinen Sage nach, der Vehme zum Sitz gedient haben sollen, wahrscheinlich aber ein Werk der Römer sind. Die Antiquitätenhalle enthält römische Denkmähler, die um Baden her gefunden worden sind. Das Conversationshaus, ehedem ein Jesuitenkloster, ist ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zusammenkommt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegial- oder Pfarrkirche zeichnet sich durch die Begräbnisse der Markgrafen aus. Die sechs Altarblätter sind von Lill nach Guido Reni gemahlt. Vorzüglich merkwürdig sind Badens dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle hat 45 Grad Wärme nach Reaumur, und liefert in 24 Stunden 7 345,440 Kubikzoll Wasser. Der Fels, aus welchem sie hervorbricht, ist noch zum Theil mit carrarischem Marmor bekleidet und war wahrscheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbad finden sich noch Überreste römischer Bäder. An der Höllenquelle von 50 Gr. Wärme brühen die Einwohner Thiere ab. Das Armenbad vor dem Gernsbacher Thore ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Die vorzüglichsten der öffentlichen Badehäuser sind: zum Baldreith, zum Hirsch, zum badischen Hof, zum Salmen und zur Sonne; doch kann man auch in seinem Zimmer baden. Das hiesige muriatische Schwefelwasser hat in 1 Pfund zu 16 Unzen folgende Bestandtheile: Glauberisches Wundersalz 5 2/9 Gran, Selenit 6 Gr., Kochsalz 34 1/6 Gr., salzsaure Bittererde 5/9 Gr., salzsaure Kalkerde 1/2 Gr. und schwefelartige Luft 1 1/2 Kubikzoll. Seine Kraft äußert sich wohlthätig in Gicht und Rheumatismen, in veralteten Gichtknoten Contracturen, Lähmungen, Geschwülsten, Geschwüren, in Ausschlägen, Krätze, Flechten, Skropheln, selbst dann, wenn diese Krankheiten venerischer Art und vom Mißbrauch des Quecksilbers entstanden sind, in Hypochondrien, Hämorrhoidalbeschwerden, Verstopfungen der Eingeweide, bei Unordnung der monatlichen Reinigung rc. Man besucht dies Bad daher sehr stark. An trefflichen Spaziergängen und herrlichen Aussichten fehlt es nicht. — 2. Baden in Niederösterreich, eine Stadt von ungefähr 400 Häusern und 2400 Einwohnern. Die Lage der Stadt, an felsigen Kalkgebirgen, ist über alle Beschreibung schön. Ungeachtet vieler widrigen Schicksale hat sie sich doch aus einem Dorfe zum Flecken, endlich zur Stadt emporgehoben, und ist jetzt Sommerresidenz mehrerer Erzherzoge von Österreich. Die vorzüglichsten Gebäude der Stadt sind: die Kirchen, und das mit Speise- und Kaffeezimmern versehene Redoutengebäude, in welchem sich auch die Schaubühne befindet. Außer diesen Gebäuden heben sich noch in der Stadt die Häuser der Erzherzoge und das Casino hervor. Der

Hauptplatz Badens ist der Park beim Theresienbade mit seinen schönen Baumgängen Darneben ist der Kalkfelsen, aus welchem die wohlthätige Heilquelle hervorsprudelt. Nach der Analyse der Herren Schenk und Volta ist in 1 Pfund Wasser zu 16 Unzen enthalten: Glauberisches Wundersalz 1 5/10 Gran, Bittersalz 1 7/10 Gr., Selenit 3 Gr., Kochsalz 3 2/5 Gr., salzsaure Alaunerde 1 Gr., luftsaure Bittererde 2 1/2 Gr., luftsaure Kalkerde 5 Gr., Luftsäure 1 15/21 Kubikzoll, schwefelartige Luft 4 5/7 Kubikzoll. Die beständige Wärme der Bäder ist gemeiniglich 27—29 Grad Reaumur. Die heißesten sind der Ursprung, das Frauen- und Josephsbad, überhaupt sind derselben in allen zwölf. Sie sind so gebaut, daß jedes derselben 40 bis 150 Personen fassen kann. Wer nicht gemeinschaftlich baden will, kann auch Stunden bekommen, wo er allein badet. Das gemeinschaftliche Bad wird aber stets vorgezogen, da es nicht an Unterhaltung fehlt und sich hier oft die angenehmsten Bekanntschaften anknüpfen; vorzüglich gesucht ist das Frauenbad, dessen sich der Kaiser selbst bedient. Im Calvarienberg sind Dampfbäder angebracht. In dem Theresienbade badet man nur in Wannen, und hier sind auch Tropfbäder eingerichtet Die Höhle beim Ursprung zeichnet sich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden sich eine salzige Substanz absetzt, welche Badner-Salz genannt wird. Nützlich ist das Wasser von Baden bei Rheumatismen und Gliederreißen, der Grund davon sei welcher er wolle, in Hüft und Lendenschmerzen, in Lähmungen, die durch Blei oder Quecksilber, durch gallige, rheumatische und schleimige Materie herbeigeführt worden, und in der Krätze, sie sei von welcher Art sie wolle. Wer zugleich trinkt und badet, befördert die Cur ungemein Sehr schädlich sind diese Bäder hingegen, wo etwas Fieberhaftes oder Entzündungsartiges im Körper vorhanden ist. In Absicht der Spaziergänge ist hier trefflich gesorgt. Das gewöhnliche Ziel aller ist das Helenenthal, in das man bei Clause eintritt. Je weiter man das Thal verfolgt, desto romantischer und wilder werden die Wald- und Felsenpartien. Man schätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7—8000. 3. Baden in der Schweiz, im Canton Aargau, eine Stadt mit berühmten Bädern an der Limmat, in einer sehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier eine Stadt an und bauten ein Castell da, wo jetzt die Stadt steht. Später ward die heil. Veronica Schutzpatronin der Bäder; noch später erhoben sie die Tagsatzungen zu einem vorher nie gesehenen Glanz. Das Städtchen Baden, Mittelpunct von vier sich durchkreuzenden Landstraßen, hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder. Von ihr führt eine breite, mit Steinen besetzte, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäusern umgebene Straße in die Tiefe der Bäder, die nur wenige Schritte über dem Ufer der Limmat sich erheben. Die berühmtesten derselben liegen auf der Stadtseite und heißen die großen, die übrigen liegen auf der andern Seite der Limmat und heißen die kleinen Bäder. Die großen Bäder sind öffentlich. Personen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuser. Da das Veronabad näher am Ursprung der Quellen liegt, so ist dessen Wasser das wärmste; es soll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern, und wird daher von diesen am häufigsten besucht. Das Wasser ist ein eisenhaltig salinisches Schwefelwasser und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen nach Morell folgende Bestandtheile: Glauberisches Wundersalz 10 7/26 Gr., Bittersalz 77/105 Gr., Selenit 9 1/2 Gr., kochsalzsaure Bittererde 24/7 Gr., luftsaure

Bittererde 3 1/14 Gr., luftsaure Kalkerde 37/42 Gr., luftsaures Eisen 1/28 Gr., Luftsäure 3 3/7 Kubikzoll und eine kleine Menge schwefelartige Luft. Der Geschmack des Wassers ist unangenehm und man braucht es sehr selten zum Trinken. Vorzüglichen Nutzen hat dies Bad bei Hautkrankheiten und Ausschlägen aller Art, bei alten Geschwüren, Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Podagra, Verstopfungen in den Eingeweiden, bei Hypochondrie, Hysterie rc. Der größte Theil der Badegäste wendet es ohne alle ärztliche Vorschrift an. Man badet gewöhnlich zweimal des Tages, früh und Nachmittags; der gemeine Haufe bleibt sehr lang im heißen Bade und sucht dadurch jenen Ausschlag herbeizuführen, ohne welchen der Schweizer seine Badecur für erfolglos halten würde.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert sich in die entferntesten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüssen und im Meere zuerst dazu ein, und führte den Menschen früh auf den Gedanken, diesen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon beim Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrte, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erfoderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht so gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten: wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meistentheils mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriösen Periode auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder sowohl zum Privat- als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beschreibung derselben paßt daher auf die griechischen und römischen Bäder zugleich. Das ganze länglicht gestaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen stießen an einander, damit sie gemeinschaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowohl das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badstuben erwärmt wurde. Über dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der unterste unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man in dem untersten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Wasser. Durch besondere mit Hähnen versehene Röhren wurde das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badstuben geführt, der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen, und die sie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward, und La-

onicum hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Öffnung, durch wel-
ie das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel hing,
en man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfniß die
hitze zu vermindern oder wieder zu verstärken. Zum Auskleiden,
um Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab
s besondere Zimmer; ferner standen noch Spaziergänge, bedeckte
aufbahnen, Säle zu Ballspielen und Gärten damit in Verbindung.
lle diese Nebengebäude, nebst einer Menge von Badestuben, enthielt
in solches öffentliches Bad, das in seinem Innern mit den köstlich-
ten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehöri-
en Gegenständen ausgestattet war, in seinem Äußern aber einem
weitläufigen Palaste glich. Der immer höheren Genüssen nachspä-
ende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um
as Meerwasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees
on den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß
e uns noch in ihren Überresten Erstaunen und Bewunderung abnö-
hig-n. Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künstlicher Bäder
weniger allgemein. Unter den Europäern sind es eigentlich nur die
Russen, welche eigenthümliche Badeanstalten haben, die von allen
Volksclassen das ganze Jahr hindurch besucht werden. Das russische
Bad besteht in einem einzigen Saale, aus Holz gebaut; in demselben
rblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieseln be-
eckt ist, welche die Hitze des Ofens glühend macht. Rings umher
ind breite Bänke befindlich. Beim Eintritt fühlt man sich dergestalt
on Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand
ur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im
Stande sind, einige Zeit in dieser Atmosphäre zu dauern, entkleiden
ich und strecken sich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer dar-
uf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die
glühenden Kiesel gegossen, aus denen sich augenblicklich ein dicker hei-
ßer Dampf erhebt, der den also Badenden einschließt und dergestalt
rhitzt, daß der Schweiß über seinem ganzen Körper ausbricht. Um
die Dünste zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Was-
ser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitz-
en Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Grad Reaumur. Hat der
Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit ein-
geweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes
mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Was-
ser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den
Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt
er auch wohl unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder
Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehme Russe genießt
nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröste-
tem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus;
der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt
hat, einige Gläser Branntwein, und geht wieder an seine Arbeit.
Die Russen bedienen sich dieser Bäder sehr häufig; sie sind ein Be-
dürfniß des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Ähnliche Bä-
der findet man auch in Finnland. — Bei den Asiaten sind die Bäder
ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beschränken uns jedoch hier
nur auf einige Nachrichten von den türkischen und indischen Badean-
stalten. Die Türken sind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten
täglichen Waschungen verpflichtet; außerdem müssen sich Männer und
Weiber auch unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten beson-
ders baden. Zu diesem Ende findet sich in jeder Stadt mit einer

Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen noch eigene Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiatischer Üppigkeit ausgeschmückt sind. Aber außer diesen warmen Bädern haben die Türken auch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut, und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittelst Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich in einem besondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß: man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe bestrichen. Nach diesem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkischen Frauen baden auf diese Weise täglich; die Männer nicht eben so oft. — Von ganz eigenthümlicher Art dagegen sind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beschreibung macht. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und beginnt darauf, den ganzen Körper desselben mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite seine Manipulationen geendigt, so fängt er sie von der andern an, bald knieet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimsstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden, und man fühlt sich nach derselben gleichsam neugeboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchbringt den Körper, und lös't sich bald in einen süßen Schlaf von einigen Stunden auf — Wenn wir (einzelne Anstalten zum warmen Baden, ohne besondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, so ist uns darum der Gebrauch künstlicher Bäder keineswegs fremd. Die Medizin hat vielmehr die heilsamen Wirkungen derselben durch vielfache Erfindungen neuer Mischungen und Anwendungsarten zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen sie bestehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w., bald wärmer, bald kälter, in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Seife u. s. w. zu, wie es die Absicht erfodert. Außerdem giebt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und elektrische Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz- oder Plongirbäder, Dousch- oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derselben ist augenblicklich und sehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigsten bei Verrücktheit und Raserei Gebrauch; letztere gebraucht man am meisten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichsten verstehen wir unter dem Ausdrucke

Bäder mineralische Bäder. Dies sind solche, wozu das Wasser in einer eigenen Mischung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anstalten zur Auffassung des Wassers, so wie zum Gebrauche desselben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten gesorgt. (Vergl. Brunnen und Badereisen.) Die einzelnen Arten der Bäder, als Soolbäder, Seebäder u. s. w., so wie die wichtigsten Badeorte, werden unter ihren Rubriken vorkommen.

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fischers, verbreitete durch seine muthigen und tapfern Thaten seinen Ruhm durch ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Ursache, daß er stets einen Mangel an den feinern Umgangssitten, aber auch eine außerordentliche Gradheit behielt. Ludwig XIV. schätzte ihn sehr, und verdankte ihm den größten Theil der Achtung, die damals die französische Marine bei andern Nationen genoß. Einst war Jean Baert in Versailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geschwaders gemacht." „Sire, daran haben Sie wohl gethan," antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über diese naive Antwort, aber Ludwig sagte zu ihnen: „dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt." Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf, und verbrannte andere, bewerkstelligte eine Landung zu Newcastle, und verheerte das Land. Gegen das Ende des Jahrs 1692 lief er mit drei Kriegsschiffen aus und begegnete einer holländischen Flotte, die, mit Getreide beladen, aus dem baltischen Meere kam, schlug die Schiffe, die sie deckten, und nahm sechzehn Kauffahrteischiffe. Im Jahre 1694, als es in Frankreich an Getreide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen ungeachtet der Wachsamkeit der Engländer mehrmals Schiffe mit Getreide einlaufen zu lassen. Einst entriß er eine Anzahl solcher Schiffe auf die kühnste Art den Engländern wieder, in deren Hände sie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelstand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuscht hatte, die mit einer dreimal stärkern Escadre den Hafen blokirten, traf er auf die holländische Flotte, die aus der Ostsee kam, und aus 110 Segeln bestand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung nebst 40 Schiffen in die Gewalt der Franzosen; aber als er eben diese Prisen nach Dünkirchen führte, erschienen 13 holländische Linienschiffe, und er sah sich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil seiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der zu Ryswick geschlossen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel setzen. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in Dünkirchen zu, und starb daselbst 1702, eben als der spanische Successionskrieg ausbrach, der seiner Erfahrung und seinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Bagdad, die Hauptstadt des türkischen Paschaliks gleiches Namens, unter 44° 24' östlicher Länge und dem 33° 20' nördl. Breite, liegt größtentheils an der Ostseite des Tigris, über den eine 620 Fuß lange Schiffbrücke geht. Das alte Bagdad, die Residenz der Khalifen mit 2 Mill. Einw., lag, jetzt in Trümmern, an der Westseite des Flusses. Das neue ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen, ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, und einem fünf bis sechs Klafter tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Wasser gefüllt werden

kann, umgeben; doch sind die Kanonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbraubar. Das Castell an der Nordseite der Stadt bestreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, doch ist es kein haltbarer Platz. Die Häuser sind größtentheils aus Ziegelsteinen erbaut und nur ein Stockwerk hoch; die Straßen sind unreinlich, ungepflastert und so eng, daß kaum zwei Personen neben einander reiten können. Die Häuser der vermögenden Einwohner zeichnen sich durch geschmackvolle Bauart und Verzierung aus. Insbesondere ist der Palast des Gouverneurs sehr geräumig, und hat prachtvoll meublirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und die Kaffeehäuser der Stadt werden, obwohl sie in schlechtem Zustande sind, häufig besucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preise. Bagdad ist ein bedeutender Handelsplatz und eine Niederlage für arabische, indische und persische Erzeugnisse, so wie für europäische Manufacturwaaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientalischer Waaren. Die hauptsächlichsten Fabricate der Stadt bestehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe steht, auch in seidnen, baumwollnen und wollnen Zeugen. Vor Kurzem hat der Pascha, mit Hülfe der Engländer und Perser, eine Kanonengießerei angelegt. Bagdad versieht ganz Kleinasien, Syrien und einen Theil von Europa mit indischen Waaren, die zu Bassora eingeführt, den Tigris in Böten stromaufwärts geschifft und durch Karavanen nach Tocat, Constantinopel, Aleppo, Damascus und in die westlichen Theile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Viele Fremde strömen in Bagdad zusammen, theils in Handelsgeschäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen sich das des Propheten Ezechiel befindet, zu besuchen. Die Sommerhitze ist sehr groß und nöthigt die Einwohner, in unterirdischen Gemächern Kühlung zu suchen; dagegen ist es im Winter so kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch ist die Stadt angenehm, gesund und frei von epidemischen Übeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. Bagdad wird von Türken, Persern, Juden und einer geringen Anzahl von Christen bewohnt; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt und in einem äußerst bedrückten Zustande. Mit Inbegriff der Araber, Hindostaner, Afghanen und Ägypter, die sich hier aufzuhalten pflegen, mag sich die Volksmenge auf 60,000 Menschen belaufen. Die Perser, die unter dem besondern Schutz der Regierung stehen und einen ausgebreiteten Handel treiben, haben allgemein den Ruf der Rechtlichkeit, Umsicht und Aufrichtigkeit. Die höhern Volksclassen sind gegen Fremde höflicher und aufmerksamer, als sonst bei den Mohamedanern der Fall zu sein pflegt; dagegen sind die untern Classen von allen vorherrschenden Lastern des Orients angesteckt, übrigens kühn und unternehmend, aber zur Insubordination geneigt. Bagdad ward 766 vom Khalifen Abu Jafar Almansor gegründet, in 4 Jahren vollendet und im 9. Jahrhundert von Harun Al Raschid zu hohem Glanze erhoben, 100 Jahre später aber von den Türken gänzlich zerstört. Im 13. Jahrhundert ward es von Dschingis-Khans Enkel, Holaku, erstürmt, der das Khalifat vernichtete und den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ. Die Nachkommenschaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan, und 1436 durch Kara Jusef vertrieben. Im folgenden Jahrhundert bemeisterte sich Schach Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, der Stadt Bagdad. Seitdem

war sie unaufhörlich ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom türkischen Kaiser Amurat IV. erobert und vergebens versuchte im 18. Jahrhundert Nadir Schach, sie den Türken zu entreißen. In den letztern Jahren ward sie von den Wechabiten mehrmals bedroht.

Baggesen (Jens), geboren 176 . zu . . . im Dänischen. Er bereis'te auf Kosten der Regierung mehreremale Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Director des großen Theaters in Kopenhagen, privatisirte darauf mehrere Jahre in Paris, wo er bei Marly ein kleines Gut besaß, kehrte 1810 in sein Vaterland zurück und ward Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel. Er ist eben sowohl in seiner Muttersprache, als in der deutschen, als Dichter und prosaischer Schriftsteller berühmt. Ein reich und vollausströmender Geist, verbunden mit der regsamsten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart sich in allen seinen Werken, denen zu vollkommenen Meisterwerken jedoch die harmonische Vollendung fehlt. Unverkennbare Ähnlichkeit der Stimmung machte ihn zu Voßens Geistesverwandten, nur unterscheidet Voß einfache, prunklose, gediegene Kraft, Baggesen mehr dichterische Begeisterung und Zartheit in der Äußerung. Sein vornehmstes Gedicht ist **Parthenais** oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Neue (oft zu gewagte) Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmischung mythischer, phantastischer Wesen in den modernen Stoff ist nicht ohne Grund getadelt worden. Über seine Reisen gab er ein humoristisches Werk in dänischer Sprache heraus, zuerst unter dem Titel: **das Labyrinth**, dann verändert unter dem Titel: **Dichterwanderungen**. Es ist aber jedesmal nur Fragment geblieben. C. F. Cramer verfaßte von ersterm eine Übersetzung in seiner bekannten Manier, die nur seinen Freunden zusagen konnte. Unter dem letztern Titel versprach Baggesen eine von ihm selbst herrührende Bearbeitung, die aber nicht erschienen ist.

Bagno, der Ort bei Galata, in der Nähe von Constantinopel, wo die Sklaven aufbewahrt werden. Es befinden sich hier eine griechische und zwei katholische Kirchen, zum Gebrauche der Sklaven bestimmt. Mehrmals nennt man auch Sklaven-Behältnisse überhaupt Bagnos.

Bagrathion (Fürst), russischer General, galt für einen der talentvollsten Befehlshaber bei der russischen Armee. Er war in den beiden Feldzügen 1792 und 1794 gegen die Polen angestellt, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt von Catharina Beweise ihrer Erkenntlichkeit. 1799 befehligte er unter Suwarow in Italien, und zeigte von neuem viel Einsicht und persönliche Tapferkeit, namentlich in den Schlachten an der Adda und Trebia. 1805 ward er zum zweitenmal gegen die Franzosen aufgestellt; er commandirte eines der ersten russischen Corps, die den Österreichern zu Hülfe kamen, wurde zwar bei Juntersdorf am 16. Nov. von dem Corps des Prinzen Murat eingeschlossen, schlug sich aber heldenmüthig mit dem Bayonnet durch, vereinigte sich am 19. Nov. mit der Armee des Generals Kutusow bei Wischau, und brachte, obgleich nicht ohne bedeutenden Verlust, selbst noch einige Trophäen mit. Auch zeichnete er sich in der Schlacht von Austerlitz aus, wo seine Division beinahe die einzige war, die mit einigem Erfolge focht. In dem Feldzuge 1806 und 1807 commandirte er die Avantgarde der russischen Armee, und hatte mehrere Kämpfe gegen die immer erneuerten Angriffe des Feindes zu bestehen. Durch ihn

wurde der Antrag zum Waffenstillstande gemacht, auf den der Tilsiter Friede folgte. Später war er Commandirender der finnländischen Armee gegen Schweden. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er eine von den Westarmeen, focht allenthalben mit großer Auszeichnung commandirte in der mörderischen Schlacht bei Mosaisk den linken Flügel, und ward hier, nach den rühmlichsten Beweisen seines Muths und seiner Feldherrntalente, tödtlich verwundet. Bald darauf starb er an seinen Wunden.

Bahrdt (Carl Friedrich), der sowohl wegen seines Charakters und seiner Meinungen, als auch wegen seiner Lebensumstände den merkwürdigsten Theologen der neuern Zeit beizuzählen ist, war 1741 zu Bischofswerda im Meißnischen geboren. Den ersten Unterricht empfing er in dem Hause seines Vaters, eines würdigen Geistlichen. Dann kam er nach Schulpforte und bezog von da die Universität Leipzig. Mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald unter seinen Commilitonen hervor, aber eben diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon im J. 1762 ward er Katechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher seinem Vater substituirt und zugleich bei der Universität außerordentlicher Professor der biblischen Philologie. Er hatte bereits vor diesem Zeitpunct einige Schriften über Theologie und biblische Kritik herausgegeben, worin die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrzunehmen sind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm, als diese ersten Versuche; allein eine jugendliche Ausschweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er als Professor der Philosophie und der hebräischen Alterthümer angestellt wurde. Im Jahre darauf erwarb er die theologische Doctorwürde zu Erlangen. Zu Erfurt schrieb er seinen Versuch eines Systems der biblischen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünsche des stummen Patrioten; zwei Werke, in denen er seine heterodoxen Grundsätze darthat und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologische Facultät zu Wittenberg verurtheilte seine Lehre als ketzerisch; dagegen die Göttinger theologische Facultät ein minder ungünstiges Urtheil fällte, und sehr thätig sich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit seiner natürlichen Unruhe, machten ihm bald seinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es daher 1771 und ging nach Gießen, wo er theologische Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte. Aber seine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn in kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entschlossen, Gießen zu verlassen, als er 1775 nach Marschlins in Graubünden berufen wurde, um die damals dort unter dem Namen eines Philanthropin bestehende Erziehungsanstalt zu dirigiren. Er blieb hier nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Chef des Instituts ergriff er die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen, und ging als Generalsuperintendent nach Türkheim im Fürstenthum Leiningen = Dachsburg. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um ein dem Philanthropin ähnliches Institut zu errichten. Aber diese Anstalt, übel organisirt und geleitet,

konnte nicht bestehen. Bahrdt machte vergeblich eine Reise nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergesehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Eine Sentenz des Reichshofraths, von seinen persönlichen Feinden ausgewirkt, erklärte ihn für unfähig, irgend ein geistliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen frühern Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen widerrufen habe. Zum Vorwand dieses Urtheils diente die zweite Ausgabe seiner Übersetzung des neuen Testaments, deren erste bereits angefochten worden. Aller seiner Ämter beraubt und gezwungen, Deutschland zu verlassen, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Bahrdt begab sich 1779 nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit schonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Bahrdt las zu Halle über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich mit Thätigkeit seine theologischen Arbeiten fort. Sein Ruf verschaffte ihm Zuhörer; aber sein unruhiger und polemischer Geist zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derselben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gastwirths zu übernehmen, so wurde dieser Weinberg bald der Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, so wie aller Neugierigen, die sein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königl. preußische Religionsedict, und die deutsche Union, worin der Vorschlag zu einer religiösen Verbindung gemacht wurde, der sowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijährigem Festungsarrest in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König setzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieses Jahr, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weise in Halle und starb 1792. Unregelmäßigkeit, selbst bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten sein Leben ab. — Bahrdt sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war elegant, und sein mündlicher Vortrag angenehm und wahr. Sein Verdienst als Kanzelredner ist am wenigsten bestritten worden. Seine Werke, selbst seine gelehrtesten, verrathen nur unvollständige Kenntnisse; es fehlte ihm fast im ganzen Laufe seines Lebens an der Muße und Geistesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Übung im Disputiren hatte er sich mit gewissen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unläugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiösen Ansichten und Meinungen seiner Zeit gehabt.

Bailly (Jean-Sylvain), war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufseher der königl. Bildergallerie, bestimmte ihn zum Mahler, aber seine natürliche Neigung zog ihn zu literarischen Beschäftigungen. Seine ersten Versuche waren in der Dichtkunst. Gesellschaftliche Verhältnisse führten ihn mit Lacaille zusammen, dessen Freundschaft, Unterricht und Beispiel ihn ganz für die Astronomie gewannen. Im J. 1763 trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie. In demselben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenem angestellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreises heraus; auch unternahm er um

diese Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 seinen Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvemens heraus. Außerdem gab Bailly 1771 ein Memoire über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht heraus, dessen Intensivität er auf eine sehr sinnreiche Weise zu messen unternahm. Aber mitten unter diesen mühsamen Arbeiten verließ ihn nicht sein Geschmack für die Literatur, der einst die vorzüglichste Grundlage seines Ruhms werden sollte. Beweise davon sind seine schön geschriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz u. s. w., welche so günstig aufgenommen wurden, daß Bailly dadurch zu dem Entschluß geleitet wurde, einen wissenschaftlichen Gegenstand zu bearbeiten, der, eines schönen Vortrags fähig, ihm jenen literarischen Ruf sichern könnte, nach welchem er vor allem strebte. Er wählte die Geschichte der Astronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welcher diesem Werke zu Theil wurde, war allgemein, und wurde durch die Discussionen noch vermehrt, welche darüber zwischen dem Verfasser und Voltaire entstanden, und welche Bailly veranlaßten, seine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Der Ruf, den dieses Werk ihm erwarb, ward Ursach, daß 1784 ihn die französische Akademie an Tressans Stelle zu ihrem Mitgliede wählte. In demselben Jahre ernannte die Regierung eine Commission, um die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thierischen Magnetismus zu prüfen. Bailly, der ein Mitglied dieser Commission war, stattete einen doppelten Bericht darüber ab, den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Gesichtspunct für diese Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Ursachen des Magnetismus und seinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, dessen Bekanntmachung damals gefährlich schien, ist erst später gedruckt worden. Bailly genoß um diese Zeit des vollständigsten Glücks, welches dem Verdienst und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten ist, als ihn die Revolution plötzlich aus seiner friedlichen Laufbahn riß und in einen Abgrund von Leiden stürzte. Als man 1789 in Paris die Deputirten zu der allgemeinen Ständeversammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der ersten, und in der Versammlung selbst wurde er zum ersten Präsidenten ernannt. Er behielt diesen Platz, nachdem die Gemeinden sich zu einer Nationalversammlung constituirt hatten, und als der König dem dritten Stande untersagte, sich zu versammeln, war er es auch, der am 26. Juni 1789 in jener berüchtigen Sitzung im Ballhause präsidirte, in welcher alle Deputirte durch einen Eid gelobten, nicht eher sich zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Constitution gegeben haben würden. Am 16. Juni ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieses Amt mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber diese Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelassenen Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselnd dem Einflusse entgegengesetzter Parteien Preis gegeben war. Die Palliative, welche Bailly zur Erhaltung einer scheinbaren Ruhe anwendete, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht ersticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigste Widerstand vergeblich wurde. Dies möchte man wenigstens urtheilen, wenn man sieht, welche Folgen es für Bailly hatte, daß er ein einzigesmal und bei der gerechtesten Veranlassung zu gewaltsamen Maß-

egeln griff. Dies geschah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzten Revolutionäre wollten, daß man diesen Augenlick benutze, um seine Absetzung auszusprechen. Eine große Menge erselben versammelte sich (am 17. Juli 1791) auf dem Marsfelde, m auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittchrift zu unterzeichnen. Bailly begab sich, von Nationalgarden beleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern aus einander ı gehen; auf ihre Weigerung ließ er sie zerstreuen. Die Nationalersammlung billigte sein Betragen; dennoch nahm er am 19. Sepember seine Entlassung. Damals zog er sich ganz von den öffentlichen ngelegenheiten zurück und begab sich aufs Land in die Gegend von Nantes. Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen chern Aufenthalt mehr gestatteten, schrieb er an seinen Freund Laplace und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in seiner Nähe ine Zuflucht finden könne. Laplace antwortete ihm, daß er kommen iöchte, und daß er in seinem eigenen Hause Platz finden solle, da r entschlossen sei, sich selbst auf ein nahe gelegenes Dorf zu begeben. inzwischen aber waren durch die Begebenheiten des 31. Mai 1793 ie Umstände verändert worden. Von der revolutionären Armee war uch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrichtete ›glich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weise achtete dieser auf die Warnung nicht, sondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun ward er erkannt. Man schickte ihn ach Paris, wo er am 11. November 1793 von dem Revolutionserichte zum Tode verurtheilt und am 12. unter vielen Mißhandıngen hingerichtet ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er ch über die Grundlosigkeit der wider die Königin erhobenen Anklageuncte geäußert hatte. — Es sind zwei nachgelassene Werke von ihm schienen, das eine betitelt Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes, das andere sein Tagebuch während der ersten Zeiten er Revolution.

Baizen heißt in der Jägersprache, Vögel und andere Thiere ilt abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und ıngen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen Baizhunde.

Bajaderen heißen in Ostindien junge Mädchen von zehn bis ebzehn Jahren, welche tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die in allen eiblichen Künsten und namentlich in der Kunst zu gefallen erfahren ist. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksclassen die schönsten Mädchen, ı einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt ihnen, um sie vor den ntstellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieselben inokuliren, und ihrt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres achherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühungen auf nichts aners gerichtet sind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen sind ach und nach so zum Gegenstand des Luxus geworden, daß sie bei den eringsten Festen erscheinen, um die Gesellschaft mit ihren Künsten zu nterhalten. Hat einer von den Anwesenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, so kostet es ihm nur einen Wink. Für n Mädchen der besten Art erhält die Matrone, der sie angehört, für ie Unterhaltung eines Abends hundert Rupien oder Gulden, eben so iel für eine Nacht, außer dem Geschenk für das Mädchen; doch giebt es

auch Bajaderen von geringerer Gattung. Nach dem siebzehnten Jahre wenn die ersten Reize verblüht sind, pflegen die Bajaderen sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Braminen zu begeben, doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betschwestern zu werden. Sie setzen vielmehr auch beim Dienst im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was sie durch dieselbe gewinnen gehört den Braminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Übrigens wird dieses Gewerbe in Indien für nichts weniger als unsittlich oder unanständig gehalten.

Bajazet I., türkischer Kaiser, folgte 1389 seinem Vater Amurath I., der in der Schlacht bei Cassova gegen die Servier geblieben war. Er ließ seinen ältern Bruder Jacob, der ihm den Thron streitig machte, erdrosseln, und führte dadurch diese barbarische Gewohnheit am türkischen Hofe ein. Er machte große und schnelle Eroberungen, und man gab ihm deßwegen den Beinamen der Blitz. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Theil von Servien, Macedonien, Thessalien, und unterwarf sich die einzelnen Staaten in Klein-Asien. Er schloß selbst Constantinopel zehn Jahre hindurch ein, glaubte es durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, und, was erst ein halbes Jahrhundert später geschah, dem morgenländischen Kaiserthum ein Ende zu machen. Um seine Fortschritte zu hemmen und Constantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutscher Kaiser) eine große Armee zusammen, bei welcher sich auch französische Truppen unter Anführung des Duc de Nivey, mit 2000 französischen Edelleuten befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis in der Bulgarei an, zu deren Entsatz Bajazet herbeieilte. Er errang über die verbundenen Polen, Ungarn und Franzosen einen entscheidenden Sieg am 28. September 1395. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft und rettete sein Leben. Die Franzosen, durch deren ungestüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen, und Bajazet war so grausam, sie fast alle hinrichten zu lassen. Bajazet würde seinen Sieg weiter verfolgt, und wahrscheinlich das Griechische Kaiserthum ganz gestürzt haben, wenn ihn nicht Timur (Tamerlan, s. d. Art) angegriffen hätte. Dieser berüchtigte Eroberer griff Bajazets Besitzungen in Natolien an (1400). Bajazet ging ihm entgegen, und es kam zwischen beiden, am 16. Juni 1402 bei Ancyra in Galatien zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht, die für Bajazet unglücklich ausfiel. Er erlitt eine gänzliche Niederlage, und fiel selbst in die Gewalt seines Besiegers, der ihn jedoch mit Großmuth behandelte; denn die Erzählung, daß er von Timur in einem Käfig herumgeführt worden, ist ohne historischen Beweis. Bajazet starb 1403, wie man sagt, an einem Schlagflusse, in Timurs Lager in Caramenien; sein Nachfolger war Soliman I.

Bajazzo, von dem italienischen Baja, ein Spaß, und Bajaccia, ein einfältiger Spaß, ist der bei Seiltänzern, Kunstreitern und ähnlichen herumziehenden Gesellschaften gewöhnliche Spaßmacher.

Balaniten, versteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielschalige Seemuschelthiere.

Balbek, Baalbek, das alte Heliopolis (Sonnenstadt) in Cölesyrien (Paschalik Acre in Syrien), in einem fruchtbaren Thale am Fuße des Antilibanon, 15 — 16 Stunden von Damascus unter 36° 11′ O. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine schlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 5000 armseli-

en Menschen, worunter auch Christen und Juden sind. Die Stadt steht unter einem Aga, der sich den Titel eines Emir beilegt. Man findet hier die schönsten Ruinen des Morgenlandes, wovon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Gesellschaft reisender Engländer die vollständigste Beschreibung geliefert hat. Schon 140 Jahre vor **Antoninus Pius** lag in **Heliopolis** römische Besatzung und mit Grund hält man dafür, daß unter der Regierung und auf Befehl dieses Kaisers der prachtvolle Sonnentempel erbaut ist, der, noch großentheils unversehrt, zu den ausgezeichnetsten Überbleibseln des Alterthums gehört. Von 54 hohen Säulen des Tempels stehen nur noch 6; ihre Schäfte sind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange und die Gesammthöhe mit Inbegriff des Fußgestells und Säulenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch sieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiters, Dianens und Leda's, und Abbildungen mehrerer römischen Kaiser und Kaiserinnen in Basreliefs und Brustbildern. Bewundernswerth ist der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels bestehen; kein jetzt bekanntes mechanisches Hülfsmittel vermöchte, sie an ihre Stelle zu bringen. Unter dem Kaiser Konstantin ward der Tempel vernachlässigt und in eine christliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Palast, als dessen Erbauer gleichfalls Antoninus Pius genannt wird, und mehrere andere Tempel sind ebenfalls von großer Schönheit; nach einem derselben ist die Paulskirche in London erbaut. **Obeidah**, einer der Feldherren des Khalifen **Omar**, eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahre 1401 ward sie durch **Tamerlan** eingenommen. Ein Erdbeben zerstörte sie 1759 fast gänzlich; daher ohne Zweifel ihr gänzlicher Verfall.

Balbao (Vasco Nunnez de), gegen das J. 1475 geboren, war einer von den spanischen Abenteurern, welche die Bahn, die Colomb ihnen gezeigt hatte, verfolgten, und ihr Glück in Amerika zu machen suchten. Der spanische Hof ertheilte diesen Leuten sehr gern die Erlaubniß, Entdeckungen zu machen, ohne sie jedoch besonders zu unterstützen. Balbao, nachdem er sein Vermögen in Spanien verschwendet hatte, ging nach Amerika, kam auf der Landenge Darien an, und wurde bald der Anführer eines kleinen Haufens Spanier. Seine Absicht war, in dieser Provinz ein festes Etablissement zu gründen, und es gelang ihm, indem er die Einwohner theils durch Güte gewann, theils durch Gewalt sich unterwarf. Als er einst mit einem seiner Gefährten eine Summe Gold theilte, und ein Streit darüber unter ihnen entstand, erbot sich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach Gold bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieses Metall zu den gemeinsten Geschirren verbraucht würde. Er hielt Wort, und führte sie an die Küste der Südsee, wo ihnen der Weg nach Peru offen stand. Balbao wagte jedoch nicht, mit seiner, blos aus 150 Mann bestehenden Truppe Peru selbst anzugreifen. Er begnügte sich, Erkundigungen von demselben einzuziehen, und im Namen des Königs von Spanien, seines Herrn, Besitz von dem großen Ocean zu nehmen, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Als er nach vier Monaten nach Darien zurückkam, belastet mit Gold und Perlen, fand er zu seinem Erstaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen sollte. Balbao, empört über diesen Undank, fügte sich dennoch, und wurde im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias söhnte sich zwar scheinbar

mit ihm aus, ließ aber bald nachher ihm wegen vorgeblicher Pflichtverletzungen den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balbao, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm einen seiner besten Offiziere, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen sein würde, und unter dem dieser furchtbare Eroberer sich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb zu Ensisheim im Elsaß 1603, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jesuit und Hofprediger des Churfürsten von Baiern, und gehört zu den vorzüglichsten neuern lateinischen Dichtern. Für sein elegisches Gedicht: Urania victrix, beschenkte ihn Papst Alexander VII. mit einer goldenen Medaille. Sein Andenken ist besonders durch Herders treffliche Übersetzungen wieder geweckt worden. Dieser sagt von ihm: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldne Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömten aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Er sah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete er die Gesunkenen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer echt philosophischen Geisteswürde. Er ist ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten, manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben." In gleichem Sinne sagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen, ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz, ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Partellichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift, große sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit, kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Balde's Werken allzuhervorstechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte." — Minder ausgezeichnet sind seine deutschen Gedichte. — Eine Sammlung seiner Gedichte ist 1660 zu Cöln in vier Bänden 12. erschienen, eine Auswahl zu Turin 1805.

Balearen, eine Inselgruppe im mittelländischen Meere, nicht weit von den Küsten von Valencia in Spanien, zu Spanien unter dem Namen des Königreichs Majorca (Mallorca) gehörig. Die größten Inseln sind Majorca, (spanisch Mallorca) und Minorca. Der Name Balearen ist griechischen Ursprungs, und wurde ihnen deßwegen gegeben, weil die Bewohner wegen ihrer außerordentlichen Fertigkeit in Schleudern berühmt waren. Eine Zeit lang waren die Karthager Herren dieser Inseln, und die balearischen Schleuderer zeichneten sich unter Hannibals Armee sehr aus. In der Folge bemächtigten sich dieser Inseln die Römer, dann die Vandalen unter Genserich, und im 8. Jahrhunderte die Mauren, denen sie Jacob I., König von Aragonien, 1220 — 34 entriß Sie machten nun ein eignes Königreich aus, das 1375 mit Spanien vereinigt wurde. Die Engländer eroberten Minorca 1708,

verloren es aber 1782 und überließen es im Frieden (1783) an Spanien (s. auch die Art. Majorca, Minorca).

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfest Ball nennt, findet Nachrigall in einer alten niederdeutschen Sitte, die er auf folgende Weise erzählt: „In den Dörfern versammelten sich die erwachsenen Mädchen am zweiten und dritten Osterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erst wurde dieser auf einer geschmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hause aufgepflanzt, endlich im Hause selbst der jungen Frau überreicht, wogegen diese verpflichtet war, der auf eigne Kosten schmausenden Gesellschaft und ihren Liebhabern freies Tonspiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, so vielen wurde ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt." — Die Bälle sind entweder en masque, d. h. die dabei erscheinenden Personen tragen Masken, oder paré, d. h. man erscheint dabei nur geputzt.

Ballade (Ballata) nennen die Italiener seit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Gesang, der aus mehrern gleichen Strophen besteht. Der gewöhnliche Inhalt sind Liebesklagen. Balladen nannte man sie, entweder weil ihre Musik tanzend war, oder weil man beim Absingen derselben zu tanzen pflegte. Auf letzteres scheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. Romanze.)

Ballast (nach dem dänischen Baglast) ist eine Last von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erfoderlichen Tiefe in das Wasser zu sinken und so Wind und Wellen Widerstand leisten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekommt, der Ballast zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde.

Ballesteros (Francesco), ein berühmter spanischer General im Kriege gegen Buonaparte's Usurpation, geboren zu Saragossa 1770. Er stand schon 1793 als Oberlieutenant bei den Freiwilligen von Aragonien im Regiment der leichten Infanterie, wo er sich in dem sogenannten catalonischen Feldzug durch Tapferkeit zum Hauptmann aufschwang. Im J. 1804 wurde er wegen Unterschlagung von 3000 Rationen angeklagt und entlassen, aber auf Verwendung des Friedensfürsten wieder als Befehlshaber über die Mauthen von Asturien angestellt, wo er noch 1808 beim Einfall der Franzosen diente. Nun übertrug ihm die Junta von Asturien den Befehl über ein Regiment. Bald erhob er sich zum Brigadegeneral und endlich zum Maréchal-de-camp, in welcher Eigenschaft er sich mit den Armeen von Castilien unter Blake und Castannos vereinigte. Überall zeichnete er sich durch kühne Tapferkeit aus, ohne jedoch große Talente als Oberfeldherr zu entwickeln. Aus Ärger über die Ernennung des Lords Wellington zum Oberfeldherrn sämmtlicher Armee in Spanien durch die Cortes, nahm er seine Entlassung und suchte nun erst durch eine Schrift sich von den Vorwürfen öffentlich zu reinigen, als habe er aus Eifersucht mehrere bedeutende Unternehmungen gehemmt oder ganz gehindert. Ferdinand VII. bezeigte ihm nach seiner Rückkehr eine besondere Liebe und ernannte ihn 1815 zum Kriegsminister. Allein in den Streit der Liberales und der Königspartei verwickelt, beiden verdächtig und gehässig, wurde er 1816 entlassen, auf halben Sold gesetzt und nach Valladolid verwiesen. Er wurde im März 1820 vom König wie-

der angestellt, als dieser die Constitution der Cortes anzunehmen sich bewogen fand.

Ballet in weiterm Sinne jede Darstellung einer Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch mimische und tänzerische Bewegungen, wobei die höchstmögliche ästhetische Schönheit dieser Bewegungen Zweck ist. Nach dieser Bedeutung begreift man unter dem Ballet auch Darstellungen von Gemüthsbewegungen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tonkunst Ballete, deren Zweck es ist, durch mimische und tänzerische Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Gesinnungen, Leidenschaften und Gefühle mit der höchstmöglichen ästhetischen Ausbildung und Schönheit darzustellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyrischen Dichtkunst, lyrische Ballete, diese aber, welche eine Handlung darstellen, dramatische Ballete nennen. Das lyrische und dramatische Ballet zusammen machen die höhere Tanzkunst aus, im Gegensatz der niedern, deren Zweck geselliges Vergnügen ist, dahingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchsten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatischen Ballete in historische, deren Stoff ein geschichtliches Factum ist, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage ist, und in poetische, denen ein Werk der Dichtkunst zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegorischen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommensten sein müssen. Gewöhnlich ist ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Gesten und Attitüden einen bestimmten Theil der Handlung darstellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man besonders zu berücksichtigen, einmal die Wahl des Sujets, das Einheit der Handlung oder Leidenschaft haben, und einer kunstgemäßen Darstellung durch mimische und tänzerische Bewegung fähig sein muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müssen, und endlich die Musik und Decorationen, durch welche alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anschaulich machen kann. Das Ballet ist eine Erfindung der neuern Zeit, wiewohl einen pantomimischen Tanz schon die Alten kannten. Besondere Verdienste erwarb sich um dasselbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, sondern ihr Zweck nur ist, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballei nannte man ehemals ein gewisses Gebiet oder einen Bezirk von Besitzungen, die dem deutschen und Johanniter-Orden zugehörten. Die Balleien bestanden aus Comthureien, und wurden durch Comthure verwaltet. Woher diese Benennung ihren Ursprung habe, geben die Sprachforscher nirgends an.

Ballhorn (Johann), ein Buchdrucker zu Lübeck zwischen 1531 und 1599, der unter andern eine Fibel druckte, auf deren letzter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen gespornten Hahns in das eines ungespornten, dem ein Paar (nach Andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er sie dieser unwesentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „verbessert durch Johann Ballhorn," nannte, so ist sein Name zum Sprichwort geworden und ballhornisiren oder verballhornen heißt so viel, als abgeschmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch etwas verschlechtern, statt verbessern.

Ballist, s. Geschütz.

Ballistik ist die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und ist, besonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwerfens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geschützes, wichtig. Die Körper werden entweder senkrecht, oder horizontal, oder schief geworfen. Mit der aus dem Wurfe entstandenen Bewegung verbindet sich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Ist der Wurf senkrecht, so bleibt die Bewegung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geschieht, durch den Fall beschleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet ist, retardirt und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung seiner Schwere wieder herabfällt. Bei horizontalen und schiefen Würfen aber, wo die Richtung des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entstehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Gesetzen fallender Körper, Parabeln sein müssen, in so fern der Widerstand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den Galileischen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die **parabolische Theorie der Ballistik**, nach welcher sich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerstand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu bestimmen, heißt das **ballistische Problem**, und ist nach verschiedenen fruchtlosen Bemühungen Anderer von Tempelhof in seinem Bombardier prussien aufgelös't worden. Auch gehören zur Anwendung der Ballistik noch Untersuchungen über die Geschwindigkeit, welche Ladungen von bestimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs braucht u. s. w., wie denn die ganze Geschützkunde auf ihr beruht. (Vergl. **Parabel**.)

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über etwas werfen. Die Loosenden oder Wählenden bekommen zu dem Ende eine weiße und eine schwarze Kugel und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nachdem sie jene oder diese in das zum Sammeln der Loose bestimmte Gefäß werfen.

Ballspiel, bei den Alten ein gymnastisches Spiel, das vornehmlich in den Thermen gespielt wurde, und womit sich sowohl die Erwachsenen als auch die Jugend beschäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verschiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unserm Ballon ähnlich; der zweite war ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unserm Federballe glich, und den drei Personen, die sich in ein Dreieck stellten, einander zuschlugen; der vierte endlich, ein dicht mit Federn ausgestopfter Ball, der besonders auf dem Lande gebräuchlich war. Im Mittelalter war das Ballspiel sehr beliebt, und man hatte eigene Ballhäuser. Es waren dabei gewisse Personen angestellt, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man Naquets nannte, woraus das Wort Laquais entstanden sein soll.

Balsame sind stark und meistens angenehm riechende, etwas dickflüssige Materien. Man theilt sie in natürliche und künstliche Balsame. Die natürlichen sind eigentlich verdickte ätherische Öle, so wie die Harze ausgetrocknete Balsame sind. Zu dieser Verdichtung der Balsame trägt wahrscheinlich der größere Antheil von Sauerstoff bei, welchen sie aus der Luft annehmen. Sie sind vegetabilischen Ursprungs, und fließen entweder von selbst aus dem Stamme verschiedener Bäume, oder werden durch gemachte Einschnitte in die Rinde solcher

Bäume zu einem häufigern Ausflusse veranlaßt. Die vorzüglichsten unter ihnen sind der Balsam von Gilead oder von Mecca, der kostbarste unter allen, der, so viel man weiß, von einem Baume in Arabien, nicht weit von Mecca, kommt. Man gewinnt ihn durch vorsichtiges Aufritzen der Zweige, der beste aber tröpfelt von selbst aus denselben, jedoch so sparsam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als drei bis vier Tropfen giebt. Ein Quentchen kostet in Mecca selbst gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balsam wird blos für die vornehmsten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn fast niemals unverfälscht. Anfangs sieht er blaß, trübe, und ist flüssig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchsichtig. Der Caspaivabalsam wird von einem schönen großen Baume in Südamerika gesammelt, ist weißgelblich, durchsichtig und etwas dickflüssig. Er wird sowohl in der Medicin, als auch in der Ölmahlerei und zu Firnissen gebraucht. Der peruvianische Balsam ist theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem spanischen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balsam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, sieht rothgelb aus, und ist zäher als die andern Balsame. Der flüssige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaume, welcher in sumpfigen Gegenden von Mexiko wächst, kommt dem peruvianischen Balsam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin- und Lerchenbaume, gehören gleichfalls hierher; ferner der carpathische Balsam aus der Zirbelnußkiefer, der ungarische Balsam aus dem Krummholzbaume. — Man nennt auch verschiedene künstliche pharmaceutische Zubereitungen Balsame, welche theils dickflüssig, wie Salbe und Öl, theils flüssig und hell, wie Spiritus sind. Zu den erstern wird als Grundlage (corpus pro balsamo) gewöhnlich das ausgepreßte Muskatennußöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätherische Öle, z. B. Citron-, Bergamott, Nelkenöl, auch Moschus und dergleichen, gesetzt werden. Dergleichen sind die Schlag-, Wund-, Kopfbalsame u. a. m. Unter den flüssigen sind der Hoffmannische Lebensbalsam, der Schauerische Balsam u. s. w. die bekanntesten. H.

Balsamiren, auch einbalsamiren, heißt eine Leiche mit mancherlei balsamischen Stoffen anfüllen und umgeben, um sie vor der Verwesung zu bewahren. Die Erfinder dieser Kunst waren die Ägyptier in den ältesten Zeiten. Andere Völker, z. B. die Assyrier, Scythen und Perser folgten ihnen, erreichten sie jedoch nicht darin. Von dem Grade von Vollkommenheit, auf welchem diese Kunst bei den Alten stand, ist sie überhaupt sehr herabgesunken, vielleicht auch weil die Veränderung in den religiösen Begriffen und Gebräuchen das Balsamiren der Todten seltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme und fürstliche Personen zuweilen noch einbalsamirt; allein diese Balsamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus den Höhlungen des Körpers werden die Eingeweide, nämlich das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen und die Gedärme, die Leber u. s. w. herausgenommen, statt deren eine Mischung von balsamischen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. hineingefüllt; die großen Blut- und andern Gefäße werden mit Balsamen, die in Weingeist aufgelös't sind, ausgespritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus stark eingerieben u. s. w. (S. Mumien.) H.

Baltimore, Hauptstadt der Grafschaft dieses Namens, in Maryland, in Hinsicht ihres Umfanges die vierte und im Betreff des Handels die fünfte Stadt in den vereinigten Staaten, unter 78° 55′ W. L. und 39° 12′ N. Br. an der Nordseite

es Flusses Patapsco, unfern seines Zusammenflusses mit der Chesa-eak-Bay. Die kaum einen Pistolenschuß breite Einfahrt des Hafens ird durch das Fort Whetstone vertheidigt und kann folglich einer ngreifenden Seemacht wirksamen Widerstand leisten. Die Stadt ist und um das Wasserbecken her gebaut, worin bei gewöhnlichen Fluthen as Wasser fünf bis sechs Fuß steigt; es bildet einen der schönsten äfen der Welt, faßt zweitausend Kauffahrteischiffe und ist von chiffswerften und Waarenspeichern umgeben. Da man jedoch nur ei gewissen Winden aus diesem Wasserbecken segeln kan, so ankert ie große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch ine Landspitze nahe am Ausflusse des Wasserbeckens, Fells point ge-annt. Auch hier sind Werfte angelegt, wo Schiffe von sechshundert onnen Last völlig sicher liegen können. Viele Ansiedler haben sich uf dieser Landspitze, wo sie der Schifffahrt am nächsten sind, niederge-assen. Schon zählt man hier mehr als siebenhundert Häuser, von egelmäßigen Straßen durchschnitten, mit einem großen Marktplatze. ewöhnlich wird diese neue Anlage als ein Theil der Stadt Balti-iore betrachtet, obwohl sie über eine halbe Stunde Weges von der igentlichen Stadt entfernt ist. Die niedrige Lage der letztern hielt an sonst für ungesund, allein ihr schneller Anwachs und viele heil-ame Verbesserungen scheinen die Nachtheile der feuchten Luft beseiti-et und den Aufenthalt gesünder gemacht zu haben. Am we-igsten ist dies jedoch im August der Fall, auch beziehen dann alle ohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landsitze in der Um-egend. Der Grundriß der Stadt ist dem von Philadelphia einiger-aßen ähnlich und wie dort durchkreuzen sich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptstraße ist ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine albe Stunde Weges in der Länge. Baltimore mit Inbegriff von Fells oint hatte im J. 1818 65,000 Einwohner und 170 Speicher. Die Be-ölkerung besteht aus Engländern, Irländern, Schottländern und ranzosen. Am zahlreichsten sind die Irländer, worunter sich viele er vorzüglichsten Kaufleute befinden. Auch an Franzosen bekam die Stadt einen beträchtlichen Zuwachs. Man findet hier katholische, eformirte, Lutherische, bischöfliche, presbyterianische, anabaptisti-che, methodistische und quäkerische Kirchen. Unter allen ist die der resbyterianer die schönste, und eines der besten Gebäude der Stadt. Es befinden sich in Baltimore mehrere gemeinnützige Gesellschaften unter ndern zum Besten armer Einwandrer aus Deutschland, Akademien und rei mit einander verbundene Banken, deren Noten auf so geringe Sum-ien ausgestellt werden, daß sie den Umlauf des baaren Geldes fast änzlich ausschließen.

Baltisches Meer, oder die **Ostsee**, ein großer, mit der Nordsee zusammenhängender Meerbusen im nordwestlichen Europa. Es beginnt bei den dänischen Inseln Seeland und Fühnen und wird urch die Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Curland, iefland, Rußland und Schweden begrenzt. Es erstreckt sich über 65°30′ N. Br. hinaus, ist 190 bis 200 deutsche Meilen lang, ungefähr 24 bis 48 abwechselnd breit und mit Inbegriff des finnischen und othnischen Meerbusens beträgt der Flächeninhalt 7000 □ M. Die Nähe der Küsten, die durchgehends geringe Tiefe des Wassers, die fla-chen preußischen und die meist felsigen schwedischen Küsten, vor allen Dingen aber der häufig eintretende von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde machen dies Meer für den Seefahrer sehr gefahr-voll, obwohl die durch die Brandung erregten Wellen, an und für sich

betrachtet, weit minder furchtbar sind, als in der Nordsee. Eine Inselkette von Finnland bis nach Schweden reichend, scheidet den südlichen Theil der Ostsee vom nördlichen, welcher gewöhnlich der bothnische Meerbusen genannt wird. In Nordosten erstreckt sich bis tief in Finnland ein andrer Arm unter dem Namen des finnischen Meerbusens und scheidet diese Provinz von Esthland. Ein dritter ziemlich großer Meerbusen ist der rigaische oder liefländische. Das curische und das frische Haff sind Buchten an der preußischen Küste. Das Gewässer der Ostsee ist kälter und klarer als das des Oceans und enthält weniger Salztheile. Ebbe und Fluth sind in der Ostsee wie in allen landumgebenen Meeren unbemerkbar, doch steigt und fällt sie zu Zeiten, wiewohl aus andern Ursachen, insbesondere vermöge ihrer reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in das atlantische Meer. Die mittlere Tiefe des Wassers beträgt 15 bis 20 Klafter, an sehr vielen Stellen aber kaum halb so viel. Bei stürmischem Wetter sind die Küsten Preußens und Curlands mit Bernstein bedeckt, den die Wellen an das Ufer spülen. Vierzig Ströme ergießen sich in die Ostsee, darunter die Newa, Düna, Warnow, Peene, Oder, Persanthe, Wipper, Weichsel, Pregel, Niemen (oder Memel), Aura-Jocki, Cano, Torneå, Luleå, Piteå, Skelsleå, Umeå, Ångermann, Luisna, Dal und Motala. Das Eis verhindert jährlich drei Monate lang die Schifffahrt auf der Ostsee. Im Süden schmilzt es ungefähr im April, allein im bothnischen und finnischen Meerbusen selten vor dem Ende des Mais. Außer den dänischen und åländischen Inseln enthält das baltische Meer noch folgende: Dago und Ösel an der liefländischen Küste; Gothland und Öland, Schweden gehörig; Rügen, welches als ein Zubehör von Pommern jetzt an Preußen abgetreten worden ist; endlich außer den beiden bereits erwähnten größern dänischen Inseln noch: Bornholm, Falster, Mön, Laaland, Alsee, und eine große Anzahl kleinerer, welche sämmtlich Dänemark gehören. Drei Durchfahrten führen vom Cattegat in das baltische Meer: der Sund, der große und kleine Belt; der Sund ist die befahrenste. Bei allen dreien wird angeblich zur Unterhaltung von Leuchtthürmen ein bedeutender Zoll entrichtet.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der französischen Akademie, wurde zu Angoulême 1564 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geschäftsträger des Cardinals Lavalette, ließ sich aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch seine Talente die Aufmerksamkeit des Cardinals Richelieu auf sich, der ihm eine Pension von 2000 Franks mit dem Titel eines Staatsrath ertheilte. Er galt in dieser Zeit für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünstler seines Jahrhunderts. Doch fanden seine zahlreichen Schriften nicht blos Bewunderer, sondern auch heftige Tadler. Unter diesen letztern war besonders Goulu, General der Feuillanten (eines Klosterordens unter der Regel des heil. Bernhards), der äußerst bitter in seinen Kritiken war, und sie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlassen. Er endigte in Angoulême sein Leben am 18. Februar 1624 in einem Alter von sechzig Jahren. Eine mißverstandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulst, Affectation und Hyperbeln verleitet, die sich freilich, als der Geschmack sich reiner ausbildete, nicht mehr in Ansehen erhalten konnten. Indeß muß man

einem harmonischen Periodenbau Gerechtigkeit widerfahren lassen und [e]rkennen, daß er zur Bildung der französischen Prosa manches Gute [b]eigetragen hat. Er kannte die Alten und hatte sie studirt, und seine [l]ateinischen Gedichte, wiewohl ohne sonderlichen poetischen Werth, [s]ind rein, correct und von den Fehlern seiner französischen Schreibart [f]rei. Das vollendetste seiner Werke ist ohne Zweifel seine Abhand[l]ung über die lateinischen Verse. Zu hart ist über ihn das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er unter diejenigen Schriftsteller [g]ehöre, die sich mehr mit Worten als Gedanken beschäftigt hätten.

Bamberg, ein ehemaliges Hochstift im fränkischen Kreise, zwi[s]chen Culmbach, Anspach, Würzburg und Coburg, welches 65 Qua[d]ratmeilen mit 200,000 Einwohnern enthielt. Vor Alters gehör[t]e das Land meistens den mächtigen Grafen von Babenberg, nach [d]eren Abgange 998 Kaiser Heinrich II. die Grafschaft in ein Bisthum zu verwandeln beschloß, welches auch 1006 geschah. Der Kaiser und [s]eine Gemahlin Cunigunde bereicherten das Hochstift ansehnlich, und [d]er kaiserliche Kanzler Eberhard wurde 1007 der erste Bischof. Ferner verordnete Heinrich II. im J. 1019 den König von Böhmen zum Oberschenken, den Churfürsten von der Pfalz zum Obertruchseß, den Churfürsten von Sachsen zum Obermarschall und den Churfürsten von Brandenburg zum Oberkämmerer des Bisthums, so daß sie diese Ämter von jedem Bischof zu Lehen empfingen. Diese Feierlichkeit geschah jedesmal zu Nürnberg in der St. Egidiencapelle. Jene vier Churfürsten hatten wieder vier ansehnliche Geschlechter in Franken mit den vier Unterämtern belehnt. Auf dem Reichstage hatte der Bischof die vierte Stelle unter den geistlichen Fürsten. Er wurde von dem Domcapitel, welches aus zwanzig Capitularherren und vierzehn Domicellaren bestand, aus dessen Mitte gewählt. Die Einkünfte betrugen 875,000 rhein. Gulden. Im J. 1803 kam dieses beträchtliche Land unter dem Titel eines Fürstenthums als Entschädigung an das Churhaus Pfalz-Baiern; der Bischof ward mit einem Jahrgelde von 50,000 Fl. abgefunden, und das Domcapitel nebst vielen Klöstern eingezogen, wodurch die Landeseinkünfte sich verdoppelten. Jetzt macht dieses Land einen Theil des Obermainkreises des Königreichs Baiern aus. — Die nördlichen und südlichen Theile dieses Landes sind rauh und waldig, dagegen ist zwischen Forchheim und Bamberg der Boden sehr fruchtbar an Getreide und Obst. Dennoch scheint das Landvolk in keinem Wohlstande zu sein. Die Manufacturen und Fabriken sind im Ganzen von keiner großen Bedeutung. Die Stadt Bamberg liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend an der Regnitz und hat gegen 19,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört die neue fürstliche Residenz Petersburg, von Bischof Lothar 1702 erbaut, die Domkirche mit ihrem Kirchenschatze und den Grabmählern Heinrichs II. und seiner Gemahlin Cunigunde, Conrads III. und Papst Clemens II., die schöne Universitätskirche u. s. w. Die hiesige Universität wurde im J. 1585 als ein Gymnasium akademicum errichtet, 1647 von Bischof Otto in eine Universität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Bischof Friedrich Carl mit der juristischen und medicinischen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollständigem philosophischen und theologischen Unterricht verwandelt. Auch die medicinisch-chirurgische Lehranstalt am großen Ludwigshospitale wurde beibehalten und neu dotirt. Ferner ist Bamberg seit 1803 der Sitz des Oberappellationsgericht für alle fränkischen Länder, eines Hofgerichts zur Entscheidung der Prozesse

in zweiter Instanz und der Criminalfälle, und einer Landesdirection zur Besorgung der staatsherrlichen und staatswirthschaftlichen Angelegenheiten, womit auch das geistliche Departement verbunden ist. Berühmt ist die Stadt endlich auch durch die Zahl und den Fleiß ihrer Gärtner, deren gegen 400 sind, und die einen starken und ausgebreiteten Handel mit Gartengewächsen, Obst und Sämereien treiben.

Bambocciaden heißen in der Mahlerei solche Bilder, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens und zwar auf eine groteske Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste u. dgl. Sie erhielten diesen Namen nach Peter von Laar, einem geschickten niederländischen Mahler, der sich in dieser Gattung auszeichnete, und den die Italiener wegen seiner seltsamen Mißgestalt Bamboccio (Krüpel, verschrobener Mensch) nannten. A. F. Bernhardi hat unter diesem Titel 3 Theile humoristischer Schriften herausgegeben, woran auch L. Tieck einigen Antheil hat.

Bambus, ein in Ost- und Westindien baumförmig wachsendes Rohr. Die Bambusbäume erreichen oft die Höhe von Pappeln. An den Orten, wo sie gedeihen, dienen sie zu vielartiger Benutzung; bei uns gebraucht man die Zweige als Spaizerstöcke.

Band, Bänder (ligamenta) sind gewisse Theile des menschlichen und thierischen Körpers, welche bestimmt sind, Zusammenhang unter die Knochen und andere schwebende Theile zu bringen. Die Kenntniß dieser Bänder giebt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterscheiden sich von den Knochen durch ihre Biegsamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Festigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Bestimmung. Diese besteht darin, daß sie die Theile unter einander verbinden, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einschränkung der Bewegung dienen.

Band, ein aus Leinen, Wolle, Seide oder Gold verfertigtes schmales Gewebe, das zu Binden, Besetzungen u. dgl. angewendet wird. Man hat Bänder von verschiedener Breite (von 2 Linien bis zu 6 Zoll), Farbe, Feine, Muster (gewässerte, golddurchwebte, Atlas-Tafel-Bänder u. s. w.). Sie werden entweder von Bortenwirkern verfertigt, oder in Bandfabriken auf Maschinen gemacht. Frankreich, England und die Schweiz liefern eine große Menge Bänder aller Art; in Deutschland zeichnen sich aus die Bandfabriken in Wien, Berlin, Elberfeld, Erfurt u. s. w.

Banda, s. Gewürzinseln.

Bandello (Matteo), ein berühmter italienischer Novellist, geboren gegen das Jahr 1480 im Mailändischen. Er studirte zu Rom und Neapel, und legte sich, dem Studium der Alchymie abgeneigt, fast ausschließlich auf die schönen Wissenschaften. Er scheint mehrere Jahre in und um Mailand gelebt zu haben, besonders von Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio geschätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen. Dann lebte er in Mailand, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er irrte einige Zeit von Ort zu Ort, ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cesare Fregoso, der aus venetianischen in französische Dienste getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abschluß des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode seines Beschützers lebte er zu Agen bei dessen Familie, und ward 1550 zum

Bischof dieser Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung seines Sprengels dem Bischof von Grasse, und beschäftigte sich in einem Alter von siebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung seiner Novellen, von denen er 1554 die drei ersten Bände herausgab; ein vierter erschien 1573 nach seinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben ist. Außer den Novellen sind von Bandello gedruckt Canti XI. delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Ganzuola e del vero amore, col tempio di pudicitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Cesare Fregoso, sind sämmtlich ohne großen Werth. Andere seiner Gedichte, welche sich handschriftlich zu Turin befinden, hat Costa daselbst 1816 unter dem Titel Rime di Matteo Bandello herausgegeben. In seinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht, allein natürliche Einfachheit ein rascher Gang der Erzählung und harmonische Kürze der Perioden zeichnen sie vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht selten ziemlich unzüchtig ist. Dieser Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaz, da er gern bei schlüpfrigen Scenen verweilt, und seine Farben nicht spart, sie für die Phantasie auszumahlen.

Bandettini (Teresa), eine berühmte neuere italienische Dichterin aus dem Stegreif (improvisatrice), wurde zu Lucca ums Jahr 1756 geboren, und erhielt von ihren angesehenen Ältern eine sorgfältige Erziehung, mußte sich aber, als diese ihr ganzes Vermögen verloren, entschließen, auf das Theater zu gehen. Zum erstenmal trat sie zu Florenz auf, und machte kein Glück. Dies, verbunden mit ihrer Liebe zu der schönen Wissenschaft, zog sie zum eifrigsten Studium der Dichter hin. Als sie eines Tags einen berühmten Stegreifsdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderstehlich hervor und ergoß sich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Stegreifsdichter. Aufgemuntert von diesem, widmete sie sich ganz dieser schönen Kunst. Die Originalität, die blühendste Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verschafften ihr bald einen berühmten Namen; sie konnte das Theater verlassen und als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre, in mehrere Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eines ihrer berühmtesten Gedichte war jenes, welches sie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien Antoinettens von Frankreich improvisirte. Ums Jahr 1813 war sie endlich des Reisens müde und zog sich wieder in ihre Vaterstadt zurück, wo sie von ihrem sehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erschienen von ihr: Ode tre, Lucca in 4., wovon die erste Nelsons Sieg bei Abukir, die andre Suwarows Siege in Italien, und die dritte die Siege des Erzherzogs Carl in Deutschland besingt. Ferner unter dem Namen, Amarilli Etrusca! Saggio di versi estemporanei (Sammlung aus dem Stegreif verfertigter Gedichte), Pisa bei Bodoni in 8., worunter sich besonders das Gedicht über Petrarca's Zusammentreffen mit Laura in der Kirche rühmlich auszeichnet, und sie einem Rossi an die Seite setzt.

Bandwurm (taenia), gehört (nach Batsch) unter die zweite Abtheilung der vierten Classe der Eingeweidewürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat seinen Namen von seiner bandförmigen Figur. Er besteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe an gerechnet, den engern und obern Theil des nächstfolgenden Gliedes umgiebt. Diese Glieder werden nach dem Schwanz-

ende zu breiter und größer, und in jedem der größern ist ein besonderer Eierstock. Am vordern Ende haben sie vier Saugöffnungen. Von dem Kopfe entstehen drei Canäle, die durch den ganzen Körper der Länge nach fortgehen. Die Bandwürmer leben meist im Darmcanal, nicht blos im Menschen, sondern auch in den Thieren, bei welchen sie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachsen. Mehrere Thierarten scheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hühnern, ja sogar in vielen Fischen, z. B. den Hechten, Bandwürmer gefunden. Im Menschen kommen der häutige und der breite Bandwurm mit rosenförmigen Eierstöcken, die sich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierstöcken am öftersten vor. Einige haben am Kopfe außer den Saugwarzen auch noch einen Hakenkranz, womit sie in den Eingeweiden sich befestigen. Unter den Darmbandwürmern des Menschen sind vorzüglich zu bemerken der langgliedrige und kurzgliedrige oder breite. Jener kommt am öftersten in Deutschland vor. Die einzelnen Glieder sind kleinen Kürbis- oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopf Ende hin werden die Glieder immer kleiner und schmaler. An dem dünnen fadenförmigen Halse sitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms ist. Von den hintersten Gliedern, als den größten, lösen sich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für sich fortleben und zu vollkommnen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung nicht vielmehr ihr Absterben nach sich zieht, ist unentschieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals ist sehr schmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über sechzig Ellen anwachsen. Die Personen, welche einen Bandwurm bei sich haben, müssen viele Beschwerden davon leiden, indessen sind die Kennzeichen von der Gegenwart desselben sehr unsicher, weil die Zufälle auch von andern Ursachen, z. B. von Krämpfen, Hypochondrie, Hysterie herrühren können. Das sicherste Zeichen ist immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, so wächst er immer wieder nach, wenn gleich durch Wurmmittel noch so viel von ihm abgetrieben worden ist. Auf diese Weise können viele Ellen abgetrieben werden, wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb dreier Jahre von einem Mädchen an tausend Ellen Bandwürmer soll erhalten haben. Man hat von jeher viele specifische Mittel gegen den Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber nicht allemal geholfen haben, z. B. das schottische, welches aus gegossenem und sehr zart gekörntem Zinn besteht, das Herrnschwandische und das Nuffersche, deren Hauptbestandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä besteht. Die Hauptsache der Cur läßt sich darauf zurückführen: den Wurm zu schwächen, so daß er sich mit dem Kopfende nicht fest einhaken kann, und alsdann seinen Abgang zu befördern, wobei man darauf sehen muß, daß er nicht abreiße und das Kopfende zurückbleibe, weil sonst von diesem aus der Wurm so lang und länger wächst, als er vorher gewesen ist. H.

Bank. Im Allgemeinen wird darunter jede Credit-Anstalt verstanden, bei welcher Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt zu irgend einem Behufe des Tauschverkehrs hinterlegt werden. Wie die Zwecke der Banken höchst verschieden sein können, so müssen

s auch ihre innern Einrichtungen sein. Hauptarten solcher Anstalten sind: 1. die Depositen-Banken; 2. die Giro-Banken; 3. die Zettel-Banken; 4. die Disconto-Banken; 5. die Spar-Banken, worüber die besondern Artikel nachzusehen. Bei den wenigsten Banken in Europa treffen wir eine Einheit des Zwecks und des Systems an, gewöhnlich finden wir die Giro- und Deposito-Banken mit den Disconto- und Leih-Banken vermischt, oft sogar alle diese Gattungen vereinigt. — Je nachdem diese Credit-Anstalten von einzelnen Privatpersonen oder von der Regierung errichtet und geleitet werden, heißen dieselben entweder Privat-Banken oder Staats-Banken. (S. Staatspapiere, Privatbanken, und Staatsbanken). K. M.

Banks, Sir Joseph, Baronet. Dieser berühmte englische Naturforscher stammt aus einer ursprünglich schwedischen Familie, welche seit einem Jahrhundert sich in England niedergelassen hatte, und ist in Lincolnshire im Dec. 1740 geboren. Er empfing seinen Unterricht zu Eton und Oxford. Nachdem er 1763 die Universität verlassen hatte, besuchte er die Hudsonsbay, um naturhistorische Forschungen anzustellen, und schiffte sich, um diesen Zweck weiter zu verfolgen, mit Cook zu dessen Entdeckungsreise ein. Ihn begleitete sein Freund der Doctor Solander. Auf Feuerland geriethen diese beiden Naturforscher in die größte Lebensgefahr; auf einem Gange in das Innere dieses wüsten Landes, dessen Merkwürdigkeiten sie kennen lernen wollten, hatten sie den Weg verloren, und waren nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerster Mühe erwehrten sie sich des Schlafs. Durch Banks wurde der Brotbaum nach den amerikanischen Inseln gebracht. In der nachher erschienenen Beschreibung dieser Reise sind die botanischen Beobachtungen von ihm. Im J. 1771 creirte ihn die Universität Oxford zum Doctor des Civilrechts. Das Jahr darauf besuchte er die Insel Island, um ihre Naturerzeugnisse kennen zu lernen. Nachdem Sir John Pingle im J. 1778 sein Amt als Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften niedergelegt hatte, trat Banks an dessen Stelle, und blieb ununterbrochen an der Spitze dieser gelehrten Gesellschaft, wiewohl er im J. 1784 sehr heftige Angriffe von einigen der vornehmsten Mitglieder wegen seines Betragens gegen Dr. Hutton und seiner Nichtachtung des mathematischen Theils der Gesellschaft erleiden mußte. Im J. 1781 ertheilte ihm der König die Pairswürde; die Franzosen aber erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des National-Instituts, weil sie es seiner Verwendung verdankten, daß sie die Papiere von La Perouse, welche auf seine Reise Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Seine Bibliothek und seine naturhistorischen Sammlungen haben nicht ihres Gleichen. Eine Ehe, die er 1779 schloß, ist kinderlos geblieben. Außer einzelnen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Gesellschaften hat er nichts geschrieben als ein kleines Werk: A short account of the cause of blight, the mildew and rust in corn, 1806. Er starb den 19. Juni 1820. Nach seines Bibliothekars Brown Tode fallen seine Sammlungen dem brittischen Museum anheim.

Bann und Acht, s. Kirchenbann und Acht.

Banner, Bannier, schwedischer Feldherr im 30jährigen Kriege, stammte aus einem alten gräfl. Geschlechte Schwedens, that seine ersten Kriegsdienste in Polen und Rußland und begleitete seinen König, Gustav Adolph, der ihn sehr schätzte, nach Deutschland.

Nach dem Tode desselben (1634) erhielt er ein Commando über 16,000 Mann und war das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittstock 1636, welche er gegen die kaiserlichen und sächsischen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmählig wieder emporkam, war das Werk seiner Thätigkeit. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, sondern starb zu Halberstadt am 16. Mai 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift. Mit ihm verlor Schweden seinen einsichtsvollsten Feldherrn, wie die Kaiserlichen ihren gefährlichsten Feind. Banner ließ sich in seinen Unternehmungen nur durch die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr wußte er geschickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu stark war, zu entgehen. Unter seiner Anführung wurden bei verschiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geschlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er sich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geschäfte seines Amtes übrig ließen und wahrscheinlich war der unmäßige Genuß derselben das eigentliche Gift, das seinen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutschen ein Ritter so viel Ansehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl bewaffneter Leute gegen den Feind führen konnte, so erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn. In dem letzten deutschen Kriege wurde das Wort Banner vielfach für Abtheilung oder Bataillon wieder gebraucht. In Sachsen nannte man die gesammten Freiwillig-bewaffneten Banner (Landfahne).

Bannus, Ban, war der Titel der Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Croatien, welche im Namen des Königs über alle Beamte gesetzt waren, auch zu Kriegszeiten das Obercommando führten. Es kommt diese Benennung von dem Worte Ban her, welches im Slawischen einen Herrn bedeutet. Eine Landschaft, über die ein Bannus gesetzt war, hieß Banat. Jetzt giebt es nur noch einen Ban von Croatien, welcher unter den ungarischen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banquerott, s. Falliment.

Banquette, in der Kriegswissenschaft eine Erdbank oder Erhöhung an der innern Seite des Walles, worauf die Soldaten stehen und über die Brustwehr schießen können; auch der erhöhte Fußweg neben einer Fahrstraße.

Baptist, s. Wiedertäufer.

Baratier (Johann Philipp). Dieses frühzeitige Genie war am 19. Jan. 1721 zu Schwabach im Fürstenthum Anspach geboren, wo sein Vater, Franz Baratier, französischer reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind seines Vaters, dieser sein einziger Lehrmeister. Sein Vater behauptete, man müsse dem Kinde von der Wiege an etwas lehren; diesen Grundsatz befolgte er bei seinem Sohne, jedoch so, daß er, weit entfernt, ihm den geringsten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung ohne Absicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre seines Alters fing

ein Vater, mit ihm die französische Sprache an, in der er geboren war. Um die Buchstaben zu lernen, gab er ihm kein Buch in die Hände; er zeigte ihm einen Buchstaben nach dem andern. Besonders gefiel dem jungen Baratier, daß er ihm die Buchstaben als etwas Lebendiges vorstellte, das mit ihm rede; er mahlte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch u. s. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihm zu gleicher Zeit die Geographie; bei Tische sagte er ihm, die Suppe sei eine Suppe dieses oder jenes Herrn, der in der und der Stadt wohne. Auf diese Art lernte er in seinem dritten Jahre fertig lesen, im vierten fertig französisch und deutsch, im fünften lateinisch sprechen; mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechische und hebräische Sprache, so daß er in seinem achten Jahre den Codex übersetzen konnte; worauf er auch noch andere orientalische Sprachen lernte. In seinem zwölften Jahre studirte er die Weltweisheit, nebst den mathematischen Wissenschaften und der Kirchengeschichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Christi. Als sein Vater im Jahre 1735 als französischer Prediger nach Stettin berufen wurde, und bei seiner Durchreise durch Halle mit seinem Sohne den Professor Schulz besuchte, führte dieser beide zu dem Kanzler von Ludwig, welcher dem jungen Baratier versprach, daß er ohne Kosten zum Magister der Philosophie promovirt werden solle. Der junge Baratier ließ sich sofort den folgenden Tag immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philosophischen Facultät examiniren. Hier entwarf er sogleich in der Versammlung vierzehn Theses, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitausend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magisterwürde vertheidigt wurden. Sein Vater setzte nun mit ihm seine Reise nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den geheimen Rath, Friedrich Hofmann, dem Könige von Preußen vorgestellt wurden, welcher denselben viel Gnade erzeigte, dem jungen Genie auf vier Jahre jährlich funfzig Thaler aussetzte, ihm Geld zu mathematischen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu studiren befahl. Nach mußte ein Prediger der franz. Gemeinde zu Halle nach Stettin gehen, und der Vater Baratiers an dessen Stelle. In Halle studirte er die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden sind. — Eine so früh aufgeschossene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, bekam er schon in seinem zehnten Jahre ein bösartiges Geschwür, an dem er viel litt, und zu welchem sich eine Auszehrung gesellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, den 5. Oct. 1740 starb.

Baratto = Handel heißt der **reine** Tauschhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren ohne Vermittelung der Münze umgesetzt werden. Inzwischen willigt keiner von beiden Theilen in einen solchen Baratto = Handel ein, wenn er nicht glaubt, an eingetauschten Waaren den Werth in Münze zu bekommen, für welche er seine eigene Waare gegen Münze hätte umsetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verschiedene Handels = Geschäfte zusammen.

K. M.

Barbaren, ein Name, welchen die Griechen allen denjenigen mit einer gewissen Verachtung gaben, die ihre Sprache nicht redeten. Ihnen ahmten die Römer darin nach, indem sie alle Nichtrömer und Nichtgriechen so nannten.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, d. i. der Nordküste von Afrika, westlich von Ägypten bis an das atlantische Meer, nämlich: 1. Barca, 2. Tripolis, 3. Tunis, 4. Algier, 5. Fez und Marocco, sind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barca, sämmtlich Sitze des militärischen Despotismus der Türken und Mauren. Diesen Landstrich von 34,724 Q. M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, dessen höchste Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind. Der höchste darunter unweit der Stadt Marocco hat 12000 Fuß. An der Küste weht das ganze Jahr eine milde, gesunde Frühlingsluft, außer im Julius und August, wenn der bis zum Ersticken heiße Südwind eintritt. Die scharfe Bergluft ist schwachen Augen oder einer zarten Brust nachtheilig Jahreszeiten wechseln regelmäßig. Krankheiten sind selten. Die Pest erzeugt sich nie, sondern wird nur aus Constantinopel hineingebracht. Der Boden ist fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüsse bewässern. Vom Julius bis October, wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt sind, belebt und erfrischt die Landschaft der Oleander. Im Winter befeuchten häufige Regengüsse die Natur aufs neue. Schon im Januar sind die Wiesen mit Blumen geschmückt; im April und Mai ist das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugnissen eine ausnehmende Kraft und einen hohen Wuchs. Gerste ist die wichtigste Ernte. Weizen, Türkenkorn, Hirse, Reiß, und eine Art Kichererbsen (spanisch Garbanços), die man gebraten in Menge genießt werden häufig gepflanzt. Der leichtwurzelnde indische Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinstock dehnt sich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm ist oft so stark wie der eines Maulbeerbaums. Überall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel sind dreimal so groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat sind in Überfluß. Die Artischocken wachsen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochstämmigen Quercus ballota, eine Speise der Einwohner, schmecken wie wilde Kastanien. Überall wachsen die hohe pyramidalische Cypresse, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, die gegen Stein wirksame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Cisten, die prachtvolle Cactus u. s. w. Die Hügel sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder sieht man Gebüsche von weißen Rosen, aus denen die reinste Essenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart desselben, Soliman, erreicht die größte Höhe, und ist saftreicher als keine andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächst auf der ganzen Küste, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüste) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen giebt es längs der Küste. Gummi wird aus den Acacienbäumen gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren steht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewendet werden. Schafe mit Fettschwänzen sind häufig Wilde Schweine und anderes Wildpret giebt es in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüste. Geflügel ist zahlreich; aber auch Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere

bis 12 Fuß lang; Fluß- und Seefische, auch Schildkröten in Überfluß; die Bienen legen in die Felsen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau ist vernachlässigt; doch giebt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gyps, Kalkstein, gute Thonarten u. s. w. nebst Quell- und Seesalz in Überfluß. — Dieses große, schöne, nur durch ein Seebecken von unserm Europa geschiedene Land ist schon mehrmals der Mittelpunct einer vorgerückten Cultur gewesen. Es war ausgezeichnet durch Wohlstand, Bevölkerung und Kunstfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den Verkehr der Völker! Seine Verbindung mit allen europäischen Küstenländern findet zugleich leichter und schneller Statt, als die Verbindung eben dieser Küsten mit den Hauptstädten ihrer eigenen Staaten, und der Waarentransport ist minder kostbar von Marseille und Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder selbst nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römischen Senate frische Feigen, die unter den Mauern von Karthago gepflückt waren, da doch diese Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar ist. Dieses afrikanische Küstenland kann 60 Millionen Einwohner ernähren, und enthält jetzt kaum $8\frac{1}{2}$ Millionen. Nach Ägypten war es für Rom die ergiebigste und reichste Provinz, und einer von den Kornspeichern der weltherrschenden Stadt. Die römischen Schriftsteller nannten sie die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmsten Römer sahen den Besitz von Palästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste für das höchste Wohlleben an. Auch die kleinen arabischen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Constantine ließen es an Aufmunterung der Künste und der Landwirthschaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Messina, Pisa, Genua, Florenz bereicherten sich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem schönen Lande, und die venetianische Flotte besuchte alle Städte der afrikanischen Küste, wie die von Sicilien, Italien und Spanien. Seit drei Jahrhunderten ist dies alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkstätte des Verbrechens und des Elends, — eine Mördergrube, und die Beute von 13 bis 14,000 Abenteurern, die in einem andern Welttheile zusammengerafft, hier von den Einwohnern verabscheut werden. Die Hauptbewohner des Landes sind theils Mauren, theils Kabylen. Letztere, die Ureinwohner, auch Breber, Barabra, oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien waren ebenfalls Berbern. Die Berbern sind wilde, kräftige, wohlgebildete Menschen von großer Muskelstärke, die Hunger und Beschwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derselben zeichnen sich durch dünnes Barthaar aus. Sie sind meistens Räuber, dabei unmenschlich und treulos; doch üben sie Gastfreundschaft und man reis't unter ihrem Schutze sicher. Auf ihre Freiheit eifersüchtig, gehorchen sie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr selbst und sind gute Schützen. Die Hirten auf den höhern Gebirgen wohnen in Höhlen, wie die alten Troglodyten. Unter allen sind die Schilluh-Berbern in Marocco die unversöhnlichsten und rachsüchtigsten Feinde. — Das zahlreichste von den Völkern Nordafrika's sind die Araber. Die, welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweise Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden sind, heißen Beduinen. Letztere stammen von den Saracenen, den ersten Eroberern

des Landes ab. Sie sind groß, muskelkräftig, mit geistvollen, schönen Gesichtszügen, großen, schwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Nase, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, starkem Bart und schwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden ist hellbraun, und wird südwärts immer dunkler, endlich ganz schwarz; doch ohne die Negerphysiognomie, welche erst in Sudan sich zeigt. Sie wohnen 10, 12 bis 100 Familien stark, patriarchalisch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter seinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht spricht und Streitigkeiten schlichtet. Auch sie führen auf die wildeste Art beständig Krieg, entweder mit den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geschäft ist Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn sie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen sie sich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein hassen sie die Christen; doch sind sie weniger verstellt und betrügerisch als die Mohren oder Berbern. Das Recht der Gastfreundschaft gilt blos innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mohren oder Mauren sind ein Gemisch von allen Nationen, die sich in Nordafrika niedergelassen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen sich selbst Moslimin, d. i. Gläubige, oder Medainin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammeds Lehre, verachten und hassen sie Christen und Juden. Sie sind eifersüchtig, argwöhnisch, ungesellig, verstellt, grausam, der Liebe und Freundschaft unfähig, dabei so träge und unthätig, daß sie ganze Tage mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen an die Mauer gelehnt sitzen, und ohne ein Wort zu sprechen die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geistigen Bildung, zu der sie im Mittelalter unter einer bessern Regierung in Spanien sich erhoben hatten. Sie sind im höchsten Grade abergläubig, und in ihren Augen ist es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu besitzen. Der Maure lacht nie; ernst und, wie es scheint, in sich vertieft, den Bart sich streichelnd, giebt er kein Zeichen von Neugier oder geistigem Leben. Sein größtes Vergnügen ist, ins Bad zu gehn, Kaffee zu schlürfen und Mährchen zu hören. Die gewöhnliche Speise ist Kuskussu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Marokkaner viel Thee. Allgemein herrscht unter den Mauren der Glaube, daß sie einst an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fanatismus ertragen sie jeden Wechsel des Schicksals gleichgültig, und sterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn sie nur mit dem Gesichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben sich auch freie Neger angesiedelt, die in Marocco sogar Staatsämter bekleiden und in der Armee dienen. Juden sind über die ganze Berberei zerstreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie stammen von der frühesten Einwanderung der Israeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die Hunderttausende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen sind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher sie in engen Quartieren von den übrigen Bewohnern der Städte abgesondert, vom Pöbel beschimpft und von den Reichen bedrückt leben, geschieht doch alles durch sie. Der unwissende Maure verpachtet an Juden seine Einkünfte, wählt unter ihnen seine Geschäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetscher u. s. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; selten wird ein Mord bestraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Die den Mauren verhaßte schwarze Farbe ist den Ju-

:n allein zu tragen erlaubt. Desto mehr putzen sie sich in ihren
häusern. — Die vorherrschende Volksclasse sind die Türken. Seit
ch vor 300 Jahren durch den Verrath des ersten Horuc Rothbart
Barberousse) türkische und andere Seeräuber hier ansiedelten, haben
ie Türken Künste, Wissenschaften, Landwirthschaft und Handel zer-
ört, durch welche die arabischen Staaten hier wie in Granada blühten.
Mittelst ihrer politischen Vorrechte und ihres durch Seeraub und
Sklavenhandel erworbenen Reichthums tyrannisiren sie die Einwohner.
Die Veranlassung zur Seeräuberpolitik dieser nordafrikanischen Mili-
tärstaaten gab zum Theil der beständige Krieg, den der Johanniter-
Orden auf Malta mit den Ungläubigen führte. Die Ritter zerstörten
en maurischen Handel. Nun foderten Selim und Soliman auch ihre
Unterthanen zu Corsarenzügen gegen die Christen auf. Bald bildeten
ch unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ih-
en zeichneten sich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder
Chair Eddyn; st. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberousse.
Sie gründeten seit 1518 den Corsaren-Freistaat Algier, und gaben
er Seeräuberei durch religiösen Fanatismus einen heiligen Anstrich.
Da der arabisch-maurische Handel abnahm, indem der christliche sich
ob, so machten die Malteser wenig, die Algierer hingegen viel Pri-
en. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beispiele,
och zeichnete sich Algier stets vor den übrigen Barbaresken durch wil-
en Übermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigen-
errschaft ausschließlicher Besitz ausländischer Krieger. Das regierende
Kriegsvolk ward durch freiwillige Werbungen in Ländern von gleichem
Glauben, mit Ausschluß desjenigen, in welchem es herrschte, unterhal-
en. Die Miliz behielt sich das Recht der Wahl ihres Oberhauptes
or, und der Dey war der erste unter seines Gleichen, für die Sol-
aten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeschränkter
Herrscher. Auch hinderte die algiersche Regierung die Ehen ihrer
Soldaten, und schloß eifersüchtig die Kinder derselben, die Chilou-
is, von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem sich die Tür-
en die höheren Stellen vorbehielten. Daher läßt jedes zweite Jahr
ie Regierung Schiffe mit Commissarien nach der Levante zum Behufe
euer Werbungen abgehen. Man nimmt die Rekruten selbst unter den
Verbrechern in Constantinopel. Hier verachtet, werden sie sogleich in
Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und
Glücksrittern. Ihrer sind nicht über 12 bis 13,000 und doch herr-
chen sie über mehrere Millionen Unterthanen. — Folgendes über die
Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Barbares-
en. Seit der Einnahme Nordafrika's durch Omar (647 nach Chr.)
nd andere Heerführer der arabischen Khalifen entstanden an der Küste
mehrere kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Al-
ier (Aschir) im J. 944 und erweiterte das Gebiet. Der fathimi-
ische Khalif ertheilte der Familie des weisen Zeiri (starb 970) die erb-
che Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeirithen bis
148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem letzten der-
elben, Hassan Ben Ali, Tripoli und einen großen Theil seines Lan-
es abnahm, worauf sich die Moraviden, Gebieter von Marocco, des
Restes bemächtigten. Die Dynastie der Moraviden beherrschte die ganze
Küste bis 1269, in welchem Jahr die Regerfürsten Abouhafs ein Reich
u Tunis stifteten. Ludwig der Heilige starb bei der Belagerung an
er Pest (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meister des größ-en
Theils des algierischen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß sich

die wichtigsten Städte Oran, Algier, Tunis und Tripolis, zu Freistaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (seit 1492) sehr volkreich wurden. Um das J. 1494 fingen sie an, sich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Katholische rüstete sich daher mit ganzer Macht gegen sie. Er eroberte 1506 Oran und mehrere andere Städte, machte sich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, machte sich Algier tributbar und erbaute vor dem Hafen dieser Stadt auf einer Insel ein Castell, welches mit einer starken Besatzung versehen, den Handel dieser Stadt schützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkischen Corsaren, den oben genannten Horuc Barberousse zu Hülfe, der nebst seinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geschwader vor Algier erschien. Er wurde von den Einwohnern festlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Eutemi, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdrosseln, und sich 1518 von seinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine solche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerstand mordeten und plünderten, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, die Spanier selbst um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerstreute die spanische Flotte. Darauf schlug Horuc Barberousse die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er von dem spanischen Statthalter, Marquis von Gomarez, eine solche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da sein Bruder und Nachfolger, Khair Eddyn, keine Möglichkeit sah, sich gegen die Christen und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, so übergab er 1519 sein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Pascha ernannte und ihm 10,000 Janitscharen überließ. Mit diesen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befestigten Insel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem festen Lande verband, so daß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit List, mußte es aber 1535 Carl V. überlassen, der den vertriebenen König wieder einsetzte und 20,000 Christensklaven befreite, die Citadelle Goletta aber für sich behielt. Gegen Khair Eddyns Nachfolger in der Pascha-Würde, Hassan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Carl V., wider den Rath des erfahrenen Doria, im Spätjahre 1541 die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 30,000 Mann. Die Spanier wollten sich förmlich hier ansiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, sogar Hofdamen, hatten sich mit eingeschifft. Allein den 28. October zerstörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Geschütz, Gepäck und einen großen Theil seines zerstreuten Heeres zurücklassen. Er verlor blos im Sturme 15 Kriegsschiffe, 140 Transportschiffe und 8000 Mann. Eid-Utika, erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, schlug das Meer so lange mit seinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerstörte. Man errichtete dem Heiligen nach seinem Tode ein Denkmahl, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit seinen Knochen schlagen, um eine christliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieser Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Pascha von Ägypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia und 1569 Tunis, das sich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweitenmale erobert wurde. Seitdem ist es stets von Algier bald mehr, bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1705 ihre Angriffe gegen Algier, sie verloren sogar Oran

1708. Eben so vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzosen, doch schlossen zuerst die Engländer seit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt in Verbindung mit den Niederländern den Trotz der Algierer im J. 1816. (S. d. Art. Sklavenhandel und Sklaverei der Weißen.) Allein die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, und der Fanatismus ihrer Vertheidiger, alles trug dazu bei, daß Algier blos augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküste von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkischen Miliz, durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden. Der Übermuth der Barbaresken ist trotziger als je. Im J. 1817 wagten sich algierische Corsaren bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen sie Verträge abgeschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die christlichen Gefangenen nicht mehr als Sklaven, sondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln versprochen (s. d. Art. Sklavenhandel), allein dadurch ist das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht besser geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Man hat die Mannschaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge selten geachtet, und am Ende des J. 1817 lief aus dem von der Pest heimgesuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdies die Pest am Bord hatte. Ihre Wuth kehrte sich vorzüglich gegen die deutsche Schifffahrt. Es ward deßhalb in Hamburg ein antipiratischer Verein gebildet und auf dem Bundestage eine eigene Commission ernannt, die zweckdienliche Maßregeln vorschlagen sollte. Die meisten Mächte scheinen Englands Schutz zu suchen; nur Baden hat es als eine Nationalsache des deutschen Bundes angesehen, selbstthätig Schiffe zum Schutze des deutschen Handels auszurüsten, wie schon die Hanse es vermochte. — Was die von Großbritannien und Frankreich im Namen aller europäischen Mächte an die Barbaresken 1819 gethane Auffoderung, das europäische Völkerrecht als verbindlich zu beobachten, bewirken wird, muß die Zukunft zeigen. — Unter den drei Seeräuberstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, ist Algier der Sitz des wildesten Soldatenpöbels. Die willkürlichen Erpressungen des ehemaligen Pascha machten seine Herrschaft so verhaßt, daß die Einwohner im J. 1628 Abgeordnete nach Constantinopel sandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beschränkung der Macht des Pascha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Pascha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paschen ihr voriges Ansehen wieder zu erlangen suchten, ließ der Dey, Babu Ali, 1710 den Pascha auf ein Schiff werfen, und sandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Pascha mehr von der Pforte annehmen, sondern sich durch selbst gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu seinem Pascha, und entsagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieser Soldaten-Republik. Seitdem schickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaur nach Algier den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, bewacht und baldigst wieder fortschickt. Aber auch das persönliche Schicksal der Deys war nicht gesicherter, als das ihrer Vorgänger. Selten ist einer so glücklich wie Mahomed III., welcher 1791, nach einer dreiundzwanzigjäh-

rigen Regierung, in einem Alter von dreiundneunzig Jahren starb. Den letzten, Omar Pascha, der den Lord Exmouth einen so entschlossenen Widerstand entgegensetzte, und eben so tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten im J. 1817. Sein Nachfolger, Aly Hodja, ein geborner Türke begab sich daher in der Nacht vom 2. November 1817 mit seiner Familie, seinen Schätzen und den Ministern in das feste Schloß Kiasba oder Charba, welches bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Residenz seiner Vorfahren gewesen war, auf dessen Besatzung er sich ganz verlassen konnte, und hielt die Stadt nebst der unruhigen Türken-Miliz durch funfzig Kanonen in Ordnung. Er behandelte die europäischen Consule und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit. Sein Nachfolger Hussein, der friedlicher gesinnt zu sein scheint, hat ebenfalls um seiner Sicherheit willen jenes Schloß zu seiner Residenz gewählt. Der Dey von Algier hat eine unumschränkte Gewalt, obgleich die ersten Staatsbeamten und Offiziere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von den gemeinen Soldaten ab. Sie muß einstimmig sein, daher gewöhnlich eine Partei die andere zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht selten, um seine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte seines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über alles verfügen, außer über Geschäfte, welche die Religion betreffen. Sein Hauptgeschäft ist die Rechtspflege. Er hält täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei sämmtliche Beamte zugegen sind. Alles wird schnell abgethan und auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dey bewaffnete die Eingebornen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkische Miliz, und erkaufte ihre Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte. Um Europa zu trotzen, war er mit Marocco, Tunis und Tripolis in einen Kriegsbund zusammengetreten. Befolgt auch sein Nachfolger Hussein diesen Plan, so beginnt eine neue Periode in der Geschichte dieser bisher türkischen Soldaten-Republik. Die brittische Regierung wird von diesen Barbaren mehr gefürchtet, als jede andere. Sie beobachten die mit England geschlossenen Verträge, und in Marocco hat seit dem Tractat von 1721 der brittische Consul stets in großem Ansehen gestanden. Aus diesem Grunde mißbilligte das Quarterly Review (Vol. XV. 1816) jede Theilnahme Englands an einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken, wozu Sir Sidney Smith, als Präsident des nun aufgelösten Antipiraten-Vereins in Paris, die christlichen Mächte aufgefodert hatte. Jene Zeitschrift führt glaubwürdige Zeugnisse an, daß der Zustand der Sklaven, wenigstens in Marocco und Tripolis, stets leiblich gewesen, und daß ihre Auslösung nie Schwierigkeiten gehabt, seit aber auch in Marocco die Sklaverei der Christen abgeschafft worden, hätten Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die Hände der Araber und türkischen Freibeuter fielen, keinen Werth mehr, und man ermorde sie, wenn man sie nicht in das Innere von Afrika schleppen könne. Die meisten Christensklaven sind Italiener; aber auch die italienischen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sklaven. — Über den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Staaten der Berberei ist Folgendes das Wichtigste. I. Das Reich Fez und Marocco enthält 13,712 Q. M., und nach Jackson 14 Mill. Einwohner (?). Andere schätzen die Volksmenge auf höchstens fünf Mill. Seit 1727, wo Muley Hezid, ein Ungeheuer, ähnlich dem berüchtigten Muley Ismael, mit wel-

hem Georg I. von England das Bündniß 1721 schloß, das Leben ver= or, regierte dessen Bruder, Muley Solyman, ein Abkömmling von einem Geschlecht der ersten arabischen Eroberer des Landes. Er st ein friedlicher Fürst, der keine Türken als Peiniger seiner Unter= hanen anstellt. Die wichtigsten Ämter bekleiden freie Neger ohne Ge= halt, daher sie Geschenke nehmen und erpressen. Der maroccanische Handel ist äußerst wichtig, vorzüglich zu Mogadore; die meisten christ= ichen Mächte erkaufen daher das friedliche Verkehr mit jährlichen Ge= chenken, z. B. Schweden mit jährlichen 25,000 Piastern. Der Sul= an residirt in Mekinez. Über den Zustand der arabischen Literatur n Fez, der hohen Schule der Mohammedaner in Afrika, s. Ali Beys eines Spaniers) Reise in Marocco, Tripoli u. s. w. in den J. 1803 und 1807. Die Spanier besitzen noch im Reiche Fez die Festungen Ceuta, Velez de Gomera, Melilla und Tanger. — II. Der Staat von Algier liegt zwischen Tunis und Fez; er enthält 4218 Q. M. mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern. Die Einkünfte des Dey belaufen sich auf 670,400 Piaster. Nach dem 1816 zwischen Neapel und Algier ge= schlossenen Frieden zahlt Neapel jährlich an Algier 24,000 Piaster und giebt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaster (1300 Thlr.) Lösegeld. Die Amerikaner haben sich von diesem Tribute befreit. Denn, nachdem sie am 20. Junius 1815 die algierische Escadre bei Carthagena völlig geschlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abschließen, in welchem er allem Tribut entsagte, und sogar für die aufgebrachten amerikanischen Schiffe einen Ersatz von 60,000 Piastern leistete. Über das Verhältniß Algiers zu England s. d. Art. Skla= venhandel. Die Seemacht des Dey besteht gegenwärtig aus einer Brigg von 22 Kanonen, einer Goelette von 14 Kanonen und einer Galeere. Die Hauptstadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einwohnern, darunter 10,000 Juden, ist von der Seeseite stark befestigt. In den Provinzen, unter welchen Constantine (die volkreichste Stadt nach Algier, mit alten Denkmählern) an Tunis grenzt, regieren Beys despotisch; die Dörfer haben eigene Schechs; besiehlt ein Schech über mehrere Dörfer, so heißt er Emir. — III. Der Staat von Tunis, zwischen dem Meerbusen Kabes und Algier, enthält auf 400 Q. M. drei Mill. Einwohner. In Tunis, das 130,000 Einwoh= ner zählt, darunter 30,000 Juden, kommen jährlich drei Karavanen aus dem innern Afrika an, und andere aus Constantinopel über Ägyp= ten. Die Regierung hat viele Monopole, welche sie (wie die Zölle) Meistbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Der Bey von Tunis, seit 1814 Sidi Mahmud Flassen, ist ein maurischer Fürst, der dem Großsultan in Constantinopel jährlich ansehnliche Geschenke ent= richtet. Sein Hof (ein Divan von 37 Personen) und seine Untertha= nen sind gebildeter, und weniger bigott und feindselig gegen die Frem= den, als die von Algier. Die Einkünfte schätzt man auf 24 Mill. Fr. Die Seemacht des Bey bestand 1818 aus 107 Fahrzeugen, darunter Gabarren von 48 Kanonen, 2 Corvetten von 24 Kanonen, 1 von 2, 1 von 18 Kanonen, 1 Brigg von 18 Kononen, 1 von 14, meh= rere Goeletten, Schebecken und Kutter von 16 bis 4 Kanonen, 84 Kanonierschaluppen und 3 Bombenschiffe. Noch liegen mehrere Ka= nonenbööte bei der Festung Goelette und bei Porto Farino. Die Land= macht besteht aus 25,000 Mann, wovon 2500 besoldet werden, und 400 Türken sind, ohne die irregulären Truppen. Nach Tunis ist Kairwan die volkreichste Handelsstadt, mit einer großen Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, der heiligsten in ganz Nordafrika. Bei

Bersach (vielleicht Byrsa, die feste Burg des alten Karthago) sieht man noch die hohen Bogen eines karthagischen Aquäducts. Aber verschwunden ist der dreifache Wall mit seinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferden, und den Casernen des karthagischen Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffe lagen, auf denen Hamilkar seine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Cisternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Karthago stand, die Stadt von 700,000 Einwohnern. Man hofft bald vom Grafen Borgia in Neapel (dem Neffen des Cardinals) eine Beschreibung von Tunis und den Ruinen Karthago's zu erhalten. — IV. Der Staat von Tripolis, zwischen der großen und kleinen Syrte (dem Busen von Kabes), enthält 8837 Q. M. mit mehr als 2 Mill. Einwohnern, von denen der größere Theil vom Raube lebt. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Juden. Dem Dey von Tripolis ist noch ein Pascha an die Seite gesetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte ist und vom Großherrn bestätiget wird. Die einzelnen Provinzen werden durch Beys regiert. Auch an Tripolis zahlen die christlichen Mächte jährliche Geschenke, z. B. Dänemark seit 1806, 6000 Piaster. Der Dey hält 3000 Mann stehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen. Die Seemacht bestand 1815 aus 18 kleinen Kriegsschiffen. Die Caper sind sämmtlich das Eigenthum des Pascha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 200 Dollars Lösegeld bezahlen, und bei der Anstellung eines neuen Consuls 4000 Piaster entrichten. Die Hauptstadt Tripolis hat 20 000 Einwohner, ein Hospital für kranke Christensklaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt steht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch ostwärts an der Küste der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna), giebt es prächtige Ruinen von Aquäducten, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauerarbeit hat man nur unbedeutende Bruchstücke gefunden; doch ist die Küste vom Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforscht. Die Landschaft Fezzan mit der Residenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20 000 Einwohner, 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan schickt dem Pascha von Tripolis jährliche Geschenke. Auch die Landschaft Barka (s. d. Art.) steht größtentheils unter der Oberherrschaft des Bey von Tripolis. — V. Die Landschaft Biledulgerid, Palmen- oder Dattelland, von Sus bis Tripolis, südwärts am Fuße des Atlas, ist größtentheils eine unfruchtbare Sandwüste, mit einigen grünen Oasen. Das Land ist reich an Dattelfrucht. Die Einwohner treiben Karavanenhandel ins innere Afrika, nach Ägypten, Arabien und Persien. Einige Theile dieses Landes, z. B. Tafilet und Dara, sind von Marocco, andere von Algier, noch andere (mit Tozer, dem Haupt-Dattelmarkte) von Tunis abhängig. Das unabhängige Biledulgerid, mit der Hauptstadt Gademes, steht unter einem geistlichen Fürsten, der unumschränkt regiert und in Illerik wohnt. — Über die Berberei vergl. man des Dänen v. Holks Nachrichten über Tunis. Blaquiere's Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta. Lond. 1813. 2 Bde. m. Kpf.; des verstorb. Richard Tully's (britt. Consuls) sehr anziehende Narrative of a ten Year's Residence at Tripoli; an account of the Domestic Manners of the Moors, Arabs and Turks. Lond. 1816. 4.; Keatinge's Travels in Europa and Africa, with a parti-

cular Account of Marocco. Lond. 1816, 4. und Macgill's Account of Tunis. Glasgow 1811, nebst der gehaltvollen Kritik dieser und anderer Schriften im Quarterly Review. Vol. XV. Lond. 1816, S. 139 — 188. K.

Barbetten heißen im Festungsbau erhabene Plätze, auf welche das Geschütz gestellt wird, wenn keine Schießscharten da sind.

Bärbiton, ein musikalisches Instrument bei den Alten, welches seiner vielen Saiten wegen auch Polychordon hieß. Seine eigentliche Beschaffenheit ist uns unbekannt. Die Dichter verwechseln es oft mit der Laute und Cither.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das sechzehnte Jahrhundert hinaufsteigt. Die aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke zeichnen sich durch Correctheit und Eleganz aus. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließen sie sich in Paris nieder. Hier setzte Joseph Gerard Barbou die Sammlung lateinischer Classiker fort, welche Antoine Coustelier angefangen hatte, und die sich durch ihren eleganten Druck empfehlen. Coustelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Sallust, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Persius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäsar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Justin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Classiker. Der jetzige Besitzer des Verlags, Auguste Delalain, hat ganz neuerlich die Sammlung noch mit 4 Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barca, ein wüstes zum Anbau großen Theils untaugliches Land, (4150 Q. M. mit 300 000 Einw.) zwischen Tripolis und Ägypten. Es hat einen hoch mit Flugsand bedeckten Kalksteinboden; im Westen und Süden ist das Gebirge **Harutsch**, wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs. Das Küstenland ist eine osmanische Provinz, unter einem Sandschak in der Stadt **Barca**. Hier liegt auch **Tolometa** (Ptolemais) mit griechischen Ruinen; die Überbleibsel des alten prächtigen **Cyrene** heißen jetzt Kuren oder Grenne. Die Gebirge von **Derne** (mit der Stadt gleiches Namens) stehen unter einem Bey, der vom Bey von Tripolis ernannt wird, und ihm jährlich einen Tribut von 6000 Piaster zahlt. Auch der Bey des D. Bngazi (sonst **Berenice**) mit den Häfen am Golf von Sidra (z. B. Tajonne), so wie die kleine Handels-Republik **Augila** im innern Lande, stehen unter dem Bey von Tripolis. In der Wüste liegen vier Tagereisen westlich vom Nil einige fruchtbare und bewohnte Thäler, **Oasen**. Eine solche Oase ist auch der wasserreiche Theil der Republik **Schiwa**, die den Schutz der Pforte anerkennt, und an den Pascha von Ägypten Tribut entrichtet. Die Hauptstadt **Schiwa**, das alte **Ammonium**(?) (s. d. Art. **Ammon**), hat 6000 Einw. und Dattelhandel. Im März 1820 will der Ritter Frediani in der Oase des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wieder gefunden haben. Seiner Beschreibung haben jedoch der Architekt Gau in Rom, und der franz. Consul in Ägypten Drovetti widersprochen. Die Einwohner sind meist arabischer Abkunft, Mohammedaner und zum Theil Straßenräuber. K.

Barcarolles, eine Art Gesänge der Gondelfahrer zu Venedig, war nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern selbst componirt, aber von höchst angenehmer Melodie. Der freie Zutritt, den die Gondelirer überall haben, setzt sie in den Stand, ihren Geschmack zu bilden. Die meisten von ihnen haben einen großen Theil von **Tasso's**

befreitem Jerusalem, ja manche dasselbe ganz inne; sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann wohl behaupten, daß vor Tasso nur Homer und außer diesen beiden kein anderer epischer Dichter so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona, ist eine der größten Städte Spaniens und die Hauptstadt der Provinz Catalonien. Sie liegt, elegant gebaut, in Gestalt eines halben Mondes am mittelländischen Meere unter 2° 9′ 57″ östlicher Länge und 41° 21′ 44″ nördlicher Breite, und ist ein Hauptplatz für den Handel in diesen Gewässern, welchem sie hauptsächlich Gedeihen und Wohlstand verdankt. Die Stadt selbst ist gut befestigt, außerdem liegt noch auf der östlichen Seite eine starke Citadelle, welche im J. 1715 erbauet wurde, und mit der am Meere liegenden Schanze San Carlos eine verborgene Verbindung hat. An der Abendseite der Stadt liegt der Berg Montjui, auf dessen Gipfel sich ein Fort, das den Hafen beschützt, befindet. Sie ist in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält mit Inbegriff der anstoßenden Stadt Barcelonetta (gegründet im J. 1752, regelmäßig gebaut und bewohnt von 10,000 Menschen, hauptsächlich Schiffswerkleuten, Matrosen und Soldaten) 360 Straßen, 10,200 Häuser und 111,500 Einw. Das Industriewesen von Barcelona ist sehr wichtig. Man zählt 30 Calico-Pressen, 150 Baumwollen-Manufaturen, viele Seidenwebereien; auch Spitzen, Franzen, Stickereien, Tressen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbesondere aber treffliche Flinten, Pistolen und Seitengewehre für die spanische Armee, früher auch für Neapel und die amerikanischen Colonien, werden hier in großer Menge verfertigt. Der Hafen ist zwar sehr geräumig, hat aber eine beschwerliche Einfahrt und ist für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich sind. Die Ausfuhr besteht außer den erwähnten Manufacturartikeln größtentheils in Wein und Branntwein, die Einfuhr hingegen in französischen und italienischen Fabrikwaaren, Getreide, caroliner und mailändischem Reiß, Bauholz aus der Ostsee, gelbem Wachs aus der Berberei, schwedischem Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eisendraht aus Deutschland. Ein wesentlicher Einfuhrartikel ist auch Stockfisch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Gesammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels wird auf mehr als 10 Mill. Thaler angeschlagen. Die Stadt enthält 82 Kirchen, worunter 9 Pfarrkirchen, 27 Mönchs- und 18 Nonnenklöster, ferner eine Universität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturaliensammlung, eine Freischule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Akademie der schönen Wissenschaften, ein Findelhaus, ein großes Hospital, welches 3000 Kranke enthalten kann, ein Theater, ein großes Arsenal, und eine starke Kanonengießerei und einen Schiffswerft. Es ist hier der Sitz eines Inquisitionsgericht, eines Bischofs, Suffragans des Erzbischofs von Tarragona, ferner eines General-Capitans und eines hohen Gerichtshofes. Bis zum zwölften Jahrhundert stand Barcelona unter der Herrschaft eigener Grafen, ward aber durch die Vermählung des Grafen Raymund V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Aragonien, mit diesem Reiche vereinigt. Im J. 1640 entzog es sich mit ganz Catalonien der span. Herrschaft, und unterwarf sich der franz. Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward 1691 durch eine franz. Flotte bombardirt, von

iner Armee der nämlichen Macht 1697 eingenommen, im ryswicker
Frieden an Spanien zurückgegeben. Im span. Erbfolgekriege schlug
ich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Carl, ward von Philipps V.
Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, und nach einem
apfern äußerst beharrlichen Widerstande erobert. Um die Einwohner
ür die Zukunft im Zaume zu halten, ward die oben erwähnte starke
Citadelle an der Ostseite der Stadt aufgeführt. Am 16. Febr. 1808
ward Barcelona durch ein franz. Truppencorps unter dem General
Duhesme durch Überrumpelung eingenommen, und blieb im Besitz der
Franzosen, bis im J. 1814 sämmtliche Truppen dieser Nation aus Ca-
alonien zurückgezogen wurden, um Frankreich gegen die eindringenden
lliirten Mächte zu vertheidigen, worauf Barcelona von den Spaniern
wieder in Besitz genommen ward.

Barclai de Tolly (Fürst), russisch kaiserlicher Generalfeld-
marschall, geb. 1760, war der Sohn eines Predigers in Liefland,
stammte aber ursprünglich aus einer alten schottischen Familie ab,
deren Namen einige berühmte Gelehrte geführt haben. Er diente
mit Auszeichnung in der russischen Armee, und erwarb sich in den
Feldzügen 1806 und 1807 gegen die Franzosen durch persönliche Bra-
vour vielen Ruhm. Auch in dem Kriege, der 1808 mit Schweden
ausbrach, zeichnete er sich in Finnland bei verschiedenen Gelegenhei-
ten aus. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1809 zum Ge-
nerallieutenant, nachher zum General der Infanterie und im Jahre
1811 zum Kriegsminister ernannt, welche Stelle er bis zum Jahr
1813 bekleidete. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im
Winter 1812 erließ er unterm 8. Jan. 1813 den bekannten merk-
würdigen Aufruf an die deutschen Truppen bei der französischen Armee,
in welchem er sie auffoderte, sich unter dem Schutze Rußlands in
eine deutsche Legion zu vereinigen, um die Franzosen aus Deutschland
vertreiben zu helfen. Bei Eröffnung des Feldzuges im J. 1813 com-
mandirte er ein Reservecorps an der Weichsel. Nach der Schlacht
bei Lützen (2. Mai 1813) wurde ihm das Obercommando über die
russischen, preußischen und schwedischen Truppen übertragen, und er
führte sie zum Siege bei Leipzig. Sein Kaiser erhob ihn zur Be-
lohnung zum Grafen. Barclai de Tolly ging nun mit der russischen
Hauptarmee durch die Schweiz nach Frankreich. Am 30. Mai be-
fand er sich mit den übrigen alliirten Armeen unter den Mauern von
Paris, und zog am 1. April dort ein. Der Kaiser Alexander er-
nannte ihn an diesem Tage zum Generalfeldmarschall. Im Juli 1814
ging er mit der russischen Armee aus Frankreich zurück, und nahm
sein Hauptquartier zu Warschau. Am Ende des Jahrs 1814 wurde
auf Befehl des Kaisers das russische Heer in zwei Armeen getheilt,
über die nördliche erhielt Barclai de Tolly das Obercommando, über
die südliche der General Benningsen. Als im J. 1815 die Rückkehr
Napoleons und die dadurch in Frankreich bewirkte Revolution die
Ruhe Europa's aufs neue bedrohte, ließ auch Kaiser Alexander seine
Truppen gegen den gemeinschaftlichen Feind marschiren. Mit einer
Armee von 200,000 Mann ging der Feldmarschall Barclai de Tolly
in schnellen Märschen aus Polen nach dem Rhein und drang in Frank-
reich ein. Die ausgezeichnet gute Mannszucht, welche die russischen
Truppen unter seinen Befehlen in diesem Lande beobachteten, wurde
sehr gerühmt. Das Hauptquartier des Feldmarschalls war anfangs
zu Chalons an der Marne, in der Champagne, später in dem nicht
weit davon entfernten Städtchen Vertus. In der dasigen großen

Ebene, den durch die Niederlage des Attila (im J. 451) berühmt gewordenen catalaunischen Feldern, hielt der Kaiser Alexander am 10. Sept. 1815 eine, in ihrer Art einzige Musterung über seine, unter Barclai de Tolly's Befehl hier aufgestellte, 150,000 Mann starke Armee. Am folgenden Tage fand eine große religiöse, tiefen Eindruck erregende Ceremonie Statt, welche Frau von Krüdener in einer eigenen Schrift: le Camp de Vertus, geschildert hat. Der Kaiser Alexander erhob bei dieser Gelegenheit den Feldmarschall Barclai de Tolly in den Fürstenstand. Auch der König von Frankreich bewies ihm seine Erkenntlichkeit, und gab ihm bei einem Besuche in Paris das Commandeurkreuz des Ludwigsordens. Da bald nachher der größte Theil der russischen Armee zurückkehrte, so ging auch Barclai de Tolly im October nach Rußland zurück. Die Verfügungen, die er in Rücksicht des Unterhalts der Truppen zur Erleichterung der Einwohner derjenigen Länder, durch welche der Rückmarsch ging, veranstaltete, haben ihm ein ehrenvolles Andenken gestiftet. Im Febr. 1817 kam der Fürst Barclai de Tolly auf kurze Zeit nach Petersburg. Ihm zu Ehren fand eine Gallaparade der in der Hauptstadt und der Umgebung garnisonirenden Truppen Statt. Mit Auszeichnungen überhäuft, und auf Kosten des Hofes bewirthet, kehrte der Fürst nach Mohilew zurück. Er starb zu Insterburg in Preußen am 25. Mai 1818.

Barden, Dichter und Rhapsoden der Celten oder Galen, welche die Thaten der Helden zur Harfe sangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demselben zum Kampfe voranschritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren so heilig geachtet, daß der hitzigste Kampf stille stand, wenn sie sich zwischen die Kämpfenden stellten. Die Celten (Kelten, Galen, von den Römern Gallier genannt), welche zu Cäsars Zeiten zwischen der Rhone und Garonne wohnten (Jul. Caes. I. 1.), brachten sie mit nach England. Allein sie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inseln gedrängt. Hier, besonders in der obersten Spitze des abgesonderten Schottlands, erhielt sich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengesang am längsten. Jeder Heerführer hatte Barden in seinem Gefolge. Ein solcher Barde war der berühmte Ossian, unter dessen Namen viele Gesänge gesammelt und kürzlich von Ahlwardt nach dem galischen oder gälischen (Gaulois) Original übersetzt worden sind. Man nennt die schottischen Barden auch kaledonische, und den Ossian vorzugsweise den kaledonischen Barden, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnsitze die Galen einnahmen. Die Barden verschwanden mit der wachsenden Herrschaft des Christenthums allmählig; eben so die Druiden oder Priester der Galen, zu deren Orden sie gehört haben sollen. Ob auch die germanischen Völker, welche zu dem gothischen Stamme gerechnet werden, Barden gehabt haben, ist sehr bestritten worden; so viel ist aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit diesem Namen die ältesten Sänger der Vorzeit überhaupt, ohne Rücksicht auf Nation, belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutschen in letzterer Hinsicht (und da ohnehin das Wort Barde von dem celtischen und germanischen Bar, Gesang, Geschrei abstammt) Barden, d. h. ihre ältesten Nationaldichter, und Bardenlieder, obgleich nicht auf dieselbe Weise wie die Galen oder Celten besaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch Skalden. T.

Bardiet (auch Barbit — der und das). Dieser Name ist auf eine sehr unbestimmte und bestrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7.) gegründet. Selbst Heyne wagte nicht zu entscheiden, ob barditus, barritus oder baritus zu lesen sei, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgesänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung, in seiner ältesten Geschichte der Deutschen 2c. Leipz. 1806, S. 387, zieht baritus vor, versteht darunter das Kriegsgeschrei, den Schlachtruf der Germanen, und läugnet damit zugleich, daß es bei ihnen Barden gegeben habe. Andere, welche barditus lesen, verstehen darunter den Bardengesang in der Schlacht, und nehmen daher auch Barden bei den Deutschen an. Indessen redet doch Tacitus auch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von alten Gesängen der Germanen, welche den Ursprung und die Thaten ihres Geschlechts besangen, mithin hatten dieselben auch Barden und Bardenlieder, nur in einem allgemeinern Sinne (s. d. vor. Art.), als die Völker celtischen Ursprungs, welche in den Ossianischen Gesängen Überreste ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich des Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengesanges fortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener celtischen Nationalsänger denken, welche ursprunglich allein Barden geheißen zu haben scheinen. Carl der Große ließ eine Sammlung deutscher Bardenlieder (uralter Nationalgesänge) veranstalten, welche aber leider verloren gegangen ist. Die skandinavischen Völker besitzen noch einige Bardenlieder in den Gesängen ihrer Skalden. Auch treffen die Gesänge der ältesten Nationaldichter eines Volks gewöhnlich in einem Gegenstande zusammen, d. i. in der Besingung der Thaten der Helden, welche an die Götter grenzen, und in dem kriegerischen Charakter der Gesänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun auch die Deutschen solche Gesänge hatten, sagt Tacitus in jener Stelle; daß aber der Gesang kaum mehr als ein wildes Geschrei gewesen, versteht sich von selbst, und ist auch aus mehreren andern Stellen zu beweisen. Letzteres nun ist in den Begriff des neuern Bardiets, wie es vorzüglich zu Klopstocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, und man versteht daher unter Bardiet in der neuern Poesie ein Lied, in dem vorgestellten Charakter eines Barden oder ältesten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, besonders ein religiöses und kriegerisches Lied, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germanischen Völker, wovon das in Ton und Sitten cultivirte Kriegslied unserer bürgerlichen Zeit sehr weit verschieden sein muß. Die Dichter nun, welche zu Klopstocks Zeit das Bardiet ausbildeten und bis zum Überdrusse erschallen ließen, ahmten in demselben jedoch meistentheils die sentimentale Weichheit des Ossian, der eben durch Macpherson wieder erweckt worden war, nach, und arteten im Gegentheil in rohes kunstloses Gebrüll aus, über welches sich schon Hölty (s. diesen Art.) und seine Freunde durch Parodien lustig machten. Im Ganzen konnte diese Gattung dem Publicum nicht lange zusagen, weil sie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urbildes, sein konnte, in dem andern aber dem schon sehr verständigen und modernen Publicum zumuthete, sich einige Stufen zurückzustellen und die Miene der deutschen Rohheit anzunehmen, welches bei dem großen Mangel individueller Züge, oder bei der Einmischung einer unausgebildeten Mythologie, die erst der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu sein schien. Doch müssen wir diese

Ausartungen der neuern Poesie nicht mit den, wenn auch nicht durchaus gelungenen, Versuchen Klopstocks und einiger seiner Freunde vermischen. Denn Klopstock, welcher das neuere Bardiet erfand, vermischte zwar Celtisches und Germanisches, daher bei ihm auch von Druiden ꝛc. die Rede ist, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordische Mythologie mit seiner Poesie zu assimiliren; aber nie verläugnet sich doch ganz der Genius, und seine Bardiets werden der Welt zeigen, mit welchem Ernste Klopstocks ahnender Geist die deutsche Kraft aufrief und bei den Schatten der Vorfahren beschwor. Übrigens gab Klopstock dem Bardiet auch die dramatische Form, wie in seiner Hermannsschlacht, in welche einige Schlachtgesänge verwebt sind. Denis und Gerstenberg behandelten diese Gattung richtiger in lyrischer Form; Kretschmann in epischer. Letzterer bildete sich auch eine Theorie des Bardiets, in welcher er den Bardengesang schon sehr idealisirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenstände bestimmt, die dessen historischen Charakter aufheben müßten; s. K. F. Kretschmanns sämmtl. Werke, 1. Bd. Leipz. 1734. T.

Bardili (Christoph Gottfried), Hofrath und Professor der Philosophie an dem königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Er war zu Blaubeuern im Würtembergischen geboren, studirte zu Tübingen, wurde darauf Vicar zu Kirchheim unter Teck, 1786 Repetent im theol. Stift zu Tübingen, 1790 ordentl. Professor an der hohen Carlsschule und 1795 an dem obengenannten Gymnasium, und starb im 47. Jahre seines Alters (1808), als verdienstvoller Lehrer und scharfsinniger Schriftsteller gleich bedauert. Zuerst zeigte er sich durch seine Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe (Halle 1788) als einen scharfsinnigen Denker; dann auch im Gebiete der praktischen Philosophie durch seine Schrift: Über den Ursprung des Begriffes von der Willensfreiheit (Stuttgart 1790); Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundament der Weltweisheit (ebend. 1794); in der Psychologie durch seine Schrift über die Gesetze der Ideenassoziation (ebend. 1796). Eine ganz neue Bahn betrat er aber durch seinen, die Aufmerksamkeit des philosophischen Publicums erregenden, Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern der bisherigen Logik, besonders der Kantischen (ebend. 1800). In diesem Buche, wie in der später erschienenen philosophischen Elementarlehre, 2 Hefte (Landshut 1802 und 6), suchte er die Aufgabe die Philosophie durch eine in leere Spitzfündigkeiten verfallende Logik zu lösen. Hier gab er auch dem Gesetze der Identität eine neue Deutung. Das Denken besteht hiernach, wie das Rechnen, in einem unendlichen Wiederholen des Eins in Vielem. Die Materie, deren Charakter die Mannichfaltigkeit ist, wird hiernach zum Denken hinpostulirt, ist aber von dem Denken als dem Ersten und Absoluten abhängig. Durch ihre Verbindung mit dem Denken entsteht das Wirkliche; das Denken aber ist die reine Möglichkeit desselben. Auch Reinhold glaubte auf diesem Wege eines rationalen Realismus das Ziel der Philosophie erreicht zu haben, und empfahl in dieser Hinsicht öffentlich Bardili's Arbeiten (s. K. Leonh. Reinholds Beiträge zur leichtern Übersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des 19. Jahrh., Hamb. 1801, 6 Hefte; Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, Wien 1805, 8. und Bardili's und Reinholds Briefe über das Wesen der Philos. und das Unwesen der Speculation, München 1804, 8.), welche Behauptung er aber in

seiner letztern Schrift (Grundlegung einer Synonymik) selbst wieder zurückgenommen hat. Zu weit entfernt von dem Bedürfnisse der Zeit lag diese Ansicht, um einen ausgezeichneten Theil des Publicums gewinnen zu können; sie ist daher auch bald wieder vergessen worden. Dennoch können wir jenem scharfsinnigen Werke und den später (Landshut 1803) erschienenen **Beiträgen** zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre das Verdienst nicht absprechen, auf manche Mängel der Logik aufmerksam gemacht und zu ihrer Verbesserung beigetragen zu haben. T.

Barère (Bertrand), geboren zu Tarbes, aus einer angesehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Toulouse, wo er durch seinen eleganten und leichten Vortrag Aufmerksamkeit auf sich zog. 1789 kam er als Deputirter zu der Generalständeversammlung, wo er seine republikanischen Grundsätze bereits laut äußerte. Dann ward er Mitglied des Convents und am 1. Dec. 1792 dessen Präsident. An diesem Tage wurde Ludwig XVI. unter Barère's Vorsitz zum erstenmal vor Gericht verhört. Hierauf wurde er eins der thätigsten Mitglieder des berüchtigten Wohlfahrtsausschusses. Um alle Meinungen und Arbeiten Barère's kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 31. Mai 1794 bis zum 27. Juli 1794 (9. Thermidor) aufführen. Es sind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Tribune einige Stunden lang behauptet hätte. Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm Barère eine Lobrede, als er aber sah, daß der Convent sich gegen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und schloß sich an seine Feinde an. Durch dieses Verfahren nahm Barère nebst Andern Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereignisse vom 9. Thermidor, und erhielt sich dadurch noch einigen Einfluß. Im März 1795 ward er aber dennoch zur Deportation verurtheilt, er entzog sich derselben aber durch die Flucht. Nach der Revolution vom 18. Brum. wandte er sich an den ersten Consul, mit der Bitte, seine Verbannung aufzuheben, welches geschah. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erscheinen. Seitdem zeigte er sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons. Im J. 1815 traf auch ihn die rächende Nemesis: er wurde gleich allen andern Königsmördern, die unter Napoleon bei seiner zweiten Usurpation Dienste genommen hatten, verbannt.

Barfüßermönche heißen diejenigen Mönche, die sich keiner Schuhe, sondern nur einfacher Sohlen oder gar keiner Fußbekleidung bedienen. In mehreren bedeutenden Bettelorden, z. B. unter den Carmelitern, Franziskanern, Augustinern, giebt es Congregationen von Barfüßern und Barfüßerinnen, doch nirgends einen besondern Barfüßerorden.

Bariton, auch **Bardon**, **Viola di Bordone** genannt, ein mit sieben Saiten bezogenes Instrument, an Gestalt fast der Viola di Gamba gleich; außerdem sind unter dem Halse mehrere Drahtsaiten angebracht, welche mit dem Daumen gerissen werden, während jene der Bogen streicht. Es wurde um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton **Lidel**, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl **Franz** zu Wien verbessert. — In der Vocalmusik heißt **Bariton** diejenige Stimme, welche zwischen Tenor und Baß fällt, so daß sie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des gemeinen Basses hat.

Barke, ein Schiff von mittelmäßiger Größe, das man auf Flüssen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. **Barkasse**, das größte Boot, welches Schiffe mit sich führen. **Barkerole**, ein mastloses Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfasser der **Columbiade**, des ersten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters ward er in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven erzogen und zeigte schon hier seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Im amerikanischen Freiheitskriege trat er als Volontär in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erst nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wissenschaften zurück. Ihn beschäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politischen Verhältnissen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich studirte er die Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit. Im J. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Gesellschaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reise nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben, weßhalb die Constitutionsgesellschaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsadresse zu überreichen. In Paris verschlang die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791, welche sein Freund, der bekannte Thomas Payne, dem Convent übergab. Als bald darauf er selbst vor den Schranken mit seiner Sendung erschien, ward er mit dem rauschendsten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ sogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts decretiren. Desto unfreundlicher nahm ihn bei seiner Rückkehr Pitt auf, der ihn für einen Agenten der englischen Jacobiner ansah. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Washington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach seiner Rückkunft in Paris gab er seine **Briefe an seine Mitbürger** heraus, welche in einer kraftvollen Sprache sehr gesunde Begriffe über die Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlichen Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten. Später kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er sich in der Nähe der Bundesstadt Washington ein Landgut ankaufte. Hier arbeitete er den Plan für eine große Universität oder polytechnische Schule aus, und brachte damit seine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung seiner Vorschläge nöthigen Gemeingeist, und war entschlossen, seine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geschichte der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, sich als Gesandter der nordamerikanischen Freistaaten nach Paris zu begeben. Er nahm diese Ernennung an, folgte 1812 dem französischen Kaiser nach Rußland, und starb zu Ende desselben Jahres in Litthauen während des Rückzugs der französischen Heere. — Seine Columbiade, welche im J. 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erschienen ist, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Feh-

ler, lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben. Eigenthümlich ist die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöen abweichend, ist der ganze Inhalt als eine Vision dargestellt, welche Columbus in seinem einsamen Kerker von Valladolid hat.

Barmen, in einem zwei Stunden langen Thale an der Wipper im preuß. Herzogthume Cleve-Berg (im elberfelder Kreis des Regierungsbezirks Düsseldorf) gelegen, welches in Ober- und Unter-Barmen eingetheilt wird, und wozu die Ortschaften, Gemarke, Wipperfeld, Rittershausen, Heckinghausen und Wichlinghausen gehören, zählt 1010 Wohnhäuser und 221 Manufacturgebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt 19,030, wovon 9280 männlichen und 9750 weiblichen Geschlechts, und zwar lutherisch 10,302, reformirt 6969, katholisch 1744, jüdisch 15. Hier sind 15 öffentliche Elementarschulen, eine lateinische oder Gelehrtenschule, zwei Privat-Erziehungs-Institute. Eine Mineralquelle und Badeanstalt befindet sich in Unter-Barmen. Barmen ist der Hauptsitz aller Bandmanufacturen auf dem Continente; diese Branche umfaßt alle leinene, wollene, baumwollene, seidene und halbseidene Bänder von jeder Qualität, eben so alle Sorten Schnürriemen und Rundkordel; bedeutend sind die Manufacturen von gewebten Spitzen, Nähzwirn, Siamoisen ꝛc. Diese Fabricate werden in alle Welttheile versandt. Zahlreiche Bleichereien und Färbereien befinden sich in diesem höchst merkwürdigen, überaus reizenden Wipperthale, das in Rücksicht seiner Industrie in Deutschland nicht seines Gleichen hat. Gemarke ist der Hauptort von Barmen. Fremde sahen mit Vergnügen die Spitzen- und Bandstühle, die Schnürriemsmaschinen ꝛc. Das Panorama von Barmen zeigt sich am schönsten auf Dieckmanns Felde und in Wippermanns Garten.

Barmherzige Brüder und Schwestern, s. **Brüderschaften**.

Barnabiten heißen die 1536 zu Mailand entstandenen, wie Weltgeistliche schwarzgekleideten, regulirten Chorherren des h. Paulus nach der ihnen damals eingeräumten Kirche des heil. Barnabas zu Mailand. Sie widmeten sich der Mission, dem Predigen, der Seelsorge und dem Jugendunterrichte, und hatten in Italien, wo sie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehrten, in Frankreich, Österreich und Spanien Häuser, die sie Collegien nannten. In Frankreich und Österreich wurde dieser Orden zur Bekehrung der Protestanten gebraucht. Jetzt existirt er nur noch in Spanien und an einigen Orten Italiens. E.

Barnave (Antoine-Pierre-Joseph-Marie), Advocat und Deputirter bei den französischen Generalständen, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution. Er war 1761 in Grenoble geboren, Sohn eines sehr reichen Procurators, protestantischer Religion, ward sehr jung Advocat, und ergriff mit Feuer die revolutionären Grundsätze bei ihrem ersten Ausbruch. Zum Deputirten des dritten Standes bei der Versammlung der Generalstände gewählt, zeigte er sich sogleich als einen offnen und bittern Feind des Hofes. Er ward kurz hinter einander Secretär der Versammlung, Mitglied des Ausschusses für die Colonien, Mitglied des diplomatischen Ausschusses, und endlich im Jan. 1791 Präsident. Als er in den Ausschuß für die Colonien getreten war, drang er darauf, daß nicht eher ein Decret gegen die Schwarzen gegeben würde, als bis die Colonien den ersten Widerstand gegen die Neuerungen gegeben ha-

den würden. Aber er setzte es nicht durch, das Gegentheil geschah; und durch diese Motion, die gegen die Grundsätze der meisten übrigen, ja gegen seine eignen früher geäußerten, sehr anstieß, fing sogar sein patriotischer Credit an zu sinken. Nach der Flucht des Königs war er fast der Einzige, der ruhige Fassung behielt. Er vertheidigte Lafayette gegen die Beschuldigung des Mitwissens dieses Schritts, und ward nach der Festhaltung der königl. Familie, nebst Petion und Latour-Maubourg, derselben entgegengeschickt, um sie nach Paris zu begleiten. Der Anblick des erhabenen Mißgeschicks und der Entweihung der königl. Würde scheint ihn erschüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührenden Ehrfurcht, und machte einen trockenen Rapport ohne alle Anmerkung. Von diesem Augenblick an ging eine immer sichtbarer werdende Veränderung in seinen Grundsätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Person des Königs, und schilderte die Unglücksfälle, die der Republik drohten; nahm in einem bei einem Regimente vorgefallenen Streite die Partei der Offiziere gegen die Unteroffiziere und Gemeinen; widersetzte sich der Verordnung, welche scharfe Maßregeln gegen die widerspenstigen Priester befahl; brachte es, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß das auf die Colonien Bezug habende strenge Decret zurückgenommen wurde. Seine Popularität sank immer tiefer, und er wurde endlich von der Revolutionspartei ganz aufgegeben. Bei seinen frühern Motionen gerieth er öfter mit Mirabeau in Opposition; aber seine Talente waren so hervorragend, daß selbst dieser ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ und von ihm sagte: „C'est un jeune arbre qui montera haut si on le laisse croitre." Aber er sollte nicht wachsen. Als nach dem 10. August 1792 die Correspondenz des Hofes in die Hände der siegenden Partei fiel, gab man vor, auch Beweise seiner geheimen Verbindungen mit demselben gefunden zu haben, und er ward den 29. November 1793 guillotinirt.

Barnes (Josua), geboren zu London im J. 1650, ein bekannter englischer Kritiker, der sich durch ein ungeheures Gedächtniß auszeichnete, aber desto weniger Urtheilskraft und Geschmack besaß. Vielleicht hatte keiner seiner Zeitgenossen so viel griechische Wörter im Kopfe, und schrieb diese Sprache mit so viel Leichtigkeit, wie er, weßhalb Bentley von ihm sagte, er verstehe so gut griechisch wie ein Schuhflicker von Athen. Sein Euripides und Homer sind noch sehr geschätzt, weniger sein Anakreon.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpensionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiste die einfachsten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das spanische Joch abgeworfen hatten. Als Generalanwalt der Provinz Holland bewährte er eben so sehr seine Einsichten als seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienste und Arbeiten hatten seinen Ruf befestigt. Er, der sein Vaterland vor dem Ehrgeize Leicesters geschützt hatte, betrachtete mit aufmerksamem Auge die geheimen Plane des Moritz von Nassau, den seine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein solches Mißtrauen gegen die Talente und Ansichten dieses Fürsten, daß er selbst das Haupt der republikanischen Partei wurde. Das Verlangen derselben war, daß die Macht getheilt und der Statthalter der gesetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu

rnten. Spanien eröffnete, unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erschien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieser schwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Festigkeit eines echten Republikaners. Erst nachdem die Souveränität der Staaten anerkannt worden, unterzeichnete er den Waffenstillstand und ging auf Unterhandlungen ein. Moritz von Nassau, der den Krieg seines persönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeschäft entgegen. Dieser konnte nur durch die dringendsten Bitten der Staaten bewogen werden, seine Geschäftsführung fortzusetzen, und schloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Barneveldts Ansehen stieg durch die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit noch höher, und reizte das Haus Nassau zu immer größerer Eifersucht. Schon waren die beiden Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologische Streitigkeiten diese Erbitterung noch vermehrten. Die Erbitterung der Gemüther ließ einen Bürgerkrieg befürchten. Diesem vorzubeugen, schlug Barneveldt eine Kirchenversammlung vor, welche eine allgemeine Toleranz in Ansehung der streitigen Puncte festsetzte. Die Staaten gaben dieser weisen Maßregel auch anfangs ihre Zustimmung, bis später die Ränke der nassauischen Partei sie zu andern Ansichten brachten. Diese stellten die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähschriften angegriffen, und in der Versammlung der Staaten selbst von dem Volke beleidigt, dessen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und voraussah, welches Schicksal ihm bevorstehe, dachte er aufs neue daran, sein Amt niederzulegen, um sich der Wuth seiner Feinde zu entziehen; doch seine Pflicht und seiner Feurde Bitten siegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zusammenberufung einer Generalsynode, unter dem Vorwande, den dogmatischen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten sich die Staaten gegen diese Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob sogar ohne Moritz Zustimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomaristen sie gestört hatten, wieder herzustellen; aber selbst diese Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von seiner Popularität und von seiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derselben jene berühmte Denkschrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der nassauischen Partei vor Augen legte, und sie aufmerksam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dortrecht halten, zu der fast alle Calvinistischen Kirchen Europa's Deputirte schickten. Sie verurtheilten die Arminianer mit der ungerechtesten Strenge; für Moritz war diese Verurtheilung die Auffoderung zu noch gewaltsamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorstellungen der Staaten, Barneveldt, nebst den andern Häuptern der Arminianer, verhaften, und von 26 erkauften Commissären richten, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem sein Vaterland die politische Existenz dankte, zum Tode verurtheilten. Umsonst waren die Vorstellungen der verwittweten Prinzessin von Oranien und des franz. Gesandten, umsonst erhoben seine Freunde und Verwandten laut ihre Stimme; Moritz blieb unerschütterlich. Am 18. Mai 1617 bestieg der ehrwürdige 72jährige

Greis das Blutgerüst, und litt den Tod mit derselben Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens bewiesen hatte.

Barometer, dasjenige Instrument, womit man den Druck der Luft und seine Veränderungen mißt. Gewöhnlich besteht er aus einer mit Quecksilber angefüllten, oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre. Bei stärkerem Drucke der Luft steigt darin das Quecksilber höher, bei geringerem sinkt es herab. Evangelista Torricelli, ein Schüler des berühmten Galilei und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, ist der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (s. Atmosphäre) — eine Entdeckung seines Lehrers Galilei — auch das vierzehn mal schwerere Quecksilber, zwar nur 32/14 Fuß oder 27 1/2 Zoll treiben und halten werde. Er fing an Versuche zu machen, und schmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Öffnung füllte er sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und setzte sie, indem er den Finger von der Öffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Zu seiner Freude fand er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer 27 1/2 Zoll hohen Säule stehen. Nur einiges Nachdenken war erfoderlich, um Torricelli zu der Überzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Quecksilbersäule von 27 1/2 Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Quecksilberfläche im Gefäße ruhenden und sich bis an die Grenzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über diesen Gegenstand beschäftigte, übereilte ihn im Jahre 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der Torricellischen Röhre. — Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und stellte zu ihrer Bestätigung mehrere Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy de Dome anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der Torricellischen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges über drei pariser Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht, „Abscheu vor dem leeren Raume," (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule, deren Höhe und also auch Schwere auf dem Berge abgenommen hatte, die Aufrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch deutlich das allmählige Fallen der letztern beim Besteigen des Berges. — Schon den ersten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der Torricellischen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmosphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sein müsse, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten sie diesen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerksam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schweremesser, oder auch Baroskop, d. i. ein Instrument, welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing sogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen,

dadurch beim großen Haufen der Name **Wetterglas** veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung ist das Barometer ein durchaus unvollkommenes Instrument, und kann nur in so fern als solches angesehen werden, als gutes Wetter mit trockner, schlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu sein pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trocknen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwohl die einfache Torricellische Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen, diesem Instrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verschiedenen Arten von Barometer anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die Torricellische Röhre unten krümmte, und an dem hinaufgekrümmten Ende derselben ein kugelrundes oder längliches, oben offenes Gefäß anschmolz, in welches das Quecksilber gegossen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigte man die ganze Röhre, nebst dem erwähnten daran angeschmolzenen und mit ihr in Verbindung stehenden Gefäß, auf ein Bret, und verzeichnete auf dasselbe eine Scala, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers desto genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer. Da, nach dem Angeführten, das Fallen des Quecksilbers in einem gewissen Verhältniß zu der ersteigenen Höhe steht, so kann das Barometer auch zu Höhenmessungen angewendet werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht. De Luc fand, daß in dieser Hinsicht das **Heberbarometer**, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leiste. In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmesser; auch ist an beiden Schenkeln eine Scala angebracht. Zu einem genauen Barometer wird besonders erfodert: 1. daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Torricellische Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält sie Luft, so bekommt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft herauszuschaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht werden; 2. eine genaue Scala, und 3. daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Quecksilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Quecksilbers beim höchsten Puncte seiner Convexität messe.

Baron (Michael), eigentlich **Boyron**, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Kaufmanns, der auch Schauspieler war, und wurde der Zögling und Freund Molière's, dem er als Acteur und Schauspieldichter nachfolgte. So sehr er seinen Lehrer als Schauspieler übertraf, so sehr stand er ihm als Schriftsteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, und bemühte sich, dieselben durch Kunst zu entwickeln und auszubilden. Einer seiner Hauptgrundsätze bei der Action war, daß man die Hände bei der gewöhnlichen Bewegung nie über die Augen erheben solle: „erhebt sich aber die Leidenschaft über den Kopf, dann ist auch diese Bewegung vortrefflich; die Leidenschaft weiß mehr als die Kunst." Man nennt ihn einstimmig den Roscius seines Jahrhunderts. Im J. 1691 verließ er das Theater mit einer Pension von 1000 Thalern, betrat aber dasselbe im J. 1720 als ein Greis von 63 Jahren aufs neue, und fand seinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine sehr hohe Idee von seinem Stande; er pflegte zu sagen, die tragischen

Schauspieler sollten an den Brüsten von Königinnen gesäugt werden. Nicht weniger groß als sein Enthusiasmus für seinen Stand war seine Eitelkeit; nach ihm sieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäsar, aber es werden Jahrtausende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er starb im Jahre 1729, 77 J. alt. Im J. 1760 erschienen drei Bändchen Schauspiele unter seinem Namen.

Baron. In Deutschland und Frankreich führt eine Classe von Adeligen diesen Titel, und folgt, dem Range nach, auf die Grafen. Der Ursprung dieser Benennung ist ziemlich dunkel; Einige leiten es von dem altdeutschen Worte bar (frei), Andere von dem in dem germanischen Sprachstamme befindlichen Worte Bar her, welches unter andern auch einen Lehnsmann des Reichs bezeichnet haben soll. Baron ist gleichbedeutend mit dem alten Bannerherr, und ursprünglich die lateinische Übersetzung dieser Benennung. — Die englischen Baronets sind, mit der kleinen Veränderung des Namens, dasselbe. Sie entstanden aber erst 1612 unter Jacob I. Als derselbe zu dem irländischen Kriege Geld brauchte, verordnete er, daß jeder, der zur Beschützung des Königreichs Irland und insbesondere der Provinz Ulster drei Jahre 30 Mann auf eigne Kosten halten würde, Baronet sein sollte. Es führen daher alle Baronets eine blutige Hand, als das Wappen von Ulster, in ihrem Wappen. Sie haben den Titel Sir und waren ihrer anfangs nur 200; jetzt ernennt aber der König so viel er will. — Die Barons der fünf Häfen heißen im englischen Parlamente die Deputirten der Städte Dover, Sandwich, Hythe, Romney und Hastings, deren jede zwei Stimmen hat.

Barras (Paul François Jean Niclas Vicomte von), Deputirter bei dem Nationalconvent, nachher Mitglied des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoux in der Provence den 20. Juni 1755 aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. Er fing seine militärische Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, wo einer seiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; und nachdem Pondichery sich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Escadre und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach seiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitäns, überließ er sich seinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch seine Vermögensumstände. Die Revolution trat ein, und er zeigte sich sogleich von 1789 an als Gegner des Hofes, und figurirte in den Versammlungen des dritten Standes, während sein Bruder in denen des Adels saß. Den 14. Juli nahm er Theil an dem Angriffe auf die Bastille, so wie den 10. August gegen die Tuilerien. Im August 1792 ward er zum Geschwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Deputirten bei dem Nationalconvent, wo er den Tod Ludwigs XVI. votirte. Im October ward er nebst Freron in die mittägigen Provinzen geschickt, und zeigte sich zu Marseille minder heftig als dieser. So fest er sich den Ruf eines Patrioten in den mittägigen Provinzen Frankreichs begründet hatte, so mißfiel er doch Robespierre. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten ihn zurück, und er beschloß, ihn in die große Proscription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte sich mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe sahen, und einen Machtstoß versuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu stürzen, und spielte auf diese Art eine Hauptrolle am 9. Thermidor (27. Juli 1794). Er erhielt das

Commando der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück, und bemächtigte sich Robespierre's. Den folgenden Tag legte er das Commando wieder nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretär ernannt. Den 4. Februar 1795 ward er Präsident. Am 10. October 1795, als die Wahl des gesetzgebenden Corps neue Unruhen in Paris herbeiführte, und die Sectionscolonnen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents, und das Bataillon der dem Convent zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieser Gelegenheit berief er den General Buonaparte an seine Seite, und machte von seinen Diensten trefflichen Gebrauch. In seinem Berichte schrieb er sogar den ganzen Sieg diesem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn das Commando der Armee im Innern. Seine wichtigen Dienste beförderten ihn ins Directorium. Man hat gesagt, daß Buonaparte ihm das Commando der italienischen Armee zu verdanken gehabt habe. Wie dem auch sei, so fühlte doch Barras, daß Buonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entschiedenes Übergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsministers an sich. Dieses entzweite beide, und Carnot neigte sich deßhalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in dessen Mitte sich eine Partei zur Einschränkung der Directorialmacht, und besonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Die Spaltung konnte sich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes sank bei den Ereignissen des 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wovon Barras einer der Haupturheber war. Von diesem Zeitpuncte an regierte er unumschränkt bis zum 18. Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat. Barras gelang es dessen ungeachtet, sich neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Réveillère-Lépeaux sich genöthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Er selbst aber ward ein Opfer des 18. Brumaire (9. Nov. 1799). In einem höchst ungeordneten Briefe, den er nach St. Cloud sandte, legte er seine Stelle nieder, und erhielt auf sein Verlangen vom ersten Consul eine Escorte, die ihn noch denselben Abend auf sein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieses, und zog sich nach Brüssel zurück, wo er mehrere Jahre lang ein ansehnliches Haus machte. 1805 erhielt er die Erlaubniß, sich in das mittägige Frankreich zu begeben. Bei Buonaparte's Wiederkehr von Elba erschien er in der Hauptstadt, und verschwand eben so schnell wieder, ohne etwas erlangt zu haben.

Barre ist ein Wort, das in dem Berg- und Münzwesen vorkommt, wo eine **Silber-** oder **Goldbarre** so viel als ein langes dickes Stück gegossenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterschiede von schmalem **Zain**. — Außerdem hat **Barre** auch bei der Schifffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderstock, oder die Stücken Holz, die um den Mast unter den Mastkörben sich befinden, um diese zu halten 2c. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere; endlich auch gewisse gefährliche Wellen längs der Küste von Guinea in Afrika.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berühmte Favoritin **Ludwigs** XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuerpachtwesen zu Vaucouleurs, Namens **Gomart von Vaubernier**. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten **Gourdan**, wo man sie als Mademoiselle **Lange** kannte, und ward dann des Grafen **du Barri** Mätresse,

der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es selbst dahin ein, daß sie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaient blasés par la débauche, sagt ein französischer Schriftsteller, et qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faiblesses. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maitresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat sie an die Stelle der Marquise von Pompadour. Es schien dem Könige nöthig, sie zu verheirathen; dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Bald regierte sie ganz Frankreich; sie stürzte den Herzog von Choiseul, dessen stolzer Geist sich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterstützte denselben in seiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieser so weit ging, daß das Parlament im Sommer aus Paris verwiesen und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben wurde. Man würde ihrem Geiste jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was sie wirkte, ihrer Selbstthätigkeit, und nicht vielmehr der Cabale anderer Höflinge zuschreiben wollte, welche sich ihrer zu bedienen wußten; sie selbst war eine Frau, die mehr das Vergnügen, als die Intrigue liebte. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, und sie in eine Abtei bei Meaux verbannt. Später erhielt sie Erlaubniß, in ihrem schönen Pavillon unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte sie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Brissotisten stürzten sie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9. Dec. 1792 guillotinirt. Als sie zum Tode geführt wurde, hörte sie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; sie schrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man sie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat bemerkt, daß von allen vom Revolutionstribunal in dieser schrecklichen Periode zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen sie die einzige gewesen, die so viel Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barros (Joande), der berühmteste portugiesische Geschichtschreiber, war zu Ende des 15. Jahrhunderts geboren, und stammte aus einer ausgezeichneten alten adeligen Familie. Er wurde anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber sein Verstand und seine Geschicklichkeit zeichneten ihn so aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Gesellschafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er seine Neigung zu den Wissenschaften, und alle seine Muße wendete er auf die Lectüre des Sallust, Livius und Virgil. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerstreuungen, im Vorzimmer, wo er alle Augenblicke fürchten mußte, unterbrochen zu werden, schrieb er sein erstes Werk, einen historischen Roman, Kaiser Clarimond betitelt, der sich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erschien 1520, als der Verfasser erst 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm und ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. Zwar starb der König einige Monate darauf, aber

Auftrag wurde dennoch ausgeführt; und 32 Jahre später erschien
s schöne historische Werk. König Johann III. ernannte Barros
Gouverneur der portugiesischen Niederlassungen in Guinea, und
:r Folge zum Generalagenten dieser Länder. Er verwaltete diese
le mit vieler Einsicht und Redlichkeit. Im Jahre 1530 schenkte
der König die Provinz Maranhan in Brasilien, um dort eine
erlassung zu bewerkstelligen. Barros verlor aber dabei einen
en Theil seines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige
ck, der ihn auf andere Weise dafür entschädigte. In einem Al-
von 72 Jahren zog er sich auf sein Landgut Alitem zurück, wo
rei Jahre nachher (1571) starb. Sein Werk über die Portu-
:n in Indien besteht aus 40 Büchern, führt den Titel: l'Azia
tugueza, und wird in diesem Fache immer ein classisches Werk
)en. Außerdem hat er einen moralischen Dialog, Rhopicancu-
, geschrieben, worin er zeigt, wie verderblich es ist, seine Grund-
zu verlassen, um sich nach den Umständen zu fügen; allein dieses
ck wurde von der Inquisition verboten. Noch giebt es von ihm
n Dialog über falsche Scham, und eine portugiesische Gram-
ik, die erste, die herausgekommen ist.

Barrow (John), Untersecretär am Admiralitätscollegium, war
her Mitarbeiter an Doctor James Akademie zu Greenwich, und
pfahl sich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung so
:, daß sie ihn geeignet fand, Lord Macartney auf seiner berühmten
se nach China zu begleiten. In der von Staunton herausgegebe-
Beschreibung dieser Reise findet man viele von Barrow's Beob-
tungen. Außerdem sind von ihm die die Erd- und Völkerkunde in
em nicht gewöhnlichen Grade bereichernden Travels in the Inte-
r of southern Africa in 1797 and 1798, Travels in China,
A voyage to Cochin-China in 1792 and 1793 erschienen.
ist einer der besten Mitarbeiter am quarterly review.

Barry (Jaques), ein berühmter Mahler und Schriftsteller über
Kunst, geboren zu Cork in Irland 1741, gestorben 1806. Sein
ter trieb den Küstenhandel zwischen England und Irland, und
, da er ihn zu einem Seemann bestimmt hatte, ihm allen dazu
thigen Unterricht geben, den die Stadtschule in Cork gewähren
nnte. Hier zeichnete er sich nicht allein durch den rühmlichsten Eifer
: die Schulstudien aus, sondern er übte sich auch, durch unwidersteh-
hen Hang dazu getrieben, im Zeichnen und Mahlen. Durch eins
ner ersten Ölgemählde, welches den Schutzpatron von Irland, den
iligen Patrik, darstellte, erwarb er sich den Schutz und die Unter-
ꞩung des berühmten Burke, der ihn in seinem 23. Jahre mit nach
ndon nahm und ihn dem sogenannten Athener-Stewart empfahl,
i dem er alte Ölgemählde copirte. Dann aber gaben ihm die Ge-
üder Burke die nöthige Unterstützung, um nach Paris und Rom zu
hen, von wo er einzelne Ausflüge nach Florenz, Bologna und Nea-
l machte. Drei Jahre hielt er sich in Italien auf, bildete seinen
eschmack durch das Studium der großen Meisterwerke, lernte sie
efflich beurtheilen, schrieb gründliche Kritiken über sie, war aber im
opiren weniger glücklich, als in eigenen Erzeugnissen. Unter diesen
erden sein Adam und Eva, seine Venus, sein Jupiter und Juno
f dem Ida, und besonders sein Tod des Generals Wolf, am mei-
n gerühmt. Nach seiner Rückkehr vom festen Lande, ward er zum
itglied der königl. Akademie und zum Professor der Mahlerei er-
nnt. Er arbeitete 7 Jahre lang an den Gemählden, die den gro-

ßen Saal der Gesellschaft zur Ausmunterung der Künste verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: Untersuchung über die Ursachen, welche die Fortschritte der Künste in England hindern, im J. 1773 heraus. Er sucht diese Ursachen, als eifriger Katholik, in der protestantischen Religion, ferner in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer, und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künsten. So sehr man seine Kritik des Schönen und seine Theorie der Künste bewundert, so vielen Beifall seine Werke bei seinen Landsleuten gefunden: so sehr hat man die Incorrectheit seiner Zeichnung und die Ungeselligkeit seiner Sitten getadelt.

Bart, die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geschlechts sind. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart sprießt mit dem Eintritt der Pubertät; früher ist das Gesicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu sein scheint. Den Zusammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweis't unter andern auch der Umstand, daß er sich bei den Verschnittenen gar nicht entwickelt; dagegen hat die Verschneidung im männlichen Alter den Verlust des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutschen sahen nach Cäsars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verspätung des Bartes als günstig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß giebt es auch Individuen, bei denen die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche ist; diese Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig sind, besteht der Bart nur aus wenig einzelnen Haaren, die sie als überflüssig ausraufen. Es ist nicht unwichtig, auf die Verschiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil diese Eigenschaften mit dem Temperament der Individuen, dem Klima, das sie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzustand und ihrer Nahrung in Beziehung stehen. Sie sind schwarz, trocken, hart und einzeln bei Männern von jähzornigem Temperament, die im reifen Alter stehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Äthiopier, Indier, Italiener, Spanier. Dagegen haben Personen von lymphatischer Beschaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krausen Bart. Je nachdem dabei die Umstände zusammenwirken, erzeugt sich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Textur der Haare sehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und saftvollen Nahrung ist der Bart weich und sanft: er ist hart und spröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich ist. Die Farbe scheint größtentheils von zufälligen Ursachen abzuhängen. — Im Allgemeinen ist von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angesehen worden; den Juden verbot Moses das Scheren desselben; bei den alten Deutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach, bei den Indiern eine schwere Strafe. Noch jetzt ist bei vielen Nationen der Bart ein Zeichen besonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abscheren des Bartes schreibt sich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Hofleute und Bürger scheren, um ihren Königen ähnlich zu sein, und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward.

Barthelemy (Jean Jacques), am 20. Januar 1716 zu Cassis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung, und wurde eine Zeit lang nach Marseille geschickt, um von den Jesuiten zum geistlichen Stande vorbereitet zu werden. Er gewann aber diese Bestimmung so wenig lieb, daß er in der Folge alle Anträge zu geistlichen Stellen ablehnte und den Titel eines Abbé blos annahm, um anzuzeigen, daß er zu diesem Stande gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, sogar der ältesten orientalischen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfsinn, womit er alle Gegenstände der mühsamsten und trockensten Untersuchung erforschte, setzte ihn bald in den Stand, den Gelehrten in diesem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyrenische Alphabet, das er bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon im J. 1747 wurde er Mitglied der pariser Akademie der Inschriften, nachdem er bald nach seiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufseher des königl. Medaillencabinets zum Gehülfen beigesellt worden war. Um eben diese Zeit machte er die Bekanntschaft des nachher so berühmten Ministers **Choiseul**, welcher eben im Begriff stand, als Gesandter nach Rom abzugehen, und Barthelemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieser, seit 1753 Oberaufseher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1754 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, sammelte neue Schätze für Alterthümer und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl kostbarer und seltener Medaillen vermehrte. Unter seinen Privatarbeiten zeichnete sich keine durch Gelehrsamkeit und schöne Darstellung so sehr aus, als die **Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland**, an der er schon 1757 zu arbeiten anfing, und auf deren Ausführung er 30 Jahre wendete. Barthelemy selbst war bescheiden genug, dieses Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geistreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes dasselbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glücklichste Darstellungsgabe des Verfassers nicht genug bewundern konnten, der die heterogensten Theile des griechischen Alterthums aus verschiedenen Epochen des Staats in ein so schönes Ganze verwebt, und mit eben so viel Gelehrsamkeit als Geschmack verarbeitet hatte. Barthelemy, welcher noch in seinem Alter ein vollständiges Verzeichniß des königl. Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die schon 1788 sich erhebenden Stürme daran verhindert wurde, blieb bei seinen eignen Arbeiten stehen, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringsten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil seines Einkommens; allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. Am 20. August 1793 wurde er von einem Offizianten bei der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt, und am 2. Sept. verhaftet, jedoch noch an dem nämlichen Tage durch die Bemühungen seiner Freunde, und besonders der verwittweten Gräfin Choiseul, welche stets seine Gönnerin geblieben war, wieder in Freiheit gesetzt. Der Vorfall hatte aber auf seine ohnedies schon schwächliche Gesundheit die nachtheiligsten Folgen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte **Carra**, am 31. Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an; er lehnte sie aber ab, um seine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er starb am 30. April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtschaffenen Mannes, eines vielseitigen Gelehrten und eleganten Schriftstellers.

Barthelemy (François), des Vorigen Neffe, geboren um das J. 1750, hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, und schon unter der königl. Regierung mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet. Er war lange Zeit Gesandter am schwedischen Hofe, und wurde beim Ausbruch der Revolution in dieser Eigenschaft nach London gesendet. Im Dec. 1791 wurde er nach der Schweiz geschickt, vertrat dort mit Eifer Frankreichs Sache, schloß den Frieden zwischen Frankreich und Preußen in Basel und bald darauf auch mit Spanien und dem Churfürsten von Hessen. Seine Negotiationen mit Wikam, dem englischen Gesandten in der Schweiz, hatten nicht denselben günstigen Erfolg. Im J. 1796 rief ihn ein höherer Posten in sein Vaterland zurück. Man hatte ihn im Rathe der Alten an die Stelle Latourneurs zum Mitgliede des vollziehenden Directoriums gewählt. Alle Parteien waren mit dieser Wahl zufrieden, und schon wurden Anstalten gemacht, den künftigen Director mit allem Pomp einzuholen. Der bescheidene Barthelemy vermied aber dieses Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indessen erfuhr er auch hier das Schicksal so vieler Anderer: er wurde am 4. Sept. (1797) arretirt, und mit Pichegru und andern Proscribirten nach Cayenne deportirt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit sechs Andern und seinem treuen Kammerdiener, **Le Tellier**, der selbst das Exil mit seinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und bald darauf, da die Revolution vom 18. Brumaire eintrat, einer der ersten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er zum Senator und Reichsgrafen ernannt. Während Napoleons Regierung hatte er nie bedeutenden Einfluß. In den Tagen der Abdankung bekam er einige Wichtigkeit als Präsident des Senats. Er wurde in der Folge zum Pair ernannt, und zum Großoffizier der Ehrenlegion. Graf Barthelemy verbindet mit ungewöhnlichen Talenten eine seltene Rechtschaffenheit. Ohne Ehrgeiz und Ruhmgierde suchte er immer dem Vaterland als einer seiner treuesten Söhne zu bedienen, und erwarb sich die Hochachtung aller Parteien. Als Pair hat er sich auf die Seite der Ultras geneigt. Darum trug er im Februar 1819 auf die Abänderung des Wahlgesetzes von 1817 an; allein die Minister (Decazes und Dessolles) verschafften sich durch die Ernennung von 59 neuen Pairs die Mehrheit, und Barthelemy's Antrag ward den 23. März verworfen.

Bartholomäer sind eine Verbindung von Weltgeistlichen in Baiern. Sie haben ihren Namen von Bartholomäus **Holzhauser**, einem Priester zu Ingolstadt, der sie im J. 1640 errichtete. Viele Weltpriester sind diesem noch bestehenden Institute beigetreten. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung junger Leute und haben Kostgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen sie unentgeldlich, lassen sie studiren und promoviren, wofür ihnen diese nichts schuldig sind, als die Pflicht, wenn sie in gute Umstände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweisen. Ihre Tracht besteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, s. **Bluthochzeit**.

Bartolozzi (Francesco), einer der berühmtesten Kupferstecher, geboren 1730 zu Florenz, wo er die Zeichenkunst bei Hugfort, Feretti und Andern erlernte. In Venedig (wo er besonders in dem Hause des Dichters, Grafen **Gozzi**, wegen seines Talents auf der Guitarre wohl gelitten war) bei seinem Lehrer **Wagner**, in

Florenz und Mailand äzte er eine Menge andächtiger Vorstellungen; ging dann nach London, wo er die ansehnlichsten Unterstützungen fand, und seine Blätter endlich so allgemein gesucht wurden, daß eine vollständige Sammlung derselben bis auf 1000 Pf. St. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferstechers, so wie ein Platz in der königl. Akademie der Künste zu London zu Theil. 40 Jahre war er in London, als er, um das Porträt des Regenten in Kupfer zu stechen, nach Lissabon ging, wo er 1807 den Christusorden erhielt. Er starb daselbst im April 1815. „Bartolozzi — dieses Urtheil findet man schon in Archenholz britt. Annalen von 1789 — ist einer der größten und fleißigsten Künstler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren, und im Zeichnen so geübt, daß nicht selten die Mängel des incorrecten Gemähldes, nach welchem er arbeitet, unter seiner Behandlung im Kupferstiche verschwinden, oder wenigstens gemildert erscheinen. Wegen der großen Anzahl seiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der englischen Kupferstecherschule genannt zu werden." Geschmack und Genie finden sich in allen seinen Werken, und sein Grabstichel verbindet mit Richtigkeit der Zeichnung die höchste Zartheit der Ausführung. Eines seiner vorzüglichsten Werke ist der Tod des Lord Chatam, nach Copel, wovon schon vor vielen Jahren ein guter Abdruck mit 150 Thalern bezahlt wurde; eins der lieblichsten seine Lady and Child. Die Gesammtzahl seiner Werke steigt auf 2054. Sein Sohn, der in London lebt und dessen Tochter mit dem jüngern Vestris verheirathet ist, zeichnet sich als Mahler aus.

Basalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von dunkler Farbe, welche vom Scheidewasser zum Theil aufgelöst wird, eisenhaltig ist und nur schwer im Feuer schmilzt. Man findet ihn in ganzen Bergen. Dahin gehören die ungeheuren Basaltpfeiler in der Fingalshöhle, der Riesendamm in Irland u. s. w. Die Pfeiler sind bald fünf-, bald achteckig. Wegen der großen Ähnlichkeit mit der Lava und anderer Eigenschaften hält man ihn für ein vulkanisches Product, das sich verhärtet, krystallisirt und senkrecht gespalten habe. Andere glauben, er sei aus einer flüssigen Masse durch Krystallisation entstanden, noch Andere endlich, die Masse des Basalts sei anfangs von Wasser durchgeweicht, aber nicht flüssig, sondern breiartig gewesen, habe sich nach und nach verdichtet, Risse bekommen, und jene Pfeilergestalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdisches Feuer mitgewirkt habe.

Baschkiren oder **Baschkurt** sind ihrer Abkunft nach wahrscheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter sich aufgenommen haben; wenigstens ist ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen sie unter eigenen Fürsten im südlichen Sibirien umher; von den sibirischen Khanen beunruhigt, ließen sie sich in ihren jetzigen Besitzungen nieder, breiteten sich an der Wolga und dem Uralflusse aus, und unterwarfen sich der Oberherrschaft des casanischen Khanats. Als dieser Staat durch Iwan II. zerstört wurde, fügten sie sich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten sich jedoch nachmals zu verschiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlstand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. Im J. 1770 machten sie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnsitze in den Statthalterschaften Ufa und Perm haben. Sie sind Mohammedaner, meistens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaffnet, und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus ge-

gohrner Pferde- und Kamelmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, Kumûß, das sie sehr lieben.

Basedow (Johann Bernhard), gehört zu den merkwürdigern Männern seines Jahrhunderts. In Hamburg, wo sein Vater Friseur war, 1723 geboren, besuchte er das dasige Johanneum, studirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holsteinischen ging, 1753 Professor der Moral und der schönen Wissenschaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona wurde. Die Erscheinung des Emil von Rousseau (1762) begeisterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungswesens zu werden, und die Theorie Rousseau's und des von ihm sehr geschätzten Comenius zu realisiren. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und seine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthl. Beiträge von Fürsten und Privatpersonen deckten die Kosten seines Elementarwerks, das nach den pomphaftesten Ankündigungen als eine gemahlte Welt mit 100 Kupfertaf. in deutscher, französischer und lateinischer Sprache 1774 erschien. Es sollte der Jugend eine Masse von Vorstellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn zu entwickeln, auf den es Basedow bei seiner Erziehungsmethode abgesehen hatte. Die Musterschule dieser Methode wurde seit 1774 zu Dessau wohin der edle Fürst Franz ihn schon seit 1771 berufen hatte, eröffnetes Philanthropin. Doch versprach er mehr, als er leistete; sein unruhiger, immer mit weitaussehenden Projecten und Idealen beschäftigter Geist und eine seinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrschsucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln, besonders mit seinem fleißigern, aber eigensinnigen Collegen Wolke, das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogische und philosophische Schriften für seine Ideen thätig zu sein, bis er 1790 zu Magdeburg starb. Seine Wirksamkeit auf das Publicum und sein Einfluß auf die Denkart seiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutschland hat er ein entschiedenes Verdienst und wenn ihm auch die Humanisten die Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meisten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrsamkeit verleitete, und eine Menge von Übertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; so wird ihm doch niemand streitig machen, daß er für die von vielen vergessene heilige Sache der Menschenerziehung durch seine siegende Beredsamkeit, Aufmerksamkeit und Enthusiasmus zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in schnellen Umlauf zu setzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verstand, ob er wohl selbst lieber umwälzen und neu schaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Über seine Methode und Musterschule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropinismus. E.

Basel, die größte Stadt in der Schweiz, Hauptstadt des Cantons gleiches Namens, der auf 13 □M. 47000 reformirte Einw. zählt und 409 Mann zum Bundescontingente stellt. Sie liegt unter 7° 31′ östl. L. und 47° 40′ nördl. B., ist im Ganzen wohl gebaut, hat 15,000 Einw. und wird durch den Rhein in zwei ungleiche Theile, die „mehrere" und „mindere," (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden sind. Zwischen den Bewohnern beider Stadttheile herrschte seit uralten Zeiten eine Abneigung, die der Lauf der Zeiten und die Ver-

reitung einer liberaleren Denkweise noch jetzt nicht gänzlich auszu
otten vermocht hat. Vormals war die Stadt fast übervölkert, an
tatt daß jetzt die Volksmenge mit der Häuserzahl in sehr geringem
Verhältnisse steht. Ehemals war sie eine Reichsstadt, trat aber 1501
n den Schweizerbund. Historisch wichtig ist sie durch das von 1431 bis
444 hier gehaltene Concilium, welches den Grundsatz, daß ein Con
ilium über dem Papste sei, erneuerte, Eugen IV. absetzte, den Hus
iten (s. d. Art.) den Kelch im Abendmahle zugestand und ernstlich auf
Reformation der Kirchenverfassung und Disciplin dachte, aber von
en römischen Curialisten nicht anerkannt wird, und durch den am 5.
April 1795 hier zwischen der französischen Republik und Preußen durch
Barthelemy und Hardenberg abgeschloßnen Frieden geworden (s. Frie
densschlüsse). Ökolampadius, Grynäus, Buxtorf, Wetstein, Hermann,
ie Bernoulli's und Euler wurden hier geboren. Auch Erasmus
ebte hier mehrere Jahre lang und liegt in der Domkirche begraben.
Zu den Merkwürdigkeiten gehört die 1459 gestiftete Universität mit
iner trefflichen Bibliothek, ein Münzcabinet, ein botanischer Gar
en, ein Gymnasium, eine Kunst- und Naturaliensammlung, eine Ge
ellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemein
ützigen, ein Seminar für Missionarien, die deutsche Bibelgesellschaft,
welche Bibeln mit stehenden Lettern druckt und bei jeder Auflage meh
rere hundert an die Armen vertheilt. Zu den Eigenheiten Basels zählt
man, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte
vorgehen. Die Stadtverwaltung ist in den Händen eines großen
Raths von 280 Mitgliedern, aus deren Mitte der kleinere Rath, be
stehend aus 60 Personen, gewählt wird. Der Handel ist ausge
breitet, hauptsächlich durch die Erzeugnisse der hiesigen Seidenband
manufacturen, auch die Fabriken von Seidenzeugen, Kattun, Papier,
Leinwand und Handschuhen, so wie die Bleichereien und Färbereien
sind bedeutend.

Basilica. In den ersten Jahrhunderten Roms waren die Ba
siliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Gestalt
mit Säulen und Statuen ausgeschmückt und zu verschiedenen Geschäf
ten bestimmt. Die Bürger versammelten sich hier zu Berathschlagun
gen über Gemeinwohl, Kaufleute stellten ihre Waaren aus, junge
Redner übten sich hier in der Declamation u. s. w. Die Römer führ
ten diese Gebäude mit vieler Pracht auf, und zierten sie mit Säulen
von dem schönsten Marmor. Es scheint, daß sie dazu besonders
die korinthische Säulenordnung wählten. Constantin der Große räumte
den Christen in Rom einige Basiliken zu ihrem Gottesdienste ein.
Daher kam es, daß die ersten christlichen Kirchen selbst den Namen der
Basiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen er
baut wurden, die Form der alten Basiliken für sie beibehielt.

Basilius, der Heilige, auch zum Unterschiede von andern Kir
chenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geb. 329 und 370
Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, wo er 379 starb, ragt unter den
griechischen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlicher Autorität als der
vorzüglichste hervor. Die entschiedenen Verdienste, die er sich um die
Regulirung der Kirchenzucht, der Liturgie und der Verhältnisse des
Klerus erworben, die Menge seiner erbaulichen und gehaltreichen Ho
milien, die Energie, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die
Arianer kämpfte, und vor allen seine erfolgreichen Bemühungen zur
Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde
und Regeln entwarf, und in seinem eigenen streng ascetischen Leben

selbst befolgte, erklären das große Ansehen dieses Heiligen. Die griechische Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen, und feiert sein Fest den 1. Jan.; die Mönche und Nonnen, sowohl dieser als auch der übrigen orientalischen nicht unirten Kirchen, folgen fast durchaus seiner Regel, und auch in Italien gab es sonst und in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika giebt es noch Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Die Basilianer tragen schwarze Kleidung, und widmen sich nur dem contemplativen Leben. Die vom heil. Basilius verordneten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Norm aller Religiosen der Christenheit, ob er gleich vorzugsweise der Stammvater der orientalischen Religiosen ist, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländischen. E.

Basilisk, eine Art gelber, sehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Gestalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenschwanze haben sollte. Schon sein Anblick sollte tödtlich sein; man könne ihn selbst, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel seinen giftigen Blick gegen ihn kehre. Sonst hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldschlangen, Basilisken.

Baskerville (John), ein berühmter englischer Buchdrucker, geb. 1706 zu Wolverley, in der Grafschaft Worcester. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham gewesen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu schneiden, die erst nach mehrjährigen Versuchen und vielen Kosten zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denselben 1756 seinen Virgil in Quart, dem, von lateinischen Classikern, später der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Juvenal, Sallust und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere englische Classiker, z. B. den Milton und einige andere Werke. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind allerdings groß und um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muster dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Producte seiner Pressen jetzt übertroffen worden sind. Baskerville starb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach seinem Tode kaufte Beaumarchais die Schriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltair's Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finsterer Mann von schönem Äußern. Als eine bizarre Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entschiedenste Abneigung gegen allen religiösen Cultus hatte, den er unter jeder Form für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch seinen Erben in seinem Testamente ausdrücklich zur Pflicht, seinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, sondern ohne dieselben in einer auf seinem Grund und Boden zu diesem Zwecke erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscaner, der jetzige Name der Cantabrer, (Gasconier) eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und sich am Ende des 6. Jahrh. an der mitternächtigen Seite dieses Gebirges zwischen demselben und der Garonne niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen sie sich den fränkischen Königen. Unter den Carolingern wählten sie sich einen eigenen Herzog; als aber die Familie desselben erloschen war, kamen sie im 11. Jahrh. unter die

Herrschaft von Aquitanien, und mit diesem 1453 an Frankreich. Sie haben ihre uralte Sprache und alten Sitten, z. B. die Nationaltänze beibehalten. Sie sind sehr gute Seeleute, und waren die ersten unter den Europäern, die auf den Wallfischfang ausgingen, den sie aber schon seit geraumer Zeit nicht mehr betreiben. Sie bewohnen in Spanien die Provinzen Bizcaya Guipuzcoa und Alava (zusammen 147 □M. 288,000 Einw.); in Frankreich die Departements Ober- und Nieder-Pyrenäen, Arriege und Obergaronne.

Basrelief. Wir gebrauchen dieses Wort durchaus gleichbedeutend mit **Hautrelief**, und verstehen darunter mehr oder weniger erhobene Figuren auf einem flachen Grunde. Die Alten, und die ihren Grundsätzen folgenden Künstler bedienten sich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Versuche mehrerer Neuern, eines Bernini Algardi, Angelo, Rossi, haben gezeigt, daß das Basrelief keinesweges in so enge Grenzen beschränkt ist, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verschießung der Lichter und Schatten sehr wohl eine verhältnißmäßige Täuschung in Rücksicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Mahlerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künstler im Relief mehrere Flächen dar, so muß er allerdings die Figuren der ersten Fläche weit hervorspringen lassen; dessen ungeachtet aber werden sie von einem talentvollen Künstler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Übereinstimmung zu bringen sein, sobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Gesetzen der Composition gemäß wird er die Hauptfiguren durch das höchste Licht und den höchsten Schatten herausheben. Aber dieser Hauptschatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, sondern vielmehr eine große Masse bilden, wodurch er gleichsam geschwächt und mit den übrigen in Accord gesetzt werden wird. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmasse gezogen, würden die Harmonie stören. Die Bekleidungen der Figuren der ersten Fläche seien also im großen Styl, und an den Figuren selbst nichts von Verkürzungen, die, besonders nach vorwärts, von übler Wirkung sein würden. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derselben seien weniger hervorspringend, bilden keine so großen Massen und festen Tinten, wie die ersten. Die Formen werden je entfernter, desto schwächer und in ihren Umrissen unbestimmter, die Lichter und Schatten vager; wobei der Künstler die Gesetze der Perspective auf das genaueste beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuschung vernichtet zu sehen, muß er die Figuren so ordnen, daß diese Schatten natürlich scheinen. Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunst, und muß in Stoff, Zusammensetzung und Bekleidung mit dem Charakter des Gebäudes übereinstimmen.

Baß heißt in der Musik die unterst oder tiefste von den vier angenommenen Stimmen. Er ist die Hauptstimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt sein. Als **Generalbaß** (s. d.) wird er zu einer eignen Wissenschaft. Der Umfang des Basses ist vom großen F bis zum eingestrichenen d oder e. Als einzelnes Instrument hat der **Baß** (auch Violon genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen c (die Stimmung von unten herauf ist

e, a, d, g) bis ins $\overline{\overline{d}}$ und $\overline{\overline{c}}$. Der kleinere Baß (Bassetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung ist c, g, d, a,) und geht bis ins $\overline{\overline{f}}$ und $\overline{\overline{g}}$.

Bassa, s. Pascha. Zu unterscheiden davon ist Bascha oder Baschi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkischen Soldaten zukommt und den fast jeder dem andern giebt, da sie sich alle als Soldaten betrachten.

Bassano, eine blühende italienische Handelsstadt in der venezianischen Delegation Vicenza, an der Brenta, unter 11° 43' O. L. und 45° 46' N. B. Sie hält kaum eine italienische Meile im Umfange, hat aber geräumige Vorstädte und nach der Volkszählung von 1797 11,500 Einw. Eine steinerne Brücke 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Klima ist gesund und dem Wein- und Olivenbau sehr günstig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder wird hier lebhaft betrieben, und Remondini's Buchdruckerei liefert fortwährend eine große Anzahl eleganter Werke. Während des Bestehens des Königreichs Italien gehörte die Stadt zum Departement des Tagliamento. Napoleon erhob sie zu einem Herzogthume mit 15,000 Thl. jährl. Einkünfte, und verlieh es 1809 seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Maret. Diese Stadt ist mit Bassanelle am See Bassano, im Kirchenstaate, dem Hauptorte eines Herzogthums, dem Hause Colonna gehörig, nicht zu verwechseln.

Basselisse, s. Hautelisse.

Basse-taille heißt in der Musik die Tenorstimme, der Tenorist, die Tenorgeige oder Tenorflöte; in der Baukunst etwas erhobene oder halb erhobene Arbeit; auch die Kunst und Wissenschaft dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Bassethorn, das tonreichste unter den Blasinstrumenten, wegen seiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie man glaubt, in Passau erfunden. Später ist es vorzüglich durch Theodor Lotz in Presburg vervollkommnet worden. Es ist genau genommen ein größeres Clarinet und gleicht demselben, ungeachtet der Verschiedenheit in der Form, nicht allein in Ansehung der Bestandtheile und des Tons, sondern auch in Ansehung der Intonation, des Ansatzes und der Applicatur, so daß jeder Clarinettist es ohne sonderliche Hindernisse spielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelst dessen das Instrument intonirt wird, besteht es aus fünf Stücken, welche zusammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von denen vier mit offenen und vier mit verschlossenen Klappen versehen sind. Sein Umfang beträgt drei volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigestrichenen f.

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, und einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Männer, die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Rolle gespielt haben, war 1579 in Lothringen geboren; er stammte von einem Zweige des clevischen Hauses ab. Nachdem er Italien bereiset hatte, erschien er am Hofe Heinrichs IV., wo seine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm machte. Bassompierre glänzte bei den Festen und Lustbarkeiten der Hauptstadt; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte 1602 seinen ersten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Auszeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre

der der kaiserl. Armee gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn nach dieser Unternehmung dahin zurück, er erschien wieder am Hofe, wo ihm sein Geist, seine Gestalt, seine Geburt und sein Verdienst, die ihn zu den ersten Militärwürden beriefen, erlaubten, sich um die Tochter des Connetables von Montmorency zu bewerben, deren Reize dem guten Heinrich IV. die heftigste Leidenschaft einflößten. Bassompierre gab den Bitten und Versprechungen seines Königs nach, und leistete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode zeichnete er sich aufs neue durch Tapferkeit aus und 1622 ernannte ihn Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich. Der König gewann ihn so lieb, daß Luynes, der erklärte Günstling, darüber beunruhigt wurde und ihm offen erklärte, daß er auf seine Entfernung vom Hofe bestehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Gesandtschaft, ein Commando oder eine Gouverneurstelle übernehmen wolle. Bassompierre entschied sich für einen Gesandtschaftsposten, und bekleidete einen solchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach seiner Rückkehr in Frankreich trat er wieder in die militärische Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König und ganz Frankreich seinem Despotismus unterwarf, fürchtete Bassompierres Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem Hause Lothringen und nahm, da jener sich in Intriguen gegen ihn einließ, diese zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Bastille setzen zu lassen, aus welcher er erst 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er starb 1646. Bassompierre vereinigte in sich alle Vorzüge der Geburt, Gestalt, des Geistes und der Tapferkeit. Er hatte in seiner Jugend mit vielem Erfolg die Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Kriegskunst studirt. Während seiner Gefangenschaft arbeitete er seine Denkwürdigkeiten und die Geschichte seiner Gesandtschaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereignisse jener Zeit viel Licht verbreiten.

Bassora, Bussora oder **Basrah**, Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens in der ottomanischen Provinz Turkomanien oder türkisch „Armenien," jetzt vereinigt mit dem Paschalik Bagdad, liegt unter 44° 46′ Ö. L. und 30° 32′ N. B. am westlichen Ufer des **Schat el Arab**, ungefähr 20 deutsche Meilen von der Mündung dieses Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Last bis an die Stadt schiffbar ist. Die von seinen Gewässern bespülten Stadtmauern haben einen Umfang von etwa 2 deutschen Meilen, sind mit schwerem Geschütze besetzt und von einem breiten, tiefen Wasser-Graben umgeben. Innerhalb der Ringmauern sieht man viele Gärten und Pflanzungen, von kleinen Canälen durchschnitten. Deßungeachtet ist die Stadt unreinlich; überdies ist sie sehr mittelmäßig gebaut und die Straßen und unregelmäßig. Die durchgehends niedrigen, von Ziegeln aus Lehm aufgeführten Häuser haben platte Dächer. Auch die Bazaars, obwohl sie eine Fülle der kostbarsten Erzeugnisse des Orients enthalten, sind schlechte Gebäude. Die engl. Factorei wird für das schönste Haus in der Stadt gehalten. Die Einwohner, deren Zahl auf 50 — 60,000 angeschlagen wird, bestehen aus Arabern, Türken, Persern und wenigen Europäern, die in den Factoreien ihrer Nationen wohnen. Am zahlreichsten sind die Araber und nächst ihnen die Türken und Armenier. Unter den Arabern giebt es einige reiche Leute, allein die große Mehrheit ist sehr arm, und muß sich die schwersten Arbeiten am ge-

ringen Lohn gefallen lassen. Die hiesigen Türken bestehen fast lediglich aus Civil-Beamten oder Militär-Personen; die Kaufleute sind fast durchgehends Armenier, deren viele zu großem Ansehen gelangt sind. Fast alle Einwohner von Bassora leben mittelbar oder unmittelbar vom Handel, der hier eine der Hauptniederlagen für alle in der Türkei eingeführten indischen Erzeugnisse bildet. Die Einfuhrartikel aus den Häfen Hindostans sind: Seidenwaaren, Mousselin, Tuch, Gold- und Silberstoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mocka-Kaffee, Shawls, Specereien u. s. w. Europäische Waaren sind selten und theuer und unter ihnen haben die engl. Fabricate bei den hiesigen Kaufleuten einen entschiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel bestehen größtentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird hier ein ausgedehnter Handel mit schönen und starken Pferden geführt. Der Handelsverkehr ins Innere des Landes geschieht durch Karavanen über Aleppo und Bagdad nach Constantinopel. Durch das öftere Austreten des Flusses und die dadurch verbreiteten schädlichen Ausdünstungen wird der Aufenthalt in Bassora, insbesondere für Fremde, sehr ungesund. Die Umgebungen sind mit Rosen zum Destilliren bepflanzt; doch leidet der Landmann sehr von den Raubereien der Araberhorden; um ihre Streifzüge abzuwehren, hat neuerlich der Gouverneur längs der nahen Wüste eine beinahe 20 deutsche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchfahrten mit Wachen besetzen lassen. — Bassora ward im J. 656 auf Befehl des Khalifen Omar gegründet und ward bald eine der blühendsten und berühmtesten Städte des Orients. Nach manchen Kämpfen zwischen den Türken und Persern gerieth es 1668 unter die Botmäßigkeit der ersteren, ward 1777 von der Persern erobert, im folgenden Jahre aber aufs neue von den Türken besetzt. Sie wurden zwar 1787 durch die Araber daraus vertrieben, allein bald gelang es dem Pascha von **Bagdad**, die Stadt wieder einzunehmen. Noch immer wird sie, wenn gleich ihres ehemaligen Rufes beraubt, dem Range nach als die zweite Stadt der Provinz betrachtet.

Bastard ist im Allgemeinen ein von zwei ungleichen Ältern erzeugtes Geschöpf. Bei Menschen kann diese Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Ältern bestehen. Man pflegt indeß auch mit dem Namen Bastard ein uneheliches, natürliches Kind zu bezeichnen. Unter den Thieren nennt man Bastarde diejenigen, die von zwei Thieren verschiedener Art gezeugt sind, wie z. B. das Maulthier, der Maulesel u. s. w. Die Natur hat allen aus einer solchen Vermischung entsprungenen Bastardgattungen die Fähigkeit versagt, sich weiter fortzupflanzen, wodurch sonst die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Überhaupt aber ist zu bemerken, daß nur gewisse Gattungen von Thieren sich mit einander vermischen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geschieden bleiben. Endlich spricht man auch im Pflanzenreich von Bastarden, und versteht darunter die von unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächse.

Bastia, ehemalige Hauptstadt der Insel Corsica unter 9° 26′ 30″ Ö. L. und 42° 41′ 36″ N. B. auf einem Hügel im nordöstlichen Theile der Insel. Sie ist in amphitheatralischer Form, übrigens schlecht gebaut, hat enge Gassen, eine starke Citadelle am Meere und einen sichern und geräumigen, aber nicht sehr bequemen Hafen.

Die Einwohner, (11,500) treiben einen beträchtlichen Handel mit Häuten, Wein, Öl, Feigen und Hülsenfrüchten, welches alles die Umgegend in großer Fülle hervorbringt. Die hier verfertigten Dolche werden von den Italienern sehr geschätzt. Die Stadt hat eben so oft die Oberherrschaft gewechselt als der Rest der Insel. Im J. 1745 ward sie von den Engländern bombardirt und genommen. Im folgenden Jahre aber den Genuesern zurückgegeben. Vergeblich ward sie 1748 von den Österreichern und Piemontesern belagert; im J. 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich und mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums nach ihrer abermaligen Eroberung durch die Engländer im J. 1794, blieb sie seit ihrer baldigen Wiederbesetzung durch die Franzosen beständig in den Händen dieser Macht. Vor der französischen Revolution war sie der Sitz des Gouverneurs, der höchsten Staatsbeamten, der oberen Gerichtshöfe und des Bischofs von Marian und Acci. Bei der neuen Eintheilung des französischen Gebiets im J. 1791 ward Bastia die Hauptstadt im Departement des Golo und in der Folge das Hauptquartier der 23. Militärdivision. Jetzt ist es der Hauptort eines Arrondissements im „Departement von Corsica,“ der Sitz eines Unterpräfecten so, wie eines Civil- und Handelsgerichts.

Bastiden heißen die Landhäuser bei Marseille, mit denen die Umgegend der Stadt besäet ist und deren Anzahl auf 10,000 angegeben wird. Sie sind meist sehr einfach, alle weiß angestrichen und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marseille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die schönste Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde.

Bastille, ehemals ein altes Schloß zu Paris, mit acht Thürmen, die oben mit einer fortlaufenden Terrasse bedeckt waren, auf welcher dreizehn Kanonen standen. Carl V. ließ es gegen die Engländer errichten. Hugo Aubricot, Stadtmajor und Oberhauptmann der Kaufleute zu Paris, legte 1369 den ersten Grundstein dazu, und hatte das Schicksal, selbst als Gefangener hineingesetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängnissen, vorzüglich für Staatsverbrecher und solche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geschichte derselben ist zugleich die Geschichte der gemißhandelten, unterdrückten Menschheit. Die Nation hegte längst den tiefsten Abscheu gegen die Bastille, und die Bestürmung derselben war eine der ersten bedeutenden Unternehmungen des pariser Volks zu Anfange der Revolution. Sie wurde am 14. Juli 1789 erstürmt und noch in demselben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der letzte Gouverneur, Namens de Launoy, bewies bei der Vertheidigung wenig Entschlossenheit, dagegen focht der Lieutenant Flue mit seinen Schweizern tapfer.

Bastion (Bollwerk), ein in der Umfassungslinie (im Polygon) angelegtes Werk aus zwei Facen und eben so viel Flanken bestehend, wahrscheinlich zuerst bei der Befestigung von Verona im Anfang des 16. Jahrh. in seiner jetzigen Form angebracht, da die sonst an den Umfassungsmauern angebrachten runden Thürme denselben Zweck der Seitenvertheidigung und die bis 1526 analog mit ihnen angelegten Bollwerke dieselbe runde Form hatten. Man baut sie entweder voll oder hohl, wo hinter dem Wallgange eine dem Horizonte gleiche Vertiefung (der Kessel) ist, und es scheint die letztere Art den Vorzug zu verdienen.

Bastonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußsohlen besteht, welche mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die ein Stabsoffizier commandirt. **Bataillon Quarré**, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannschaft ins Gevierte gestellt wird.

Bataver, ein altdeutsches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnsitz war die Insel, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leyden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren sie ursprünglich Catten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäsars Zeiten geschehen sein. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Nachdem sie den Römern unterworfen waren, leisteten sie diesen gute Dienste und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römischen Volks. Man verschonte sie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmusik machten sie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Vespasians empörten sie sich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder; zu Ende des dritten Jahrhunderts aber nahmen die salischen Franken die Bataver-Insel in Besitz.

Batavia, eine Stadt mit einem Seehafen an der Nordküste der Insel Java unter 160° 51′ Ö. L. und 6° 10′ S. B., die Hauptstadt des gesammten holländischen oder jetzt niederländischen Indiens. Sie ward 1619 von den Holländern nach ihren Siegen über die Engländer und den König von Jacatra, Souverän dieses Theils der Insel, gegründet, und in der Folge der Mittelpunct aller ihrer Macht und ihres gesammten Handels in Ostindien, so wie der Sitz des Generalgouverneurs und des hohen Raths. Doch hat sie innerhalb der letzten zehn Jahre eine große Umwandelung erlitten. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients" zuzog ist wenig übrig. Ganze Straßen sind niedergerissen, Canäle halb ausgefüllt. Forts geschleift und Paläste der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Flusses, der von dem Gebiete, welches er durchströmt, den Namen **Jakkatarg** führt. Längs den Ufern dieses Flusses und eines kleinern, der sich aus Westen mit demselben vereinigt (beide nur für kleine Böte schiffbar), wohnt der Haupttheil der Volksmenge; doch sind die angesehensten europäischen Einwohner in den letztern Jahren weiter südwärts gezogen und bewohnen jetzt zwei schöne Straßen in den Vorstädten **Molenvliet** und Ryswick, etwa eine halbe deutsche Meile vom Mittelpuncte der Altstadt. Diese hat einen Umfang von zwei deutschen Meilen, eine steinerne Mauer und enthielt vor ihrem neuerlichen Verfall zwanzig schnurgerade Straßen und 1993 Gebäude, worunter sich noch jetzt das Rathhaus, der Palast des Ober-Statthalters, eine reformirte, lutherische und portugiesische Kirche, einige mohammedanische Moscheen, das Hospital, Spinnhaus, Waisenhaus, das chinesische Hospital, die chinesische Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Ungefähr eine deutsche Meile von der Stadt liegt die Niederlassung

Weltegreden, enthaltend ein schönes Militär-Cantonnement und ein großes aber unvollendeten Gouvernementshaus. Der Hafen von Batavia ist wegen seiner westlichen Lage und bequemen Einfahrt der beste und gelegenste der Insel. In Hinsicht der Sicherheit des Ankerplatzes und des Aus- und Einladens der Waaren ist hingegen der schöne Hafen von Surabaia ihm weit vorzuziehen. Beim ersten Anblicke macht Batavia einen imposanten Eindruck. Die Häuser in den europäischen Stadttheilen sind geräumig, nach dem neuern Geschmack, aber ohne Eleganz gebaut, so auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei sind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magistrat, bestehend aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern, ernennt und besoldet. Außerdem ist hier eine sogenannte Waisenkammer, welche das Vermögen aller derjenigen, welche unbeerbt mit Tode abgehen oder deren Testaments-Executoren abwesend sind, verwaltet. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnet sich vor andern die 1777 errichtete und während der Dauer der brittischen Regierung erneuerte Gesellschaft der Wissenschaften aus, die sich vorzüglich unter der Leitung des letzten englischen Gouverneurs Raffles durch treffliche, bisher unbekannte, Nachrichten über den Zustand von Java rühmlichst bekannt gemacht hat. Die äußerst ungesunde Luft, verursacht durch die fauligen Dünste der morastigen Canäle, und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrhunderts, erzeugt in Batavia unaufhörliche, mehrentheils tödtliche Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche sich ihrer Geschäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der gesunden Umgegend aufhalten, einer eben so guten Gesundheit genießen, als andere Europäer in irgend einem tropischen Klima. Batavia ist jetzt in Hinsicht der Volksmenge nur die vierte Stadt auf der Insel, indem ihre Bevölkerung von 160,000 Seelen, die sie noch vor 40 Jahren enthielt, auf 47,217 herabgesunken ist. Nach den neuesten Angaben besteht diese Volkszahl aus 543 Europäern, 1485 Abkömmlingen von Europäern, 318 Arabern, 119 Hindostanern, 3155 Malayen, 3331 Javanesen, 4115 Eingebornen von Celebes, 7720 Balinesen, 232 Eingebornen von Sumbava, 82 moluckischen Insulanern, 24 Eingebornen von Timur und Butum, 11,854 Chinesen und deren Abkömmlingen und 14,229 Sklaven. Seitdem die Holländer im J. 1617 sich der Niederlassungen der Engländer auf der Insel Java bemächtigt hatten, waren sie im ungestörten Besitze derselben geblieben. Sie verdankten diese Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, besonders dem ungesunden Klima von Batavia, welches Ursache war, daß der einzige ernstliche Versuch der Engländer, im J. 1799 scheiterte. Erst im J. 1811 wurde die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang sie. Die Seemacht befehligte dabei der Commodore Broughton, die Landmacht Sir Samuel Achmuty; Gouverneur von Batavia war General Jansens, welchen Napoleon kurz vorher statt des Gen. Daendels zu diesem Posten ernannt hatte. Dieser, von den Rüstungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlassen und sich mit seiner disponiblen Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, so daß die Engländer am 19. August die Stadt ohne Widerstand in Besitz nehmen konnten. General Jansens hielt sich im Fort Cornelis bis zum 26., wo es die Engländer mit Sturm nahmen, leistete alsdann noch in verschiedenen Positionen Widerstand und unterzeichnete endlich, am 18. Sept. eine Capitulation, vermöge wel-

cher er die Colonie übergab. Nach hergestelltem Frieden ward sie am 19. Aug. 1816 der niederländischen Regierung wieder zurückgegeben.

Bath, eine schön gebaute Stadt in Somersetshire in England, liegt unter 51° 22′ 32″ N. B. und 2° 21′ 30″ W. L. in einem Thale an der nordöstlichen Grenze der Provinz, an dem schiffbaren Flusse Avon. Sie ist berühmt wegen ihrer Heilquellen und als einer der besuchtesten Belustigungsorte Großbritanniens. Die heißen Quellen, denen Bath vorzugsweise seinen Ruf und wahrscheinlich sein Dasein verdankt, wurden, allem Anscheine nach schon vor der Ankunft der römischen Legionen im J. 44 benutzt, doch schweigt die Geschichte über den Zeitpunct ihrer Entdeckung. Die Sagen mönchischer Tradition versetzen ihn in das 870 Jahr v. Chr. Geb. So viel ist gewiß, daß die Römer zu deren Gebrauche zuerst die nöthigen Einrichtungen trafen und daß die hier errichteten prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuser und übrigen dazu gehörigen Anstalten, wovon es noch jetzt eine Menge der anziehendsten, für den Alterthumsforscher belehrendsten Überreste giebt, zu den frühesten, in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden gehörten. Auch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenfragmente eines prachtvollen Minerventempels, dessen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 85 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient. Es sind hier fünf öffentliche Bäder welche der städtischen Corporation gehören, und ein sechstes, das Eigenthum des Grafen Manvers. Der Wärmegrad dieser Bäder ist verschieden und hält von 93 — 117° (Fahrenheit). Sie sind sehr wirksam gegen die Gicht, rheumatische Übel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Seit den ältesten Zeiten der Stadt sind dessen wechselnde Namen von diesen Quellen entlehnt. Die Römer nannten sie Aquae solis, auch fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachsen Hat Bathun, und Accamannum oder die Stadt der Kranken. Nachdem die Römer sie im J. 444 verlassen hatten, blieb sie bis 577, als den Zeitpunct des Einfalles der Sachsen, in den Händen der Britannier. Carl I. verwendete in dem Bürgerkriege 7000 Pfund auf ihre Befestigung. Die Königin Elisabeth verlieh ihr mehrere Privilegien, insbesondere das Recht der Erwählung eines Maire, zehn Aldermänner und eines Stadtraths von zwanzig Mitgliedern. Im J. 1750 wurden neue Versammlungssäle erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet schönen Tanzsaale 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und eben so hoch, ferner mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmesser haltenden Saale vermehrt. Die im J. 1805 eröffnete, sehr geräumige, Schaubühne, wird für das erste Provinzialtheater in Großbritannien gehalten. Fast das ganze Jahr hindurch kann man hier zu mäßigen Preisen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen, auch sind die mannichfaltigen lieblichen Gegenden und eine heilsame Luft für den Fremden anlockend und belohnend. Die Straßen und Häuser sind von ausgezeichnet schöner Bauart. Die Kathedralkirche ist das neueste und im reinsten Geschmacke aufgeführte Werk gothischer Baukunst in ganz England, und ward im J. 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen wird der Königin-Platz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz vorzüglich bewundert. Von den öffentlichen Anstalten verdienen folgende erwähnt zu werden, eine Ackerbaugesellschaft, eine philosophische und harmonische Gesellschaft, ein großes Hospital, worin 150 Kranke aufgenommen werden können und mehrere andere Krankenhäuser, endlich verschiedene Gesellschaften

zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Zahl der eingesessenen Einwohner beläuft sich, mit Inbegriff der Vorstädte, auf 38,434.

Bathos, ein griechisches Wort, welches das Tiefe bedeutet. Wir bezeichnen hiermit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetischen Darstellung, und zwar nach Swift, welcher in seiner Kunst, in der Poesie zu sinken, die Tiefe der Höhe, so wie die Oberländer des Parnasses den Niederländern entgegensetzt. Die lustige mit Beispielen ausgestattete Theorie dieses Bathos muß man in der genannten Swiftischen Abhandlung suchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmtesten Pantomimen des Alterthums, besonders ausgezeichnet in heiteren und wollüstigen Darstellungen. Er war ein Sklave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. — In Anakreons Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein schöner Knabe gepriesen.

Batoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 1787. Dieser berühmte Mann, den man als den Wiederhersteller der neueren römischen Schule betrachten kann, würde der erste Mahler seines Jahrhunderts sein, wenn Rafael Mengs ihm den Vorzug nicht streitig machte. Man darf ihn einen gebornen Mahler nennen. Den Professoren seines Vaterlandes verdankte er nur die Principien der Kunst; seit er sich aber zu Rom aufhielt, besuchte er keine Schule, sondern beschäftigte sich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Raphaels, und lernte in ihnen das große Geheimniß, die Natur zu sehen und mit Einsicht und Wahrheit darzustellen. Dadurch erwarb er die große Mannichfaltigkeit, die man in seinen Gemählden wahrnimmt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur gesehen hatte; sein Colorit ist glänzend, sanft, und hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Boni, der ihn Mengs vergleicht, nennt diesen den Mahler der Philosophie, ihn aber den Mahler der Natur. Batoni mahlte viele Altarblätter und eine große Menge Porträts. Er war übrigens ein religiöser, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine seiner Töchter wurde vor einigen Jahren für die beste Sängerin in Italien gehalten.

Batist, eine sehr feine, ganz dichte und weiße Leinwand, die vorzüglich in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt und weit und breit versendet wird. Man nimmt dazu den allerschönsten weißen Flachs, der unter dem Namen Ramé bekannt ist, und besonders im französischen Hennegau erzeugt wird. Schon im 13. Jahrh. wurde diese Leinweberei in Flandern von einem Manne, der sich Baptist Cambray nannte, in Gang gebracht. Von ihrem Erfinder soll hernach die Leinwand den Namen Baptist oder Kammertuch (toile de Cambray) erhalten haben. Die verschiedenen Arten Batist werden auch Linons, Claires, Cambrays u. s. w. genannt. Sie werden nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in der Schweiz, Böhmen und in Schlesien verfertigt. Die vorzüglichsten sind aber die, welche man in Indien verfertigt.

Batocken oder **Battocken** sind zwei dünne Stöcke, womit in Rußland sonst Verbrecher auf den bloßen Rücken gehauen wurden. Der Verbrecher lag auf der Erde und einer der Zuchtmeister setzte sich ihm auf den Kopf, der andere auf den Rücken. Durch das neue Gesetzbuch Catharinens II. ist diese Strafe abgeschafft.

Batrachomyomachia, der Froschmaus-Krieg, ein dem Homer zugeschriebenes Heldengedicht, worin ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen mit vielen komischen Details besungen wird. S. Homer und Rollenhagen.

Batterie nennt man in der Kriegskunst 1. jede Verschanzung worin eine Anzahl Kanonen steht; 2. jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgestellt sind; 3. alle Linien einer Festung, hinter deren Brustwehren sich Kanonen befinden; 4. Geschützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebst 1 oder 2 Haubitzen. In Hinsicht der Stellung giebt es Feld-, Festungs-, Küsten-, Belagerungs-Batterien, schwimmende Batterien, je nachdem sie auf freiem Felde, auf Festungswerken, an See- und Meeres-Küsten, vor einem zu belagernden Platz oder auf Gewässern errichtet, erbaut und aufgestellt werden. Nach der Geschützgattung unterscheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörser-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche senkrecht in die Fronte des Feindes treffen, schräge, welche den Feind unter einem Winkel beschießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beschießen, Kreuzbatterien, deren zwei den nämlichen Ort dergestalt beschießen, daß die Schüsse in einem rechten Winkel zusammentreffen. In Ansehung des zu beschießenden Gegenstandes giebt es: Demontirbatterien, welche die Brustwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geschütz zerstören sollen (s. Demontiren); Scarpier-Batterien, welche neben den Breschebatterien unter einem Winkel von 20 — 30 Grad errichtet werden, um den zur Bresche bestimmten Ort schief zu beschießen; Bresche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem stark senkrecht auf dasselbe wirkenden Feuer angreift, um diesen Theil der äußern Seite des Walls und der Brustwehr so niederzustürzen, daß man darauf hingehen und das Werk stürmen kann; Ricochetbatterien, welche zum Bestreichen der Linien dienen, so daß die abgeschossenen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derselben Sprünge machen, wodurch die ganze Länge der Linie unsicher wird, und alles Entgegenstehende niederwerfen. Ihre Lage ist senkrecht auf der zu bestreichenden Linie; endlich Kessel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeschütz enthalten. In Ansehung der Lage unterscheidet man Horizontal-, erhöhte und versenkte Batterien. Die Einrichtung schwimmender Batterien kann sehr verschieden sein. Gewöhnlich besteht eine solche aus einem Floß, auf dessen Mittellinie die Kanonen und vor den Kanonen eine Brustwehr von Wollsäcken steht. Das Floß wird durch ein starkes Tau an einem Balken oder Anker befestigt, um welchen es sich wie um einen Mittelpunct bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man sich seiner bedienen will, gebracht. Über die von Arçon erfundenen schwimmenden Batterien, von denen im J. 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde, s. Elliot. In der Experimentalphysik nennt man Batterien eine Verbindung mehrerer Flaschen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus zu verstärken. S. Elektricität, Flasche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der ästhetischen Kunsttheorie Epoche. Seine Untersuchungen richteten sich aber, wie die der meisten Ästhetiker, zunächst auf Poesie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunst aufstieg. Dazu kam auch, daß die für classisch geachteten dramatischen Dichterwerke seiner Nation eine tiefere

Würdigung foderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerksamkeit derer, welche über die schöne Kunst Untersuchungen anstellten, vorzüglich auf sich zogen. Wie man nun gewohnt war, diese Werke den classischen Dramen der Griechen in hohem Nationalgefühl an die Seite zu stellen, so schien es auch, als müßten die theoretischen Principien welche von jenen Mustern abstrahirt waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Aristoteles geführt und für dessen Princip der Poesie, Nachahmung der Natur, so eingenommen, daß er es auch auf die Mahlerei anwendete, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfodern schien, als „Nachahmung der schönen Natur" für alle Künste aufstellte. Denn ihm konnte nicht der Gegensatz zwischen dem Pathos der Dichterwerke seines Zeitalters, und der Prosa der Wirklichkeit entgehen, ja er war wohl selbst in einer ästhetischen Grundmeinung seiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunst für eine verzierte Wirklichkeit hält. Denn in das Wesen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunst erst seine wahre Grundlage erhält, drang er nicht tiefer ein. War daher bei seinem Vorgänger Aristoteles die Ansicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem schon poetischen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken seiner Kunst nur copirt zu haben schien, eine sehr verzeihliche Abstraction der ersten Kunsttheorie, durch welche zuerst die Außenseite der Kunst bezeichnet wurde: so mußte sie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetische Ansicht der Natur, vermöge deren der Künstler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen scheint, und gleichsam nur das Schöne sieht, verschwunden oder wenigstens nicht mehr die herrschende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenstände der Natur die Rede sein, für welche kein Maßstab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die schöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch schwankenden Künstler entweder sich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem sogenannten Verschönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet also ein, welchen mittelbaren und unbestimmten Sinn dieses von Batteux aufgestellte Princip hatte, welches in der Theorie der Musik und der ihr verwandten Künste nicht einmal durchzuführen ist, ja daß dasselbe sogar, als Erklärung des Wesens der schönen Kunst, in einem fehlerhaften Kreise geht, indem es das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Wesen der schönen Kunst) in der Erklärung wieder voraussetzt, und es nur in eine andere Sphäre, nämlich in die von der Kunst geschiedene Natur verlegt, in welcher der Künstler es suchen soll. Der Künstler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer sich sucht, ja er täuscht sich in dem Drange seines künstlerischen, alles veräußernden Instincts, wenn er es äußerlich zu schauen und von außen erhalten zu haben glaubt. Diese Täuschung ist es eigentlich, welche in jenem Princip als psychologisches Factum ausgesagt wird; wer aber als Künstler dasselbe mit strenger Consequenz befolgen wollte, würde nur sklavischer Nachahmer, kein freier Künstler sein. Der Werth des Aristotelischen Princips beruht also, richtig verstanden, blos auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Wesen (nicht nach ihren einzelnen Erscheinungen) und des lebendig gestalteten Künstlergeistes (als einer höhern Natur). In so fern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemischer Hinsicht, und abgesehen von dem Verdienste, welches

die Ausführung jeder selbstständigen Behauptung für das Fortschreiten der Wissenschaft gewährt, Batteux „den Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen so willkommen ist, die allein ihren Sinnen trauen, und dessen, was dahinter ist, sich nicht bewußt sind." Wenden wir unsern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Ästhetikern seiner Zeit und seiner Nation gemein ist, und was ihn von dieser unterscheidet, so finden wir, daß er eines Theils der erste war, der in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man durch lange Abstraction gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenes Princip zu bringen suchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derselben und ein weiteres Fortschreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieses Princips auf die einzelnen Künste, die er wie Aristoteles nach Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterschied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere seiner Zeitgenossen, welche die Theorie der Kunst vor der Ästhetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus stehen, der über das Gebiet des Technischen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Princip stets begierig macht, ja er stellte so manches, was aus des Aristoteles Abstraction von den Werken der griechischen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeit auf; worin ihm das moderne Gräcisiren der französischen Dichter, und die stolze Autorität, welche deren Dramen bei der französischen Nation, wie bei den gallisirenden Deutschen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterstützte. Die Schriften, in welchen Batteux diese Grundsätze mit vieler Leichtigkeit entwickelte, waren: Les beaux arts reduits à un même principe (Paris 1746 und mehrmals deutsch: Die schönen Künste aus einem Grunde hergeleitet, Gotha 1751. und in einer Übersetzung von Adolph Schlegel: Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, nebst mehrern Abhandlungen des Übersetzers, 2 Bde. Lpz. 1769 — 1770 3. Aufl.; auch endlich in einem Auszuge von Gottsched, Lpz. 1751); dann Cours des belles lettres, ou principes de la littérature (Paris 1747 — 50 5. Aufl. 1774), deutsch in der sehr bekannten Übersetzung von K. W. Ramler: Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, 4 Bde 8., Lpz. 1756 — 1758. 5. Aufl. 1802. Das letztere Werk, eine Umarbeitung und Erweiterung des ersten, erhielt sich in Deutschland lange Zeit in großem Ansehen, bis vorzüglich die Bekanntschaft mit den Engländern, nämlich mit Shakspeare, und die Regung eines originalen und poetischen Geistes in der deutschen Nation seit Göthe, Schiller u. A. die Abwerfung dieser willkürlichen Fesseln bewirkten und eine freiere, tiefere Ansicht des bei jeder gebildeten Nation sich eigenthümlich gestaltenden Schönen herbeiführten, durch welche dieses Werk fast gänzlich in Vergessenheit gekommen ist. Zu seinen Schriften gehört übrigens noch eine Abhandlung: De la construction oratoire (1763, 12.), welche er der dritten Abtheilung des zuvor genannten Werks zum Grunde gelegt hat, eine Übersetzung des Horaz (2 Bde. Amst. 1762. 12.), und Les quatre poétiques, d'Aristote, d'Horace et de Boileau avec les traductions et de remarques (Par. 1771, 2 Bde. 8.) und mehrere Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. des Inscr. Von Batteux's Lebensumständen bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Bisthum Rheims geboren, wurde

Kanonikus zu Rheims, dann Professor der Rhetorik an dem königl. Kollegium zu Paris, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften, und starb zu Paris 1780. T.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geschmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieser Geschmack wird bei verschiedenen Nationen sehr verschieden angetroffen. Die ägyptische Bauart zeigt eine außerordentliche Festigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit besteht. Die griechische ist voll Schönheit und Geschmack und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; sie hat drei Hauptzweige, die **dorische** (welche sich vorzüglich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die **ionische** (welche sich durch ein gefälligeres Ansehen) und die **korinthische** (die sich durch alle mit der Haupteigenschaft der griechischen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römische Bauart, eine Schülerin der griechischen, wich von dieser oft durch zu große Pracht ab. Später herrschte neben der gothischen Bauart die arabische, welche nach der griechischen, und die maurische, welche nach den Überresten römischer Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, so kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibsel der maurischen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabische zeichnet sich vorzüglich durch Galanterie und Pracht aus. Die gothische (worunter hier die **neugothische** verstanden wird, welche nach der Zerstörung des gothischen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde; die altgothische Bauart, welche wahrscheinlich unter dem Theodorich, König der Ostgothen, entstand, unter dessen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömische Bauart nachahmten, ist plump und schwerfällig) zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit dem sorgfältigsten, nur von den Unkundigen kleinlich gescholtenen Detail verbunden ist; erst in neuern Zeiten hat man ihre großen Meisterwerke, als den Münster in Straßburg, den Dom zu Köln u. s. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italienische Bauart, welche nach den römischen Mustern, vorzüglich nach denen aus den spätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß sie zuweilen etwas Nachlässigkeit zeigt. Nach der italienischen ist die englische Bauart gebildet worden, welche sich aber mehr der griechischen Genauigkeit nähert. Die französische ist leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutschen war anfangs gothisch, und näherte sich der altgothischen eben so sehr als der neugothischen, welche letztere die Deutschen unstreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm sie sich bald die italienische, bald die französische zum Muster, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieser Nationen hatten. Die Baumeister, denen wir den Geschmack, der noch jetzt in der Baukunst herrscht, verdanken, sind die Italiener Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Brunelleschi, Leon Baptista Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Bahn eröffnet hatten. (S. **Geschichte der Baukunst** Seite 571 dieses Bandes.)

Bauchredner sind Personen, die, durch ihre Organe und ihren Körperbau unterstützt, sich eine Fertigkeit erworben haben durch Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund Töne und Worte auf eine solche Art hervorzubringen, daß die Anwesenden glauben müssen, der

Schall komme nicht von jenem, sondern von einer andern Gegend her. Wenn solche Personen diese Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, so läßt sich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, Comte, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben seiner Kunst ablegte, soll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geschickteste sein. Von ihm erzählt man manche belustigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Postkutsche nach Grenoble. Die Reisegesellschafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, stille zu halten. Sie erschrecken, langen Geld hervor, um sie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang und händigt es anscheinend den Spitzbuben ein. Im nächsten Wirthshause aber stellt er jedem sein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es gewesen sei, der sie in Contribution gesetzt habe.

Bauer, s. Bauerstand.

Bauerhof. Man nennt die Wohnung, die Ackergebäude und die um diese liegenden Ländereien, Wiesen und Waldungen, welche einen kleinen Staat für sich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt, einen Bauerhof. Die Rechte und Verhältnisse dieses kleinen Staates zu kennen, ist ungemein wichtig, da aus der Natur dieses Staates gewöhnlich die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zusammensetzung einer Menge kleinerer besteht. Denn jede Staatseinrichtung ist, wenn man sie bis in ihren innern Kern verfolgt, republikanischer Natur, weil sie gesellschaftlicher Natur ist. Als die Jäger- und Hirten-Völker anfingen, Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feste Hütte zu verwandeln, wurde der erste Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Diese entwickelten sich nun nach und nach, und im Ganzen in allen Ländern auf dieselbe Weise, da die Natur des Ackerbaues doch im Ganzen immer dieselbe bleibt. Bei den alten Sachsen bildete jeder Bauerhof (Weiler) nach unserer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden. Hier war der Bauerhof geschlossen. Bei den Franken war er ungeschlossen, denn da sie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, so war eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende starke Bevölkerung ihnen genehm. Möser in seiner osnabrückischen Geschichte hat treffliche Untersuchungen über den Bauerhof in Sachsen angestellt, und der verstorbene Möller in Elsey hat eine besondere Schrift unter dem Titel: Der westphälische Bauerhof, geschrieben. In Westphalen bildeten nämlich in der Vorzeit mehrere Höfe einen kleinen Staat, sie lagen alle in einem Verbande und standen unter ihrem Oberhofe. Wahrscheinlich hatten zuerst Geschwister und Verwandte diese Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erstgeburt forterbte. Übrigens waren alle freie Männer, ein und desselben Blutes und Stammes, und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Besitzern der Oberhöfe hat sich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel ist, so wie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe sind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Denn wenn ein Unterhof ausstarb, so daß das Bauerngeschlecht, welches auf ihm wohnte, erlosch, so mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie besetzen. Diese gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof. Der Oberhof bestimmte diese bald höher bald niedriger — bestimmte auch wohl, daß diese von Jahr zu Jahr sollte wiederholt

werden, und so sieht man, wie sich nach und nach, nachdem das ursprüngliche Hofesverband schwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen verwandeln konnten. Dieses ist die Quelle der Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und den Bauern in der Grafschaft Mark, welche zuerst durch die bekannten kaiserlichen Decrete in helle Flammen aufgeschlagen sind. Die Unterhöfe wollen wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, ist der Bauerhof in Dienstbarkeit gekommen, indem ihn der Eroberer mit seinem Knechte besetzte, über den er das Dominium hatte, so z. B. in Schlesien, in Preußen, in Brandenburg. In diesen Staaten ist der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene ist hörig, und blos die Rittergüter bilden den Staat, indeß die Bauernnahrungen, so zu ihrem Dominio gehören, keine eigene Selbstständigkeit haben. Durch die preußischen agrarischen Gesetze von 1810 sind alle Dominien gesprengt und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe verwandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern ist aber die erste Bedingung zu einer starken und freien Staatsverfassung. S. d. Art. Staatsverfassung. Bg.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutschen Geschichte mit dieser Benennung jene Periode innerer Zerrüttung, in welcher die Landleute in Franken und Schwaben und später auch in Sachsen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich, um sich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine chimärische Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, besonders die katholischen Schriftsteller, pflegen diese Unruhen, welche sich bereits gegen Ende des funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts wütheten, blos auf Rechnung von Luthers Reformation zu setzen. Allein der Umstand, daß sich die ersten Spuren derselben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweis't das Gegentheil. Die wahren Ursachen dieser verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern fast unterlagen, ungeachtet sich nicht läugnen läßt, daß Luthers mißverstandene Lehren späterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigstens so viele Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieselben nach und nach unerschwinglich wurden; es war daher natürlich, daß sie sich nach Befreiung sehnten. Da jedoch weder der Adel, noch die Geistlichkeit von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten, und die Landesherren selbst nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Abentrichtungen geradezu aufzuheben; so blieb den Bedrückten nichts übrig, als sich eigenmächtig Hülfe zu schaffen, wozu sie bald von einigen schwärmerischen Köpfen hingerissen wurden. Die Unruhen brachen zuerst im Würzburgischen aus, wo ein Schwärmer, Johann Böhme (nicht mit dem görlitzer Jacob Böhme zu verwechseln), ein junger Mensch, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brot, verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und wie er sagte, auf Eingebung der Mutter Gottes, bekannt machte, daß nun bald unter den Menschen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergestellt werden, Papst, Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten nicht mehr bestehen, sondern das ganze Menschengeschlecht durch gemeinschaftlichen Fleiß sein Brot, einer wie der andere, gewinnen und Wälder, Weiden und Gewässer zu jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführerische Vorspiegelungen, denen man den Na-

men **Predigten** gab, machte er sich weit und breit bekannt, und aus ganz Franken, Schwaben Baiern und an dem Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in so großer Menge herbei, daß auf einmal auf 40,000 Menschen um ihn versammelt gewesen sein sollen. Er beschied diese auf einen bestimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erscheinen, Weiber und Kinder aber zu Hause zu lassen — eine Verfügung, die über seine Absichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Bischof von Würzburg **Rudolph**, der diesen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein seine Zuhörer fanden sich zur bestimmten Zeit ein, und als sie seine Gefangenschaft erfuhren, rückten 46,000 Mann derselben vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ sie der Bischof durch seinen Marschall zur Ruhe verweisen; dieser mußte, um nicht gesteinigt zu werden, sich schnell entfernen. Der Bischof ließ darauf Geschütz gegen die Rebellen aufführen, und sie nochmals auffodern, sich zu entfernen, welches sie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden ihre Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger **Böhme** zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht blos in Würzburg, sondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Bischof und die Geistlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erst im Jahre 1525 zum völligen Ausbruch. Damals schickten die Bauern ihre in zwölf Artikeln abgefaßten Beschwerden schriftlich nach Würzburg, und baten um schleunige Abstellung derselben, indem sie sich, in Ansehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, besonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten sie 1. ihre Pfarrherrn selbst wählen; 2. der Zehend sollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingesammelt; 3. Leibeigenschaft aufgehoben werden; 4. Jagd und Fischerei keine ausschließende Gerechtsamkeit des Fürsten und Adels sein; 5. die Frohndienste billiger bestimmt werden und ein Lehnsherr von seinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienste fodern u. s. w. — Der Bischof versprach diese Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und selbst die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf die Seite der Bauern. Vergebens schrieb der Bischof einen Landtag aus, um die Unruhen zu stillen, vergebens ließ er einen der Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Ostern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, so daß der Bischof sich genöthigt sah, nach Heidelberg zu fliehen. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöstern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerstand leistete, wurde alles ausgeplündert, zerschlagen, gemißhandelt und die Orte selbst in Brand gesteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen; die Festung derselben aber, Marienberg, konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen sie ausgesendeten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derselben gleich darauf bei Sulzdorf geschlagen. Beide Schlachten kosteten ihnen 9000 Mann. Weil man ihnen Schuld gab, daß sie geschworen hätten, keinem Gefangenen Pardon zu geben, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte

---

*) Diese Benennung soll ihren Ursprung dem **Bauernkriege** zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln weiter nichts als ein Pflugrad, als das Symbol ihres Gewerbes, führeten, und einander zugeschworen hatten, ungetrennt zu bleiben, **wie die Speichen eines Rades**.

sich wieder an die Sieger ergeben; am 8. Juni 1525 kehrte der Bischof dahin zurück und stellte in kurzem die Ruhe wieder her. Der Krieg war nun zwar hier geendigt; allein 189 Schlösser und Burgen waren theils zerstört, theils verbrannt, 26 Klöster vernichtet und gegen 12.000 Menschen hatten ihr Leben verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden ersten Ländern wurden sie ebenfalls in mehreren Treffen geschlagen, und im Breisgau legten sie bald selbst die Waffen nieder. So war dieser Bauernkrieg in Franken und Schwaben gestillt, nachdem er über 50.000 Bauern das Leben gekostet hatte, ohne daß sie ihren Zweck Verminderung ihrer Lasten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf diese Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachsen und Thüringen, den besonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d. Art.)

Bauerstand, der Stand der Landbauer, der dritte, ehrenwerthe, wie der zahlreiste, also auch der nützlichste Stand von Staatsbürgern, der alle begreift, deren unmittelbare Beschäftigung in Landwirthschaft besteht, so fern sie nicht durch adelige Geburt, Amt oder besondere Rechte von diesem Stande ausgenommen sind. Taglöhner und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, diese zu dem Bürgerstande. Auch nach der Geschichte ist das deutsche Wort Bauer, sonst Bawr, Bar, (Nach Bar d. i. naher Bauer) ein allgemeiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der Besitz und die Nutzung eines Grundstücks zustand, bezeichnet wurde. Baro oder Barus (Baron), die Bezeichnung freier Landsassen, ging daher, als die Leibeigenschaft um sich griff, auf den niedern Adel (die freien Besitzer eines größern Landwesens) über. Freie Bauern gab es in Deutschland vor und nach Carls des Großen Eroberungen; durch diese und durch die Unterjochung der Slawen wuchs aber die Zahl der Leibeigenen außerordentlich. Reichsunmittelbare Bauern gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reichsdörfern (z. B. die freien Leute auf der Leutkircher Heide in Schwaben) waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Runde's deutsches Privatrecht (Vergl. d. Art. Leibeigenschaft und Stände.) In Rußland hat Alexander I. den freien Bauernstand wieder hergestellt, indem er die Leibeigenschaft nach und nach mit Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauer machen, im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit, den dritten Stand (tiers-état) aus; allein das Recht, durch Abgeordnete, die er aus seiner Mitte wählt, in der Versammlung der Land- oder Reichsstände vertreten zu werden, besitzt der Bauerstand nur in Schweden und Norwegen, in Tyrol und seit kurzem auch in Weimar, Hildburghausen, Baiern, Baden und Hessen-Cassel; doch scheint im letztern Staate die landständische Verfassung wieder zu ruhen. Übrigens unterscheidet man Kron- oder Kammerbauern, welche dem Landesherrn Grundzins bezahlen und Frohndienste leisten, auch dessen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen sind, und Patrimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jene Verpflichtungen schuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar unterworfen sind. Nach dem Umfang ihrer Wirthschaft unterscheidet man große Bauern (Anspänner, Hüfner, die eine ganze Hufe, — an vielen Orten 30 Morgen Acker, — und Halbhüfner, die eine halbe Hufe besitzen) und kleine Bauern (Häusler oder Köther, Kossäten und Gärtner), die nur ein Haus (Kothe), einen Garten und wenig Feld oder Wiese besitzen, aber zur Dorfge-

meinde gehören. (Vergl. d. Art. Frondienste und Patrimonialgerichtsbarkeit.) S. Buri's Abhandlung von den Bauergütern in Deutschland mit Zusätzen von Runde, 1789. 4. Auch Garve's schätzbare Schrift über den Charakter der Bauern und ihre Verhältnisse gegen den Gutsherrn und gegen die Regierung. Bresl. N. A. 1796. K.

Baukunst ist im Allgemeinen (subjectiv) die methodisch erworbene Geschicklichkeit oder (objectiv) das System von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Absicht des Bauherrn und den dazu bestimmten Kosten, zur Beschützung, Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe stark, bequem und schön aufzuführen. Da nun diese Absichten sehr verschieden sein können, wird die Baukunst, je nach den Gegenständen, mit denen sie beschäftigt ist, eingetheilt in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Wasser-, Brücken-, Straßen-Baukunst, und wiefern man alle diese Arten unter ihr befaßt denkt, ist sie Baukunst im weitern Sinne. Im engern Sinne versteht man blos die bürgerliche Baukunst unter ihr, welche man wieder in die Häuser-, land- und staatswirthschaftliche Baukunst eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieser Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, so hat man ziemlich allgemein die schöne Baukunst in die Sphäre der bürgerlichen eingeschränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berücksichtigt. — Wie der Mensch, von der Höhle des Berges, seiner ersten Zuflucht vor wilden Thieren und üblem Wetter, zur Erbauung von Hütten und von diesen, als er der unstäten Lebensart entsagte und das Feld zu bebauen anfing, zu bleibenden Wohnungen, die außer der Sicherheit auch Bequemlichkeit gewährten, den Übergang fand, können wir hier nicht weitläuftig aus einander setzen. Die Culturgeschichte weis't diese allmähligen Fortschritte mit vieler Deutlichkeit nach. Sie lehrt uns, daß der Mensch, nachdem er für sich selbst Häuser zu bauen gelernt hatte, auch den Göttern, die bisher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung Tempel errichtete, größer und kostbarer als die Wohnungen der Menschen. So entstand die schöne Baukunst, welche, zuerst an Göttertempeln sich entwickelnd, später auf die Wohnungen der Fürsten und die öffentlichen Gebäude überging, und endlich bei immer steigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlstande allgemeines Bedürfniß der Gesellschaft ward. So wurde endlich in der Baukunst die armselige Rohr- und Lehmhütte zum stolzen Palaste, der rohe Baumstamm zur schlank emporstrebenden Marmorsäule, und das natürliche Gewölbe einer Felsenhöhle zum prächtigen Pantheon. Doch nicht blos in erweitertem Umfange, größerer Höhe, stärkerer Masse und der Kostbarkeit des Baustoffs bestand der Vorzug der Gebäude in dieser spätern Periode. Der für Schönheit empfängliche Grieche machte bald noch andere Ansprüche. Nicht zufrieden, den senkrecht in die Erde befestigten, das Dach tragenden Baumstamm in eine Säule mit einem das weitere Einsinken verhindernden Säulenfuße, die darüber gelegten Holzblöcke in ein Capital mit seinen Stäben und Platten, und die Hauptbölzer oder Plattstücke in den Architrab, aus dessen Bedeckung der Fries entstand, verwandelt, den Karnieß und Giebel hinzugefügt, und das Ganze mit mancherlei Verzierungen geschmückt zu haben, fühlte er, die Schönheit eines Gebäudes bestehe nicht allein in der Säule, dem Gebälk, dem Giebel, sondern in der gehörigen Form eines jeden und in der Zusammenstimmung derselben unter einander, oder, was beides zugleich umfaßt, in der Säulenordnung. Durch sie erhält das Gebäude

Regelmäßigkeit der Form, Richtigkeit der Verhältnisse und eine hieraus entspringende Zierlichkeit. Daß die Schönheit der Architektur in den Verhältnissen bestehe, ward bei Aufführung des Panionions, dieses Nationaltempels der verbündeten ionischen Städte, in dem damals zuerst aufgestellten Grundsatze ausgesprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rücksicht auf ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander erscheinen müsse, welche die Natur in der Bildung des menschlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptschritt zur Vollendung der griechischen Architektur gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunstgeschmack gelangte bald zu Wohlgestalt, harmonischer Bildung der Theile, und mittelst der festen Kenntniß, womit die Verhältnisse aufgegeben waren, zu reinern Schärfe und Zierlichkeit der Profile, wozu sich schöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparsamkeit in deren Gebrauch gesellten. — Doch nicht bei dem Profile dürfen wir stehen bleiben. Ein Gebäude ist ein in geometrischer Form eingeschlossener, oft in mehrere gleichfalls geometrische Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es bestimmt ist. Auch dieser eingeschlossene Raum mit seinen Abtheilungen ist in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Baues so unendlich verschieden sein können und sind, und dadurch eine ungemeine Verschiedenheit des Besondern erzeugt wird; so war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Materialien es errichtet sei, seine Zweckmäßigkeit sich auf zwei Eigenschaften zurückführen lasse: auf Festigkeit und Bequemlichkeit. Die Festigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fodert, daß der Bau wohl gegründet, aus tüchtigen Materialien wohl zusammengefügt sei, damit er allen äußern Einwirkungen und seiner eignen Last möglichst lange widerstehe. Zu Erreichung dieses Zwecks hat der Architekt vornehmlich auf eine feste Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derselben, und endlich auf das Verhältniß zwischen Kraft und Last zu sehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes, daß nämlich Lage, Gestalt, Größe und Eintheilung desselben diesem Gebrauch möglichst angemessen seien. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erfodernissen, daß es sich sicher, gesund und bequem bewohnen läßt, für die besondern Zwecke des Besitzers, für sein häusliches Leben und für sein Gewerbe eingerichtet sein, wodurch Lage, Größe, Gestalt und Eintheilung des Gebäudes bestimmt werden. Festigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen sich nur auf die Nützlichkeit; erst wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verstattet wird, hebt das Gebiet ästhetischer Zweckmäßigkeit an. Es fragt sich aber, wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verschiedene Räume geometrisch abgetheilten Körper statt finden? Freilich in dem geometrisch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektonischen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an sich schön sein, aber in dem wohl geordneten Plane ist eine Grundlage zur Schönheit enthalten, dadurch ihm schöne Verhältnisse möglich werden. Die gefällige Zusammenstimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entstehenden Verhältnisse der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an sich blos regelmäßige Figur eines Gebäudes, sei sie quadrat, oblong, cirkelförmig, oder was sonst, der Schönheit fähig; denn die

bloße Anschauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck desselben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die sonstige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie schön sein könnte, da die architektonische Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und bestimmt ist, wie denn überhaupt jedes Kunsturtheil sich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben ist gesagt worden, die Schönheit der Baukunst liege in den richtigen, übereinstimmenden Verhältnissen. Dazu berechtigt uns der Grund, daß die Richtigkeit und Übereinstimmung der Verhältnisse gefällt. Allein, was gefällt ist darum nicht schön. Wir unterscheiden demnach und sagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältnissen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den diese Form beseelenden Geist. Forschen wir aber dem gemäß nach dem *Ausdruck ästhetischer Ideen* in der Baukunst, wodurch allein sie in die Reihe der *schönen Künste* tritt, so ist nicht zu läugnen, daß sich manches Gegründete gegen sie sagen läßt. Zwar hat jede schöne Kunst ihren technischen und ästhetischen Theil, aber bei der Mahlerei, Musik, Poesie ist dieser jenem untergeordnet, er ist nur Mittel zum Zweck. Anders ist es mit der Baukunst, welche den Nutzen im Auge hat, und das ästhetische Wohlgefallen nur in so fern damit verbindet, als dieses mit dem Gebrauche verträglich ist. Bei ihr ist der ästhetische Theil dem technischen blos zur Zierde beigeordnet. Mithin ist die Baukunst an und für sich keine schöne, sondern eine mechanische Kunst; keine Kunst des Gefallens, sondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs ist so wesentlich mit ihren Werken verknüpft, daß sie selbst da, wo sie nicht nützen, sondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, sie würden willkürlich, leer und zwecklos erscheinen. Soll aber die Baukunst als schöne Kunst sich erweisen, in so fern sie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechanischen Gesetzen construirten Werke, zugleich mit Rücksicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; so hat sie die Aufgabe zu lösen, in ihren Producten die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der subjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Ästhetische Ideen aber, und um so mehr das Ideal, müssen ihr nothwendig mangeln, da sie kein Vorbild in der Natur hat, dessen allgemeiner Begriff in ihren Darstellungen sichtbar würde, sondern ihre Werke nur nach der Vorstellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen diese Werke auch sein mögen, ihr Zweck bleibt immer nur technisch und auf das Nützliche beschränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geschmack behalten, beschränkt sich nur auf die Verbergung der steifen geometrischen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verstand den Zwecken gemäß bestimmt, dürfen sie ihren Einfluß nicht erstrecken. Die Ursache, warum die Baukunst kein Ideal hat und haben kann, ist die strenge technische Zweckmäßigkeit, die in ihren Producten herrschende geometrisch regelmäßige Form, das Übergewicht des Mechanischen in ihr, das weder eine geistige Veredlung ihrer Zwecke, noch einen freien Vortrag derselben verstattet. Der Architekt hat blos mit Form, Verhältniß und Masse lebloser Dinge zu schaffen, sein Geschmack ist blos auf Verzierung einge-

schränkt, und durch diese Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, festliche Pracht, Ernst und Erhabenheit ausdrücken; aber in die Regionen des Ideals kann er nicht dringen, und Geist, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre seiner Kunst. Haben wir nun zwar der Baukunst das Ideal abgesprochen, so haben wir doch zugleich eingeräumt, daß ihre Werke einen verschiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Diesen Charakter enthält ein Gebäude, wenn seine Gestalt und Verhältnisse genau den Zweck ausdrücken, wozu es da ist. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entsteht er von selbst, kann aber auch geflissentlich von dem Künstler, um der ästhetischen Wirkung willen, stärker ausgedrückt und durch bedeutende Verzierungen unterstützt und gehoben werden. Unterscheiden wir nun einen logischen und ästhetischen Charakter, so können wir nicht in Abrede sein, daß die Baukunst des letztern fähig sei. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß sie einen ernsten oder erheiternden, einen schauervollen oder lachenden Eindruck hinterlassen, je nach ihrem verschiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunst, abgesehen vom Schönen, eine ästhetische Kunst sei, wollen wir versuchen, ihre Theorie aufzustellen. Die Baukunst (blos als Kunst betrachtet) ist die Kunst, Begriffe von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geschäftsplätzen, wiefern sie blos in der Kunst ihren Ursprung haben, und ihre Form nicht die Natur, sondern einen willkürlichen Zweck zum Bestimmungsgrunde hat, diesem Zwecke gemäß darzustellen. Ein architektonisches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Synthesis im Geiste des Künstlers, und sodann der Darstellung. Dort ist Entstehung dar Form, hier Behandlung des Stoffs. Der Stoff erfodert Construction nach mechanischen Gesetzen, die Form aber ist bedingt durch den Stoff. Der Stoff des Baumeisters ist Körper, dessen Merkmahle Ausdehnung und Begrenzung im Raume sind. Jene bestimmt seinen Inhalt, diese seinen Umfang; jene ist sein positives, diese sein negatives Merkmahl. Nehmen wir mehr das positive Merkmahl der Ausdehnung wahr, so sagen wir, der Körper habe Masse; nehmen wir hingegen mehr das negative der Begrenzung wahr, so sagen wir, er habe Form. Hieraus lassen sich die Sphäre und Eigenthümlichkeit der Baukunst und die dem Architekten nothwendigen Kenntnisse abnehmen. Ihre Sphäre geht so weit, als die Gesetze der Mechanik Construction aus Masse gestatten; ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie eine Kunst des Raumes ist; die Kenntnisse des Architekten müssen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Physik und Chemie, Zeichenkunst und dazu gehörige Optik umfassen, theils damit er die Masse gehörig behandle, theils damit er schickliche Form wähle. Mit diesem allen ist der Architekt nur Techniker; ästhetischer Künstler wird er, wenn er durch seine Werke ästhetische Eindrücke, deren Masse und Form fähig sind, zu bewirken versteht. Dies wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar sagten wir oben, daß die Baukunst kein Vorbild in der Natur habe, allein wir modificiren diesen Satz jetzt dahin, daß sie zwar nicht, wie andere Künste, schon etwas Fertiges vorfindet, das sie nur zu copiren braucht, daß aber dennoch die Natur, in so fern sie als ein Bewirktes, Ruhendes erscheint, ihr Urbild sei. Das ästhetische Gemüth bemerkt an ihr Masse und geometrische Form, die theils an sich, theils durch gegenseitige Verhältnisse, kraft der Analogie des Physischen zum Geistigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke ma-

chen und Ideen wecken. Wie diese Eindrücke bei dem Landschaftsmahler und Gartenkünstler, bei jedem nach seiner Weise, bestimmend werden für die Producte seiner Kunst, so auch bei dem Architekten für die seine; sein Geist strebt, die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefühle durch seine Kunst zu erregen, so weit sie dies vermag. Dazu aber muß ihm, außer der Fähigkeit, ästhetische Ansichten von der Natur zu fassen, jene schöpferische Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunst hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, sondern selbst einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil seine Kunst das einzeln Zerstreute, wie in einem Brennpuncte gesammelt, durch das Medium seines Geistes zurückstrahlen soll. Er wird also Genie, d. h. original in seinen Productionen sein müssen; denn sein Werk, für das kein fertiges Vorbild da ist, wird nur durch eigene Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer ästhetischen, welcher gemäß er alles in seinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit vor sich niederwirft, denn ihn leitet blos ästhetische Zweckmäßigkeit, durch welche er seine Kunst zur freien, d. h. nicht heterogenen Zwecken dienstbaren Kunst erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Massen, Formen, Verhältnisse des Lichts und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunst, als ästhetische Kunst definirt, diejenige bildende Kunst, welche ästhetische Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach blos ideeller Norm, unter Bewegungsverhältnissen blos für das Auge darstellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da scheiden sich eigentlich ästhetische und bürgerliche Baukunst; in Fällen aber, wo die Grenzen in einander überzugehen scheinen, wird man auf das Überwiegende sehen müssen. Wichtiger ist es, die Darstellungsfähigkeit und daraus entspringende eigenthümliche Wirksamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen schönen Künste, zu erforschen. Die Darstellungsfähigkeit einer jeden schönen Kunst ist durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur ist durch die ihrigen eine Kunst des Raumes, dies unterscheidet sie von Poesie und Musik; sie ist eine bildende Kunst, die aber nicht durch Sinnenschein wirkt, wodurch sie von der Mahlerei, und keine schon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch sie von der Plastik unterschieden ist. Kann sie demnach weder mit der Poesie in universaler Darstellung, noch mit der Musik in Gefühlsübergängen, noch mit der Mahlere in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plastik in Bestimmtheit wetteifern, so dürfen wir doch nur auf die Ähnlichkeiten sehen, die sie mit jenen Künsten hat, um uns zu überzeugen, daß sie nicht wirkungslos ist. Mit den bildenden Künsten, sofern diese auch räumlich sind, hat sie unmittelbare Anschauung und Beschränkung auf einen Moment gemein. Was sie gegen die Mahlerei an Sinnenschein verliert, gewinnt sie an Sinnenwahrheit, die sie mit der Plastik gemein hat; und geht ihr gegen diesen Bestimmtheit ab, so gewinnt sie dagegen wieder an Freiheit. Übrigens kann sie nach Art der Mahlerei Farben und Licht mitwirken lassen, und selbst bis auf einen gewissen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältnisse mit Sinnenwahrheit Sinnenschein zu desto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geistigen aber, oder die Poesie der Architektur, ist nicht im Raume zu suchen, sondern an die Zeit gebunden. Daher die Ähnlichkeit der Architektur mit Poesie und Musik

als Künsten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht, was diese mit den ihrigen zu wirken vermag. — Was die Theorie der Baukunst betrifft, so sind für ihren wissenschaftlichen und technischen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abstrahirt und in vielen trefflichen Lehrbüchern zusammengestellt werden. Der ästhetische Theil kann sich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieser Kunst gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchst einseitig. Die großen Verschiedenheiten, die man in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in der Baukunst wahrnahm, hinderten nach einem allgemeingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte sich durch eine bestimmte Wahl entscheiden zu müssen, und entschied sich ziemlich allgemein für die griechische Architektur, die allerdings als die eigentlich schöne zu preisen ist. Ihre Schönheit ist aber nicht das Ästhetische überhaupt, welches als das Allgemeine sorgfältig davon zu unterscheiden ist. Erst wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunst allein und ganz besessen habe, daß die griechische Baukunst als schöne im engern Sinne, die ägyptische in ihrer Düsterheit und Größe, die gothische in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die maurische in ihrer phantastischen Leichtigkeit, die französische in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. s. w. zu schätzen sei, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der ästhetischen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Versuche sowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird sich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künstler seinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und bestimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringste Verzierung in Bezug auf denselben als nothwendig erscheinen.

Baukunst (Geschichte der). — Die Entstehung der Baukunst verliert sich in das Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den ersten Bedürfnissen des Menschen gehörte. Diese frühesten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfnisse ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menschen aus dem ersten Zustande der Rohheit heraustraten, sich gesellschaftlich vereinigten, und den Boden, den sie bewohnten, zu bebauen anfingen, dachten sie auch darauf, sich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und sie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz sorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmassen, und fügte sie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zusammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entstand die Säule u. s. w. Aber besondern Fleiß wandte der Mensch im Fortgange seiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er seinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen für sich selbst größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeschmückt. — Die ältesten uns bekannten Völker, bei welchen die Baukunst einige Ausbildung erhielt, sind die **Babylonier**, deren berühmteste Gebäude der Tempel des Belus, der Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis waren; die **Assyrier**, deren Hauptstadt Ninive

reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönizier, deren Städte, Sidon, Tyrus, Aradus und Sarephta, sich durch Pracht und Reichthum auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunst gepriesen wird; die Syrer und Philister. Doch von allen diesen Völkern sind keine architektonischen Denkmahle auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen sehen wir noch auf der Insel Elephanta und Salsette unterirdische, in Felsen gehauene Tempel; von den Persern die Ruinen von Persepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläste, Grabmähler; von den Etruskern einige Grabmähler und Überbleibsel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühern Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht, welche Erstaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerst gingen von dem Rohen und Riesenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteifern, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meister, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterstützt. Es erhoben sich der schöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunstsinn regte sich im Peloponnes und in Klein-Asien. Hohe Einfalt verband sich mit majestätischer Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunst nicht blos auf Tempel, sondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien an. Neben der dorischen Säule entstand noch die ionische und korinthische. Mit dem peloponnesischen Kriege war die Blüthe der Baukunst dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Diesen Charakter trägt die Kunst zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte, deren achtzehn seinen Namen führten. Immer aber herrschte neben der Zierlichkeit noch strenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das stets zunehmende Bestreben nach Schmuck und Putz die Kunst ihrem Falle immer näher. In Griechenland wurde sie selbst wenig mehr getrieben, und in Asien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geschmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der Baukunst nichts den griechischen Meisterwerken Ähnliches aufzuweisen, wiewohl sie schon früher ihren Fleiß an andere Fächer der Baukunst, an Wasserleitungen, Cloaken und an den Wasserbau gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitolinischen Jupiter hatten etruskische Baumeister aufgeführt. Bald nach dem zweiten punischen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerst die griechische Baukunst nach Rom; er, Marius und Cäsar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erst unter dem August erhob sich die Kunst zu der Vollkommenheit, deren sie zu dieser Zeit fähig war. Er gab den griechischen Künstlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauscht hatten, Aufmunterung, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunst auf. Agrippa baute Tempel, Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuser, deren die reichen Römer oft mehrere besaßen. Das Innere wurde mit Kunstwerken, die in Griechenland erbeutet waren, ausgeschmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten, oder mahlte sie aus und theilte sie in Felder, in deren Mitte Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte vorgestellt, und die rings um mit den zierlichsten Einfassungen versehen waren. Diese Einfassungen waren das, was wir Grotesken nennen. Augustus Nachfolger ver-

schönerten fast alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigsten Paläste und Tempel, und schmückten auch die eroberten Provinzen mit denselben, bis endlich Constantin der Große die Residenz von Rom nach Constantinopel verlegte, wo denn für Roms Verschönerung nichts weiter geschah. — Als die Römer die Baukunst von den Griechen empfingen, war sie bei diesen schon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgesunken. Zierlichkeit war an die Stelle der großen, edeln Schönheit getreten; zwar erhob sie sich kurze Zeit in Rom zu ihrer ersten Höhe, artete aber bei der immer steigenden Prachtliebe der Kaiser durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um diese Zeit ward die korinthische Säule, deren man sich gemeiniglich bei Tempeln und Prachtgebäuden bediente, ausgebildet, und erhielt ein eignes Gebälk, das vorher aus dem dorischen und ionischen zusammengesetzt war. Schon von Nero an nahm der Luxus überhand; das Äußere und Innere der Gebäude ward überflüssig verziert. Hadrian, der die Künstler möglichst aufmunterte, konnte den edlen Geschmack in der Baukunst nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch schöner machen. Dadurch entfernte man sich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt entstanden die Verschröpfungen, die Postamente unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenseiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derselben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, die ausgebauchten Friese. So wurde die Kunst von den Zeiten Vespasians an bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meisterstücke angesehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geschmack noch tiefer gesunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunst noch mehr; man bemühte sich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches besonders der sogenannte Bogen der Goldschmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein sie versank unter seinen Nachfolgern nur desto schneller und nahte sich allmählig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieser Zeit sind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder grenzen an das Rohe, wie die unter Constantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaisern geschah, wegen der steten Unruhen der Araber, Alemannen, Gothen und anderer Völker, wenig für die Verschönerung der Städte. Justinian baute wieder viel. Sein vorzüglichstes Gebäude war die Sophienkirche zu Constantinopel. Die alten schönen Werke der Baukunst sanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Ägypten, Asien und Afrika großen Theils in Trümmer, und was der Zerstörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Ostgothen, ein Freund der Künste, zeigte sich sorgsam für die Erhaltung und Herstellung der alten Gebäude, und ließ selbst viele neue aufführen. Wie wir überhaupt diesen Zeitraum als den Scheidepunct zwischen alter und neuer Kunst betrachten können, so sehen wir auch jetzt an die Stelle der alten classischen Baukunst mehr und mehr eine neue treten, die sich so weit erstreckt, als die Eroberungen der Gothen durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutschland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Ob diese neue Baukunst von dem germanischen Stamme, welcher den Namen Gothen führte, herkam,

ist nicht ausgemacht. Wir finden an den, unter Theoderich aufgeführten Gebäuden das Bestreben, blos Einfaches, Starkes und Nationales mit dem Äußern der Gebäude (das Innere kennen wir nicht) hervorzubringen. Alle Bauart aber aus der Zeit der longobardischen Herrschaft in Italien (568) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit hat man fälschlich gothisch genannt und sie nachher, als man das Unrecht einsah, durch den Namen der altgothischen Bauart von der eigentlichen gothischen Bauart, die man nun des Gegensatzes wegen die neugothische nannte, unterschieden. Die Langobarden, die in Italien einfielen, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten sie weder schonen noch erhalten. Was sie bauten, war geschmacklos und fehlerhaft. Ihre Kirchen erhielten im Äußern halbrunde Säulchen und mesquin in einer Reihe längs dem Kranz der Giebel hinaufsteigende Pfeiler, im Innern aber plumpe Pfeiler, durch gewölbte Halbkreise verbunden; die kleinen Fenster und Pforten waren mit Halbkreisen geschlossen; die Säulen, Capitäler und Bogen wurden nicht selten mit ungereimten Steinhauerarbeiten belegt, öfters die Decken der Kirchenschiffe mit Balken und Bretern bedeckt, die erst späterhin in Gewölbe verwandelt wurden, und daher zuweilen von außen aufgeführte Strebe- oder Stützbogen nothwendig machten. Dieser lombardische Baustyl bezeichnet den Verfall der Wissenschaften und Künste; er wurde im 7. Jahrhundert zu Pavia, dem Hauptsitze des lombardischen Reichs, bei dem Bau der Kirchen St. Johann und St. Michael, dann in Parma bei der Kirche des heiligen Johann und zu Bergamo bei der Kirche St. Julia, bei der Gruftkirche zu Freising, bei den Capellen zu Altenötting in Baiern, zu Eger und der Burg zu Nürnberg, bei der Schottenkirche in Regensburg und bei vielen andern Kirchen angewendet. Dann vermischten mit ihm die aus Constantinopel (Byzanz) verschriebenen Baumeister zuerst den Gebrauch der mit tomischen Vasen und mit den nach ihrer Composition gebildeten Capitälern versehenen Säulen, worunter auch gewundene waren. In diesem lombardisch-neugriechischen Styl ist der Dom zu Bamberg, zu Worms und zu Mainz, so wie die Kirche Miniato al Monte bei Florenz und der älteste Theil des Straßburger Münsters erbaut. Dann fügte man die im Orient gebräuchlichen Kuppeln hinzu; in ihrer Anwendung und im Gebrauche der geschmacklosen Capitäler und der vielen dünnen Säulen und Säulchen, deren man öfters zwei Reihen auf einander stellte, findet man den eigentlichen byzantinischen oder morgenländischen Baustyl. Nach ihm ist außer der schon genannten Sophienkirche zu Constantinopel unter andern die Marcuskirche zu Venedig, das Baptisterium und der Dom zu Pisa, so wie die Kirche St. Vital zu Ravenna erbaut. Die Normannen, die sich in Sicilien festgesetzt hatten, bauten die Kathedrale von Messina, ein großes aber geschmackloses Gebäude, auf den Grund eines alten Tempels, an welchem man, nach den damit in verschiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunst neben einander sieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben sie und zerstörten das gothische Reich. Diese waren jetzt fast allein im Besitze der Künste und Wissenschaften. Saracenische Baumeister traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden sich nach einiger Zeit viele christliche, besonders griechische Meister, und sie stifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt, und deren

Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkannten. In dieser Periode sind drei verschiedene Bauarten herrschend: die arabische, eine eigene nach griechischen Mustern gebildete Bauart; die maurische, in Spanien aus den Überresten römischer Gebäude entstanden, und die neugothische, welche in dem westgothischen Reiche in Spanien durch Dazwischenkunft der arabischen und maurischen Baukunst entstand und ihre Periode von dem elften bis ins funfzehnte Jahrhundert hatte. Die beiden ersten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich aber zeichnet sich die maurische durch ihre Bogen in Hufeisenform von der arabischen aus. Sehr verschieden aber ist die gothische. Swinburne giebt folgende Unterscheidungszeichen an: die gothischen Bogen sind spitzig, die arabischen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme; die Moscheen endigen sich in Kugeln. haben hin und wieder schlanke Minarete, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt sind; die arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten gothischen Kirche findet. Die gothischen Säulen stehen oft in Gruppen beisammen und sind in einander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälk angebracht ist, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen auf. Die arabischen und maurischen Säulen stehen einzeln, und wenn ja einige neben einander angebracht sind, um einen sehr schweren Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbogen unterstützt. Trifft es sich in einem arabischen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt sind, so geschieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die gothischen christlichen Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenster, oft mit bunten Scheiben. In den arabischen Moscheen ist meistentheils die Decke niedrig, ihre Fenster sind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, so daß man das Licht weniger durch sie, als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothischen Kirchen gehen tief hinein, und sind an den Anschlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierrathen geschmückt; die Thore der Moscheen aber und anderer arabischen, so wie auch der maurischen Gebäude sind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verschiedenen arabischen Capitälen, die er gesehen, keines gefunden, das in Absicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothischen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die maurische Baukunst erscheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaste der mohamedanischen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt, und eher einem Zauberpalaste als einem Werke von Menschenhänden gleicht. Damals war die beste Schule der Künste zu Constantinopel; von hier gingen die Künstler nach allen Gegenden aus. Ganze Gesellschaften derselben sollen die Päpste nach dem Norden geschickt haben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der arabischen Baukunst war Galanterie und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen sie dem Auge gefällig. Die neugothische Baukunst, welche dadurch entstand, daß die griechischen Baumeister das Plumpe und Schwerfällige der altgothischen durch den Anschein der Leichtigkeit zu verdecken suchten, erregt die Phantasie durch ihre reich geschmückten Gewölbe, ihre großen Perspectiven und ihr heiliges, durch gemahlte Fenster hervorgebrachtes Dunkel, und

gefällt dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verschiedenheit von den Werken alter griechischer Kunst. Sie behielt von der altgothischen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bei, verkleidete sie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene Thürmchen, so daß sie leicht und schwach zu sein scheinen. Man ging darin in der Folge weiter, durchbrach die hohen, ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab den Fenstern eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude selbst mit Statuen und Figuren. Dieser Styl, in dem alle Kirchen, Klöster und Abteien erbaut wurden, bildete sich in Spanien, und verbreitete sich von da über Frankreich, England und Deutschland. Alle diese Länder besitzen bewundernswürdige Denkmähler gothischer Baukunst. — Die Deutschen waren bis auf Carl den Großen mit der Baukunst unbekannt geblieben. Carl brachte die Kunst aus Italien nach Deutschland, und dies war die damals übliche neugriechische Bauart. Nachher hatte die arabische Kunst Einfluß auf die Kunst der Abendländer; auch zeigte bereits die deutsche Kunst ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebepfeilern u. dgl. Dies wurde mit der neugriechischen Baukunst vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entstand eine gemischte Bauart, die bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts sich erhielt. Nun erwachte die **neugothische oder deutsche** Bauart, die wir auch die romantische, weil sie sich durch den romantischen Geist des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutschland gebildet, in den Thürmen des Münsters zu Straßburg, in dem Dom zu Cöln, der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St Sebalduskirche zu Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt, und sich von da nach Frankreich, England, Spanien und Italien verbreitete. So wird schon im 12. Jahrhundert ein deutscher Baumeister in Italien, Namens Wilhelm, und im 13. Jacob, mit dem Beinamen Lapo (st. 1262), und sein Sohn oder Schüler Arnolph de Lapo (st. 1300), angeführt, welche die Baukunst verbessert haben sollen. Auch die deutsche Baukunst zeigt einen klimatischen und religiösen Charakter, der vorzüglich in den deutschen Kirchen sichtbar wird. Hoch streben die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehrere sich fest an einander schmiegend, gleich den Stämmen des Hains, in dessen Umschattungen der alte Teutone seinen Altar baute. Der Christianismus führt seine Bekenner aus dem Vergänglichen in eine stille Geisterwelt. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth sich sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, sich, wie der Dom symbolisch zu dem Unendlichen erheben, und durch Gebet und Entsagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum sind auch die Verzierungen an den alten christlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es ist eine religiöse Bildersprache, und ein Sanctuarium; wo die Monstranz steht, ist sinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. In diesen Gebäuden wird jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne wohlverstandene Constructionen, unermeßlichen, redlichen Fleiß, imposanten Eindruck der kühnen Massen von außen, hohen Ernst im Innern, der den Hineintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müssen. Demnach müssen wir der deutschen Baukunst mehr symbolische, als hieroglyphische **Beredsamkeit** und Würde, die sich nicht selten ins Bizarre verliert, als selbstständige Schönheit beilegen. (S. **Costenoble** über altdeutsche Architektur und deren Ursprung, Halle 1812, nebst den Bemerkungen seiner Re-

censenten; Rumohr Fragmente einer Geschichte der Baukunst in Schlegels deutschem Museum 1813, Märzheft u. s. f. — Von den Kirchen und Abteien ging die neugothische Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlösser, Paläste, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden sechzehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläste, in Padua sieben Brücken und drei neue Paläste, in Genua zwei verschlossene Häfen und eine prächtige Wasserleitung, und die Stadt Asti 1280 fast von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob sich die Baukunst in Italien, besonders im 14. Jahrhundert. Galeazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia und erbaute einen Palast, der seines Gleichen noch nicht hatte. Um dieselbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Este bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Palast zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhaftesten zeichnete sich das 15. Jahrhundert aus. Die Herzoge von Ferrara, Borso und Hercules von Este, ermunterten die Baumeister zum thätigsten Eifer. Herzog Franz verschönerte Mailand mit dem herzoglichen Palast, dem Castell Porta di Giova, dem Hospital und andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Universitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpste verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beispiele folgten mehrere kleinere Fürsten und Herren. Diese Aufmunterungen erweckten den guten Geschmack wieder; man kehrte zu den Denkmählern des Alterthums zurück, und studirte an ihnen die schönen Formen und richtigen Verhältnisse. Die berühmtesten Baumeister dieser Zeit waren Filippo Brunelleschi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palast Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Pisa, Pesaro und Mantua errichtete; Baptista Alberti, der zugleich über die Baukunst schrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute und später nebst Raphael dem Bau der Peterskirche vorstand. Diesen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiste weiter strebten, ein Palladio, Vincent Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie sind die Begründer des noch jetzt in der Baukunst herrschenden Geschmacks. Daß sie indeß ihre Kunst an Werken des Alterthums studirten, die sich schon weit von ihrer ersten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweisen an ihren Gebäuden die vielen Verschröpfungen, die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Postamenter und andere Dinge, welche die Kunst zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunst begonnen. Italienische Meister und nach Italien geschickte junge Künstler brachten den römischen Geschmack in's Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothischen trat. Seitdem erfuhr die Baukunst in verschiedenen Ländern Europa's noch mancherlei Schicksale; sie stieg und fiel in verschiedenen Perioden; doch äußert sich in der neuesten Zeit allenthalben ein rühmliches Bestreben, die Kunst ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl sich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. Wir bezeichnen mit dieser Benennung solche Gewächse, die mit Stamm und Ästen mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige innerlich holzig sind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der sich nur oben in Äste und Zweige verbreitet, dage-

gen der Strauch mehrere Stämme aus einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Ästen und Zweigen besetzt ist. Durch eine genaue Grenze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geschieden; sie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet sich unter gewissen Umständen entweder von selbst oder mit Hülfe des Menschen zum Baum, so wie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umständen zu einem Strauche wird. Der Baumstamm, so wie die ihm in der Structur ganz ähnlichen Äste und Zweige, bestehen aus verschiedenen Lagen, wovon die erste die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange diese Theile noch nicht beisammen sind, oder mit andern Worten, so lange der Baumstamm überhaupt oder ein Baumzweig insbesondere noch jung und weich ist, dehnt er sich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmählig härter, welches von unten nach oben geschieht, so nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab und hört endlich bei gänzlicher Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt sich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt sowohl der Stamm als die Äste an Dicke zu. Dies geschieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, sondern dadurch, daß sich neue Holzlagen von außen ansetzen. Diese Holzlagen bilden sich aus der Rinde, deren das Holz zunächst umgebende Theile (Bast) sich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den sogenannten Jahresring bilden. Diese Meinung wird auch dadurch unterstützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, das Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumstamm mit Stroh dergestalt umwinden, daß dieses noch einen Raum zwischen sich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, so bildet sich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geschieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die sich an den alten ansetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungssäfte zu, wodurch dieselben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche sich so lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis sie sich allmählig von unten nach oben verhärten. Auf diese Weise lebt oder vegetirt der Baum fort, bis er allmählig abstirbt.

Baumannshöhle, eine aus mehreren Abtheilungen bestehende natürliche Höhle auf dem Harz, als dessen vorzüglichste Merkwürdigkeit sie zu betrachten ist, im Fürstenthum Blankenburg, an dem linken Ufer der Bode. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und besteht aus sechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfstein, Dripstein oder Stalaktit überzogen sind, dessen erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Alle sechs Höhlen halten zusammen 758 braunschweigische Fuß Länge. Der Eingang ist 136 Fuß über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erste Höhle von 31 Fuß Höhe ist die größte und schauerlichste. Überall findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichsten sind, und worunter eine, die sogenannte klingende Säule, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich giebt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann

Baumann, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, im J. 1672 zuerst befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens suchte. Nach 2 Tagen endlich fand er ihn, starb aber, von Hunger und Angst entkräftet, bald darauf. Sie liegt von Blankenburg zwei und von Elbingerode eine halbe Stunde entfernt.

Baumgarten (Alexander Gottlob), geb. 1714 zu Berlin, gest. 1762, ein durch scharfe Analyse und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler Wolfs, und Stifter der Ästhetik (s. dies. Art.). Baumgarten sah schon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunstwerken und ihrer Wirkung abstrahirten Kunstregeln ein; so lange man daher, sagt er selbst, die Regeln des Geschmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen sie auch den Namen einer philosophischen Wissenschaft nicht. (Hierdurch unterschied sich Baumgarten schon vortheilhaft von den Kunsttheoristen seiner Zeit, vergl. z. B. Batteux, denn er suchte die Kunsttheorie selbst wissenschaftlich zu begründen.) Die Resultate einer solchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemein gültig sein, welches sie nicht sind, wenn sie sich blos auf Induction oder Auctorität gründen. Man müsse also zu den ersten, allgemeinen, aus der Natur des menschlichen Geistes geschöpften Grundsätzen aufsteigen, wenn eine wahre Philosophie des Geschmacks entstehen solle. In der Schönheit aber bestehe das Wesen aller Künste. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit selbst aber erschien ihm unter dem Begriffe der Wolfschen Schule, als sinnlich erkannte Vollkommenheit, sinnlich vollkommene Erkenntniß des sinnlich Vollkommenen. Durch diese Erklärung machte er eines Theils das Schöne blos zu einem Gegenstande der sinnlichen Empfindung, wobei das Ideale desselben ganz übersehen wurde, andern Theils wurde die Wissenschaft desselben, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß (diese Bedeutung hat bei ihm der für dieselbe gewählte Ausdruck Ästhetik), eine von der Logik abgesonderte, in ihrem Wesen aber ganz logische Theorie des sogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus seinem Begriffe des Schönen, „daß die Regeln der Ästhetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen;" Vollkommenheit ist ihm aber, wie seinem Lehrer Wolf, Übereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Dadurch unterscheidet er aber die logische von der ästhetischen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, diese eine dunkle Erkenntniß ist, wodurch der Begriff einer Wissenschaft des Schönen wiederum sehr schwankend wird. Die Idee einer solchen Wissenschaft nun stellte er zuerst in seiner akademischen Streitschrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und sieben Jahre darauf wurde er aufgefodert, diese Wissenschaft öffentlich vorzutragen. Aus seinen Dictaten entstand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften, 3 Thle., Halle 1748 ff. Erst acht Jahre nachher gab Baumgarten selbst sein größeres Werk über dieselbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O. 1750 bis 1758, 2 Thl. 8. und mehrmals) heraus, dessen Vollendung aber sein Tod verhinderte. Das Ganze sollte aus zwei Theilen bestehen, einer theoretischen und praktischen Ästhetik; erstere theilte er wiederum in die Heuristik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darstellung) ein. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebst der Heuristik ist vollendet. Übrigens hatte er fast überall bei Auf-

stellung seiner Regeln die sogenannten redenden Künste vor Augen. (Eine genauere Würdigung der Baumgartischen Ansicht findet man in Heydenreichs System der Ästhetik S. 65 u. f., und in desselben Abhandlung: Entstehung der Ästhetik, Kritik der Baumgartischen rc., im N. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger ist Baumgarten durch seine übrigen philosophischen Schriften (z. B. Philosophia generalis, von Chr. Förster, Halle 1770 herausgegeben; seine Metaphysica, Halle 1739, 8. von Eberhard, 1783; Ethica philosophica, Halle 1740, 8.; Annotatt. in logicam, 1761; Jus naturae 1765, Halle 8.) berühmt geworden. — Baumgarten studirte zu Halle das Wolfsche System, wurde daselbst nachher außerordentlicher Professor (1738), dann ordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt (seit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifall lehrte. Daselbst starb er auch. Sein Leben ist von Meier, seinem obenerwähnten Schüler, beschrieben worden (Halle 1763, 8.). Vergl. Abbts Werke, 4. Bd. und Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Jacob Siegmund), ein sehr gelehrter **Theolog**, **Historiker** und **Literator** des 18. Jahrhunderts, welcher mit großem Fleiße und mit vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitete (z. B. Hermeneutik 1742, nach Ausg. von Semler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., seinen damals sehr brauchbaren Auszug der Kirchengeschichte von der Geb. Jesu an, 3 Thle., 2. Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrerer bedeutenden historischen und literarischen Werke (die engl. allgemeine Weltgeschichte, zu welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4.; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferrera's allgem. Historie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeschreibungen aus der britannischen Biographie, 10 Thl., gr. 8., 1754 ff. u. a.) besorgte, auch durch seine literarischen Sammlungen (Nachrichten von der hallischen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8., und seine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1757) sich sehr verdient gemacht hat. Er war 1706 geb. zu **Wolmirstädt**, seit 1734 Professor der Theologie zu Halle, und starb daselbst 1757. Sein Leben hat Semler (1758, 4.) genau beschrieben.

Baumschlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteristischer Verschiedenheit, und in den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben. Der Künstler hat dabei den Anfoderungen der **Natur**, der **ästhetischen Idealisirung** und der **Technik** ein Genüge zu leisten. **Naturgemäß** wird er seine Darstellung liefern, wenn er sich durch ein anhaltendes Studium mit der Natur vertraut gemacht hat. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Ansatze, der Stellung der Äste und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus diesem allen sich bildenden Krone. Einige dieser Eigenschaften sind wieder dem Wechsel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächste Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt eines Baumes und seiner einzelnen Theile. Alles dies kann der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darstellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man sich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Details verwickelt, welche die Wirkung des Gan-

zen stören, diese Untersuchung weiset auf die Anfoderungen der zweiten Art hin. Diese Anfoderungen sind, daß die dargestellte Landschaft Charakter habe, denn eine Landschaft ohne Charakter ist leer und unbedeutend. Dem ästhetischen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden soll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteristische kann das Schöne gar nicht zur Erscheinung kommen. Darum aber ist an keine bloße Copie zu denken, sondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinster Bestimmtheit sich aussprechen soll, muß der Künstler Nebendinge von dem Wesentlichen sondern. Geschickte Technik endlich hilft zur Vollkommenheit. Der Baum soll rund, der Baumschlag nicht massen- und klumpenartig, sondern hohl und luftig erscheinen, d. h. die untere Ansicht von Massen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, soll man eben so deutlich als die hinter derselben befindlichen Massen, rundum, wenigstens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Colorit, Perspective sind die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, wozu Studium der Natur in so fern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigsten Mittel, deren die Gartenkunst, um ästhetische Zwecke zu erreichen, sich bedient, ist der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch seine Belaubung das Auge, durch die süßen Düfte seiner Blüthen den Geruch reizt, durch sein ganzes Wesen den Geist mit der dichterischen Idee des Charakters anspricht, und so auf mannichfaltige Weise auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünstler, der ihn zu seinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verschiedenen Gesichtspuncten betrachten, zuvörderst den Unterschied zwischen Baum und Strauch ins Auge fassen, dann sehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entsteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entsteht Hecke, Gebüsch, Wildniß, Labyrinth, vereint mit Bäumen, Waldung. Alles zusammen umfaßt die Benennung **Baumwerk**. Seit man, die französische Künstelei in der Gartenkunst verlassend, die Natur selbst zum Muster nahm, ward **Bestandtheil in dem charakteristischen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Mahlerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beschattung** Hauptaugenmerk des Künstlers. Daß verschiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verschiedenen Charakter ausdrücken, den auch der entlaubende Herbst ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchsten Vollkomenheit aber erscheint diese ästhetische Eindrucksfähigkeit in der wechselnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um also eine Charakteristik des Baumwerkes zum Behufe ästhetischer Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künstler sehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem diese bald ästhetische Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig sind, wozu in **Hirschfelds Gartenkunst** treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er so durch ein sorgfältiges Studium sich eine hinreichende, natürliche Charakteristik dieser Dastellungsmittel seiner ästhetischen Ideen entworfen, so bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Diese geschieht entweder im Einzelnen, oder, wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zusammenstellung mehrerer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die

Mahlerei des Laubwerks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Übergang und Contrast.

Baumwolle. Das Gewächs, welches dieses wichtige Product hervorbringt, ist entweder Baum oder Staude oder auch wohl Kraut, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens und Klima's verschieden ist. Die **gemeine** oder **krautartige** Baumwollenpflanze ist ein Sommergewächs, hat eine fas'rige Wurzel, einen aufrechtstehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit schwärzlichen Puncten gezeichnet ist. Das Samenbehältniß hat bei dieser Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und eben so viele Klappen. Wenn es sich öffnet, quillt gleichsam ein Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner festgebunden sind. In Arabien und Persien wächst diese Pflanze wild. Sie wird im Orient, auch Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge angebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapseln sich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle gesammelt. Demnächst ist die wichtigste Arbeit das Absondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelst einer eigenen, im Wesentlichen aus zwei über einander liegenden Cylindern bestehenden Maschine geschieht. Dann wird die Wolle, nachdem sie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und so versandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meistentheils über Smyrna nach Europa, die syrische über Akre und Saide. Die in Macedonien gebaute steht der orientalischen nach; sie kommt theils über Salonichi zu Wasser, theils über Semlin zu Lande. Persien gewinnt besonders in Masenderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte ist die in Italien und Spanien gewonnene. Die baumartige Baumwollenpflanze hat einen strauchartigen, mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächst in Ostindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den westindischen Inseln und in Amerika wird sie angebaut. Ihre Cultur ist fast die nämliche wie bei der vorigen; eben so die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unser Klima ist für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbst im Sommer muß sie bei uns im Glashause gehalten werden, außerdem bringt sie nur selten reife Früchte. Der Unterschied unter der Baumwolle ist sehr groß. Die beste und feinste wird in Siam und Bengalen, und zwar meist von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten ist die syrische und cyprische die beste; schlechter ist die smyrnische und die in Nordafrika gewonnene. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen.

Baumwollengarne, s. **Twist**.

Baumwollenspinnmaschinen, s. **Spinnmaschinen**.

Baurisse sind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man sich einen vollständigen Begriff von dessen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wornach die Bauwerker sich richten müssen, damit das Gebäude der Absicht des Erbauers gemäß ausfalle. Man hat ihrer folgende Arten: **Hauptriß**, **Grundriß**, **Aufriß**, **Durchschnitte**, **perspectivische** und **Deckenrisse**.

Bause (Joh. Friedr.), berühmter Kupferstecher in Leipzig. Er war 1736 zu Halle geboren, widmete sich seit seinem 18. Jahre ganz der Kupferstecherkunst, und arbeitete zuerst für Buchhändler. Im J. 1759 ging er nach Augsburg, und kehrte ein Jahr darauf nach Halle zurück, wo er seine künstlerischen Studien vollendete. Der große Wille in Paris, mit dem er correspondirte, war sein vorzüglichstes Muster und dessen Belehrungen dankt er einen großen Theil seiner Fortschritte. In Leipzig ließ er sich 1766 nieder, und ward in der Folge Mitglied der dortigen Kunstakademie, so wie nachher auswärtiges außerodentliches Mitglied der berliner Akademie der Künste. Er hat glückliche Versuche in verschiedenen Manieren gemacht; sein größtes, bleibendes Verdienst aber ist die Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels. Seine historischen Blätter und vorzüglich seine Porträts sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Werk enthält über 200 Stücke. Ein Verzeichniß davon liefert Meusels Künstler-Lexikon. Er starb 1816.

Bautzen oder Budissin, die wohlgebaute Hauptstadt der Oberlausitz königl. sächs. Antheils, auf einer westlich, wo unten im Thale die Spree vorüberfließt, von steilen Felsen bewehrten Anhöhe, beherrscht eine weite, meist ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begrenzte und größtentheils von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königl. Schloß Ortenburg ist der Sitz der Oberamtsregierung (seit 1819), als der höchsten Behörde der Oberlausitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die Stände dieser Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen, nehmen aber jetzt auch an den sächs. Landtagen Antheil. Unter den 9 bis 16,000 meist lutherischen Einwohnern giebt es viele Wenden, für welche in einer lutherischen und in einer katholischen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Das Domstift, dessen Dechant Bischof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Katholiken in der Oberlausitz ist, hat das für die kleine katholisch-deutsche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derselben dient der lutherischen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und die gegenseitige Toleranz beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von diesem Verhältniß zu besorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch seine sich immer gleichbleibende, bedeutende Frequenz ausgezeichneten lutherischen Gymnasium nehmen die Katholischen Theil. Es werden hier viele Tücher, Barchente, Kattune und Strumpfwaaren verfertigt, mit welchen, wie auch vorzüglich mit Leinwand, ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Schlachten vom 20. und 21. Mai 1813 (s. d. folg. Art.) haben den nächsten Umgebungen von Bautzen Celebrität verschafft. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Übereinkunft blieb die Stadt selbst aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. E.

Bautzen und Wurschen (Schlachten bei) im Jahre 1813. — Der Ausgang der Schlacht bei Lützen (oder Groß-Görschen) vom 2. Mai 1813 hatte zur Folge, daß die Armeen der verbündeten nordischen Souveräne hinter die Elbe sich zurückzogen. Dies geschah unter immerwährenden Gefechten zwischen ihrer Arrieregarde und dem feindlichen Vortrab. Am 12. Mai näherten sie sich Bautzen; brennende Ortschaften, unter ihnen das unglückliche Bischofswerda, bezeichneten den Weg der nachrückenden Franzosen, die mehr noch als jene mit dem Hunger kämpften, da der Mangel an Lebensmitteln so groß

war, daß man diesseits Bautzen sogar die gelegten Kartoffeln wieder aus der Erde grub. — Hier bei Bautzen war es, wo die Verbündeten wieder eine feste Stellung zu nehmen beschlossen; sie bezogen ein Lager, befestigt durch Natur und Kunst, und erwarteten so den Feind. Der Kaiser Alexander befand sich in Würschen, der König von Preußen in Kotiz; beide Orte liegen zwei Stunden östlich von Bautzen auf dem Wege nach Görlitz; ihre Armee, etwa 120,000 Mann stark, war (nach französischen Berichten, denn preußische sagen hierüber nichts) so geordnet, daß am 19. Abends der linke Flügel an bemeldete steile Berge längs der Spree, ungefähr eine Stunde von Bautzen, das durch Verschanzungen und Redouten gedeckt war, und der rechte an befestigte Hügel gegen Nimmschütz hin sich anlehnte, die ganze Fronte aber durch die Spree gedeckt war, während etwa 3000 Klaftern (Toisen) rückwärts eine zweite Reihe von Verschanzungen angelegt war, bis wohin der linke Flügel sich noch ausdehnte und das Dorf Hochkirch hinter sich hatte. Das Centrum hatte drei verschanzte Dörfer zur Anlehne und vor sich Sümpfe; die ganze Ausdehnung dieser Stellung mochte etwa anderthalb Stunden betragen. — Dagegen bildete bei der französischen Armee (am 19. Mai) das Corps des Herzogs von Reggio (Oudinot) den rechten Flügel, der an die Gebirge auf dem linken Spreeufer sich lehnte und von dem feindlichen linken durch den Thalweg des Flusses getrennt war; auf der dresdner Straße, die nach Bautzen führt, stand vor dieser Stadt der Herzog von Tarent (Macdonald); links davon, Nimmschütz gegenüber, stand der Herzog von Ragusa (Marmont) und General Bertrand am linken Flügel des Ragusa, mit der Fronte gegen Zaslitz. An diesem Tage (19. Mai) wurde zur Vorbereitung auf die beiden nächsten der General Lauriston über Hoyerswerda detaschirt, um den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen oder doch anhaltend zu allarmiren; diese Expedition verunglückte; die Franzosen verloren in dem dadurch veranlaßten Gefechte bei Weissig (zwei Stunden unterhalb Bautzen) gegen Barclai de Tolly und York sechs Kanonen, 1500 Gefangene und das Gelingen ihres Planes; dem französischen General Perry wurden öffentlich Vorwürfe über schlechte Anordnungen dabei gemacht. Unterdessen waren der Fürst von der Moskau (Ney) und Regnier nachgerückt; der erstere war in Markersdorf, der letztere eine Stunde weiter rückwärts, während Lauriston Weißig besetzt hatte, das von den Verbündeten verlassen worden war, als die Nacht einbrach. — Am folgenden Tage (20. Mai) gab Napoleon seine Befehle an die Marschälle Oudinot, Macdonald, Marmont, Soult und Ney; alle sollten in gewissen bestimmten Zeitpuncten über die Spree gehen, den rechten und linken feindlichen Flügel angreifen, auf das Centrum nach dem Dorfe Wurschen, wo das russisch-preußische Hauptquartier sich befand, losgehen und von da weiter nach Weißenberg vorrücken. — Um 12 Uhr Mittags begann Napoleons Angriff zuerst auf die Höhen von Kreckwitz, wo der preußische General Kleist stand, und verbreitete sich bald auf der ganze Linie, außer welcher jedoch Bautzen, nach einer Tags vorher zwischen den beiden Kaisern getroffenen Übereinkunft, geblieben war. Nur wenige französische Kugeln fielen daher in die Stadt, wodurch nur einige Dächer beschädigt wurden. Bis zwei Uhr war es den Franzosen gelungen, den Bogen um Bautzen herum zu umgeben; jetzt drangen sie in die Stadt. Bei diesem Generalangriffe erlangte der linke französische Flügel eine Stellung nordöstlich vom Niedergurig bis Baruth, das Centrum von Kreckwitz bis Auritz und der rechte

Flügel von Auritz bis Grubbitz. Das Resultat des, besonders durch die Artillerie mörderischen, taglangen Kampfes war, daß Napoleon Abends sein Hauptquartier in Bautzen nahm und die Verbündeten rechts überflügelt waren. Eine zahllose Menge unglücklicher Schlachtopfer, die Mehrzahl derselben aber auf Seiten der französischen Armee, bedeckte todt oder verwundet das Schlachtfeld; die Verbündeten hatten keine Artillerie verloren. — Die Franzosen nannten die Ereignisse dieses Tages „das Vorspiel des Kampfes von Wurschen.“ — Dieser begann am folgenden Tage (21. Mai) mit Sonnenaufgang. Um 5 Uhr früh konnte Napoleon sich auf die Anhöhen begeben, die drei Viertelstunden jenseit Bautzen (nach der schlesischen Grenze zu) sich befinden. Der Widerstand der Verbündeten war furchtbar; der Fürst von der Moskau ward mehreremale zurückgeworfen, das Dorf Preititz, das er besetzt hatte, ihm wieder genommen; der Herzog von Dalmatien kam auch in Verlegenheit; da manövrirte Napoleon mit seiner Garde sich links schwenkend so, daß die Verbündeten ihre Stellung verändern mußten; ihr linker Flügel lehnte sich an das berühmte Hochkirch; aber er mußte, nachdem wirklich der rechte Flügel sich ganz umgangen sah, nachdem Wurschen von Ney und Lauriston besetzt worden war, von den Corps der Herzoge von Ragusa und Tarent heftig gedrückt, auch seine Position verlassen und nun begannen die Alliirten den Rückzug nach Görlitz. Am Abend befand Napoleon sich in Klein-Raschütz. — Der größere Verlust an Mannschaft war ebenfalls auf Seiten der Franzosen, die auch (nach preußischen Berichten) mehrere Kanonen eingebüßt hatten, während die Verbündeten deren keine verloren. Überhaupt wurde von den Alliirten der eigentliche Verlust der Schlacht nicht zugestanden, sondern angeführt, daß man aus „höhern Rücksichten“ solche nicht fortgesetzt habe. — Das bedrängte Bautzen ward von den Unglücklichen überfüllt und Zeuge mehrerer herzzerreißenden Auftritte; so wurde der dortige Gottesacker verwüstet; die Särge wurden aus den Grüften gerissen, die Todten hinausgeschleudert und die morschen Breter zu Wachtfeuern verbraucht. Die Ruinen von 30 niedergebrannten Dörfern werden noch lange von den Schrecknissen jener Tage zeugen. — Die französische Armee setzte sich nun in Marsch gegen Schlesiens Grenze. — (Man vergl. hiermit auch Hochkirch.) I.

Bavius und sein Geistesverwandter **Mävius**, zwei elende Versemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poesie berüchtigt. Beide werden von Virgil in der dritten Ekloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verse leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch schlechtern des Mävius schön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, sei, o Mävius, deinem Gesang hold!

In der neuern Poesie wird besonders noch Bavius (Bav) als Repräsentant des Ungeschmacks, kurzsichtiger Krittelei und schlechter Verskunst verhöhnt.

Bay heißt in der Schifffahrtssprache ein kleiner Meerbusen oder Arm der See, der sich zwischen zwei Erdstrichen ins Land hinein erstreckt, und hinten gleichsam einen Sack bildet. Von der **Bucht** unterscheidet sie sich darin, daß ihre Tiefe ins Land hinein größer, im Eingange sehr breit, und am Ende nach dem Lande zu enger ist, dagegen jene eben so weit beim Eingange als nach hinten zu sich zeigt.

Bayard (Pierre du Terrail, Herr von), genannt **der Ritter ohne Furcht und Tadel**, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, der uneingeschränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach,

bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte sein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einstimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller versucht sein möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine soche Vollkommenheit zu erreichen gewesen. Er war im Jahre 1476 auf dem Schlosse Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der ältesten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen seines Oheims George-du-Terroil, Bischofs von Grenoble, sog früh in der Schule dieses würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einst auszeichnen sollten. „Mein Sohn," sagte er zu ihm, „sei edel wie deine Vorfahren; wie dein Urgroßvater, der zu den Füßen König Johanns getödtet ward in der Schlacht bei Poitiers; wie dein Urgroßvater und dein Großvater, die dasselbe Schicksal hatten, der eine zu Azincourt, der andere zu Monthlery, und wie dein Vater, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt ward im Kampfe für das Vaterland." — Bayard war kaum dreizehn Jahr alt, als er in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen sah, war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat ihn sich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Tourniere eröffneten ihm zuerst ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernstere Kämpfe. Er begleitete, achtzehn Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit solcher Erbitterung bis zu den Mauern von Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Ludwig Sforza ließ ihm seine Waffen und sein Roß zurück geben, und entließ ihn großmüthig ohne Lösegeld. Während die Franzosen in Apulien standen, schlug Bayard ein spanisches Corps und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, sondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit seinen Gegner zum Zweikampf foderte und erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete die französische Armee, indem er den Marsch des siegreichen Feindes verzögerte. Für diese tapfere That erhielt er zur Devise einen Igel mit der Umschrift: Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser und Venetianer. Als Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er sich, als ein Verräther sich erbot, den Papst zu vergiften. Mit Unwillen verwarf sein edles Herz so schändlichen Verrath. Schwer verwundet bei der Bestürmung von Brescia wurde Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war und seine Frau nebst zwei Töchtern dem Übermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er war der Schutz der Wehrlosen, schlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, sobald er genesen war, in das Lager Gastons zurück, der vor Ravenna stand. Er stimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und ver-

folgte die Flüchtlinge. Gaston, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzuge von Pavia ward Bayard aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; sein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod schmerzt mich," sagte er, „aber daß ich sterben soll auf dem Bette wie ein Weib." — Kaum waren seine Wunden geheilt, als die heftigste Leidenschaft für ein reizendes Mädchen sein Herz entzündete. Sie wird ihm zugeführt; Verwirrung und Schmerz erhöhen ihre Schönheit. Kaum wagt sie die nassen Blicke zu ihm zu erheben. „Ach!" ruft sie aus, indem sie zu seinen Füßen niedersinkt, „Ihr seid Herr meines Schicksals; wißt, daß ich aus edlem Blute bin; entehrt nicht ein Opfer des Elends." — Diese Worte reichten hin, den Helden sich selbst wiederzugeben. Durchdrungen von heiliger Achtung für die Unschuld, wird er ihr Beschützer, bestimmt ihr eine Mitgift und macht der Mutter Vorwürfe, daß sie sich durch die Noth habe können verleiten lassen, die Tugend ihrer Tochter aufopfern zu wollen. — Bayard genoß der Huldigungen seiner Landsleute, als der von Ferdinand dem Katholischen begonnene Krieg ihn nach Navarra rief, wo er dieselben Talente, denselben Heldenmuth entfaltete, die ihn jenseit der Alpen berühmt gemacht hatten; die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards persönlichen Ruhm nur einen noch hellern Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Die französische Armee nahm schimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, sie aufzuhalten. Bayard bietet umsonst mit seiner gewohnten Unerschrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl ist seine Truppe im Begriff, die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen englischen Offizier, sprengt auf ihn zu, setzt ihm das Schwert auf die Brust und ruft ihm zu: „Ergieb dich, oder ich durchbohre dich." — Der Engländer giebt ihm seinen Degen; Bayard reicht ihm sogleich den seinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige." — Dies sinnreiche und kühne Benehmen wurde dem Kaiser und dem Könige von England hinterbracht, welche entschieden, daß Bayard keines Lösegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seien. Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, sandte er Bayard in die Dauphiné, um seiner Armee den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Prosper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Diese glänzende That war indeß nur das Vorspiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entschied. Nach diesem ruhmvollen Tage ließ Franz sich von dem tapfern Bayard mit dessen Schwerte zum Ritter schlagen. — Bald sollte dieses Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Nie war das Vaterland in größerer Gefahr; Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz des Reichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft sich in das schwach befestigte Mezieres, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heil. Michael, und übergab ihm eine Compagnie von 100 Mann, um sie in seinem eigenen Namen anzu-

führen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf stand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte sich plötzlich das Glück, und die bisher triumphirenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard schlagen lassen, und gab, da er auf dem Rückzuge selbst verwundet worden, in Bayards Hände die Armee, der sie retten sollte. Dieser sah die ihn umringende Gefahr, doch versprach er, die Armee mit Aufopferung seines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, die Sesia im Angesichte eines überlegenen Feindes zu passiren. Bayard, stets der Letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als ein aus einem Doppelhaken geschossener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm das Rückgrath zerschmetterte. Mit den Worten: „Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!" sank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," sagte er, „also daß mein Gesicht den Feind sieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz seines Schwertes, beichtete seinem Stallmeister, tröstete seine Diener und Freunde, empfahl ihnen sein Lebewohl an seinen König und sein Vaterland, und starb von Freunden und Feinden umringt, die sämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen. Dies geschah am 30. April 1524. Sein Tod setzte ganz Frankreich in Trauer. Den Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denselben einbalsamirt und den Franzosen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht und eine halbe Stunde von dieser Stadt in der Kirche eines Minoritenklosters beigesetzt. Sein Mausoleum besteht in einem einfachen Brustbilde mit einer lateinischen Inschrift.

Bayern. — Die Geschichte Baierns und seiner Bewohner verliert sich in die dunkelste Vorzeit. Ob die Nation von Celten oder Germanen abstamme, ist noch nicht entschieden; wahrscheinlich sind die heutigen Baiern aus einer Vermischung der alten Bojer mit den Bojoariern (die nach Mannert keine andern als Marcomannen waren, welche die Bojer besiegt hatten) entsprungen; und eine Denkwürdigkeit in der deutschen Geschichte ist es, daß die Nachkommen jener Völkerschaften noch dasselbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter sich einst niedergelassen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachsen sich erhalten, wiewohl dieser Name zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf Gegenden und Völkerschaften übergegangen ist, die vorher nie denselben führten. — Unter dem Namen Vindelicien war Baiern der römischen Herrschaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Besiegung Odoakers ein neues ostgothisches Reich stiftete, da fiel auch Baiern in die Grenzen desselben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angrenzenden Baiern (496). Der Sturz des ostgothischen Thrones brachte diese unter den fränkischen König Theodorich von Austrasien; doch retteten sie ihre Vorrechte, und die Freiheit ihre Regenten und Feldherrn selbst zu wählen; man ist nicht gewiß, ob sie ihre Fürsten Könige oder Herzoge nannten. Die Geschichte nennt uns das Geschlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8. Jahrhunderts sich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir die Namen Garibald, der zu Regensburg residirte und dessen zweite Tochter, Theodelinde, sich mit dem longobardischen Könige Autharis vermählte; Thassilo I. (590), dessen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den slavischen Stämmen, welche Illyrien, Steiermark, Kärnthen

und Krain überströmten, und deren Bundesgenossen, den Avaren, merkwürdig wurde; Odilo, der Schwiegersohn Carl Martels, der den königlichen Titel förmlich annahm, mit den Sachsen und Schwaben sich verbündete, aber von seinen Schwägern Carlmann und Pipin besiegt wurde, als er der fränkischen Oberhoheit sich gänzlich entziehen wollte (743), unter dessen Regierung der Erzbischof Bonifacius die baierische Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen theilte; Thassilo II. (748), der mit dem nachmaligen großen Carl an dessen Vaters (Pipin), seines Oheims, Hofe erzogen worden war, und diesem letztern auf dem Reichstage zu Compiegne den Vasalleneid schwören mußte, kurze Zeit darauf diesen aber für ungültig erklärte, mit dem Longobardenkönige Desiderius (seinem Schwiegervater) und dem aquitanischen Herzoge sich verbündete, (777) seinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Falle der lombardischen Dynastie, deren Krone der nunmehrige Carl der Große sich aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund schloß, von Carl hierauf besiegt, in der Folge aber von diesem aufs neue der Felonie beschuldigt, von dem Reichstage zu Ingolstadt (788) zum Tode verurtheilt, von Carl aber mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt wurde, wo sein Geschlecht erlosch — Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Baiern (nun eine fränkische Provinz) auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), bestellte seinen Schwager, den schwäbischen Grafen Gerold, zum Statthalter, und führte die fränkische Lehnsverfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbesitzungen der Agilolfinger wurden königliche Domänen, der Zehnten für die Geistlichkeit ward eingeführt, der bischöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Grenzen wurden Markgrafschaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. Im J. 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Baierns Grenze, das nun, außer dem eigentlichen Baiern, Tyrol, Salzburg, den größten Theil von Österreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichstädt, Anspach, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg, und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. — Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei seinem Leben vornahm, erhielt Pipin auch Baiern, wie Thassilo II. es besessen hatte. Nach des Kaisers Tode gab Ludwig der Fromme dies Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf dem Kaiserthrone (817) an Ludwig (den Deutschen) fiel. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bis hierher sich immer mehr befestigt, und die an die Stelle des aufgehobenen Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Ansehen. Nach Ludwigs Tode (876) ward sein Sohn Carlmann König von Baiern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in diesem Lande, wovon aber Kärnthen abgerissen wurde; durch seinen Tod (882) kam Baiern an Carl den Dicken, nach diesem an Arnulph (887) und dann (899) an dessen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an machte Baiern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber besonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulph II., Sohn des baierischen Feld-

herrn Luitpold, seit 907 Markgraf und General, nahm mit Zustimmung des Volkes die herzogliche Würde und souveräne Gewalt an, als „aus Gottes Vorsehung Herzog der Baiern und der umliegenden Länder," wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad empfing er von diesem Baiern feierlich in Lehn. Unter seinen Nachfolgern Eberhard (937), Berthold († 948), Heinrich I., Heinrich II. (955), Otto, Hezilo (983), war Baiern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen Arnulph von Scheyern Empörung gegen den Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutsche Reich selbst oft mehrere Könige neben sich und wider einander hatte; so besaß auch Baiern mehreremale zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die Kämpfe, die entvölkernden Kreuzzüge und den ewigen Wechsel der Herzoge, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald wegen Widersetzlichkeit genommen worden, einige Jahrhunderte durch vielfältig gelitten hatte, erhielt es, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, der baierische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs Arnulph Grafen von Scheyern (1180), jedoch waren Steiermark, die welfischen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (diese letztern zu Gunsten der Geistlichkeit) abgerissen worden. Er ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses. — Herzog Otto, „der Größere genannt, starb 1183. Unter seinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Baierns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert; er ward (1231) wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königs Heinrich, über dessen Empörung gegen seinen Vater Kaiser Friedrich II. der Herzog sich sehr unzufrieden geäußert hatte, ermordet, und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten sich die Bischöfe unabhängig, das Gebiet des Staates wurde nicht unbedeutend vermehrt; seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstlichen Bannstrahl zu, dessen Zurücknahme er nicht erlebte († 1253). Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten 2 Jahre gemeinschaftlich; sie theilten (1255) sich in das Land, so daß Ludwig Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielt und eine Linie bildete, die aber nach wenig Jahren schon wieder ausstarb; an beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Conradin (von Hohenstaufen). Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte zur Kaiserwürde (als Ludwig IV., der Baier genannt, 1314). Dieser errichtete mit seines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, geschlossen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- und Oberpfalz überließ, für sich aber blos Oberbaiern behielt, worin auch das Wechseln der Churstimme zwischen beiden Linien und die Succession derselben nach dem Erlöschen des Mannsstammes der einen oder der andern Linie genau bestimmt wurde, und welcher Vertrag bis auf die neuesten Zeiten das wichtigste Hausgesetz der wittelsbachischen Dynastie geblieben ist. Nach dem Erlöschen der niederbaierischen Linie vereinigte Kaiser Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Niederbaiern mit Oberbaiern; die Ansprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Österreich wurden dabei nicht beachtet; blos ein Aversionalquantum erhielten sie in der Folge (1348). Kaiser Ludwig groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von Baiern, erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste; indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung in Niederbaiern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Verwaltung. Dieser große Kaiser, Baierns

strahlender Ruhm, starb den 11. October 1734, mit Hinterlassung einer 6 Söhne aus zwei Ehen und eines reichen Erbes, das nicht nur aus Baiern bestand, sondern dem auch Brandenburg, die holländischen und freländischen Provinzen, Tyrol u. s. w. verbunden war. Doch diese Provinzen gingen durch unselige Theilungen und den Zwist der Linien bald wieder verloren. Die von den 6 Brüdern gegründeten Linien starben nicht minder schnell aus, und die Linie München vereinigte das zerrissene Erbe größtentheils wieder. Im J. 1506 wurden die ober- und niederbaierischen Landstände zu einer gemeinschaftlichen Repräsentation verbunden, und Herzog Albert II., von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete mit Einwilligung seines Bruders Wolfgang und der Landstände, eine pragmatische Sanction, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt und die Apanage der nachgebornen Söhne bestimmt wurde. Albert starb 1508. — Von seinen 3 Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernst) sollte also Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung zwischen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1554 dauerte, wo Wilhelm starb und durch den Widerstand, den beide Fürsten Luthers Reformation leisteten, sich auszeichnete. Luthers ergrimmtester Widersacher, Johann Eck zu Ingolstadt, lebte unter ihrem Schutze, den sie vorzüglich auch den Jesuiten ertheilten. Ludwig starb 1850; sein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünstigte den Jesuitismus, war aber ein sehr freigebiger Beförderer aller Wissenschaften und Künste. Die Landstände erlangten von ihm große Vorrechte. Er starb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V. *) genannt der Fromme, der schon 1596 seinem ältesten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ und sich selbst in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian, mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiser Ferdinand II. (1623) mit der pfälzischen Churwürde (auch dem Erbtruchsesamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze Wilhelm'sche Linie ausgedehnt. Der westphälische Friede sicherte Maximilian die Churwürde, den Besitz der Oberpfalz, dem pfälzischen Hause aber die Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der Wilhelm'schen Linie. Maximilian starb (den 27. September 1651) nach einer fünfundfunfzigjährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria folgte ihm, und diesem 1679 sein ältester Prinz Maximilian Emanuel. In dem spanischen Erbfolgekriege erklärte sich der Churfürst für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt (oder Blendheim) ward Baiern von dem Kaiser völlig als ein erobertes Land behandelt, der Churfürst (1706) geächtet und erst im Frieden zu Baden (1714) wieder in seine gesammten Länder restitutirt. Nach seinem Tode (1726) folgte ihm Karl Albrecht in der Churwürde. Ob dieser gleich die pragmatische Sanction Kaiser Carls VI. unterzeichnet hatte, so nahm er dennoch nach des Kaisers Tode und dem für den König von Preußen glück-

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete sich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentschreibers zu München. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiser zu Grafen zu Wartenberg ernannt.

lichen Anfang des ersten schlesischen Krieges die ganze österreichische Erbschaft in Anspruch *), unterwarf sich mit Gewalt der Waffen ganz Oberösterreich, nahm den Titel eines Erzherzogs von Österreich an (1741), ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen, und ward sogar (1742) zu Frankfurt zum deutschen Kaiser (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchste Gipfel seines Glücks erreicht. Wie er von Österreich und Böhmen sich hatte huldigen lassen, so ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Theresia sich von Baierns Ständen und der Oberpfalz huldigen. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessencassel und Friedrich II. geschlossenen Union (1744) und der Fortschritte, welche die preußischen Waffen machten, kam Carl besonders durch des österreichischen Feldherrn, Carls von Lothringen, Talent und Übermacht abermals in die Verlegenheit, Baiern preis geben zu müssen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20. Januar 1745 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Österreich angenommen hatte, versöhnte sich mit Österreich einige Monate darauf im Frieden zu Füssen (22. April 1745), trat der Garantie der pragmatischen Sanction bei, sicherte dem Großherzoge Franz seine Stimme zur Kaiserwahl zu, und erhielt dagegen alle von Österreich eroberten baierischen Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Industrie, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtet; die Wissenschaften erhielten einen Stütz- und Centralpunct durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München (1759) und die Künste fanden an ihm einem großmüthigen Beschützer. — Alle seit dem Vertrage von Pavia (1329) bestehenden Erbverträge mit dem pfälzischen Churhause bestätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor seinem Tode selbst dem Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz die Mitregentschaft. — Sowohl nach den Verträgen des wittelsbachischen Hauses, als auch nach der Bestimmung des westphälischen Friedens gehörte dem Churfürsten von der Pfalz unstreitbar die Nachfolge in Baiern, da mit dem Absterben Maximilian Josephs (30. December 1777) die wittelsbach-baierische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Österreich mit Ansprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Der kinderlose Carl Theodor ließ sich bereden, eine Convention zu ratificiren (1778 den 3. und 14. Januar), in welcher er auf die baiersche Erbschaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) protestirte als nächster Agnat und präsumtiver Erbe, von Friedrich II. dazu veranlaßt, gegen jene Verzichtleistung. Hierdurch wurde der sogenannte baierische Erbfolge-

*) Er gründete seine Ansprüche auf den Ehevertrag zwischen Herzog Albert V und dessen Gemahlin, Anna, Kaiser Ferdinands I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben soll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle österreichischen Staaten erben sollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben aussterben würde.“ (Dieser Vertrag war auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben.“

krieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert wor-
den war (hauptsächlich nach der russischen Erklärung wider Österreich)
durch den teschner Frieden (13. Mai 1779) wieder beendigt wurde.
Dem Churfürsten von Pfalz-Baiern wurde der Besitz Baierns, von
welchem Österreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q.
M.), auf die pfalzbaierischen Hausverträge zugesichert und garantirt.
Durch diese Vereinigung der baierischen Lande erlosch zugleich, nach
der Vorschrift des westph. Friedens, die achte Churwürde. Doch sechs
Jahre darauf (1784) erwachte in Wien der Wunsch nach dem Besitze
Baierns mehr als je, und man suchte nun zu seiner Verwirklichung
ein Tauschproject hervor, das hundert Jahre früher schon ausgespro-
chen worden war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Churfürsten
den Antrag machen: Baiern gegen die österreichischen Niederlande
(mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von 3 Mill.
Guld. für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Ti-
tels als König von Burgund zu vertauschen. Doch die ganzen damals
von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festig-
keit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieser, Preußens Schut-
zes gewiß, erklärte: „daß er nie seine Einwilligung in eine Vertau-
schung seiner altväterlichen Erblande geben werde." — Das lebhafte
Interesse, mit welchem Friedrich II. für die Sache Baierns sich inter-
essirte, da er einen solchen Tausch nicht nur als einen Bruch des von
ihm mit garantirten teschner Friedens, sondern hauptsächlich auch als
eine Verletzung des reichs-constitutionsmäßigen Gleichgewichtes der
deutschen Staaten betrachtete, verursachte, daß man in Wien jene Idee
wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwun-
genen oder gewaltsamen Tausch nie gebacht habe und nie denken wer-
de *)." Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch
durch den in Baiern unter seinen Augen entstandenen Orden der
Illuminaten und den gegen diese geführten Prozeß, durch die
Streitigkeiten über Kryptokatholicismus und den sich wieder emporhe-
benden Jesuitismus; die Preßfreiheit wurde unter diesen innern Käm-
pfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung
einzubrechen, als der Anfang der französischen Revolution die damit
verbundene Revolution der Ideen und Ansichten auch nach Baiern
fortpflanzte. Als die französische Revolution ausgebrochen war, stellte
der Churfürst sein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt schon
sehr viel, aber bald (1796) ward Baiern selbst der Schauplatz des
Krieges. Mitten in dieser Krisis (16. Febr. 1799) starb Carl Theo-
dor, und zwar ohne Erben, so daß mit ihm der sulzbachische Stamm
des pfälzischen Hauses erlosch und der Herzog Maximilian Joseph von
Zweibrücken (geb. 27. Mai 1756) zum Besitz der gesammten baieri-
schen Lande und der Churwürde gelangte. Der Friede von Lüneville
(9. Febr. 1801) machte endlich dem wiederausgebrochenen Kriege ein
Ende, und sein hauptsächlichstes Resultat, „die Abtretung des ganzen
linken Rheinufers an Frankreich," wurde für Baiern von den wichtig-
sten Folgen. Indem es auf der einen Seite seine sämmtlichen schönen
Besitzungen auf dem linken Rheinufer verlor, dazu aber auch noch sei-

---

*) Wie dieser Vorgang aber zur Errichtung des deutschen Fürsten-
bundes, unter Preußens Aegide, Veranlassung gab, das sehe man in
dem Art. „Fürstenbund" nach, wo mit mehrerer Ausführlichkeit
davon die Rede ist.

seine diesseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande abtrat, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptschluß eine Entschädigung, wobei sein Totalgewinn 99¼ QM. mit 216,000 Einw. betrug. Die hohe politische Wichtigkeit, welche Baiern für Österreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruche des Krieges von 1805 in immer helleres Licht. Als Österreich zum neuen Kriege gegen Frankreich sich rüstete, mußte ihm unter den Fürsten zwischen dem Inn und Rhein der Churfürst von Baiern vorzüglich wichtig sein. Es verlangte von demselben, daß er ohne Anstand seine Truppen mit der österr. Armee vereinigen sollte, indem es ihm die gewünschte Neutralität verweigerte, „die (wie Kaiser Franz am 3. Sept. 1805 an den Churfürsten schrieb) Frankreich selbst auch nur so lange wirklich bestehen lassen würde, als sie mit seinem Vortheile vereinbarlich sei. Doch Baiern betrug sich allerdings hierbei so, daß der in Wien gehegte Verdacht eines Einverständnisses mit Frankreich nicht aus der Luft gegriffen schien. Der Friede von Preßburg machte dem Kriege, in welchem Baiern gegen 30,000 M. seiner Truppen mit den Franzosen vereinigt hatte, ein Ende und verschaffte diesem Staate eine Vergrößerung von 500 QM. und 1,000,000 Einw., seinem Regenten aber die königl. Würde mit voller Souveränetät, dagegen dieser Würzburg abtrat, welches zu einem besondern Churfürstenthum erhoben wurde. Jetzt setzte Baiern (gleich Würtemberg und Baden) sich auch in den Besitz der in seinen Grenzen enclavirten reichsritterschaftlichen Besitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politische Band ward durch die Vermählung der Prinzessin Augusta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vice-König von Italien ernannten Stiefsohn des französischen Kaisers, nur noch fester geknüpft. Unmittelbare Folge dieser innigen Vereinigung waren die Vertauschung Bergs, das Bayern an Napoleon abtrat, gegen Anspach, welches Preußen an Frankreich gegen Hannover überlassen hatte, und endlich der wichtigste Schritt: die Unterzeichnung der rheinischen Conföderationsacte (12. Aug. 1806), wobei Baiern sich zur Stellung eines Bundescontingents von 30 000 Mann und der Befestigung von Augsburg und Lindau verpflichtete. Demzufolge mußte Baierns König im J. 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Österreich (aus dessen Ereignissen, in Beziehung auf Baiern, wir des Aufstandes in Tyrol gedenken), nach dessen Beendigung Baiern bedeutende Vergrößerungen, theils auf Kosten Österreichs, theils durch Tauschverträge mit Würtemberg und Würzburg erhielt. Als im J. 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland losbrach, stellte Baiern das ganze constitutionsmäßige Contingent aufs neue zur franz. Armee, deren Schicksal es in jenem ewig denkwürdigen Feldzuge in vollem Maße theilte; nur unbedeutende Trümmer kamen von 30,000 Baiern im Frühjahre 1813 zurück. Doch stellte Maximilian Joseph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals frische Truppen zur Disposition des sogenannten Beschützers des rheinischen Bundes, als dieser in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verlust dieses Contingents, das unter dem Oberbefehl des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, mit gewohnter Tapferkeit sich auszeichnete, doch in dem Treffen von Luckau und Großbeeren (1813) sehr viel litt. Da änderte sich plötzlich Baierns System und zugleich seine politische Lage nach außen. Während eine französ. Observationsarmee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte ein baierisches Beobachtungscorps am Inn einer österrei-

iſchen Heeresabtheilung gegenüber ſich geſtellt. Lange blieben beide
Theile unthätig. Der Abmarſch des Augereau'ſchen Corps, wodurch
Baiern auf dem verwundbarſten Puncte preis gegeben wurde, be-
ſchleunigte den Entſchluß ſeines Königs. Der baieriſche Feldherr,
Wrede, ſchloß mit dem öſterreichiſchen, Frimont, am 8. Oct. zu Ried
eine Übereinkunft ab, auf welche eine officielle Erklärung v. 15. Oct.
folgte, nach welcher ſich Baierns König vom Rheinbunde losſagte und
ſeine Streitkräfte gegen Frankreich und den bisherigen Protector wen-
dete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags, worin dem
Könige der bisherige Länderbeſitz mit aller Souveränetät garantirt
wurde, mit ſeinem Corps das öſterreichiſche, als ernannter Oberbefehls-
haber über beide. In der Schlacht bei Hanau fühlten die Franzoſen
zuerſt die Schärfe des baieriſchen Schwertes und im ganzen Verfolge
des Krieges bis zum Frieden von Paris i. J. 1814 bewährten Bai-
erns Krieger den wohlerrungenen Ruf deutſcher Tapferkeit. Die Kraft
des Staates entwickelte ſich zu neuem Flor, als beim Ausbruche des
neuen Kampfes der Kronprinz an die Spitze des Nationalheeres trat.
Unterdeſſen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich die Bearbei-
tung der deutſchen Bundesacte, ſo wie all die verſchiedenartigen Inter-
eſſen, die aus dem neuerſtehenden europäiſchen und insbeſondere deut-
ſchen Staatenſyſteme hervortraten, der baieriſchen Regierung hinläng-
liche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatiſche Kunſt zu entwickeln;
Baiern zeigte ſich ſtets auf dem von ihm rein aufgefaßten Stand-
puncte eines unabhängigen, ſouveränen Staates. Nachdem es, in
Folge des pariſer Friedens vom 30 Mai 1814, Tyrol und Vorarlberg
an Öſterreich gegen Überlaſſung des für Toscana hingegebenen Groß-
herzogthums Würzburg, bereits an Öſterreich wieder abgetreten hat-
te, überließ es demſelben vermöge eines am 14. April 1816 abge-
ſchloſſenen Vertrages noch: 1. die Theile des Hausruckviertels und
das Innviertel, ſo wie ſie 1809 von Öſterreich an Baiern abgetreten
worden waren; 2. das Fürſtenthum Salzburg mit Ausnahme der Äm-
ter Waging, Tittmoning, Teiſendorf und Laufen, in ſo weit dieſe auf
dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegen ſind, und 3. das Amt
Vils. Dagegen erhielt es: a. von den Gebieten auf dem linken Rhein-
ufer, und zwar vom ehemaligen Departement Donnersberg die Ar-
rondiſſements Zweibrücken, Kaiſerslautern, Speier (mit Ausnahme der
Cantone Worms und Pfeddersheim), den Canton Kirchheimbolanden
im Arrondiſſement Alzei; dann vom Saardepartement die Cantone
Waldmohr, Blieskaſtel und Kuſel (mit Ausnahme der Ortſchaften
Schwarzarb, Reichweiler, Pfeffelbach, Ruthweiler, Burg und Thal
Lichtenberg); im Canton St. Wendel die Gemeinden Saal, Nieder-
kirchen, Bubach, Marth, Hof und Oſterbrücken; im Canton Grumbach
die Gemeinden Eſchenau und St. Julian; dann im niederrheiniſchen
Departement den Canton, die Stadt und Feſtung Landau, letztere als
deutſche Bundesfeſtung, die Cantone Bergzabern, Kandel und den
ganzen Theil des Departements Niederrhein, welcher von Frankreich
durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 abgetreten worden
war; ſo wie b. die ehemaligen fuldaiſchen Bezirksämter Hammelburg,
mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weyhers,
ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt; dann im Amte
Biberſtein die Dorfſchaften Batten, Brand, Dietges, Findlos, Lieb-
harz, Melperz, Oberebernhardt nebſt Steinbach, Seifferts und Thai-
den. Noch kann nicht mit Genauigkeit das Mehr oder Minder gegen
Baierns Areal und deſſen innere Kräfte, wie am Tage des frieden

Vertrags (8. Oct. 1813) es war, dargestellt werden; damals betrug sein Flächeninhalt (seit dem Frieden von Wien) 1636, i. J. 1815 aber nur 1490 □M. mit einer Bevölkerung von 3,800,000, i. J. 1818 aber 3,560,000 Menschen, von denen 3 Mill. sich zur katholischen Religion bekannten. Die Einkünfte betrugen damals etwa 18 Mill. Gulden, die Staatsschulden wurden auf 90 Mill. angegeben; im J. 1819 berechnete man die Staatsausgaben zu 30,940,727 Fl., die Einnahme zu 30,258,137 Fl., und die Staatsschuld zu 105,752,658 Fl., zu deren Abzahlung der Tilgungsfond jährlich 715,000 Fl. gab. Die Armee ist 50,000 M. stark, wovon 35,600 das 7. Armeecorps des deutschen Bundesheeres ausmachen. Außer der activen Armee und dem Bürgermilitär war Anfangs 1813 schon eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Classen besteht, deren erste die Reserve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Grenzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Sicherheit innerhalb der Landesgerichtsbezirke verpflichtet ist. Schon am 1. Mai 1808 promulgirte der König eine Constitution als Grundlage der Staatsverfassung, welche aber nie in Ausübung kam. An ihre Stelle trat die am 26. Mai 1818 bekannt gemachte Constitution, welche dem Lande eine neue Verfassung mit einer National-Repräsentation in zwei Kammern gab. Der erste Landtag wurde im Februar 1819 zu München eröffnet. — Die Prinzen und Prinzessinnen haben den Titel königl. Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg residirt, vorher Baiern-Berg; seine Nachkommen heißen herzogl. Durchlaucht, er selbst schreibt sich Herzog in Baiern). Die Gemahlin des jetzigen Königs Maximilian Joseph heißt Caroline und ist eine Tochter des verstorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Der Kronprinz (aus der ersten Ehe des Königs mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt) heißt Carl Ludwig August und ist vermählt mit Therese, einer Tochter des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen; außer ihm hat der König elf Kinder gezeugt. Zum Glanz der Krone giebt es vier Kronämter (Kron-Oberst-Hofmeister, Kron-Oberst-Kämmerer, Kron-Oberst-Marschall, Kron-Oberst-Postmeister) und fünf Ritter-Orden: 1. der St. **Hubertus-Orden**, der erste des Reichs, gestiftet von Gerhard, Herzog zu Jülich und Berg, im J. 1455 zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges und vom Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz im J. 1704 erneuert. Bei der Stiftung des Civil-Verdienst-Ordens im J. 1808 wurden für den Hubertus-Orden verschiedene Modificationen festgesetzt. Der König ist oberster Ordensmeister. Die Mitglieder des Ordens sind die Prinzen des königl. Hauses, zwölf Capitularen, darunter der Groß-Commenthur und Großkanzler des Ordens, dann auswärtige Mitglieder, gekrönte Häupter oder Prinzen aus regierenden Häusern, und fürstl. Ritter aus nicht regierenden Häusern. Die zwölf Capitularen erhalten jährliche, nach ihrer Anciennität verschiedene Pensionen. Das Ordenscapitel wird jährlich am 12. Oct. gehalten. 2. Der **Orden des heil. Georgs**, vom Churfürsten Carl Albrecht (nachmals Kaiser Carl VII.) am 24. April 1729 gestiftet, oder — da man den Ursprung des Ordens in die Zeiten der Kreuzzüge setzen will — wenigstens wieder hergestellt. Der König ist Großmeister. Die Mitglieder des Ordens sind: drei Groß-Priore, blos Prinzen aus dem baiers. Hause, Großkreuze aus fürstlichen und gräflichen nicht regierenden Häusern, Commandeurs und Ritter. Außerdem ist noch ein Ordensbi-

hof und ein Ordens-Großkanzler. 3. Der Civil-Verdienst-Or-
en der baierischen Krone, gestiftet vom jetzigen König am
7. Mai 1808 für Personen, welche in Civil-Staats-Diensten sich um
as Vaterland besonders verdient gemacht haben. Der Orden hat 4
Classen: 13 Großkreuze, 24 Commandeurs, 100 Ritter und die Classe
erer, welche die Civil-Verdienst-Medaille erhalten. Aus den Groß-
reuzen wird ein Kanzler und ein Schatzmeister des Ordens gewählt.
ach dem 2. §. der Statuten soll ein Fonds angewiesen werden, aus
elchem für eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern aller Classen an-
emessene jährliche Einkünfte gebildet werden können. Das Ordens-
apitel oder Conseil wird jährlich am Stiftungstage (den 27. Mai)
:halten. Dieser Orden wird auch an verdiente Ausländer verliehen.
Der militärische Max-Joseph-Orden, gestiftet vom jetzt
gierenden König am 1. Jan. 1807, für ausgezeichnete Kriegsdien-
:. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus drei Classen,
roßkreuzen, Commandeurs und Rittern besteht, und auch an aus-
ärtige Militärs verliehen wird. Von den Großkreuzen erhalten sechs
hrlich 1500 Fl. jeder Pension, von den Commandeurs, die sämmtlich
enerale sind, erhalten acht jährlich 500 Fl. jeder, und von den Rit-
rn erhalten funfzig jährlich 300 Fl. jeder Pension. 5. Der Haus-
rden vom heil. Michael, gestiftet am 29. Sept. 1693 von Jo-
ph Clemens, Churfürsten zu Cöln und gebornem Herzoge von Bai-
n, erneuert und bestätigt von dem jetzt regierenden Könige, am 11.
ept. 1808 und 6. Aug. 1810. Der Orden besteht aus drei Classen,
roßkreuzen, welche zugleich Capitularen sind, Amtsherren oder Com-
andeurs, und Rittern. Um in eine dieser drei Classen aufgenom-
en werden zu können, wird eine Ahnen-Probe erfodert. Noch giebt
eine Classe unter der Benennung Ehren-Ritter, in welche,
ch der Willkür des Großmeisters, Männer von Verdiensten, beson-
rs Gelehrte, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und Religion, auf-
nommen werden können. Nach den Statuten sollen 15 Großkreuze,
Amtsherren, 36 Ritter und 12 Ehren-Ritter sein. Der dermalige
roßmeister des Ordens ist Wilhelm, Herzog in Baiern. Der ehe-
alige Verdienst-Orden des pfälzischen Löwen, gestiftet 1768 vom
urfürsten Carl Theodor, ist durch die neue Einrichtung des baieri-
en Civil-Verdienst-Ordens (1808) für erloschen erklärt worden;
ch können die Inhaber desselben ihn unter diesem Namen forttragen.
och giebt es in Baiern einen weiblichen Orden, den Orden der
il. Elisabeth, gestiftet von der Churfürstin Maria Elisabeth,
r Prinzessinnen und Hofdamen verliehen wird, und einen religiösen
veck hat. Die Constitution gewährt die Rechte der Staatsbürger,
icherheit der Person und des Eigenthums, Gewissensfreiheit und
reßfreiheit *); die Leibeigenschaft ist aufgehoben; alle drei christliche
onfessionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der
taatsbürger erwerben. Das ganze Reich wird durch eine National-
präsentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und
bricanten besteht, aus den Kreisen gewählt wird, welche die Reichs-
rsammlung bilden, die vom König einen Präsidenten erhält und we-

*) Es giebt gar keine Büchercensur, indem Schriftsteller und Verleger nicht verbunden sind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchsicht ei-ner Behörde zu unterwerfen; nur politische periodische Schrif-ten machen eine Ausnahme.

nigstens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs sich versammelt; sie theilt sich dann in Commissionen für die Finanzen, die Gesetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsschuldentilgung. — In allen Theilen des Königreichs ist der Codex juris Bavarici judiciarii seit dem 1 Jan. 1811 in gesetzliche Kraft getreten. Für die Staatsverwaltung giebt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsministern, Kronbeamten und zwölf bis sechzehn Mitgliedern besteht und über die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathschlagt. Das Ministerium theilt sich in fünf Departements: der auswärtigen Verhältnisse, der Finanzen, des Innern, der Justiz und des Kriegswesens. — An der Spitze jedes der neun Kreise steht ein General-Kreis Commissär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreise; außer ihm besteht noch in jedem Kreise eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe sind dem General-Commissariate untergeben. — Die Justizbehörden sind: das Ober-Appellationsgericht, die Appellationsgerichte (für zwei Kreise eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfassung der Katholiken ist durch das den 5. Juni 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat definitiv organisirt. Das Königreich ist dadurch in zwei Erzbisthümer eingetheilt: 1. Erzbisthum München und Freisingen mit den Bisthümern Augsburg, Passau und Regensburg; 2. Erzbisthum Bamberg mit den Bisthümern Würzburg, Eichstädt und Speier. Diese acht bischöflichen Sitze besetzt der König selbst, hat aber dafür dem Papste nicht nur die Wiedereinrichtung eingegangener Klöster, sondern auch vermöge des freien Verkehrs mit Rom einen Einfluß auf Klerus und Volk zusichern müssen, der das in Baiern unter der gegenwärtigen Regierung erst angefangene Werk der Aufklärung des Volks eben nicht befördern wird. Auch dürfte der 13. Art. des Concordats, vermöge dessen die Regierung die Verbreitung verfänglicher Bücher auf Antrag der Bischöfe zu hindern hat, der ohnehin im ersten Aufblühen begriffenen Literatur Baierns nicht zur Aufmunterung gereichen. Indessen ist das Concordat — das in der öffentlichen Meinung den größten Widerspruch findet — noch nicht als Staatsgesetz promulgirt (1820); auch macht die Dotirung der erz- und bischöflichen Sitze Schwierigkeiten; sie beträgt jährlich 362,000 Fl. und man versichert, daß es der National-Repräsentation noch zur Prüfung vorgelegt werden solle. Für die Protestanten deren Cultus mit 231,742 Fl. dotirt ist, giebt es ein protestantisches General-Consistorium. — Als Mitglied des deutschen Bundes führt Baiern bei den Bundesversammlungen eine Stimme, und im Pleno vier Stimmen. — Unter der musterhaften Regierung Maximilian Josephs hat Baiern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Cultur in jeder Hinsicht, in Vergleich mit dem, was es nur noch vor zwanzig Jahren war, erlangt. Trefflich sind die Ufer-, Brücken-, Wasser- und Straßenbaue; auch die seit 1810 unternommene Vermessung und Schätzung des Landes zum Behufe eines Steuercatasters. Während Landbau, Manufacturen und Fabriken sich erhoben haben, die Polizei in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, sind die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten verbessert worden. Der öffentliche Unterricht hat — so weit er sich nach den bekannt gewordenen Planen beurtheilen läßt — gewonnen und ist eigens entworfenen Instructionen untergeordnet worden. Universitäten sind zu Landshut, Würzburg und Erlangen. Zu München befindet sich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, so

vie ein landwirthschaftlicher Verein für ganz Baiern. Die Akademie
ler Wissenschaften und die der bildenden Künste zu München besitzt
nehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes, und man
erdankt ihren Anstrengungen bereits schöne Resultate. I.

Bayle (Pierre), geboren zu Carlat in der ehemaligen Graf-
chaft Foix, im J. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem
Vater, der ein reformirter Geistlicher war. Früh gab er Proben ei-
es bewundernswürdigen Gedächtnisses und einer besondern Lebhaftig-
eit des Geistes. Mit neunzehn Jahren begab er sich auf die Schule
on Puy-Laurens, um hier seine Studien zu vollenden. Die Leiden-
chaft, mit der er studirte, kostete ihm beinahe das Leben, seine Ge-
undheit ward dadurch für immer geschwächt. Alle Bücher waren ihm
ut; sein Geschmack an der Dialektik zog ihn besonders zu den Con-
roversschriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren seine
ieblingswerke. Letzterer schmeichelte ohne Zweifel seinem Hange zum
Skepticismus; beide theilten vielleicht seinem Styl jene Lebendigkeit,
ene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkischen Anstrich mit,
ie darin wahrzunehmen sind. In Toulouse, wohin er gegangen war,
m die Philosophie zu studiren, besuchte er die Hörsäle der Jesuiten.
Die Argumentationen seines Professors, noch mehr aber die freund-
chaftlichen Disputationen mit einem katholischen Geistlichen, der ne-
en ihm wohnte, bestärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Or-
hodoxie des Protestantismus bereits in ihm entstanden waren, in dem
Grade, daß er die Religion zu vertauschen beschloß. Sein Übertritt
var ein Triumph für die Katholiken, aber ein Donnerschlag für sei-
e Kirche und für seine Familie, die Alles anwandte, ihn wieder zu
ewinnen. Auch kehrte er nach siebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um
ich der Strafe des ewigen Banns, womit die katholische Kirche da-
nals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und
on da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung seiner
Söhne anvertraute. Aber dieser Aufenthalt und dieses Geschäft wurden
hm bald lästig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ sich in
Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen.
Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigstens die Gesellschaft ge-
ehrter Männer für die Beschwerden einer Beschäftigung schadlos
ielt, der er sich zum drittenmale hatte unterziehen müssen. Im J.
1675 erhielt er den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan, auf welchem er mit
Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie im J. 1681 lehrte.
Er ward hierauf in derselben Eigenschaft nach Rotterdam berufen.
Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen im J. 1680, der ein
ast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 seine Pen-
ées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrsamkeit,
n welchem tausend Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theo-
ogie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die
Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg.
Dieses Werk, das von Katholiken und Protestanten gleich beifäl-
ig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt
vurde, erweckte die Eifersucht des Theologen Jurieu, dessen Réfuta-
ion du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte
Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten
die Rede sein wird Er unternahm indeß eine periodische Schrift un-
ter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein dar-
in aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Kö-
nigin Christine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe schreiben

ließ. Bayle rechtfertigte sich, und seine Entschuldigungen genügten der Königin so vollkommen, daß sie seitdem einen literarischen Briefwechsel mit ihm führte. Ernstlicher ward seine Ruhe durch den Tod seines Vaters und seiner beiden Brüder gestört. Diese Verluste, verbunden mit den immer steigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains les d'entrer, der weder in Ansehung des Styls, noch des Tons seiner würdig ist. Auch wollte sich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Toleranz in diesem Werke vertheidigt wurde, den Verfasser erkannt haben mochte, griff dasselbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle selbst auszubrechen; diesen gab ihm der Avis aux réfugiés, ein Werk, worin die Protestanten mit wenig Schonung behandelt sind. Jurieu beschuldigte Bayle nicht nur, der Verfasser dieser Schrift zu sein (die gewiß nicht von ihm ist), sondern er stellte ihn zugleich als die Seele einer dem Interesse Frankreichs ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle diese Beschuldigungen; aber die Verleumdung siegte und im J. 1693 entsetzte der Magistrat von Rotterdam Bayle seines Amtes und verbot ihm sogar Privatunterricht zu geben. Da er sich auf diese Weise von allen Geschäften frei sah, die Arbeit aber seinem rastlos thätigen Geiste Bedürfniß war, widmete er jetzt seinen ganzen Fleiß der Abfassung seines Dictionnaire historique et critique, daß er zuerst im J. 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieses Werk war das erste, das unter seinem Namen erschien. Jurieu, dessen Wuth noch nicht gestillt war, trat abermals als Bayle's Gegner auf, und veranlaßte das Consistorium, bei dem er nur in zu großem Ansehn stand, dem Verfasser verschiedene heftige Vorwürfe zu machen. Bayle versprach zwar Alles, was das Consistorium anstößig gefunden zu vertilgen; da er indeß fand, daß das Publicum andere Ansichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit seiner Leser als seiner Richter gelegen war, so ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben sich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide seine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind seiner Religionspartei und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, aber sie trübten weniger seine Seelenruhe als sie seine Körperleiden vermehrten. Seit lange war seine Brust in einem gereizten Zustande; sie entzündete sich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und für unheilbar ansah. Er starb so zu sagen, die Feder in der Hand im J. 1706, in einem Alter von 59 Jahren. „Bayle," sagte Voltaire, „ist der erste Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müssen zugeben, daß in seinen Werken sich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Lästerung gegen das Christenthum wäre; aber seine größten Vertheidiger auch gestehen, daß in seinen Controversartikeln sich keine Zeile findet, die nicht den Leser zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe." Er selbst vergleicht sich mit Homers Herrscher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent' sagt er „besteht darin, Zweifel zu erregen, aber es sind nur Zweifel." Die Zuversichtlichkeit der meisten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewisse Dinge nicht so unerschütterlich und sonnenklar sind, wie sie sich einbildeten. Er übersprang aber nach und nach das Ziel, und zog selbst die erwiesensten Thatsa-

ichen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, so wenig verstand r von der Physik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren hm bekannt. Sein Styl ist zwar natürlich und klar, aber oft weitschweifig, nachlässig und incorrect. Er selbst nennt sein Dictionaire ine unförmliche Sammlung an einander gereihter Sätze. Ohne dies zu bescheidene Urtheil zu unterschreiben, muß man gestehen, daß ie Artikel selbst wenig werth, und daß sie nur der Noten wegen da nd, in denen der Verfasser zugleich seine Gelehrsamkeit und die Stärke seiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle sanft, gefällig, uneigennützig, höchst bescheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wissenschaften. Wir unterlassen die Aufzählung der sämmtlichen Werke Bayle's und begnügen uns anzuführen, daß die geschätzteste Ausgabe eines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden t (einen Basler Nachdruck giebt es von demselben Jahre) und daß n Haag seine vermischten Werke unter dem Titel: Oeuvres diverses de P. Bayle (ebenfalls vier Foliobände) erschienen sind.

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei). Schon war Joseph Buonaparte als König in Madrid eingezogen; die Provinzen eon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den französischen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Guadalquivir, in dem von der Natur selbst befestigten Andalusien, in Cordova, Granada, Jaen herrschte mit voller Gewalt der Geist der Insurrection, den die Junta zu Sevilla möglichst unterhielt. Dorthin marschirte mit drei Divisionen am Schlusse des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligste ward gemißhandelt. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Diese Anweisung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald sah der spanische Insurgenten-Feldherr, Don Xaver Castannos, sein Heer auf 0,000 M. angewachsen. Doch weniger diese Mannzahl, als die strategischen Operationen des spanischen Heerführers, die Hungersnoth und zunehmenden Krankheiten in der franz. Armee, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazareth-Bedürfnissen, da die umherschwärmenden Insurgenten die dazu gehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem Gen. Dupont ein Schicksal vor, das allerdings nicht nur für ihn, sondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von dem entscheidendsten Nachtheile war. Dreitausend Spanier hatten sich in Duponts Rücken, zwischen ihm und Madrid gestellt, indem sie die schwierige Sierra Morena besetzten; um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptstadt möglichst wieder herzustellen, detaschirte Dupont die Division Vedel, die Stadt Baylen, und die Division Gobert, Carolina zu besetzen, während er mit der dritten Division eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfs, nahm. Jaen wurde vom General Castannos besetzt. Diese Anordnungen geschahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14. Juli begann Castannos seine offensiven Operationen gegen die Franzosen; 18,000 Mann mit schwerem Geschütz versehen, rückten vor die Fronte der franz. Position bei Andujar, andere 3000 M. kamen durch die ihnen bekannten Defileen der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 M. stellten sich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt sich mit Tapferkeit und Besonnenheit drei Tage lang; doch der 18. Juli entschied. Die spanischen Generale Reding und Compigny grif-

sen Baylen an, Pennas und Jones beschäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieser mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunstündigen hartnäckigen Kampfe sah Dupont sich genöthigt, auf einen Waffenstillstand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „sich auf Discretion zu ergeben," verwilligt werden sollte. Da griff die Division des Generals Vedél, der von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet war, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit 2 Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Übermacht unterliegen. Am 23. Juli capitulirte die ganze eingeschlossene franz. Armee, 17,000 Mann stark, nachdem 3000 auf dem Platze geblieben waren. Die Artikel der Capitulation waren: „Die Division Dupont ist kriegsgefangen; die von Vedél legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo sie nach Rochefort eingeschifft wird." Doch wurde noch vermittelt, daß auch Duponts Division über Rochefort nach Frankreich zurückkehren sollte. Dem General Dupont nahm man in Paris diesen Ausgang seiner Expedition sehr übel und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Tilurius (heißt es in einem officiellen Artikel) wurde er durch einen Geist des Schwindels zu seinem Untergange hingerissen und ließ sich durch die Ränke und Versicherungen eines zweiten Ambiorix täuschen; allein die römischen Soldaten waren glücklicher als die unsrigen, sie starben alle mit den Waffen in der Hand." Übrigens hatte dies Ereigniß für die Angelegenheiten Napoleons in Spanien den entschieden nachtheiligsten Einfluß. Es gab den Spaniern Muth und Hoffnungen wieder. In den schon fast beruhigten Provinzen brach der Aufruhr aufs neue mit verstärkter Gewalt los. (Vergl. die Art. Dupont und Spanien.)

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Handelsstadt im französischen Departement der Unterpyrenäen, sonst der Hauptort des Districts von Labour in Gascogne liegt unter 1° 24′ W. L. und 43° 29′ N. B., am Zusammenflusse der Nive und des Adour, etwa eine halbe deutsche Meile von der Bay von Biscaya. Sie enthält 1520 Häuser und 13,600 Einw., wovon 6000 in den Vorstädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erstere Fluß ungefähr sechs, und der letztere 15 bis 16 deutsche Meilen weit schiffbar ist, bilden einen bequemen Hafen, der Kriegsschiffe von 40 bis 50 Kanonen faßt, übrigens aber eine etwas beschwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüsse dienen, Bauholz, Theer und Eisen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verschiffen. Sie durchschneiden die Stadt in drei Theile: die „große Stadt" am linken Ufer der Nive, „die kleine Stadt" zwischen der Nive und dem Adour und die Vorstadt St. Esprit, größtentheils von portugiesischen Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorstadt bestreicht den Hafen und die Stadt. Vor der Revolution war Bayonne der Sitz einer Provinzialhebungsbehörde und eines Gerichtshofs. Gegenwärtig ist sie die größte, wenn gleich nicht die Hauptstadt des Departements und der Hauptort des westlichen Arrondissements. Der hiesige Bischof stand vormals unter dem Erzbischof von Auch, jetzt steht er unter dem von Toulouse und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Kathedralkirche ist ein alterthümlich schönes Gebäude; die besuchtesten öffentlichen Spaziergänge sind der vortreffliche Quai und vorzüglich

er öffentliche Platz, „Place de Grammont" genannt. Eine hölzerne ugbrücke, durch deren Aufziehung den Schiffen die Durchfahrt frei leibt, verbindet die Vorstädte mit der Stadt. Bayonne treibt einen eträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauscht ausändische Waaren für Eisen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenstände des Seehandels sind der Stockfisch- und Wallfischang, worauf vor der Revolution 30 bis 40 Schiffe von 250 Tonnen ast ausliefen. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyreäen wird nach Brest und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt. Die Bayonner Schinken stehen seit langer Zeit in großem Rufe, und n Menge werden Weine und Chocolade von hier aus ins nördliche Europa verschifft. Das Bajonnet (der Flintenspieß), eine Waffe ohne Gefäß, welche auf den Lauf einer Flinte gesteckt wird, trägt von dieer Stadt, wo es im 17. Jahrh. erfunden ward, seinen Namen. Unter den geringeren Volksclassen ist hier die alte biscayische oder basische Sprache üblich. Im Mai 1808 fand zu Bayonne die berühmte Zusammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien, Carl IV. und dem Prinzen von Asturien Statt, in deren Folge am 10. Mai jenes Jahres von beiden eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf die spanischen Reiche in Europa und den Indien dem französischen Kaiser übertrugen. Am 4. Juni ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und berief zugleich eine Generaljunta oder Reichsversammlung zur Abfassung einer neuen Constitution, welche am 15. Juni ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6. Juli wurde diese Constitution bekannt gemacht, und am 9. reisete Joseph von Bayonne nach Madrid.

Bayreuth. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem hohenzollerschen Hause hatten sich vom 13. Jahrh. an die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth (vormals Onolzbach und Culmbach) erworben, in so fern diese Lande auch als Theile des ehemaligen fürstl. Burggrafthums Nürnberg betrachtet wurden. Als die ältere Linie des Markgrafen von Onolzbach aus dem zollern-brandenburgischen Hause erloschen war, wurden diese Lande unter die beiden jüngern Söhne des Churfürsten Johann Georg zu Brandenburg vertheilt; Christian erhielt **Bayreuth**, Joachim Ernst, Anspach. Doch am 20. Jan. 1769 erlosch auch der bayreuther (oder culmbacher) Ast in männlichen Erben, und Bayreuth fiel an den damaligen Besitzer von Anspach, Markgraf Christ. Friedr. Carl Alexander, zurück; da dieser aber vermittelst einer am 2. Sept. 1792 zu Bordeaux vollzognen Urkunde freiwillig die Regierung niederlegte, wurde Bayreuth und Anspach vom Könige von Preußen in Besitz genommen. Der Friede von Tilsit (1807) entriß diesem Monarchen Bayreuth, nachdem er Anspach schon 1806 durch Übereinkunft an den Kaiser von Frankreich und dieser an den König von Baiern überlassen hatte. Bei der neuen Länderverteilung nach dem Frieden von Wien (1809) kam Bayreuth (das bis dahin für französische Rechnung administrirt worden war) auch an Baiern. — Diese schöne Provinz hat einen Flächeninhalt von $57\frac{1}{8}$ QM. mit 223,000 Einw. (nach Andern 72 QM. mit 180,000 Einw.), 18 Städten und 232 Flecken und Dörfern; ihr nördlicher Theil wird das Oberland, ihr südlicher das Unterland genannt. Das Fichtelgebirge ($6\frac{1}{2}$ Meilen lang, $4\frac{1}{2}$ Meilen breit) zeichnet sich vorzüglich aus; seine höchste Spitze der Ochsenkopf, ist 3621 pariser Fuß

hoch; eine Merkwürdigkeit auf ihm ist der Fichtelsee. Auf diesem Gebirge entspringen die Saale, die Eger, die Nabe und der Main, welcher letztere unterhalb Culmbach aus dem rothen und weißen Main entsteht; das Unterland durchfließt noch die Rednitz und Pegnitz. Marmor, Serpentin, Speckstein, Pferde und Rindvieh sind die vorzüglichsten Producte; bei Culmbach und Neustadt wächst auch Wein. Manufacturen und Fabriken gewähren den Einwohnern guten Verdienst. Die Hauptstadt Bayreuth liegt unter 11° 17′ Ö. L. und 49° 54′ N. B. zwischen dem rothen Main und den kleinen Flüssen Mistel und Sendel in schönen Umgebungen. Sie hat breite und regelmäßige Straßen, sechs Thore und mit Inbegriff des Städtchens St. Georg und der Vorstadt 860 Häuser mit 11,000 Einw. Zu den sehenswürdigen Gebäuden gehört ein schönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, das Reithaus, die Caserne, die Münze, die lutherische und die reformirte Kirche und ein trefflich eingerichtetes Waisenhaus. Man findet hier mehrere Manufacturen und Fabriken in Schnupf- und Rauchtabak, Tabakspfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Kaum eine Meile von Bayreuth liegt der im vorigen Jahrhundert erbaute markgräfliche Landsitz Hermitage und nahe an der Stadt das ehemals blühende Dorf Altbayreuth.

Bazar heißt in den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papst eine Person nach ihrem Tode selig spricht. Sie ist die erste Stufe zur Kanonisation (s. d. Art.). Niemand kann vor dem funfzigsten Jahre nach seinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehrere Jahre lang, die Zeugnisse von den Tugenden und Wundern des Verstorbenen, deren es zu seiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden sodann zur Verehrung des Volks ausgestellt, seine Bildnisse mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage seiner Beatification Indulgenzen ertheilt.

Beattie (James), als philosophischer und poetischer Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafschaft Kincardine in Schottland geboren, ward Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1803 starb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit seines Landsmanns Hume, gegen dessen Skepticismus er nebst Thomas Ried und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die sich dem gemeinen Menschensinne, von welchem er ausging, und an welchen er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten appellirte, sehr empfahl; daher er auch unter den Popularphilosophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philosophischen Schriften sind ein Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum erstenmal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutsch, Kopenhagen 1772 und Leipzig 1777, auch in Beattie's Werken, Lpz. 1779 u. 1780, 2 Bde. 8.); Elements of moral science 1790 (deutsch von Moritz, Grundlinien der Psychologie 1790, 1. Thl. 8.), eine Theory of the language 1788, 8. (deutsch von Meiners 1789, 2 Bde. 8.); endlich moralische und kritische Abhandlungen, London 1783, 4. (deutsch von K. Grosse 1789, 3 Bde. 8.). In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunst, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter seinen poetischen Werken, worunter sich be-

nders viele Elegien befinden, ist vorzüglich der Minstrel, oder ie Fortschritte des Genies, ein beschreibendes Gedicht in wei Büchern (1776; n. Ausg. 1799, 2 Bde 8.) und sein allegorisch idaktisches Gedicht: das Urtheil des Paris (1765, 4.) bekannt eworden. Beattie ist zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber seine Darstellung ist angenehm, seine Sprache elegant, nd seine Tendenz immer edel. Seine Gedichte sind gesammelt in sei- en Original poems 1760, 8., und in den Poems on several sub- ects, London 1766, 8. T.

Beaucaire, eine kleine aber wohlgebaute Handelsstadt Frank- eichs mit 8000 Einw., liegt unter 4° 43′ Ö. L. und 43° 48′ N. B. n Nieder-Languedoc, jetzt im Gard-Departement, am rechten Ufer er Rhone, Tarascon gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt. Sie at einen bequemen Hafen für Schiffe, welche aus dem nur 7 Stun- en weit entfernten mittelländischen Meere die Rhone aufwärts fah- en, und ist hauptsächlich berühmt wegen ihrer großen Messe, welche ier jährlich am 22. Juli, dem St. Magdalenentage eröffnet wird, nd zehn Tage dauert. In früheren Zeiten ward dieser große Jahr- aarkt von Kaufleuten und Fabricanten nicht nur aus ganz Frank- eich, sondern auch aus den meisten Ländern Europens, aus der Le- ante, und selbst aus Persien und Armenien besucht, so daß sonst jede Waarengattung hier zu finden war und für die Fremden, deren Zu- luß den Raum in der Stadt überstieg, tausende von Hütten in einem ahe liegenden Thale errichtet werden mußten. Zugleich fand sich eine Menge von Dieben und Gaunern ein, wozu ehemals die Nähe des äpstlichen Gebiets von Avignon, welches ihnen eine Freistatt ge- vährte, vieles beitrug, so daß mancher Kaufmann eine Bedeckung von 0 — 50 Soldaten brauchte. Vor dem J. 1632 war die Messe von Beaucaire von allen Abgaben frei und der Vertrieb auf derselben be- ief sich auf 3,600,000 Thaler; allein seit dieser Zeit wurden gewisse Abgaben auferlegt, welche, zusammengenommen mit den auswärtigen Kriegen, worein Frankreich so häufig verwickelt gewesen ist und mit en angewachsenen Waarenlagern in Marseille, Lyon und andern gro- en Städten, die Wichtigkeit dieser Messe sehr verringerten. Noch inbedeutender ward sie während der Revolution, und jetzt beläuft ich der Verkehr, hauptsächlich bestehend in Seide, Weinen, Öl, Man- eln, Specereien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle, et- va noch auf 1,800,000 Thaler. Im J. 1816 ward der Umsatz auf 3 Mill. Fr. geschätzt.

Beauharnais (Alexandre Vicomte de), wurde 1760 auf der Insel Martinique geboren, zeichnete sich bei Hofe durch Talent und Liebenswürdigkeit aus, heirathete eine begüterte Landsmännin, De- noiselle Josephine Tascher de la Pagerie (nachmalige Kaiserin der Franzosen) und war Major beim Ausbruch der Revolution, als er um Mitglied der Nationalversammlung gewählt ward. Hier machte r im Namen des Militärcomité's mehrere Motionen im philosophi- chen Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen für alle Bür- er, und deren Wählbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Ab- eise des Königs, am 21. Juni 1791, war er Präsident der Versamm- ung und einer von den Wenigen, welche unerschrocken und besonnen ei der Nachricht blieben. Kurz darauf ging er als General-Adju- ant zur Nordarmee, wo er mit Auszeichnung focht. Anfangs 1792 vard er General en Chef der Rheinarmee, erhielt auch kurz darauf

einen Ruf als Kriegsminister, den er aber ausschlug. Bald nachher nahm er, in Folge der Decrete, welche die Adligen von der Armee ausschlossen, seinen Abschied, und zog sich nach la Ferté-Beauharnais zurück. Hier gab er, auf eine Anklage von Barlet, Bemerkungen über die Proscriptionen der Adligen heraus, und ward endlich verhaftet und in das Carmelitergefängniß gebracht. Obgleich man ihm eigentlich nichts zur Last legen konnte, ward er doch zum Tode verurtheilt und am 23. Juli 1794 hingerichtet. Den Tag vorher schrieb er an seine Gattin, und bat sie, Sorge für die Kinder zu tragen, und seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Über seinen Sohn, nachmaligen Vicekönig von Italien, siehe Eugen und über seine Tochter Hortensia, Buonaparte (Louis). Sein älterer Bruder François, Marquis von Beauharnais, ist der Vater der verwittw. Großherzogin von Baden. Er zeigte sich als Deputirter der Nationalversammlung stets der Monarchie und den Bourbons zugethan, verließ nachher Frankreich, nahm Dienste in dem Corps des Prinzen Condé, und erhielt erst 1804 Erlaubniß zur Rückkehr. Napoleon ernannte ihn darauf 1805 zum Gesandten bei der Königin von Hetrurien, dann am spanischen Hof, und zum Senator. Seine Rechtschaffenheit erlaubte ihm aber nicht, hier in die geheimen Plane und Intriguen Napoleons einzugehen, weßhalb er bald zurückgerufen und nach Polen verwiesen wurde, von wo er erst nach der Wiederherstellung der Bourbons nach Paris zurückkehrte. Daselbst starb er den 10. Jan. 1819.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron von), war zu Paris den 24. Jan. 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für seine Kunst bestimmte, und seine ersten Studien verschafften ihm ausgebreitete Kenntnisse in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entschiedenste Neigung für die Künste des Geistes. Anfangs übte er mit Leidenschaft die Musik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Gesellschaft gelassen, und benutzte diese mächtige Protection, um mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befestigte sich sein Credit, und schon in seiner Jugend gelangte er durch seine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen. Darauf bemühte er sich, durch literarische Erfolge seinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie erschien 1767, Les deux amis 1770. Das erste dieser beiden Schauspiele verdient unter den zahlreichen Producten dieser Gattung, welche so nachtheilig auf die französische Bühne gewirkt haben, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Interesse, wovon Diderot in seinem Père de famille das Beispiel gegeben hatte, erhält es sich noch auf dem Theater; deux amis hingegen sind längst davon verschwunden. Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er sein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geschah in seinem Prozeß gegen die Herren La Blache und Goezmann. Die Streitigkeiten des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Interessen und Meinungen, oder vielmehr Alles vereinigte sich gegen eine unbesonnene und sklavische Behörde, welche man das Parlament Maupeou nannte. Goezmann war Mitglied desselben. Beaumarchais faßte auf den ersten Blick alle Vortheile dieser Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht unbeträchtlichen Rechnungsrestes. Wenn er die Thatsachen mit der gehörigen Klarheit

us einander gesetzt, und für seine Rechte mit der ihn charakterisirenden ein-
ringlichen Logik gestritten hätte, so würde er die Richter überzeugt
nd seinen Prozeß ohne Aufsehen gewonnen haben. Da er mit eben
o viel Gewandtheit als Muth die Leidenschaften in Anspruch nahm,
erlor er ihn, aber er beschäftigte ganz Frankreich mit sich. Zum er-
tenmale vielleicht fand die Bosheit in einer juridischen Streitsache
Comödienscenen, Romanenanekdoten, die Galle der bittersten Satire,
ie ganze Macht der bündigsten Logik vereinigt. Jene sonderbaren
Memoires begründen noch jetzt die höchsten literarischen Ansprüche
hres Verfassers. Sie verschafften ihm einen lärmenden Ruf, der selbst
en auf jede Art des Ruhms eifersüchtigen Voltaire beunruhigte, und
Beaumarchais in eine gewisse öffentliche Gunst versetzte, die allen sei-
en Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der Bar-
ier von Sevilla, der bald auf das erste Memoire folgte, ist ein
ehr unterhaltendes Intriguenstück, in welchem der Verfasser auf eine
riginelle Weise die ältesten Theaterpersonagen, schelmische Bedienten
nd hintergangene Vormünder, verjüngte. Die Hochzeit des Fi-
aro zeichnet sich noch mehr aus. Die Zeit hat den Tadel bestätigt
n Ansehung der Unwahrscheinlichkeiten des fünften Actes, der Inle-
enz mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durch-
ängig von satirischen Späßen und ausgelassenen Wortspielen entstellt
st; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes bestätigt,
er voll dramatischer Verwickelungen ist; und nie hat das Werk auf-
ehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beschränkt sich Beaumar-
hais Verdienst in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in
en Prozeß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Ber-
asse einen Gegner, dessen männliche und strenge Beredsamkeit weit
ber dem halb ernst-, halb scherzhaften Talent erhaben war, das die
Goezmann, die Marin, die Arnaud u. s. w. zu Boden geschlagen
atte. Beaumarchais verlor um diese Zeit einen Theil seiner Rechte
uf das öffentliche Wohlwollen, und seine Oper Tarare (1787) ver-
chaffte sie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monströser philosophisches
Werk jenes Theater in Erstaunen gesetzt, auf dem allerdings weder
Philosophie noch Regelmäßigkeit zu Hause sind. Im J. 1792 brachte
r La mère coupable auf die Bühne, das werthloseste von allen sei-
en Werken. Seine Absicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den
r in dem Kornmannischen Prozeß gefunden hatte, unter dem Namen
Begearß dem öffentlichen Abscheu Preis zu geben, und er verschmähte
u diesem Zwecke die schändlichsten Verleumdungen nicht. Aber das
Publicum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den
Zügen der schändlichsten Heuchelei zu schildern gewagt habe, und der
Angegriffene fand es nicht werth, von der gehässigen Absicht Notiz
u nehmen. Doch abgesehen davon ist die Mère coupable zugleich
in Stück ohne Geschmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch
inmal nach der Hochzeit des Figaro sein wahres Talent wieder, in
em Memoire, welches die Aufschrift hat: Mes six époques. Er
rzählt darin mit eben so viel Interesse als Nachdruck die Gefahren,
enen er ausgesetzt war und ausgesetzt sein mußte in einer Revolution,
vo ein berühmter Name, Talent, Reichthum hinreichende Gründe zur
Verbannung waren. Damals besaß er, in einem Alter von mehr als
0 Jahren, noch die ganze Kraft seiner Jugend; nichts als die Hei-
erkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn sehr verändert.
Der nordamerikanische Krieg hatte seine Glücksumstände erhöht, von
enen er stets einen edlen und großmüthigen Gebrauch machte; der

Revolutionskrieg stürzte das Gebäude seiner Industrie und Arbeitsamkeit um. Er hatte schon bei der berühmten Ausgabe der Voltair'schen Werke, deren sehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuren Kostenaufwande entspricht, fast eine Mill. verloren. Er vollendete seinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu schaffen, deren die Armeen bedurften. Dies geschah zu Ende des J. 1792. Er glaubte irriger Weise, daß diese Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überstand er auch diese verderbliche Periode. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath sah er noch nichtswürdigere und nicht minder grausame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und seinen Gläubigern über die Trümmer seines Vermögens zu streiten, starb er in einem Alter von 69 Jahren plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. Im J. 1802 ist seine Lebensbeschreibung und 1809 eine Ausgabe seiner Werke in 7 Bänden erschienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieselben, um zu erfahren, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, dabei aber so eindringenden Verstand, so treffende Beurtheilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgeist, daß das Verwickeltste ihn nur wie ein Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, sondern immer Alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm sein durchdringender Verstand die Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Überredungskraft nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne weibliche Schwäche, fröhlich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmuth noch Geistesgegenwart, und konnte seine Lage stets übersehen und beherrschen. Zu diesem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, Witz, List, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben; die Art, wie er es that, offenbart zunächst die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten. Lebhafter Geist der Intrigue, von dem er beseelt war, sollte ihn zum Ziele führen. Dieser war es, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltsten am meisten sich gefallen, und weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich sind. Daß er als Dichter recht eigentlich und allein im Intriguenstück glänzte, ist aus dem Angeführten leicht erklärlich. (Vergl. Clavigo.)

Beaumont (Francis) und John Fletcher, zwei ausgezeichnete englische Schauspieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge studirte und schon 1615 starb, dieser aber 1576 zu London geboren war, und ebendaselbst 1625 an der Pest starb. Von

rüher Neigung zur Dichtkunst beseelt, widmeten beide sich ihr gemein-
chaftlich, und da ihre Schauspiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne
bsonderung unter ihren beiden Namen erschienen sind, so ist es jetzt
nmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern
herrührt. Wir wissen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe seiner
Jahre starb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für
ie Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können
vir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von diesem allein
st. Nach dem Zeugnisse einiger Zeitgenossen war Fletcher das er-
indende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende
ind gestaltende Verstand; allein es ist wahrscheinlich, daß nicht diese
leichsam supplirenden Eigenschaften, sondern vielmehr Gleichheit der
Gesinnung sie vereinigt habe. Shakspeare, dessen Zeitgenossen sie
varen, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muster; sie lassen wie
r pathetische und niedrig-komische Scenen mit einander abwechseln,
ber die oft nicht zu verkennende Absicht, ihr Vorbild darin zu über-
ieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen denn bei den
usgezeichnetsten Talenten nur an der künstlerischen Mäßigung und Be-
onnenheit gefehlt zu haben scheint, um das Höchste und Vollkommenste
n ihrer Gattung zu leisten. Der Wunsch, dem Publicum welches
n jener Periode roher Kraft leichter Ausschweifungen als Schlaffheit
ergab, zu genügen, führte sie von der reinen künstlerischen Ansicht
b; aber die genaue Kenntniß dieses Publicums und der Mittel, ihm
u gefallen, läßt sie mit Festigkeit und Zuversicht auf dem gewagte-
ten Wege gehen, und dadurch ersetzen sie zum Theil, was an innerer
Harmonie und Übereinstimmung ihnen abgeht. Am besten gelingen
hnen komische und burleske Scenen, minder die tragischen, die nicht
enug die Tiefen der menschlichen Natur ansprechen. Ihre Zeitge-
ossen nahmen ihre Arbeiten mit dem lautesten Beifall auf, und zo-
en sie selbst dem Shakspeare vor, mit der Behauptung, daß durch
ie erst die englische Bühne den höchsten Gipfel erreicht habe. Die
nparteiische, nicht mehr vom Rausche des Augenblicks ergriffene Nach-
velt hat dieses Urtheil verworfen, und Shakspeare die Palme zuer-
annt. — Von ihnen wird erzählt, daß sie Schenken und Wirthshäu-
er gern besuchten und dort die menschlichen Charaktere studirten, und
daß sie einstmals, als sie an einem solchen Ort über den Schluß eines
Stückes gestritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs,
er andere auf dem Gegentheile bestand, beide arretirt worden seien,
veil man sie für Leute angesehen, die das Leben des Königs bedroh-
en. Das auf unsere Bühne mit Beifall gebrachte Lustspiel: **Stille
Wasser sind tief**, ist eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife
nd have a wife. L. **Kannegießer** hat angefangen, eine Aus-
wahl ihrer Schauspiele in einer deutschen Übersetzung zu liefern. (Bis
etzt 2 Bände.)

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711
und gestorben zu Annecy in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich,
heils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumständen, aber in
erjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die
brigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl,
ine gefällige Moral, gut gewählte historische Züge, eine glückliche
Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches
arin zu weit ausgesponnen ist, auch die theologischen Ansichten kei-
en Werth mehr haben. Sie hat viel geschrieben theils Romane, theils
Kinderschriften. Die bekannteste der letztern ist das Magazin des

enfans, sonst das Trost- und Hülfsbuch aller Gouvernanten und französischen Pensionen.

Beaune, eine offene Stadt im ehemaligen Burgund, mit einem Schlosse und fünf Vorstädten, jetzt der Hauptort eines Arrondissements von 9 Cantons im Departement der Cote d'or, liegt in einer angenehmen Gegend unweit der Saone, am rechten Ufer des Flüßchens Bourgeoise. — Der weit ausgebreitete Handel mit Burgunder- und Champagner-Weinen macht Beaune vorzüglich merkwürdig und beschäftiget einen großen Theil der Einwohner, deren Anzahl etwas über 10,000 beträgt. Ein vom Kanzler Rollin gestiftetes schönes Hospital ist unter den öffentlichen Anstalten die einzige bemerkenswerthe.

Beaurepaire, französischer Commandant von Verdun, in der Geschichte unsterblich durch seinen heroischen Tod. Nachdem er früher unter den Carabiniers gedient hatte, ward er im Anfange der Revolution Bataillonschef und Commandant von Verdun. Als 1792 die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig diese Festung auffoderten, versuchte er Alles, die Truppen und die städtischen Autoritäten zu einer tapfern Gegenwehr zu bewegen; aber umsonst. Er versammelte den Kriegsrath; auch diesen konnte sein Heldenfeuer nicht entflammen. Die Übergabe der Stadt wurde in ihm beschlossen; und der Commandant erschoß sich im Angesichte der ganzen Versammlung. Der National-Convent ließ seinen Leichnam im Pantheon beisetzen. Sein Grab führt die Inschrift: „Beaurepaire aima mieux mourir que de capituler avec les tyrans!“ Seine Wittwe erhielt eine Pension, und eine Section von Paris nahm seinen Namen an.

Beccaria (Giovanni Baptista), geb. den 3. October 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er studirte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er seinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philosophie zu Palermo und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerksamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1754 als Professor der Physik an die Universität von Turin. Zu eben der Zeit war die Elektricität durch Franklins, Dalibords und Delors Versuche ein Gegenstand des allgemeinen Interesse geworden. Dies gab ihm Veranlassung, ein Buch über die natürliche und künstliche Elektricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale ed artifiziale. Turin 4. In demselben setzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Versuche, die dieses Werk über die atmosphärische Elektricität enthält, sind so zahlreich und mannichfaltig, daß Priestley in seiner Geschichte der Elektricität davon behauptet, daß Beccaria's Arbeit alle andere, die vor und nach ihm über diesen Gegenstand unternommen worden wären, weit überträfe. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er schrieb noch eine Menge von Werken über diesen Gegenstand, die alle einen großen Werth haben. Das wichtigste derselben erschien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Elektricität wußte. Franklin, der Beccaria's Arbeiten sehr schätzte, veranstaltete davon eine englische Übersetzung. Im J. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er begann die Messung 1760, gemeinschaftlich mit dem Abt Canonica und machte das Resultat derselben 1774 bekannt. Veranlaßt durch die

Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er seine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müsse. Da sein Geist sich unablässig mit seiner Wissenschaft beschäftigte, ließ er sich oft kleine Veranlassungen des Wohlstandes zu Schulden kommen, wodurch aber keinesweges die allgemeine Achtung vermindert wurde, in der er stand. Er starb den 27. April 1781.

Beccaria (Cesare Bonesana Marchese de), geb. zu Mailand 1735, wurde durch die Lectüre der Lettres Persannes von Montesquieu zur Entwickelung seines philosophischen Talents in seinem 21. Jahre angeregt, und nachher durch seine von edlem Feuer für die Menschheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8. und mehrmals (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, besonders deutschen Übersetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798, 8.) als philosophischer Schriftsteller der Italiener ruhmvoll bekannt. Mit der Beredsamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft bestreitet er in demselben die Todesstrafe und Tortur. Aber für die Sache war durch dieses Werk nur so viel gewonnen, daß man dadurch desto eifriger auf eine festere und wissenschaftlichere Begründung des Criminalrechts, als das trügliche Gefühl sein kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abscheu gegen eine unmenschliche Strenge der Criminaljustiz dadurch allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigt die Schwäche seiner Gründe gegen die Todesstrafe, aber er that Beccaria Unrecht, den die edelsten Bewegungsgründe, „Liebe für die Wissenschaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sklaven so vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Mensch verdient Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menschenfreund. Übrigens ist er auch noch durch eine philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche intorno alla natura dello stilo (Milano 1770, 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den rednerischen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgeg. ital. Zeitschrift Il Caffé (das Kaffeehaus) in seinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 sein gemeinnütziges Leben. — Über ihn s. Bergk in der Vorrede zur angeführten Übersetzung, und Fuhrmanns denkwürdige Personen der alten und neuen Zeit. 1. B. S. 310. T.

Becher (Johann Joachim), berühmt als Verfasser der ersten Theorie der Chemie, wurde zu Speier 1628 geb. Nach dem frühzeitigen Verluste seines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Doch überwand sein Eifer und seine großen Anlagen alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik, Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Professor in Mainz, kaiserlicher Hofrath in Wien und erster Leibarzt des Churfürsten von Baiern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und das Project zu einer indischen Compagnie entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab sich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 sein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn

nicht ganz mit Unrecht der Charlatanerie; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. Er war der erste, der sie der Physik näher brachte und in beiden Wissenschaften die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen in der Welt suchte. Dies ist der Zweck seines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Modificationen wären. Auch den wichtigen Prozeß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem gemeinschaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Substanz. Erhitze man ein Metall, so daß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die mercurielle Substanz und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erste Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoisier galt. Bechers zahlreiche Schriften sind noch jetzt nicht ohne Interesse.

Bechtelstag nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutschen Worte Becheln, sich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weise, wie ehemals die Saturnalien. In Zürich ist es insbesondere ein Festtag für Kinder, indem sie schön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte kommen, und dort dafür Lebkuchen, Kupferstiche und Lieder bekommen; die sogenannten und wohlbekannten züricher Neujahrsgeschenke für Kinder.

Beck (Christian Daniel), als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Historiker in der gelehrten Welt bekannt. Er wurde geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend auf die philologischen Wissenschaften mit großem Eifer trieb, dann seit 1779 durch seine vielseitigen und kenntnißreichen Vorlesungen im Fache der Theologie, Philologie und Geschichte der Universität daselbst, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutschland überhaupt, mit ununterbrochenem Fleiße genügt hat. Während dieser Zeit empfing er mehrere akademische Würden und Ämter (seit 1785 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache, seit 1809 das Directorium eines königl. philologischen Seminars u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und stets zum Vortheile der Universität verwaltet hat. Auch wurde er 1808 zum königl. sächs. Hofrath erhoben. Alle seine Zeit, welche ihm von diesen akademischen Beschäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet und ist durch eine sehr bedeutende Anzahl geschätzter philologischer, archäologischer und historischer Werke, von denen mehrere noch unvollendet sind, als einer der fleißigsten und gelehrtesten Schriftsteller unserer Zeit bekannt. Vorzüglich sind anzuführen seine Ausgaben der alten Classiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Aristophanes, Calpurnius; seine trefflichen und lehrreichen Programme über historische und archäologische Gegenstände; sein reichhaltiges geschichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte (1787—1806. 4 Bd. bis zur Entdeckung von Amerika); seine Übersetzungen von Goldsmiths Geschichte der Griechen, Fergusons Geschichte der römischen Republik, und sein für Theologen wichtiges Werk: Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Lpz. gr. 8., welche alle eben sowohl von ungemeiner Belesenheit, als von seltener Schärfe und Feinheit des kritischen Urtheils zeugen.

Becken ist eine am untern Theile des Unterleibes bei Menschen und Thieren befindliche, aus sieben Knochen zusammengesetzte, ohne

völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meist unveränderliche Höhle. Auswendig ist dieselbe rundlich, oben breiter, unten schmaler. Im Stehen ruht es auf dem dicksten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. — Das ganze Becken ist sowohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher steigt das Hüftbein z. B. beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man sich vorzüglich auf die Schenkel stützt; es sinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgesetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle sind abgeebnet, glatt und hin und wieder mit Fleisch bedeckt. Eine fast in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt dasselbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das andere das untere oder kleine genannt wird. In wohlgebauten Personen von mittlerer Größe beträgt der Durchmesser des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geschlecht neun, beim weiblichen elf Zoll. Daß das Becken bei den Menschen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müsse, als bei Thieren, läßt sich von selbst schließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Mastdarm, die Urinblase, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüsen.

Becker (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog des siebzehnten Jahrhunderts, wurde 1634 zu Metselawier in Friesland geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte in Gröningen und Franecker und wurde dann Prediger in Osterlittens. Hier schrieb er einige kleine Schriften, und zog sich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Dogmen Verfolgungen zu. Man beschuldigte ihn, ungeachtet seiner Vertheidigung, des Socinianismus und Cartesianismus. Er verließ daher seinen bisherigen Wohnort und wurde Pfarrer in Lonen und Wesop und dann Feldprediger. Im J. 1679 ließ er sich in Amsterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß seiner Amtsbrüder, denn er schrieb eine Untersuchung über die Kometen, in der er bewies, daß sie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: de betoverde Weereld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Hexen u. a. m. angreift. Diese Schrift setzte alle Federn in Bewegung. Er trug selbst darauf an, daß man sie vor der Synode untersuchen möchte, und schrieb eine Apologie derselben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieses Werks und entsetzte ihm seines Predigtamts. Becker starb den 11. Juni 1698, ohne daß er wieder eine Anstellung erhalten hatte.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geb. 1753 in Calemberg im Schönburgischen, gest. den 3. Juni 1813 zu Dresden als königl. sächs. Hofrath und Antiken-Inspector, hat sich als Dichter und Erzähler und als Kunstkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. — Er studirte von 1773 bis 1776 in Leipzig. Seine Briefe an Elise und die Episteln an Gärtner wurden damals gern gelesen. Früchte seiner Kunststudien waren eine Schrift vom Costum an Denkmählern, und die Übersetzung von Bardons Schrift über das Costum. Im J. 1777 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Dessau, und im nächsten Jahre nach Basel. Hier in von Mechels Umgang bildete sich sein Geschmack an Kupferstichen und seine Kennt-

niß alter Meister. Er bereis'te dann die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieser Reise gemachte Bekanntschaft Girardins veranlaßte ihn, dessen Schrift über die Verschönerung ländlicher Wohnungen zu übersetzen. Auch bekam er von diesem das Fragment aus Rousseau's noch geheim gehaltenen Bekenntnissen über den Banddiebstahl, durch dessen Mittheilung er Wieland so heftig erzürnte, daß er sich in einem eigenen Schreiben deßhalb rechtfertigen mußte. Des großen Meisters Hans Holbein Mahlereien und satirische Einfälle hatten Becker in Basel vielfach beschäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit mit den Holbeinischen Felderzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer gestochen, sowohl im Original als in einer Übersetzung. Becker erhielt 1782 die Stelle eines Professors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden, welcher er von 1782 bis 1795 vorstand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufsicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet unter dem Titel eines Inspectors erhielt, die er auch bis zu seinem Tode verwaltete, damit aber seit 1805 die Aufsicht über das grüne Gewölbe verband. Die mäßigen Amtsgeschäfte, welche Becker in diesen Lagen hatte, erlaubten ihm, sich mannichfaltigen schriftstellerischen Unternehmungen zu widmen. Diese wurden nur einmal im J. 1784, durch eine Reise nach Italien unterbrochen. Bei der Würdigung seiner literarischen Verdienste muß man den darstellenden und beurtheilenden Schriftsteller, den Dichter und Künstler unterscheiden. In der schönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte und Erzählungen. Größer noch war sein Verdienst um die Lesewelt durch die Herausgabe seines Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, welches seit 1794 in ununterbrochener Folge erschien. Zu seinen sonstigen Schriften gehören sein Taschenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, seine Garten- und Landschaftsgebäude in drei Lieferungen, das seifersdorfer Thal und der plauische Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst. Letztere Schrift gab dem Verfasser noch zu einem andern Werke Veranlassung, worin er zeigte, wie dieses von der Natur so reich ausgestattete Thal durch Hinzutritt der Kunst in einen großen Naturgarten umgeschaffen werden könne. Verdienen diese verschiedenen Werke eine rühmliche Erwähnung, so verdient sie noch mehr das prachtvoll ausgestattete Augusteum (13 Hefte seit 1804), das Dresdens antike Denkmähler auf 154 Kupfertafeln, nebst einem erläuternden Texte, enthält. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eigenen Werke bekannt zu machen. Um den Kennern zu zeigen, was sie zu erwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Aufschrift führt: Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und historischen Erläuterungen, und in Ansehung der Genauigkeit der Münzabbildungen alles übertrifft, was bis dahin in dieser Art erschienen ist. S. Beckers Leben, von Hasse im Taschenb. z. geselligen Vergn. 1815.

Becker (Rud. Zacharias), zu Gotha, bildete sich frühzeitig durch eigene praktische Lebensansichten und durch ein rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller, er steht in dieser Hinsicht, sowohl durch seine vielfältigen dahin einschlagenden schriftstellerischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch un-

ter den höhern Classen gestiftet haben dürfte, vielleicht vor allen andern deutschen Schriftstellern als der Einzige da. Schon seit mehr als dreißig Jahren hat er sich bemüht, in den mannichfaltigsten schriftstellerischen Gewändern diejenigen praktischen Grundsätze, welche er sich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichsam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch eine verdammliche Gewohnheit, theils auch durch eine noch verdammlichere Absicht, in einem Zustande von physischer und sittlicher Rohheit gehalten worden sind, welcher auch dem gleichgültigsten Beobachter nicht entgangen sein kann: wir meinen die niedern Volksclassen. Unter seinen schriftstellerischen Unternehmungen, durch welche er die besagten Zwecke zu verwirklichen sich bemühte, steht sowohl seiner Nützlichkeit, als auch seiner größern Verbreitung wegen, sein Noth- und Hülfsbüchlein in Vereinigung mit dem mildheimischen Liederbuche oben an, von welchem erstern nach Beckers eigner Angabe, seit der fünfundzwanzigjährigen Erscheinung desselben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden sind. Dieser beispiellose Absatz bürgt uns für die Zweckmäßigkeit des Werks, also für die richtige und praktische Ansicht seines thätigen, um das allgemeine Wohl rastlos bemühten Verfassers. Eine nicht minder nützliche, obgleich nicht so sehr verbreitete, aber dessen ungeachtet sehr verdienstliche Unternehmung ist sein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel: allgemeiner Anzeiger der Deutschen, erhielt und jetzt noch als allgemeiner Anzeiger fortgesetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutschen, welche der im J. 1796 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1800 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln strebt. Aber nicht minder als die genannten Schriften zwecken auch alle seine übrigen schriftstellerischen Unternehmungen, deren vollständige Erwähnung uns hier die Beschränktheit des Raumes verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab, und erreichen diese Absicht, so wie den Vortheil des Verf., auf eine ausgezeichnete Weise. Ein unbekannter Anlaß des Mißfallens, den er im J. 1811 der französischen Regierung zu geben das Unglück hatte, war Ursach, daß man ihn von Gotha nach Magdeburg führte, wo er eine ziemlich lange Muße zur Durchsicht und gänzlichen Umarbeitung seines Noth- und Hülfsbüchleins verwandte; worauf er im Frühling 1813 in den Schooß seiner Familie zurückkehrte und im Juni desselben Jahres jene Umarbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimischen Liederbuchs auf Pränumeration ankündigte, welche auch seitdem erschienen ist.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung spielte, war zu London im J. 1119 geboren. Nachdem er zu Oxford, Paris und Bologna seine Studien vollendet hatte, ernannte ihn auf die Empfehlung Theobalds, Erzbischofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und Lehrer seines Sohns. Becket machte auf diesem Posten ungeheuern Aufwand und war eben so sehr bemüht, sich beim Volke durch seine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, so daß der letztere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde,

allen seinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer neuen, dem König höchst unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchsten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernste und der Strenge des andächtigsten Geistlichen über, sondern er trat zugleich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieser berief zur Beschränkung derselben eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Bestimmungen gemacht wurden, denen sich Becket auch, aus Unvermögen sich zu widersetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, trat auch Becket, ungeachtet seines geleisteten Eides, laut dagegen auf; Heinrich, um sich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, seine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu suchen. Dessen ungeachtet blieb Becket unbeugsam, und der stolze und gereizte Heinrich, dem daran lag, sich mit ihm auszusöhnen, ließ sich nicht nur zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie herab, sondern demüthigte sich so sehr, dem stolzen Prälaten beim Auf- und Absteigen den Zügel seines Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte sich aber eben so unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einst vor seinem Hofe darüber fallen ließ, bestimmte vier Edelleute, sich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie begaben sich nach Canterbury, und ermordeten dort Becket, der sich in die Kirche begeben hatte, wo eben die Abendmesse begann, am Fuße des Altars. Dies geschah im Jahre 1170. Nur mit großer Anstrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige, den furchtbaren Bannstrahl, der für diesen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf als ein Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen vom ersten Range versetzt. Im J. 1221 ließ Heinrich III. seine Gebeine in eine eigene Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Fest und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der römischen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Bischofe solche Ehre erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte sich des reichen, in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Kalender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, und seine Gebeine verbrannt und in die Winde gestreut.

Beckmann (Johann), der fast 45 Jahre Professor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geb. Sein Vater war Steuereinnehmer und Postmeister in diesem Städtchen, und beschäftigte sich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundstücks. Dies scheint seinem Sohne Liebe für die Feldwirthschaft eingeflößt zu haben. Er verlor seinen Vater in einem Alter von sieben Jahren, und verdankte seine Erziehung seiner Mutter, die ihn in seinem funfzehnten Jahre auf die Schule in Stade schickte und der besonderen Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger bestimmt, und begab sich zur Vollendung seines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier

änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Kästner und Tobias Mayer veranlaßt, seinen vorgefaßten Entschluß, und wendete seine ganze Aufmerksamkeit auf Naturwissenschaft und deren nützliche Anwendung für die bürgerliche und Staats-Ökonomie. Er verlor im J. 1763 seine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzustudiren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büsching an, die Stelle eines Professors der Physik und Naturgeschichte am Lutherischen Gymnasium zu Petersburg anzutreten. Als aber Büsching Petersburg verließ, legte auch Beckmann seine Stelle nieder, und machte eine Reise nach Schweden, um sich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verschaffen. In Upsal machte er die Bekanntschaft mit Linné, hielt sich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieses großen Naturforschers. Auf Büschings Empfehlung wurde er 1766 zum Professor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwissenschaft und Landwirthschaft heraus, und brachte letztere zuerst in eine wissenschaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studirende nach Göttingen und beförderte das Ansehen dieser berühmten Universität. Er starb am 3. Februar 1811, nachdem er Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Deutschlands und der nordischen Reiche geworden war.

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, ein angelsächsischer Mönch und Schriftsteller. Er war 673 im Bisthum Durham geboren und ging schon im 7. Jahre ins St. Peterskloster zu Weremouth. Dort ward er erzogen und studirte, ward Diaconus, Priester und starb 735, ohne es je verlassen zu haben. Er hatte alles gelesen und gelernt, was man zu seiner Zeit in lateinischen Autoren lesen und lernen konnte. Unter seinen Schriften, die alle lateinisch sind, ist die nützlichste eine englische Kirchengeschichte von Cäsars Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf. Sein Chronicon (Jahrbuch der Weltgeschichte) ist merkwürdig, weil Beda darin zuerst die Aera Christiana (Jahre von Christi Geburt an) nach der Bestimmung des römischen Abtes Dionysius Exiguus zum Grunde legte, und diese Aera dadurch im Occident eingeführt ward. Beda verdankte man auch die Beschreibung des verlornen Dionysianischen Cyklus.

Beddoes (Thomas) ein berühmter brittischer Arzt und Schriftsteller, der 1760 in Shropshire geboren war, und 1808 starb. Von seinem Großvater erzogen, machte er schon auf der Schule die glänzendsten Fortschritte in den classischen Studien; auch auf der Universität Oxford zeichnete er sich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, sondern auch durch eine seltene Bekanntschaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Physiologie zogen ihn unwiderstehlich an. Er setzte seine Studien in London und Edinburg mit Beifall fort. In seinem 26. Jahre promovirte er zu Oxford, besuchte darauf Paris, um Lavoisiers Unterricht zu nutzen, und ward, nach seiner Rückkehr, zum Professor der Chemie in Oxford ernannt. Hier lebte er ganz seinem Beruf, und gab treffliche chemische Abhandlungen und Beobachtungen über den Scorbut, den Blasenstein u. s. w. heraus. Bald aber fesselte ihn die glänzende Außenseite der französischen Revolution dergestalt, daß er, um seinen Sinn für Freiheit durch nichts beschränkt zu sehen, seine Stelle aufgab, und sich aufs Land zu einem seiner Freunde Reynolds begab. Hier arbeitete er seine Bemerkungen über das Wesen der Mathematik aus, worin er zu beweisen sucht, daß

diese Wissenschaft auf der Evidenz der Sinne und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erschien seine Geschichte des Isaak Jenkins, die darauf berechnet war, der arbeitenden Classe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieser trefflichen Volksschrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er im J. 1794 sich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anstalt, durch künstliche Luftarten mehrere Krankheiten, besonders die Schwindsucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterstützung gelang es ihm, diese Anstalt im J. 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufseher des Ganzen einen jungen Mann, Humphry Davy, an, dessen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte sich, daß der Hauptzweck der Anstalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes Eifer erkaltete endlich so sehr, daß er ein Jahr vor seinem Tode sich gänzlich zurückzog, doch nicht, ohne vorher eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künstlicher Luftarten herausgegeben zu haben. In den spätern Jahren seines Lebens erschien er als der geachtetste medicinische Volksschriftsteller in Großbritannien. Unter andern ist seine Hygieia in 3 Bänden ein sowohl wegen der Darstellung, als auch wegen der Nützlichkeit der Lehren sehr gerühmtes Werk. Seine patriotischen Flugschriften, die 1795 — 97 herauskamen, sind vergessen.

Bedeckter Weg heißt der äußerste Wallgang hinter dem Glacis einer Festung diesseits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwischen der äußern Grabenböschung (Contrescarpe) und dem freien Felde um die ganze Festung. Seine Brustwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmählig nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen ist mannichfach. Er verschafft eine sichere Gemeinschaft um die ganze Festung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, seine Belagerungsarbeiten in einer sehr großen Entfernung anzufangen; erschwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breschbatterien und deckt durch seine Brustwehre die hinter ihm liegenden Werke.

Bedeutung ist die Beziehung eines Zeichens auf einen Gegenstand. Demzufolge ist dreierlei dabei zu berücksichtigen: das, was sich auf einen Gegenstand bezieht, oder das Zeichen desselben; das, was durch das Zeichen dargestellt werden, oder auf dessen Vorstellung das Zeichen führen soll, oder der Gegenstand selbst, endlich ein solches Verhältniß des Zeichens zum Gegenstande, daß die Vorstellung desselben dadurch in dem der Vorstellung fähigen Wesen möglich gemacht wird, oder die Beziehung. Der Gegenstand ist immer etwas in der Wirklichkeit, in der Erfahrung Gegebenes, das Zeichen ist ein nothwendiges oder willkürliches Product des Subjects, die Beziehung ein Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit. Auf der Wechselwirkung dieser drei Momente beruht die ganze Theorie der Bedeutung.

Bedingung ist im Allgemeinen jede Voraussetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieselbe für den Verstand einen Grund, warum er einem Subject ein gewisses Prädicat beilegt, so ist es eine logische; enthält sie etwas Zufälliges oder Ungewisses, von dessen Wirklichwerdung etwas anders abhängt, so ist es eine juridische; enthält sie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erforderniß, das man voraussetzen muß, um etwas anderes zu verstehen oder zu begreifen, so ist es eine metaphysische Bedingung. Aus der erstern entspringen die logisch bedingten Sätze und Schlüsse; aus der

weiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in mögliche und unmögliche, im physischen sowohl als moralischen Sinne. Jene stehen entweder in unserer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner sind sie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinsicht ihres Effects entweder aufschiebend oder aufhebend. In metaphysischer Hinsicht setzt z. B. die Abwechslung der Eigenschaften oder der Bestimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechselt; eine Begebenheit, eine Ursache, woraus sie entsteht, und das Zugleichsein der Dinge ihre Wechselwirkung. Hier ist das Beharrliche der Grund, welcher vorausgesetzt werden muß, wenn etwas wechselt; Ursache der Grund, woraus das Entstehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritische Philosophie nennt sie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, ist das Unbedingte. Die kritische Philosophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ein berühmtes Hospital für Wahnsinnige in London.

Beduinen, **Bedewi**, wörtlich, **Bewohner der Wüste**, ein zahlreicher Mohammedanischer Völkerstamm, welcher die Wüsten Arabiens, Ägyptens und des ganzen nördlichen Afrika's bewohnt. — Ob diese Beduinen ein wirklich abgesondertes, durch physische Abweichungen ausgezeichnetes, und einer ganz verschiedenen Race entsprossenes Volk seien, oder ob ihr scheinbarer Unterschied von den übrigen Arabern sich befriedigend aus ihrer besonderen Lebensweise herleiten lasse, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich ist jedoch dieses letztere, da ihre Sitten und Gebräuche im Wesentlichen nur wenig von der allgemeinen Form abweichen. — Die Beduinen wohnen fern von Städten und andern festen Wohnplätzen in Familien unter Schachs (Scheigs) oder in zahlreichern Stämmen unter Emirn beisammen. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen sind ihre Wohnungen. Mit ihren Herden und Lastthieren, welche ihr geringes Eigenthum tragen, ziehen sie von Ort zu Ort, dem frischen Wasser und der grünenden Weide nach. — Alle Beduinen sind gute Reiter; viele lieben die Jagd. Gegen Pferde, die sie mit Sorgfalt erziehen, und gegen Schlachtvieh tauschen die friedlichen Stämme ihre Bedürfnisse an Waffen und Kleidern von den Grenzbewohnern der benachbarten Länder ein. Andere Stämme dagegen sind so offenbare Räuber, daß es höchst gefährlich ist, ohne hinlängliche Macht, oder ohne einen Sicherheitspaß, wie ihn die einzelnen Chefs verkaufen, die von ihnen bewohnten Gegenden zu bereisen; zumal da sie nicht blos plündern, sondern oft auch dann die Reisenden ermorden, wenn diese keinen Widerstand leisten. — Dieses Hanges zur Grausamkeit ungeachtet halten die Beduinen die Rechte der Gastfreundschaft für heilig, und der wehrloseste Feind ist ihres Schutzes gewiß, wenn ihm einmal die Zuflucht gestattet ward. — Als Feind betrachtet der Beduine aber jeden, der nicht sein Bruder, Bundesverwandter oder Schutzgenosse ist. — Stets auf seine Sicherheit bedacht, greift er keine Karavane, kein Lager an, ohne die Überzeugung, daß seine Partei die stärkere sei. Der Mehrzahl und dem kraftvollen Widerstande weicht er in schneller Flucht. — Ringsum bedroht von allen Nachbarvölkern lebt der räuberische Beduine in steter Wachsamkeit, arm, unwissend, wild und roh, aber frei und auf seine Freiheit stolz.

Beelzebub, auf hebräisch der Fliegengott, ein Abgott der Moa-

biter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberste Teufel verstanden wird.

Beerdigung, das Begraben eines menschlichen Leichnams in die Erde. Zu früh ist die **Beerdigung**, wenn sie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Mensch wirklich und nicht blos scheinbar todt ist, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem schrecklichen Zustande wieder erwachen könnte. Daß der Mensch äußerlich todt scheinen und doch noch Leben in ihm sein kann, lehrt uns die Erfahrung der Ohnmacht, der Asphyxie, der Winterschlaf mancher Thiere, in welchem sie ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung zu brauchen, ohne Ausleerung u. s. w. liegen. Der Tod selbst erfolgt nur, in seltenen Fällen plötzlich, meistens allmählig. Eine Function des Organismus hört nach der andern auf thätig zu sein. Sie können aber alle ruhen, und doch kann man den Organen des Körpers die Fähigkeit, daß wieder Bewegung und Leben in sie zurückkehren könne, nicht absprechen, so lange sie nicht physisch so zerstört sind, daß jenes nicht möglich ist. Die gewöhnlichen Zeichen des Todes, z. B. Aufhören des Puls- und Herzschlages, des Athmens, des Gefühls und der Bewegung, Kälte, Steifheit oder auch Schlaffheit des Körpers, Herabsinken der untern Kinnlade, Mangel an Ausfluß des Blutes aus geöffneten Adern, gebrochene Augen u. s. w. sind alle trüglich und können vorhanden sein, ohne daß alles Leben aus dem Körper entwichen ist. Man kann nicht eher überzeugt sein, daß der Verstorbene wirklich todt ist, bis die Organe zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit ganz unfähig sind: also bis man die Zeichen der anfangenden Fäulniß bemerkt. Diese sind der eigene Todtengeruch, das leichte Abschälen des Oberhäutchens, grünliche Flecken des Unterleibes. Jeder Mensch, welcher ohne diese Zeichen begraben wird, ist in der schrecklichen Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es giebt aber verschiedene Zufälle und Krankheiten, welche vor andern einen Scheintod darstellen können. Hierunter gehören mancherlei Nervenkrankheiten, Kopfverletzungen, Schlafsucht, Schlagfluß, Erstickung, alle Arten der Asphyxie, Ohnmachten, besonders die oft lange dauernden Ohnmachten hysterischer Frauenzimmer, Entkräftung, Blutflüsse u. a. m. Ob wirkliches Zurückkehren im Grabe möglich ist, daran ist wohl kein Zweifel, da mehrere Erfahrungen es beweisen, obschon viel darüber gestritten worden ist. Daß Scheintodte, die von allen, die sie gesehen hatten, für wirklich todt gehalten wurden, doch wieder lebendig geworden sind, lehren viele wirkliche Erfahrungen. Warum sollte dies nicht auch im Sarge geschehen können? Gerade die Stille und Ruhe, der Mangel an starken Reizen, welche den schwachen Lebensfunken vielleicht eher ausgelöscht hätten, die Ausdünstungen der Erde, die gleichförmige Temperatur können eher bewirken, daß der schwache Lebensfunke sich sammelt und wieder zur Lebensflamme auflodert. Die wenige Luft im Sarge kann wohl Ursache sein, daß das wieder erwachende Leben nicht lange dauern kann, aber nicht, daß es gar nicht erwache. Und ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, wenn ein Wiedererwachter nur Minuten lang in einem so qualvollen Zustande sein müßte? Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei sein. Schon die ältern Völker bestrebten sich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Ägyptier ließen sie einbalsamiren, die Römer schnitten den Todten einen Finger ab, ehe sie sie verbrannten; andere Völker ließen sie vielmals waschen

und salben. Wie die Behandlung der Todten bei uns ist, kann es öfters geschehen, daß noch Leben in ihnen schlummert, wenn sie begraben werden. Nie sollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen gestorben sind, Statt finden dürfen, bis sich die gewissesten Merkmahle der Fäulniß eingestellt haben. Selbst bei den an andern Krankheiten Verstorbenen sollte man im Winter wenigstens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am sichersten aber wäre es, eine Todtenschau einzuführen, vermöge welcher ein vom Physikus unterrichteter Mann, oder in dessen Ermangelung die gewöhnliche, hiezu aber besonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dazu angestellt würde, jeden Todten zu verschiedenenmalen genau zu untersuchen, so daß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Zeugniß des Leichenbeschauers den wirklichen Tod des Verstorbenen bestätigte. In manchen Fällen ist das längere Aufbewahren des Todten im Hause freilich lästig, auch wohl gefährlich, z. B. bei ansteckenden Krankheiten, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hause. Daher wäre es sehr zweckmäßig, wenn überall Todtenhäuser dazu bestimmt und eingerichtet würden, in welchem jeder seine Todten gleich nach den ersten Stunden bringen könnte, wo nun im Fall (wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten), der Tod noch zweifelhaft wäre, alle mögliche Mittel zu deren Wiederbelebung angewendet werden könnten, und wo die Verstorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe so lange liegen blieben, bis die unbezweifelten Merkmahle eines wirklichen Todes eingetreten wären. (Vergl. Scheintod.) H.

Beethoven (Ludwig von), einer der genialsten Tonkünstler unserer Zeit, geb. zu Bonn 1772, ein Sohn des ehemaligen Tenoristen an der churfürstlichen Capelle daselbst; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Schon in seinem elften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierspielen so weit gebracht, daß er Sebastian Bachs wohltemperirtes Clavier spielte, und im dreizehnten componirte er schon eigne Sonaten für sich. Diese ausgezeichneten und vielversprechenden Eigenschaften bewogen den damaligen Churfürsten von Cöln, ihn 1792 auf seine Kosten nach Wien zu Haydn reisen zu lassen, damit er sich durch den Unterricht desselben in der Kunst des Satzes vervollkommnen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entschloß er sich, ganz in Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt sich aufhält. Nach Mozart haben sich vielleicht die Deutschen, was Instrumentalmusik betrifft, keines ihm so nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in Beethoven. Diese Fülle, diese Neuheit, dieser Reichthum an Ideen, diese Kunst, mit welcher er alle seine Compositionen durchführt, sind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede sein kann, daß er sich vom Fluge seiner Phantasie bisweilen verleiten läßt, seine Zuhörer in unverständliche Regionen zu führen. Am meisten beurkundet sich sein großes Genie in den vielstimmigen Arbeiten, besonders in den Symphonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter denen vorzüglich eine große charakteristische Symphonie (sinfonia eroica) sich auszeichnet, und in seinen Clavierconcerts. Auch für die Singmusik hat er geschrieben; doch scheint diese, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entsprochen zu haben, die man davon hatte.

Befehlen heißt, durch gesetzliche Vorschriften über die Handlungen eines andern bestimmen. Befehle und Rathschläge sind dadurch von einander verschieden, daß die Befolgung dieser von der Willkür des

andern abhängt, jene dagegen befolgt werden müssen. Mithin muß dem einen das Recht zu befehlen zukommen und der andere die Verbindlichkeit zu gehorchen haben. Es fragt sich, ob dieses Recht ein angebornes oder ein durch Einwilligung des andern erworbenes ist. Der große Unterschied in Ansehung der Geistesgaben ist allerdings Ursache daß Menschen von großen Eigenschaften durch ihre Befehle über andere herrschen. In diesem Sinne sagt Abbt: Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen, starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhaben, ohne allemal das Einverständniß dazu zu haben; diesen unterwirft es sich ohne Widerstreben. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächeren Gemüther zu bezaubern. Die natürliche Gleichheit der Menschenrechte im Naturstande ist der Grund, warum das Recht zu befehlen kein angebornes, sondern nur ein erworbenes sein kann. Wo es Statt findet, setzt es Einwilligung von Seiten des andern voraus, welche nicht erzwungen werden darf, unter übrigens gleichen Umständen. — Regenten und Staatsoberhäupter haben dasselbe kraft ihrer ausübenden Gewalt, nach welcher sie unmittelbare Handlungen zum Zweck des Staates vornehmen können. Mithin müssen sie zu dem nämlichen Zweck auch über die Handlungen ihrer Unterthanen auf gesetzliche Weise zu disponiren berechtig sein.

Befestigungskunst ist die Kunst, einen Ort so einzurichten, daß sich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat schon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befestigungen sind Orte, die auf unersteiglichen Felsen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Morästen umgeben sind, über welche kein Geschütz reicht u. s. w. Die künstlichen Befestigungen sind entweder beständige, oder Feldbefestigungen. Jene sind die eigentlichen Festungen oder befestigten Städte (s. Festung); diese die Verschanzungen, welche blos für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (s. Schanze).

Befruchtung. Jeder organisirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung seines Geschlechts erhielt jeder organische Körper eigene Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungs-Werkzeuge nennt. Sie sind eben so verschieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geschäft, durch welches die organisirten Wesen diese Befruchtung bewirken, heißt Begattung. Es liegt ein großes Geheimniß in diesem für die Erhaltung der organischen Schöpfung so wichtigen Geschäfte. Bei den Menschen und Säugthieren geschieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß sich ein oder mehrere Bläschen, die den ersten Keim des jungen Geschöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierstocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung der befruchtenden Substanz mit dem Keime vor sich geht. Wie aber aus dem befruchtenden Keime durch allmählige Ausbildung die Frucht entstehe, ist eine der schwersten Fragen, die wohl niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions- oder Entwickelungs-Hypothese (vergl. Epigenesie), nach welcher angenommen wird, daß alle neuentstehenden organischen Wesen schon von der ersten Schöpfung an völlig bereitet gewesen und so in den Ältern gelegen, scheint im ersten Augenblicke

die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden sich große Schwierigkeiten. Nach jener Theorie liegen die Keime, wie oben gesagt, in der Mutter vorräthig, bis sie sich durch die befruchtende Substanz entwickeln. Wäre dies, woher bei Menschen und Thieren die Ähnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum zeugen Neger und Weiße einen Mittelschlag? Woher die Bastarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die sowohl Ähnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Demnach bleibt überhaupt genommen die Vorstellung, daß die neuentstehenden organisirten Körper durch allmählige Ausbildungen hervorgebracht werden, unserm Erkenntnißvermögen und selbst den Regeln aller philosophischen Naturforschungen weit angemessener, als die Lehre von der Entwickelung. Zufolge dieser Hypothese, denn so dürfen wir sie wohl immer noch nennen, nimmt man an, daß der Zeugungsstoff der Ältern, der an sich ungeformt ist, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung gelangt, für eine in demselben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerst empfänglich wird, kraft dessen bei der Empfängniß die allmählige Ausbildung erfolgt. Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die eben so bestimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächse, folglich ihre Erzeugung, geschieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächse haben ebenfalls männliche und weibliche Geschlechtsglieder, die sich mit bloßen Augen sehen und unterscheiden lassen, doch sind bei ihnen diese Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, sondern fast immer in einem und demselben Körper verbunden. Der Samenstaub wird in eigenen hierzu bestimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinster Theil dringt durch die in dem weiblichen Geschlechtstheile, der Narbe, befindliche Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierstock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal.

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß, etwas zu thun oder zu lassen, besonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moralische Möglichkeit, sie zu verrichten, ja auch die Handlung selbst, deren Möglichkeit auf diese Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß selbst kann entweder daraus entspringen, daß durch ein Gesetz eine gewisse Classe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt sind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugestanden wird, wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag. Ist jenes Gesetz ein Gesetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menschen gegen einander oder zur ganzen Gesellschaft innerlich oder auch äußerlich festsetzt, ein Gesetz für die vernünftige Gemeinschaft unter den Menschen in Beziehung auf ihr gegenseitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgesetz, oder ist die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem solchen gemäß: so hat der Handelnde einen Anspruch oder Foderung an andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit ist, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlassung einer Handlung nicht zu stören; eine Foderung, die, wenn sie Wirkung haben soll, auch gegen den Willen des andern, d. i. mit Zwang, muß geltend gemacht werden können. Dieses nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, ein

Recht, welches mithin seinem Wesen nach ein Rechtsverhältniß voraussetzt, das erst im Staate vollkommen vorhanden ist. Nicht jede Befugniß ist daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgesetz oder einer rechtlichen Thatsache beruht. Der Freund ist z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenseitiges Verhältniß, eine Unterstützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine solche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang, gefodert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechselt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergestellt; besonders wenn von einer Handlungsweise geredet wird, welche durch ein Gesetz im Staate sanctionirt ist. T.

Beg, Fürst oder Herr, der Titel gewisser türkischer Beamten deren mehrere unter einem Beglerbeg stehen.

Begehrungsvermögen ist in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter sich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es ist das Vermögen eines Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellung zu sein." Dies ist aber kein wesentlicher Theil des Begriffs von diesem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen noch verwirklichen können. Es giebt ein vernünftiges, und ein sinnliches Begehrungsvermögen. Dieses Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes Achtung, das Gefühl der Vernunft, aus dem Bedürfnisse der Sittlichkeit entspringend. Beide zusammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erscheint gepaart entweder mit Geist oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in solcher Vereinigung vermag ein Wesen zu interessiren, das über die Thierheit erhaben ist. Was nicht zu dem Geiste spricht, und blos ein sinnliches Interesse erregt, ist gemein, zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Gesinnung, so ist es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit dem Geist genossen oder gesucht wird, weit mehr noch, wo es in sittlicher Verschönerung erscheint, das Interesse des am reinsten gebildeten Menschen erregen.

Begeisterung (Enthusiasmus) oder der Zustand ungewöhnlicher Regsamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichsam ein höherer Geist über den Menschen kommt und in ihm wirkt, unterscheidet sich von der zügellosen und verworrenen Schwärmerei nur durch die festere Richtung des Gemüthes auf einen bestimmten Gegenstand, welcher die Seele so erfüllt, daß der Geist desselben oder etwas Ideales an demselben mit lebendiger Einbildungskraft aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl sich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieses eine stillere, sprachlose, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde sich ankündigende Begeisterung ist. Dieser Zustand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenstand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt sein. Auch ist die Begeisterung verschieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als productiven Geiste das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung seiner Regungen treibt, oder das der selbstthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth zu einem in seiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das ist zur Hervorbringung einer

den idealen Gegenstand selbst darstellenden, oder seiner Wirkung nach aussprechenden vollkommnen Form angeregt wird. Letztere ist die Begeisterung des Künstlers, die man auch vorzugsweise Begeisterung nennt; und sein Werk, in dieser Begeisterung empfangen, zugleich Symbol dieses innern vollendeten Zustandes, ist das Kunstwerk. Aus diesem läßt sich auch abziehen, wie die Begeisterung des Künstlers, oder, weil das Vollendete in der Kunst nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beschaffen sein müsse, und sich äußere. Das Kunstwerk ist ein abgeschlossenes, selbstständiges, harmonisches Werk, welches in seiner anschaulichen, vollendeten Form eine Idee auf eigenthümliche Weise offenbart. Diese Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtsein der Regeln, nach welchen die Kunst wirkt, hervorgebracht, sondern setzt eine natürliche, durch Übung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen bestimmten Stoff zufolge einer leitenden Idee, welche man demselben einprägt, zu organisiren; welche Fähigkeit, in Hinsicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit spielender Leichtigkeit und, wie ein höherer Instinct, den Kunsttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Diese Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenstand befördert, vermöge dessen der hervorbringende Künstler seine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in seinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieses Zustandes ist daher das in dem Wesen des Genius begründete natürliche, und nur momentan aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtlosen Kraft, welche gleichsam instinctmäßig bildet und gestaltet, und des Bewußtseins, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt sich an dem Kunstwerke durch seine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf die ihm zum Grunde liegende Idee, so wie im Gegensatze der Verworrenheit und Zügellosigkeit, welche im Traume und im schlechten Werke herrscht; erstere in der Unendlichkeit harmonischer Beziehungen, welche das Kunstwerk in sich trägt, ohne einen bestimmten äußern Zweck und Absichtlichkeit in seiner Zusammenstellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeisterung unterscheiden, obwohl niemals als in der Zeit geschieden bestimmen. Denn erstlich faßt der Künstler irgend einen Gegenstand im idealischen Lichte auf, und dieser setzt seine Kräfte in außerordentliche Regsamkeit; dann bildet ihn die Phantasie in seine Theile vollkommen aus, und das innerlich geschaute Bild wird endlich in einem anschaulichen Darstellungsmittel (Sprache, Ton, Gestalt) lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anschauung treibt zur Mittheilung. Jene Regsamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkühr unterworfen zu sein, das in sich Vollendete so sicher und leicht hervorbringt, daß ihre Producte den Künstler selbst überraschen müssen, der sich von diesem Zustande keine Rechenschaft zu geben weiß, hat man schon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeschrieben, vermöge welcher der Künstler gleichsam als Organ der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künstler werde geboren. Wie nun das wahre Kunstwerk selbst eine lebendige Regel für sich ist, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu lassen, so ist des wahren Künstlers Begeisterung keine das schöne Gleichgewicht des Geistes aufhebende Aufwallung, die sich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Convulsionen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrausches ankündigt, sondern die tiefe, mit Ruhe wohl bestehende Bewegung, und der Drang eines harmonischen Gemü-

thes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form seines Wirkens geworden ist, bei Bildung und Darstellung eines harmonischen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmonisches Werk hervorbringen soll, einen Reichthum von Ideen und Anschauungen überhaupt schon in sich tragen müsse, welche in der Begeisterung nur leichter und freier zuströmen und sich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erst in diesem Zustande ohne Zuthun des Künstlers entspringen; weßhalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, sich durch künstliche Mittel in Begeisterung zu versetzen streben. Ist aber die Begeisterung des Künstlers nicht nothwendig eine stürmische Aufwallung, sondern tiefe, energische Regung der productiven Kräfte des Gemüthes; so kann sie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrschende Stimmung des Künstlers sein. Übrigens ist die Begeisterung des Künstlers auch nach der wesentlichen Verschiedenheit der Künste und Kunstgattungen verschieden, indem z. B. die bildende Kunst eine hohe Regsamkeit der durch Naturanschauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunst eine ungemeine Elasticität des Gefühles, welche in harmonischen Tönen ihren Ausdruck findet, voraussetzt. Überall aber ist kein wahres Kunstwerk ohne Begeisterung möglich, und in so fern ist sie Quelle des Kunstwerks und Princip der Kunst. Über die Künstlerbegeisterung hat der Abt Bettinelli ein besonderes Werk dell' entusiasmo nelle belle arti (zuerst 1769 Milano, dann auch in seinen Opere; deutsch von Werthes, Bern 1778, 8.), und Fernow (in seinen röm. Studien) eine besondere Abhandlung hinterlassen.

Begharden, s. Beguinen.

Beglaubigungsschreiben, s. Gesandten.

Begleitung, in der Musik (franz. accompagnement, italienisch accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige musikalische Vortrag, welcher zur Unterstützung einer Hauptmelodie zu dienen bestimmt ist. Diese Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menschlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen musikalischen Instrument geführt, und von allen andern Instrumenten, nach der Willkür des Tonsetzers (Componisten), begleitet werden. So können alle, oder doch wenigstens die gebräuchlichsten Instrumente (Orchester), oder auch nur einzelne Instrumente, die Hauptstimme unterstützen. Man hat also Compositionen (musikalische Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Instrumente. Die Verzeichnung alles dessen, was sowohl die jedesmalige Hauptstimme als auch die dazu gehörige Begleitung, besonders wenn diese von mehreren Instrumenten geführt wird, vorzutragen hat, ist in demjenigen vorhanden, was man Partitur nennt (s. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptstimme nur von einem einzigen oder höchstens von zwei Instrumenten begleitet wird, pflegt man die Bezeichnung dessen, was die begleitenden Instrumente nebst der Hauptstimme zu spielen oder zu singen haben, nicht Partitur zu nennen. In künstlerischer Hinsicht kann die musikalische Begleitung aus einem doppelten Gesichtspunct betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonsetzers und zweitens als darzustellendes Product des Instrumentalisten (desjenigen, der die in Noten gesetzte Begleitung auf seinem Instrumente zum Gegenstande des Gehörs macht). Beide, der Componist sowohl als der Instrumentalist, haben, jener bei dem Satze der Begleitung und dieser bei dem Vortrage derselben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um so mehr, weil beide bei der Wirkung, die sie hervorzu-

bringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorschrift, sondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müssen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als musikalischer Satz genommen, zu machen im Stande ist, beruht auf so unbewußten und von dem Verstande noch so wenig logisch aufgefaßten Grundsätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht schwieriger ist, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptstimme) selbst. Bald bringt irgend ein musikalischer Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald schlechte Wirkung hervor, ohne daß sehr häufig der Verstand vermag, den Grund von dieser Verschiedenheit klar und deutlich aufzufinden. Bis jetzt sind noch immer vorzugsweise die Italiener im Besitze des Verdienstes einer klaren, sich auf wenige Noten beschränkenden und dennoch höchst wirksamen Begleitung gewesen, und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die italienischen Compositionen auf eine sehr auffallende Weise von denen der Deutschen und Franzosen. Überhaupt scheint noch die Kunst, mit wenigen Noten einen großen Effect hervorzubringen, als der schwierigste Theil des musikalischen Satzes zu betrachten zu sein, der gerade das größte Genie und die höchste Ausbildung durch praktische Erfahrung erfodert, worin, wie gesagt, die Italiener bisher das Meiste geleistet haben, denen die Deutschen aber, besonders in der neuesten Zeit, rühmlichst nachgeeifert haben. Die Franzosen dagegen sind auch in diesem Theile der Composition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derselben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung, als Product des ausübenden Istrumentalisten, anbetrifft: so erfodert diese ebenfalls das sorgfältigste Studium und die sinnigste, feinste Ausübung des bildenden Künstlers. Besonders ist die Begleitung der einzelnen Soloinstrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. s. w. von der höchsten Schwierigkeit, und setzt, wenn sie zweckmäßig sein soll, große Einsicht und Gewandtheit voraus. So machen die italienischen Componisten aus der Begleitung des Flügels zum ganzen Orchester, besonders aber zu dem Recitative (s. d.), eine eigentliche Kunstaufgabe, die sie mit dem angestrengtesten Fleiße zu lösen suchen. Denn da der Zweck aller musikalischen Begleitung kein andrer sein kann und sein soll, als die Wirkung der Hauptstimme zu erhöhen; so geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters besonders in der Kunst bestehe, sich jener anzuschmiegen, sie zu unterstützen, keinesweges aber sie beherrschen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieser doppelten Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich sein muß, ergibt sich nun schon von selbst, wie schwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen ist, und daß, wenn wir diese mit dem Solospiele vergleichen, letzteres unstreitig schwieriger ist, als die Begleitung selbst. So auffallend auch diese Behauptung dem ersten Anscheine nach sein möchte, so wird sie nichts desto weniger jeder wahre Kenner der Musik gegründet finden. Pq.

Beglerbeg, wörtlich Fürst der Fürsten, oder Herr der Herren, ist der Titel eines türkischen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann **Beglerbeglie** heißt, gesetzt ist und verschiedene Sandschaks, Begs, Aga's u. s. w. unter sich hat. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich diese Benennung.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Gesetzgebung enthaltenes Majestätsrecht, vermöge dessen dem Staatsoberhaupte zu-

freht, Strafen, die durch die Gesetze bestimmt sind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon ist, weil der Gesetzgeber am besten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgesetzes, dessen authentischer Ausleger er ist, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; er ist mithin nicht subjectiv (aus der Person des Gesetzgebers hergenommen), sondern objectiv (auf die Person des zu Strafenden sich beziehend).

Begräbniß, s. **Beerdigung.**

Begräbnißplätze, diejenigen Örter, welche zur Beerdigung der Verstorbenen bestimmt sind. Bei jedem Volke ist es wohl im Anfang willkürlich gewesen, wo sie ihre Todten hinbegraben wollten. In der Folge, da zunehmende Cultur die Völker in engere und zahlreichere gesellschaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinschaftlicher Ort ausgewählt, an welchem sie alle ihre Todten begruben. Diesen Gebrauch findet man bei allen, auch den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten; späterhin aber, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Asche, in Töpfen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in die von ihren Priestern geheiligten Haine. Mit Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurden gemeinschaftliche geweihte Örter dazu bestimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbnisses dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Diese Begräbnißplätze bekommen in verschiedenen Gegenden und Gemeinden auch verschiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbnisse wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen, und der Wunsch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde sei ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Auch die **Begräbnisse in den Kirchen** rühren aus den Zeiten der ältesten Nationen, oder vielmehr von einem den Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch besondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden schon bei den ältesten Völkern, Ägyptern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder sonst merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel gesetzt, so wie in den christlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere schätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deßwegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen über die Christen nachließen, und sie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten sie sich Kirchen, und späterhin, als die christliche Religion die herrschende wurde, wandelte man sogar die heidnischen Tempel in christliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Asche derselben vorzüglich geheiligt werde, so suchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidnischen Tempel in christliche Kirchen, die Überbleibsel (Reliquien) der Märtyrer sorgfältig auf und begrub solche unter dem Altar der neuen Kirche,

diese dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück sei, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt sich und wurde immer allgemeiner unter den Christen. Kaiser Constantin, der im Jahr 337 starb, war der erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apostelkirche zu Constantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahrscheinlich ein vorzügliches Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Bischöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Die Kaiser Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weise erlaubte sie jedermann wieder. Man erhielt indessen in neuern Zeiten viele Beweise, daß es äußerst nachtheilig für die Gesundheit der Lebenden sei, wenn sie in der Gesellschaft der Todten längere Zeit zubringen sollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die giftigen Dünste um so eher aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche sie öffneten und welche zuerst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit niemand wagen durfte, in diese Kirchen zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunst in die Luft und giebt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienstes geschah, wo mehrere Menschen mit hinunterstürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in die Kirchen abgeschafft oder doch sehr beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden im Jahre 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig ist hierin die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Begräbnißplatze einen Garten bilden, und sonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, sondern vielmehr bei dem Genusse einer heitern Natur und dem erquickenden Dufte der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigen Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiedersehen und an das unvergängliche Leben des Unsterblichen in uns, zur sanften und heilsamen Rührung mildern, und in erhebende, trostvolle Hoffnung umstimmen. H.

Begriff, Vorstellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob sie gleich, streng geprüft, von einander zu unterscheiden sind. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir diese wahrgenommen haben und uns dessen mit Bewußtsein zu erinnern im Stande sind, das heißt, wenn wir die Merkmahle einer Sache (dasjenige, was eine Sache dergestalt von der andern unterscheidet, daß der Verstand diese mit einander nicht verwechseln kann) aufgefunden und uns gehörig versinnlicht haben. Es erhellt aus sich selbst, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtseins bedürfen, weil ohne ein solches durchaus kein Begriff möglich ist. In Ansehung ihres Ursprungs sind die Begriffe entweder **ursprüngliche** oder **abgeleitete**. Ein **ursprünglicher Begriff** ist die bloße Ankündigung von dem veränderten Zu-

stande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geistes; ein abgeleiteter Begriff ist ein solcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geistes, durch Reflexion und Abstraction, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die analogen Begriffe, die wir weder durch innere noch durch äußere Anschauung bekommen, sondern nach gewissen Ähnlichkeiten bilden, die sie mit andern Vorstellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe sind in demjenigen Resultate begründet, welches durch die Wirkung der Objecte auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache selbst, oder auf die Empfindung sieht, in sinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Absolute Begriffe sind diejenigen, in welchen ein absolutes Ding vorgestellt wird, das für sich selbst und ohne Beziehung auf ein anderes gedenkbar ist. Unter relativen Begriffen verstehen wir solche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, in so fern sie sich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Dinge zum Geschäfte machen. Empirische Begriffe sind solche, die Merkmahle in sich fassen, welche sich sinnlich empfinden lassen; sie werden hingegen zu reinen Begriffen, sobald nichts dergleichen Sinnliches in ihnen vorhanden ist und sie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe sind wiederum reinsinnliche Begriffe, wenn sie in der reinen Anschauung ihren Gegenstand a priori darstellen, wie z. B. Triangel; oder reine Verstandesbegriffe, wie z. B. Ursache. Letztere sind entweder reine Verstandesbegriffe an sich (Kategorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verstandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrerer Kategorien unter sich und durch Beziehung derselben auf reine Anschauung, oder auf Empfindung überhaupt entstehen. Erheben sich aber die reinen Verstandesbegriffe bis zur höchsten Einheit, bis zum Absoluten: so heißen sie Ideen; enthalten sie hingegen logische Vergleichungen oder Vorstellungen von Raum und Zeit unter sich: so werden sie zu Reflexions-(Vergleichungs-) Begriffen. Haben die reinen Verstandesbegriffe ihre Anschauung und die Gegenstände derselben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieselben die Materie zur Anschauung und dadurch also wirkliche Objecte derselben in der Natur, welche sich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anschaulich machen lassen können: so heißen sie Natur- oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transscendentale Begriffe, wenn die Formen derselben so beschaffen sind, daß ihnen keine Materie in der Anschauung und Erfahrung angemessen sein kann, daß sie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung übersteigen und für sie in der Sinnenwelt kein ihnen entsprechender Gegenstand vorhanden ist, wie z. B. Wesen aller Wesen. Problematisch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit seines Gegenstandes erkannt wird; unmöglich, wenn er sich selbst, oder dem Gegenstande widerspricht; usurpirt, wenn sein Gebrauch sich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man 1. der Quantität nach, die Extension der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in sich zusammenfaßt, welche unter einem allgemeinen Begriffe stehen und den Umfang und die Sphäre desselben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intension (Comprehension)

der Begriffe. Diese ist der Inbegriff aller Merkmahle, welche in dem Begriffe überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeschlossener Raum. Hierbei ist die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intension zunimmt, so nimmt die Extension ab, und wie die Intension abnimmt, so nimmt die Extension zu. Wenn wir z. B. die menschlichen Triebe erklären wollen und den Begriff aller derselben in einer engen Bedeutung nehmen, wo also dieser Begriff alle diejenigen Merkmahle oder Bestimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen sind: so werden natürlich dieser Triebe weniger, oder es lassen sich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In diesem Falle hat also die Extension zugenommen, die Intension hingegen abgenommen. Und so auch umgekehrt. 2. Die Qualität der Begriffe, welche sich auf die Güte und Vollkommenheit derselben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollständige oder unvollständige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytische Begriffe sind diejenigen, durch welche dasjenige bestimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demselben enthalten ist. Durch die synthetischen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebst ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten sind. Durch die analytischen Begriffe soll man die Frage beantworten: was ist die Sache? durch die synthetischen Begriffe: wie vielerlei ist dieselbe?

Beguinen oder Beguttcn hießen die weiblichen Religiosen, die sich, ohne die Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Gesellschaften bildeten, welche in eignen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern oder Beguinerien zusammenlebten, und sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Gesellschaften waren seit Ende des elften Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden entstanden, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die sich, auf ähnliche Weise verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen so viel als Beter oder Bettler bedeutet, mußten von der Eifersucht der geistlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden bisweilen mit den Lollharden verwechselt. Sie waren die Pietisten des Mittelalters. Am längsten erhielten sich die Beguinen in Deutschland, wo sie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil sie sich der Seelsorge ihres Geschlecht annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen gesehen hat. Unter dieselbe Classe ohne päpstliche Autorität und Regel zusammengetretener Gesellschaften gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Deutschland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meist Reste der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, gestorben den 29. Juli 1506 in Lissabon, war einer der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, trieb aber nebenbei mathematische und nautische Wissenschaften, reis'te nach Antwerpen, und ging von da 1480 nach

Lissabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, wurde dieser geschickte Erdbeschreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreise und untersuchte die Inseln an der Küste von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieser Reise wurde er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück, wo er 1492 einen Erdgloben verfertigte, der alle Spuren der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde an sich trägt. Ältere spanische Geschichtschreiber behaupten, daß Behaim mehrere Entdeckungen gemacht, und seinem Freunde Columbus die Idee von einem andern Erdtheile gegeben habe. Robertson in der Geschichte von Amerika und Andere widersprechen dieser Behauptung als einer Fabel. Bei dem Mangel ganz zuverlässiger Nachrichten aus jenem Zeitalter dürfte der Streit nicht leicht zu entscheiden sein.

Behandlung ist, in Beziehung auf das Ästhetische, die Art und Weise, einem Stoffe, gemäß einer ästhetischen Idee und demnach entsprechend dem Zwecke schöner Kunst, eine Form zu ertheilen. Ist der Gegenstand glücklich gefunden, sagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive: und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft. Regeln für die geistige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeisterung ist, lassen sich nur finden durch Erforschung derselben an den vollkommenen Werken solcher Künstler, die mit Genie und Begeisterung darstellten. Im Allgemeinen ergiebt sich die Foderung, ein in sich beschlossenes Ganzes ästhetischer Ideen in organischem Zusammenhange harmonisch und mit lebendigster Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Dasein ästhetischer Ideen in des Künstlers Seele wird vorausgesetzt; die Gesetze für die geistige Behandlung sind demnach lediglich auf die Organisation derselben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Imagination reflectirende Verstand vorschreibt. Sucht nun der Künstler die innere Schöpfung seiner Einbildungskraft außer sich darzustellen, so tritt die mechanische Behandlung ein, welche verschieden sein muß nach den verschiedenen Mitteln und Stoffen, deren sich die verschiedenen Künste bedienen. Der Tonsetzer setzt seine Idee in Noten, der Dichter setzt sie in gemessene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut sie in Stein oder andere Massen, der Mahler trägt sie mit Farben auf einen Grund. Für die mechanische Behandlung giebt die Technik Gesetze. Die geistige Behandlung macht eine Darstellung zum schönen Werke, die mechanische zum Kunstwerke; beide machen ein schönes Kunstwerk. Die eine giebt demselben seine formale, die andere seine materiale Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit besteht. Die formale Zweckmäßigkeit giebt Zusammenstimmung der Wirkungen, die materiale giebt Zusammenstimmung der Theilverhältnisse zum Ganzen. Damit diese

bewirkt werde, muß Vollständigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunstwerk sein, welches demnach die Puncte sind, worauf es bei der mechanischen Behandlung ankommt. Die sinnliche Behandlung endlich bezieht sich zum Theil auf das Geistige, zum Theil auf das Mechanische im Kunstwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; diese Eigenschaft als durchgängige Angemessenheit eines Kunstwerks im Äußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Gesetze der Schönheit gedacht. Die Eigenschaften, welche ein Kunstwerk dadurch erhält, sind Reinlichkeit im Innern und Äußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch die erste wird es lieblich, nur durch die letztere wird es faßlich. — Man könnte jene drei Behandlungsarten ästhetischer Stoffe zu schönen Kunstwerken auch die Behandlung des Genies, des Verstandes und des Geschmackes nennen, welche drei Geistesvermögen nur in vereintem Zusammenwirken ein Werk schöner Kunst hervorbringen können. Das erste erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt so hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ zu gewissen Zeiten, namentlich vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß seiner Sünden vor dem Geistlichen ablegt. Die katholische Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen; die evangelische Kirche verlangt blos ein allgemeines Bekenntniß. Doch stellt es auch diese Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das schuldbewußte Herz durch ein solches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die protestantischen Geistlichen eben so wie die katholischen verpflichtet sind, das ihnen im Beichtstuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren. In der evangelischen Kirche ist die Beichte an einigen Orten eine besondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß seiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem diese von mehreren, welche sich zu diesem Zwecke versammelt haben, zugleich geschieht. Es ist viel darüber gestritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geistliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, scheint die besondere Beichte zweckmäßiger zu sein, weil sie es dem Geistlichen möglich macht, bei seinen Ermahnungen und Tröstungen individuelle Verhältnisse zu berücksichtigen und darum eindringlicher zu sprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geistlichen darbietet, Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu trösten, wird sie ein sehr heilsamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirksam befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieser Handlung gesprochen werden, pflegen stärker als die Predigt zu wirken, weil sie individueller sein können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerksamer gehört und näher auf seinen Zustand bezogen werden. Auch gründet sich die Beichte auf eine sehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menschlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des schuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß seiner Schuld sich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten sie diesen Gebrauch bei, ob sie gleich sehr wohl wußten, daß er nicht von Christo vorgeschrieben, sondern aus den disciplinarischen Anstalten der alten Kirche entstanden sei, weßhalb sie auch keine absolute Nothwendigkeit dieses Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der katholischen Kirche besonders, mancher Miß-

brauch getrieben worden ist, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es ist das Loos aller, auch der ehrwürdigsten und heilsamsten Anstalten, daß sie von dem Wahne und der Leidenschaft entstellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Johann David), berühmter deutscher Schauspieler, wurde 1754 zu Chemnitz geboren. Seine Ältern konnten nur wenig auf seine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn am Körper und Geist vortheilhaft ausgestattet und ihm einen glücklichen Leichtsinn gegeben. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunst. Begebenheiten, welche in seiner Vaterstadt vorfielen, besang er mit komischer Laune, ohne hämische Galle. Die Erfüllung seines Wunsches, die Universität Leipzig zu besuchen, um dort die Rechte zu studiren, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsstande, der ihn von jeher geliebt hatte. Die Vorliebe zu Platners Vortrage setzte indeß bald seinen Plan in Hinsicht des Rechtsstudiums zurück. Die Zwischenzeit widmete er der Dichtkunst. Ein unseliger Zufall führte ihn einst in die Gesellschaft reicher Landsleute. Er spielt und gewinnt. Das Glück soll sich verdoppeln, deßhalb spielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch seine bisherige gute Laune zu Grabe. Er besucht oft nach aufgehobener Bank mit seinen Spielcollegen das Schauspiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterschilderung beschäftigt ihn, seine frohe Laune wacht wieder auf. — Die Seylerische Gesellschaft, welche einen Reinecke, Opitz, Ihering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte, gab damals Vorstellungen in Leipzig. Er suchte Engagement; Seyler schlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Gesellschaft und wurde angenommen. Er spielte alt und jung, Bediente, Fürsten, Bauern und Helden. Die Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl v. Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Er wurde Mitglied vom gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er spielte komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil nebst den meisten Mitgliedern, engagirte sich bei dem neuzuerrichtenden churfürstlichen Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr v. Dalberg unterzog sich mit dem reinsten Kunstgefühle der Sache. Schröder erschien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichsam eine neue Periode für die deutsche Schauspielkunst. Gegen das Ende seiner Laufbahn ergriff Beil abermals die Spielsucht, die er bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholischer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, welcher auch endlich seine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er starb im Jahre 1794 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Beil ist als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir besitzen von ihm verschiedene Schau- und Lustspiele. Iffland ward sein Biograph; sein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemselben auf das Jahr 1808.

Beilbrief ist der schriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; desgleichen die Verschreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beiram, das Oberfest der Mohammedaner, welches unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramasan, seinen Anfang, sobald von gewissen dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird. Es ist gebräuchlich, daß an diesem Feste die Geringern den Vornehmern Geschenke

verehren, welche Sitte sich sonst auch auf die Europäer erstreckte, die den Großen der Pforte, den Bassen und Cadi's, Geschenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Christoph), gestorben 1809 als Professor der Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, hat durch seine Sonderbarkeiten in Deutschland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen 1730 geboren, wo sein Vater eine Magistratsperson war, und sich mit Pharmacie beschäftigte. Im J. 1750 bezog er die Universität Jena, wo er drei Jahre die Rechte als Brotwissenschaft, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie und Medicin studirte. Er machte hier auf drei Jahre lang Reisen, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils aber auch, um seine im Felde der Chemie gemachten Entdeckungen und Erfindungen ins Geld zu setzen. Diese Reisen, welche übrigens ein undurchdringliches Dunkel deckt, gingen wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. Im J. 1756 kam er unvermuthet zurück und brachte bedeutende Summen Geldes mit. Er ging noch in demselben Jahre nach Helmstädt, ließ sich wieder als Student aufnehmen und studirte mit besonderm Fleiße unter dem berühmten Heister die Chirurgie. Nach Heisters Tode ging dessen medicinische und chirurgische Praxis meistens auf ihn über. Der Herzog, der ihn kennen gelernt hatte, ernannte ihn sofort 1759 zum ordentlichen Professor der Physik, 1752 zum ordentlichen Professor der Medicin und 1767 zum Hofrath. Ein Jahr darauf erhielt er die Professur der Chirurgie und 1802 ernannte ihn Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zu seinem Leibarzt. Beireis besaß manche gute Eigenschaften, hatte vielen natürlichen Verstand, einen großen Reichthum an Kenntnissen; war ein geschickter, uneigennütziger und sorgfältiger Arzt und nützlicher Lehrer; seine Gespräche waren interessant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reisender besucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eine andere, jedoch unschädliche, Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen, und um diese zu befriedigen, scheute er die Lüge nicht. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb stets unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte siebzehn verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, sie zusammenzubringen. Seine Gemähldesammlung enthielt manches kostbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab; wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, so daß seine Sammlung unter allen die reichste sei. Außerdem besaß er die drei berühmten Vaucansonschen Automate, die von Droz verfertigte sogenannte Zauberuhr und andere schätzbare Kunstwerke. Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen als einzig die von Lieberkühn injicirten. Sein Münzcabinet enthielt selbst viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten und mit großer Vorsicht zeigte er auch eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sei, den alle Fürsten der Erde nicht zu bezahlen im

Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dies kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allem Detail auszuführen. Merkwürdig ist es, daß man nach seinem Tode diese vorgebliche Kostbarkeit nicht gefunden hat; Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sei. So übertrieben auch der Werth sein mochte, den Beireis selbst diesen allerdings schätzbaren Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht läugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen erfodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieses Räthsel zu lösen, gab Beireis selbst vor, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und zeigte auch Beweise derselben vor. Das wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, welche sich sehr dankbar dafür bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Was er geschrieben hat, besteht in einigen unbedeutenden physiologischen Abhandlungen. Das achte Heft der Zeitgenossen enthält eine ausführliche Darstellung von Beireis, auf welche wir verweisen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künste alle jene mit dargestellten Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich erfodert werden, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theis zur Ausfüllung seiner Darstellung dienen, damit diese als kunstmäßige Composition eben so wenig lückenhaft erscheine, als die dargestellte Idee ein in sich vollendetes Ganzes bilden soll. Bisweilen erscheint auch das Beiwerk als **Anspielung**, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit sein, es weder in Menge noch Ausführung auf Kosten des Hauptgegenstandes hervortreten lassen, und es so schicklich anbringen und einweben, daß es fast nothwendig scheine.

Beiwort, Abjectivum, s. **Nomen**. In der Poesie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugesetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt ist, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verschönern. Dem Sinne nach kann das ästhetische Beiwort (ephiteton) doppelter Art sein: nämlich einmal logisch, wenn z. B. gesagt wird, **der starke Geist**, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verstandes anheim fällt; zweitens hat dasselbe auch einen poetischen Sinn, und gehört somit in das Gebiet der Phantasie, wo man es dann **das verschönernde Beiwort** (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein solches ist, wenn gesagt wird, **das rosige Mädchen**. Daß die Beiwörter in der Poesie mit Aufmerksamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müssen, ergiebt sich von selbst; denn so sehr sie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verschönerung und zur Verstärkung des Sinnes beizutragen im Stande sind, eben so sehr können sie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verursachen.

Beizen heißt bei gewissen Künstlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemische Mittel bewirkt wird. Es ist eine Behand-

lung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eigenen, meistentheils salzartigen Feuchtigkeit auf gewisse Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung bringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper, welcher in dasselbe gelegt oder damit bestrichen wird, mehr oder weniger tief ein, und machen entweder die Consistenz desselben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; sie machen seine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Überzuges geschickter, wie beim verzinnten Eisen; oder sie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewasser. Je feiner oder gröber die Beschaffenheit des zu beizenden Körpers ist, desto gelinder oder schärfer müssen auch die Bestandtheile der Beizmittel sein, um den Zweck zu erreichen. — In der Forstsprache heißt beizen, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Belagerung. Wenn der Feind eine Festung umringt, einschließt, beschießt, Verschanzungen gegen dieselbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieselbe herranrückt, sie bestürmt, so belagert er die Festung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungscorps, dessen Stärke, so wie die Zeit der Belagerung, sich nach dem Umfange der Festung, der Stärke der Besatzung und der etwa zum Entsatz anrückenden Armee richtet (s. Festung). Belagerungsgeschütz s. Geschütz. Belagerungspark ist der Verein der zu einer Belagerung erfoderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfnisse. Eine Stadt in den Belagerungsstand erklären, heißt: die Wirksamkeit aller Civilbehörden suspendiren, oder dieselben dem Militärgouvernement unterordnen.

Belehnung ist die mit gewissen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutschen Reichsverfassung war ein Unterschied zwischen Thronlehen und andern. Über letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Churfürsten- und Fürstenthümer waren, vom Kaiser in Person. Das übliche Ceremoniell war folgendes. Zwei bevollmächtigte Gesandten des Fürsten, der die Lehn empfing, erschienen im feierlichen Aufzuge, in einem dazu bestimmten Saale der kaiserlichen Burg, wo der Kaiser mit bedecktem Haupte auf dem Throne saß. Auf einer Seite neben ihm stand der Reichsvicekanzler, auf der andern die Oberhofbeamten, und vor ihm ein Halbkreis von Kammerherrn, von der Leibwache umgeben. Bei dem Eintritt in den Saal fielen die Gesandten auf die Knie, und näherten sich mit zweimal wiederholter Kniebeugung dem Throne durch den eröffneten Kreis. Hier hielt der erste Gesandte kniend eine Rede, worin er um Ablegung des Lehenseides bat. Der Reichsvicekanzler trat zum Kaiser hinauf, vernahm seine Erklärung und machte sie den Gesandten in einer kurzen Gegenrede bekannt. Darauf nahm der Kaiser den Hut ab, gab ihn dem Obersthofkämmerer und bekam dagegen ein Evangelienbuch, um es auf seinen Schooß zu legen. Die Gesandten rückten einige Stufen des Thrones hinauf, legten die Finger auf das Evangelienbuch und schwuren knieend die Worte des Eides nach, die ihnen der Reichsvicekanzler vorsagte. Der Inhalt des Eides war: daß der Fürst dem Kaiser und Reiche treu, hold, gehorsam und gewärtig sein und beider Nutzen befördern wolle. Hernach setzte der Kaiser den Hut wieder auf, nahm statt des Evange-

lienbuchs ein bloßes Schwert in die Hand, und ließ beide Gesandte den Knopf desselben küssen, worauf diese wieder an ihren vorigen Platz herunterrückten. Der zweite Gesandte hielt eine Danksagungsrede, worauf sie sich rückwärts wieder mit dreimaliger Kniebeugung aus dem Saal entfernten und der Kaiser den Thron verließ. Während der ganzen Handlung mußten die Gesandten auf den Knien bleiben. — Im J. 1788 erst hatte Kaiser Joseph dieses Kniebeugen abgeschafft, und dadurch einen Anstand gehoben, der mehrere größere Reichsstände in den letzteren Zeiten abgehalten, sich der Verfassung gemäß über ihre Staaten belehnen zu lassen.

Belemniten, Pfeilsteine, gewisse Steinmassen, die aus der höhern Atmosphäre auf die Erde fallen. S. Meteorsteine.

Beleuchtung wird in der Mahlerei die Art und Weise genannt, wie sich das natürliche oder künstliche Licht über ein Gemählde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. s. w., und zum Theil eine Folge der mahlerischen Anordnung oder der Disposition ist. Anders ist die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verschlossenen Raum; und die Gegenstände werden, je nachdem man die eine oder andere Beleuchtung wählt, ein verschiedenes Ansehen gewinnen, und einen verschiedenen Eindruck machen. Sie ist demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur, sowohl in Rücksicht der besondern Wirkungen der Localfarben, als auch in Rücksicht der Modificirung derselben, durch die größern oder kleinern dazwischen liegenden Luftmassen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung ist einem Gemählde eben so nothwendig, als Einheit der Zeit; sie wird den Künstler, im Einverständnisse mit den Gesetzen des Accordes und der Harmonie, besonders in historischen Stücken, oft zu einer relativen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verstärkung der Localfarben nöthigen; indem er nach dem besondern Orte der Gegenstände ihnen oft eine hellere oder dunklere eigenthümliche Farbe geben muß, als sie in der Natur haben. (Vergl. Farbengebung.)

Belfast, die wichtigste Handels- und eine Hafenstadt in Irland, in der Grafschaft Antrim. Ein für leichte Fahrzeuge schiffbarer Canal vereinigt den Hafen mit dem großen Landsee Lough-Neagh. Die Stadt ist gut gebaut; die Straßen sind breit, gut gepflastert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo Belfast nur 8549 Einwohner zählte, ist die Bevölkerung bis auf 50,000 gestiegen. Die Leinen- und Baumwollen-Manufacturen beschäftigen allein über 2000 Menschen. Achtundfunfzig den Einwohnern von Belfast zugehörige Schiffe haben im Jahr 1816 8235 Tonnen Ausfuhrgut größtentheils nach entfernten Weltgegenden geladen, und ihre Mannschaft bestand aus 7212 Köpfen. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anstalten zeichnen sich zwei schöne Hauptkirchen, eine Menge von Vereinigungsplätzen für Religionsverwandte aller Art, ein Institut für Blinde, und vorzüglich eine Armenanstalt aus, in welcher auf Kosten einer mildthätigen Gesellschaft über 400 Personen von jedem Alter und Geschlecht verpflegt werden, und eine Anzahl armer Kinder Unterricht genießt.

Belgien, ein Name, der die ehemaligen österreichischen Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören, bezeichnete.

Belgier, ein Gemisch von deutschen und celtischen Nationen. Sie wohnten am westlichen Ocean bis an den Rhein und von der

Marne und Seine bis an die südliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt ist. Anfangs wohnten in diesen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäsar von Zeit zu Zeit deutsche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils sich mit ihnen vereinigten; so entstand daraus ein gemischtes Volk, das sich in Sprache und Sitten mehr den Deutschen als den Celten näherte. Cäsar nennt sie tapferer als die übrigen Gallier, besonders diejenigen, welche nördlich an den Grenzen Deutschlands wohnten, und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen. Durch Cäsars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutschen, so wie die Einwanderung der letztern verhindert. Belgier wohnten auch in Britannien.

Belgrad, Griechisch Weißenburg, eine berühmte türkische Stadt und Festung in Servien; am Zusammenflusse der Sau und Donau. Sie begreift: 1. die Festung oder das Oberschloß, welches in der Mitte des Ganzen liegt und die Donau beherrscht. Es hat hohe Wälle, feste Thürme, dreifache Gräben, und ist mit Minen und bombenfesten Casematten versehen. Hier ist die Residenz des Pascha von Servien, und hier befindet sich auch die Haupt-Moschee, deren vierzehn es überhaupt in Belgrad giebt. Zwischen der Festung und den übrigen Stadttheilen ist ein leerer, 400 Schritt breiter Zwischenraum. 2. die Wasserstadt, der hübscheste Theil der Stadt, mit Wällen und Gräben; gegen Norden am Zusammenfluß der beiden Ströme. 3. Die Raitzenstadt, westlich am Saustrom, mit Mauern und Pallisaden umgeben. 4. Die Palanka, welche gegen Süden und Osten die Festung umgiebt. Im Ganzen ist Belgrad schlecht gebaut, und die Straßen sind nicht gepflastert. Die Masse der Einwohner besteht aus den Familien der Janitscharen, die als Garnison in der Festung liegen. Die Anzahl der griechischen Familien ist gering. Seit 1789, wo die Österreicher mit Inbegriff von 7000 Soldaten, 26,000 Seelen in Belgrad zählten, soll die Bevölkerung sich vermindert haben. Oberhalb der Stadt ankern die Donauschiffe mit Sicherheit zwischen drei länglichen Inseln. An der Mündung des Saustroms liegt die sogenannte Zigeunerinsel. — Belgrad ist merkwürdigen Eroberungen unterworfen gewesen. — Soliman II. nahm es im J. 1522. Von den Österreichern ward es 1688 erobert, aber 1690 wieder an die Türken verloren. Prinz Eugen erhielt es 1717 durch Capitulation und der passarowitzer Friede (1718) sicherte Österreich dessen Besitz. Im J. 1739 ward es abermals belagert, und ergab sich ohne einen Schuß zu thun. Die Pforte behielt es im belgrader Frieden 1739, mit der Bedingung, daß die von den Österreichern angelegten neuen Befestigungswerke zerstört werden sollten; eine Arbeit, wozu fast 9 Monate gebraucht wurden. In der Folge belagerte Laudon Belgrad 1789 und nahm es durch Capitulation. Im Frieden zu Szistowe 1791 ward es aber wieder zurückgegeben. Im Jahr 1806 nahmen es die servischen Insurgenten in Besitz; seit ihrer Unterwerfung befindet es sich von neuem in den Händen der Türken. Der früher hier errichtete Sitz eines christlichen Bischofs ist nach Semendria verlegt.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürst.

Belisar, einer der größten Helden seiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaisers Justinian, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieses tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes seiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer un-

bekannten Familie entsprossen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaisers, erhielt bald ein Commando über eine Armee von 25,000 Mann an der persischen Grenze, und trug durch seine Klugheit im J. 530 über eine persische Armee von 40,000 Mann einen vollständigen Sieg davon. Nicht so glücklich war er im nächsten Jahre in Syrien, wohin die Perser gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider seinen Willen die Ungeduld seiner Soldaten gezwungen hatte; und diese von ihm vorhergesehene Niederlage, die einzige, die er auf seiner ganzen militärischen Laufbahn erlitt, bewirkte seine Zurückberufung. Auch jetzt war Belisar die Stütze seines Fürsten. Die Unruhen von zwei Parteien, die sich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Constantinopel anrichteten, setzten 532 das Leben und die Herrschaft Justinians in die größte Gefahr, und schon hatten sie den Hypatius zum Kaiser gewählt, als Belisar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herstellte. Der Kaiser gab ihm den Befehl über eine Armee, um den König der Vandalen Gelimer, in Afrika, dessen Reich Justinian mit dem seinigen vereinigen wollte, zu bekriegen. Belisar hatte nur 15,000 Mann, drang aber schnell in Afrika vor, und nach zwei über Gelimer erfochtnen Siegen brachte er es dahin, daß er sich mit seinen Schätzen gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Constantinopel im Triumph aufgeführt. Justinian ließ dem Belisar zu Ehren Münzen mit der Aufschrift: Belisarius gloria Romanorum (Belisar der Ruhm der Römer), schlagen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Spaltungen, welche in der königl. Familie der Ostgothen (s. d. Art.), die Italien beherrschten, entstanden waren, bereiteten dem Helden neue Trophäen, und eröffneten Justinians Ehrgeize eine Gelegenheit, Italien und besonders Rom unter seine Herrschaft zu bringen. Belisar schlug den gothischen König Vitiges, machte ihn (540) in Ravenna zum Gefangenen, und führte ihn mit vielen andern Gothen nach Constantinopel. Der Krieg gegen die Gothen in Italien dauerte noch einige Zeit fort; aber weil Belisar vom Kaiser nicht gehörig mit Geld und Truppen unterstützt wurde, verlangte er selbst (548) seine Zurückberufung. Narses (s. d. Art.) wurde sein Nachfolger im Commando. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde und auch da war ihm der Sieg getreu. Nachdem er aber nach Constantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, und mußte sich dagegen rechtfertigen. Justinian soll seine Unschuld erkannt und ihm seine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch diese Demüthigung verkürzte seine Tage, und er starb im Jahre 565. Die Dichter und besonders der in seiner Art treffliche, philosophisch-politische Roman von Marmontel haben die Geschichte Belisars sehr entstellt; nach diesem ließ der Kaiser ihm die Augen ausstechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Constantinopel sein Brot erbetteln. Nach Andern ließ ihn Justinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm des Belisar nennt. Hier soll er einen Beutel, an einem Strick befestigt, heruntergelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Belisar einen Obolus, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat). Kein gleichzeitiger Geschichtschreiber aber weiß etwas davon, und diese Fabel verdankt ihren Ursprung einem wenig geschätzten Schriftsteller des 12.

Jahrh., Tzetzes, dem man sie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverlässig ist es, daß die Schwäche gegen seine Gattin Antonina ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtische Gefälligkeit gegen die abscheuliche Theodora, die Gemahlin des Justinian, bewies.

Belladonna, Wolfskirsche, Tollkraut, eine gefährliche Giftpflanze, die in Gestalt eines 4—6 Fuß hohen Strauches wächst. Sie trägt Beeren, die an Größe einer mittelmäßigen Kirsche gleichen, und glänzend schwarz aussehen, wenn sie reif sind. Die Pflanze ist in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Samen, giftig. Schon die Ausdünstung derselben ist widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeschnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, so entsteht Entzündung. Dieses Gewächs trifft man fast in allen europäischen Ländern an. Den Namen Belladonna oder schöne Frau hat es, weil aus dem Safte dieses Gewächses Schminken gemacht werden.

Bellart (Nicolas François), gegenwärtig der berühmteste gerichtliche Redner Frankreichs, königl. französischer General-Procurator rc., geboren zu Paris den 20. Sept. 1761, war schon vor der Revolution ein wegen seiner Grundsätze und seiner Beredsamkeit gleich geschätzter Advocat. Unter Ludwig XVI. vertheidigte und rettete er mit großer Geschicklichkeit den Marine-Minister Lacoste, und er sollte auch die Vertheidigung dieses Monarchen übernehmen, als das höhere Alter Deseze's den Vorzug erhielt. Während der Revolution blieb er von den Schranken der Gerichtshöfe fern. Nach dieser Zeit erschien er wieder, und erwarb sich besondern Ruhm durch seine Vertheidigung der Demoiselle Cicé, welche beschuldigt worden, die Urheber der Höllenmaschine bei sich verborgen zu haben. Durch den Seine-Präfecten Frochot ward er Mitglied dieses Departements, und bald dessen Secretär und Redner. Von ihm sind auch alle die weihrauchreichen Adressen dieses Corps an Napoleon abgefaßt; ein Opfer, das er seinen Verhältnissen bringen mußte. Doch fehlte es ihm darum nicht an Muth, die Wahrheit zu sagen, wo sie hingehörte. Als Frochot, in Folge der Malletschen Verschwörung, abgesetzt worden, sprach er, beim Geschäftsantritt des Herrn Chabrol, der die Stelle erhielt, mit Kraft und Freiheit über die wirklich gegründeten Verdienste des vorigen Präfecten. Nach dem Einrücken der Alliirten in Paris wendete er allen seinen Einfluß an, das Departement der Seine gegen Napoleon und für die Bourbons zu stimmen, und entwarf jene Proclamation, die gewissermaßen das Signal des allgemeinen Abfalls ward. Ludwig XVIII. belohnte seinen Eifer durch ein Adelsdiplom und das Ehrenkreuz. Bei Napoleons Rückkehr 1815 begab sich Herr Bellart nach England, und kehrte erst nach des Königs Wiedereinsetzung nach Paris zurück, der ihn zum Procurator beim königl. Obergericht zu Paris (Cour royale de Paris) machte; und kurz darauf ward er zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirten-Kammer gewählt. In den Prozessen Ney's und Lavalette's spielte er als königl. Procurator eine ausgezeichnete Rolle.

Belle-Alliance, s. Waterloo.

Bellegarde (Graf von), aus einer der ältesten savoyischen Familien, geboren zu Chamberi in Savoyen, 1760. Er kam schon sehr früh in österreichische Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen 1793, 94 und 95 so vortheilhaft aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzog Carl und am 12. März 1796 zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben wurde. Als solcher schloß er 1797 den be-

rühmten Waffenstillstand zu Leoben mit Buonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über die Armee, welche die Verbindung zwischen Suwarow und dem Erzherzog Carl erhalten sollte. Zu Betreibung der Friedensunterhandlungen eilte er von Wien nach Prag und Berlin, ohne seinen Zweck erreichen zu können, und mußte daher 1800 nochmals nach Italien, um dem Erzherzog Ferdinand mit seinem Rathe im letztern Feldzug zu dienen, nach dessen unglücklichem Ende er eine der ersten Stellen im Hofkriegsrath und 1805 nach dem Abgang des Erzherzogs Carl das Präsidium desselben übernahm. Im Jul. 1805 wurde ihm aber das General-Commando im Venetianischen übertragen. Im J. 1806 wurde er zum Feldmarschall und Civil- und Militär-Gouverneur von beiden Galizien ernannt; erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das ehrenvolle Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er sich vorzüglich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweitenmale das General-Commando in Galizien, wo er bis zum Wiederausbruch des Kriegs 1813 blieb. Nun wurde er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte aber bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er vom Vicekönig lebhaften Widerstand erfuhr, aber dennoch bis Piacenza vordrang und dort am 16. April einen Waffenstillstand mit selbigem abschloß. Als General-Gouverneur der österreichischen Provinzen in Italien hatte er seinen Sitz zu Mailand und erwarb sich die Liebe der neuen Völker in hohem Grade, wodurch er beim Einbruch Murats 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch seine schönen Defensiv-Siege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb so lange Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs ernannt war, und der Graf Saurau als Gouverneur der Lombardei auftrat. Hierauf reis'te er nach Paris, wo er lange Zeit als Privatmann lebte. Jetzt steht er wieder an der Spitze des Hofkriegsraths.

Belleisle (Charles Louis Auguste Fouquet Graf v.), Marschall von Frankreich, geboren den 22. Sept. 1684 zu **Villefranche**, einer der berühmtesten Staatsmänner und glücklichsten Feldherren Frankreichs. Er war noch sehr jung, als ihm von König Ludwig XIV. ein Dragonerregiment verliehen wurde. Bei der berühmten Belagerung von **Lille** that er sich hervor, und wurde Brigadier der Armee des **Königs**. Nach dem spanischen Successionskriege ging er mit dem Marschall **Villars** nach Rastadt, wo er sich auch als Staatsmann zeigte. Der Friede von 1736 sicherte **Lothringen** der Krone Frankreich zu, und diese Abtretung war besonders das Werk des Grafen **Belleisle**, dem der Cardinal **Fleury** sein ganzes Vertrauen schenkte. Der König übergab ihm das Gouvernement von Metz und den drei Bisthümern, das er sein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er wurde Marschall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reis'te er an die ersten Höfe Deutschlands, um sie nach Carls VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Churfürsten von Baiern zum römischen Kaiser zu gewinnen, und verfuhr dabei mit so viel Geschicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung **Friedrichs II.** erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er an die Spitze der französischen Armee, um die Heere **Maria Theresia's** zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte sich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen Separatfrieden geschlossen hatte, und machte diesen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Im J. 1748 belohnte der König seine Verdienste dadurch, daß er ih-

zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er erhielt das Kriegsdepartement, schaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verschönerte die Militärschule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienstordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Dieser Mann, der als General, Minister und Familienvater sich Ruhm und Achtung erworben hatte, starb den 26. Jan. 1761.

Bellĕrophon (ursprünglich Hipponoos), ein Sohn des Glaukus, Königs von Korinth, tödtete ohne Vorsatz seinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, eine lykische Fürstentochter, faßte bald eine sträfliche Liebe für den Jüngling, und als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gastrecht ihre strafbare Neigung nicht erwiederte, rächte sie sich durch Verleumdung und Anklage des Unschuldigen bei ihrem Gemahl. Aber Prötus wollte die Rache nicht selbst an dem Gastfreunde vollziehen, sondern schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, mit einer Tafel, worauf dem Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich vollendete er, im Geleit obwaltender Götter, seine Reise. Jobates bewirthete den Ankömmling nach gastfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte, und als er am zehnten die Zeichen erkannte, und die Absicht der ganzen Sendung verstanden hatte, da scheute auch er sich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein halsbrechendes Abenteuer zu bestehen und die feuerspeiende, dreigestaltete Chimära (s. d. A.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der kühnste Wagehals aus diesem Kampfe nicht mit dem Leben davon kommen könne. Bellerophon bekämpfte sie auf dem Pegasus aus den Lüften, und seine tapfere Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Ursprung (Bellerophon war des Sisyphus Enkel), vermählte ihm seine Tochter, und theilte sein Reich mit ihm. Mit seiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Isandros, Hippolochos und Hippodamia, erhielt sich aber in seinem Glücke nicht bis ans Ende, denn wahnsinniger Übermuth brachte ihm Verderben. Er wollte sich auf dem Flügelrosse zum Olymp emporschwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf sich. Nach Einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegasus, von einer Bremse gestochen, ab, und er durchirrte einsam und menschenscheu die Ebene von Aleia.

Bellona, die Schwester, nach Einigen die Gemahlin des Mars, den sie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmählern, auf welchen sie erscheint, ist sie schwer von der Minerva zu unterscheiden. Bellona (welche von Einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, dessen Rosse sie mit blutiger Geißel antreibt) ist eigentlich eine von der Minerva ganz verschiedene Göttin, denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordlust, Grausamkeit und alles Zerstörende und Scheußliche des Krieges; daher wird sie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung selbst im Getümmel der Waffen noch sichtbar ist.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), ein nicht unberühmter französischer Dramatiker, wurde den 17. Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris

gebracht. Hier verlor er seinen Vater nach einem Jahre; seine einzige Stütze war ein Oheim, der ein berühmter Parlamentsadvocat war, und ihm denselben Beruf anwies. Er trieb dieses Geschäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für die dramatische Kunst. Sein Oheim kämpfte diesem Geschmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, sich heimlich zu entfernen. Er erschien nun an mehreren nordischen Höfen als Schauspieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenstand seiner Sehnsucht, und er ging 1758 dahin zurück, um seine Tragödie Titus aufführen zu lassen. Sein Oheim, nun sein unversöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl aus, der vollzogen werden sollte, sobald sein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg seines Titus seine Familie zu versöhnen; aber diese Hoffnung schlug fehl und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf starb sein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald seine Tragödie Zelmire mit dem entschiedensten Beifall gab. Hierauf folgte Le Siege de Calais, das außerordentliches Aufsehen machte, und noch immer zu den schönsten Trauerspielen der französischen Bühne gerechnet wird. Er erhielt die Medaille, die der König denjenigen Dichtern zugesagt hatte, deren Stücke dreimal auf dem Theater mit Glück gegeben werden würden, und die nur diesesmal ausgetheilt worden ist. Die Stadt Calais überschickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel, mit der Aufschrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er schrieb noch mehrere Theaterstücke; in vielen ahmte er dem Metastasio nach, aber nirgends kann man eine gewisse Genialität verkennen. Er starb am 5. März 1775.

Bell-Rock oder Inch-Cap, ein für die Schiffer höchst gefährlicher Felsen an der Küste von Schottland, unweit der Mündung des Tay-Flusses. Der Name Bell-Rock, Glockenfelsen, soll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothok ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Fluth geläutet haben. Dieser Felsen bleibt bei gewöhnlicher Fluth fast völlig vom sinkenden Wasser bedeckt. Nach einer Springfluth aber ragt er oft 427 Fuß lang, 230 Fuß breit, gegen 4 Fuß hoch über der Meeresfläche hervor. Seine allen Küstenfahrern und insbesondere allen nach dem Tay-Haf (Frith of Tay) segelnden Fahrzeugen höchst gefährliche Lage war längst anerkannt; erst im J. 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen, und im J. 1811 trotz der fast unübersteiglichen Hindernisse glücklich vollendet. Der Fuß dieses cirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Wasser frei ist, wird bei Springfluthen bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Wasser gesetzt. Das Signal auf diesem Leuchtthurm besteht aus einem abwechselnd weißen und rothen Licht, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwischenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht gesehen werden kann, lautet die nämliche Maschine, welche den Wechsel des Lichtes bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Glocken von beträchtlicher Größe. In Zschokke's Überlieferungen zur Geschichte (1817) befindet sich (jedoch ohne Angabe der Quelle: Supplement zur Encyklopädia Britannica) ein interessanter Aufsatz über diesen Strandfelsen.

Belohnung. Es giebt dreierlei Arten von Belohnung: eine

bürgerliche (Entschädigung für Dienstleistungen und für den damit verbundenen Zeit- und Mühaufwand), eine moralische (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer selbst wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn, gethan zu haben), und eine natürliche (das Wohlsein zum Beispiel, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit ist). Es ist bisher noch immer ein Streit unter den Moralphilosophen gewesen, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach diesem Leben der Zweck moralisch guter Handlungen sein müsse oder nicht. Wir fühlen uns geneigt, in der Moral auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die weder in diesem noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, zu dringen, und dies um so mehr, da besonders die jetzige Zeit dem Egoismus und dem Streben nach Gewinn, abgesehen von allem reinen Enthusiasmus für die Sache selbst, nur zu sehr zu fröhnen scheint. Es kann überhaupt im strengsten Verstande als eine moralische Täuschung angesehen werden, wenn man uns zwar verbietet, hier im Leben auf Belohnung für Tugend und sittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichsam zur Pflicht macht, dieser Belohnung in jenem Leben entgegen zu sehen. Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbesondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich sei, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr diese bisher bei der Pädagogik übliche Verfahrungsmethode als verderblich anzusehen, und sie als solche auch abzuschaffen habe? Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie sein muß, ihre Grundsätze so streng und so unwandelbar als möglich aufzustellen, weil die Ausübung derselben ohnehin durch die der menschlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit schon genug gefährdet zu werden pflegt; so müssen wir auch in der Erziehungswissenschaft jede Belohnung für erfüllte Pflichtleistung als verderblich ansehen, und vor derselben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengesetzten Mittel, warnen. Überhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus schlechten Grundsätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Bestrafungen zur Stütze ihres pädagogischen Strebens machen wollten. Denn wir sind überzeugt, daß da, wo nicht schon durch reinsittliche Beispiele das moralische Gefühl und die praktische Handlungsweise in den Kindern gebildet, und gleichsam zur Gewohnheit und anderer Natur geworden ist (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Bestrafung, weder Lob noch Tadel von nöthen sind), von eigentlicher Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend nicht die Rede sein könne. Pq.

Belt (der große und kleine), zwei Meerengen, welche die Ostsee mit dem Kattegat verbinden. Der große Belt trennt die dänischen Inseln Seeland und Laland von Fühnen und Langeland. Seine Breite ist von 3 bis 5 Meilen, seine Tiefe von 5 bis 20 Faden, Sandbänke und kleine Inseln machen die Schifffahrt schwierig. Die durchpassirenden Schiffe müssen bei Nyborg auf Fühnen einen Zoll entrichten. Der kleine Belt scheidet die Insel Fühnen von Jütland, und verengt sich bei der Festung Fridericia, wo der Zoll erhoben wird, bis auf eine Viertelmeile, so daß die Einfahrt aus dem Kattegat vollkommen beherrscht ist. Die Küste ist nur an wenig Orten steil, aber voller Sandbänke, die Strömung aus der Ostsee ist heftig, die Tiefe von 4 bis 27 Faden. Die Schifffahrt durch beide

Welle ist überhaupt so gefährlich, daß große Schiffe meistens und lieber durch den Sund gehen.

Belvedere (franz. Bellevue) nennt man in Italien solche Gebäude, die zum Genusse einer schönen Aussicht bestimmt sind. Auch benennt man mit demselben Namen kleine, sich über die Häuser erhebende Thürmchen, die man besteigt, theils um frische Luft zu schöpfen, theils sich des Anblicks der schönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meisten Häuser; eigentliche sogenannte Belvedere's aber findet man nur in den Palästen und Häusern der Reichen. In Frankreich giebt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und sich vor der Gluth der Sonnenstrahlen schützt. In Deutschland haben mehrere fürstliche Lustschlösser diesen Namen, z. B. das Belvedere bei Wien, bei Weimar u. a.

Beluchistan (Beloochistan), ein Land in Asien, an der Nordwestküste der indischen Halbinsel. Seiner größten Ausdehnung nach umfaßt dieser Name den ganzen Raum zwischen 24° 5′ — 30° 40′ N. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ O. L. von Greenwich. Beluchistan erstreckt sich demnach von Söhistan und Afghanistan im Norden bis an den indischen Ocean, und von den Provinzen Laristan und Karman in Westen, bis Sinda in Osten. Es besteht aus 5 bis 6 Abtheilungen, wenn Sinda, dessen Regenten Belucher sind, dazu gerechnet wird. 1. Die Provinzen Eihalawan und Sarawan, sammt dem Bezirk von Kolat. 2. Die Provinzen Mekran und Lus. 3. Kohistan oder das Land der Hügel, westlich von der Wüste. 4. Die Wüste. 5, Die Provinz Cutsch-Gundawa und der District von Hurrund Dajal. Der Boden, das Klima, und die oberflächliche Ansicht eines so weitläufigen Territoriums ist sehr verschieden, und während mehrere hohe Gebirge mit Schnee bedeckt sind, ist die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit fast unerträglich. Im Allgemeinen ist das Wasser selten, und die fließenden Gewässer sind wenig mehr als Bergbäche, die sich im Sande verlieren oder als seichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere nehmen. Zu den letztern gehören der Puralle, Mokru, Dasti, Nugor, Sinru und Sodschi. Der Dasti ist der breiteste, und soll seinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutsche Meilen fortsetzen. Die Wüste von Beluchistan ist ungefähr 65 deutsche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, sie besteht aus klarem Flugsand, und ist ungemein schwer zu durchreisen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der östliche, ist bergig, Kohistan ausgeschlossen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt sich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 25° N. Br. und 66° 58′ L., streicht nordwärts bis über die Grenzen von Beluchistan hinaus, und scheint gewissermaßen mit den Hazarah oder den paropamisischen Bergen westlich von der Stadt Kolat zusammenzuhängen. Verschiedene andere Gebirgszüge und regellose Berg-Massen durchschneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer und Zinn findet sich hier, und zwar verschiedene von diesen Metallen in großer Menge. Steinsalz, Alaun, Salpeter und Schwefel liefern verschiedene Gegenden in Überfluß. Die Vegetation ist reich, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinsten Früchte hervor. Getreide wird im Überfluß erbaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Assafotida wächst zwischen den

Hügeln. — Obschon Beluchistan im Allgemeinen kein Holzland zu sein scheint, so giebt es doch daselbst Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere sind: Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedare, Büffel, schwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Truthühner, Gänse und Enten fehlen. — Die wilden Thiere sind: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchse, Hasen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andere Elenthiere, wilde Esel u. s. w. Fast alle europäische und asiatische Vögelgattungen finden sich hier beisammen. Zwei Völkerschaften theilen sich vorzugsweise in den Besitz des Landes, die Beluchen und die Brahu's. Beide sind sowohl durch ihr äußeres Ansehen, als durch ihre Gebräuche von einander verschieden, und beide theilen sich in eine zahllose Menge einzelner Stämme. Die 3 Hauptstämme der Beluchen sind die Nharu's, die Rhinds, und die Mugschi's. Alle sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, das Haar schwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, sie fürchten keine Gefahr, und sind tapfer im Gefecht. Die Nharu's, von allen die räuberischesten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweise zu Hause ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchalisches Hirtenleben. Sie wohnen meistens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahu's sind von kurzem, stämmigen Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge. Bei manchen sind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche, nirgends angesessene Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maßgabe jeder Jahreszeit wechseln. Frei von dem räuberischen Unternehmungsgeiste der Beluchen sind sie ein braves, ruhiges und betriebsames Volk. Aber trotz dieser wesentlichen Verschiedenheit sind die Sitten beider Völker in vielen Stücken dennoch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich und beide sind gleich gastfrei. Die Hauptstadt Kelat, ein weitläuftiger Ort von ungefähr 3750 Häusern, ist die Residenz des Khan oder Souveräns von ganz Beluchistan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewissen Tribut bezahlen, und bei vorfallenden Kriegen ein Truppen-Contingent liefern müssen. Die jährlichen Einkünfte des Khan betragen wenig mehr als den Werth von 250,000 Rthlr., ein großer Theil davon besteht in Natural-Lieferungen. In früheren glänzenden Perioden soll der Khan von Kelat 250,000 Mann ins Feld gestellt haben. Jetzt mag seine wirkliche Macht in nicht mehr als ungefähr 60,000 streitbaren Männern bestehen. Die ursprünglichen Landeseingebornen sollen tatarischen Ursprungs sein. Außer ihnen leben aber noch eine beträchtliche Menge Diwars (Dehwars) und Hindu's im Lande zerstreut. Der jetzige Regent von Beluchistan, Mohamet Khan, geboren 1781, ist ein humaner Mann, aber ohne die selbstständige Kraft, welche zur Leitung eines nur halbcivilisirten Volkes unentbehrlich ist. Verschiedene unterordnete Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorsams abgeschüttelt, und dieses weitläuftige Reich ist jetzt durch innerliche Unruhen zerrüttet.

Bembo (Pietro), einer der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, welche das 16. Jahrhundert verherrlicht haben, war zu Venedig im Jahr 1470 geboren. Er erlernte sehr früh die lateinische, und dann zu Messina unter Lascaris die griechische Sprache, kehrte darauf in sein Vaterland zurück, wo er zunächst eine kleine Schrift über den Ätna herausgab, und wollte, nach dem Willen sei-

nes Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte eintreten; aber bald fand er Mißbehagen daran, und widmete sich ganz der Cultur der Wissenschaften. Er trat in den geistlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er seine philosophischen Studien vollendete, verband er sich genau mit Herkules Strozzi, Tibaldeo und besonders mit Sadolet, der für immer einer seiner liebsten Freunde blieb. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo sich in dem Hause des Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichsten Mitglieder derselben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die schönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieser berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Besuche in Rom begab er sich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wissenschaften am meisten in Ansehen standen. Er verlebte hier ungefähr sechs Jahre und erwarb sich mächtige Freunde. Er war im Jahre 1512 Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papstes Leo X.) nach Rom gefolgt, und Leo X., sein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu seinem Secretär, und gab ihm seinen Freund Sadolet zum Amtsgenossen. Um diese Zeit machte Bembo die Bekanntschaft mit einer jungen und hübschen Dame, Namens Morosina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichsten Einverständniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine literarischen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er zu ihrer Wiederherstellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leo's X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgestattet war, beschloß er, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen, und den Rest seiner Tage in Padua, dessen Luft ihm wunderbar zusagte, in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden zu verleben. Sein Haus ward ein Tempel der Musen. Die Gelehrten dieser berühmten Universität besuchten es eifrigst und die Fremden strömten dahin. Bembo brachte eine ansehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmählern zusammen, die damals für eine der reichsten in Italien galt, und legte einen schönen botanischen Garten an. Den Frühling und Herbst verlebte er auf einer Villa, Bozza genannt, welche von Alters her seiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er besonders für seine Arbeiten in Prosa und Versen an. Im Jahre 1529 wurde ihm von der Republik Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Historiographen angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerstreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehaltes, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papst Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beschlossenen Cardinalpromotion die Augen auf die berühmtesten Männer seiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu ausersehen, und würde ihn schon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde desselben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Ursache, daß Bembo erst 1539 den Cardinalshut empfing, als er sich eben in Venedig befand. Von jetzt an entsagte er der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu seinem Hauptstudium. Von seinen frühern Arbeiten setzte er allein die Geschichte von Venedig fort.

Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald darauf das reiche Bisthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren überhäuft, und starb 1547 in einem Alter von 77 Jahren. Bembo vereinigte in seiner Person, seinem Charakter, in der Anmuth seiner Unterhaltung und seines Geistes alles, was liebenswürdig ist. Sein literarisches Verdienst war schon bei seinen Lebzeiten anerkannt. Er war der Wiederhersteller des guten Styls sowohl in der lateinischen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäsar zu steten Mustern wählte, als auch in der italienischen, wo er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so scrupulös, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verschiedene Fächer hatte, welche seine Schriften nach und nach, so wie er sie immer mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erst wenn sie vierzig Prüfungen bestanden hatten, machte er sie bekannt. Seine sämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, sind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind die Geschichte Venedigs von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er sowohl lateinisch als italienisch abfaßte: Le prose, Dialogen, in welchen die Regeln der toscanischen Sprache aufgestellt werden; Gli Asolani, Dialogen über die Natur der Liebe; Le rime, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; seine Briefe, sowohl die italienisch als die lateinisch geschriebenen; De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber: Carmina, eben so geistreich als elegant, aber zum Theil von einem freiern Geiste, als der Stand des Verfassers erwarten ließ, und einige andere.

Benannte Zahlen. Ist außer der Zahl auch der Gegenstand angegeben, auf welchen sie sich bezieht, so heißt die Zahl benannt, z. B. 10 Thaler, 20 Pfund. Die Regel de tri fodert oft Multiplication und Division benannter Zahlen durch benannte Zahlen. In solchen Fällen ist aber der Multiplicator eventualiter mit seinen Bruchtheilen, als eine absolute Zahl zu betrachten; Divisor und Dividendus aber müssen gleichartig sein. Die Ansicht jedes Regel de tri Exempels macht dies deutlich.

Benares, Bhanares, eine große fruchtbare Landschaft in der brittischen Statthalterschaft Bengalen in Hindostan, auf beiden Seiten des Ganges, zwischen dem 23. und 37. Grad N. Br., von 591⅘ Q. Meilen und 2 Millionen Einwohnern. Die Hauptstädte sind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebst den beiden berühmten Festungen Chunar und Bijaghur. Der ehemals unabhängige Rajah oder Fürst ward 1775 von den Engländern zinsbar gemacht, und mußte ihnen jährlich 900,000 Thlr. bezahlen. Aber 1781 vertrieb der General-Gouverneur Hastings den Rajah Cheit Sing, nahm das Land für England in Besitz, und setzte dessen Neffen Babu Sing zum Schein-Regenten ein, mit sehr eingeschränkter Gewalt, und mit Erhöhung des Tributes auf mehr als zwei Millionen Thaler. Die Hauptstadt Benares oder Kaschy am Ganges, unterm 25° 18′ 36″ Nördl. Br. und 83° O. L. von Greenwich, ist eine der größten indischen Städte, hat aber keine Mauern, meistens enge schmutzige Gassen, 12,000 Häuser von gehauenen und Backsteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerke hoch sind, und 16,000 Lehmhäuser, 580,000 beständige Einwohner, worunter 7000 Braminen, und 50,000 Mohammedaner sind, und wo von 3000 zur Dienerschaft der drei Hindu-Rajah's gehören, die statt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen versehen. Zur Zeit der religiösen Feste ist die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen.

Benares ist der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, wo die Braminen in der Sanskrit-Sprache, in der Astronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in anderen Kenntnissen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält viele Pagoden, von welchen unter andern eine uralte als Wallfahrts-Ort für besonders heilig gehalten wird. Die Hindu's glauben, wer in Benares stirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenstand der Bewunderung und ein Denkmahl der Mohammedanischen Übermacht sowohl als der Unterdrückung von Indien ist die prächtige in der Mitte der Hindu-Tempel im 17. Jahrhundert von Aurengzeb erbaute Moschee. Die Einwohner von Benares sind meistens Kaufleute, deren viele sehr beträchtliche Geldgeschäfte durch ganz Indien, ja sogar bis an die russische Grenze, treiben. Baumwollene Zeuge, Shawls, Gold- und Silber-Tressen, Brocate und Seiden-Zeuge, werden von Benares durch den ganzen Osten ausgeführt; auch ist hier der Hauptmark für die Diamanten und andere Edelsteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palast des Rajah's ist zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenseitigen Ufer des Ganges. Das hier residirende englische Kriegsgericht administrirt die höchste Justiz in den Districten von Mirzapur, Allahabat, Bundelkund, Joanpur, Gorukpur, und in der Stadt Benares. Jeder dieser Districte hat einen englischen Magistrat und Richter, die jedoch über Tod und Leben nicht entscheiden.

Bench, Kingsbench (Königsbank) ist ein hohes Gericht in England, welches in London in dem Palast von Westminster gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es besteht aus einem Präsidenten und drei Beisitzern. Außerdem aber heißt auch **Kingsbench** das in London in der Vorstadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen bestehende Gefängniß, das für die geringerer Vergehen, besonders aber Schulden halber Verhafteten bestimmt ist, welche im Umfange des Gefängnisses der vollkommensten persönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geschäfte fortsetzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen sind. Sehr interessante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Franz), ältester Sohn Hans Georg Benda's, eines böhmischen Leinwebers, welcher auf Friedrichs II. Einladung mit seiner Familie nach Berlin zog, und Stifter einer eigenen Violinschule in Deutschland, war königl. preußischer Concertmeister und 1709 in Altbenatky in Böhmen geboren. Er hatte sich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm so sehr an allen Hülfsmitteln, daß er sich zu einer Truppe herumziehender Musikanten begeben mußte, um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter diesen befand sich ein blinder Jude, mit Namen **Löbel**, der die Geige mit bewundernswürdiger Kühnheit und Vollkommenheit spielte und als das Vorbild zu betrachten ist, nach welchem Benda sich bildete. Dieser, des unsteten Lebens müde, kehrte in seinem achtzehnten Jahre nach Prag zurück, wo er schon vorher Sopransänger an der St. Nicolaikirche gewesen war. Nachdem er daselbst einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konatzeck Unterricht genossen hatte, unternahm er eine Reise nach Wien und fand daselbst Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeister in die Dienste des Starosten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung

in seine Dienste nahm. Im Jahre 1771 wurde er an Grauns Stelle zum königlichen Concertmeister ernannt, und starb als solcher am 7. März 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt sich über ihn also aus: „Seine Manier war nicht Tartini's, noch Somi's, noch Veracini's, noch irgend eines andern bekannten Oberhaupts einer Musikschule. Es war seine eigene, die er sich nach den Mustern der großen Meister gebildet hatte.“ Hiller, im ersten Bande seiner Biographie sagt: „Er brachte auf seinem Instrumente die schönsten, reinsten, lieblichsten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präcision des Spiels und in der Schärfe des Bogenstrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel seines Instrumentes vollkommen, und verstand die letztern zu benutzen. Der erhabene Gesang hatte für ihn den meisten Reiz.“ Von seinen vielen Compositionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter seine Zöglinge im Gesange zählt man seine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeister Reichard und Wolff.

Benda (Georg), dritter Sohn von Hans Georg, gothaischer Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerst von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angestellt, trat aber 1748 als Capellmeister in die Dienste des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, sein Talent für Composition, besonders für den Kirchenstyl, immer mehr auszubilden. Der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der selbst ein großer Freund und Beschützer der Tonkunst war, setzte ihn in den Stand, im Jahre 1765 eine Reise nach Italien zu machen, und ernannte ihn hierauf mit erhöhtem Range zum Capelldirector. In Venedig traf Georg Benda den damals sehr berühmten Hasse an, dessen freundschaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weise genoß. Auch mit seinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeister Schweizer, traf Benda in Venedig zusammen. Diese Reise gab seinem Geschmacke und seiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielseitigkeit, welche ohne dieselbe Benda vielleicht nie erreicht haben würde. Benda's Talente hatten seit einer geraumen Zeit gleichsam geschlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., welcher 1772 erfolgt war, hörte die Kirchenmusik in der Hofkirche auf, für welche Benda seine vorzüglichsten Werke geschrieben hatte. Jetzt aber begann in Benda's Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der im Jahre 1774 das Schloß zu Weimar zerstörte, war die berühmte Seilersche Schauspielergesellschaft gezwungen, von dort auszuwandern und sich nach Gotha zu begeben. Mit ihr kam auch Schweizer, der damals durch die Composition der Wielandischen Oper Alceste bekannt geworden war, nach jener Stadt. Durch ihn fühlte sich Benda, der sein Talent für die Theatercomposition schon durch die Opern Ciro riconosciuto und il buon Marito bewiesen hatte, aufs neue angeregt, für die Bühne zu arbeiten. Die erste, sehr bekannt gewordene Frucht davon war seine Ariadne, mit deren Entstehung es folgende Bewandtniß hatte. Die Schauspielerin Brandes, die Mutter der nachmals so berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Gesang, aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenspiels. Er sann daher darauf, wie er ihre Kunst als Schauspielerin zugleich mit der Kraft der Musik verbinden könnte, und faßte die Idee zu einem Melodrama, welche auch nach Gotters und Engels Angaben, welcher letztere eben in Gotha war, von dem Schau-

spieler Brandis ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und somit entstand das Melodrama Ariadne, welches nachher fast in ganz Europa bekannt worden ist. Als eine Sonderbarkeit verdient es angeführt zu werden, daß J. J. Rousseau schon einige Jahre früher dieselbe Idee gehabt, und sie auch in seinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch ist erwiesen, daß Benda, als er den Plan zu seiner Ariadne faßte, von Rousseau's Unternehmung keine Kenntniß hatte. Ariadne wurde bald in ganz Deutschland und nachher auch in dem übrigen Europa mit enthusiastischem Beifalle aufgenommen, und sie verdiente ihn wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung. Der Ariadne ließ Benda noch in derselben Gattung die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch mehrere Stellen arienmäßig behandelte. Dann setzte er noch folgende Opern: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, Pygmalion, und das tatarische Gesetz. Alle haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Gegen das J. 1778 suchte Benda um seinen Abschied in Gotha nach, weil er seinem Nebenbuhler Schweizer nachgesetzt zu sein glaubte, und beharrte, trotz der Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und seiner sämmtlichen Freunde, auf seinem Entschlusse, worauf er eine Reise durch Deutschland machte, bald aber seines unsteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn. nicht hatte leben können, jetzt um eine Pension von 400 Thlrn nachsuchte, die er auch erhielt. In diese Zeit fällt seine Reise nach Paris, wohin er 1781 gerufen wurde, um dort seine Ariadne, der man einen französischen Text untergelegt hatte, in Person aufzuführen. Obgleich der Beifall, den diese Arbeit in Paris fand, getheilt war; so kehrte Benda doch hinlänglich für seine Reise entschädigt nach Gotha zurück, von wo er sich in seinen ländlichen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. Im Jahre 1785 zog er aber nach Ronneburg und von da nach dem nahe gelegenen Köstritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Musik gänzlichen Abschied nahm. Hier starb er 1795 in einem Alter von 73 Jahren. Die wahrhaft interessanten Anekdoten, zu welchen seine Zerstreutheit, so wie seine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müssen wir, aus Mangel an Raum, hier mit Stillschweigen übergehen. Sein Sohn, Friedrich Benda, der als Tonkünstler nicht unberühmt war, und in mecklenburg-schwerinschen Diensten stand, starb noch vor dem Vater.

Bender, sonst Teckin oder Tigine, moldauisch Tigino, 47° 16′ O. L. 46° 50′ 32″ N. B. Die Hauptstadt eines Bezirks in der russischen Provinz Bessarabien, am Dniester, an dessen Ufern sie halbmondförmig erbaut ist, halb nach alter, halb nach neuer Art befestigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Castell. Sie hat 2 Vorstädte, 7 Thore, 12 Moscheen, 1 armenische Kirche, 6 Ankerplätze für die Stromschifffahrt, dunkle enge schmutzige Gassen, 20,000 Einwohner, worunter 250 armenische Familien, ferner Tataren, Moldauer, Juden u. s. w. Der Handel ist in Bender bedeutend, auch finden sich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eisenschmieden und eine Salpetersiederei. So lange die Stadt den Türken gehörte, wurde sie ihrer wichtigen militärischen Lage halber stets von einem Pascha von 3 Roßschweifen commandirt

[a]uch durch Carl XII. ist Bender berühmt geworden. (S. Carl XII.) [I]m Jahr 1771 erstürmten die Russen unter Panin diesen Ort, wo[b]ei Besatzung und Einwohner (an 30,000) niedergehauen und die [S]tadt verbrannt wurde. Der darauf folgende Frieden zu Kaynarby [g]ab Bender den Türken zurück. Am 15. November 1809 eroberten [e]s die Russen wieder mit geringer Anstrengung, und obschon es im [F]rieden von Jassy abermals den Türken zufiel, so besetzten es die [R]ussen doch im letzten Kriege von neuem und behielten es im bucha[r]ester Frieden 1812, sammt der Umgegend.

Benedict XIV. (Prosper Lambertini), einer der ausgezeichne[t]en Päpste, geb. 1675 zu Bologna aus einer angesehenen Familie. [S]chon in seiner Jugend zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in [a]llen Wissenschaften aus. Mit besonderer Vorliebe studirte er den [h]eiligen Thomas. Er legte sich mit großem Erfolg auf das kanoni[s]che und bürgerliche Recht, und ward zu Rom Consistorialadvocat. [I]n der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er [v]eranlaßt wurde, sich mit den bei der Seligsprechung üblichen Ge[b]räuchen bekannt zu machen, und später ein schätzbares Werk darüber [z]u schreiben. Leidenschaftlich für die Wissenschaften, für historische For[s]chungen, für die Denkmähler der Kunst eingenommen, verband Lam[b]ertini sich mit allen berühmten Männern seiner Zeit. Er hegte die [h]öchste Achtung für den Pater Montfaucon, den er in Rom kennen [l]ernte, und der von ihm sagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für [d]ie Wissenschaften und eine für die Gesellschaft." Seine ernsten [S]tudien hinderten ihn nicht, sich auch mit den trefflichsten Dichterwer[k]en vertraut zu machen, durch die er seinen Geist erhob und seinen [A]usdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geistliche Ämter [u]nd Würden ertheilt. Benedict XIII. verlieh ihm 1727 das Bisthum [v]on Ancona, ernannte ihn 1728 zum Cardinal und gab ihm 1732 das [E]rzbisthum von Bologna. Lambertini zeigte allenthalben große Ta[l]ente und Tugenden, und erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaf[t]esten Eifer. Er widerstand dem Fanatismus selbst mit Gefahr seiner [e]igenen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an, und äußerte sich [s]elbst gegen Clemens XII. mit seltener Freimüthigkeit, ohne darum [d]as Wohlwollen desselben zu verlieren. Als nach Clemens XII. Tode [i]m J. 1740 im Conclave die Intriguen des Cardinals Tencin die [W]ahl über den gewöhnlichen Zeitpunct hinaus verzögerten, und die [C]ardinäle sich über die Wahl nicht vereinigen konnten, sagte Lamber[t]ini mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit zu ihnen: „Wenn ihr einen [H]eiligen wollt, so nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen [g]uten Alten, mich." — Diese gleichsam von ungefähr hingeworfenen [W]orte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. [T]encins Plane wurden vereitelt, und Lambertini bestieg unter dem [N]amen **Benedict XIV.** den päpstlichen Stuhl. Die Wahl der [M]inister und Freunde, mit welchen er sich umgab, gereichte seiner Ur[t]heilskraft zur höchsten Ehre. Der Zustand der Kirche und die Lage [d]es römischen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lam[b]ertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Für[s]ten nicht mehr vor dem Bannstrahle des Vaticans. Die Päpste hatten [i]hren Ansprüchen auf die zeitliche Oberherrschaft entsagt, und Lamber[t]ini sah wohl ein, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhls nur durch [N]achgiebigkeit und weiße Mäßigung erhalten werden könne. In die[s]em Geiste handelte er unabweichlich, und so gelang es ihm selbst un[t]er verwickelten und widerstreitenden Verhältnissen nicht nur die katho-

lischen, sondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften, die er mit Leidenschaft liebte, waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemählde in St. Peter in Mosaik ausführen, die besten englischen und französischen Werke ins Italienische übersetzen, und auf seinen Befehl fing man an, eine Notiz der Manuscripte der vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beschützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht seiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher, begünstigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Er bemühte sich, die Dogmen und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er selbst das löblichste Beispiel gab. Nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele, noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor, starb er am 3. Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen seine Werke sechzehn Foliobände, in denen sie zu Venedig erschienen sind. Das wichtigste derselben ist seine Schrift von den Synoden, worin man den großen Kanonisten erkennt.

Benedictbeurn, ehemals eine Abtei, liegt im Königreich Baiern im Isarkreise, 15 Stunden von München, in einer schönen fruchtbaren Gegend am Fuße des Vorgebirges gegen Tyrol. Das Kloster wurde von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus altherzoglich baierischem Geschlecht entsprossen waren, schon um 740 gestiftet. Die prächtige Stiftskirche wurde unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der allgemeinen Aufhebung der Klöster in Baiern wurde auch das Kloster Benedictbeurn 1804 an den böhmischen Spiegelfabricanten in Stubenbach, Hrn. Johann von Schwaus, verkauft, welcher bald darauf starb. Da dessen Erben nicht mehr Lust hatten, die Zahlung des Kaufschillings zu leisten, so trat 1805 der quiescirende geheime Referendar Joseph von Utzschneider in den Kauf-Contract ein. Um die verlassenen Klostergebäude wieder mit Menschen zu besetzen und die Klosterwaldungen zu benutzen, legte Hr. v. Utzschneider noch im J. 1805 eine gemeine Glashütte an. Im J. 1806 errichtete er dann hier eine Kunst-Glashütte, um das mechanische Institut in München, welches er im J. 1804 mit dem damaligen pfalzbairischen Artillerie-Hauptmann, Herrn Georg Reichenbach und dem Mechanicus Hrn. Joseph Liebherr, gegründet hatte, mit dem erfoderlichen Flint- und Crown-Glas daraus zu versehen. So bildete sich hier in Zeit von 12 Jahren das berühmte optische Institut, das zu allen astronomischen Instrumenten, die in den Werkstätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meisten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optischen Gläser geliefert hat.— Hr. Joseph Fraunhofer, aus Straubing in Baiern gebürtig, ist der geschickte Optiker, welcher sich hier in Benedictbeurn selbst ausgebildet hat und nun diesem optischen Institute: Utzschneider und Fraunhofer, vorsteht. (S. d. Art. Reichenbach.) Während der Continental-Sperre wurde zu Benedictbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet, der Kartoffel-Syrup wurde hier zur schönsten Krystallisation gebracht.—

Als dieses Geschäft anfing in Gang zu kommen, wurde das Continental-System gesprengt, und Hr. v. Utzschneider, um das Locale, die Geräthschaften und die Arbeiter nicht unbenutzt zu lassen, fand für zweckmäßig, auf der Stelle eine Rauch- und Schnupftabak-Fabrik in Benedictbeurn zu errichten; eine Anstalt, die nun in vollem Betrieb ist, sehr gute Tabake liefert und viele Menschen der umliegenden Gegend nützlich beschäftigt. Die Schulanstalt im Ortsgericht Benedictbeurn ist in sehr gutem Zustande und von Hrn. v. Utzschneider vorzüglich unterstützt. Die von dem aufgehobenen Kloster Benedictbeurn noch lebenden Geistlichen haben in einem Theile des ehemaligen Kloster-Gebäudes eine Freistätte; sie sind gebildete Männer und werden von Hrn. v. Utzschneider theils zu ökonomischen Geschäften, vorzüglich aber bei der Schule verwendet. Dieselben erhalten von Hrn. v. Utzschneider kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können. In der Nähe liegt das berühmte Wildbad Heilbrunn.

Benedictiner konnten vom 6. bis in das 10. Jahrh. fast alle Mönche im Abendlande genannt werden, weil sie der Regel des heil. Benedictus von Nursia (s. d. Art.), des Patriarchen der abendländischen Religiosen, folgten. (Vergl. d. Art. Klöster und Orden.) Was einzelnen Klöstern in Spanien und Frankreich um diese Zeit von ihren Diöcesanbischöfen vorgeschrieben worden war, stimmte wie die Regel des Irländers Columbanus (geb. 560, gest. 615), im Wesentlichen mit der Regel Benedicts überein, und bei dem Fortgange seines Ordens vereinigten sich jene Klöster und die vom Orden Columbans mit ihm. Montecassino bei Neapel, das Stammkloster der Benedictiner, wurde das Muster aller übrigen, ohne ihnen zu gebieten. Denn die Klöster standen ohne gemeinsame Ordensobre noch unter den Bischöfen ihrer Gegenden und wichen in mancherlei partiellen Erweiterungen, Schärfungen oder Milderungen der Grundregel von einander ab. Nicht einmal die Farbe der Kleidung war übereinstimmend. Die Columbaner hatten sie weiß, wie auch die ältesten der Benedictinerinnen, welche im 6. Jahrhundert in Frankreich entstanden. Nach den später erfolgten Vereinigungen trugen sie alle Religiosen dieses Ordens schwarz, wie der Stifter gekleidet gewesen sein sollte. Der Verfall der Klosterzucht seit dem 8. Jahrh. veranlaßte die Verbesserungen Benedicts von Aniana in Frankreich, die erneuerte Einschärfung der alten Regel und zeitgemäßer Verordnungen auf dem Concilium zu Aachen 817, die besondern Satzungen und Congregationen der berühmten Klöster in Frankreich, Deutschland und England, welche sich in der Wildheit jener Zeiten zu Sitzen der Bildung erhoben (s. d. Art. Klöster) und die Stiftung der Cluniacenser, eines neuen Zweiges der Benedictiner, der aus dem 910 gegründeten Kloster Clugny in Burgund hervorging. An die Stelle der bisherigen ungleichen und schwankenden Satzungen gaben die Cluniacenser feste Bestimmungen über die kanonischen Stunden des Gottesdienstes, über den Gehorsam, die Disciplin und die gemeinschaftliche Regierung aller Klöster ihres Ordens, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12. Jahrhundert zählte ihr Orden 2000 Klöster, deren Reichthum und Üppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Hauptursache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Überreste der Cluniacenser vereinigten sich im 17. Jahrhundert unter Richelieus Begünstigung mit der Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztere 1618 gestiftet, im Anfange des 18. Jahrhunderts 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte

Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, zu verdientem Ansehen gelangt ist. Zu der Familie Benedicts gehören die auf den Stamm seines Ordens und auf seine Grundregel gebauten neuen Orden, welche seit dem 11. Jahrhundert entstanden sind und sich durch Tracht, Namen und besondere Satzungen von den Benedictinern unterscheiden, z. B. die Camaldulenser, die Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, Grandmontaner, Karthäuser, Cölestiner, Cisterzienser und Bernhardiner, Trappisten und Religiosen von Fontevraud (s. die Art.). Ein verfassungsmäßig geordnetes und aristokratisch oder monarchisch regiertes Ganzes haben die Klöster von der Regel des heil. Benedict niemals ausgemacht, vielmehr mußten eine Menge Klöster, welche von den alten exemten Benedictinern abstammten, sich auf Befehl der tridentinischen Kirchenversammlungen nach und nach zu besondern Congregationen vereinigen. Unter diesen verdienen die Benedictiner von Monte Cassino, von Monte Vergine oder vom Jungfernberge, von Monte Oliveto, welche sich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, wo sie bis jetzt ununterbrochen geblüht haben, von Valladolid mit Montserrat in Spanien, wo sie noch gegenwärtig zu den reichsten Orden gehören, von Hirschau und Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegangen sind, und von Mölk in Deutschland wegen der Größe ihrer Besitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Zu der noch jetzt bestehenden und, durch die vom Staate angeordnete Verwendung ihrer Religiosen und Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken, dem Zeitgeiste angepaßten Congregation von Mölk halten sich die übrigen Benedictiner-Klöster im Österreichischen, z. B. Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster in Wien u. a. m. An vielen dieser und der weiblichen Klöster dieses Ordens hat ausschließlich der Adel Antheil, weil die Stellen darin den einträglichsten Pfründen gleichen. Das ungebundenste Leben führen die Benedictiner in Sicilien, meist jüngere Söhne vornehmer Familien. In Frankreich, wo die Disciplin viel strenger war, hat dieser Orden mit den übrigen aufgehört. In Modena haben sich Benedictiner wieder angesiedelt und ein Kloster mit Dotationen erhalten. E.

Benedictus (St.), der Gründer des ersten occidentalischen Mönchsordens, und daher der Patriarch der abendländischen Mönche. Er war 480 zu Nursia in Umbrien geboren, ging im 14. Jahre schon in die Einsamkeit einer 40 Meilen von Rom in der Wüste Subliaco gelegenen Höhle, und entwarf 515 eine Regel für seine Mönche, die zuerst in dem von ihm auf dem Monte Cassino bei Neapel, auf dem Hain des Apollo, nach Zerstörung dessen Tempels, 529 gestifteten Mönchskloster eingeführt, und dann, da sie vernünftiger und wohlthätiger als die vorigen war, nach und nach die Norm alles abendländischen Mönchsthums wurde. Die Äbte von Montecassino erlangten in der Folge bischöfliche Gerichtsbarkeit und eine gewisse Patriarchie über den ganzen Orden. Benedict wollte die Geschäftslosigkeit verbannen, und verordnete daher, außer dem Werke Gottes (wie er Gebet und geistliche Lecture nannte), Unterweisung der Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthum, Handarbeit (worunter Handwerker und Künstler aller Art) und Ökonomie des Klosters. Kleidung und Leibespflege waren strenge, doch nicht übertrieben. Er ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder (ordo scriptorius) Manuscripte abschreiben mußten. Dadurch half Benedict, ohne es zu wollen, die literarischen Kenntnisse vom Untergange retten. Denn

obschon er nur das Abschreiben rein ascetischer Bücher verstanden hatte, so wurde dies doch in der Folge auf classische Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literarischer Schätze. E.

Benelli (Antonio Peregrino), ein rühmlich bekannter Sänger unserer Zeit, geboren zu Forli in der Romagna den 5. Sept. 1771. Für wissenschaftliche Studien bestimmt, zeigte er schon früh die trefflichsten Anlagen zur Musik und widmete sich endlich ganz dieser Kunst. Die Theorie der Musik studirte er abwechselnd bei den berühmten Meistern Martini, Giordianello, Santarelli, Tritto, Mattei rc., trat auf den meisten Theatern Oberitaliens mit Beifall auf, und wurde endlich als primo Tenore (1790) beim Teatro nuovo in Neapel angestellt und zum Mitglied der filarmonischen Gesellschaft ernannt. Sein Ruhm verschaffte ihm 1798 einen ehrenvollen Ruf zur italienischen Oper in London und von da 1800 zur königl. sächs. italienischen Oper in Dresden, wo er als primo Tenore der Oper und Kirche angestellt ist. Sein Gesang zeichnete sich immer durch seelenvollen Ausdruck, reine Beweglichkeit und zarte Sanftheit aus und wird durch ein gemessenes Spiel unterstützt. Seine Oper Parthenope, mehrere Motetten, Arien rc. haben ihn auch als Compositeur bekannt gemacht. Seine beiden ältesten Töchter sind von ihm selbst zu Sängerinnen gebildet worden. Die älteste Sra. Carolina ist bereits mit Beifall in Dresden aufgetreten.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitanischen Provinz **Principato Oltra**, von 8 Q. M., mit 20,348 Einw., welches seit dem 11. Jahrhundert dem päpstlichen Stuhl gehörte. Es enthält außer der Stadt gleiches Namens noch 3 Dörfer und einige Mühlen. Im J. 1806 schenkte es der französische Kaiser Napoleon seinem Minister Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevent annahm. Aber 1815 erhielt es der Papst zurück. Die zum Ausfuhrhandel dienenden Producte bestehen in Hornvieh, Getreide, Wein, Südfrüchten und Wildpret; die Staatseinkünfte betragen nicht über 5000 spanische Thaler. In den frühesten Zeiten gehörte der weit ausgedehntere Staat von Benevent zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben es im J. 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardischen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es nach und nach in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den Letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben dem Papst Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger cedirten Feudalrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befestigte **Stadt Benevent**, 32° 27′ Länge, 40° 6′ Breite, auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Sabato und Calore, welche sich unweit derselben vereinigen, hat 13,882 Einw., 8 Pfarrkirchen, 19 Klöster, 3 Collegiatstifte, ein Erzbisthum (seit 969) und mehrere Fabriken von gold- und silberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel ist beträchtlich. Die 5 jährlich hier gehaltenen Messen aber sind unbedeutend. Fast keine Stadt in Italien, Rom ausgenommen, enthält so viele interessante Alterthümer, wie Benevent. Beinahe keine Mauer besteht aus einem andern Stoff als aus Fragmenten von Altären, Grabmählern, Säulen und Gebälken. Unter andern Denkmählern zeichnet sich der prächtige, noch wohl erhaltene, im J. 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, welcher unter dem Namen des goldenen Thors (Porta au-

rea) dem heutigen Benevent als Stadtthor dient. Die Kathedrale ist ein finstres Gebäude im altgothischen Styl.

Bengalen, Bengal, eine Landschaft in Ostindien, zwischen dem 21—27. Gr. N. Br. und 86—92. Gr. O. L. von Greenwich, enthält auf 4062 1/2 Q. M. 18 Mill Einw., wovon 4/5 Hindus, 1/10 Mohammedaner von afghanischer und arabischer Abstammung, und 1/10 theils portugiesische Abkömmlinge, theils andere Ansiedler fremden Ursprungs sind. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummuhda und verschiedene andere Flüsse durchströmen das Land, und stehen durch eine Menge kleiner Gewässer sowohl, als durch die regelmäßigen jährlichen Überschwemmungen dergestalt mit einander in Verbindung, daß fast keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenschiffahrt ganz entbehrt. — Bengalen liegt unter einem heißen Himmelsstrich, allein die hohen Gebirge im Norden und die große Menge fließenden Wassers mildern die Hitze sehr. Alle Gebäude müssen auf Pfählen gegründet werden, weil man in einer Tiefe von 3—4 Fuß überall Wasser findet. Das bis auf 1/4 seines Flächeninhalts ungemein fruchtbare Bengalen bringt meistens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einwohner an Getreide, Obst und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Mißwachs des Reißes, als des vorzüglichsten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entstehen. Die übrigen Landesproducte sind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilack, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andere Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächst, Seesalz und Eisen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (s. d. Art.) gemein hat, gehören noch die im südöstlichen Theile des Landes einheimischen Elephanten. Die hiesigen Pferde sind klein und unansehnlich. Die Wälder sind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd ist gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der bengalische Königstiger, der Leopard und der Panther die ersten Stellen einnehmen. In den Flüssen finden sich neben den köstlichsten Fischen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einwohner besteht, wie schon erwähnt, aus Hindus. Beide Geschlechter sind schlank und fein von Wuchs, und trotz einer gewissen angebornen Furchtsamkeit außerordentlich streitsüchtig. Ihre große nützliche und sinnreiche Betriebsamkeit wird blos von ihrer noch größeren Mäßigkeit in sinnlichen Genüssen übertroffen. Mit den einfachsten Hülfsmitteln liefern die bengalischen Weber, welche eine eigne Kaste ausmachen, die feinsten und kostbarsten Zeuge in Seide und Baumwolle. — Die Einkünfte, welche die ostindische Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines fast absoluten Handelsmonopols, von Bengalen bezieht, bestehen hauptsächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindostan für ein unangefochtenes Eigenthum der Landesherrschaft angesehen wird. Diese Einkünfte betrugen im J. 1811—12, die von Bahar und Orissa mit eingeschlossen, 2,590,000 Pf. Sterling, wozu noch ungefähr 200,000 Pf. als Ertrag des Monopols über Salz und Opium gerechnet werden können. Die vorzüglichsten Städte von Bengalen sind Calcutta (s. d. Art.), Dacca und Murschedabad (Moorschedabad); dann die Districtshauptorte: Birbkum (Beerbhoom), Boglepur, Burdwan, Dschittagong (Chittagong) oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dschessur (Jessore), Midnapur, Momensing, Nuddiah mit einem

Hindusemlnarium, Purniah, Radscheshahaye (Rajeshahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo seit mehreren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kassimbasar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radschomal und Mungulghaut. Merkwürdig ist das Gebirgsland Garrau in Nordost, dessen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Ältesten) mit eigenen Priestern, in patriarchalischer Einfachheit leben. Bengalen stand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radschemal, Dacca und Murschedabat waren wechselsweise die Hauptstädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongolischen Reiches durch Thomas Kuli-Khan, also ungefähr von 1757 an, verfuhr die englisch-ostindische Handelscompagnie, die in Calcutta und andern Orten ansehnliche Besitzungen hatte, sehr willkürlich mit den Nabobs, die sich von dem Großmogul meist unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in 4 Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob aus seiner Provinz. — Shah Zabah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf, besonders in Folge der Bemühungen des damaligen Generalgouverneurs Lord Clive im J. 1765 die Compagnie zu seinem Duan oder Einnehmer der Staatseinkünfte in Bengalen, Bahar und Orixa, gegen das Versprechen, ihm jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen, und dem beizubehaltenden fast bloßen Titularnabob ebenfalls etwas Bestimmtes zu Bestreitung der Civilregierung auszuzahlen, für den Überrest der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erfoderlichen Truppen zu unterhalten. Auf diese Weise erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von beinahe 1,700,000 Pf. Sterling, und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir im J. 1770 die alleinige und höchste Gewalt im Lande (der jetzige Titularnabob ist nämlich ein Pensionär ohne alle ausübende Macht), die nicht selten von den Beamten grausam gemißbraucht wurde. — Durch das 1766, zu Gunsten einer Gesellschaft von 60 Personen mit Inbegriff Lord Clive's, eingeführte Monopol auf Salz, Betel und Tabak, verloren die Landeseinwohner, binnen der 2 Jahre seiner Dauer, über 670,000 Pf. Sterling, welche sie mehr als beim frühern und spätern freien Handel bezahlen mußten. — Im J. 1770 entstand durch Mißwachs ein Mangel an Reiß, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der schwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Mill. Menschen umkamen. Bengalen, Bahar, Orixa, Benares, Auhd und Tirra bilden die Präsidentschaft Calcutta, die erste und wichtigste der 4 englisch-ostindischen Präsidentschaften, von zusammen 10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einwohnern. Die Militärmacht, welche die Compagnie in diesen Ländern hält, besteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 4000 Europäern und 24,000 Sipoys (Seapoy's) oder einheimischen Mohammedanischen von europäischen Oberoffizieren commandirten Soldaten zu Fuß und zu Pferde; im Kriege wird diese Macht nach Bedürfniß verstärkt. Die 5 Hauptmilitärstationen außer Fort Williams sind: Barrakpur, Berhampur, Dschittagong Dacca und Daschpur (Tajepore). Die oberste bürgerliche Regierung von Bengalen besteht aus einem Gouverneur (der zugleich Generalgouverneur von ganz Indien ist, und drei Räthen, deren einer der Generalcommandant der Militärmacht ist, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civilbeamten der Compagnie gewählt werden. Die

Provinzial- und Districtsgerichte werden zwar gleichfalls von brittischen Beamten administrirt, allein der Form wegen sind den Europäern überall einige Mohammedanische und indische Beisitzer an die Seite gestellt. Die Gesetze sind aus ursprünglich indischen, Mohammedanischen und englischen zusammengesetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit.

Bengel (Johann Albrecht), ein berühmter Lutherischer Geistlicher, geboren im J. 1687 zu Winneden im Würtembergischen. Er studirte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann Prediger und Professor zu Denkendorf. Die griechische Sprache war ein Hauptgegenstand seines Unterrichts. Besonders beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern und dem neuen Testament. Seine Kenntnisse und Arbeiten ließen ihn nach und nach zu verschiedenen geistlichen Würden steigen. Er starb im J. 1752. Bengel war der erste Lutherische Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Testaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfsinn der Geduld und Reife des Urtheils behandelt hat, die eine solche Arbeit erfodert. Besonders hat er sich um die Berichtigung des Textes große Verdienste erworben. Weniger Werth haben seine Bemerkungen, in welchen der Verfasser sich zuweilen durch seine Neigung zum Mysticismus hat irre leiten lassen. Seine Auslegung der Apokalypse hat ihn bei Einigen in den Ruf eines begeisterten Propheten, bei den meisten aber eines Schwärmers gebracht. Seine Sitten und sein Charakter wurden allgemein geschätzt.

Benjowsky (Moritz August Graf von), ein Mann von rastloser Thätigkeit und von mannichfaltigen und außerordentlichen Schicksalen. Er war 1741 zu Werbowa in Ungarn geboren, wo sein Vater General in kaiserlichen Diensten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im 7jährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein Oheim, dessen Güter er einst erbte, nach Litthauen rief. Seine Schwäger entrissen ihm indeß sein Vermögen in Ungarn, weßhalb er dahin zurückkehrte, um sie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowsky war genöthigt, nach Polen zu flüchten, wo er nach verschiedenen Reisen den polnischen Conföderationen gegen die Russen beitrat. Er ward nach und nach Oberster, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeister. Bei Kumenka schlug er ein russisches Detaschement; bald nachher aber verlor er ein Treffen und ward von den Russen gefangen. Er entfloh dieser höchst grausamen Gefangenschaft, ward wiedererlangt, und gegen das Versprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bei dem Gouverneur Nilow eine gute Aufnahme, in dessen Hause er in der Folge Eingang fand, und dessen Kinder er in der französischen und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasia, des Gouverneurs jüngste Tochter, in ihn, und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu setzen und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er schon den Plan entworfen, mit mehrern Mitverschwornen aus Kamtschatka zu entfliehen. Er war nahe daran, verrathen zu werden: sogar Aphanasia erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ ihn nicht, sondern beschloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphanasiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sei, verließ er Kamtschatka im Mai 1771. Seine Absicht war, nach China

u segeln; statt dessen aber kam er nach vielen Mühseligkeiten, die
r sowohl von der Natur als von seinen Leuten zu erdulden hatte,
ach der japanischen Insel Usmay Ligon, wo man ihn überaus gut em-
fing. Er mußte sich hier mit einem jungen Frauenzimmer verlo-
en, und den Insulanern das Versprechen zurücklassen, wiederzukom-
nen und eine Colonie zu errichten; ein Versprechen, das er auch
ach seiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er segelte nach
Formosa, wo er sich selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht
ewegen ließ, von seiner Reise abzustehen. Endlich kam er nach Ma-
ao; hier wurden ihm von den Franzosen, Holländern und Englän-
ern Vorschläge gethan. Da er die ersten annahm, so erkauften die
Engländer einen Theil der Besatzung seines Schiffes, und Stepanow,
in Russe, der schon früher mehrmals Meutereien zu erregen gesucht
atte, zettelte eine Verschwörung wider ihn an. Allein sie mißlang;
Stepanow wurde mit 4000 Piastern abgefunden und ging in holländische
Dienste. Viele von Benjowsky's Begleitern starben zu Macao am
Fieber, unter denen auch Aphanasia war, die ihrem Geliebten stets
reu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde
ier bestimmt, auf der Insel Madagascar ein Etablissement anzule-
en; ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er selbst vorhersah, be-
onders da der glückliche Erfolg desselben ganz von dem guten Willen
er Beamten der Insel Isle de France abhing, an die er wegen des
rößten Theils seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war.
Dennoch begab er sich auf die Reise, kam im Juni 1774 in Mada-
ascar an, und betrug sich, trotz der Widerwärtigkeiten des Klima's
nd der Vernachlässigung, die er vom französischen Ministerio erfuhr,
andhaft und klug. Er gewann verschiedene Nationen und Chefs.
Mehrere derselben schickten feierliche Gesandtschaften an ihn, und ga-
en ihm den Wunsch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampansacabe oder
König zu ernennen. Der Graf nahm diese Anerbietung an, behielt
ch jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis
r seine Entlassung von demselben erhalten habe. Dieser Fall trat
ald ein, als französische Commissarien nach Madagascar kamen,
elche Befehl hatten, sich seiner Person zu bemächtigen, denen er je-
och auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänz-
ch niedergelegt hatte, wurde er im J. 1776 feierlich zum Ampansa-
abe erklärt; die Weiber schworen seiner Gemahlin (die er schon in
rankreich aus Ungarn hatte kommen lassen) den Unterwerfungseid.
n der Folge erklärte er seinen Vorsatz, selbst nach Europa zu reisen,
m der Nation einen mächtigen Alliirten und Handlungsaussichten zu
erschaffen. Vergebens stellten ihm seine Unterthanen vor, daß er sei-
en Tod suchen wolle. Es scheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz
abe ihn getrieben, Gelegenheit zu suchen, seinen Gegnern die Ge-
echtigkeit seiner Sache unter die Augen zu stellen. Bei seiner Zu-
ückkunft in Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des franzö-
schen Ministeriums genöthigt, in kaiserliche Dienste zu treten, in wel-
en er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiser zu seinem
Plane nicht behülflich sein konnte. Von da wandte er sich an den
König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei Lond-
er Particuliers, und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore
n Amerika, wohin er segelte, Unterstützung. Im Oct. 1784 reiste
r ab, ließ aber seine Gemahlin in Amerika zurück, und landete
lücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindselig-
eiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Belle Isle

60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, und starb wenig Minuten nachher. Dies geschah im Mai 1786. Benjowsky hat seine Begebenheiten selbst französisch beschrieben. William Nicholson hat dieselben aus der Handschrift englisch übersetzt herausgegeben; wir besitzen mehrere deutsche Übersetzungen davon. Kotzebue hat diesen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigsen (Levin August Freiherr von), russischer General, ward 1745 im Hannöverischen geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Polen bei mehreren Gelegenheiten aus, erhielt den St. Georgen-, dann den Alexanderorden, und wurde endlich Generalgouverneur in Litthauen. Von Paul I. entlassen, war er im Begriff, Petersburg zu verlassen, als der Tod dieses Monarchen ihn bestimmte, wieder in Dienste zu treten. Im J. 1805 commandirte er ein Corps Russen gegen die Franzosen, kam aber zu der Schlacht von Austerlitz zu spät, und kehrte wieder nach Rußland zurück. In dem Feldzuge der Russen gegen die Franzosen im J. 1806 commandirte er anfangs ein Corps unter dem General Kamenskoi, erhielt aber nachher den Oberbefehl über die ganze russische Armee. In dieser wichtigen Stelle zeigten sich seine Feldherrntalente in einem vortheilhaften Lichte. Er lieferte gegen den Kaiser Napoleon die zwei berühmten Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. Nach dem tilsiter Frieden zog er sich auf seine Güter zurück. In dem 1812 mit Frankreich begonnenen Kriege hatte Bennigsen bis zum Rückzuge der Franzosen aus Moskau kein Commando, sondern befand sich, laut frühern Zeitungsnachrichten, um die Person des Kaisers; im folgenden Jahre aber erschien er an der Spitze einer bedeutenden Reservearmee, oder der sogenannten Armee von Polen, näherte sich anfangs Hamburg und nahm mit derselben an der Leipziger Schlacht entscheidenden Antheil. Nach dem Kriege wurde er Oberbefehlshaber der Armeen gegen die Türken, kam während des Feldzugs vom J. 1815 wieder nach Deutschland, und ging nach demselben in sein Gouvernement im südlichen Rußland zurück, von wo er 1816 eine Reise nach Deutschland machte. Bennigsen trat auch als militärischer Schriftsteller auf und schrieb über die Cavallerie. Er starb im J. 1818.

Benserade (Isaac von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er schrieb mehrere Theaterstücke, und verfertigte eine große Menge sinnreicher Verse für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Personen. In der ersten Hälfte der Regierung dieses Königs begünstigte noch der Hof, und wer sich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, besonders aber Galanterien waren, die man im preciösen Hofstyle den Damen sagte. Niemand hatte es in dieser Kunst so weit gebracht, als Benserade, der deßwegen auch vorzugsweise le poète de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Pensionen, so daß er im Stande war, einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er besaß viel Leichtigkeit im Reimen und reichen Witz. In seinem Alter litt er am Stein, und starb während der Operation desselben den 19. Oct. 1691.

Bentheim, eine Grafschaft in Westphalen zwischen 24° 8′ und 24° 57′ östlicher Länge und 52° 15′ bis 52° 40′ nördlicher Breite, begrenzt von den Niederlanden, den hannöverischen Fürstenthümern Aremberg und Rheina, Welbeck und dem preußischen Fürstenthum Salm. Der Flächeninhalt beträgt 19 (nach Andern 22) Q. M., die

Bevölkerung gegen 25,000 Seelen. Man zählt 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Dörfer. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Fl. Ein großer Theil des Landes besteht aus Moorland und dient nur zu schlechten Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil ist ziemlich fruchtbar. Producte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Rübsamen, Kartoffeln, Flachs, Holz, Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine u. s. w. Die Landesreligion ist die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonst war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafschaft, deren Besitzer Sitz und Stimme auf dem westphälischen Kreistage und eine Curiatstimme auf der westphälischen Grafenbank hatte. Schulden nöthigten 1753 den Prinzen Friedrich Carl Philipp, sein Land auf 30 Jahre an Hannover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783 auf andere 30 Jahre verlängert ward. Nach der Besitznahme Hannovers durch die Franzosen ward der Prinz bewogen, 1804 sein Land durch Erlegung einer gewissen Summe auszulösen. Aber dessen ungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrschaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig ist Hannover wieder in den Besitz getreten, in welchem es so lange bleiben soll, bis der Fürst von Bentheim-Steinfurt, der von Frankreich im J. 1816 entschädigt worden ist, seine Verbindlichkeiten gegen Hannover erfüllt, worauf das Land mediatisirt werden soll.

Bentink (William Henry Cavendish, Lord), jüngerer Bruder des Herzogs von Portland, geb. 1774 und vermählt 1803 mit Lady Marie Acheson, einer Tochter des Grafen Gosford. In demselben J. wurde er zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach seiner Rückkehr aus Ostindien sandte ihn der König als bevollm. Minister nach Sicilien und gab ihm als Gen. Lieut. ein Armeecorps zur militärischen Besetzung dieser Insel mit. Sein Beharren bei Einem System, sein Stolz und die Macht, womit er Sicilien gleichsam beherrschte, nöthigte die Königin, sich nach Wien zurückzuziehen und brachte in Sicilien 1812 eine Art von Revolution hervor, wonach diese Insel eine beinahe der englischen gleiche Constitution durch Berufung eines Parlaments annahm. Im Juli 1813 versuchte er jene berühmte Landung in Catalonien, belagerte Taragona, mußte sich aber nach der Schlacht bei Villa Franca im Oct. wieder einschiffen. Zu Anfang des J. 1814 verließ er abermals Sicilien, landete zu Livorno, und wendete sich dann nach Genua, welches er eroberte und lange Zeit gleich einem Herrscher regierte. Während des Friedensbruchs des Königs Murat 1815 befand er sich wieder in Toscana, ohne die Unternehmungen der Österreicher zu unterstützen, und eilte dann nach Neapel, wo er aber vom König nicht angenommen wurde. Als er später, während seiner diplomatischen glänzenden Anwesenheit zu Rom, von diesem König eine Brillantdose mit seinem Bilde zum Geschenke erhielt, war er stolz genug, im Andenken an dessen Benehmen vor Neapel, dieselbe nicht anzunehmen. Von Rom zurückberufen, trat er in die Kammer der Gemeinen als Deputirter der Grafschaft Nottingham.

Bentley (Richard), einer der gelehrtesten und genialsten Kritiker. Er war 1661 in Oulton bei Wakefield in der Grafschaft York geboren, und zeigte sehr früh außerordentliche Talente mit einem seltenen Fleiß verbunden. Er besuchte zuerst die Schule von Wakefield, ging von da nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von St. Paul, und hierauf Capellan des Bischofs von Worcester zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen studirte, beweis't der Umstand,

daß er vor seinem 24. Jahre sich ein alphabetisches Verzeichniß aller hebräischen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäischen, syrischen, lateinischen u. a. Bedeutungen zusammengesetzt hatte. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen der Grafen Cork, in seinem Testamente ein Legat für eine bestimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden sollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieser Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenstand die Ungereimtheit des Atheismus ist, und wobei er sich auf die philosophischen Ideen Newtons stützt und selbst einige von Locke angenommen hat. Diese Schrift hat im Englischen mehrere Ausgaben erhalten, und ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Im J. 1697, als Grävius den Kallimachus herausgegeben hatte, schickte ihm Bentley eine große Sammlung von Fragmenten dieses Dichters nebst seinen Bemerkungen, und in demselben Jahre schrieb er, in der Folge der Wottonschen Schrift über die Gelehrsamkeit der Alten und Neuen, eine Dissertation über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äsop. Sie wurde eigentlich durch seinen ungefälligen und streitsüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte 2 Jahre vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben, und sich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm ein Manuscript von der St. James-Bibliothek nur auf so kurze Zeit vergönnt hatte, daß er es nicht gehörig benutzen können. Bentley, um sich für diesen Angriff zu rächen, bewies die Unechtheit der Briefe. Im J. 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er resignirte auf das Kanonikat von Worcester, und wurde das Jahr darauf zum Archidiaconus von Ely ernannt. Während er sich hier in die verdrießlichsten Streitigkeiten verwickelte, setzte er seine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 seine kritischen Bemerkungen über 2 Lustspiele des Aristophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis seine Verbesserungen der Fragmente des Menander und Philemon, im J. 1711 seinen trefflichen Horaz (3. Ausg., Amsterdam 1723) und im J. 1726 seinen Terenz und Phädrus heraus, welcher letztere aber von Hare in der berühmten Epistola critica scharf durchgenommen wurde. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beste gelten darf, ist als sein vorzüglichstes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über seine Ausgabe des verlornen Paradieses von Milton, worin er ohne Rücksicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwischte. Er starb 1742 in einem Alter von 81 Jahren.

Benzel-Sternau (Carl Christian Graf von), Geheimerrath und Ministerialdirector für das Departement des Innern im ehemaligen Großherzogthum Frankfurt; früher churfürstl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg, zuletzt privatisirend in der Schweiz, von wo er aber, wie man vernimmt, in würtembergische Dienste berufen werden soll — als einer der ausgezeichnetsten humoristischen Schriftsteller unserer Zeit, und Geistesverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literarischen Ruhm begründete das goldene Kalb (eine Biographie, 1802 bis 1804. 4 Bde. 8., in der 1. Ausg.), welches geistvolle Werk ein sehr großes Publicum unter den Deutschen fand; ihm folgten die Lebensgeister, Gotha 1804, 8.; Gespräche im Labyrinth, 3 Bde., 1806, 8.; der steinerne Gast; die Zeitschrift Jason u. a. — Mannichfaltigkeit und schweigender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üp-

piger Witz, Feinheit und Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die sich vorzüglich in Ausmahlung der Charaktere und Einwebung seiner Bemerkungen und kräftiger Sittensprüche zeigt, dunkle Mischung von Scherz und Ernst sind seinen Werken eben so eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine desultorische, oft nach Witz jagende, räthselhaft dunkle und spitzfündig tiefe Behandlung seiner Gegenstände, welche nebst dem Seltsamen, Frappanten und überladenen der Composition den reinen Genuß nicht selten stört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt die Lectüre derselben höchst interessant, und wenn sie nicht lange Zeit ununterbrochen fortgesetzt wird, sehr genußreich.

Benzoe ist ein trocknes, hartes, zwischen den Händen leicht zerbröckelndes Harz von bräunlichrother, ins Grünliche fallender Farbe, inwendig pflegt es mit hellern und dunklern Flecken durchmischt zu sein. Man gewinnt es aus dem in Java, Sumatra und Siam wild wachsenden Benzoebaum. Wenn es gerieben und angezündet wird, so hat es einen äußerst durchdringenden und balsamischen Geruch. Der Geschmack ist süßlich und gewürzhaft. In Weingeist aufgelös't und mit Wasser gemischt, giebt die Benzoe das bekannte Schönheitswasser, Jungfernmilch genannt. Durch Sublimation giebt die Benzoe ein saures Salz, aus dem, wenn es krystallisirt wird, die sogenannten Benzoeblumen entstehen, die in den Apotheken gebraucht werden.

Beobachtung ist der Zustand des Geistes, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um mit ungestörter Aufmerksamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Absicht verbunden, und auf Erfahrung oder gewisse Kenntniß der Erscheinungen gerichtet ist, welche man durch dieselbe zu gewinnen sucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet auch ein, daß zur Beobachtung, wenn sie dieses Resultat hervorbringen soll, nicht nur ein Gegenstand, welcher in dem Kreise der Erfahrung liegt, sondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn (des Äußern oder Innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden soll), d. i. ein natürlich unverfälschtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit gesunden Organen, im Zustande des ruhigen, leidenschaftlosen Bewußtseins, und eine gewandte Reflexion, welche das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterscheiden und ihm seinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweisen fähig ist, erfodert werde. Wo diese Erfodernisse in einem hohen Grade vorhanden, und durch Übung und Ausbildung zu einem besondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, sicher, vollkommen und genau aufzufassen, entwickelt und verbunden sind, da redet man von dem Beobachtungsgeiste. Unentbehrlich ist er dem ausgezeichneten Geschäftsmanne, und demjenigen, welcher die Erfahrungswissenschaften bearbeitet. Doch unterscheidet sich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten Grundsätzen und leitenden Principien, welche aus dem Wesen der Wissenschaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, angestellt werden muß, und auf das Auffinden allgemeiner Gesetze, so wie auf die Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Er-

fahrung. So ist z. B. die Beobachtung ästhetischer Gegenstände hauptsächlich von einer ruhigen oder lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künstler, einer andern der Tonkünstler, Dichter, der Staatsmann u. s. w., um in seinem Kreise etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunst insbesondere setzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künstler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, sondern nur mittelbar. Die Beobachtung entspringt in ihm aus einem regen Interesse für die zu beobachtenden Gegenstände der Kunst und Natur, oder irgend einem bedeutsamen Gesichtspunct derselben, ist ohne Ängstlichkeit und Zwang, und trägt dem Künstler früher oder später bei der Bildung seiner Ideale herrliche Früchte, indem die gewonnene Wahrnehmung in den selbstgeschaffenen Kreis seiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darstellung verwebt, oder in eine höhere Anschauung verwandelt wird, und dem sinnigen Beschauer aus dem Werke des Künstlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunst aber gehört Freiheit, Geschmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunstwerke verschiedene Vortheile. Der ästhetische Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunstwerke, nebst den leitenden Ideen der Kunsttheorie und Ästhetik, auch der vielseitigen Beobachtung, um denselben an sich und im Verhältniß zu andern Werken ihrer Gattung den gebührenden Platz anzuweisen. Eine besondere Art der Beobachtungen wird durch Versuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenstande vernimmt, um ihn in verschiedenen Lagen und von verschiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Wesentliche von dem Zufälligen genauer abzusondern. Daher stellt man auch oft Versuche den Beobachtungen entgegen, und setzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenstand in ruhigem, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. Beobachten heißt sonach, die Natur und das Verhalten eines Gegenstandes mit Aufmerksamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepuncten (in der Musik), mit Puncten versehen. Der musikalische Punct ist zweierlei Art: 1. Ein Punct über der Note bedeutet, daß dieselbe abgestoßen werden soll; dies pflegt man auch durch den italienischen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abstoßen steht übrigens dem Schleifen (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, entgegen. Zuweilen trifft es sich aber auch, daß unter diesem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten selbst sich noch Abstoßungspuncte obenein befinden. In diesem Falle ist der Vortrag der Passage halb schleifend, halb abstoßend, d. h. bei den Bogeninstrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derselben Richtung fort. 2. Der Punct neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derselben in der Qualität ihrer Dauer. Steht z. B. der Punct hinter einer Viertelnote, so wird dieselbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtelnote; steht er hinter einem Achtel, so wird daraus eine Anderthalbachtel- oder Dreisechzehntheilnote u. s. w. Stehen zwei Puncte hinter einer Note, so gilt die zweite wiederum die Hälfte von dem ersten, so daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter gesetzten Puncten den Werth von sieben Sechzehntheilen erhält.

Berberei, s. Barbaresken.

Berbice, ein District von Guiana in Südamerika am schiffbaren Flusse gleiches Namens, welcher sich 6° 40′ nördlicher Breite ins Meer ergießt. Früher eine holländische Colonie, die auf 180 Q. M. in vielen Pflanzungen 2500 Weiße und 40,000 Neger zählte, die Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle, Cacao ꝛc. liefern, fiel es 1796 in brittische Hände, ward im Frieden von Amiens zurückgegeben; im J. 1803 von den Engländern abermals erobert, und im Frieden von Paris 1814 völlig an England abgetreten.

Berchas, richtiger aber **Birchath**, sind zwei Brote, über welche die Israeliten beim Aufbrechen den Sabbath einweihen, und haben ihren Grund in dem 2. Buch Mosis 16. Cap. 22. u. 29. V. Ihren Namen haben sie von Birchas Elohim, welches Segen Gottes heißt; um das Wort Gott nicht immer vergeblich dazu zu setzen, haben sie Segen allein stehen lassen. Frauen dürfen den Segen auch in Abwesenheit ihrer Männer über das Brot und den Wein nicht sprechen, sondern müssen alsdann einen Andern darum ersuchen.

Berchtold (Leopold Graf von), ein durch seinen Philanthropismus merkwürdig bleibender, edler Mann. Den größten Theil seines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzusuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demselben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreis'te er Europa, und 4 Jahre Asien und Afrika, um Menschenglück und Menschenelend kennen zu lernen, und überall das erstere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen diesen Reisen gemachten Erfahrungen legte er zuerst in einem Werke nieder, welches er unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers (London 1789, 2 Thle.). Außer diesem Werke verfaßte er mehrere, meistens kleinere Schriften, welche sämmtlich den Zweck haben, durch Verbesserung der polizeilichen Verfassung größeres Wohlsein des Volks zu befördern, und welche er meistens, und zwar in mehreren europäischen Ländern, auf seine Kosten drucken und unentgeldlich unter das Volk austheilen ließ. Zu diesem Zwecke setzte er auch aus seinem großen, der Menschheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch seine großen Verbindungen in allen Ländern Europa's, die mancherlei Flug- und Preisschriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. In den J. 1795—1797 bereis'te er die asiatische und europäische Türkei hauptsächlich in der Absicht, um sich den Verheerungen der Pest zu widersetzen, und, wo möglich, auch Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. In den letzten Jahren beschäftigte ihn auch die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Noch ist im frischen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Fl. für das beste Lehrbuch der Humanitätsanstalten aussetzte, und in der furchtbaren Hungersnoth, welche von 1805—1806 in dem Riesengebirge herrschte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeischaffte. Zuletzt hatte er auf seinem Gute Buchlau in Mähren das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten österreichischen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menschenfreund 1809 eine ansteckende Seuche des Nervenfiebers hinweg.

Beredsamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, sich so auszudrücken, wie es erfoderlich ist, um den mit der zu haltenden Rede beabsichtigten Zweck erreichen zu können. Dieser Zweck ist dop-

pelter Art: man kann nämlich belehren oder überreden wollen, woraus also auch für uns neuere Völker Kanzel- und gerichtliche Beredsamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredsamkeit des geselschaftlichen Lebens kann hier, wo nur von einer künstlichen Beredsamkeit die Rede ist, nicht berücksichtigt werden. Die künstliche Beredsamkeit hat es mit zwei Gegenständen zu thun, nämlich mit dem Inhalte und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künstlichen Beredsamkeit an sich selbst kein rein künstlicher, sondern im Gegentheil geradezu ein bürgerlicher ist, so geht hieraus schon von selbst zur Genüge hervor, daß bei der künstlichen Beredsamkeit weniger von der äußern Form, als von dem innern Gehalte die Rede sein müsse, da er bei derselben mehr auf scharfsinnige Zerschneidung und Aneinanderreihung der Begriff, als auf die Kunst ankomme, diese auch poetisch schön auszudrücken. Bei der künstlichen Beredsamkeit kommt es also durchaus weniger auf die äußere künstliche Form, als auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geistes an, mit welcher dieser im Stande ist, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Phantasie, sondern einzig und allein mit dem reflectirenden Scharfsinne zu verarbeiten. Es ist demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu sehen, welche so beschaffen sein muß, daß dadurch theils das Ganze, theils auch seine einzelnen Theile dem Zuhörer auf die möglichst klarste Weise vorgestellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich auf die Kunst ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in so scharfen Umrissen von einander zu trennen, daß der Zuhörer sie leicht auffasse. Nächst diesem Erfodernisse dürfte besonders zu beobachten sein, daß der Redner sich einer solchen Einkleidung befleißige, welche durch die schnellste und deutlichste Versinnlichung der Ideen bewirkt werde. Die wirkliche Beredsamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieser glänzten besonders die alten Griechen und Römer, deren sämmtliche Staatsverhältnisse und gerichtliche Gegenstände öffentlich verhandelt wurden. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebst den Parlamentsverhandlungen betrifft, so sind diese, die nicht des ganzen Volkes, sondern nur einiger interessirten Personen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredsamkeit, wie sie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunst auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredsamkeit geleistet haben dürften, möchte besonders im ersten Lande in Vergleichung mit den großen Mustern der vormaligen Griechen und Römer nur Stückwerk zu nennen sein. Pq.

Berengar von Tours, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und 1040 Archidiaconus zu Angers, ist eben sowohl durch seinen philosophischen Scharfsinn unter den Scholastikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er sich seit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte, und seine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehreremal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen und dennoch immer wieder zu der Ansicht, das Brot im Abendmahle sei ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Christi, worin er mit dem Schotten Joh. Erigena übereinstimmte, zurückgekehrt rechneten ihn die Orthodoxen unter die schlimmsten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs schützte und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholastiker von der Partei des großen Anselm, Lanfrank von Canterbury zu sehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und seine Ansicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog sich daher 1080 auf die Insel St. Cosmas bei Tours zurück

wo er, von den Unparteiischen geachtet, sein Leben unter frommen Übungen in hohem Alter beschloß (1088). Über die von den Benedictinern sehr entstellte Geschichte seines Streites hat Lessing in seinem Berengar (1770) neues Licht verbreitet. Dieser Berengar darf übrigens nicht mit Peter Berengar von Poitiers verwechselt werden, der durch eine geistreiche Apologie seines Lehrers Abälard bekannt ist. E.

Berenhorst (Franz Leopold von), ein berühmter taktischer und strategischer Schriftsteller, der in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit zuerst die neuern Grundsätze dieser Wissenschaft systematisch aufzustellen versuchte, und als der Vorläufer Bülows anzusehen ist. Seine Verdienste um die Kriegswissenschaften sind groß und sichern ihm ein ehrenvolles Andenken. — Von seinen Lebensumständen wissen wir, daß er 1733 zu Sandersleben geboren worden und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in königl. preußische Dienste trat. Im J. 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem 7jährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau, ging mit diesem und späterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reisen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkehr mehrere ansehnliche Ämter am fürstlichen Hofe zu Dessau, erhielt den Charakter als Oberhofmeister, lebte seit 1790, von Geschäften frei, sich und den Musen, und starb 1808.

Berenice, ein griechischer Name, welcher wörtlich eine Bringerin des Sieges bedeutet. Unter der großen Anzahl Frauen, welche diesen Namen in der alten Geschichte geführt haben, bemerken wir 1. die Gemahlin des pontischen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ sie, als er sich vom Römer Lucullus geschlagen sah, umbringen (gegen das 71. Jahr vor Chr. Geb.), damit sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen möchte. Eben so verfuhr er gegen seine andere Gemahlin Monime und seine beiden Schwestern Roxane und Statira. 2. Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, welcher auf Agrippa's Vorbitte vom Kaiser Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald starb. Trotz ihrer Ausschweifungen wußte sie sich dem Kaiser Vespasian und seinem Sohne Titus so gefällig zu machen, daß sie der letztere fast zu seiner Gemahlin gewählt hätte. 3. Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieser nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geschah, und Bernice schnitt ohne Bedenken die Locken ab, um sie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Astronom Konon aus Samos breitete aus, die Götter hätten dasselbe hinweggenommen und als Sternbild an den Himmel versetzt. Daher heißen die sieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Haupthaar der Berenice.

Berennen. Die Berennung einer Festung geht der Belagerung voraus, und besteht darin, daß man Truppen abschickt, welche alle Zugänge besetzen und die Zwischenräume beständig durchsuchen müssen, damit nichts zur Festung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man sich des Mittels, daß man eine andere Festung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu schwächen, auf welche die Absicht eigentlich gerichtet ist.

Beresford (William, Baron) trat zuerst ins historische Leben hervor im Kriege Portugals mit Frankreich, und entwickelte dabei so reiche Kenntnisse, einen so richtigen Blick und so hohen Muth, daß er mit Recht unter die ausgezeichneten Männer Großbritanniens in den letzten Jahrzehnden gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugiesische Heer, sondern organisirte auch die Milizen so trefflich, daß sie in dem furchtbaren Revolutionskrieg von Spanien mit dem Kern der alliirten Armee wetteiferten. Den höchsten Ruhm erwarb sich aber Beresford im J. 1810 durch den blutigen Sieg bei Albufera, welchen er allein über Soult gewann. Im J. 1812 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps unter Wellington, und in den drei folgenden Jahren hatte er an allen großen Siegen der Alliirten bei Vittoria, Bayonne und Toulouse den bedeutendsten Antheil. Er zog am 13. März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6. Mai wurde er zum Baron von England erhoben und bald nachher mit wichtigen Aufträgen nach Brasilien gesandt, von wo er im Juli 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz Regent von Portugal übertrug ihm nun, mit Englands Bewilligung, von neuem die Stelle eines Generalissimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er aber zu Lissabon eingetroffen, als ihn neue wichtige Aufträge seines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Er regierte hierauf Portugal als Generalcommandant (vergl. **Freyre**), ging 1819 abermals nach Rio-Janeiro, ward aber bei seiner Rückkehr im Sept. 1820 in Lissabon nicht ans Land gelassen, weil die Nation die Berufung der Cortes beschlossen und sich der englischen Offiziere entledigt hatte. Lord Beresford protestirte und begab sich nach London.

Berezina. Der Übergang der französischen Armee unter Napoleon am 26. und 27. November 1812 über die Berezina, einen Fluß im russischen Gouvernement Minks, macht Epoche in dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu schildern, welche dort sich begab; um so mehr muß unsere Feder auf eine einfache Darstellung der Hauptsache sich beschränken. — Der für die französische Armee so gefährliche Umstand, daß der Admiral Tschitschakow mit der Moldauarmee von unten heraufdrängte, um mit der Hauptarmee sich zu vereinigen, daß dieser, nach der Wiedereinnahme von Borissow, auch dem Witgensteinscher Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf diese Weise Napoleon von der Weichsel abgeschnitten werden konnte, nöthigte diesen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Terrain, Witterung und der schon so bedenkliche Zustand seiner Armee ihm entgegenstellten, alles aufzubieten, um Minks, oder wenigstens die Berezina, eher zu erreichen und zu passiren, als die Russen. Nur mit Vernichtung eines großen Theils der Bagage und selbst der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25. November die Armee am linken Ufer der Berezina ankommen und an diesem Tage die beiden Ufer recognoscirt werden konnten. Nachdem die Avantgarde der Moldauarmee von Oudinot nach Borissow zurückgeworfen worden, die daselbst befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26. November früh, etwa funfzehn Werste oberhalb Borissow, bei Sembin zwei Brücken geschlagen, deren Herstellung um so schwieriger war, als an beide Ufer des Flusses breite Moräste grenzen, die, wie der Fluß, nur mit schwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die schicklichsten Übergangspuncte aber schon von der

lussen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu en nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen so viele Tausende in diesen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Übergang gewagt werden. Im Sturmschritt ürzte die halb verzweifelnde Armee über die Rettungsbrücken, die eder Einzelne zuerst betreten wollte. Schon seit längerer Zeit war ie Disciplin aus dem Heere verschwunden. Mit jeder Minute nahm ie Verwirrung mehr überhand. Wer auf den Brücken, diesen schmaen Pfaden, sich nicht retten zu können glaubte, suchte sein Heil auf em Treibeise der fluthenden Berezina; doch die mehrsten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Kameraden n den Fluß hinabgestoßen, oder von den russischen Kartätschen zerschmettert wurden. Bei diesem schrecklichen Zuge führte der Herzog on Reggio (Oudinot) die Avantgarde, an deren Spitze die Polen nter Dombrowsky marschirten; die Arrieregarde bildete das Corps es Herzogs von Belluno. Mehreremale wurde der Vortrab von Tschitschakow zurückgedrängt, und nur mit großen Anstrengungen gelang es ihm, sich Bahn zu machen. Endlich am 27. November Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und schlug nach einigem Bedenken die Straße über Wilna nach Warschau ein, indem man die über Minks verließ, da man in Wilna sich erholen und in allem wieder completiren zu können hoffen durfte. Wie sehr aber man sich auch in den mäßigsten Erwartungen täuschte, hat das Ende dieses Rückzugs gelehrt. — Außer den zahllosen Opfern, die jenseits der Berezina in den Tagen des Übergangs zurückgeblieben waren, war auch der letzte Nachtrab der Arrieregarde, die Division Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Bestimmung war, die Brücken hinter sich abzubrennen; allein sie fiel (nach französischen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach russischen ganz, mit 7500 Mann und 5 Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit diesem Übergange (sagt der russische General von Pfuel in seiner Darstellung des Rückzuges der Franzosen bis zum Niemen) endigte sich die zweite Periode dieses Rückzuges; die Resultate derselben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute."

Berg, ein deutsches, vormals dem Churfürsten von Pfalzbaiern gehöriges Herzogthum und während der Dauer des Rheinbundes ein zu demselben gehöriges Großherzogthum, am Niederrhein, gegenwärtig ein preuß. Herzogthum, der Provinz Jülich-Cleve-Berg zugetheilt und der Regierung zu Düsseldorf untergeordnet. Das frühere Herzogthum Berg grenzte nördlich an das Herzogthum Cleve, östlich an die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westphalen, südlich an den Westerwald und westlich an den Rhein. Es enthielt 1801 auf 54 Q. M. 294,720 Einwohner von den drei christlichen Glaubensbekenntnissen in 15 Ämtern, 14 Städten, 11 Flecken, 146 Rittersitzen, 88 Kirchspielen und 39,950 Häusern, welche zusammen an 300,000 Gulden reine Einkünfte brachten. Gegen den Rhein zu ist das Land eben und fruchtbar, östlich aber mit Bergen und Wäldern bedeckt, es hat daher nicht hinlänglich Getreide und Vieh für die unter allen deutschen Provinzen stärkste, noch stets im Zunehmen begriffene, Bevölkerung; dagegen ist es reich an Kupfer, Blei, Quecksilber und vorzüglich an Eisen. Die wichtigsten Quellen des Nationalreichthums sind aber die zahlreichen und wohlgeleiteten Fabriken und Manufacturen in Eisen-, Stahl-, Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Seiden-

Waaren, welche vorzüglich unter der langen väterlichen Regierung des Churfürsten Carl Philipp Theodor von 1745—1799 durch die uneingeschränkteste Gewerbs- und Handelsfreiheit in Aufnahme gekommen sind. Wenn man das kleine Herzogthum Berg mit dem großen England vergleicht, so findet man darin ein Manchester (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remscheid und Solingen), so wie denn auch viele neuere Fabrikanlagen mit ähnlichen Namen, z. B. die Maschinenspinnerei bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyshire belegenen Orte, wo Arkwright (s. d. Art.) zuerst seine Baumwollenspinnereien errichtet hatte, belegt werden können. Der jährliche Umsatz des Wechselhandels im Bergischen, namentlich in Elberfeld, wo die bedeutendsten Geldgeschäfte gemacht werden, wird auf 12, und der des Waarenhandels auf 10 Mill. Thaler angegeben. — Das Land gehörte vor alter Zeit zu dem von Herzog Joh. Wilhelm (Wilhelm III.) von Jülich und Berg gebildeten selbstständigen Staate, zu welchem dieser die Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg, und die Herrschaft Ravenstein im Jahre 1609 unter seiner alleinigen Oberherrschaft vereinigte. Der Tod dieses Fürsten, welcher am 25. März desselben Jahrs erfolgte, veranlaßte den berühmten jülichschen Erbfolge- (Successions-) Streit. Da nämlich der Herzog keine männlichen Erben hinterließ, so traten der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg auf, und beriefen sich auf das vom Kaiser Carl V. im J. 1546 der Prinzessin Maria von Österreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg ertheilte Anwartschaftsrecht (privilegium habilitationis), nach welchem auf den Fall, daß der jülichsche Mannsstamm erlöschen sollte, auch die Töchter des Herzogs Wilhelm II. und deren nachgelassene männliche Erben folgen sollten. Ungeachtet nun auch die beiden sächsischen Häuser der Albertinischen und Ernestinischen Linie ihre auf eine ähnliche, im 15. Jahrhundert, also viel früher ertheilte, und der spätern mit Recht entgegenstehende kaiserliche Anwartschaft gegründeten Ansprüche geltend zu machen suchten, so setzten sich doch die Häuser Brandenburg und Neuburg sogleich in Besitz und schlossen zu Dortmund einen Provisionalvergleich ab, nach dem sie mit Einwilligung der Landstände die streitigen Länder bis zur Entscheidung der ganzen Angelegenheit gemeinschaftlich besitzen wollten. Jetzt berief der Kaiser die gesammten Prätendenten binnen 4 Monaten an seinen Hof, um dort die Sache zu entscheiden, und übertrug die interimistische Administration des Landes dem Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg. Dieser bemächtigte sich auch in der That der Festung Jülich. Da es aber den Häusern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiser die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehn an sein eigenes Haus zu bringen gedachte, so eroberten sie mit Hülfe Frankreichs und der Niederlande im J. 1610 Jülich wieder, hoben die kaiserliche Sequestration auf, und behaupteten sich im Besitz aller Widersprüche Sachsens ungeachtet, welche selbst durch den westphälischen Frieden nicht aufgehoben wurden. Im J. 1666 theilten sie endlich die Länder so unter sich, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälzische, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an das brandenburgische Haus kamen, und erhielten auch 1678 unter gewissen Modificationen die kaiserliche Belehnung. So dauerte der Zustand dieser Länder bis zum baseler

Frieden 1795, in welchem Preußen sein jenseit des Rheins liegendes Cleve an Frankreich abtrat, und bis zum lüneviller Frieden 1801, in welchem bei Abtretung des linken Rhein-Ufers auch Jülich für Pfalzbaiern verloren ging. — Im J. 1802 erklärte der Churfürst von Pfalzbaiern den Herzog von Birkenfeld zu seinem Mitregenten im Herzogthum Berg, der dann auch zu Düsseldorf residirte. Aber schon 1806 trat Baiern das Herzogthum Berg (gegen das bisher preußische Anspach), und Preußen seinen diesseitigen Theil von Cleve (so wie Neufchatel und das eben genannte Anspach gegen das Churfürstenthum Hannover) an den damaligen französischen Kaiser Napoleon ab, der aus dem von Baiern abgetretenen Herzogthum Berg, und dem diesseits des Rheins gelegenen bisher preußischen Cleve einen neuen deutschen Staat, das Herzogthum Berg, bildete, zu dessen Herzog er am 15. März 1806 seinen Schwager, den Prinzen und Reichs-Marschall Joachim Murat ernannte. Vermittelst seines Beitritts zu dem am 12. Juli 1806 geschlossenen rheinischen Bunde nahm dieser Prinz den Titel: Joachim, souveräner Großherzog von Berg, an, und der Herzog von Nassau cedirte ihm in Folge der Bundesacte die Stadt und das Gebiet von Deutz (Duytz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Villich. Auch wurden seiner Souveränität untergeordnet: die Herrschaften Limburg-Styrum, Hardenberg-Bruch, Gimborn und Neustadt, Wildenberg; die Grafschaften Homburg, Bentheim-Steinfurt und Horstmar; die nassau-diezischen Länder Siegen, Dillenburg, Hadamar; die Herrschaften Westerburg, Schadeck und Beilstein nebst Runkel auf der rechten Seite der Lahn. Damals betrugen die eigenthümlichen Länder 98 Quadratmeilen mit 374,235 Einwohnern, und die Souveränitäts-Lande 100 Q. Meilen mit 220,000 Einwohnern. Von den im tilsiter Frieden 1807 von Preußen abgetretenen Ländern verband Napoleon durch ein Decret vom 1. März 1808 das Herzogthum Münster, die Grafschaften Mark, Tecklenburg und Lingen und die Abteien Elten, Essen und Werden mit dem Großherzogthum, das nunmehr 315 Q. Meilen mit 878,057 Einwohnern zählte und 1809 in vier Departements getheilt wurde: 1. Rhein, mit der Hauptstadt Düsseldorf; 2. Sieg, mit der Hauptstadt Dillenburg; 3. Ruhr, mit der Hauptstadt Dortmund; 4. Ems, mit der Hauptstadt Münster. — Am 1. August 1808 erhob Napoleon den Großherzog Joachim zum Könige beider Sicilien und erklärte am 3. März 1809 seinen Neffen, Napoleon Ludwig, (ältesten Sohn des Königs von Holland, Ludwig Napoleon) zum Großherzog von Berg, behielt sich jedoch die Regierung bis zur Volljährigkeit des Prinzen vor. Als aber der Kaiser durch das Decret vom 10. December 1810 die Schelde-, Maas-, Rhein-, Weser-, und Elb-Mündung für mit Frankreich vereinigt erklärte, wurden das nördliche Cleve, ein Theil von Münster und die Grafschaften Tecklenburg und Lingen vom Großherzogthum Berg abgerissen und Frankreich einverleibt. Dieser Verlust betrug 60 Q. Meilen mit 165,000 Einwohnern, wofür das Großherzogthum durch das Decret vom 22. Januar 1811 die vormals arembergische Grafschaft Recklinghausen, 12 Q. Meilen mit 30,000 Einwohnern, erhielt. — Im Jahre 1814 wurde das Großherzogthum wieder aufgelöst, und die einzelnen Bestandtheile desselben mit dem preußischen Staate vereinigt. Das Wappen des Großherzogthums Berg war bis 1806 ein blaugekrönter Löwe im silbernen Felde.

Bergamo, die Hauptstadt eines ehemals venetianischen Distrikts in Oberitalien (il Bergamasco), welcher nach der französischen Besitznahme 1796 zuerst einen Theil der italienischen Republik, dann die Hauptmasse des Serio-Departements im Königreiche Italien ausmachte, und seit 1814 einen Theil des zu Österreich gehörigen lombardisch-venetianischen Königreichs bildet. — Das sogenannte Bergamaskische Land grenzt im Osten an das Brescianische, im Norden an das Veltlin, im Westen und Süden an das Mailändische. Es enthält auf 97 1/2 Q. Meilen 294,376 Einwohner, umfaßt außer der Hauptstadt noch 20 kleinere Städte und 40 Flecken, und hat, neben beträchtlichem Feldbau und starker Viehzucht, ansehnliche Fabriken in Seide, Wolle, Eisen und Marmor. Die Hauptstadt **Bergamo** zwischen den Flüssen Brembo und Serio, ist befestigt. Sie erhebt sich amphitheatralisch am Abhange eines felsigen Hügels, und hat eine Citadelle im Mittelpuncte, welche durch unterirdische Gänge mit dem außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Fort **la Capella** zusammenhängt. Mit Einschluß von vier Vorstädten, deren jede mit Mauern und Thoren versehen ist, hat Bergamo 14 Pfarrkirchen, mehrere Mönchs- und Nonnenklöster, ein Hospital, ein Lyceum, eine Musikschule, 2500 Häuser und 19,000 Einwohner. — Zwischen den Vorstädten S. Leonardo und S. Antonio ist ein mit vielen Buden besetzter Platz, wo die in Oberitalien berühmte Bartholomäus-Messe gehalten wird, welche vom 25. August bis 6. September dauert, und vorzüglich des Seidenhandels wegen von Kaufleuten aus allen Gegenden Italiens, so wie von Deutschen und Schweizern, besucht wird. Der Bischof von Bergamo, welcher den gräflichen Titel führt, steht unter dem Erzbisthum Mailand. — Bergamo ist nicht blos das Vaterland von Bernardo Tasso, dem Vater des unsterblichen Torquato, sondern auch Giovanni Pietro Maffei, der Abbé Serassi, und der Literarhistoriker Girolamo Tiraboschi wurden hier geboren. — Die komischen Bedienten der italienischen Masken-Komödie, Arlechino oder Truffaldino und Brighella, sind Bergamasker, und sprechen allemal den Dialekt der hiesigen Landleute.

Bergbau. Dies Wort begreift alle zur bergmännischen Gewinnung nutzbarer Fossilien erfoderlichen Verrichtungen und Arbeiten in sich. Da nun diese Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Fossilien, theils nach den Lagerstätten, worauf dieselben gewonnen werden, sehr verschieden sind, so ist auch der Bergbau verschieden. In Beziehung auf die Fossilien giebt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eisenbergbau, Kobaltbergbau ꝛc., und in Hinsicht der Lagerstätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wissenschaft also, welche sich über die mechanischen Beschäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die **Bergbaukunst**, in welcher die **Bergtechnik** ganz, von der **Bergwerkskunde** aber nur diejenigen Theile enthalten sind, welche unmittelbaren Bezug auf den praktischen Bergbau haben. Die **Bergwerkskunde** oder die **Bergwerkswissenschaft** enthält theils die Vorbereitungswissenschaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmännischen Hülfswissenschaften. (S. **Bergwissenschaften**.) Hingegen die **Bergbaukunst** ist gleichsam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche uns die nutzbaren Fossilien aufsuchen, vortheilhaft gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, so wie auch die dabei vorkommenden physischen Hindernisse geschickt

und zweckmäßig überwinden lehren. Der berühmte **Werner** nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunst an: nämlich einen mechanischen und einen technischen. Der **mechanische Haupttheil** enthält in sieben Abschnitten einige geognostische Vorkenntnisse; eine Übersicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematischen, besonders markscheiderischen Kenntnisse; einen kurzen Unterricht in der bergmännischen Untersuchung der Gebirge, mit Hinsicht auf die darin vorkommenden Lagerstätten der Fossilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmännischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Gestein und den dazu gehörigen Geräthschaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranstaltungen und Betrieben, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der **technische Haupttheil** der Bergbaukunst aber behandelt in sechs Abschnitten die Wetterlehre, die Bergmaschinenlehre, die Wasserwirthschaftslehre, die Wasserhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von praktischer Aufsuchung der Erzlagerstätte durch Schürfen, Überröschen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunst und die Grubenbauveranstaltungskunst; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Destillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unserer Erde, so wie auch anderer Planeten; die **Hügel** unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zusammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen **Gebirge**. Berge, die in Meilen langen Reihen fortlaufen, führen den Namen **Bergketten** oder **Bergrücken**. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meistens finden sich mehrere derselben beisammen. Die Vertiefungen, welche zwischen den Bergen laufen, werden **Thäler** genannt. Die Oberfläche der Erde ist sehr ungleich und selbst in ebenen Gegenden giebt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß sie weniger auffallend als in Gebirgsländern sind. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmählig erhebt, so daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die nähere Kenntniß unsers Erdbodens lehrt, daß die vornehmsten Gebirge mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammenhängen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembla sendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zusammen, der die Grenze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erstreckt sich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaschemir, woselbst es die höchste Gegend von Mittel-Asien bildet, nach Westen durch Persien und nach Osten durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet, eine andere zieht sich westlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen; eine dritte läuft ostwärts unter dem Namen Khangbai, in der Mongolei, wendet sich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begrenzt. Die kleinen

Ketten und Nebenzweige dieser hohen asiatischen Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere liegt der Kaukasus, eins der höchsten Gebirge Asiens. Sein etwaniger Zusammenhang mit einer der vorgehenden Bergreihen ist noch nicht ausgemittelt; allein er sendet Zweige durch Klein-Asien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das schwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo sie verschiedene Namen führen. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengepirge, welches durch Polen und Schlesien reicht und mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Österreich zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet sich in mehrern Zweigen durch die Mitte von Deutschland. Europa's höchste Länder sind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frankreichs zusammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrscheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's. Die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubünden und Mailand, die tridentinischen zwischen Tyrol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenschen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstreckt sich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und scheidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika ist der Atlas das berühmteste Gebirge. Man unterscheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Ägypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhängen. Von da mögen sich Bergketten in das südliche Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchsten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimborasso, der höchste Berg der Erde, gehört, ziehen sich nach der Westküste von Chili und Peru. Mit diesem Hauptgebirge stehen andere Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen. Die Höhen der berühmtesten Berge unserer Erde sind zu verschiedenen Zeiten gemessen worden. Die höchsten sollen die Spitzen des Himalaya in Tibet sein, bis 26,862 Fuß, wenn anders die Messungen genau sind. Wir setzen ein Verzeichniß von den vornehmsten dieser Messungen hieher, wobei zu bemerken ist, daß die angeführte Zahl allemal die senkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach ist der Cimborasso 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antisana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiguille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Ätna 1632, die Furka 973 der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Genf

188 Toisen über der Meeresfläche erhaben. — So kolossalisch auch viele Berge an und für sich erscheinen, so unbedeutend sind sie doch im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der Cimborasso verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmählig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Diese allgemeine Form aber leidet, besonders bei hohen Gebirgen, verschiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen sind, bestehen aus einer ungeheuren Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, welche allenthalben, die steilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden u. dgl. die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getreide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher heißen (s. d.). Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinen Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Schnee und Eis verschwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmählig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Klimate innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmählig aus den blühendsten, entzückendsten Thälern, welche mit Getreide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatischen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis sie endlich, so wie alles organische Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterbringen verhindert. Die Grenze, wo die Eis- und Schneeregion beginnt, ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter sein müsse als in Ebenen, erhellt aus dem Gesagten. Die Ursachen davon scheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenstrahlen in niedrigen Ebenen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner sei, als die gewöhnliche, ist allerdings wahr, daß sie aber auch gesünder sei, gilt nur für eine gewisse mäßige Höhe. In be-

trächtlichen Höhen fühlt man sich im Gegentheil ungemein beschwert, und ein fast unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers, welches Saussure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erschlafften Elasticität herleitet. — Das Innere der Gebirge ist nur so weit bekannt, als es sich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man hält sich darnach für berechtigt, vier Hauptverschiedenheiten der Berge, in Rücksicht ihrer innern Structur, und daher eben so viel Classen festzusetzen. Zur ersten Classe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, sich tief ins Innere der Erde erstrecken, und gleichsam als das Knochengerüste des großen Erdkörpers zu betrachten sind. Die allermeisten Urgebirge bestehen fast ganz aus einer gleichartigen Masse, und zwar vornehmlich aus Granit (s. d.), zuweilen auch aus Serpentinstein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende u. s. w. Man findet in diesen Gebirgen keine Versteinerungen von See- und Landthieren, woraus man mit Recht schließt, daß sie ihren Ursprung vor der Entstehung der organischen Körper genommen haben müssen. Die Massen der Urgebirge sind in Lagern aufgerichtet, zwischen welchen sich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden. Diese sind oft mit einer andern Masse als die Steinart des Lagers ausgefüllt, z. B. mit Schwerspath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldspath; oft enthalten sie auch Erze, welche Gold, Silber, Kupfer und andre Metalle liefern. Zur zweiten Classe gehören diejenigen Gebirge, die eine spätere Entstehung verrathen. Man sieht an mehrern Merkmahlen, z. B. aus den vielen Versteinerungen, besonders von Seethieren, deren Orginale zum Theil nicht mehr vorhanden sind, daß sie unter dem Wasser gebildet worden. Sie bestehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern, deren jedes zwar aus einer gleichartigen Masse besteht, die aber unter sich sehr verschieden sind. Von diesen Lagern oder Flötzen heißen sie Flötzgebirge. Die dritte Classe endlich sind die angeschwemmten Gebirge, welche meistens aus einem Sande, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden ist, oder auch aus Mergelschichten bestehen, und selten Seeproducte, wohl aber Stücke von versteinertem Holz, ganze Baumstämme, Abdrücke von Fischen, Farnkräutern und andern Pflanzen, desgleichen Knochen, ja ganze Skelette von Landthieren, wovon auch manche nicht mehr vorhanden sind, enthalten. Merkwürdig hierbei ist, daß unter diesen Thiergerippen sich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Asien und Amerika. Auch sie sind unwidersprechlich durch das Wasser gebildet. Man unterscheidet bei ihnen zwei Arten, plattes Land und Seifengebirge. Das erstere hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen, und verdient daher mehr flaches Land als Gebirge genannt zu werden. Die oberste Decke dieses platten Landes besteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, welche zum Gedeihen der Gewächse sehr bequem ist. Die Seifengebirge finden sich vorzüglich in den Schluchten und Thälern der ursprünglichen Gebirge und enthalten meistens Geschiebe von Quarz, Granit, Glimmer, Thon, Lehm u. s. w. Die Vulkane oder feierspeienden Berge machen endlich die vierte Gebirgsclasse aus. (S. diesen A.)

Bergen, auch **Bergenhuus**, Stiftsamt im Königreich Norwegen, welches in Osten an Aggerhuus, in Norden an Drontheim

in Süden an Christiansand, und in Westen an die Nordsee grenzt, 22° 55′ — 25° 5′ östl. L. und 59° 34′ — 62° 39′ nördl. B., ist gegen 675 Q. Meilen groß, und enthält 2 Ämter, 1 Baronie, 5 Vogteien, und überhaupt 180 Kirchen und Kirchspiele mit 130,556 Einwohnern ohne die Bevölkerung der Stadt Bergen, so daß zwischen 180 — 190 Menschen auf 1 Q. Meile leben. Die befestigte Hauptstadt Bergen, mit einer Citadelle (Bergenhuus), die ansehnlichste Stadt in Norwegen, liegt am Ende des Meerbusens Waag, der tief in das Land hineingeht, und einen guten rings mit hohen und steilen Felsen umgebenen Hafen bildet. Da die Stadt gleichfalls mit rauhen Klippen umgeben ist, so genießt sie zwar den Vortheil einer starken Schifffahrt, aber der Zugang zu Lande ist beschwerlich. Das Klima ist verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Bergen ist groß und wohlgebaut, doch sind des Felsengrundes halber manche Straßen krumm und uneben. Die Stadt hat 2200 Häuser, 18,000 Einw. eine deutsche und 3 dänische Pfarrkirchen, ist der Sitz eines Bischofs, und besitzt, außer einer lateinischen Stadtschule, ein durch den Bischof Pontoppidan gestiftetes Seminarium für 12 Zöglinge, welche daselbst in der höhern Wissenschaft unterrichtet werden, ferner ein Hospital für arme, mit dem Aussatz, einer hier nicht seltenen Krankheit, behaftete Personen, und verschiedene andre milde und gemeinnützige Anstalten. Die Bewohner fast der ganzen norwegischen Küste bringen ihre Producte, welche in Bretern, Masten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, Häuten u. s. w., vornehmlich aber in einer erstaunlichen Menge getrockneter Fische (Stockfisch) bestehen, nach Bergen, um sie gegen Getreide und andre Lebensbedürfnisse zu vertauschen, woran Norwegen Mangel leidet, und welche die Engländer, Niederländer und Deutschen dahin bringen, um ihre Rückfracht in Landesproducten zu nehmen. — Auf eigenen Schiffen führt Bergen nach Verhältniß nur wenig aus. — Das Wachsthum des hiesigen Handels fängt vom J. 1445 an, wo die deutschen Hanse-Städte hier eine Factorei und Waarenhäuser anlegten, ja sogar im Verlaufe der Zeit sich einer gewissen Autorität über die Einwohner anmaßten, welche jedoch längst wieder erloschen ist. Aus jener Zeit schreiben sich noch her: die deutsche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comtoir. Dieses letztere besteht theils aus 42 Höfen (Speicherhäusern), die im Besitz verheiratheter bergischer Bürger sind, welche ihre resp. Häuser in der Stadt bewohnen; theils aus 17 anderen dergleichen Höfen, die von deutschen Factoren und deren Handlungsgehülfen besetzt sind, und wovon 15 nach Bremen, 1 nach Hamburg und 1 nach Lübeck gehören. Das deutsche Handlungspersonale speis't zusammen in 8 Sälen (Schüttinger) und steht unter 2 sogenannten Achtzehnern und einem Secretär. Die einheimischen Kaufleute genießen 6 — 14 Tage lang in den verschiedenen Handelsartikeln das Vorkaufsrecht. Auch dürfen die Deutschen an bergische Bürger blos im Ganzen, und nur an die Bauern im Einzelnen verkaufen. — Der berühmte dänische Lustspieldichter Ludwig von Holberg war in Bergen geboren.

Bergen-op-Zoom, ein ehemaliges Marquisat in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Schelde, und durch den Fluß Eendracht von Seeland getrennt. Es enthielt auf 4 Q. Meilen 20,000 Einwohner, und hatte seit 1287, wo Herzog Johann I. dasselbe von Brabant trennte, verschiedene Besitzer. Nach dem Tode des Herzogs von Auvergne, Franz Egon de la Tour, im J. 1710, fiel es an dessen Tochter, Maria Anna, die sich 1722 mit dem Pfalz-

grafen Johann Christian von Sulzbach vermählte. So blieb das Land bei Pfalzbaiern, bis die Franzosen es während der Revolution wegnahmen, den Holländern abtraten, und Pfalzbaiern 1802 dafür entschädigten. Die Hauptstadt ist **Bergen=op=Zoom**, eine starke Festung, durch welche der kleine Fluß **Zoom** fließt, der sich in die **Oster=Schelde** ergießt, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen Gemeinschaft hat. Sie hat 1150 Häuser, 5000 Einwohner, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen= und Architektur=Institut, Anchowies=Fischerei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Holländer hielten hier eine Garnison, und betrachteten diesen Ort als eins ihrer ersten Bollwerke. Die Spanier belagerten ihn 1586 und 1622 vergeblich. Die Franzosen nahmen ihn 1747 nach fast dreimonatlicher Belagerung durch Kriegslist, gaben ihn aber im aachner Frieden 1748 ziemlich verwüstet wieder zurück. Am 30. Januar 1795 fiel er mit mehreren andern holländischen Festungen wieder in die Hände der Franzosen, und ein Regiment Engländer, welches die Festung damals besetzt hielt, ward kriegsgefangen gemacht. Die Franzosen machten sich späterhin zwar anheischig, den Ort zurückzugeben, behaupteten aber während der Dauer des Kriegs das Garnisonsrecht. Ein Sturm, welchen **Sir Th. Graham** (nachmals Lord Lynedoch) am 8. März 1814 an der Spitze eines englischen Truppen=Corps auf diese Festung unternahm, ward mit außerordentlichem Verlust zurückgeschlagen.

Berger (Ludwig von), beim ersten Ausbruch der neuen deutschen Freiheit von der französischen Tyrannei zum Opfer erkoren, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutschen anfeuert, das Leben und die Eigenschaften des edeln Mannes näher zu beleuchten. — Er war im Jahre 1768 zu Oldenburg geboren, wo sein Vater an der Spitze einer juristischen Oberbehörde stand, ein Mann von großer Strenge und harter Laune, ohne Menschenfurcht und so unerschütterlich rechtschaffen als freimüthig, arbeitsam und in der ernsten Literatur wohl bewandert. Weil das Gymnasium in Oldenburg damals keine vorzügliche Lehranstalt war, ließ er seinen Sohn durch Privatlehrer bilden. Mit trefflichen Vorstudien ausgerüstet, ging Berger auf die Universität Göttingen, um sich nach dem Willen seines Vaters der Rechtsgelahrtheit zu weihen. Allein der Eifer, womit er ihr oblag, wurde bald durch Krankheit unterbrochen, so daß er in die Heimath zurückkehren mußte. Er ging zum zweitenmale nach Göttingen, und wußte nun heitern Lebensgenuß und angenehme Studien mit den ernsten so zu mischen, daß sein schwacher Körper die Anstrengungen für diese letztern bestand. Am meisten und innigsten lebte er mit seinem Landsmann, dem Historiker **Woltmann**, welchen er bei seiner Rückkehr auf die Universität daselbst fand. Auch er liebte das Studium der Geschichte, der Politik und Poesie vorzüglich, und ist dieser Liebe treu geblieben, wie neben den eifrigen Rechtsstudien auf der Akademie, so in dem juristischen Geschäftsleben, welches ihn nach seiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten seines Vaters wieder nach Oldenburg führte. Rechtschaffen auf das strengste, pflichtmäßig, sowohl unterrichtet, als durchdringend und scharfsichtig bewies er sich als Richter. Seine Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien sind durch seine Briefe bekannt, in welchen sich lebendig der Sinn ausdrückt, womit er vielseitig und fein das menschliche Treiben und unaussprechlich liebend die Natur und das Schauspiel eines harmlosen, unschuldigen Lebens umfaßte. Auch nach dem Tode seines Vaters wie er über seine äußern Ver-

hältnisse und über sein Vermögen freier schalten konnte, gab er das Geschäftsleben nicht auf, und verließ Oldenburg nicht. Während der traurigen Zeit der Franzosenherrschaft wollte er lieber in dem Vaterlande verharren und für dasselbe seine Kräfte aufopfern, um eines neuen Zustandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutschlands, an dessen Bilde er mit Innigkeit hing, mit um so größerem Rechte frei genießen zu können. Diese Erwartung ist ihm schrecklich getäuscht. Für sein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutsche Vaterland ist er als Opfer gefallen, ehe die neue, glücklichere Zeit mit einiger Sicherheit erschien. Wie ihn die Franzosen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer bestimmten, mit welcher Klarheit, Festigkeit, Macht der Sprache er das Possenspiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in seiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte, wie er mit einem Freunde und Patrioten durch die Kugeln der französischen Mörder zu Bremen fiel, ist allgemein bekannt und kräftig genug beschrieben worden. (S. die kleine Schrift: Finks und Bergers Ermordung, von Gildemeister in Bremen.) Oldenburgs Fürst hat die irdischen Reste der beiden patriotischen Märtyrer nach seiner Residenz bringen und dort beerdigen lassen.

Bergerac, ein lieblicher französischer Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es giebt eine weiße und eine rothe Sorte von diesem Weine. In Frankreich erhält er hie und da auch den Namen petit Champagne.

Berghem (Nicolaus), einer der berühmtesten Mahler der niederländischen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter von Harlem, ein sehr mittelmäßiger Künstler, gab ihm den ersten Unterricht in der Mahlerei, worauf er in der Folge unter den geschicktesten Meistern, besonders unter **van Goyen** und **Weninx**, seine Studien fortsetzte. Man erzählt, daß er einst, von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte des van Goyen geflohen sei, der sich bemüht habe, ihn zu schützen, und gerufen: **Berghem** (verbergt ihn), und dieses sei die Veranlassung seines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten sich schnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für seine Kunst, und die Nachfrage nach seinen Gemählden waren Ursache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz seiner Frau, die ihn in dem Grade beherrschte, daß sie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und sich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte, wie man erzählt, über seiner Werkstätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, sobald sie ihn nicht singen und arbeiten hörte. Sein einziger Trost war ihm die Kunst, der er sich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, seine Liebe für Kupferstiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können. Diese löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von seinen Schülern zu borgen, das er nur dadurch zurückbezahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemählde täuschte. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach seinem Tode sehr theuer bezahlt wurde. **Berghems** Werke sind eben so zahlreich als geschätzt, und eine Zierde der ersten Gallerien. Ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schlosse Benthem die Natur genau beobachten und kennen ge-

lernt. Die strengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunst und eine größere Einfalt in Nachahmung der Natur und einen fleißigern und correctern Umriß der Thiergestalten verlangen; aber diese geringen Fehler Berghems werden durch so viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landschaftsmahler stellt. Er starb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren seine Zöglinge. In der Auction der Gemähldesammlung des Banquier P. de Smith in Amsterdam, die 1810 Statt hatte, befanden sich vier Gemählde von Berghem, die um 800, 1000, 1625 und 2500 holländische Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer schwedischer Naturforscher und Chemiker, war 1735 den 20. März in Chatharinberg, in der schwedischen Provinz Westgothland, geboren. Nur nach vielen Schwierigkeiten erhielt er von seiner Familie die Erlaubniß, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerksamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden strömten Schüler zu ihm. Zu diesen gesellte sich auch Bergmann, und er erregte durch mancherlei Kenntnisse, Thätigkeit, Scharfsinn und Entdeckungen, die durch seine Kenntnisse in der Geometrie und Physik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieses berühmten Mannes Aufmerksamkeit. Im J. 1761 wurde er zum Professor der Naturphilosophie und Mathematik zu Upsal ernannt, und stand diesem Amte fünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Professor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, seine Entlassung foderte und erhielt, meldete Bergmann sich zu dieser Stelle. Seine Mitbewerber beschuldigten ihn, daß er von diesem Gegenstande nichts verstehe, weil er nie etwas darüber geschrieben hatte. Sie zu widerlegen, verschloß er sich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er wurde nun wirklich Professor der Chemie, trieb diese Wissenschaft mit aller seiner Kraft, leistete darin unendlich viel, und machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künstlicher Mineralwasser, und entdeckte in dem mineralischen Wasser das geschwefelte Wasserstoffgas. Man verdankte ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch sich der Nickel von andern Metallen unterscheidet. Eine große Menge von Mineralien analysirte er chemisch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Bestimmtheit. Er gab eine Classification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemischen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Formen gemacht sind. Hierzu erhielt er besonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometrischen Verhältnisse, die unter den verschiedenen Krystallisationen derselben Substanz Statt finden, und die sich von einer Grundform herleiten lassen, und durch Ansetzen ähnlicher Theilchen, nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen, geschehen. Bergmann genoß die Achtung seines Vaterlandes und ganz Europa's, erhielt den Wasaorden, und schlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er starb, erschöpft durch seinen unablässigen Fleiß, im 49. Lebensjahre 1784.

Bergstraße ist ein schmaler, aber schöner und fruchtbarer Strich Landes diesseit des Rheins, und macht einen herrlichen, mit Nuß- und Kastanienbäumen und mit Weinreben besetzten Weg am Odenwalde, von ungefähr sechs Meilen, aus, der sich von Darmstadt bis aus Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg, erstreckt.

Bergwissenschaften, **Bergwerkswissenschaften**, heißen die sämmtlichen Kenntnisse, durch deren Hülfe man die Bergwerke zum Nutzen eines Landes eröffnet, sie regelmäßig betreibt, und die dadurch gewonnen Fossilien zu gute macht. Je schwieriger in den neuern Zeiten der Bergbau, vermöge der gestiegenen Preise seiner Bedürfnisse und des Gewinnes der Fossilien in größerer Tiefe wurde, um so nöthiger war es, alles dasjenige, was Naturwissenschaften und mechanische Künste uns in Bezug auf das Mineralreich lehren, zu Rathe zu ziehen, und daraus das System der bergmännischen Wissschaften oder die **Bergwerkskunde** zu bilden. Man kann die zu der möglichst vollkommenen Betreibung eines Bergbaues nöthigen Wissenschaften zweckmäßig in zwei Abtheilungen bringen, als I. in die **vorbereitenden** und II. in die **angewandten**. Vorbereitende Doctrinen sind: 1. die **Mineralogie** in ihrem ganzen Umfange, welche die durch den Bergbau zu gewinnenden Fossilien erkennen und aufsuchen lehrt. 2. Die **Chemie** und besonders jene der Mineralkörper, welche, indem sie die Mischungstheile der Fossilien enthüllt, und die Eigenschaften der Metalle und anderer Mineralsubstanzen kennen lehrt, zu einem vervollkommneten Ausbringen und zu der Veredlung der Hüttenerzeugnisse führt. 3. Die reine und angewandte **Mathematik**, als Hülfswissenschaften zur Vervollkommnung der Mechanik des Bergbaues. 4. Die **Physik**, welche, indem sie die Naturkräfte uns kennen lehrt, zu einer richtigen Anwendung derselben bei dem Bergbau leitet. 5. Die **Atmosphärologie** als Unterstützungswissenschaft zur richtigen Erkenntniß der Lehre von den Grubenwettern. Noch mögen einige botanische und zoologische Kenntnisse als dem zum wissenschaftlichen Mineralogen ausgebildeten Bergmann nützlich genannt werden. Die angewandten bergmännischen Doctrinen sind folgende: 1. Die **Bergtechnik**. Sie zerfällt: a) in die **Bergbaukunde** und b) in die **Hüttenkunde**. Die **Bergbaukunde** lehrt: 1. die **Aufsuchung der Fossilien** auf ihren Lagerstätten; 2. die **Einleitungsarbeiten** zu der Gewinnung des Fossilien; 3. die **Arbeiten auf dem Gestein**; 4. den **Grubenbau und Betrieb**; 5. den **Grubenausbau**; 6. die **Wetterhaltung**; 7. die **Wasserwirthschaft**; 8. den **Bergmaschinenbau**; 9. die **Förderungskunst**; 10. die **Wasserhaltung**; 11. die **Aufbereitung**; 12. den **Erztransport**. Die **Hüttenkunde** lehrt: 1. die **Übernahme** der Erze; 2. die **Aufbewahrung** der Erze; 3. das **Probiren** der Erze, **Docimasie**; 4. die **Classification und Beschickung** der Erze; 5. die richtige **Wahl** der Zuschläge; 6. die **Vorarbeiten** vor dem zu Gute machen der Erze, als Rösten, Verwittern u. dgl.; 7. die **Hüttenbaukunst**, welche zerfällt: a) in die Kunst, Hüttengebäude zu errichten, b) in die Hüttenöfen-Baukunst, c) in die Hüttenmaschinen-Baukunst; 8. die Kenntniß der **Hüttengefäße**; 9. die hüttenmännischen **Hauptarbeiten**, als: **Schmelzen**, **Amalgamiren**, **Destilliren**, **Sublimiren**, **Sieben** u. dgl.; 10. die **Scheidung der Hüttenproducte**, als **Goldscheidung**, **Abtreiben** u. s. w.; 11. die hüttenmännischen **Verfeinerungsarbeiten**, als **Silberbrennen**, **Eisenfrischen** u. s. w.; 12. die Benutzung der **Hüttenabfälle**. Die übrigen Doctrinen der angewandten Bergwerkskunde sind noch folgende: II. die **Bergwerksökonomie**, welche besonders lehrt, den Bergbau und die Hüttenprozesse so zweckmäßig und vortheilhaft als möglich zu betreiben und zu übersehen. Sie lehrt: 1. den Grubenhaushalt; 2. den Hüttenhaushalt; 3. das

Bergrechnungswesen; 4. das Hüttenrechnungswesen; 5. die Bergcommerzwissenschaft; 6. die Bergcameralwissenschaft; 7. den Vertrieb der Hüttenwaaren. III. Die **Bergwerksmathematik** verbreitet sich über die Anwendung der Mathematik auf den Bergbau. Sie lehrt besonders: 1. die Markscheidekunst; 2. die Bergmaschinenlehre; 3. die bergmännische Baukunst; 4. die Hüttenmaschinenlehre; 5. die Hüttenbaukunst, welche Unterdoctrinen auch der Bergtechnik einzuverleiben sind. IV. Die **Bergjurisprudenz** lehrt die **Berg- werks- und Hüttenrechte** in ihrem ganzen Umfange kennen, und zwar durch 1. eigentliche **Bergrechtslehre**, oder Kenntniß der Bergwerksgesetze; 2. die **Auslegungskunst** der Bergrechte; 3. die Kunst, die Berg- und Hüttengesetze auf alle vorkommende Fälle anzuwenden. V. Die **Berg- und Hüttengeschichte**. VI. Die **Berg- und Hüttengeographie**. Da in manchen Ländern die **Holz- und Kohlenversorgung** einen Gegenstand der Bergwerksdirection mit ausmacht, so müssen für diesen Fall manche **forstmännische** Kenntnisse mit in das Studium der Bergwissenschaft gezogen werden. Personen, welche sich den Bergwissenschaften in ihrem ganzen Umfange widmen wollen, müssen durch **Sprachkenntnisse, Arithmetik, Schreibe- und Zeichenkunst** sich zu diesem Studium gut vorbereitet haben.

Berill, auch **Thalassius, Marinus**, noch bekannter unter dem Namen **Aquamarin**, ist ein durchsichtiger Edelstein, der wegen seiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er ist quarzartig, und unter den Edelsteinen der weichste und leichteste. Die Farbe, welche theils meergrün, theils seladonfarben, theils blaugrün ist, und deren Schönheit den ganzen Werth dieses Steins bestimmt, verliert er im Feuer und schmilzt zu einem Fluß. Es giebt **orientalische**, welche in Ostindien, auf der Insel Ceylon, Pegu, Cambaja rc. gefunden werden, und **occidentalische**, welche in Böhmen, Sachsen, Schlesien rc. ihr Vaterland haben; die sächsischen sind oft noch schöner als die indischen.

Bering oder **Beering**, geboren zu Horsens in Jütland, fing an für sein Vaterland zu schiffen, und erwarb sich den Ruhm eines geschickten Seemannes, so daß er von Peter dem Großen zu der Zeit gesucht wurde, als die Marine zu Kronstadt in ihrem Beginnen war. In russischen Diensten zeichnete er sich als Lieutenant und Capitän in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und seine Unerschrockenheit und seine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Seit der Reise vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küsten dieser großen Halbinsel, und wußte, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhing, aber, ob die Kamschatka gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischen liegender Inseln wären, dieses Räthsel sollte Bering durch seine Reise lösen. Am 4. Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordwestlichen Küste von Amerika zwischen dem 55. und 60. Grad nördlicher Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, seine Entdeckungen fortzusetzen, und er wurde weit ab auf eine wüste Insel geworfen, die jetzt seinen Namen führt. Schnee und Eis bedeckte damals das unwirthbare Land. Bering wurde gefährlich krank, und starb hier am 8. December 1741. Man hat sein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwischen Asien und Amerika den Namen **Beringsstraße** (auch **Anian** genannt) gegeben hat (s. d. folg. Art.).

Berings-Bay, ein Meerbusen an der Westküste von Nord-

Amerika unterm 221° W. L. von Greenwich und 59° 18′ N. Br.; so benannt vom Admiral Vancouver. Früher hatte Dixon, welcher dieses Gewässer zuerst besucht, ihm den Namen der Admiralitäts-Bay gegeben. Da indeß nach Cooks Wunsche eine Bay, in welcher Bering vor Anker gegangen, den Namen führen sollte, der Ort an der amerikanischen Küste aber, wo derselbe wirklich geankert, bei genauer Untersuchung nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer Bay hatte, so änderte Adm. Vancouver den Namen der dort zunächst gelegenen Admiralitäts-Bay in Berings-Bay ab.

Berings-Straße, eine Meerenge zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. (S. Bering.) Nach Capitän Cooks Versicherung hat die Meerenge unterm 66° N. Br., wo sie am schmalsten ist, nicht mehr als 13 Leagues oder 10 deutsche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O. g. O. und W. N. W. zurück, so daß die Entfernung unterm 69 Gr. mehr als 100 Leagues oder 75 deutsche Meilen beträgt. — Auffallend ist die Ähnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide sind ohne Holz. Die Küste ist niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben sich beträchtliche Gebirge. Die Wassertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29 bis 30 Faden und nimmt gegen beide Küsten hin langsam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikanischen Seite seichter als an der asiatischen ist.

Berkeley (Georg) oder Berkley, ein Irländer, 1684 zu Kilcrin geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums an der Universität zu Dublin, und trat schon vor seinem zwanzigsten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftsteller in der gelehrten Welt auf. Seine verschiedenen philosophischen und mathematischen Schriften, unter welchen insbesondere seine Theorie der Erscheinungen von dem Scharfsinne ihres Verfassers die glänzendsten Beweise ablegt, erwarben ihm einen solchen Ruf, daß selbst Hume die Werke desselben als sehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß sie, mehr selbst als Bayle's Schriften, zum Skepticismus führten, indem nämlich Berkley's Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch von der andern Seite eine vollkommene Überzeugung verschafften. Berkley's Vermögensumstände erhielten im Jahre 1722 durch einen sehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während seines ersten Aufenthalts in London, im Jahre 1713, verschaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntschaft der Mistreß Vanhomrigh, der berühmten Vanessa, welche durch ihre Liebe zu Swift so bekannt geworden ist. Da diese Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Mistreß Johnson, welche unter dem Namen Stella bekannt ist, verheirathet sei, änderte sie ihr Testament, in welchem sie diesen zum Erben eingesetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkley, welchen letztern sie seit seiner Rückreise nach Irland nie wiedergesehen hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit entschloß sich Berkley, ein Vorhaben auszuführen, welches ihn schon lange beschäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckschrift unter dem Titel: Vorschläge zur Bekehrung der amerikanischen Wilden zum Christenthume durch die Gründung einer Lehranstalt auf den bermudischen Inseln, dem Publicum Nachricht ertheilte. Diese Schrift erregte einen solchen Enthusiasmus für Berkley's Unternehmen, daß die angesehnsten Personen eine Subscription veranstalteten, die in kurzer Zeit so beträchtlich wurde, daß Berkley nach Niederlegung seiner Stelle, in Gesellschaft von mehreren

Personen, bei welchen er Interesse für seinen Plan erregt hatte, sich nach Rhodeisland einschiffte, um daselbst zur Unterhaltung seines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterstützung, welche ihm das Parlament für seine Unternehmung versprochen hatte, Verzicht leisten mußte, so sah er sich genöthigt, Amerika zu verlassen und nach England zurückzukehren, nachdem er sieben Jahre seines Lebens und einen bedeutenden Theil seines Vermögens auf diese Unternehmung verwandt hatte. Er schrieb hierauf noch eine Menge Schriften philosophischen, religiösen und staatswirthschaftlichen Inhalts. Gegen sein sechzigstes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er sich durch den Gebrauch des Theerwassers zu heilen suchte, auch deßhalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieses Wassers herausgab. Dies waren seine letzten schriftstellerischen Productionen, worauf er im Jahre 1753 sehr plötzlich starb. Berkley wird als ein sehr gelehrter, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für seinen moralischen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, sein beständiger Freund, von ihm sagte, er besäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, geboren zu Jaxthausen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog sein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zur Armee des Churfürsten Friedrich von Brandenburg, diente dem Churfürsten von Baiern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demselben seine Hand verloren hatte, ließ er sich eine eiserne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog sich nun auf sein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit seinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er sich durch seine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben so sehr erwarb er sich durch seine Biederkeit Achtung. Als er dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund beistand, wurde er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus seinem Lande vertrieben worden war, mußte er sich selbst durch ein Lösegeld von zweitausend Florin frei machen. Als der Bauernkrieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, sie anzuführen; aber nach vier Wochen wurde er von neuem gefangen genommen, und konnte seine Freiheit nur unter dem Versprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er starb den 23. Juli 1562. Man hat von ihm selbst eine Beschreibung seines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten- und 1813 zu Breslau zum drittenmale gedruckt worden ist. Dieses Buch enthält ein vortreffliches Gemählde des geselligen Lebens und der Sitten des Mittelalters, und hat Göthen den Stoff zu seinem schönen Schauspiele dieses Namens geliefert, welches die Thaten und Gesinnungen des Helden, so wie den Zustand und die Sitten jener Zeit, in meisterhaften Zügen darstellt.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates und eines Regierungsbezirkes (der jedoch nur aus Berlin, Charlottenburg und einigen Dörfern gebildet wird), erste königliche Residenz-Stadt und Sitz der höchsten Landescollegien, liegt in der Provinz Brandenburg, an der Spree, 127 Fuß über der Meeresfläche, 31° 2′ 30″ Länge, 52° 31′ 14″ Breite, und ist eine der größten und schönsten Städte in Europa. Sie hat über 2¼ deutsche Meilen im Umfange, 931,035 Q. Ruthen Flächeninhalt, und besteht aus 6 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, Neustadt oder Doro-

theenstadt, Friedrichsstadt (die seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen) und Luisenstadt (ehemals eine sogenannte Vorstadt, welche ihren Namen erst in neusten Zeiten erhalten hat), mit den großen (uneigentlich sogenannten, innerhalb der Ringmauer belegenen) Vorstädten: Königs-, spandauer und stralauer Vorstadt, und außerhalb der Mauern Neuvoigtland. Sie hat 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 15 Thore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken u. s. w.; im Jahre 1817 waren hier 7133 Häuser mit Einschluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrik-Gebäude (61), auch Ställen und Scheunen (483), die mit einem Werth von 45,963,805 Thalern in der Feuer-Societät versichert waren. Der Civil-Einwohner mit Inbegriff des beurlaubten Militärs waren im Jahre 1817 178,811 (87,099 männlichen und 92,712 weiblichen Geschlechts), unter diesen 3347 Juden, ungefähr 3500 Katholiken und über 10 000 Reformirte. Im Jahr 1817 waren 6605 geboren und 5580 gestorben. Die wichtigsten Gebäude und andre Merkwürdigkeiten sind nach den einzelnen Stadttheilen: 1. im eigentlichen Berlin, das 1163 von Markgraf Albrecht dem Bär erbaut worden, seinen Namen von der buschigen wüsten Gegend führt, in der sich holländische Ausgewanderte ansiedelten, und 39 Straßen hat: das königl. Posthaus, das Rathhaus, das Stadtgerichthaus, die Militär-Akademie, das Cadettenhaus, das Gymnasium zum grauen Kloster, das joachimsthalische Gymnasium, die Lutherische Pfarrkirche St. Nicolai (die älteste Kirche Berlins) die Marienkirche (mit einem 286 Fuß hohen Thurme, dessen Aufsatz unter der Regierung Friedr. Wilh II. von Langhans ausgeführt ist, und zu dessen besten Arbeiten gehört), die reformirte Parochialkirche (mit einem Glockenspiele), die neue französische Kirche, das Friedrichs-Waisenhaus (1818, für 1009 älternlose Kinder, mit einer Kirche und der königl. Kuhpocken-Impfung, wo seit 1802 25,332 Kinder und Erwachsene unentgeldlich geimpft wurden), die Garnisonkirche, die Judensynagoge, das Landschaftshaus, das königl. sogenannte Lagerhaus, (früherhin churfürstl. Residenz, dann Sitz einer sehr bedeutenden Tuchmanufactur, welche größtentheils das Fabricat zur Bekleidung der Armee, besonders das Tuch für die Offiziere lieferte, jetzt Sitz mehrerer königl. Cassen und Büreaux), der neue Markt. — Die Vorstädte des eigentlichen Berlin sind: die Königsvorstadt, wo die neue Königsbrücke und das Arbeitshaus am Alexandersplatz; die spandauer Vorstadt, wo die spandauer und Monbijou- (Herkules-) Brücke, das königl. Lustschloß Monbijou, die Thier-Arzneischule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das klinische Institut verbunden ist (1816 mit 5144 Kranken, worunter 419 Geisteskranke), die neue königl. Münze u. s. w. und vor dem oranienburger Thore die Eisengießerei, wo vorzügliche Gußwaaren von allen Gattungen nach Bestellung geliefert werden, das königl. Invalidenhaus, welches an Offizieren, Soldaten, Frauen und Kindern an 1000 Seelen unterhält; und die stralauer Vorstadt, wo Zuckerraffinerien und mehrere Kunstgärten. Außerhalb der Mauer liegt die rosenthaler Vorstadt oder Neuvoigtland mit 4 Straßen. 2. In Köln an der Spree, das schon bei seiner Erbauung diesen Namen von den Kollnen (Pfählen) führte, auf welchen die von Albrecht dem Bär gedrängten Wenden zwischen Sümpfen und Morästen ihre Gebäude errichteten, mit 25 Straßen, die von 2 Armen der Spree eingeschlossen werden, zeichnen sich aus: die lange Brücke, 160 Fuß lang, steinern, auf 5 Bogen ruhend, und mit der kolossalen, trefflichen von Schlüter modellirten und von Jacobi ge-

goßnen ehernen Bildsäule des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß 460 Fuß lang, 276 Fuß breit und 101½ Fuß hoch, mit der Bildergallerie, der Kunst- und Naturalienkammer, Münzsammlung rc; der Lustgarten, mit der trefflichen von Schadow verfertigten Bildsäule des Fürsten Leopold von Dessau, die Domkirche, die königl. Reitakademie, der neue Packhof rc. Ein Theil von Köln heißt **Neuköln** und besteht aus 4 Straßen längs der Spree. Hier ist die königl. Salzniederlage (Salzhof) den Spittelmarkt rc. 3. **Der Friedrichswerder** ist von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden, und hat 19 Straßen. Merkwürdig sind: die Hauptmünze, das Adreßhaus (wo Geld gegen Pfand ausgeliehen wird), das Fürstenhaus, die werdersche deutsche und französische Kirche (ein langes Gebäude, welches nur inwendig durch eine Scheidewand getrennt wird), der große Packhof (Mauthgebäude), das Friedrichs- und französische Gymnasium, mit einem theologischen Seminar, der Palast, welchen der König bewohnt, das prachtvolle Zeughaus, in dessen Hofe die berühmten Köpfe sterbender Krieger, von Schlüter in Hautrelief gearbeitet, den Fensteröffnungen als Schlußsteine dienen, das königl. Gießhaus, das von Schinkel erbautes neue Wachtgebäude, bei welchem die Bildsäulen von Scharnhorst und Bülow zu stehen kommen werden und bei welchem 3 Stück eroberten Geschütz von dem größten Caliber aufgefahren sind rc. 4. Die **Neu- oder Dorotheenstadt**, von Churfürst Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt und nach seiner zweiten Gemahlin benannt, hat nur 6 regelmäßige Straßen, aber unter diesen die prächtige Straße **unter den Linden**, 2088 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem schönsten Spaziergange in der Stadt, und einem Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsstraße. Merkwürdig sind hier: das Universitätsgebäude (sonst der Palast des Prinzen Heinrich), die nach Art des Pantheon zu Rom erbaute katholische Kirche, die dorotheenstädtische Kirche, das Opernhaus, die königl. Bibliothek, das Akademie-Gebäude, zum Museum bestimmt, mit einer Sternwarte, deren Plattform 84 Fuß über dem Steinpflaster der Straße erhaben ist, der pariser Platz rc. Vor dem brandenburger Thor, welches 195 Fuß breit in der Form des Propyläum zu Athen, jedoch nach einem weit größern Maßstabe von Langbein 1789 erbaut ist, und die berühmte Victoria in einer Quadriga trägt, welche die Franzosen 1807 entführten und die Preußen 1814 von Paris zurückbrachten, befinden sich der sogenannte Thiergarten, ein Wald, der 880 Morgen Landes einnimmt, und außer den mannichfaltigsten Spaziergängen das Lustschloß Bellevue, den großen Exercierplatz, und mehrere prächtige Villen reicher Privatmänner enthält. Da auf der einen Seite besonders Juden Grundstücke erworben haben, so pflegt dieser Theil Neujerusalem genannt zu werden. 5. **Die Friedrichsstadt**, von Churfürst Friedrich III. (König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrifft die 4 übrigen Residenzstädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsstraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die schon erwähnte Friedrichsstraße sich auszeichnen. Merkwürdig sind: der Gensdarmenmarkt, der Wilhelmsplatz, ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Viereck, mit den marmornen Bildsäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Keith und Ziethen, der dönhofsche und leipziger Platz, der Platz von Belle-Alliance (sonst das Rondel), die Jerusalemskirche, die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die französische und neue Kirche mit 2 berühmten Thürmen, der ehemals anspachische Palast (jetzt der Luisenstiftung eingeräumt), die königl. Por-

zellan-Fabrik, das Friedrich Wilhelms-Gymnasium mit der Realschule (einer höhern Bürgerschule, 1816 650 Schüler), das Collegienhaus (wo die Gesetz-Commission, das Obertribunal, das Kammergericht, das Pupillen-Collegium und das brandenburgische Lehns-Archiv sind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungs-Compagnie, das Komödienhaus, welches im J. 1817 abbrannte, und dessen Wiederaufbau, nach Schinkels Anordnung, bis 1820 beendigt seyn dürfte, verschiedene prächtige Privatgebäude ꝛc. 6. die Luisenstadt (ehemals köpenicker Vorstadt), besteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem cottbuser Thor ist auf der waldigen Anhöhe, Hasenhaide, der erste deutsche Turnplatz. Berlin zählt an Unterrichtsanstalten 100 öffentliche und 50 Privatschulen für den ersten Unterricht der Kinder; an Bürger- oder Mittelschulen 10 öffentliche, 60 Privat- und 18 Specialschulen; an höheren Bildungsanstalten 5 gelehrte Schulen, 7 höhere Specialschulen und die 1810 gegründete Universität. Diese letztere hatte 1818 54 Lehrer und 942 Studenten, worunter 896 Mediciner. Außerdem besitzt Berlin noch verschiedene Akademien und gelehrte Gesellschaften, namentlich: die königliche Akademie der Wissenschaften, die Akademie der bildenden Künste, mechanischen Wissenschaften und Baukunst, mit den dazu gehörigen Kunstschulen, die naturforschende, die medicinisch-chirurgische, die pharmaceutische, philomatische, die physisch medicinische Gesellschaft, die Gesellschaft für die deutsche Sprache und den Künstlerverein. Zur Universität ausschließlich gehören: der botanische Garten außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Potsdam, bei Schönberg gelegen, das anatomische Theater, das anatomische und das zoologische Museum, das theologische und philologische Seminarium, das Mineraliencabinet, klinische Institut, eine Entbindungsanstalt u. s. w. Ferner sind hier ein Antiken-Museum gestiftet 1820, die königl. medicinisch-chirurgische Akademie für das Militär, die königl. med. chirurgische Pepiniere, die königl. Thierarzneischule, zwei Seminarien zur Bildung von Land- und Stadtschullehrern, das Seminarium für Missionarien zur Bekehrung der Heiden in Westafrika, Taubstummen- und Blinden-Institute, eine jüdische Freischule, eine Forstakademie, eine Singakademie, eine Militär-Schwimmschule, eine Bibelgesellschaft u. s. w. In Berlin sind viele wohlthätige Anstalten und es bedarf deren, da ungefähr 12,000 Arme ohne Hülfe nicht bestehen können. Unter andern verpflegte der weibliche Wohlthätigkeitsverein durch 32 aufsichthabende Frauen im Dec. 1816 in 180 Familien an 1200 Arme. Die wohlthätigste, leider nicht hinreichend unterstützte Anstalt ist das von dem bekannten Kriegsrath Kranz im J. 1794 errichtete Bürgerrettungs-Institut, das verarmte Bürger, um ihnen wieder empor zu helfen, bedeutend unterstützt, und bereits unter seinen Mitgliedern mehrere seiner ehemaligen Pfleglinge zählt. Die Fabrication war früher sehr wichtig. Im J. 1811 waren unter andern in Berlin 298 Spinnmaschinen auf Wolle und Baumwolle, mit 28,323 Spindeln; 4834 Weberstühle für Tücher, seidne, wollene, baumwollene, leinene Zeuge, Teppiche u. s. w., 1181 Gänge für seidene, wollene und leinene Bänder; 336 Posamentirer, 44 Zeugdruckereien, 66 Färbereien, 5 Zuckerraffinerien, 4 Fabriken von lackirten Blechwaaren, die Porzellan- und Steingut-Fabriken mit 411 Arbeitern, die königl. Bronze Fabriken, bedeutende Gold- und Silberwaaren-Manufacturen, schöne Tischlerarbeit-, Petinet-, Strohhut-, Blumen- und Federfabriken; 25 Buchdruckereien mit 78 Pressen; 8 Pulvermühlen ꝛc. Welchen Einfluß das neue Steuersystem

und die Gewerbfreiheit auf den Wohlstand der Einwohner und auf den Flor der Fabriken hervorbringen wird, muß der Erfolg lehren.

Berline, eine Art Kutschen, deren Benennung sich von der Stadt Berlin herschreibt; sie wurden von Philipp de Chiese, aus Orange gebürtig, einem Hofcavalier, Generalquartiermeister und erstem Architekten bei dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, der von 1640 — 1687 regierte, erfunden. Der Churfürst beorderte ihn, einen Zug Pferde aus den preußischen Stutereien zum Geschenk nach Frankreich zu bringen; Chiese ließ sich zu dieser Reise in Berlin einen bequemen Reisewagen nach seiner eigenen Erfindung machen, welcher den Parisern, die unsern Chiese gemeiniglich Monsieur Chaise nannten, so wohl gefiel, daß sie dergleichen Wagen nachmachen ließen und Berline nannten.

Berliner Blau, ein wichtiges Farbematerial, das eine reine dunkelblaue Farbe, einen matten Bruch, weder Geschmack noch Geruch hat, in Wasser, Weingeist und Äther unauflöslich ist und durch die Auflösungen der ätzenden Alkalien zersetzt wird. Es ist ein inniges Gemenge von blausaurem Eisenoxyd und einer willkürlichen Menge Alaunerde. Letztere beträgt in den feinsten Sorten über 20, in den schlechtesten über 80 Pr. C. Die Erfindung dieser Farbe wurde 1704 von dem Farbenfabricanten Diesbach in Dippels Laboratorium zufällig gemacht, indem er einer mit Alaun und Eisenvitriol bereiteten Cochenilleabkochung, in der Absicht, Cochenillelack zu bereiten, Kali hinzusetzte, über welches Dippel thierisches Öl abgezogen hatte, und dadurch den bekannten blauen Niederschlag erhielt. Dippel, welcher fand, daß das Kali durch die Behandlung mit thierischem Öl die Eigenschaft erhalten hatte, das Eisen blau zu fällen, bereitete es bald auf einem einfachern Wege. Das Verfahren war bis 1724 ein Geheimniß.

Bern, der größte unter den Cantonen der Schweiz, und die Hauptstadt gleiches Namens. Schon im zwölften Jahrh. umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feste Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, worauf dieselbe im dreizehnten Jahrh. immer mehr bevölkert wurde. Besonders suchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu auch noch Landleute, und besonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich kamen. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsstadt, und bestätigte die Privilegien derselben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiserliche Handfeste genannt wird. Im J. 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, gegen ihren eigenen feindlich gesinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern ward nun eine Freistätte für alle diejenigen, welche von Österreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt selbst zu einer Bedeutendheit und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide schlossen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18,000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, welches 700 Herren mit gekrönten Helmen, und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in der Mitternacht, am 21. Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, und schlugen den dreimal stärkern Feind bei Laupen gänzlich

rufs Haupt. Nach diesem Siege wurde Bern immer mächtiger und die Stadt selbst sehr erweitert, worauf sie im J. 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen trat, in welchem sie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieses Jahrhunderts vergrößerte Bern sein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergestalt, daß die mehrsten um die Stadt herumliegenden Ortschaften zu seinem Gebiete gehörten. Nachdem im J. 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Österreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenossen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. Im Jahre 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbesserung an, indem sie sich von der Herrschaft des Papstes lossagten. In dem Kriege, den sie hierauf mit dem Herzoge von Savoyen führten, eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud), welche eroberten Länder sie durch Landvögte, die auf den Festen wohnten, regieren ließen. Von nun an bis zum 5. März 1798 war der Wohlstand und Reichthum Berns in stetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, die den Reichthum und die Macht Berns auf das deutlichste zu erkennen gaben. Der sämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quad. Meil. mit 380,000 Einw. Endlich rückten an jenem Tage 30,000 Mann Franzosen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenossen diesen entgegen; aber die Tage von Morgarten (im J. 1315, gegen den Herzog Leopold von Österreich), von Laupen (1339), von Murten (1476) waren vorüber, die Eidgenossen ermordeten sogar auf dem Rückzuge ihren eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum erstenmale dem Feinde seine Thore, und verlor, in Folge dieser Begebenheit, ungefähr die Hälfte seines bisherigen Besitzstandes, indem der nördliche Theil zu dem jetzigen Canton Aargau geschlagen, und aus dem südwestlichen Theile (le pays de Vaud) der jetzige Canton Waadt gebildet wurde. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses wurde der größere Theil des Bisthums Basel (62,000 Seelen) dem Cantone Bern zugetheilt, wodurch derselbe jetzt 171½ QM. und 297,600 größtentheils reformirte Einw. enthält. Nach der neuen Verfassung des Cantons wird die souveräne und oberste Gewalt ausgeübt durch Schultheiß, Klein und Große Räthe der Stadt und Republik Bern, bestehend aus den 200 der Stadt Bern und 99 von Städten und Landschaften gewählten Mitgliedern. Die 200 der Stadt Bern werden aus dem Mittel der regimentsfähigen Bürger, die das 29. Jahr zurückgelegt haben, durch ein aus den Mitgliedern des kleinen Raths und einem Ausschusse des großen Raths bestehendes Wahlcollegium gewählt. Die 99 Mitglieder aus Städten und Landschaften werden theils von den betreffenden Städten durch ihre Magistrate, theils von jedem der 22 Amtsbezirke durch ein aus seinem Mittel zusammengesetztes Wahlcollegium, theils unmittelbar von dem großen Rathe selbst gewählt. Zwei Schultheiße führen abwechselnd, jeder ein Jahr lang, das Präsidium im großen und kleinen Rathe. Der große Rath, der sich jeden ersten Montag in jedem Monate versammelt, hat die gesetzgebende Gewalt. Der kleine Rath hat die vollziehende Gewalt, und besteht aus den beiden Schultheißen, 23 Mitgliedern und 2 Heimlichern, und wird von dem großen Rathe aus seiner Mitte gewählt. — Der nördliche Theil des Cantons ist hügelig mit schönen

Ebenen und Thälern, und hat einen fruchtbaren sorgfältig angebauten Boden, der zum Getreide-, Wein- und Obstbau benutzt wird. Hier ist das Emmenthal, eins der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich ist, und die bekannten emmenthaler Käse verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit zeugen von dem Wohlstande der Bewohner dieses Thales. Der südliche Theil des Cantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis seinen Anfang, und zieht sich bis auf ihre oberste Höhe. Die tiefsten Thäler bringen noch gutes Obst hervor, sind fruchtbar und angenehm; höher hinauf sind vortreffliche Alpenweiden, dann aber folgen kahle Felsen, ausgedehnte Gletscher und die höchsten Gebirge der Schweiz, als das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau, auf deren Höhe die Vegetation der Natur aufhört. Die Einwohner des Oberlandes nähren sich daher vorzüglich von der Viehzucht. Die hohen Gebirge, sehenswürdigen Gletscher und prächtigen Wässerfälle, die man im Oberlande antrifft, ziehen jährlich eine Menge Reisender in diese Gegenden. Der Hauptzweig der Industrie dieses Cantons besteht in den Leinwand- und Wollentuchmanufacturen. Die durch Industrie ausgezeichnetste Gegend ist das Emmenthal, dessen Einwohner neben der Viehzucht beträchtliche Leinwandmanufacturen unterhalten. Bern, die Hauptstadt des Cantons, ist eine der wohlgebautesten Städte in der Schweiz, und liegt auf einer Anhöhe und Halbinsel, welche von drei Seiten von der Aar umflossen wird. Die Straßen sind meistentheils gerade, breit und gut gepflastert, und die Häuser zum Theil mit Arcaden versehen. Bern enthält 1100 Häuser und 13,000 Einw. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das gothische große Münster, die geschmackvoll gebaute Heilig-Geistkirche, die akademischen Gebäude, die Insel oder das schöngebaute Krankenhaus rc. Eine Akademie und mehrere wissenschaftliche Vereine befinden sich zu Bern, worunter die ökonomische Gesellschaft sich große Verdienste um die Verbesserung der Landwirthschaft vaterländischer Naturfreunde und die nähere Kenntniß der Schweiz in naturhistorischer Hinsicht erworben hat. Die 1802 gestiftete Gallerie der vaterländischen Naturgeschichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Insecten, Kräuter der Schweiz, und die öffentliche Bibliothek besitzt sowohl an gedruckten Büchern als Handschriften große Schätze. Außerdem haben mehrere Privatpersonen sehenswerthe Kunstsammlungen, die den Fremden meistens offen stehen. Die Industrie und der Handel sind ziemlich lebhaft; es sind daselbst verschiedene Fabriken, welche Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeug, Strümpfe rc. liefern. Wenige Städte haben schönere und besser unterhaltene Spaziergänge, z. B. die mit großen Kosten aufgefahrne Platteforme, worauf das Münster steht. Diese Terrasse gewährt eine schöne Aussicht, und ist einer der beliebtesten Spaziergänge, mit vier Reihen von Bäumen besetzt. Die nach der Aar zugehende Seite erhebt sich 108 Fuß über diesen Fluß, welcher hier einen schönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar bei weitem nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleicht.

Bernadotte, s. Carl XIV. Johann.

Bernard (Pierre Joseph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, gestorben zu Paris 1775. Den Grund seiner Stu-

dien legte er bei den Jesuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier wurde er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte diesem 1734 in den italienischen Feldzug, ward dem Marschall von Coigny vorgestellt, von diesem als Secretär in Dienst genommen und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeister der Dragoner und zu seinem Bibliothekar in Choisy ernannte. Im J. 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in diesem Zustand bis an seinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenusses verdient Bernard stets mit Achtung genannt zu werden. Im J. 1737 brachte er die Oper Castor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meisterstück lyrischer Dramatik gepriesen wird. Rameau's Musik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erst 1763 herausgegeben, ist sein Gedicht: Phrosine und Melidor, in vier Gesängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach seinem Tode, allein seinen Freunden schon früher mitgetheilt, erschien: L'Art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne sich sklavisch an ihn zu binden. Einige meinen, dies Gedicht lehre mehr die Kunst zu verführen als zu lieben; richtiger ist der Ausdruck: eine Kunst zu genießen, denn der Verfasser geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anspruch nimmt. Voltaire hatte unserm Dichter das Epithet le gentil gegeben, das ihm immer blieb.

Bernardin de St. Pierre (Jacques-Henri), der berühmte Verfasser der Etudes de la Nature, Paul et Virginie etc., war 1737 in Havre-de-Grace geboren. Er genoß der besten Erziehung, ward aber schon im zwölften Jahre des Schulzwangs so überdrießig, daß er mit seinem Oheim, Capitän eines Kauffahrteischiffs, nach Martinique segelte, aber sogleich wieder zurückkam, „weil," wie er selbst sagt, „diese Reise ihn unzufriedener mit seinem Onkel, mit der See und mit der Insel, auf der er vor Heimweh zu sterben geglaubt, gemacht habe, als er je mit Classen, Büchern und Rector gewesen;" und setzte seine Studien fort. Seine Ältern sandten ihn nach Paris in die Ingenieurschule, und er ging das folgende Jahr als Ingenieuroffizier nach Malta. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, sich von dort nach Holland einzuschiffen, von wo er nach Portugal wollte. Ein Zufall vereitelte diese Absicht, und er eilte nach Rußland, um Peter III. seine Dienste anzubieten. Unterwegs erfuhr er dessen Tod, ging nach Petersburg, um Catharinen denselben Antrag zu machen, und erhielt eine Unterlieutenantsstelle beim Ingenieurcorps, die er nach achtzehn Monaten niederlegte, um nach Frankreich zurückzukehren. Sein Weg führte ihn durch Polen, das eben insurgirt war. Er nahm Dienste unter der französischen Partei, und wurde von den Russen gefangen genommen, jedoch wieder frei gelassen. Nun hielt er sich in Warschau auf, und besuchte dann Dresden, Berlin und Wien, in der Absicht, in die Dienste einer fremden Macht zu treten. Es gelang ihm aber nicht, er reis'te nach Paris und von dort als Ingenieuroffizier nach Isle de France. Nach zwei Jahren bewogen ihn Zwistigkeiten, seinen Abschied zu nehmen und nach Frankreich zurückzukehren. Hier enden seine Reisen und seine militärische Laufbahn, und sein literarisches Leben beginnt. Von 1000 Fr. Pension überließ er 300 seiner Mutter und 100 einer alten Magd; ihm blieben also nur 600 Franken zu einer kümmerlichen Existenz. Er begrub sich in eine geringe Woh-

nung der Vorstadt St. Etienne, und gab 1773 sein Voyage à l'Isle de France heraus, doch anonym. Noch elf Jahre lang ordnete und verarbeitete er in den emsigen und fortgesetzten Studien einer ununterbrochenen Eingezogenheit die kostbaren Materialien, welche die reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen seines Lebens ihm geliefert hatten. So erschienen 1784 seine Etudes de la nature. Seine äußere Lage verwandelte sich nun schnell. Er erhielt ansehnliche Pensionen. Ludwig XVI. ernannte ihn, mit dem Ausdruck: „in ihm einen würdigen Nachfolger Buffons gefunden zu haben," zum Intendanten des botanischen Gartens und naturhistorischen Museums. Unter Napoleons Herrschaft erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, und Joseph Buonaparte setzte ihm unaufgefodert eine Pension von 6000 Fr. aus. Die ersten fünf Jahre nach Herausgabe seiner Naturstudien beschäftigte er sich, Materialien zur immer gründlichern Entwickelung dieses Stoffes zu sammeln. Seine vortreffliche Idylle, Paul et Virginie, erschien 1789. Kurz nach Paul et Virginie gab er seine Chaumière Indienne heraus. Er starb d. 24. Jan. 1814 auf seinem Landgute bei Paris. In seinem Nachlaß haben sich die unvollendeten Harmonien der Natur, Memoiren über sein Leben, und eine Menge unregelmäßiger Dramen und anderer leichten Werke der Phantasie gefunden.

Bernburg (Anhalt-), eins von den drei anhaltischen Herzogthümern, welches im J. 1665 an Joachim Ernsts fünften Sohn, Ludwig, dessen Nachkommen es jetzt besitzen, kam, nach Aussterben der zerbster Linie im J. 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter sich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürstenthums beträgt 16 Q. M. mit 37,000 Einw. Die Einkünfte schätzt man auf 450 000 Gld. Das Bundescontingent 370 M. Der jetzt regierende Fürst, welcher seit seinem Beitritt zum Rheinbunde am 30. April 1807 den Herzogstitel annahm, ist Alexius Friedrich Christian, geb. d. 12. Juni 1767, succed. d. 9. April 1796, vermählt d. 20. Nov. 1794 mit Maria Friederike, Tochter des Churf. v. Hessen-Cassel, geb. 1768; von ihr geschieden im Aug. 1817; er residirt zu Ballenstädt. Der Erbprinz ist Alexander Carl, geb. d. 2. März 1805. Das reg. Haus ist reform. Die Hauptstadt, Bernburg an der Saale, mit einem herz. Schlosse, hat 4500 Einw., Fabriken und Weinbau. Die Nebenlinie Anh. Bernb. Schaumburg-Hoym bildeten die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohns des F. Victor Amadeus. Sie hatte von dem bernburger Antheile das Amt Hoym nebst Frose; ingleichen die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem von dieser Linie durch Heirath die Grafschaft Holzapfel nebst den Herrschaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben. Sie ist 1812 im Mannsstamm erloschen. Die Tochter des letzten Fürsten, Hermine, war die Gemahlin des Erzherz. Joseph v. Österreich, und starb 1817.

Bernhard (der heilige), geb. 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erster Abt des cisterziensers Klosters Clairvaux bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpsten. Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Überblick, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredsamkeit, und durch die strenge Heiligkeit seines Lebens, wie durch eine Menge ihm zugeschriebener Wunder, über den Klerus seiner Zeit erhaben, schien er vor Andern zum Herrscher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wissend, daß man den Titel der Macht verschmä-

en muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höhern irchlichen Würden ab, und immer nur als Abt seines geliebten Jerusalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war in aller Demuth er freimüthigste Censor des Klerus, der Rathgeber der Päpste, unter enen ihm Innocenz II. seine Anerkennung und die Erhaltung des Investiturrechts in Deutschland, und Eugen III. seine Bildung verdanken, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe, und seine Stimme alt auf den Concilien wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik, mit der die scholastischen Philosophen jener Zeit die Glaubenslehren eben so oft mißhandelten und auflös'ten als begründeten nd ordneten, hielt seine strenge Orthodoxie und wohl bisweilen schwärmende, doch immer auf praktisches Christenthum dringende Mystik ein eilsames Gegengewicht, und unstreitig hat er dem kirchlichen System urch seinen siegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienste geleistet, wenn auch seine Härte und Intoleranz gegen Abälard und Gilbert von Porree keinesweges gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet starb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. kanonisirt. Die römische Kirche setzte ihn unter die Heiligen vom ersten Range, seine salbungsvollen Homilien und Sermonen werden auch von den Protestanten geschätzt, und Luther sagt von ihm: st jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, o wars St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar seines Gleichen auch sonst niemals weder gelesen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt, man hat aus seinen Mönchen eine Menge Bischöfe und Äbte gewählt, alles wollte diesem Sitze apostolischer Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugal gab sein Reich 1143 diesem Kloster in Lehen, worauf die Mönche desselben, nach dem Tode des Königs Sebastian 1578, Ansprüche auf die portugiesische Krone gründeten. Im 13. Jahrh. atte es schon 800 Filialklöster in allen Ländern der Christenheit, und bgleich die Religiosen dieser Klöster und der davon ausgegangenen Congregationen Cisterzienser blieben, so nannten sie sich doch, ihrem weiten Vater und Stifter zu Ehren, **Bernhardiner** und **Bernhardinerinnen**, dergleichen noch jetzt existiren. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren m dreißigjährigen Kriege, geb. am 6. Aug. 1604, war der vierte Sohn des Herzogs Johann zu Weimar. Er ging frühzeitig in holl. Dienste, die beste Kriegsschule damaliger Zeit, wo Prinz Moritz von Nassau (bekanntlich der Schöpfer einer bessern Taktik), dessen Bruder Friedrich Heinrich, der Marchese Spinola und andere große Generale gegen einander fochten. Bernhard nahm hierauf Dienste unter der dänischen Armee, welche der Markgraf von Durlach in Holstein gegen die Kaiserlichen commandirte, und befand sich mit auf dem Friedenscongreß zu Lübeck 1629. Als Gustav Adolph nach Deutschland kam, vereinigte sich Bernhard mit ihm, und war bei dem Sturme auf Wallensteins Lager bei Nürnberg (d. 24. Aug. 1636) zugegen. In der Schlacht bei Lützen (6 Oct. 1632) commandirte er den schwedischen linken Flügel, rächte Gustav Adolphs Tod, und ob er gleich selbst hart verwundet wurde, schlug er doch den rechten Flügel der Kaiserlichen in die Flucht. Der Kanzler Oxenstierna, schwedischer Kriegs-Director in Deutschland, übertrug ihm nach des Königs Tode das Commando über die Hälfte der Armee. Bernhard nahm 1633 Bamberg, Cronach, Höchstädt und Eichstädt ein, aber der Versuch auf In-

golstadt mißlang; er bemächtigte sich ferner der Städte Regensbur und Straubingen und vereitelte Wallensteins Absichten. Er wurde v der Krone Schweden zum Herzog in Franken erklärt. Seine allzu große Lebhaftigkeit war Ursache an der Niederlage, welche die Schwe den (24. Aug. 1634) bei Nördlingen erlitten. Die Schweden unte Bernhard und Gustav Horn eilten zum Entsatz dieser, von einer ü überlegenen kais. Armee, unter dem Erzherzog Ferdinand belagerten Stadt herbei; ein schwedisches Corps sollte zur Verstärkung zu ihnen stoßen. Allein ohne dieses abzuwarten, griff Bernhard, wider des Gra fen Horn Rath und Willen die Kaiserlichen an. Die Schweden, di von vielen Märschen ermüdet waren, und den Vortheil des Terrain wider sich hatten, wurden völlig geschlagen; sie verloren einen großen Theil ihrer Infanterie, denn die Cavallerie hatte sich durch zu frühe Flucht gerettet, wie alle Bagage. Viele vornehme Offiziere blieben oder wurden gefangen, unter letztern auch der General Horn; Herzo Bernhard selbst war in Gefahr, gefangen zu werden. Die schwed. An gelegenheiten in Deutschland kamen durch diese Niederlage in die größte Verlegenheit, aber Oxenstierna's kluges Benehmen und Bernhards Tap ferkeit stellten sie bald wieder her. Frankreich verband sich nun genauer mit Schweden und schloß mit Bernhard, der selbst nach Paris reiste (16. Oct. 1634), einen besondern Tractat. Bernhard verpflichtete sich, für vier Mill. Livres mit 18.000 M. am Rhein gegen Österreich zu agiren. Bernhard führte nun den Krieg in der Rheingegend mit ab wechselndem Glücke. Er eroberte die Festung Zabern im Elsaß, brei tete sich in Lothringen und Burgund aus, und schlug die Kaiserlichen in einigen Gefechten. Im Anfange des J. 1638 belagerte er Rhein felden unweit Basel. Eine österr. Armee kam zum Entsatze dieser Festung herbei, und griff ihn in seinem Lager am 18. Februar un vermuthet an. Bernhard mußte der Übermacht weichen, sammelte aber seine mehr zerstreuten als geschlagenen Truppen bald wieder, griff die Tage nachher (21. Februar) die Österreicher, die es nicht er warteten, an, und erhielt einen völligen Sieg über sie. Mehrere kais. Generale wurden gefangen, und die Festung Rheinfelden mußte sich bald nachher (13. Mai) ergeben. Er glaubte nun die Belagerung von Breisach, das ihm zur Behauptung des Elsasses nothwendig war, unternehmen zu können. Eine kaiserliche Armee unter dem General Götze kam zum Entsatz dieser Festung herbei. Bernhard bot den Kaiserlichen am 29. Juli ein Treffen an, welches sie jedoch nicht an nahmen. Den 30. Juli aber (Montags — nachdem der Tages vor her versäumte Gottesdienst nachgeholt worden war, und der Herzog eine Predigt über die Thränen Christi gehört hatte) nahm das Tref fen Nachmittags um 1 Uhr seinen Anfang und wurde bald sehr hart näckig. Nach einem Kampfe von vier Stunden und einem heftigen Widerstande mußten die Kaiserlichen mit großem Verluste das Schlacht feld räumen. Bernhard eroberte nun verschiedene kleine Orte und setzte die Belagerung von Breisach fort, die sich jedoch in die Länge zog, weil Bernhard die Festung nicht mit Sturm einnehmen wollte. Erst nachdem er die Österreicher noch einigemal geschlagen hatte, er gab sich Breisach auf sehr billige Bedingungen. Bernhard schloß die Capitulation blos in seinem Namen, ohne Frankreich dabei zu erwäh nen. Der Besitz des Elsasses, das ihm Frankreich schon vorher unter gewissen Bedingungen überlassen hatte, war ihm nun gesichert; aber er verlangte auch Breisach als eine Pertinenz von Elsaß zu erhalten. Er besetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutschen Truppen, und

ieß sogar eine Münze mit dem sächsischen und breisachischen Wappen
chlagen. Vergebens versuchte man von Seiten Frankreichs, Breisach
em Herzog zu entreißen, indem man ihm anfangs antrug, nebst sei-
en Truppen eine gleiche oder stärkere Anzahl franz. Truppen in diese
Festung zu legen; der Herzog schlug sowohl dieses Anerbieten, als
uch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer
Nichte des Cardinals Richelieu, der Duchesse d'Aiguillon, aus, und
rklärte, daß ihn an jener seine Geschäfte und Krankheit hinderten,
ie angetragene Vermählung aber für ihn nicht standesmäßig sei. Da-
egen trug er auf eine Heirath mit der Prinzessin Rohan an, welche
ber der französische Hof nicht zugeben wollte, um die Partei der
Hugenotten nicht zu verstärken. Diese Zwistigkeiten waren Ursache,
aß die Schweden in Deutschland nicht viel unternehmen konnten. Es
t wahrscheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe,
Frankreich von dem Herzoge, als einem durch seine wachsende Macht
urchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn dieser verfiel plötzlich in eine
Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er am 8. Juli 1639 sein
Heldenleben endigte. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller vermu-
then, daß ihn Richelieu habe vergiften lassen; der Herzog selbst zwei-
elte nicht, daß er Gift bekommen habe. Gleich nach seinem Tode
amen französische Bevollmächtigte, welche Bernhards Truppen in fran-
ösische Dienste nahmen; dem Marschall Guebriant wurde das Com-
ando derselben übergeben. Mit ihm fiel zwar eine der mächtigsten
Stützen der Protestanten, allein da seine Nachfolger Banner und
Torstensohn (s. d. Art.) seine Siegesbahn rühmlich verfolgten,
nd Frankreich selbst zum Vortheil der Protestanten ernstlichern An-
heil an dem Kriege nahm, so war Bernhards Tod für diese jetzt
weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher gewesen sein wür-
e. Denn schwerlich würden sich die Schweden, einem Wallenstein ge-
enüber, in Deutschland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei
ützen Gustav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was
war von diesem Helden, der im 35. Jahre seines Lebens starb, nicht
och zu erwarten! Er verband mit Anmuth im Betragen Verstand
nd Tapferkeit, eine Seelenstärke, die auch durch widrige Vorfälle
icht erschüttert werden konnte; sein einziger Fehler war seine zu große
Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Unternehmun-
en verleitete.

Bernhardiner, s. **Bernhard** (der heilige) und **Cister-
cienser**.

Bernhardsberg (der große St.), erhebt sich zwischen Valais
nd dem Thal Aosta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pa-
iser Fuß. Auf seiner höchsten Spitze ist die Grenze zwischen Wallis
nd Piemont. Über ihn geht die Straße vom Genfer See durch das
Walliser Land in das Thal von Aosta und das Piemontesische. Den
Namen hat er von einem savoyischen Edelmann, Bernhard von
Menthon, der von 923 bis 1008 lebte und sich in den Jahrbüchern
er Religion durch seinen apostolischen Eifer, in den Jahrbüchern der
Menschheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen seit
eun Jahrh. die Reisenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, de-
en sie bei dem Übergange über die Alpen im Winter ausgesetzt sind.
Berührt von den Übeln, welche die französischen und deutschen Pil-
grimme zu erdulden hatten, wenn sie nach Rom wallfahrteten, kam
r auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hospitien zu
hrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Joux, wo ein

Tempel des Jupiter stand, das andere auf dem über die griechischen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen steinernen Säule, welche der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beseelte Bernhard brachte die Einwohner dieser wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, stürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hospitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt wurden. Er vertraute die Sorge für diese beiden Anlagen ordentlichen Mönchen des Augustinerordens, welche im Geiste des frommen Gründers und mit fast beispielloser Selbstaufopferung die edelmüthigste Gastfreiheit gegen die Reisenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieser König gerieth über die Ernennung des Propstes mit den Schweizer Cantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien Weltgeistlichen, die mit gleicher Menschenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grausenhaft ist der Aufenthalt auf dieser wüsten Höhe, die für den höchsten bewohnten Punct in Europa gehalten wird. Es herrscht fast ein ewiger Winter hier; man sucht umsonst einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaft heldenmüthig ist daher der Eifer und die Aufopferung dieser Geistlichen, welche sich hier vereinigen, um denjenigen beizustehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Gerade an den Tagen, wo die schrecklichsten Wetter und die fürchterlichsten Schneegestöber wüthen, machen sie sich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuspüren, zu deren Rettung sie alle Mittel versuchen. Ist keine Rettung möglich, so wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er, in ein leinenes Tuch gehüllt, so lange auf einem Tische liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird er abgenommen und an die Wände zu den andern Todten gestellt, deren Verwesung wegen des steten Frostes so langsam vor sich geht, daß oft Todte noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt worden sind. Neben dem Todtenhause ist eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn sie sich zu sehr im Gewölbe anhäufen, und wo sie dann vollends aufgelös't werden. Rings um das Hospitium sind nichts als nackte Felsen ohne eine Decke von Erde. Das Begraben der Todten ist also unmöglich. In der Kirche befindet sich das Denkmahl Dessaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und todt nach dem Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit der Armee gekommen war. Der erste Consul hatte befohlen, ihn zu balsamiren und ihm eine Ruhestätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweisen. Das Marmordenkmahl stellt in halb erhobener Arbeit dar, wie Dessaix verwundet vom Pferde sinkt, seinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Klostertreppe steht seine marmorne Bildsäule. Gegenüber ist eine schwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis mit einer goldenen Inschrift den Übergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Francesco), den einige Schriftsteller auch Berna und Bernia nennen, ist einer der berühmtesten italienischen Dichter des sechzehnten Jahrh. Es war gegen das Ende des funfzehnten Jahrh. zu Lamporecchio im Toscanischen in einer edlen, aber armen florent. Familie geboren. Sehr jung kam er nach Florenz; als er 19. Jahr alt war, begab er sich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, seinem

Verwandten, der ihm, wie er selbst sagte, weder Gutes noch Böses erwies. Er war endlich genöthigt, als Secretär sich zu dem Bischof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpstl. Kanzleipräsident war. Er trat in den geistlichen Stand, um fähig zu sein, von dem Wohlwollen dieses Bischofs, wenn es ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Überdruß, den ihm die untergeordneten Geschäfte seines Amts einflößten, veranlaßten ihn Zerstreuungen zu suchen, welche dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu lustig, um sich für sein Glück zu interessiren. Es hatte sich zu Rom eine Gesellschaft der Akademie junger Geistlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung und scherzhafte Dichter, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorglosigkeit zu bezeichnen, sich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mouro, Casa, Firenzuola, Capilupi und Andere. Sie belachten alles, und bespotteten und besangen die ernstesten und selbst die traurigsten Dinge. Die Verse Berni's waren die besten, die anziehendsten, und hatten eine so eigenthümliche Wendung, daß sein Name der Gattung, in welcher er sie abfaßte, verblieben ist. Er war 1527 zu Rom, als diese Stadt von der Armee des Connetables von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei seine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reisen mit seinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, und begnügt mit einem Kanonikat der Domkirche von Florenz, das er seit mehreren Jahren besaß, zog er sich dahin zurück. Aber die Gunst der Großen, die er zu suchen schwach genug oder zu vermeiden nicht stark genug war, versetzte ihn in eine schwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben kostete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindschaft mit dem jungen Cardinal Hippolyt von Medicis. Berni war beider Freund, mit beiden so vertraut, daß es zweifelhaft ist, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu vergiften. Factisch ist es, daß der Cardinal 1535 an Gift starb. Am 26. Juli 1536 starb Berni; und endigte er, wie man versichert, durch Gift sein Leben, so fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. Berni ist ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beste Muster gilt. Er wird oft sehr bitter; in seinen Satiren verbindet er nicht selten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchste Ausgelassenheit aber ist an allen seinen Werken zu tadeln und nur damit zu entschuldigen, daß er seine Verse nur für seine Freunde schrieb und daß sie erst nach seinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig ist es, daß die bewunderungswürdige Leichtigkeit, die seine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anstrengung war, und daß er fast alle seine Verse mehrmals änderte und wegstrich und wieder umarbeitete. Man sagt dasselbe von Ariost, und doch sind dies die beiden italienischen Dichter, deren Verse die fließendsten und leichtesten sind. Berni schrieb auch die lateinische Sprache sehr rein, und verstand gut griechisch. Seine vorzüglichsten Werke sind seine Rime burlesche und sein Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. Nicht zu verwechseln mit diesem Dichter ist der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und gest. 1693, welcher elf Dramen, auch verschiedene lyrische Gedichte verfaßt hat.

Bernier (Etienne Alexandre Jean Baptiste Marie, Abt), am 31. Dec. 1764 zu Daon in Anjou von geringen Ältern geboren, zeichnete

sich zuerst in dem Gymnasium von Angers durch seinen Fleiß aus und wurde noch ziemlich jung zum Pfarrer von St. Land zu Angers ernannt. Ob er sich gleich beim Ausbruch der Revolution standhaft weigerte, den Eid abzulegen, welchen man von der Geistlichkeit verlangte, so gelang es ihm dennoch, sich der Deportation zu entziehen. Sobald der Vendéekrieg im März 1793 ausgebrochen war, begab er sich zur Armee von Anjou, wohin ihm der Ruf eines eifrigen und fähigen Anhängers der alten Verfassung vorausgegangen war. Hier rechtfertigte er diesen Ruf und das ihm bald zu Theil gewordene Vertrauen durch seine hinreißenden Predigten, so wie durch seine Geschicklichkeit in der Geschäftsführung, und die große Gewandtheit und Umsicht, die sich in allem seinen Thun offenbarte. Bernier war Mitglied des obersten Raths und beherrschte denselben bald, ja leitete oft selbst die Operationen der Armee. Doch eben seine geistige Überlegenheit machte ihn auch wieder verdächtig. Man schrieb ihm ehrgeizige Plane zu, und bemerkte, daß er geflissentlich Uneinigkeit unter die Parteien streute, um desto sicherer herrschen zu können. Jetzt traten die Unglücksfälle der Armee ein, der er stets gefolgt war. Nach der Niederlage von Saveray verbarg er sich eine Weile, suchte vergeblich die Landleute aufzuwiegeln, ging dann zu Charette's Armee und von da zum Heer von Anjou unter Stofflet, den er sogleich unumschränkt beherrschte. Bernier ward jetzt als die Seele der ganzen Vendée betrachtet. Er führte alle Correspondenz mit den Bourbons, England und den Emigrirten, schloß auch den kurzen Frieden zwischen den Vendéern und den Republikanern, den Charette bald darauf brach. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten ward die Armee der Royalisten geschlagen und zerstreut. Bernier und Stofflet irrten flüchtig umher. Am 24. Febr. 1796 ward Stofflet, den man für Bernier hielt, gefangen und einige Tage darauf hingerichtet. Bernier erhielt jetzt einen noch größern Einfluß bei den Armeen der Vendée, konnte jedoch, ungeachtet der angestrengtesten Bemühungen, nicht verhindern, daß dieser Einfluß bei dem erneuerten Feldzuge im J. 1799 nicht bedeutend vermindert wurde, so daß er am Ende weder Zutrauen mehr besaß, noch überhaupt irgend eine Rolle spielte. Als endlich Buonaparte die Regierung Frankreichs übernommen hatte, gelang es Bernier noch einmal, auf kurze Zeit sich Ansehen zu verschaffen. Während nämlich die übrigen Anführer der Vendéearmee noch mit sich anstanden, welchen Entschluß sie fassen sollten, trat Bernier bei der neuen Consularregierung als Repräsentant der Vendéer auf, und es gelang ihm, dieser einen sehr hohen Begriff von seiner Wichtigkeit und seinem Einflusse in die Angelegenheiten der westl. Departements beizubringen. Man setzte ein solches Vertrauen in ihn, daß er zu einem der Bevollmächtigten ernannt wurde, welche beauftragt wurden, mit dem päpstl. Gesandten über das Concordat zu unterhandeln. Ohne, wie er sich geschmeichelt hatte, bei der Wiederherstellung der Religion in Frankreich zum höchsten Range der Kirche erhoben zu werden, wurde er jedoch zum Bischof von Orleans ernannt, wo er gegen alle Erwartung einen frommen, einfachen Sittenwandel führte und von allen seinen Untergebenen geliebt und verehrt wurde. Er starb zu Paris den 1. Oct. 1806. Bernier ist der Verfasser und Componist des Réveil des Vendéens. Seine Geschichte der Vendée soll er selbst verbrannt haben.

Bernini (Giovanni Lorenzo), genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künstler, der das 17. Jahrh. mit seinem Ruf und

Rom mit seinen Werken erfüllte, und von seinen Zeitgenossen als der Michel Angelo der neuern Zeit gepriesen wurde, weil er sich als Mahler, Bildhauer und Architekt in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Besonders in letzter Eigenschaft verdient er seinen Ruhm. Eben so reich an Gaben der Natur als begünstigt durch die Umstände erhob er sich über die Regeln der Kunst und schuf sich eine gewisse leichte Manier, deren Fehler er durch einen so glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß sein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künstlern und der Kritik noch die Rücksichten zur Pflicht macht, welche sie großen Talenten schuldig ist. Er war geboren zu Neapel im J. 1598. Von früher Jugend auf zeigte er eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studium der zeichnenden Künste, und in einem Alter von 8 Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um so glückliche Anlagen möglichst auszubilden, brachte ihn sein Vater nach Rom, und flößte ihm für die großen Meister eine Hochachtung ein, welche er nie verläugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Eins der ersten Werke Bernini's war die Marmorbüste des Prälaten Montajo, welcher die Büsten des Papstes, einiger Cardinäle und mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht 18. Jahr alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, ein Meisterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er diese Gruppe gegen das Ende seines Lebens wiedersah, gestand er, daß er seitdem wenige Fortschritte gemacht habe. Wirklich war sein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Den Gipfel seines Glücks und Ansehens erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papst erwählt wurde. Dieser trug ihm sofort auf, Vorschläge zur Verschönerung der Basilica van St. Peter zu machen, und sicherte ihm eine monatliche Pension von 300 Thlr. zu, die bald nachher vermehrt wurde. Ohne die Bildhauerei zu verlassen, wandte sich Bernini's Genie auf die Baukunst und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heil. Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden sollte. Da es unmöglich ist, die zahlreichen Werke, welche Bernini in diesem Zeitraume ausführte, einzeln anzuzeigen, begnügen wir uns, nur den Palast Barberini, den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmahls der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmahl seines Wohlthäters Urbans VIII. anzuführen. Alle diese Werke trugen dazu bei, Bernini's Ruf immer mehr zu verbreiten. — Im J. 1644 versuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieser Einladung nicht. Kaum hatte Urban VIII. die Augen geschlossen und Innocenz X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als der Neid, den der begünstigte Künstler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward und seine Feinde triumphirten. Doch ein Modell zu einer Fontäne gewann ihm des Papstes Gunst wieder. Bernini führte um dieselbe Zeit den Palast von Monto Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben so viel Geschmack für die Künste als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorschlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Bernini's Angabe wurde jene herrliche Colonnade erbaut, die in schöner Uebereinstimmung mit der Basilica ist. Ferner führen wir an den Palast Odescalchi, die Rotunde della Riccia, das Novitiat der Jesuiten auf

dem Monte Cavallo u. s. w. Ludwig XIV. lud ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken nach Paris ein. Bernini konnte so dringenden Bitten nicht widerstehen und reiste, 68 Jahre alt, im J. 1665 mit einem seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiste ein Künstler mit so viel Pomp und Annehmlichkeit. Seine Aufnahme in Paris war höchst ehrenvoll und ausgezeichnet. Er beschäftigte sich zuerst mit den Entwürfen zur Wiederherstellung des Louvre. So große Achtung indeß auch Bernini einerntete, erfuhr er doch auch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunsch erregten, nach Rom zurückzukehren. Reichlich belohnt, verließ er Paris. Als der Cardinal Rospigliosi Papst geworden war, zog dieser Bernini in seinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verschiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verschönerung der Engelsbrücke. In einem Alter von 70 Jahren vollendete dieser unermüdliche Künstler noch eins seiner schönsten Werke, das Grabmahl Alexanders VII., widmete sich noch verschiedenen architektonischen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltsamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greises erschöpfte. Er starb den 28. Nov. 1680 und ward mit großer Pracht in der Kirche St. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von fast einer Million Thalern. Bernini's Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war: Chi non esce talvolta della regola, non la passa mai. Daraus ergiebt sich, daß er glaubte, um in den Künsten sich hervorzuthun, müsse man sich über die Regeln erheben und sich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem seltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichsten derselben waren Pietro Bernini, sein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker, Mattia Rossi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer und Borromini.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche i. J. 1715. Er stammte aus einem sehr alten aber vom Glücke wenig begünstigten Geschlechte, weßhalb ihn seine Ältern dem geistlichen Stande widmeten. Er trat zuerst in das adelige Capitel von Brioude. Noch unausgebildete Plane führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Gesichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und Talent leichte und angenehme Verse zu machen, so wie seine Rechtschaffenheit ihn empfahlen. Die Pompadour, damals noch Madame d'Etioles, stellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geschmack an ihm fand; aber das Interesse des Königs und der Favorite verschaffte ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien und eine Pension von 1500 Livres. Alle seine Wünsche gingen damals darauf hinaus, seine Einkünfte auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit diesem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beschloß er, nach einem größern zu streben, zu welchem er sich schnell und glücklich emporschwang. Er begab sich als Gesandter nach Venedig, und setzte sich auf diesem schwierigen Posten in große Achtung. Nach seiner Zurückkunft von dieser Gesandtschaft genoß er der höchsten Gunst am Hofe. Ehe er noch in das Conseil trat, hatte er schon den größten Einfluß auf dasselbe, und bald darauf trat er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Damals wechselte das politische System von Europa. Frankreich und Österreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden sich durch ein

Defensiv- und Offensiv-Bündniß. Diesem Tractat folgte der für Frankreich so unglücklich und schimpflich geführte siebenjährige Krieg. Mehrere Schriftsteller haben Bernis als den Hauptagenten dieser Allianz genannt, allein Duclos versichert, Bernis habe das alte System aufrecht erhalten wollen, das seit Heinrich IV. und besonders seit Richelieu Frankreich zum Beschützer der deutschen Staaten und zum Nebenbuhler Österreichs machte. Niedergebeugt von den Unfällen seines Vaterlandes, die, wie er sich nicht verbergen konnte, ihm wenigstens zum Theil zugeschrieben wurden, gab Bernis das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er exilirt, und seine Ungnade war vollständig. Er trug sie mit Würde; sie dauerte ungefähr sechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbischof von Alby, und sandte ihn fünf Jahre nachher als seinen Gesandten nach Rom, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb und zwei Conclaven beiwohnte. Er betrieb auch im Namen seines Hofs und gegen seine eigene Meinung die Aufhebung der Jesuiten. Im J. 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als sie Frankreich verlassen hatten, ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm die ganze Zeit ihres Aufenthalts in Rom über. Die Revolution unterbrach sein Glück und den edlen Gebrauch, den er davon machte. Er sank in eine Art von Hülflosigkeit, aus welcher ihn der spanische Hof durch eine ansehnliche Pension zog. Er überlebte diese Gunst nur drei Jahre, und starb zu Rom den 2. Nov. 1794 in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. In seiner Jugend hatte Bernis sich mit leichten Poesien beschäftigt, und damit seinen ersten Ruf begründet. Sie verschafften ihm einen Platz in der franz. Akademie, und wurden von niemandem strenger beurtheilt, als von dem Verfasser selbst. Man hat ihnen Affectation, Nachlässigkeiten und eine zu große Fülle von mythologischen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntlich Babet la Bouquetière, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhause feil hielt. Indeß wenn auch Voltaire seine Poesie nicht besonders schätzte, so hatte er desto mehr Achtung für seinen Geist, sein Urtheil, seine Kritik und Person, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht, welcher Bernis in jeder Rücksicht zur besondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechsel zwischen Bernis und Paris du Verney ist 1790 in Druck erschienen. Nach seinem Tode ist von Azara sein Gedicht: La Religion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar schöne Verse und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt. Bernis sämmtliche Werke sind 1797 bei Didot erschienen.

Bernoulli. Dieser in den Geschichtbüchern der Gelehrsamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die sich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche sämmtlich mit besonderer Vorliebe die mathematischen Wissenschaften zum Gegenstande ihrer eifrigsten Studien wählten. Die Familie Bernoulli stammte ursprünglich aus Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging dann nach Basel, wo sie zu den ersten Ämtern der Republik emporstieg. Folgende Notizen mögen von jedem einzelnen genügen. 1. Jacob Bernoulli, geboren zu Basel 1654, wurde daselbst 1687 Professor der Mathematik und starb 1705. Die von Leibnitz und Newton erfundene

Rechnung des Unendlichen wandte er auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die loxodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedner krummen Linien. 2. Johann Bernoulli, geboren zu Basel im Jahre 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker seiner Zeit, und durfte sich einem Newton und Leibnitz an die Seite stellen. Er sollte die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wissenschaften, studirte seit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magister. Ihm und seinem Bruder Jacob verdanken wir eine ausgezeichnete Bearbeitung der Differential = Rechnung; auch dachte er selbst auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen sind, und diese Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690 — 1692 reis'te und sich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieser Gelegenheit erfand er den calculem deponentialem eher, als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte solchen 1697 bekannt. Im J. 1694 ward er zu Basel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldene Medaille, und wurde Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariser u. a. Akademien. Nach seines Bruders Tode 1705 übernahm er die Professur der Mathematik in Basel, und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod, den 1. Jan. 1748. 3. Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geboren zu Basel im Jahre 1687, studirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Joh. Bernoulli, kehrte aber mit demselben zu Ende des Jahrs nach Basel zurück und ward Professor der Mathematik daselbst. Er bereis'te die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und wurde 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Professor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in seine Vaterstadt als Professor der Logik zurück. Im Jahre 1731 ward er daselbst Professor des Codicis und Lehnrechts, und starb 1759. Der oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4. Nicolaus Bernoulli, geb. zu Basel im J. 1695, wurde daselbst 1723 Professor der Rechte, und starb 1726 in Petersburg. 5. Daniel Bernoulli, geb. zu Gröningen den 9. Febr. 1700. Er studirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beschäftigte ihn die Mathematik, die ihn sein Vater gelehrt hatte. Er besuchte Basel, Heidelberg, Straßburg, Venedig und Padua. In einem Alter von vierundzwanzig Jahren ward ihm die Präsidentenstelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus starb daselbst. In Gesellschaft seines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Basel, wurde daselbst Professor der Anatomie und Botanik, 1750 Professor der Physik, trat 1777 die Stelle Alters halber seines Bruders Sohne, dem jüngern Daniel Bernoulli ab, und starb den 17. März 1782. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehnmal erhielt er den Preis der pariser Akademie. 1734 theilte er mit seinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator. Die meisten seiner Schriften befinden sich in den Acten der

petersburger, pariser, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6. Johann Bernoulli, geboren zu Basel 1710, ging 1732 nach Petersburg, wurde 1743 zu Basel Professor der Beredsamkeit und 1748 der Mathematik. Er starb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: 7. Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königlicher Astronom in Berlin, war zu Basel 1744 geboren, und starb zu Berlin 1807, wohin er in seinem neunzehnten Jahre berufen worden. Er bereis'te alle Länder Europa's, und lebte seit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematischen Classe der Akademie ward. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften. 8. Jacob Bernoulli war 1759 zu Basel geboren, ging nach St. Petersburg, wo er Professor der Mathematik ward, sich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber schon in seinem dreißigsten Jahre am 3. Juli 1789 am Schlagflusse starb, als er sich in der Newa badete. M.

Bernstein, ein Erdharz von meistentheils röthlich gelber Farbe, und mehr oder weniger durchsichtig. Es wird am reichlichsten aus der Ostsee bei starkem Nordwinde ausgefischt, und in eben dieser Gegend auch aus der Erde gegraben. Man findet es hie und da auch in andern Gegenden der Erde, jedoch selten. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthschaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernsteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Destillation ein Bernsteinöl und Bernsteinsalz davon, welche beide ziemlich theuer sind. Er wird auch Agtstein genannt, franz. ambre jaune.

Bernstorf (Grafen von). Schwerlich wird es unter den deutschen adeligen Geschlechtern viele geben, die in einer Folge so viele verdiente Staatsmänner wie dies Geschlecht hervorgebracht haben. Unter ihnen zeichnet sich besonders aus: Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf, königl. dänischer Staatsminister, geh. Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöverschen am 13. Mai 1712 geboren. Durch seinen Vetter, den hannöverschen ersten Staatsminister, Andreas Gottlieb von Bernstorf (starb 1726) einer sehr guten Erziehung theilhaftig, kam er, ungefähr zwanzig Jahr alt, in dänische Dienste, wo er zuerst zu Gesandtschaften gebraucht, und besonders seit 1741 zu Regensburg und Paris in dieser Eigenschaft angestellt wurde. Nach einiger Zeit Kammerherr, dann (1746) Ritter des Danebrogordens, (1750) Staatssecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre in den geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte sich seine Thätigkeit zum Besten Dänemarks, so wie sein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erste in Dänemark, der seinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienste aufhob, Hebammenschulen errichtete, und vorzüglich seine Vorsorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil seiner Einkünfte vertheilte und sich nach seinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im siebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs von Holstein-Plön, 1761 dessen Lande mit seiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holstein und nachmalige russische Kaiser Peter III. sowohl deßhalb, als wegen Schleswig seine Foderungen geltend machen wollte, sorgte Bernstorf für die möglichsten Zurüstungen zum Kriege. Allein er sollte so glücklich sein, seinem Staate Vergrößerung zu schaffen, ohne Blut zu vergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. setzte diese Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus,

die auch durch die nachherige Vertauschung Oldenburgs und Delmenhorsts gegen Holstein erfolgte. Bernstorf war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrsamkeit und selbst Kenner. Es war daher nicht Glück, sondern Belohnung seiner Verdienste, daß er zu immer höhern Ehrenstellen gelangte. Auch als Friedrich V., dessen Regierung er so trefflich geleitet hatte, 1766 starb, genoß er die Gnade des neuen Königs Christian VII., der ihn 1767 in den Grafenstand erhob. Allein dessen neuer Liebling, Struensee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernstorf am 15. September 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er nur von einer Reise aus Schleswig und Holstein zurückgekommen war) in Gnaden seine Entlassung, mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struensee's Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, seine Verdienste auf die ausgezeichnetste Art anerkannt zu sehen und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, diesen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (am 19. Februar 1772) daran gehindert. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach seinem Tode genoß, war es, daß nach 1783 am 28. August die Bauern seines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenschaft und bewirkten landwirthschaftlichen Verbesserungen, auf den Feldern desselben ihm eine Ehrensäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Monument der Dankbarkeit merkwürdig ist. Sehr schön sagt Spittler von diesem großen Manne: „In der Reihe trefflicher Minister, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernstorf als ein Mann von erster Größe. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmungen ausführte, sondern alles dem allmähligen Besserwerden überließ, das sich von selbst ergiebt, sobald die wichtigsten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edeln Männern besetzt werden: so folgte er einem Reformationsplan, der hier seinen Einsichten eben so viel Ehre machte, als seinem Herzen." — Eben so große, und in mancher Hinsicht noch größere Verdienste um den dänischen Staat erwarb sich der Vetter des vorigen, Andreas Peter, Graf von Bernstorf, königl. dänischer Staatsminister, geb. in Hannover am 28. August 1735, wo sein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter besaß. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien und Reisen kam er 1755 als Kammerjunker in dänische Dienste, bildete sich unter seinem Onkel zum Staatsmann, und suchte seit 1767 als Mitglied der Obersteuerdirection, oder des obersten Finanzcollegiums, in Verbindung mit seinem Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauernstandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit seinem Vetter zugleich in den dänischen Grafenstand erhoben und 1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struensee's Eintritt ins Ministerium, seine Entlassung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, stieg er bald zum Minister. Er brachte die Austauschung des gottorpischen Antheils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, so wie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und that im October 1778 dem schwedischen Hofe den ersten Vorschlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Ursachen, die noch nicht hinlänglich bekannt sind, besonders aber wohl, um sich den Cabalen seiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 seine Entlassung, wurde aber 1784 von neuem zurückberufen, und erhielt alle seine vorher bekleideten

Stellen wieder. Nun unterstützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die nach seinem Tode wirklich erfolgte. Eben so war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit, und erklärte sich stets gegen Censuredicte und Einschränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der französischen Revolution war, und ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; so erklärte er doch, daß Dänemark sich nur dann in ein Bündniß einlassen wolle, wenn die Verbündeten zur ersten Grundlage ihres Bündnisses sich gegenseitig das heilige Versprechen gäben, blos zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherstellung der Ruhe Europa's, nicht aber zur Errichtung geheimer und eigennütziger Absichten sich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlstand Dänemarks und eben sowohl für das Militär, als für den Handel, die Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und ohne den Handel ausschließlich zu begünstigen, in gleichem Maße für den Ackerbau sorgte; so ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung sein Lohn. Allgemeine Bestürzung herrschte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Residenz und besonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigsten und lautesten Wünsche für sein längeres Leben, und letzterer war täglich an seinem Krankenbette. Bernstorf, der noch wenige Tage vor seiner Krankheit den Abschluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18. April 1797) erfuhr, starb nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeschlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlassen, am 21. Juni 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigstens im Kleinen, was Washingtons im Großen war. Denn uneingeladen folgten seinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz selbst, der seinen Platz unter Bernstorfs Söhnen nahm. Sein Sohn, Erbe seines Einflusses am dänischen Hofe, begab sich 1805 nach Berlin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er stand nachher an der Spitze der auswärtigen Geschäfte in Dänemark, zog sich aber von diesen 1810 zurück, und nahm den Gesandtschaftsposten in Wien an. Im Jahre 1818 wurde er zum königl. preuß. Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Berquin (Arnaud), geboren zu Bordeaux gegen das Jahr 1749, trat 1774 zuerst als ein anmuthiger und gefühlvoller Idyllendichter auf, versificirte Rousseau's Pygmalion, und gab im nächsten Jahre Romanzen heraus, die zum Theil ausgezeichneten Beifall fanden. Hierauf schrieb er nach und nach eine Menge trefflicher Jugendschriften, welche sich in seinen sämmtlichen Werken gesammelt finden, und von denen wir uns seinen berühmten Kinderfreund anzuführen begnügen, welcher im Jahre 1784 den von der Akademie dem nützlichsten Buche dieses Jahres bestimmten Preis erhielt. Er ist eine Nachahmung des Weißeschen Kinderfreundes. Berquin war später einige Zeit Redacteur des Moniteurs, arbeitete mit Ginguené und Grouvelle an der Feuille villageoise, ward 1791 zum Erzieher des Kronprinzen vorgeschlagen, und starb in demselben Jahre.

Berry (Charles Ferdinand, Duc de), zweiter Sohn des Grafen von Artois, und der Mar. Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles d. 24. Januar 1778. Mit dem Herzog von Angouleme wurde er vom Herzog von Serent erzogen und entwickelte früh schon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, steter Geistesgegenwart und einer hohen Kunst,

dem Charakter der Umgebung gemäß zu sprechen und zu repräsentiren. Mit seinem Vater floh er im J. 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter Condé seine ersten Feldzüge am Rhein, und wußte damals schon sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit seiner Familie (s. Artois u. Angouleme) zog er nach Rußland und nahm 1800 den Titel eines Chef du Regt. noble de Berry im kaiserl. russischen Dienste an, mußte aber schon 1801 nach England sich flüchten, wo er abwechselnd in London und Hartwell lebte, stets mit Planen zur Wiederherstellung der Bourbonen beschäftigt. 1805 wollte er der Einladung Gustavs Adolphs IV. folgen und unter ihm commandiren, mußte aber wegen des Rückzugs der Schweden aus Hannover von diesem Vorhaben abstehen. 1813 schien endlich eine günstigere Zeit gekommen zu sein, und mehrere Emissäre bewogen ihn, sich nach der Normandie einzuschiffen, wo er 40,000 bewaffnete Franzosen finden würde. Sein Glücksstern hielt ihn aber von diesem Unternehmen zurück; denn er erfuhr noch zur rechten Zeit, daß das Ganze nur eine Schlinge wäre, um ihn zu fangen und ihm Enghiens Loos zu bereiten. Die Stunde der Befreiung schlug endlich 1814 und Berry landete mit der Fregatte Erotas am 13. April im Hafen von Cherbourg von wo er die Städte Bajeur, Caen, Rouen ꝛc. besuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen und mehr noch für seine Person zu gewinnen wußte, reiche Almosen austheilte, Gefangene befreite und mit kluger Milde sprach und handelte. — Den 21. April hielt er seinen Einzug in Paris, wo er mit demselben Eifer die Herzen der Marschälle und Soldaten zu gewinnen suchte, und der Sache der Bourbonen wirklich einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabricanten und Künstler mit Besuchen und schmeichelhafter Anerkennung beehrte. Am 15. Mai wurde er zum General-Obersten der Chasseurs und Chevauxlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regiment Kaiserin Dragoner und eine Civilliste von 1,500,000 Franken. Vom 1. August an bereis'te er die Departements des Nordens, theilte auch hier seine Zeit zwischen Heerschauen, innern Einrichtungen und Besuchen der Fabriken und schiffte sich zu Calais nach England ein, wo er bis zum 13. Aug. blieb, dann nach Paris zurückkehrte, und hierauf die Festungen in Lothringen, Franche-Comté und Elsaß besuchte. Eben ging er damit um, die östlichen Departements zu besuchen, als Buonaparte's Ankunft von Elba seine Plane zerstörte. Statt nun seinem Plan zu folgen, mußte er dem Willen des Königs gehorchen (welchem, unter dem Vorwande der kleinen Zwistigkeiten mit Angouleme, Berry's Gegenwart in Paris als nöthig geschildert worden war) und den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris übernehmen. Alle seine Schritte, diese treu zu erhalten, waren vergebens, er mußte zwischen den 19. und 20. März mit den Haustruppen sich nach Gent und Alost zum König zurückziehen und oft den Durchmarsch durch die Aufrührer erzwingen; von wo aus er dann die lebhaftesten Unterhandlungen am Hof zu Brüssel persönlich unterhielt, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8. Juli eintraf und sein Commando über die Haustruppen in die Hände des Königs wieder niederlegte. — Im August ward er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernannt und mit Enthusiasmus in Lille aufgenommen; hierauf schwur er in der Sitzung der Kammern zu Paris den Constitutionseid, und ward zum Präsidenten des vierten Bureau ernannt; — allein er zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Am 17. Juni 1816 vermählte er sich zu Paris mit der ältesten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien,

Caroline Ferdin. Luise, geb. 1798. Zwei Kinder starben bald nach der Geburt; den 21. Spt. 1819 wurde ihm wieder eine Tochter geboren. Aber ein Fanatiker, Louvel, der schon Jahre lang die Vernichtung des Hauses Bourbon durch die Ermordung des Herzogs bei sich beschlossen hatte, fiel den Prinzen, als er den 13. Febr. 1820 aus der Oper kam und in den Wagen steigen wollte, mörderisch an. Der Prinz starb an der erhaltenen Stichwunde, mit christlicher Ergebung d. 14. Febr. indem er seiner Gemahlin zurief: Ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans votre sein! Zugleich empfahl er ihr seine Kinder, die er mit einer Geliebten in London erzeugt hatte. Wohlthätigkeit und Dankbarkeit waren Charakterzüge des Prinzen, der übrigens aufbrausend und heftig war. Sein Mörder, ein Riemer und ehemal. Buonap. Trainsoldat, hatte keine Mitschuldige. Ohne Reue litt er die Todesstrafe im Juni. — Chateaubriands Mém. touchant la vie et la mort du Duc de Berry enthalten vielen rhetorischen Bombast. Die Parteien wurden durch diese Mordthat aufs neue angeregt. Endlich sahen das königliche Haus und die Nation ihren Wunsch erfüllt. Die Witwe des H. v. Berry ward d. 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden, Heinrich, Herzog von Bordeaux, dem künftigen Thronerben.

Berthier (Alexandre), Fürst von Neufchatel und Valengin, Marschall, Viceconnetable von Frankreich rc., geb. zu Paris d. 30. Dec. 1753, war der Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig in dem Generalstabe der Armee angestellt, diente er in America, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Obersten. In den ersten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Versailles ernannt, und zeigte dabei eine sich stets gleichbleibende Mäßigung. Den 28. Dec. 1791 begab er sich nach Metz, ward bei des Marschalls Luckner Armee Chef des Generalstabs, ging von da 1793 gegen die Vendée und verlor bei der Einnahme von Saumer drei Pferde unter dem Leibe. 1796 schickte man ihn, mit dem Grade eines Divisionsgenerals, zur italienischen Armee, wo er als Chef des Generalstabs viel zu den Erfolgen dieses Feldzugs beitrug. Die Schlachten von Lodi, Rivoli, Arcole, die Einnahme von Ceva und Mondovi, und der Übergang über den Po sind eben so viele Denkmähler seines Ruhms. Im October 1797 schickte ihn der General Buonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo Formio zu überbringen. Im Januar 1798 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römischen Staat zu marschiren. In den ersten Tagen des Februars zog er in Rom ein, schaffte die päpstliche Regierung ab, und errichtete ein Consulat. Doch blieb er nicht lange auf diesem Posten; seine Anhänglichkeit an den General Buonaparte machte, daß er diesem nach Ägypten folgte, stets als Chef des Generalstabes. Nach seiner Zurückkunft aus Ägypten ernannte ihn Buonaparte nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminister. Bald darauf wurde er Obergeneral der Reservearmee, begleitete abermals Buonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Übergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenstillstand zwischen der österreichischen und französischen Armee, organisirte während des Sommers 1800 das provisorische Gouvernement von Piemont, besuchte einige Plätze in Belgien, und ging von da mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei seiner Rückkunft übernahm er das Kriegsministerium wieder, welches unterdessen Carnot ge-

führt hatte. Nach der Thronbesteigung Napoleons ward Berthier zum Reichsmarschall, Großjägermeister von Frankreich und Chef der ersten Cohorte der Ehrenlegion ernannt. 1805 erhielt er die preußischen Adler- und den baierischen Hubertusorden. Er begleitete im Juni den Kaiser zur Krönung nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalstabs der großen Armee in Deutschland ernannt, wo er von neuem durch seine Talente und seine Thätigkeit zu den glänzenden Vortheilen, mit denen sich der Feldzug eröffnete, beitrug. Den 19. October unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm, und am 6. Dec. den Waffenstillstand zwischen Österreich und Frankreich. Nach dem presburger Frieden, zu Anfange des J. 1806, erhob ihn der Kaiser Napoleon zum Fürsten und Herzog von Neufchatel, welches Preußen an Frankreich abgetreten hatte. Er begleitete hierauf den Kaiser in den französisch-preußischen Feldzug, und unterzeichnete im Juni 1807 den Waffenstillstand von Tilsit. In dem Berichte über die Schlacht bei Friedland wird ausdrücklich erwähnt, daß er zu dem Erfolge derselben am meisten beigetragen, und sich mehreremale im stärksten Feuer befunden habe. Seitdem legte er die Kriegsministerstelle nieder, ward zum Viceconnetable von Frankreich erhoben, vermählte sich den 9. März 1808 mit Maria Elisabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, geb. d. 5. Mai 1784, und blieb der Begleiter Napoleons auf allen seinen Reisen. In dem Feldzuge gegen Österreich im J. 1809 zeichnete er sich vorzüglich bei der Schlacht bei Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Fürsten von Wagram. Im J. 1810 empfing er vom Kaiser Napoleon den Auftrag, die Brautwerbung und Übernahme der Erzherzogin Marie Luise, Tochter Kaisers Franz I., zu besorgen, und hielt deßwegen am 5. März desselben Jahres seinen feierlichen Einzug in Wien. Hierauf wurde er zum Majorgeneral der spanischen Armee ernannt, ging aber nicht selbst dahin ab. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generalobersten der Schweizertruppen Im J. 1812 befand er sich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalstabs, und bekleidete diesen Posten auch im J. 1813. Nach Napoleons Absetzung verlor er zwar sein Fürstenthum Neufchatel, behielt aber seine übrigen Würden, und stand bei Ludwig XVIII. in Gunst und Vertrauen. Daher begleitete er nach Buonaparte's Wiederkehr den König in die Niederlande. Hier nahm er von Ludwig XVIII. Urlaub zu Ostende, um sich zu seiner Familie nach Bamberg zu begeben, wo er am 30. Mai ankam. Man glaubte während seines Aufenthalts in Bamberg eine tiefe Schwermuth an ihm bemerkt zu haben. Am 1. Juni Nachmittags, in dem Augenblicke, als eine starke Colonne russischer, gegen die französischen Grenzen marschirender Truppen mit ihrer Feldmusik in Bamberg einzog, endete er, durch einen Sturz aus einem Fenster im dritten Stock des Schlosses, gewaltsam sein Leben. Er blieb auf der Stelle todt.

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akademien der Wissensch. zu Paris, London, Turin, Harlem u. s. w., einer der ersten theoretischen Chemiker unserer Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen um das J. 1758, studirte Medicin und nahm in dieser Wissenschaft die Doctorwürde an. Im J. 1794 erhielt er eine Professur an der Normalschule zu Paris und ward 1796 nach Italien geschickt, um dort verschiedene Denkmähler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten. Er folgte Buonaparte nach Ägypten und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Im Mai 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Im

Mai 1806 präsidirte Berthollet dem Wahlcollegium der Ostpyrenäen und 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Reunion. Aber am 1. April 1814 votirte er die Errichtung einer provisorischen Regierung und die Absetzung Buonaparte's. Ludwig XVII. ernannte ihn zum Pair; Buonaparte dagegen überging ihn 1815 und so trat er nach Ludwigs XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den verschiedenen Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereichert hat, sind die wichtigsten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeugs u. a., vorzüglich aber das Bleichen vegetabilischer Substanzen durch übersaure Salzsäure, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verschiedenen Memoiren in den Sammlungen der Akademie und des Instituts, hat er einige größere Werke geliefert, unter denen sein Essai de statique chimique 1808, 2 Bde. 8., als das wichtigste und überhaupt als eins der schönsten Denkmähler unsers Zeitalters anzusehen ist. Die so zusammengesetzten Erscheinungen der Chemie sind darin den strengen und einfachen Gesetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Méthode de nomenclature chimique gehabt.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechanischer Künstler und Verfertiger der besten Seeuhren, war am 19. März 1727 zu Plancemont in der Grafschaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt; aber der junge Berthoud, der in seinem sechzehnten Jahre den Mechanismus einer Uhr gesehen hatte, faßte eine leidenschaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ sich derselben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geschickten Arbeiter an sich, der ihn in den Elementen der Uhrmacherkunst unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, sich nach Paris zu begeben, um dort seine Kenntnisse weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er sich nieder, und verfertigte seit 1745 seine ersten Seeuhren, die von den französischen Seefahrern vielfach benutzt wurden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, diese Kunst betreffend, hinterlassen, in denen er die wahren Grundsätze, auf denen sie beruht, darstellt. Berthoud starb den 20. Juni 1807 an der Brustwassersucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe seiner Talente und sein Zögling, hat die Grenzen seiner Kunst noch erweitert. Die Seeuhren desselben befinden sich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und sind noch bequemer, als die von Ferdinand Berthoud. Sie sind so genau gearbeitet, daß sie in allen Jahreszeiten dieselbe Regelmäßigkeit und Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico), ein italienischer Literator und Antiquar im achtzehnten Jahrhunderte, war Patriarch von Aquileja, dem eigenthümlichen Vaterlande der Alterthümer, um die sich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete sich dem Studium derselben mit solchem Enthusiasmus, daß ihm die größte Ausbeute dafür zu Theil wurde, er aber auch zugleich den bittersten Schmerz darüber empfand, daß diese Alterthümer bis dahin so wenig geschont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich schon seit geraumer Zeit zu dem Baue ihrer Häuser keine anderen Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja lieferten. Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, kaufte er in Verbindung mit mehrern Gelehrten alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zusammengebracht hatte, ließ er von denselben einen Porticus bauen,

welcher bald die Bewunderung der Fremden und selbst der Einwohner von Aquileja auf sich zog. Zugleich copirte er mit der unermüdlichsten Sorgfalt die Ruinen, welche theils in der Stadt, theils in der Provinz vorhanden waren, theils ließ er sie copiren, zu welchem Ende er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Briefwechsel trat und ihnen von seinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch seine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apostolo Zeno, mehrere Abhandlungen über Gegenstände des Alterthums heraus, und widmete dieser Arbeit alle Muße, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen. Er starb gegen das J. 1750. Sein vorzüglichstes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquileja's (Le antichità di Aquileja profane e sacre), Venedig 1789, in Folio. Der zweite und dritte Theil dieses Werks, welchen Bertoli schon für den Druck bestimmt hatte, sind nie erschienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenstände geschrieben hat, stehen in der Sammlung des P. Calogera; andere befinden sich in den Denkschriften der Societa columbaria zu Florenz.

Berton (Pierre Montan), 1727 zu Paris geboren, und daselbst am 14. Mai 1780 gestorben, war zuletzt Director der großen Oper, und trug als solcher das meiste zu dem großen Rufe bei, welchen das Orchester derselben in ganz Europa erlangt hat. Ein vielleicht noch höheres Verdienst hat er sich durch den Umstand erworben, daß unter seiner Direction Gluck und Piccini nach Paris berufen wurden, welche dort die Veranlassung von jener so heilsamen Revolution in der französischen Musik gaben, so wie denn auch Berton um die Ausführung der Werke jener beiden großen Männer sich ein großes Verdienst erworben hat. Vieles, was er selbst theils für die Kirche, theils auch für die Oper und das Ballet gesetzt hat, ward zu seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen.

Berton (Henri Montan), der Sohn des vorigen, ward am 17. Sept. 1767 zu Paris geboren. Schon von seinem sechsten Jahre an erlernte er die Musik, und bildete sich als Componist unter den großen Meistern Gluck, Piccini und Sachini, die er vor Augen hatte. Auch studirte er Paesiello, besonders dessen Mädchen von Frascati. Ungeachtet ihm von einem seiner Lehrer vorausgesagt worden war, daß er sich nie als Componist auszeichnen würde, fühlte er dennoch eine so große Liebe zur Musik in sich, daß er eine Oper componirte und sie Sachini zur Durchsicht überreichen ließ, der über den Componisten derselben ein günstiges Urtheil fällte und diesem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen, und unter seinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerst im neunzehnten Jahre als Componist im Concert spirituel mit verschiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollsten Beifall erhielten. Im Jahre 1787 führte er auf dem sogenannten italienischen Theater sein erstes Werk auf, welches die Heirathsversprechungen waren. Seit dieser Zeit ist der Ruhm, den seine Werke sowohl in Frankreich als im Auslande erhalten haben, noch stets vermehrt worden. Als das Musikconservatorium errichtet wurde, stellte man ihn als Lehrer der Composition bei demselben an; eine Stelle, die Berton auch so lange bekleidete, bis er im J. 1807 zum Director der eigentlichen italienischen Oper ernannt wurde. Während seiner Direction dieses Theaters wurden auf demselben Mozarts und anderer berühmten Componisten Werke aufgeführt, so wie denn auch unter ihm das Orchester desselben den höchsten Grad von Vollkommenheit erreichte. Er verließ diese Stelle, um bei der kaiserlichen großen Oper als Direc-

or des Gesanges angestellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre ekleidete, und darauf in russisch kaiserliche Dienste trat. Er verließ uch diese bald wieder, worauf er nach Paris zurückkehrte. Seine erühmtesten Opern fürs Theater sind (außer seinen Oratorien für das Concert spirituel) folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine le Golconde; les maris garçons.

Bertrand, Graf, General-Lieutenant, Adjutant bei Napoleon, Großmarschall des Palastes ꝛc., berühmt durch seine Anhänglichkeit n Napoleon, bei dem er nebst Frau und Kindern freiwillig in St. Helena lebt. Von bürgerlichen Ältern geboren, er widmete sich dem Militär und trat in das Ingenieurcorps ein, wo er sich durch nicht ewöhnliche Fähigkeiten und ein ehrenvolles Betragen auszeichnete nd bis zum Brigadegeneral stieg. Als er 1804 im boulogner Lager eschäftigt war, hatte Napoleon Gelegenheit, seinen Werth kennen zu ernen, und faßte von dieser Zeit an die Vorneigung für ihn, welche r stets behalten hat. Bertrand folgte ihm in allen Feldzügen, und hat sich überall hervor, namentlich bei Austerlitz, wo er Adjutant des Kaisers ward; nahm 1806 Spandau nach einer Berennung von wenig Tagen, und trug viel zur Entscheidung des Sieges bei Friedland über ie Russen bei; was aber seinem Ruhme die Krone aufsetzte, und selbst ie Bewunderung des Feindes erregte, war der meisterhafte Bau jeer berühmten zwei Übergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht ei Aspern in dem österreichischen Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, und that esonders bei Lützen und Bautzen Wunder der Tapferkeit. Im Octoer 1813 vertheidigte er verschiedene wichtige Posten lange gegen eine eträchtliche Mehrzahl von Feinden, und nahm nach der Schlacht on Leipzig, wo er den wichtigen Punct von Lindenau siegreich gegen Giulay behauptete, seinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht ei Hanau deckte er Cassel und Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Nun ernannte ihn der Kaiser zum Großmarschall des Palastes. Den Feldzug von 1814 machte er eben so rühmlich an Napoleons Seite nit. Er verließ ihn auch im Unglück nicht, begleitete ihn nach Elba, ehrte mit ihm zurück, und theilte endlich auch den traurigen Aufenthalt auf St. Helena mit seinem Herrn. Wenige Männer seit der Revolution haben einen ehrenvollern militärischen Charakter gezeigt, nd seine aufopfernde Hingebung an einen so vielfach und allgemein eächteten Mann, der aber sein Gebieter war und seinen Schwur er Treue empfangen hatte, macht ihn interessanter, ja vielleicht persönlich achtenswerther, als wäre diese Anhänglichkeit an einen würdiern Gegenstand gerichtet. Und diese Treue ist rein; denn weder Furcht noch Eigennutz dürften ihn hindern, nach Frankreich zu komnen; es ist nichts in seinem Leben, das dem geringsten Vorwurfe ausesetzt wäre. Er soll das Manuscript von Elba, welches 1818 n London erschien, bekannt gemacht haben.

Bertrand de Moleville, (F. A.), Intendant der Provinz Bretagne und Marine-Minister unter Ludwig XVI. Er ist 1744 zu Languedoc geboren, kam unter dem Minister Meaupou nach Paris, nd wurde bald darauf Intendant der Bretagne. Als sich bei Versammlung der Notabeln von Bretagne Streitigkeiten zwischen dem Hofe, den Ständen und dem Parlament der Provinz erhoben, ward r als außerordentlicher königl. Commissär nach Rennes geschickt, um ebst dem Gouverneur der Bretagne, Gen. Lieuten. Graf von Thiard, ieselben beizulegen. Hierbei gerieth er, durch einen Aufstand der dor-

tigen Studenten und andern Volks in Lebensgefahr. Nach wiederholten Ablehnungen mußte er Ende 1791 das Portefeuille des Marineministeriums übernehmen, und machte sich bald durch seine politischen Grundsätze alle Republikaner zu Feinden. So ward er beschuldigt, die Nation verrathen zu haben, indem er lauter Aristokraten gegen die empörten Neger nach St. Domingo geschickt habe. Im Januar 1792 ward er aufs neue, wegen den Marineoffizieren ertheilten Abschiede, angeklagt. Bertrand entschloß sich endlich, seine Entlassung einzugeben, und diente jetzt dem Könige viel wirksamer im Verborgenen durch die Direction einer geheimen Polizei, welche die Schritte der Jacobiner bewachte, und die Nationalgarde und die Sectionen für den Hof stimmen sollte. Auch legte er Ludwig XVI. verschiedene Plane vor, die Volksgunst wieder zu gewinnen und sein Ansehen zu heben; und entwarf nach dem 20. Juni 1791 eine vortreffliche Disposition zur Flucht des Königs, die aber durch Verrath unausgeführt blieb. Der 10. August 1792 brachte endlich, wie gegen so viele andere Royalisten, auch gegen ihn die Volkswuth zum Ausbruch. Einige Tage darauf ward er von Gohier angeklagt. Er ergriff die Flucht, und nach vielen Gefahren kam er in London an. Dort lebte er sehr eingezogen und gab seine Memoiren über die französische Revolution bis zum Tode des Königs heraus, welche besonders in Hinsicht der Entstehung der Revolution höchst interessant sind. Er zeigte stets große Anhänglichkeit für die Sache der Bourbonen und war auch in die Verschwörungen von Duluc und Rosselin verwickelt. Nach der Wiederherstellung der Bourbonen kam er nach Paris zurück, lebte dort in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und starb daselbst im Octob. 1818.

Bertuch (Friedrich Justin), geb. zu Weimar 1747, hat sich, selbstthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wissenschaften und Künste sehr bedeutende Verdienste erworben. Während er in Jena (1765—1769) studirte, fand er in dem Studium alter und neuer Poesie seine Erholung, wovon seine Arbeiten: Copien für meine Freunde ꝛc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar mit Wieland, Musäus, von Seckendorf dem ältern, Bode, späterhin mit Göthe, von Einsiedel und Andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poesie und schönen Literatur in sich zu unterhalten. So erschien der Prolog zu seinem Mährchen von Balboquet, in welchem echte Laune nicht zu verkennen ist. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Redaction des deutschen Merkurs mit der schönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutschen Bühne wurde damals durch das weimarische Hoftheater, wobei sich ein Seiler, Eckhof, Böckh, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Übersetzung von St. Albine's Schauspieler. Eine Übersetzung von ihm war: Über die dramatische Kunst, von Herrn M. Für die Oper schrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyrisches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerspiel in drei Acten, wobei er von Diderots Grundsätzen ausgegangen war, wurde in ganz Deutschland mit dem lebhaftesten und verdientesten Beifall aufgenommen. Aus dem Englischen übersetzte er die Geschichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls ein allgemeines Lob ward. In den J. 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeisterstelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons Lachoff von Echt. Dieser vielseitig gebildete Mann, der einige Zeit als dänischer Gesandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur spanischen und portugiesischen Literatur bei, welche damals

ur von Einzelnen in Deutschland gekannt, durch ihn aber bekannter nd beliebter wurde. Bertuchs Verdeutschung von Cervantes Meister=erk: Leben u. Thaten des weisen Junkers Don Quixote von la Mancha, it der Fortsetzung von Avellaneda, war für die damalige Zeit eine ußerordentliche Erscheinung. Was Meinhard für die italienische Poesie eleistet hatte, versuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zan-hier, für die spanische und portugiesische Sprache zu leisten, daher as Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur. Im J. 788 übersetzte er: Don Thomas de Yriarte literarische Fabeln. Seit 775 war er als Rath und geheimer Cabinets=Secretär in herzoglich ächsen=weimarsche Dienste getreten, die ihn jedoch seiner literarischen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotisches, und für die deutsche Dichtkunst so ersprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der ämmtlichen Werke unsers so oft verkannten Meistersängers, Hans Sachs, fand leider im Publicum die gewünschte Unterstützung nicht. Was er dabei geleistet haben würde, hat er in seinen herausgegebenen Proben aus des alten deutschen Meistersängers Hans Sachs Werken ezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum erzogl. Legationsrath ernannt ward, schien seine literarische Thätig=eit zu schlummern; allein sie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er it Wieland und Schütz den Plan zur Allgemeinen Literatur=Zeitung, ie erst in Jena erschien und jetzt in Halle herauskommt. Im In= nd Auslande ist man diesem Institute für die Stiftung so manches uten steten Dank schuldig. Seit 1786 erschien von ihm, in Verbin-ung mit seinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demselben Jahre begann sein Bilderbuch für Kinder, elches ebenfalls hier genannt zu werden verdient. Im J. 1791 ward r der Stifter des weimarischen Landes=Industrie=Comtoirs, welchem an viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunst ver-ankt. Mit diesem hing die weit frühere Stiftung der weimarischen ürstlichen freien Zeichenakademie unter Göthe's Direction zusammen, n deren Spitze sonst Kraus stand, und jetzt Meyer steht. Auch um ieses Institut hat Bertuch große Verdienste. Daß er die Liebe zur Poesie und Kunst nicht verloren habe, beweis't, daß er den Plan zur lauen Bibliothek aller Nationen, einer schätzbaren Sammlung von Feenmährchen, in guten zum Theil vortrefflichen Übersetzungen, mit urzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteristiken, entwarf, nd die Einleitung zum ersten Bande schrieb. Außer dem Landes=In-ustrie=Comtoir in Weimar gründete er späterhin dort auch ein gro-es Etablissement für Landkartenstecherei unter dem Namen: Geo-raphisches Institut, welches in Verbindung mit den zuerst von ihm nd Herrn v. Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen geographischen Ephemeriden, auf mannichfal-ige Weise mit der verständigsten Thätigkeit zur Beförderung und Ver-reitung des geographischen Studiums gewirkt hat und noch wirkt. Der Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes im J. 1815 mußte em verehrten Greise höchst schmerzhaft sein. Seitdem entschloß sich ein Schwiegersohn, Professor von Froriep, seine Stelle als Leibarzt es Königs von Würtemberg aufzugeben, und nach Weimar zurückzu-ehren, um dort mit Bertuch vereint die verschiedenen literarisch=mer-antilischen Geschäfte und Unternehmungen desselben fortzusetzen, un-er welchem das Oppositionsblatt genannt werden muß, das 1817 an-fing und 1820 unterdrückt wurde.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art sein: ein **innerer** und ein **äußerer Beruf**. Wir verstehen unter Beruf diejenige

Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns selbst, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle desselben ersprießliche und dasselbe fördernde Thätigkeit zu versetzen. Der innere Beruf ist in jemandem vorhanden, wenn er sich durch Anlagen des Geistes, oder durch ein gewisses Streben der Triebe im Allgemeinen zu diesem Berufe hingezogen fühlt; den äußern Beruf hat er, wenn er durch die bürgerlichen Verhältnisse vorzugsweise zu einem gewissen Geschäfte mehr als zu einem andern angetrieben und aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe giebt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entsteht, wenn wir nicht durch uns selbst einen Beruf erwählen, sondern durch den Staat zu einem solchen bestimmt werden. Von letzterem kann hier, wo es aber auf moralische Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede sein. Es ist häufig darüber verhandelt worden, ob der Mensch verpflichtet sei, irgend einen Beruf zu wählen, und sich irgend einem bürgerlichen oder moralischen Geschäfte zu unterziehen. Man hat sich geradezu für eine solche Behauptung erklärt, und als Grundsatz dafür aufgestellt, daß jegliches Individuum, in so fern es in die menschliche Gesellschaft getreten und ein Mitglied derselben geworden sei, eben deßhalb die Verpflichtung auf sich habe, zu dem Zwecke dieser Gesellschaft nach Maßgabe seiner Kräfte mitzuwirken. Gegen diese Behauptung läßt sich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Mensch nicht freiwillig, sondern gezwungen in die menschliche Gesellschaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen sein kann, die ihm der Eintritt in jene Gesellschaft auferlegen möchte. Was nun den Beruf des Menschen im Allgemeinen betrifft, so ist die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meisten menschlichen Anordnungen geherrscht hat, unstreitig in dem Umstande begründet, daß die wenigsten Menschen im Stande sind, sich aus freiem Willen einen ihnen zusagenden Beruf zu wählen, sondern, daß sie vielmehr erst durch die äußern Umstände zur Wahl desselben bestimmt werden. Hierbei ist ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, nun einmal eine absolute Unmöglichkeit zu sein scheint, die Menschen nach demjenigen Berufe, den sie in sich fühlen, anstellen oder gebrauchen zu können, oder die Anlagen eines Menschen, die ihn vorzugsweise zu diesem oder jenem Berufe eignen, im voraus zu bestimmen. Hieraus entspringen die meisten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menschlichen Gesellschaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das Urtheil des Volks häufig zu erkennen giebt, indem es von diesem oder jenem Individuum zu sagen pflegt, dasselbe steht nicht auf seiner rechten Stelle. Der höhere geistige Beruf also wird bei den meisten Individuen verfehlt. Anders verhält es sich mit demjenigen Berufe des Menschen, der zu den mechanischen Beschäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meistens das Geschäft seines Vaters erwählt, pflegt jedes Individuum schon mehr oder weniger an seiner rechten Stelle zu stehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beschäftigungen der Ältern aufwachsen und erzogen werden, nehmen sie die äußern Eindrücke derselben tief in sich auf, daß ihnen dadurch gleichsam von selbst von außen her ein Beruf für das Geschäft ihres Vaters beigebracht wird. Aus diesem Grunde hatten die Ägyptier und Lacedämonier das Gesetz aufgestellt, daß die Kinder die väterliche Kunst erlernen und die Ältern sie darin unterrichten mußten.

Pq.

Bervick oder Berwick (Charles Clement), einer der ersten Kupferstecher unserer Zeit, ist 1756 in Paris geboren und ein Schüler

des berühmten J. G. Wille. In seinem achtundzwanzigsten Jahre wurde er zum Mitglied der pariser Akademie der Künste, und nach der Revolution in das Institut aufgenommen. Die Richtigkeit seiner Zeichnungen, die feste Reinheit und der Glanz seines Grabstichels setzen ihn in die Reihe der vorzüglichsten Künstler. Zu seinen Meisterstücken zählt man Ludwig XVI., in ganzer Figur, nach Callot, den Raub der Dejanira, nach Guido, Achilles Erziehung, nach Regnault, die Unschuld, nach Merimée u. a.

Berwick (James Fitz James, Herzog von), führte die Armeen der drei ersten Monarchen in Europa an, der Könige von England, Frankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankreich und als Grand von Spanien die ersten Würden dieser Königreiche, und jeder dieser Könige verlieh ihm seine Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Schwester des Herzogs von Marlborough, wurde den 21. August 1670 geboren, und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und seine ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, welcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die englische Revolution aus; Berwick folgte seinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, und wurde in einem Kampfe 1689 verwundet, welches, wie er in seinen Memoiren bemerkt hat, das einzigemal in seinem Leben war. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den J. 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marschall Villeroi, und ließ sich in Frankreich nationalisiren. Im J. 1706 ward er Marschall von Frankreich und nach Spanien gesandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den J. 1718 und 1719 war er selbst genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem er vorher so rühmlich beistand und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte. Als er das spanische Gebiet betrat, schrieb er an seinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt ist, und ermahnte ihn in diesem Briefe, seine Pflicht zu thun und nach allen seinen Kräften für seinen Souverän zu kämpfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte am 12. Juni 1734 eine Kanonenkugel sein Leben.

Besançon, deutsch Bisanz, 23° 42′ 16″ Länge, 47° 14′ 12″ nördl. Br., eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. stark befestigte Stadt, die Hauptstadt der ehemaligen Franche-Comté, jetzt der Hauptort der sechsten Militärdivision sowohl, als der neunten Forstconservation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 QM. mit 93,211 Einw. im Departement Doubs, am Doubs, der die Stadt in die obere und untere theilt, welche durch eine steinerne Brücke verbunden sind. — Besançon hat 3203 Häuser mit 28,436 Einw., sechs Thore, eine Citadelle, das Fort Griffon, acht Kirchen, acht Hospitäler, einen Erzbischof, der bis zum ryswicker Frieden ein deutscher Reichsfürst war, und dem die Bischöfe von Autun, Metz, Nancy, Straßburg und Dijon untergeordnet sind; ein statt der früher hier bestandenen Universität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Mahler- und Bildhauer-Akademie eine Artillerieschule, eine Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzsammlung, Naturaliencabinet, Museum, botanischen Garten und Ackerbaugesellschaft ꝛc. Die Gegenstände der hiesigen bedeutendsten Fabriken sind: Eisen, Stahl, Waffen, Leinwand, Wolle, Seide, Senf,

Tabak, Kattun und namentlich Taschen- und Stutzuhren. — Besançon, vor Alters Vesontium, war schon zu Cäsars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier den Ariovist schlug, ein Waffenplatz. Mehrere Straßen führen noch die alten römischen Namen. Von den Deutschen und Hunnen verheert, ward es zuerst unter der Regierung der Grafen von Burgund wiederhergestellt. Zur freien deutschen Reichsstadt erklärt, ward es späterhin mit vielen Privilegien ausgestattet, aber im westphälischen Frieden an Spanien abgetreten, worauf es zugleich mit der Franche-Comté 1679 an Frankreich kam.

Besatzung wird im vollen Sinne die in einer Festung, Stadt, Ort, Verschanzung u. s. f. zur Besetzung derselben befindliche Mannschaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Besatzung einer Festung bestimmt wird, sind verschieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; Andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban bestimmt, wenn die Festung mit halben Monden und einem bedeckten Wege versehen ist, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr, für jede abgesonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgesonderte Fort nach seiner Größe 6 bis 800 Mann. Die Cavallerie bestimmte er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander Fürst von), Minister unter der Regierung Catharina's II. und Pauls I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarschall Romanzoff, den er auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann wurde er bei der Kanzlei angestellt, und bewies hier eine solche Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, daß ihn Catharina II. zu ihrem Cabinetssecretär wählte. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr rein schrieb, und eine große Geschicklichkeit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er den Befehl, eine Ukase zu entwerfen; er vergaß den Auftrag und erschien, ohne sie geschrieben zu haben. Die Kaiserin foderte sie, und Besborodko, ohne sich lange zu besinnen, zog aus seiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukase ab, als wenn er sie vor Augen hätte. Die Kaiserin, damit sehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterschrift, und war sehr erstaunt, das Blatt leer zu finden, machte ihm aber über seine List und Nachlässigkeit keinen Vorwurf, sondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und im Jahre 1780 zum Minister des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen Catharina's, wurde sehr mächtig und reich, und verband sich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. Im Jahre 1791 sandte ihn die Kaiserin zum Friedenscongreß nach Jassy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko schloß den Frieden, und unterzeichnete ihn zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiserin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach seiner Rückkehr wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und sein Ansehen vergrößerte sich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günstling Plato Suboff, und er verlor seinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieser in den Fürstenstand, und wählte ihn 1797, um einen Tractat zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. Besborodko starb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beschneidung ist die bei mehreren Völkern, welche in heißen Ländern leben, herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Das älteste Volk, wo diese Sitte herrschte, sind die

gyptier, und noch wird dieser Gebrauch bei den Urbewohnern gyptens, selbst bei den christlichen Kopten, auch bei den Abyssiniern die sich bekanntlich zu dem Christenthume bekennen) und bei andern frikanischen Völkern, welche ihn eben so wie die Abyssinier von den gyptiern empfangen zu haben scheinen, gefunden. Am merkwürdig-en ist die Beschneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, urch die sich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern un-erscheiden sollen, bei diesem Volke herrscht. Sie wird von den Ju-en als ein von Gott selbst angeordneter Gebrauch betrachtet, und an edem gebornen Juden acht Tage nach der Geburt vollzogen. Sie ist ie Handlung, durch welche der Beschnittene gleichsam nationalisirt, u einem Mitgliede des Volks Gottes geweiht wird. Moses führte ie nicht ein, sondern fand sie schon bei seinem Volke und bestätigte sie ur durch sein Ansehen. Die Mohammedanische Beschneidung ist wahr-heinlich keine Nachahmung von der jüdischen, sondern ein uralter smaelitischer Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliten von ihrem emeinschaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mohammed hat im oran kein Gebot der Beschneidung gegeben; sie war schon Sitte eines Volks, und ward von demselben mit dem Mohammedismus zu-leich in allen den Ländern, wo dieser Glaube Eingang fand, als in heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrscheinliche Grund dieser Sitte liegt darin, daß sie die den Bewohnern heißer Länder doppelt öthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß sie aber die Fruchtbarkeit vermehre, ist eine irrige Mei-nung. Noch ist zu bemerken, daß es auch eine Art von Beschneidung giebt, welche an dem weiblichen Geschlechte vollzogen wird. In Ägyp-en beschneidet man häufig Mohammedanische Mädchen, und in Abyssi-nien werden beide Geschlechter beschnitten. N.

Besenval (Pierre Victor, Baron von), von einer Patricier-Familie, welche aus Savoyen stammte, zu Solothurn geboren, und der Sohn eines Generallieutenants und Obersten der Schweizergarden. Der junge Besenval trat im neunten Jahre in dieses Corps, machte m dreizehnten (1736) seinen ersten Feldzug und (1748) den zweiten als Adjutant des Marschalls Broglio in Böhmen. Er gelangte schnell zu den ersten Militärwürden, zu welchen ihm mehr sein Name, seine Tapferkeit, seine schöne Gestalt und sein Verstand halfen, als seine hervorragenden Talente, von denen er niemals Beweise gegeben hat. Er wurde im Jahre 1757 zum Feldmarschall ernannt und befand sich bei den Gefechten von Hastenbek, Klösterbergen und Willingshausen. Bei dem Frieden im Jahr 1762 ging er wieder nach Paris an den Hof, wo er mit besonderem Erfolge die Rolle eines glücklichen und geschickten Hofmannes zu spielen wußte. Bei dem Einflusse, welchen ihm seine persönlichen Talente besonders bei der Königin, verschafften, ist es zu bedauern, daß er in der nun folgenden bedenklichen Zeit seinen Einfluß nicht dazu anwandte, dem Hofe bessere und heilsamere Rathschläge zu geben, als diejenigen waren, welche derselbe zu sei-nem Verderben befolgte. Als er endlich im Jahre 1789 mit dem Commando der Stadt Paris bekleidet war, und den Auftrag erhielt, seine eigenen Rathschläge in Ausübung zu bringen, war er zu nichts anderm tauglich, als furchtsame Maßregeln zu ergreifen und eben so schwankende Befehle zu ertheilen. Endlich entfloh er sogar mit Päs-sen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Er ward eingeholt und ins Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt. Nun verschwand Besenval von der politischen Bühne und starb am 27.

Juni 1794 im 72. Jahre seines Lebens. Seine nicht unberühmten Memoiren, welche jedoch die Familie desselben für untergeschoben erklärt hat, sind bei dem Interesse, welches sie erregen, nichts desto weniger mit großer Oberflächlichkeit und ohne alle historische Würde geschrieben.

Besessene nannte man in alten und neuen finstern Zeiten die epileptischen, hysterischen und wahnsinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in solchen Unglücklichen ihr Wesen trieben. Verstellung, im Bunde mit mönchischer Arglist, brachte damit Mirakel, und Dummheit und Bosheit Auto da Fé zu Stande. Das Licht der neuern Zeit hat diese Werke der Finsterniß enthüllt; aber ob der exorcisirte Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus sich einschleicht, mag die Zeit lehren.

Besitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Person zu einer Sache, vermöge dessen es ihr nicht nur physisch möglich ist, fortdauernd über dieselbe, und zwar in eigener oder fremder Person, nach Willkür zu verfügen (physischer oder eigentlicher Besitz, Inhabung, detentio), sondern auch die Absicht, dieselbe ausschließend zu behalten (animus detinendi), mit dem Bewußtsein jener physischen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden ist (Mentalbesitz, intellectueller Besitz). Auch wird oft der Gegenstand, welcher besessen wird, Besitz genannt. Der Besitz ist aber an sich noch kein Recht zu besitzen, sondern nur ein Factum, und als solches überhaupt ausschließende Verfügung über eine äußere Sache, welche mit der Bemächtigung entsteht. Dadurch unterscheidet sich der Besitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum setzt ein bestehendes Rechtsverhältniß unter Menschen voraus, welches erst im Staate vollkommen Statt findet, in welchem jedem ein Besitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Voraussetzung des Eigenthums ist der Besitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeschadet seines Eigenthumsrechts auf andere übertragen kann, und welches mehrere einzelne Befugnisse (sich mit Gewalt im Besitze zu behaupten — retentio — die besessene Sache von jedem dritten Besitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber so der Besitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums ist, so gewährt er auch im Staate, er mag erworben sein wie er wolle, im streitigen und zweifelhaften Falle dem Besitzer einen Vorzug gegen jeden, der seinen Anspruch oder sein Eigenthum an der Sache nicht beweisen kann, und jener wird, bis zum Erweise des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch giebt überhaupt die Dauer eines Zustandes, die Gewöhnung an denselben, und die durch Länge der Zeit fester gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenstande — kurz die allen Anspruch lähmende Gewohnheit, selbst da, wo der Besitz mit Rechtsgründen bestritten werden könnte oder ungern zugestanden wird, demselben einen solchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter sagen kann: „wer im Besitz ist, ist im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren." T.

Bessières, Herzog von Istrien, Reichsmarschall von Frankreich. Er schwang sich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann und ging im Jahre 1796 zur italienischen Armee, wo er zum Commandanten der Guiden des Generals Buonaparte ernannt wurde. Den 4. September dieses Jahres nahm er mit sechs Cavalleristen zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei.

Hierauf wurde er nach Paris gesandt, dem Directorium die dem Feinde genommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberst zur Armee zurück. Er begleitete den General Buonaparte nach Ägypten, und kam wieder mit ihm nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er zum Brigadegeneral, und kurz darauf zum Divisionsgeneral erhoben. Er commandirte dann die Guiden zu Pferde von der Consulargarde, und ward nach Napoleons Thronbesteigung Reichsmarschall. Im Mai 1805 erhielt er vom Prinz-Regenten von Portugal den Christusorden, und begab sich gegen Ende des Jahres zur Armee in Deutschland, wo er an den glänzenden Operationen Theil hatte, womit sich der Feldzug eröffnete. In der Schlacht von Austerlitz zeichnete er sich vorzüglich durch seine kühne Anführung der französischen Garden aus. In dem preußisch französischen Feldzuge 1806 lieferte er am 23. December dem preußischen General L'Estocq einige Gefechte bei Biezun. In der Schlacht von Eylau unterstützte er vorzüglich die kühnen Cavalleriemanövres des Großherzogs von Berg. Bei der Schlacht von Friedland kam die Garde gar nicht zum Gefechte. Er genoß der Auszeichnung, den Kaiser Napoleon bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Flusse Niemen zu begleiten. Später commandirte er einen Theil der Armee in Spanien. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Österreich 1809 führte er das Commando der Cavallerie bei der französischen Armee und wurde in der Schlacht von Wagram verwundet. Später übernahm er das Commando der Nordarmee an Bernadotte's Stelle, verließ es aber bald wieder. Im J. 1812 befand er sich mit der französischen Armee in Rußland, und im J. 1813 in Deutschland, wo ihn vor der Schlacht bei Lützen am 1. Mai eine Kanonenkugel tödtete.

Bestimmung des Menschen. Wozu bin ich da, und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm seinen Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts anders ist, als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder schlechthin der Zweck seines Daseins. Dieser Zweck besteht in einem, seiner sittlichen Veredelung angemessenen Grade der Glückseligkeit. Sittliche Veredelung ist Erhöhung der Menschenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit in der engsten Bedeutung ist die Übereinstimmung der freien Handlungen mit den moralischen Gesetzen. Der Mensch hat Tendenzen und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieses Ziel seines Bestrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise begehrt er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen u. s. w. Diese Güter aber sind hinfällig, veränderlich, dem Verlust unterworfen, und ob sie gleich seinen Zustand eine Zeit lang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon ist, weil sie nicht vollkommen in der Macht des Menschen stehen, und alles Bemühen, ihnen eine stete Fortdauer zu geben, vergeblich ist. Die Stoiker bezeichneten sie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, in wie fern derselbe ein Glied der Sinnenwelt ist. Bei dieser äußern Bestimmung bleibt Epikur stehen, welche nach seinem System darin bestand, sich das Menschenleben möglichst angenehm zu machen. Er würde Recht

gehabt haben, wenn der Mensch weiter nichts als ein Sinnenwesen wäre. Allein als ein moralisches Vernunftwesen bemerkt er in seinem Innern höhere Tendenzen einer moralischen Natur. Dem gemäß muß sich alles übrige auf ihn, als absoluten Zweck, beziehen. Seine moralische Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein, sondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Bestimmungsgründen der praktischen Vernunft, in welchen eben das Vermögen besteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe, zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens kann das moralische Vernunftwesen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Mensch nicht Herr ist. Die Vernunft hingegen, wenn sie sein oberes Begehrungsvermögen lenken soll, stellt in ihm das Gesetz der Sittlichkeit als das höchste, absolute und unbedingte Gesetz auf, worauf sich alles beziehen muß, das selbst aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet so: Du sollst alle deine Pflichten aus uneigennützigen Absichten, nach allen deinen Kräften erfüllen, du sollst Tugend allenthalben, so weit deine Kräfte reichen, zu realisiren streben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenwesen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einschränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht bestehen könne. Da nun für den Menschen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung; so muß denn auch hierin sein höchster und letzter Zweck, d. h. seine Bestimmung bestehen. Der Mensch aber ist ein endliches eingeschränktes Wesen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengesetz und dessen strenge uneigennützige Foderung unablässig vor; allein wegen seiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben ist, bleibt die durchgängige Reinigkeit seines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunsch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn, ist die Annäherung zu diesem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält seine moralische Thätigkeit ein unbegrenztes Feld, auf welches dieselbe unaufhörlich fortschreiten kann. Dieses Fortschreiten heißt sittliche Veredlung. Der Mensch ist zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß sein, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch seine Freiheit hervorbringen. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauchs ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sittliches besitzt, dessen Gegenstand das größtmöglichste Wohlsein, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur in so fern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht die Bestimmung des Menschen in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade von Glückseligkeit; und wiewohl ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Willens erreicht hat, nicht frei ist von den Verdrießlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so muß ihn doch der Gedanke stets trösten, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Bestreichen (flankiren) heißt, von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müssen zwei Linien, welche einander bestreichen sollen, senkrecht auf einander stehen.

In diesem Falle ist die Vertheidigung rechtwinklig; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel miteinander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben, und hindert also den Übergang über denselben; diese beschießt die Bresche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang sein.

Bestuchef (Riumin Alexei). Dieser in der neuern Geschichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeit lang das russische Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die russische Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Minister am englischen Hofe, hierauf russisch kaiserlicher Oberkammerjunker und Gesandter am dänischen Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum geheimen Rath und Cabinetsminister. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt, und dieser wieder entsetzt worden, in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand, und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies sich auf diesem Posten als einen Freund des Hauses Österreich, und brachte, vermöge seiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußische Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiserin ließ ihn ihren Tod befürchten; er suchte ihre Successionsverordnung umzustoßen, den Großfürsten, Peter Fedrowitsch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der russischen Thronfolge auszuschließen, und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russischen Truppen im siebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches gerade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägerndorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; Bestuchef wurde, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte nicht nur bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, sondern auch unter der Regierung Peters III. fort, von 1753 bis 1764; die Kaiserin Catharina II. aber setzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein. Während seiner Verbannung schrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen, herausgekommen ist.

Betel bezeichnet ursprünglich in Ostindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeschlecht gehört. Merkwürdig ist diese Pflanze deswegen, weil sie einer Mischung von Substanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern sehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbestandtheile besonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) bestehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöschtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Substanz ausmacht, und mit der Arekanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallsäure enthalten soll, zusammengesetzt. Diese Mischung dient, wie schon gesagt, den Einwohnern der Äquinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieselbe in einer besondern Büchse bei sich, und bedienen sich

ihrer unaufhörlich, wie man sich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen die Ostindier einander die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabaksdose zum Zeichen der Freundschaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewissen Fällen unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Übrigens stärkt der Gebrauch des Betels auf eine besondere Weise die Speicheldrüsen und die Verdauungswerkzeuge, so wie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern auch die Excremente backsteinroth und zerfrißt bei zu häufigem Gebrauche die Zähne.

Bethlehem, der Geburtsort Christi, ein Dorf (ehemals eine Stadt) in Syrien, im Paschalik Damaskus, an einem ganz mit Weinstöcken und Ölbäumen bedeckten Berge, eine Meile südlich von Jerusalem, mit 300 Häusern und 2400 griechischen und armenischen Einwohnern, welche hölzerne Rosenkränze und mit Perlmutter eingelegte Crucifixe für die Pilger verfertigen, und sehr guten weißen Wein erbauen. In einer unterirdischen, unter dem Chor der Kirche eines hiesigen großen Klosters befindlichen, reich mit silbernen und krystallenen Lampen ausgezierten Grotte wird ein mäßiges Becken von Marmor gezeigt, welches die Krippe sein soll, in welche Christus als Kind gelegt worden. — **Bethlehem**, die Hauptniederlassung der evangelischen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der pensylvanischen Grafschaft Nordhampton am Einfluß des verschiedene Mühlen treibenden Manakissy-Croek in den Leheigh, 11 Meilen nordwestlich von Philadelphia, 75° 14′ W. L. von Greenwich, 40° 37′ N. Br., mit einer schönen Kirche, 100 steinernen Häusern und 1436 Einwohnern, welche deutsch sprechen. Die drei verschiedenen Häuser für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Wittwen zeichnen sich durch ihre Größe und die in ihrem Innern herrschende fast klösterliche Disciplin aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Kostschulen werden auch Kinder anderer christlichen Glaubensverwandten aufgenommen.

Bethmann (Friederike), vorher verehelicht gewesene **Unzelmann**, war eine der ersten Zierden des berliner Nationaltheaters. Sie war um das Jahr 1760 geboren zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, ein herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode ihres Vaters verheirathete sich ihre Mutter mit dem bekannten Schauspieldirector **Großmann**. Dieser ging mit seiner Familie in die Rheingegenden, nach Cöln, Bonn, Mainz u. s. w., wo sich die Tochter mit Herrn Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch sein reiches Talent allgemein beliebten und rühmlich bekannten Komiker, verheirathete, und zuerst die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß sie sich zuerst in der Oper versuchte, die sie auch späterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt sie durch Gesang und Spiel in muntern und naiven sowohl als sentimentalen Rollen großen Beifall, und wurde nebst ihrem Gemahl nach Berlin gerufen, wo sie sich nach und nach zu einer der ersten Schauspielerinnen, welche Deutschland besessen hat, sowohl in der Tragödie, als in der Komödie, ausbildete. Im J. 1803 ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden, um sich mit dem ebenfalls am berliner Nationaltheater angestellten Schauspieler Bethmann zu verheirathen. Sie starb 1814. Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein scharfer Ver-

stand vereinigte sich in ihr mit einem anmuthsvollen, mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen Gesichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen, und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Wenn es oft, und nicht mit Unrecht dem deutschen Schauspielwesen zum Vorwurf gemacht worden ist, daß man die Tragödie von der Komödie nicht so scharf trenne, daß jeder ihre besondere Darsteller behalte; sondern daß selbst von Seiten dieser der Ruhm der Allseitigkeit dem der Vollendung in einem scharf begrenzten Fache vorgezogen werde, so muß man doch gestehen, daß eben diese Einrichtung auch die Entwickelung ausgezeichneter Talente ungemein befördert, und auf der deutschen Bühne die seltensten Erscheinungen hervorgebracht hat. Unter diese war die Bethmann unbedingt zu rechnen. In der Tragödie strebte sie mit hohem Glücke nach jener edlen Einfachheit, welche die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, der Menschheit über die Natur offenbart, ohne daß sie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenschaften das Geringste vergab, und so wahrhaft veredelte Natur darstellte. Ihre Fürstin in der Braut von Messina, Iphigenia in Göthe's unsterblichem Werke, Phädra, Orsina u. s. w., beweisen dieses zur Genüge. Im Lustspiel standen ihr überall die heitern Grazien zur Seite, und mit dem schalkhaftesten Muthwillen wußte sie die Sitte gebildeter Menschheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchster Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele, Wahrheit und unverkünstelter Natur, ihre Gewandtheit unerreichbar, ihr feiner Tact in Auffassung alles dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verstand die dem Schauspieler so wichtige Kunst, sich nicht nur passend, sondern ideal und charakteristisch zugleich zu kleiden, so gründlich, daß sie, wo sie erschien, immer eine anziehende Erscheinung gewährte. Ihre Declamation besonders verdiente als Muster aufgestellt zu werden, denn gleich entfernt von steifem Prunk und affectirter Betonung, so wie von falsch verstandener Natürlichkeit und nachläßiger Behandlung der Rede, welche mehr als Conversationssprache sein sollte, ging sie den schönen Mittelweg des Schicklichen und Passenden. Ob sie gleich, noch ehe Iffland die Leitung der Bühne übernahm, die sie zierte, schon als eine ausgezeichnete Darstellerin anerkannt war, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß sie erst, als sie dieses große Muster der Menschendarstellung studiren konnte, sich in die heitern Höhen der Kunst erhob. In ihren frühern Jahren war sie auch bei der Oper angestellt gewesen, wo sie durch ihre anmuthsvolle Stimme, ihren beseelen Vortrag, verbunden mit dem ihr eigenen trefflichen Spiele allgemeinen Beifall fand.

Betonung, s. Accent.

Betrug. Die vorsätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorstellung bei einem Menschen, um ihn zu einem Entschlusse zu bestimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine solche vorsätzliche Erweckung unrichtiger Vorstellungen der andere geradezu gegen seine Bestimmung handelt und dadurch seiner Persönlichkeit entsetzt und zu einer Sache herabgewürdigt wird; so geht daraus schon von selbst hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit ist, sich einen Betrug zu Schulden kommen zu lassen. Wenn ein solcher Betrug unter Personen, die einen Vertrag mit einander schließen, begangen wird; so versteht es sich übrigens von selbst, daß dadurch, dem Naturrecht nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich

die positiven Gesetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verstößt, nicht immer zu steuern im Stande sind. Darf man aber zum voraus setzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wissen können, und dessen ungeachtet den Vertrag eingegangen ist; so muß, den positiven Gesetzen zufolge, der Betrogene diesen Vertrag zu seinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Gesetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen sprechen dürften.

Betrug der Sinne. Wenn wir sagen, die Sinne trügen uns, so kann das keine andere Bedeutung haben, als sie veranlassen uns zu einem Irrthume oder zu einem falschen Urtheile über die Beschaffenheiten der Dinge. Allein wir sind es selbst, die uns durch das übereilte Urtheil täuschen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß sie uns die Eindrücke überliefern, welche sie empfangen, und zwar auf dieselbe Weise, wie sie sie empfangen. Wir aber setzen entweder zu diesen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden ist, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es also an uns, wenn unser Urtheil nicht mit dem Gegenstande äußerlich übereinstimmt.

Bettelmönche, s. Orden.

Bettelwesen, s. Gaunerwesen.

Bettinelli (Saverio), einer der berühmtesten italienischen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1718. Nachdem er unter den Jesuiten in seinem Vaterlande und zu Bologna studirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieses Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencursus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die schönen Wissenschaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, sich hier durch einige für die scholastischen Übungen abgefaßte Poesien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu studiren, gegangen war, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie **Jonathan**. Hier zogen damals das von dem Grafen Marsigli gestiftete Institut, die Clementinische Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Astronomen berühmten Manfredi, Zanotti, Algarotti u. A. die Augen der gelehrten Welt auf sich. Mitten in diesem Verein vollendete Bettinelli seine Bildung. Die Direction des adeligen Collegiums zu Parma wurde ihm im Jahre 1757 anvertraut; er leitete hier besonders die historischen und poetischen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daselbst, während welcher er mehrere Städte Italiens besuchte. Hierauf machte er längere Reisen durch Deutschland und Frankreich, und wurde überall mit den geistreichsten Männern bekannt. Endlich kehrte er nach Verona zurück, und verblieb daselbst bis 1767, beschäftigte sich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in seinen Poesie campestri sagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in seinem Hause zum guten Geschmack. Nach der Aufhebung des Ordens 1773 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er seine literarischen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter denen verschiedene waren, durch die er auch die Gunst der Frauen sich zu erwerben suchte, namentlich seinen Briefwechsel zwischen zwei Frauen, seine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich seine vier und zwanzig Gespräche über die Liebe. Er hatte sie 1796 eben herausgegeben, als die Belagerung Mantua's ihn nöthigte, die Stadt zu verlassen. Als sich 1797 Man-

ua ergeben hatte, kehrte er dahin zurück, und widmete sich, obwohl
r bereits ein Achtziger war, seinen gewohnten Arbeiten. Im Jahre
799 begann er eine vollständige Ausgabe seiner Werke, welche 1801
u Venedig beendigt ward, und aus 24 Duodezbänden besteht. Noch
ls ein Greis von neunzig Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Hei-
rkeit seines Geistes, und starb endlich den 13. September 1808 mit
er Fassung eines Philosophen und den Empfindungen eines religiösen
Mannes. Außer seinen bereits erwähnten Werken führen wir noch an:
Risorgimento negli studi, nelle arti e ne' costumi dopo il mille
3 Bände), ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an
euen und richtigen Ansichten fehlt, und Lettere dieci di Virgilio
gli Arcadi (1 Band), dasjenige von Bettinelli's Werken, welches
as meiste Aufsehen machte. Seine Poesie (3 Bände) enthalten sie-
en poemetti, sechzehn Briefe in Versen, Sonette, Canzonen u. s. w.
Ohne sich darin als großen Dichter zu zeigen, erscheint der Verfas-
er immer als ein eleganter und geistreicher Dichter. Voran geht eine
Abhandlung über die italienische Poesie.

Bettung, in Festungen die aus Balken und Bohlen bestehende
Bedeckung der Kanonenbänke. Oft nennt man auch andere Lager,
worauf ein anderes Ding gelegt wird, Bettung, z. B. im Wasserbaue
ie Grundlage einer Schleuse u. s. w.

Beurtheilung überhaupt ist die Bestimmung der Wahrheit
ach Gründen. Diese Gründe rühren nun entweder her von der Wahr-
eit des Gegebenen, aus welchem man schließen will, oder es sind Fol-
en, welche bei Voraussetzung des Gegebenen gezogen werden. Das
Gegebene selbst, in so fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden,
iefert die Beurtheilungsgründe. Diese sind zweierlei: Be-
weisgründe der einen oder der andern Meinung (ratio-
es dubitandi), oder Entscheidungsgründe (rationes deci-
endi). Die Beweisgründe der streitenden Meinungen
rationes dubitandi) sind entweder einseitig (unilaterales), wenn
e nur auf eine Meinung passen, oder zweiseitig (bilaterales),
wenn sie für die eine Meinung sowohl, als für die andere angeführt
werden können. Entscheidungsgründe heißen diejenigen, welche bewei-
en, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen
werden müsse. Diese Entscheidung kann nur auf zweierlei Weise
eschehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angiebt, woraus
rhellt, welcher von zwei einseitigen Beweisgründen dem
ndern vorzuziehen sei, oder zweitens, wenn man unter zwei strei-
enden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch also
er Vorzug des einen vor dem andern erwiesen wird. Die erstern kön-
en höhere oder positive Entscheidungsgründe, die andern
ber widerlegende Entscheidungsgründe genannt werden.
Es wird aber die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes wider-
egt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein solcher gegebener zwei-
eitiger Beweisgrund nur einseitig sei, und also für die eine Meinung
allerdings beweise, aber auf die andere überhaupt, oder wegen beson-
derer subjectiven Umstände gar nicht passe. Kann man aber den Be-
weisgrund selbst seinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man
beweisen, daß dasjenige, was darin als geschehen oder sonst als Wahr-
heit angenommen wird, nicht wahr sei, so braucht es weiter keiner
Entscheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortschließen wol-
len. Weil aber eine zweifelhafte Frage auch dadurch ausgemacht
werden kann, so sieht man, daß solche Widerlegungsgründe zu beiden

Classen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entscheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majestätsrechte. Da ist es nämlich das Recht, einen einzelnen Fall unter das Gesetz zu subsumiren und zu bestimmen, ob er in demselben bestimmt sei oder nicht. Dieses Recht, sagen sie, ist nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn diese hat nur das Recht, einen bestimmten Fall zu beurtheilen, und dies ist nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel ist bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern oder 250 Laubthalern, und wird darum so genannt, weil alles Geld und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Unsere Erde enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon zwei Drittheile mit Wasser bedeckt sind. Es bleiben demnach über drei Millionen festes Land. Rechnet man nun, daß jede Quadratmeile 3000 Menschen ernähren kann; so könnten 9000 Millionen Menschen auf der Erde leben. Wenn wir nun aber hiervon Wüsten, Steppen, Moräste, Waldungen und Eisländer abrechnen: so müssen wir dennoch annehmen, daß, selbst nach diesem Abzuge, wenigstens 8000 Millionen darauf wohnen können. Gleichwohl zählt man nur gegen 1200 Millionen, nämlich in Asien 650, in Afrika 150, in Amerika 150 und in Europa 160 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde könnte also beinahe um das dreifache größer sein. Welch ein Unterschied unter der Bevölkerung der einzelnen Länder unter sich selbst herrscht, davon zeugt z. B. Rußland und Frankreich.

Bevölkerungspolitik. Weil man wahrgenommen, daß wohlhabende Staaten gewöhnlich auch volkreich sind, so hat man, Ursache und Wirkung mit einander verwechselnd, lange Zeit geglaubt, den Regierungen sei keine größere Sorgfalt zu empfehlen, als die, für Vermehrung der Volksmenge; auch wähnte man, die Zunahme der letztern sei stets als Zuwachs der Streitkräfte und der Macht eines Staates zu betrachten; daher kam die Maxime der Volksvermehrung sogar als höchstes Princip in die Staatslehre. Als unmittelbare Folgen dieser irrigen Ansicht müssen die verkehrten, theils ungerechten, theils lächerlichen und sogar unsittlichen Maßregeln betrachtet werden, welche, um jenen Zweck zu erreichen, in vielen Ländern getroffen werden. Namentlich gehören dahin: Verbote des Auswanderns, Ermunterungen zum frühen Heirathen, Strafen auf das Nichtheirathen, Belohnungen auf die Erzeugung vieler Kinder, Auffoderungen zur Unzucht durch Findelhäuser, Anlockung von Colonisten u. d. m. In der neuesten Zeit erst ist man zu der vollen Überzeugung gelangt, daß die Regierungen weit seltener ihre Aufmerksamkeit dahin zu richten haben, die Volkszahl zu vermehren, als vielmehr darauf, eine allzugroße Vermehrung zu verhüten. **Malthus**, der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand (An essay on the principle of population, or view of its past and present effects on human happiness. 3. Edit. London. 1806. übers. ins Deutsche von **Hegewisch**. Altona 1807) hat unwidersprechlich dargethan, daß die Vermehrung der Menschen in **geometrischer** Progression Statt finden könne, die Vermehrung der Nahrungsmittel hingegen höchstens kaum in **arithmetischer**. Verschwenderisch, sagt er, säet die Natur in den organisirten Reichen den Saamen des Lebens aus, sparsam ist sie in Anweisung der Nahrung. Die Keime, welche die Erde jährlich gebiert, wenn ihnen voll-

ommne Entwickelung gestattet würde, vermöchten Millionen Welten n wenig Jahrtausenden zu füllen, aber der eiserne Scepter der Nothwendigkeit zeichnet ihnen beengende Grenzen. Schon Franklin machte die Bemerkung, daß die unendliche Productiv-Kraft der Pflanzen und Thiere nur durch das Gedränge und den Kampf derselben m gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten werde. Auch der Mensch vermag durch keine Anstrengungen der Vernunft diese Schranken niederzureißen. Euler berechnete nach einem Mortalitätsverhältniß von 1 zu 36, daß, wenn die Anzahl der Gebornen sich zu der der Verstorbenen wie 3 zu 1 verhielte, die Bevölkerung sich binnen 12¾ Jahren verdoppeln müßte. Und diese Verhältnisse sind nicht blos möglich, sondern haben auch wirklich in mehreren Ländern, wenn auch nur auf kurze Zeit, Statt gefunden. Nimmt man aber auch, um ganz sicher zu gehen, an, daß wenn keine Hindernisse eintreten, die Bevölkerung nur alle 25 Jahre sich verdoppelt, ein Verhältniß, welches durch unbezweifelte Zeugnisse bewährt wird; so nimmt die Volksmenge immer in geometrischer Progression zu. Ganz anders aber ist das Verhältniß, worin die Erzeugnisse der Erde zunehmen. Tausend Millionen Menschen verdoppeln sich in 25 Jahren eben so leicht als einfache tausend; nicht so die Nahrung. Wenn alles ackerbare Land urbar gemacht worden, so kann die Zunahme der Nahrungsmittel einzig von der Verbesserung des Bodens abhängen. Aber diese Quelle, statt reichlicher zu fließen, muß unfehlbar jährlich mehr und mehr versiegen; hingegen die Anzahl der Verzehrenden würde, wenn nur hinreichende Nahrung geschafft werden könnte, mit unerschöpflicher Kraft sich vermehren, der Überfluß der einen Periode würde die folgenden in Stand setzen, einen noch größern zu liefern und so ohne Ende. — Menschen, sagt Möser mit Recht, kann man mit einer Waare vergleichen, die, wenn sie stark abgeht, auch stark verarbeitet wird. Wenn es einem Staate an Menschen fehlt, wenn dem Ackerbau Hände mangeln, wenn große, productionsfähige Landstriche ungebaut liegen, wenn sich die Staatsbürger die meisten ihrer zum Wohlstand nothwendigen Bedürfnisse von fremden Nationen verschaffen müssen; so schlage man nur die Constitutionsurkunde oder das Staatsgesetzbuch auf und das Räthsel wird sich bald lösen. Kein anderes Mittel in der Welt ist im Stande, in irgend einem Lande auf eine dauernde und für die Nation unschädliche Art eine starke Bevölkerung hervorzubringen, als Erhöhung und Beförderung des Wohlstandes der Nation. Wohlstand ist der Magnet, der Alles an sich zieht; da, wo dem Streben nach ihm keine Hindernisse entgegen stehen, und sei es eine Wüste, wird sich der Mensch hindrängen; der Trieb nach Wohlstand ist so allmächtig, daß endlich jede andere der Menschheit auch noch so theure Neigung ihm nachstehen muß, also selbst die tief in der Natur der menschlichen Seele liegende Anhänglichkeit an die Heimath. So ist einst Tyrus und Karthago entstanden, so ist Amerika in wenig Jahren mit einer großen Menschenmenge bedeckt, und der Aufenthalt zerstreuter nomadischer Jäger zu einem mächtigen, blühenden, noch immer im Wachsthum fortschreitenden Freistaat umgeschaffen worden; Lösung der Fesseln dieses Strebens nach Wohlstand ist der einzige Talisman, mit dem man, wie einst Deukalion, Menschen hervorbringt; allenthalben, wo diese Fesseln gelös't sind, ist auch Volksmenge. K. M.

Bewahrungsanstalten würde man Erziehungsinstitute für Kinder vom zweiten bis sechsten Lebensjahre nennen können, in denen,

nächst der bessern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenstände der Anschauung und geflissentliche Abwehrung aller Anlässe zu üblen Eindrücken, für eine freie Entwickelung der kindlichen Anlagen zum Guten gesorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden soll. Wenn man die Menge von Waisen, Findlingen und Kindern armer oder unverständiger Ältern bedenkt, welche in den ersten Lebensjahren verwahrlos't werden und an Leib und Seele verkrüppeln; so muß man solche Anstalten für ein dringendes Bedürfniß des Staates und der Menschheit erklären, dem die Findelhäuser, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. **Wolke** hat die Idee der Bewahrungsanstalten in seiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derselben ist uns nur das von der menschenfreundlichen Fürstin **Pauline** zu **Detmold** errichtete Bewahrinstitut, in dem die gebildetsten Frauen sichs zur Freude machen, abwechselnd die Aufsicht zu führen, und der Versuch des M. **Heinze** in Leipzig bekannt. E.

Bewegliche Feste heißen diejenigen christlichen Feste, die nicht immer auf einen und denselben Monatstag fallen, nämlich Ostern und alle, deren Bestimmung von Ostern abhängt, wie Fastnacht, der grüne Donnerstag, Charfreitag, Himmelfahrtstag, Pfingsten. Dagegen sind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feste, denn sie fallen jedesmal auf denselben Monatstag.

Bewegung eines Körpers ist die Veränderung seiner äußern Verhältnisse im Raume. Alle Veränderungen in der ganzen Natur oder doch in der ganzen Körperwelt beruhen auf der Bewegung, ohne welche alles todt und unwirksam wäre. Bewegung ists, die in den organischen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganischen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar sind uns die Natur und der Ursprung der Bewegung unbekannt, wohl aber lassen sich die Gesetze erkennen, nach denen sie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns blos die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper seine äußeren Verhältnisse in demselben ändert, so schließen wir, daß er sich bewege; sein Beharren in denselben Verhältnissen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältnisse der Körper pflegt man sich oft zu täuschen, und Ruhe und Bewegung zu verwechseln. So scheinen von einem schnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenstände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu sein. So leicht es in diesem Falle ist, den Irrthum gewahr zu werden, so schwer ist es in andern gewesen, so daß Jahrtausende dazu gehört haben, die Täuschung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung sind sieben verschiedene Umstände zu betrachten, nämlich die Ursache derselben, der bewegte Körper selbst, die Richtung seiner Bewegung, sein durch dieselbe zurückgelegter Weg, die Zeit, die dazu erfodert worden, die Geschwindigkeit und endlich die Größe der Bewegung. Was die Ursache der Bewegung betrifft, so ist dieselbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir schließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden sein müsse, deren Wirkung die Bewegung ist; wir sehen diese Kraft selbst in den Muskeln der Thiere und Menschen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung gesetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung setzen kann, daß die Planeten sich bewegen, daß ein Stein aus der Luft sich zur Erde niederbewegt u. s. w. Allein was diese Kraft sei,

ihr Wesen und ihre Beschaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft ist also blos die Bezeichnung einer Ursache, von der wir nichts weiter wissen, als daß sie vorhanden ist. Der bewegte Körper selbst, oder vielmehr die Masse kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Masse die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt so viel Masse zu bewegen, erfodert doppelt so viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers ist die Linie nach der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punct entweder seinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle desselben fortgeht. Wenn sich alle Puncte eines Körpers durchaus auf gleiche Weise bewegen, so braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punctes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieses Punctes beschriebene Linie ist der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Ist die Bahn geradlinig, so giebt sie selbst die Richtung der Bewegung an; ist sie krummlinig, so wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tangente der krummen Linie an dieser Stelle bestimmt. Diese Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punct an dieser Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einemmale aufhörte, seine Richtung zu ändern. — Bewegen sich nicht alle Puncte eines Körpers auf gleiche Weise, so muß die Bewegung eines jeden Punctes für sich selbst betrachtet werden, und aus diesem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punctes betrachten. Unter Raum der Bewegung versteht man die Länge seines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Puncten betrachtet wird, so ist dieser Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometrisch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinsten, Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergiebt sich die Geschwindigkeit seiner Bewegung. Ein Körper bewegt sich geschwinder als ein anderer, wenn er in derselben Zeit einen größern Raum, oder denselben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geschwindigkeit noch die Menge der bewegten Masse in Betracht. Zwei Pfund bewegen ist doppelt so viel, als ein Pfund mit derselben Geschwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geschwindigkeit 2 bewegen, ist auch doppelt so viel als eben denselben mit der Geschwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt dann, daß z. B. zwei Pfund mit der Geschwindigkeit 3 bewegen, sechsmal so viel sei, als ein Pfund mit der Geschwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung ist in mehr als einer Hinsicht verschieden. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man sie erkennt, ist sie entweder absolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, so heißt dies seine absolute Bewegung; relativ ist sie, wenn man die Gegenstände, auf welche die Bewegung des betrachteten Körpers bezogen wird, gleichviel, ob sie in Ruhe oder selbst in Bewegung sind, als feste Standpuncte betrachtet. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage ist die Bewegung ferner entweder gemeinschaftlich oder eigen, endlich entweder scheinbar oder wirklich. — In Rücksicht auf die Kräfte oder Ursachen, welche die Bewegung hervorbringen, ist dieselbe theils einfach, theils zusammengesetzt; ersteres, wenn sie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zusammenkommen, deren verschiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinsicht auf die Richtung ist die Bewegung entweder gerad- oder krummlinig; endlich in

Hinsicht auf die Geschwindigkeit entweder gleichförmig oder beschleunigt oder vermindert, und die beschleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beschleunigt, so wie die verminderte gleichförmig oder ungleichförmig vermindert.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die **tägliche** um ihre Achse, und die **jährliche** in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde ist dadurch in der Geschichte des menschlichen Geistes so merkwürdig geworden, daß sich hier der Mensch zum erstenmale klar vom Scheine los machte, und es wagte, das Gegentheil von dem zu glauben, was die Menschen — die Priester und die Kirche Jahrtausende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht läugnen, daß die Lehre des Copernicus nicht allein die neue Astronomie begründet, sondern daß sie auch den Menschen kühn gemacht, jeden Glaubenssatz zu bezweifeln, nachdem er hier gesehen, daß man 6000 Jahre hindurch irriger Weise die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt. In dieser Hinsicht sei diesem Artikel ein größerer Umfang in einem Werke gegönnt, welches durch die Zusammenstellung alles Wissens den Charakter der neuern Zeit trägt. — Alle Meinungen der Alten über die Bewegungen der Erde waren bloße Philosopheme, die aus der Pythagoräischen Schule entsprangen, welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, um den sich alles bewegte. So muß auch die Stelle von Aristarch von Samos gedeutet werden, welche Aristoteles in seinem Arenario anführt, und die unstreitig das Beste ist, was das Alterthum hierüber aufzuweisen hat. Aristarch kam als Pythagoräer darauf, daß er sagte: daß die Erde sich um ihre Achse drehe und zugleich in einem schiefen Kreise um die Sonne; und daß die Entfernung der Sterne so groß sei, daß dieser Kreis gleichsam nur ein Punct gegen die Fixsternensphäre sei, woher dann die Bewegung der Erde keine scheinbare Bewegung an den Sternen verursache. Auf diesen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, und der dann zugleich ein so guter Kopf und ein so guter Astronom war, wie Aristarch von Samos. Allein dieses war nicht die Copernicanische Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillstehen und ihr Rückwärtsgehen, dieses war dasjenige, was die Astronomen nicht erklären konnten, und was sie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, wodurch die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Aristarch lebte 280 Jahre vor Chr. Geburt, Hipparch, der große Astronom des Alterthums, 150 Jahre, also um 130 Jahre nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Aristarch vorhanden, und wenn in diesen die Copernicanische Weltordnung gewesen, so hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Eben so Ptolemäus, der in seinem Almagest, dem vollständigsten Werke des Alterthums über Astronomie, von der Copernicanischen Weltordnung des Aristach keine Erwähnung thut. Jeder Copernicaner spricht von der Bewegung der Erde, aber nicht jeder, der von der Bewegung der Erde spricht, ist ein Copernicaner. Copernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf sein System, und in der Dedication seines unsterblichen Werkes: de revolutionibus orbium, an den Papst Paul III. sagt er: daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit seines Systems hervorgehe, weil ihr Stillstehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillstehen und wieder Vorwärtsgehen ganz einfach und nothwendig aus der Bewegung der Erde um die Sonne hervorgehe, und man

nicht genöthigt sei, zu den verwickelten Epicykeln seine Zuflucht zu nehmen. So viel von der Geschichte dieses Systems, das dem menschlichen Verstande so große Ehre macht, und von dem die Franzosen behaupten, daß solches lange vor Copernicus vorhanden gewesen, und daß dieser es nur aufgefrischt, welche Meinung viele Deutsche mit flacher Rednerei wiederholt, die ungeachtet der so gepriesenen deutschen Gründlichkeit doch nicht zu den Quellen gegangen waren. Copernicus gab sein Werk, an dem er 36 Jahre gearbeitet, erst ganz am Ende seines Lebens heraus. Es wurde in Nürnberg gedruckt, und das erste Exemplar erhielt er nur ein Paar Tage vor seinem Tode. Er erlebte also die Verfolgungen nicht, welche die römischen Priester gegen sein System erhoben. Diese fingen eigentlich erst 100 J. später an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die sichelförmige Gestalt der Venus entdeckt, und hierdurch die Theilnahme an der Sternkunde und an der Astronomie aufs lebhafteste aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, in welcher Künste und Wissenschaften blühten. Galilei lebte in großem Ansehen, und dieser erklärte sich für die neue Weltordnung und vertheidigte sie auf alle Weise. Die römische Inquisition lud ihn vor, und er mußte diese Lehre abschwören. (S. den Artikel Galilei.) Die Theilnahme, die man an dem Schicksale des alten Mannes nahm, vermehrte die Theilnahme am System, und man suchte es von der einen Seite eben so heftig zu beweisen, als von der andern es zu bestreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hatte man immer den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Westen zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Secunden seines Falles der Thurm doch um mehrere hundert Fuß nach Osten rücke. Hierauf hatte Copernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bliebe, rühre daher, weil er dieselbe Bewegung nach Osten habe, und indem er falle, verliere er diese nicht, sondern gehe mit nach Osten. Galilei sagte dasselbe, und behauptete, daß ein Stein, der auf einem schnellsegelnden Schiffe von der Spitze des Mastes herabfalle, am Fuße desselben niederfalle, ungeachtet der Mast sich während des Falls vielleicht um 10 oder mehrere Fuß fortbewege. Gassendi stellte diese Versuche im Hafen von Marseille an, und die Steine fielen am Fuße des Mastes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Gallilei behauptete daher: man könne überhaupt keine Versuche über die Umdrehung der Erde anstellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade so fielen, wie auf der ruhenden. Galilei starb 1642. In demselben Jahre wurde Newton geboren. Dieser zeigte im J. 1679, daß Galilei's Meinung irrig gewesen, und daß man allerdings Versuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Westen abweichen, sondern östlich vom Lothpuncte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 00 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Ursache sei folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt sei, als der Fuß, so sei dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere sie diesen größeren Schwung nicht, und eile deßwegen dem Lothpuncte vor, so im Fußboden des Thurmes sei, weil dieser eine kleinere Geschwindigkeit nach Osten habe. Diesen von Newton gegebenen Wink verfolgte Hooke — der so recht ein Meister Allerlei war, und ständiger Secretär der Akademie, — und stellte Versuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhle an; behauptete

auch, daß sie gelungen. Die Akademie ernannte den 14. Jan. 1680 eine Commission, vor der er diese Versuche wiederholen sollte. Wahrscheinlich sind sie mißlungen, da ihrer weiter keine Erwähnung in den Philos. Transactions geschieht, und sie wurden völlig vergessen, obschon die Idee dazu vom berühmtesten und größten Manne in Europa herrührte. Erst nach 112 Jahren wagte es ein junger Geometer in Bologna, Namens Guglielmini, diese vergessenen und von den Astronomen für unendlich schwierig gehaltenen Versuche wieder aufzunehmen, und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm, 16 Kugeln fallen zu lassen, welche auch merklich gegen Osten abwichen. Allein Guglielmini beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, so oft er 3 oder 4 Versuche in einer Nacht angestellt. Erst nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf, und da dieses erst nach 6 Monaten zu völligem Stillstande kam, weil stürmisches Wetter eingetreten, so hatte sich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, sein Lothpunct war verrückt, und seine Versuche waren verloren. Dieses war 1792. Im Jahr 1804 stellte Benzenberg diese Versuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln fallen, bei einer Fallhöhe von 235 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Osten ab. Allein sie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrscheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte diese Versuche im Jahr 1805 in einem Kohlenschacht zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß, hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Osten, gerade so wie es die Theorie von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 51 Grad angiebt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus diesen Versuchen hat La Place mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung berechnet, daß man 8000 gegen 1 wetten könne, daß die Erde sich um ihre Achse drehe. Diese Versuche geben einen so entscheidenden und so in die Augen fallenden Beweis, daß selbst Tycho und Riccioli das Copernicanische System würden angenommen haben, wenn sie gesehen, daß die fallenden Körper nicht senkrecht fallen, sondern immer etwas nach Osten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, mittelst dessen die Axendrehung Jupiters bald beobachtet wurde, noch mehr aber durch Newtons Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmlischen Bewegungen, wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die siegende, und außer Mercier und den Bauern in Herisau haben sie in neuern Zeiten keine Männer von Bedeutung mehr bezweifelt. Die abgeplattete Gestalt der Erde (s. Abplattung) und die Abnahme der Schwere gegen den Äquator hin, welche aus Richers und vieler andern Pendelversuchen in den Äquatorialgegenden (s. Pendel) folgte, geben außerdem für die Axendrehung der Erde eben so einleuchtende Beweise ab, als die Abirrung des Lichts (s. d. Art.) für die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne: und so hat denn der Verstand des Menschen hier den vollständigsten Sieg über den Schein davon getragen, und über das römische Priesterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Unwahrheit und für eine Ketzerei erklärte. Allein wie sehr alles dem fortschreitenden Geiste der Zeit weicht, ergiebt sich aus folgendem. Als Guglielmini im Jahr 1792 die Versuche in Bologna anstellte, half ihm hiebei Borsiali, Hausprälat

es Papstes Pius VI.; dieser maß unten die Abstände der fallenden
Kugeln. Die Geschichte dieser Versuche findet sich ausführlich in fol-
endem Werke: Versuche über die Umdrehung der Erde von Benzen-
erg, Dortmund bei Mallinckrodt, 8 mit 7 Kupfern.

Beweis, im psychologischen Verstande, ist die Anwendung des
Verstandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Überzeugung
ei uns und Andern. Das Mittel dazu sind die Gründe und ihre
Verknüpfung. Im logischen Verstande ist ein Beweis die Herleitung
ines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in ge-
höriger Verknüpfung; denn der Verstand ist unbestechlich, und theilt
einen Beifall nur nach Beschaffenheit seiner Einsicht in die Evidenz
iner Wahrheit aus, und diese kann nur durch wahre Gründe des Be-
veises bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Ge-
etzen des Denkens gemäß ist und jede Prüfung der Vernunft aushalten
ann. Das Gegentheil hiervon ist ein falscher Grund. Das Für-
vahrhalten aus wahren Gründen heißt Überzeugung. Diejenigen
Nebensätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptsatzes eingesehen
wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, wor-
uf bei dem ganzen Beweise alles ankommt, heißt der Hauptgrund
nervus probandi). Alle Beweise werden durch Schlüsse geführt, oder
önnen doch in solche aufgelöst werden; denn vermittelst der Schlüsse
wird die Wahrheit eines Satzes aus andern Gründen erkannt. Die
Richtigkeit eines Beweises beruht daher auf der Wahrheit und Rich-
igkeit der Vordersätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung
ach logischen Regeln. Man fängt hierbei entweder von dem Schluß-
atze oder dem Satze, den man beweisen will, an, löset denselben in
wei Vordersätze auf, und jeden von diesen wiederum in seine Vorder-
ätze, so lange bis die Vordersätze keiner fernern Auflösung bedürfen
der man fängt bei den Vordersätzen an, und läßt den Schlußsatz zu-
etzt folgen. Das erstere ist die analytische Art zu beweisen, das
ndere die synthetische. Die Beweise a priori entstehen, wenn
ie Überzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als
in Product aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Be-
riffe und Grundsätze betrachtet werden muß; Beweise a posteriori
empirische Beweise) können solche genannt werden, welche in
er Überzeugung des Gefühls begründet sind. Bei den Beweisen
priori erkenne ich nicht nur, daß die Sache wahr ist, sondern auch,
warum sie wahr ist; die Beweise a posteriori hingegen geben mir
ur zu erkennen, daß die Sache wahr ist, nicht aber, warum sie wahr
st. Die Beweise a priori folgern das Dasein oder Nichtdasein
iner Sache aus dem Gesetze oder der Wirkung, welche aus der Ur-
ache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußsätze gebracht wer-
en. Die Beweise a posteriori schließen die Wahrheit oder Falsch-
eit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein
Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein
ogmatischer (discursiver, akroamatischer) Beweis. Sie
eißen akroamatische oder discursive Beweise, weil sie sich nur
urch lauter Worte (d. h. den Gegenstand in Gedanken) führen las-
en, und niemals zu eigentlicher Anschauung gebracht werden können.
u den Beweisen a priori rechnet man auch die transscendenta-
en Deductionen. Soll nämlich unsere Erkenntniß a priori kein
loßes Spiel mit Begriffen sein, so muß ihr eine objective Realität
erschafft werden können. Dies geschieht dadurch, daß man die Mög-

lichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transscendentale Deduction derselben. Daß eine solche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweisen a priori die eigentlich sogenannten Demonstrationen, welches apodiktische Beweise sind, in so fern sie intuitiv (anschaulich) sind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweisen hat, weil diese ihre Erkenntniß nicht mit den Begriffen allein, sondern auch aus ihrer Construction ableitet. Dadurch, daß sie z. B. den Begriff von einer bestimmten Figur auf der Tafel verzeichnet, bringt sie ihn zur Anschauung, und zwar zu einer solchen Anschauung, die dieser Figur ihrem Begriffe entsprechend, a priori gegeben werden kann. Dies ist der höchste Grad von Evidenz, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einemmale abschneidet, und den Verstand zum Beifallgeben nothwendiger Weise zwingt. Die Beweise a priori geben Überzeugung des Verstandes, die Beweise a posteriori (die empirischen Beweise) hingegen geben nur Überzeugung des Gefühls. Die Beweise sind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundsätzen im Zusammenhange und ohne Hinsicht auf das Gegentheil derselben darthut, so ist dies ein directer (ostensiver) Beweis; wenn aber aus der Falschheit des Gegensatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist es ein indirecter (apogogischer) Beweis. Dieser letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Ansehung ihres Zusammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher ist dieser Beweis, so zu sagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber besteht darin, daß der Widerspruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der ersten Verknüpfung eines ostensiven Beweises. In Ansehung des Zweckes, den man sich bei Beweisen vorsetzt, werden diese in Beweise ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund selbst als wahr an, in diesen zeigt man nur, daß jemand wegen seiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müsse, wie z. B. wenn man gegen einen Skeptiker aus demjenigen, wozu er sich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweis't. — Beweis in der Rechtswissenschaft ist zweierlei: einmal versteht man darunter, das Gesetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimmt; zweitens auch formgerechte Darstellung der juristischen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatsache. Die letztere Art des Beweises wird im Criminalprozesse nach vorgeschriebenen Förmlichkeiten von den Parteien selbst geführt, so wie er in Criminalsachen Zweck der richterlichen Untersuchung ist. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung ist eins der wichtigsten Capitel der Prozeßordnungen und an der Behandlung der Beweismaterialien ist der geschickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisresultate der weise Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelassen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Gesetze binden die Beweisführung an gewisse peremtorische Fristen, und schreiben dem Gebrauche der Beweismittel bestimmte Formen vor. Beweismittel sind: Zeugen, Urkunden, Beaugenscheinung, Gutachten der Sachverständigen und Eideszuschiebung. Der Gegenstand des Beweises sind zweifelhafte Thatsachen, und dessen Zweck die Eruirung (Auffindung) der Wahrheit. Man nimmt nach den Resultaten der Beweisführung

inen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach
er Beschaffenheit und Zusammenstellung der Beweismittel einen künst-
ichen und natürlichen, einfachen und zusammengesetzten; nach der mehr
oder minder unbeständigen Form einen solennen und summarischen Be-
veis an. Nach geführten Beweisen wird über deren Form und nach
er Vollendung der Beweise über deren Resultate endlich erkannt.
Man ist nicht im Stande, einem Nichtjuristen die Theorie des Bewei-
es zu verdeutlichen, ohne ihn das ganze künstliche Lehrgebäude der
Rechtswissenschaft durchwandern zu lassen, welches in den meisten Fäl-
en nicht thunlich, und beinahe in allen höchst zwecklos sein würde.

Bewußtsein. Wenn wir eine Sache von der Vorstellung, die
wir von ihr in uns haben, und die Vorstellung und ihr Object von
uns selbst unterscheiden; so nennen wir dies Bewußtsein. Das Be-
wußtsein ist demnach derjenige Zustand, in welchem wir die Vorstel-
lungen der Dinge als Veränderungen in uns nebst ihren Gegenstän-
den, sowohl unter sich, als von uns selbst unterscheiden. Derjenige
Zustand, welcher diesem geradezu entgegengesetzt ist, ist der Zustand der
Ohnmacht, wo jedes Bewußtsein aufhört. Erklären läßt sich das Be-
wußtsein weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff ist, der sich durch
keinen verwandten Begriff anschaulich machen läßt, sondern vielmehr
bei jedem vorausgesetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns bloß,
daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt sind, oder doch be-
wußt sein können. Diese Veränderungen bewirken dasjenige, was wir
im Allgemeinen unsern Zustand im moralischen Sinne nennen. Dies
macht unser **empirisches Bewußtsein** aus. Nach demselben
sind wir uns der abwechselnden Zustände in uns, unserer angenehmen
und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was
in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterscheiden diese
von den vorhergehenden Zuständen, woraus alsdann relatives Ver-
gnügen oder Mißvergnügen entsteht. Da nun aber diese Zustände im-
merfort wechseln, so muß mit ihnen auch dieses Bewußtsein abwech-
seln; es ist also das empirische Bewußtsein wandelbar. Alle Vorstel-
lungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empirisches Bewußt-
sein; denn sonst wäre es ganz unmöglich, sich ihrer bewußt zu wer-
den, und so würden sie für uns gar nicht existiren. Alles empirische
Bewußtsein aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein **transscen-
dentales Bewußtsein**, d. h. ein solches, welches vor aller Er-
fahrung vorausgeht. Dies ist das Bewußtsein meiner selbst, oder die
ursprüngliche Apperception. Nach derselben muß in unserer Erkennt-
niß alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein meiner selbst gehören.
Dieses ist nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen,
daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unserer
selbst in Ansehung aller Vorstellungen, die zu unserer Erkenntniß je-
mals gehören können, bewußt sind. Es ist die bloße Vorstellung Ich,
als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zusammenhangs
aller Vorstellungen. Hierin eben besteht das **transscendentale
Bewußtsein.** Daher ist der Satz, **daß alles verschiedene
empirische Bewußtsein in einem eigenen Selbstbewußt-
sein verbunden sein müsse**, der schlechthin erste und synthetische
Grundsatz unsers Denkens überhaupt.

Beilegen oder **Beidrehen** heißt in der Schiffersprache, die
Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin
fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts
treibt, wodurch es zum Stillstehen gebracht wird; man sieht dies

Manoeuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Sch in einer Gegend verharren soll, wo man nicht ankern kann oder nic ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich b deutend gemäßigt, desto abhängiger aber wird das Schiff von de Strome, und desto gefahrlicher die nahe Küste, zumal wenn sie unt dem Winde liegt.

Beyme, ehemals königl. preuß. Großkanzler, jetzt Staatsminist und Mitglied des Staatsraths für die Section der Justiz, specie beauftragt mit der Organisation des Justizwesens in den Rheinpro vinzen. Er ist gegen das Jahr 1770 geboren, und erhielt seine ersten Unterricht auf dem hallischen Waisenhause. Nach vollendete Studien trat er in die juristische Laufbahn. Als Kammergerichtsrath zu Berlin erwarb er sich bald den Ruf eines scharfsinnigen und über aus thätigen Juristen, und ward mit zwei andern Geschäftsmännern zum königl. geheimen Cabinetsrath vorgeschlagen, als der edle, in Gesinnung und Wissen wahrhaft humane Menke, welcher dem junge König zuerst Liebe erworben, und Glorie über dessen Regierungsan fang verbreitet hatte, durch gänzliche Erschöpfung seiner physische Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit seines Gei stes und Herzens die Geschäfte des Cabinets noch länger zu leiten. Auf den ersten Blick ward Beyme von dem König erkohren, dessen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der bestimmten und lebendigen Haltung angezo gen zu sein scheint. Von nun an schenkte er demselben auch 7 Jahre hindurch bis zu der unglücklichen Katastrophe der preuß. Monarchie un unterbrochen sein ganzes Vertrauen. Der Posten eines königl. gehei men Cabinetsrathes für die innere Staatsverwaltung war damals von einer Macht bekleidet, welche das Ansehen der sämmtlichen Staatsmi nister weit überwog. Beyme besaß alle erfoderliche Eigenschaften, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfassende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswissenschaft be sitze, welche demjenigen unentbehrlich sind, der beständiger Rath eines unumschränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung sein soll. Es hat sich gezeigt, daß er wenigstens bemüht war, sich diese allgemeinen und umfassenden Kenntnisse anzueignen und bestimmte An sichten von allen Gattungen der Staatsgeschäfte zu gewinnen. Nach der Zertrümmerung der preuß. Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaschine wieder einzurichten und fortgehen zu lassen. Frei herr von Stein übernahm es, der Schöpfer eines neuen preuß. Staa tes zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinetsregie rung, wollte er sie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber es ge reicht zum großen Lobe Beyme's, daß gleichwohl jener unumwundene Staatsmann gegen sein bestimmtes und nie zu bezweifelndes juristi sches Verdienst Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf einging, zur Würde des Großkanzlers zu empfehlen. Kei ner unter den alten Staatsministern Preußens hatte den Rang, die Wirksamkeit, die nöthigen selbstständigen Grundsätze eines solchen ge gen den mächtigen Cabinetsrath so zu behaupten gewußt, als der Frei herr von Hardenberg. Schon deßhalb mochte die Revolution in der preuß. Staatsverwaltung, welche diesen als Staatskanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm sein; aber in eine Orga nisation, wodurch die Minister von dem Kanzler ziemlich abhängig werden sollten, glaubte er sich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deß halb seinen Abschied als Großkanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eigenes Verdienst und zu hohes Gemüth besitzt, um das

Verdienst nicht auch am Gegner zu achten, blieb Beyme bald in die- ser, bald in jener Thätigkeit für den Staat. In den J. 1813 und 1814 war er Civilgouverneur von Pommern. Aber auch hier gelang es ihm nicht, durch seine Geschäftsführung die ihm nachtheilige Stimmung des Volks zu vermindern. Im J. 1815 ward er Staatsminister und 1816 in den Adelstand erhoben. Ihm ward die Organisation der Rechtspflege übertragen, doch wurde er seines Ministerpostens im J. 1819 wieder enthoben.

Beys sind eigentlich türkische Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Bassen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezoar, Bezoarstein, eine Kugel, die sich in dem Magen einiger Thiere, besonders des Ziegen- und Antilopengeschlechtes, aus Haaren und Pflanzenfasern bildet. Man theilt die Bezoarsteine in orientalische, occidentalische und gemeine ein. Die erstern werden für die kostbarsten gehalten; sie sind zarter und glatter als andere, auswendig sehen sie gräulich oder bläulich aus, inwendig bestehen sie aus zarten, blätterigen Theilen, die fast wie die Schalen der Zwiebel über einander liegen. Ehemals wurde diesen Körpern eine besondere Heilkraft zugeschrieben; jetzt aber ist der Glaube daran verschwunden.

Bezifferung. Wenn der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöst worden ist, zum Behufe des Generalbaßspielers oder desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Clavierinstrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß) Stimme dargestellt wird, pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden Statt finden können, so kommt der Generalbaßspieler, auch bei der größten Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Basses sehr oft in den Fall, daß er zu diesem oder jenem Grundton einen ganz andern Accord anschlägt, als denjenigen, dessen sich der Tonsetzer bedient hat. Hieraus sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimmen bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittelst ihrer Zahlen anschaulich macht. Dies geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B. der Grundton des Basses c heißt, so muß untersucht werden, zu welchem Accorde dieser Ton der Grundton ist, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. s. w. Ist nun der Accord c dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist man dahin übereingekommen, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht, oder auch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, also e genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dies c ein b, und dies b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden soll, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird nun auch der Sextenaccord blos mit 6, und der Septimalaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Terz und Quinte

enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch 6/4 u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann h, b, statt a, as u. s. w. gespielt oder gesungen wird. Pq.

Bianchi, kaiserl. österr. Feldmarschall, berühmt durch seinen glücklichen Feldzug gegen Murat im J. 1815. Schon früher hatte er sich vortheilhaft ausgezeichnet, namentlich in der leipziger Völkerschlacht 1813. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich 1814 commandirte er ein Corps des linken Flügels, trug zu dem Erfolge bei Bar sur Aube wesentlich bei, und ward sodann gegen Lyon, wo Augereau ihm entgegenstand, gesandt. Er bemächtigte sich dieser Stadt zu derselben Zeit, als die Hauptarmee Paris einnahm. Bei Buonaparte's Rückkehr von Elba 1815 befand sich Bianchi in Italien, wo er ein Corps in den drei Legationen commandirte. Hier ward er unerwartet von Murat mit einer überlegenen Heeresmacht angegriffen. Er zog sich daher in guter Ordnung zurück und erreichte den 5. April Carpi. Acht Tage darauf rückte er mit einem beträchtlichen Corps von Bologna auf Florenz und Foligno, um den Neapolitanern den Rückzug abzuschneiden. Dies Manoeuvre war von den entscheidendsten Folgen. Die neapolitanische Armee, in allen Richtungen beunruhigt und bedroht, ließ ihre ganze Artillerie im Stich, und zerstreute sich bald in den Gebirgen. Der Überrest endlich capitulirte bei Casa Lanza. Bianchi drang unaufhaltsam in das Königreich Neapel vor, wo Murats Herrschaft sofort ein Ende nahm. Ferdinand IV. belohnte nach seiner Rückkehr die Dienste des siegreichen Feldherrn mit Ertheilung seiner Orden und des Titels eines Herzogs von Casa-Lanza, verbunden mit einer Dotation von 9000 neapolitanischen Ducaten. Im J. 1816 erhielt Bianchi das Gouvernement von Galizien.

Bianchini (Francesco), ein berühmter italienischer Gelehrter, geboren zu Venedig 1662. Nach Vollendung seiner ersten Studien in seinem Vaterlande begab er sich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jesuiten seinen rhetorischen und philosophischen Cursus machte. Mathematik und Zeichenkunst beschäftigten ihn in der Folge. Er ging 1680 nach Padua und studirte dort Theologie, Mathematik und Physik, worin der gelehrte Montanari sein Lehrer war, die Anatomie und mit Vorliebe die Botanik. Für die geistliche Laufbahn bestimmt, begab er sich nach Rom, und studirte hier die Jurisprudenz, jedoch ohne seine Arbeiten über die Experimentalphysik, die Mathematik und Astronomie aufzugeben. Er verband sich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, und vermehrte seine Kenntnisse durch das Griechische, Hebräische und Französische. Die Antiquitäten wurden nun ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmählern zu, befand sich bei allen Nachgrabungen, besuchte alle Museen und zeichnete mit eben so viel Geschmack als Geschicklichkeit alte Denkmähler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, verlieh dieser dem Bianchini ein reiches Kanonikat, und ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Papst Clemens XI. setzte diese Gunstbezeigungen fort und erwählte ihn zum Secretär der mit der Kalenderreform beschäftigten Commission. Bianchini bekam den Auftrag, in der Kirche S. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm

half, glücklich zu Stande. Als er von einer Reise durch Frankreich, Holland und England zurückkehrte, faßte er die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muster derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Cassini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beschäftigte sich 8 Jahre auf seine Kosten damit; allein andere Arbeiten zerstreuten ihn, und dies Werk blieb unvollendet. In den J. 1727 und 28 erschienen zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über Augusts Grabmahl, mit welchen er seine Laufbahn beschloß. Er starb 1729; sein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmahl errichten. Seine zahlreichen Schriften sind Zeugen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, mit welcher er Bescheidenheit und die gefälligsten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichsten Städte Joniens, gegen das J. 570 vor Chr. Geb. geboren. Er widmete sich dem Studium der Philosophie, welche noch nicht in leeren Speculationen bestand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weisen belegte, sich vornehmlich mit der Moral und Politik beschäftigten. Bias that ein gleiches und pflegte zu sagen, daß unsere Kenntnisse von der Gottheit sich darauf beschränken, daß wir wissen, sie existire, und daß man sich jeder Untersuchung über ihr Wesen enthalten müsse. Er studirte vornehmlich die Gesetze seines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntnisse zum Nutzen seiner Freunde an, indem er für sie vor Gericht sprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter schlichtete. Von den ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Crösus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier sehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers besorgten, rieth er ihnen, sich mit ihrem Eigenthum einzuschiffen, und sich auf Sardinien, einer der fruchtbarsten Inseln des mittelländischen Meeres, niederzulassen; aber seine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerstande wurden die Jonier von den Feldherrn des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene selbst, welches Mazares belagerte, beschlossen, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit antwortete er einem seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte: „Ich habe alles bei mir." Bias blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb, nachdem er noch für einen seiner Freunde vor Gericht gesprochen. Seine Landsleute bestatteten seinen Leichnam prachtvoll und ehrten sein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Jonien glücklich und blühend zu machen; dagegen führte man eine Menge von seinen Sittensprüchen und Lehrsätzen an. Bias ward zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Mahler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo er (der Vater) geboren worden. Obgleich der Vater ein Schüler Albani's war, so zeichnete er sich doch als Mahler nicht sonderlich aus; der Sohn hingegen, welcher 1657 zu Bologna geboren war, besaß die glücklichsten Anlagen für die Kunst, welche sich schon von seiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geschickter Zögling der Albanischen Schule, gewann ihn daher bald besonders lieb, und flößte ihm, indem er ihn für das Praktische der Kunst bildete, Neigung ein, sich mit Kenntnissen zu bereichern. Zuerst studirte Fernando die Geometrie, welche ihn mit Richtigkeit die Formen, die er copiren wollte, betrachten lehrte. Alsdann beschäftigte er sich mit architektoni-

schen Zeichnungen, als dem der historischen Gattung, wofür Signani ihn bestimmte, unentbehrlichen Studium. Aber jener fühlte eine angeborene Neigung für diese schöne Kunst und ward Architekt. Die ersten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farnese, ihm die Erbauung eines Lusthauses zu Colorno und die Verschönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf stieg schnell, und ward die Ursach, daß er nach Barcelona berufen wurde, um die Lustbarkeiten zu leiten, die man bei der Vermählung Carls III. anstellte. Seine geistreichen Angaben bei dieser Gelegenheit fanden großen Beifall und er kehrte aus Spanien, mit Lobsprüchen und Geschenken überhäuft, zurück. Darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Director seiner Schauspielhäuser mit dem Titel seines ersten Mahlers und seines Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl III., welcher Kaiser geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieselben Ämter wie in Parma bekleidete. Mehrere schöne Gebäude wurden in Österreich nach seinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferstichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeister Italiens und Frankreichs seit dem 15. Jahrhundert findet. In seinen Theatermaterialien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Barromini und Anderer noch weiter getrieben; dennoch sind seine Ensembles groß und wohl fähig, Erstaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugsam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geschickten Behandlung der Perspective und aus dem außer dem Rahmen des Bildes gelegten Gesichtspuncte zu ziehen wußte. Er rühmt sich mit Recht in der Vorrede zu seinen Abhandlungen über die Baukunst und Perspective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieser Methode in seinen theatralischen Decorationen dargethan zu haben. Seine Schriften beweisen seine gründlichen Kenntnisse. Seine Compositionen waren genau und geistreich, die Ausführung fest, sein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Als in seinem Alter sein schwaches Gesicht ihn am Mahlen verhinderte, beschäftigte er sich mit einer Durchsicht seiner Schriften, die er zu Bologna 1725 und 1731 neu in 2 Bänden herausgab, den ersten unter dem Titel: Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perspective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und starb 1743. Seine 3 Söhne haben die Kunst ihres Vaters durch ganz Italien und Deutschland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt seines Vaters bei Kaiser Carl VI., Giuseppe starb zu Berlin und Alessandro im Dienste des Churfürsten von der Pfalz. Zu Augsburg ist eine Sammlung seiner Decorationen herausgekommen.

Bibel hat ihren Namen von dem griechischen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, auf welche die Alten vor Erfindung besserer Schreibmaterialien schrieben. Daher nannte man späterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweise aber wurde so die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Christen als die Quelle ihrer Religion verehren; weßhalb man auch im Deutschen dieses Buch der Bücher schlechtweg die heilige Schrift nennt. Einige dieser Schriften, welche schon die Juden als die Urkunden ihrer Religion verehrten und noch verehren, befaßt man unter dem Titel des Alten Testaments oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdische Religionsverfassung unter

dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwischen Gott und dem jüdischen Volke vorstellt, das griechische Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtnisses oder Testaments bekommen hat. Dasselbe Bild trug man auch auf die spätere, durch Christum gestiftete Religionsverfassung über, indem man dieselbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwischen Gott und dem ganzen Menschengeschlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Christen als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Testamentes oder der Schriften des neuen Bundes. Zwischen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (s. Apokryphische Bücher). Kein Buch in der Welt ist so häufig geschrieben, gedruckt, übersetzt und erläutert worden, als die Bibel, so daß eine Sammlung aller Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Die Cansteinische Bibelanstalt in Halle hat sich vornehmlich um Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der Bibel in deutscher Sprache verdient gemacht. Um die Verdeutschung der Bibel selbst aber hat sich Luther unstreitig das größte Verdienst erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der biblischen Schriften tiefer eingedrungen ist, als es zu Luthers Zeiten möglich war: so ist doch die Lutherische Bibelübersetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch diese Übersetzung kam auch zuerst die Bibel in die Hände der Laien, denen das Lesen der Bibel schon dadurch verboten war, daß dieselbe nur in todten, für die Gelehrten allein verständlichen Sprachen gelesen werden konnte. Seit der Reformation aber ist wohl kein christliches Volk auf der Erde, daß nicht die Bibel in seiner Muttersprache lesen könnte.
D.

Bibelgesellschaften. Ein wallisischer Geistlicher, den zunächst der Mangel der wallisischen (oder wälischen) Bibel nach London führte, und der sich darüber mit einigen christlichen Menschenfreunden besprach, gab die Veranlassung, daß am 7. März 1804 zu London die brittische und ausländische Bibelgesellschaft gestiftet wurde. Bibelgesellschaft nannte sie sich, weil sie die Verbreitung der Bibel, dieses besten und trefflichsten aller Bücher, das für alle Zeiten und Menschengeschlechter bestimmt ist, zu ihrem Zwecke machte; brittisch sollte sie sein, weil sie ihre wohlthätige Wirksamkeit zunächst auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländisch, weil sie, soweit ihre Mittel und Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern sich vorsetzte. Um den möglichst allgemeinsten Gebrauch zuzulassen, sollten die von der Gesellschaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zusätze und Erklärungen sein. Im J. 1804 war die erste allgemeine Versammlung in London, welche den ihr vorgelegten einfach schönen Plan einmüthig annahm. Lord Teigenmouth wurde bald darauf zu ihrem Präsidenten gewählt, und mehrere Bischöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen die Stellen von Vicepräsidenten an. Jetzt begannen die Geschäfte. Das durch die londner Gesellschaft gegebne Beispiel fand Theilnahme und Nachahmung, und bis 1815 hatten sich in allen Theilen Großbritanniens bereits 484 ähnliche Anstalten gebildet und an die erstere als Muttergesellschaft angeschlossen, um diese mit Geldbeiträgen zu unterstützen

und dagegen von ihr mit Bibeln versorgt zu werden. Außerdem bestehen noch viele Bibelgesellschaften unter den geringern Volksclassen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Penny erlegen, um sich, ihren Kindern oder noch Armern eine Bibel zu verschaffen. Aber nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Deutschland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja selbst in den übrigen Welttheilen haben sich bis zum J. 1819 gegen 590 ähnliche Bibelsocietäten gebildet, welche mit der englischen in Verbindung getreten sind. Die Einnahme und dem gemäß die Ausgabe hat mit jedem Jahre zugenommen; erstere betrug in den ersten zehn Jahren 299,237 Pf., letztere 267,571 Pf. Im 11. Jahre allein nahm die Gesellschaft fast 100,000 Pf. ein und gab über 80,000 Pf. aus. Sie hat die Bibel ganz oder theilweise in 66 theils europäischen, theils außereuropäischen Sprachen (mehrere stereotypisch) drucken lassen, und außerdem große Summen auf den Druck andere Ausgaben der Bibel und des neuen Testaments in andern Ländern und Sprachen verwendet. So nimmt sie Theil an der Übersetzung und dem Druck der Bibel in 25 orientalischen Sprachen, welche in Ostindien unternommen werden. Auch die Vollendung des chinesischen Neuen Testaments hat sie unterstützt. Unter die wichtigsten Werke, welche die Gesellschaft jetzt befördert, gehören: ein syrisches Neues Testament, der äthiopische Psalter, ein persisches Neues Testament, der Druck der türkischen Bibel, welche Herr v. Dietz zu Berlin leitete u. v. a. Die schwerste Übersetzung war die in die Sprache der Eskimo's. — In Deutschland bestanden im J. 1817 folgende Hauptbibelanstalten: zu Hannover, wo eine Bibelausgabe von 10,000 Exemplaren vollendet war; zu Berlin; zu Dresden, welche nächst einer deutschen auch eine wendische Bibelausgabe für die Oberlausitz besorgt; zu Frankfurt a. M.; zu Marburg, wo van Eß über 60,000 Neue Testamente an Katholiken vertheilte, zu München, wo Goßner 20,000 Neue Testamente an Katholiken absetzte; zu Stuttgart, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 Neuen Testamenten schon vergriffen war; zu Hamburg, Bremen, Lübeck; die schleswig-holsteinische zu Schleswig, die eine Menge Localbibelvereine unterhält, zu Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunschweig u. s. w.; jede derselben hat ihre Hülfsgesellschaften. In der Schweiz ist die berühmteste Bibelgesellschaft zu Basel. In Straßburg wird eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elsaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgesellschaft in Stockholm schon 41,500 Bibeln und 47,800 Neue Testamente vertheilt hatte, Norwegen und Dänemark veranstaltete man ähnliche Ausgaben, und die dänische Gesellschaft hat Hülfsgesellschaften in Island und Westindien. Die russische zu Petersburg besorgte 1816 87,100, 1817 69,000 und 1818 105,000 Abdrücke der Bibel in den verschiedenen Sprachen des Reichs, unter andern finnische, slavonische, esthnische, lettische, alt- und neugriechische, georgische, armenische, wallachische, bulgarische und neurussische Übersetzungen. Die kalmückischen Evangelien und persischen Neuen Testamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongolische Lamadiener am Baikalsee, wird mit Hülfe zweier junger Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Christenthum angenommen haben, eine Übersetzung der Bibel ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tscherkassen, Georgiern und donischen Kosacken haben sich Hülfsgesellschaften gebildet; von Odessa aus verbreitet sich das göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbischof von Gnesen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 28. Juni

1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze Alexanders eine Gesellschaft in Warschau zu errichten. Im Österreichischen erschien 1817 ein Verbot der Bibelverbreitung durch solche Gesellschaften und die in Ungarn schon bestehenden wurden unterdrückt. Die Bibel findet aber auf andern Wegen Eingang in diese Länder. Italien, Frankreich, Spanien und Portugal thaten noch nichts für diese Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inseln aus diesen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg zugeführt. In Nordamerika wirkt seit 1816 eine große amerikanische Bibelgesellschaft mit ihren Töchtern, jetzt hundert, weit über die Grenzen der vereinigten Staaten hinaus. Die Colonien wetteifern für diese Sache; auch Hayti hat dazu die Hände geboten und die Eskimo's auf Labrador lesen schon die Apostelgeschichte in ihrer Sprache. Ein gleicher, weit wirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt sich im südlichen Afrika und in Ostindien, wo mehrere Druckereien Bibeln in den Landessprachen liefern; selbst die Inseln an der Ostseite Asiens werden nicht übersehen. Der Centralpunct dieser großen Unternehmungen ist die brittische Bibelgesellschaft in London, die seit ihrer Stiftung bis jetzt an 2 Mill. Bibeln und Neue Testamente vertheilt hat. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verschiedenen Confessionen für diesen Zweck, die auch in andern Ländern von gemischter Religion durch das Zusammentreten der Bibelgesellschaften bewirkt worden ist. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Christen von allen Parteien das Gefühl ihrer Gemeinschaft in den wichtigsten Überzeugungen anzuregen und bringen ohne Zwang die Quellen der wahren Religion in die Hände von Millionen, die sonst vielleicht nie dazu gekommen wären. Was dadurch sowohl unter den Völkern der Christenheit, als unter den Heiden, die das Christenthum auf diesem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbesserung der Sitten gewonnen werden kann und wird, übersteigt alle Berechnung. In der Geschichte der Civilisation und religiösen Bildung des Menschengeschlechts muß eine so weitumfassende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da schon ihre Übersetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meistentheils auch die Schreibekunst fehlte, ein höchst bedeutendes welthistorisches Interesse hat. Ob aber wohl überall der Sinn in der Übersetzung richtig getroffen ist? Und ob nicht die rohen Völker wunderliche Vorstellungen damit verbinden werden, so lange es ihnen an Schulen und Predigern fehlt? — Die durch die Bibel gewonnenen neuen Christen sind größtentheils Schüler der evangelischen Missionäre, folglich gehören sie zu der protestantischen Kirche, in welche das Bibellesen wohl auch Katholiken hinüberführen könnte. — Alle Feinde der Bibel sind auch Gegner der Bibelgesellschaften; man darf aber nicht umgekehrt schließen. Indeß läßt eine jetzt von neuem bestätigte Erfahrung nicht bezweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes unaufhaltsam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten. E.

Biber. Dieses merkwürdige und kunstreiche Thier findet man in Europa fast überall an Flüssen und Seen. Es sieht einer Wasserratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Für besonders bewundernswerth hielt man seine Kunstfertigkeit im Bauen. Es wurde vielfach erzählt und geglaubt, daß in Canada, wo die Biber häufig leben, sich oft mehrere hunderte zu einem gemeinschaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde schlügen, mit Zweigen durchflöchten und so einen Damm zu Stande brächten. In diesem Damme

erbaue sich jeder eine Wohnung von mehrern Gemächern und 3 Stock werk Höhe, belege die Fußböden mit Moos, glätte die Wände u. s. w., kurz, man erzählte von einer bewundernswürdigen Ordnungsliebe, Subordination und Pünctlichkeit, gab ihnen einen Rath und Präsidenten u. s. w. Allein ein neuerer englischer Reisebeschreiber, der viele Biberbaue untersucht hat, will von solcher Kunstfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen, und richten sich, wie jedes Thier, dieselben bequem zur Wohnung ein. Das Fleisch des Bibers wird gegessen, als lecker wird aber sein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fischartig ist. Die Biberfelle geben ein vortreffliches Pelzwerk, besonders werden die Haare zu Hüten verwendet, die, nach dem lateinischen Namen des Thieres, Castorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine ölige Feuchtigkeit, die sich in eignen Drüsen bei dem Thiere sammelt, wird als ein krampfstillendes Mittel gebraucht.

Bibliographie, auch **Bibliognosie** und **Bibliologie** genannt, beschäftigt sich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieser doppelten Beziehung gemäß, in eine wissenschaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wissenschaftliche betrachtet die Bücher blos nach ihrem Inhalte, und hat bei der bald blos referirenden, bald zugleich kritischen und räsonnirenden Verzeichnung derselben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichsten Büchern seines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in diesem Sinne des Worts (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) sind gewöhnlich in systematischer Form abgefaßt — sollte für manche die chronologische nicht geeignet sein? — und es verdienen unter den speciellern vorzügliche Erwähnung: J. A. Nösselts Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in der Theologie (4. Aufl. Leipz. 1800, 8. und Simons Fortsetzung, Leipz. 1813, 8.), E. Chr. Westphals Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrtheit (3. Aufl. Leipz. 1791, 8.), C. F. Burdach Literatur der Heilwissenschaft (Gotha 1810. II. 8.), W. Gf. Ploucquet Literatura medica (Tübingen 1808. IV. 4.), J. G. Meusels Bibliotheca historica (Leipz. 1782—1802. XI Tomi in 22 Bänden unvollendet), dessen Literatur der Statistik (Leipz. 1816. II. 8.), F. W. A. Murhard Literatur der mathematischen Wissenschaften (Leipz. 1797. V. 8.), F. Bb. Weber Handbuch der ökonomischen Literatur (Berlin 1803. II. 8. nebst Suppl. 1809), G. R. Böhmer Bibliotheca scriptorum historiae naturalis (Leipz. 1785—89. VII. 8.), Alb. Haller Bibliotheca botanica (Zürich 1771. II. 4.), anatomica (ib. 1774. II. 4.), chirurgica (Bern 1774. II. 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 ff. IV. 4.) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Kataloge von Bibliotheken, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (s. Bücherkataloge). Nicht minder giebt es nationale Bibliographien oder Werke über die Literatur einzelner Völker, wohin Nic. Haym Biblioteca italiana (Milano, 1813. IV. 8.), Egerton Brydges British bibliographer (London (1809. IV. 8.) u. A. gehören. Ein umfassenderes und erschöpfenderes Werk über alle Zweige der Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern besitzen, einige ganz unerhebliche Versuche abgerechnet (denn die ebenfalls sehr mangelhaften und unrichtigen Bücherlexika von Georgi, Leipz. 1742 ff. Fol. und Heinsius, Leipz. 1812. IV. 4. nebst Suppl. können schon der lexikalischen Form wegen kaum hierher gezogen werden), noch nicht, und können es auch wegen der vielen in die Augen fallenden Schwierigkeiten, mit denen ein solches Unternehmen verknüpft ist, namentlich auch zum Theil we-

gen des noch immer sehr unvollkommenen literarischen Verkehrs nicht sobald erwarten. Treffliche Vorarbeiten dazu sind J. S. Ersch Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (Amsterdam und Leipz. 1812—14. II. 8.) und dessen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785—1800 (Jena 1793—1809. II. 4.). Allgemeinere und mehr historische Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Denis Einleitung in die Bücherkunde (Wien 1795. II. 4.), Achard Cours de bibliographie (Marseille 1807. III. 8.), Th. Hartwell Horne Introduction to the study of bibliography (Lond. 1814. II. 8.) und Gabr. Peignot Dictionnaire raisonné de bibliologie (Paris 1802—4. III. 8.). — Die materielle Bibliographie, oft vorzugsweise Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beschaffenheit, ihren Schicksalen und andern historischen Umständen, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Unter den allgemeinen Werken in lexikalischer Form behauptet Brunets Manuel du librairel (Paris 1814. IV. 8. — Ad. Clarke's bibliographical Dictionary, Liverpool 1802 ff. VIII. 12. ist unbrauchbare Compilation) ohne Widerspruch den ersten Rang, so wie unter den systematischen, ungeachtet mancher Übereilungen und Unsicherheiten, Debure Bibliographie instructive (Paris 1763. X. 8.) Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (andere sind im Art. Bibliomanie genannt) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von classischen Schriftstellern die Rede ist, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzers Annales typographici (Nürnberg 1793—1803. XI. 4. geht bis aufs Jahr 1536) sind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Nomenclatur enthaltenden Annales typographici von Maittaire (Hag. Com. 1719 ff. XI. 4.) verbunden werden müssen. Ausführlichere Beschreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander Dictionn. bibliogr. du 15. siècle (Brux. 1805. III. 8.), Dibdin Bibliotheca Spenceriana (Lond. 1804. IV. 8.), Fossius catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae (Flor. 1793. III. f.) u. a. m. Die Kenntniß der seltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unsichern Grundes, auf welchem sie beruht, schwieriger ist, als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in vages Geschwätz und Willkürlichkeiten ausartet, haben mehr entstellt als gefördert J. Vogt Catalogus librorum rariorum (Frankfurt und Leipz. 1793, 8.) und J. Joc. Bauers Bibliotheca libror. rarior. universalis (Nürnb. 1770—91. XII. 8.; werthvoller aber unvollendet (bis zum Buchstaben J) ist Davids Clements Bibliothèque curieuse (Gött. 1750—60. IX. 4.). Auf richtigern Wegen, obgleich nicht auch ganz zuverlässig, ist G. Peignot in der Notice des livres imprimés à cent exemplaires au plus (in s. Répertoire des bibliographies speciales, Paris 1810, 8.). Auch mögen hieher die Verzeichnisse der in der römischen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfasser anonym und pseudonym erschienener Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographischen Compilation des Vinc. Placcius (Theatrum anonymor. et pseudon. Hamb. 1708 ff. nebst Mylius Suppl. 1740 ff. 8.) Barbiers durch Genauigkeit und weise Sparsamkeit sich gleich empfehlender Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon. Paris 1806—9. IV. 8., doch blos

französische und lateinische Schriften enthaltend). Endlich giebt es auch mehrere vermischte Sammlungen von Beschreibungen verschiedner merkwürdiger und seltner Bücher, von denen besonders die von F. G. Freytag (Analecta lit. Leipz. 1750, 8. Apparatus lit. Leipz. 1752. III. 8. Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern Th. 1. Gotha 1776, 8.), M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek. Wie 1780, 4.) und Th. Frognall Dibdin (Bibliographical decameron. Lond. 1817. III. 8.) ausgezeichnet zu werden verdienen. Welche wichtige Quelle für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitschriften sind (s. d. Art. Literaturzeitung), bedarf keiner Erinnerung. A—s.

Bibliomanie entspricht zwar der Etymologie nach dem deutschen Worte Büchersucht, wird aber in unsern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht gerade edleres, doch wenigstens kunstgerechteres Ansehen giebt. Schon zu Hölty's Zeit bezeichnete der Name Biblioman etwas mehr, als einen, von dem sich blos im Allgemeinen sagen läßt:

> Jener liebet den Prunk gleißender Wissenschaft,
> Stapelt Bücher auf Bücher auf,
> Und begaffet den Band und den bemahlten Schnitt,
> Und den gläsernen Bücherschrank.

Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Worts kauft nicht ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm nur vor die Hand kommt, sondern sammelt allerdings nach gewissen Rücksichten, legt aber dabei auf außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt sich bei dem Ankaufe mehr durch diese, als durch den wissenschaftlichen Gehalt, oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen. Diese Rücksichten beziehen sich theils auf sogenannte Collectionen, theils auf Schicksale und Alter der Bücher, theils auf das Material derselben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zusammengehörig betrachtet werden, weil sie einen gewissen, den Bibliomanen wichtigen Gegenstand betreffen, oder in einer gewissen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erschienen sind, sind zum Theil noch am meisten wissenschaftlich instructiv. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollständigste zu Stuttgart) oder einzelner Classiker (über Horatius und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidans Commentarien auf der dasigen Universitätsbibliothek, über Virgilius in der Trew'schen Bibliothek zu Altdorf), der Elzevirschen Republiken (Dresdner Bibliothek) der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Crusca citirten Ausgaben italienischer Classiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Boboni (von letztern vollständigste Sammlung in der Bibliothek der Herzogin von Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erschienenen Ausgaben der Classiker u. a. m. Früher am meisten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung sind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schicksale merkwürdig sind, wohin seltne (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und Salthon, von den noch bestehenden die verhältnißmäßig stärkste zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verstümmelungen gesuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein gesucht sind indessen die in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst erschienen Bücher (Incunabeln) insbesondere die ersten Ausgaben (editiones

principes) classischer Schriftsteller. Am gewöhnlichsten aber bezieht sich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit vorzüglicher Begierde werden gesucht und oft mit unerhörten Preisen bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avant la lettre und farbige Abdrücke, Exemplare, die mit Miniaturen und schön gemahlten Initialen verziert, oder auf Pergament (beträchtlichste Sammlung derselben die 1815 versteigerte von Mac Carthy; an einem eignen bibliographischen Werke über diesen Gegenstand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen (Oeuvres du Marq. de Villette. Lond. 1786, 16. auf verschiedenen Papierversuchen, Fr. E. Bruckmann Historia naturalis Asbesti. Brunsv. 1727, 4. auf Asbestpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich rosenfarbig, in ältern deutschen Büchern gelb, seltner grün; Verzeichniß derselben in Peignot Répertoire des bibliographies spéciales. Paris 1810, 8.), auf großem, d. h. mit sehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien bestimmten) Rande versehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt sind (Fasti Neapolionei. Paris 1804, 4. ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchstaben, Magna Charta. London, Whitaker 1816, Fol. drei Exemplare auf purpurfarbnem Pergament mit goldnen Buchstaben), oder deren Text ganz in Kupfer gestochen ist (Verzeichniß derselben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England ist auch der Einband ein vorzüglicher Gegenstand dieses Luxus geworden. In ersterm Lande sind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geschätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von dessen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den glasgauer Äschylus von 1795 besitzt, dessen Einband 16 Pf. Sterling 7 Schill. kostete. Überhaupt wird in London in diesem Stücke eine solche Verschwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklin'schen Bibelwerks (4 Foliobände) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydells große Ausgabe des Shakspeare (9 Bände mit den großen Kupfern) 132 Pf. Sterling kostet. Oft ist selbst der Schnitt des Buchs mit den saubersten Gemählden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art suchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox Geschichte Jacobs II. mit Anspielung auf den Namen des Verfassers in Fuchsleder (Fox-skin) und der bekannte englische Biblioman Askew ein Buch sogar in Menschenhaut binden. Die dresdner Bibliothek besitzt mehrere in vergoldetes Messing, und die königsberger Schloßbibliothek zwanzig in Silber eingebundene Bücher (gemeiniglich die silberne Bibliothek genannt), welche mit großen und schön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich besetzt sind. Zur äußern Ausschmückung gehört auch die Einfassung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire reglé), gewöhnlich von rother Farbe; eine Sitte, die man schon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erschienenen, findet. Das ehemals sehr übliche Illuminiren der Kupfer ist dagegen, wenn es nicht der Inhalt derselben nothwendig macht (z. B. bei naturhistorischen oder das Costüm betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunst des Grabstichels verbergen. Daher werden auch z. B. illuminirte Exemplare von Dürerschen Holzschnitten weniger geschätzt, als solche, denen man ihre ursprüngliche Gestalt gelassen hat. Wie groß indessen auch die Menge der künstlichsten

Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen suchte, sein mag, so waren sie doch fast alle erschöpft, bis man endlich auf den sublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferstichen, welche zwar den Text des Buchs erläuterten, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, zu bereichern und sich auf diese Art einzige Exemplare zu verschaffen. So bietet Longmen in London eine solche illustrated copie von dem sonst ganz gewöhnlichen Biographical dictionary of all the engravers by Joh. Strutt (Lond. 1785—86. II. 4.) aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeschwellt ist, und nicht weniger als 2000 Pf. Sterl. kosten soll, und die dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus historischem Lexikon. Unter den Versteigerungen, in welchen sich die Ausschweifungen der Bibliomanen besonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburghe zu London im J. 1812 einen Rang, der ihr nie wird streitig gemacht werden können. Alles wurde in derselben mit fast unglaublichen Preisen bezahlt (es ist bekannt, daß die erste bei Valdarfer 1471 erschienene Ausgabe des Boccaccio um 2260 Pf. Sterl. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahr ein Bibliomanio-Roxburghe-Club gestiftet, dessen Präsident Lord Spencer ist, und der sich jährlich am 13. Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St. Albans Tavern versammelt. Es bedarf wohl keines weitern Beweises, daß in der Bibliomanie, die ihre erste kunstmäßige Ausbildung gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzosen noch Italiener und noch weniger die kleine Zahl von Sammlern im Süden von Deutschland streitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben sie auch das freilich etwas zweideutige Verdienst, in Th. Frognall Dibdins Bibliomania or book madness (Lond. 1811. 8., womit desselben Bibliographical decameron. Lond. 1817. III. 8. zu verbinden ist) die sonderbarsten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein System gebracht zu haben. A—s.

Bibliotheken. Die älteste Bibliothek wird dem ägyptischen Könige Osymandyas zu Memphis zugeschrieben, aber wahrscheinlich aus einem Mißverständniß. Unter den Griechen legte Pisistratus zu Athen zuerst eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Persien abführen, Seleucus Nicator aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmtesten war im Alterthum die Alexandrinische Bibliothek, über welche der Art. Alexandria zu vergleichen ist. Nach Rom brachten die ersten Bibliotheken Ämilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erste öffentliche Bibliothek stiftete Asinius Pollio, auch aus gemachter Beute. Eine sehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäsar an, und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. August stiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine palatina hieß, weil sie im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Hügel stand, die andere sich im Theater des Marcellus befand. Nero's Brand richtete mehrere Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ sie wieder herstellen. Trajan legte eine sehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es viele große Privatbibliotheken. Diese Schätze wurden zerstört oder verstreut, theils durch die verwüstenden Völkerwanderungen, theils durch die Bilderstürmer. — Im 9. und 11. Jahrhundert wurden durch den weisen oströmischen Kaiser Basilius Macedo und durch die gelehrte

omnenische Kaiserfamilie mehrere Büchersammlungen, besonders in
en Klöstern auf den Inseln des Archipelagus und auf dem Berge
lthos angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine ansehnliche
Bibliothek von arabischen Büchern angelegt. Al Mamun ließ auch
iele griechische Codices aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im
Occident wurden vorzüglich seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhun-
erts auf Carls des Großen Ermunterung Bibliotheken angelegt. In
rankreich war eine der berühmtesten in der Abtei S. Germain de
Prés zu Paris; in Deutschland die Bibliotheken zu Fulda, Corvey,
nd seit dem 11. Jahrhundert zu Hirschau. In Spanien hatten die
Araber im 12. Jahrhundert 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu
Cordova 250,000 Bände enthielt. Auch in England, in Italien wur-
en mit großem Eifer Büchersammlungen angelegt, namentlich von
Richard Angervyle, Petrarca, Boccaccio u. A. Nach Erfindung der
Buchdruckerkunst konnte dies leichter und mit mindern Kosten gesche-
en. Nicolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Bes-
arion vermachte seine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Vene-
ig. Die berühmtesten Bibliotheken der neuern Zeit sind: die könig-
liche Bibliothek zu Paris (über 350 000 gedruckte Bücher und 80,000
Handschriften), die Centralhofbibliothek zu München (über 400,000
gedruckte Bücher und 9000 Handschriften), die kaiserliche zu Peters-
burg (300,000 Bücher und 11,000 Handschriften), die kaiserliche zu
Wien (300,000 Bücher und 12,000 Handschriften), die akademische zu
Göttingen (200,000 Bücher), die königliche zu Dresden (200,000 Bü-
cher und 5000 Handschriften), die königliche zu Kopenhagen (130,000
Bücher und 3000 Handschriften), im Escurial (130,000 Bände, und
treffliche arabische Handschriften), die königliche zu Berlin (140,000
Bände und 7000 Handschriften), die akademische zu Prag (130,000
Bände und 8000 Handschriften), die königliche in Stuttgart (116,000
Bände), die vaticanische zu Rom (30 000 Bücher und 40 000 Handschrif-
ten). In England sind die beiden größten Bibliotheken die Bodleja-
nische in Oxford (500,000 Bände und 30,000 Handschriften), und die
Bibliothek des brittischen Museums zu London (150 000 Bücher und
egen 60,000 Handschriften). A—s.

Biblische Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die
Wissenschaft, welche die Verfassung, die Sitten und Gebräuche theils
des jüdischen Volkes, theils der frühesten christlichen Kirche beschreibt.
Die bürgerlichen Verhältnisse, die gottesdienstlichen Einrichtungen, die
Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heili-
gen Orte, die Trachten und die Geräthschaften und andere Dinge
des äußern Lebens machen den Gegenstand dieser Wissenschaft aus.
Die biblischen Alterthümer sind theils jüdische, theils christliche.
Die Quellen der erstern sind das alte Testament, die Schriften des
Josephus und des Philo und der Talmud, nebst den Schriften der
Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rab-
binen mit großer Vorsicht brauchen, wenn man nicht die Sitten der
spätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der
letztern sind das neue Testament und die Schriften der Väter, welche
bald nach den Zeiten der Apostel lebten und schrieben. Ohne die Kennt-
niß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen
seiner Schriftsteller, in denen darauf angespielt wird, unverständlich,
und es ist daher dem Schriftausleger die Kenntniß der biblischen An-
tiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftstellern, welche über
die jüdischen Alterthümer geschrieben haben, sind besonders Reland,

Johann Simonis, Ernst August Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Johann Jahn zu bemerken. Über die christlichen Alterthümer findet man theils in Commentaren über des N. T., theils bei den Kirchenhistorikern den nöthigen Unterricht.
N.

Biblische Erdkunde ist die Wissenschaft, welche die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder kennen lehrt, welche den Schauplatz der heiligen Geschichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volkes, theils der ersten Pflanzung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt daher vorzüglich Palästina, giebt aber zugleich von den an Palästina grenzenden asiatischen Ländern und von den Provinzen des römischen Reichs Nachricht, in denen das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieser Wissenschaft sind die heiligen Bücher selbst, die Schriften des Josephus, die geographischen Schriftsteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Bischof von Cäsarea Eusebius im 4. Jahrhunderte in griech. Sprache schrieb und Hieronymus ins Lateinische übersetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche diese für den Schriftausleger höchst wichtige Wissenschaft bearbeitet haben, werden besonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geschätzt.
N.

Bielefeld (Jac. Friedr., Baron von), geb. zu Hamburg den 31. März 1717. Bei einer Reise, die er nach Braunschweig machte, lernte ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, kennen und gewann ihn lieb. Nach seiner Thronbesteigung nahm Friedrich Bielefeld in seine Dienste, und schickte ihn als Legationssecretär mit dem Grafen von Truchseß nach London. Später ernannte er ihn zum Gouverneur seines Bruders, des Prinzen August Ferdinand, dann zum Curator der preußischen Universitäten, zum Baron und geheimen Rathe. In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Bielefeld vom Hofe zurück und starb den 5. April 1770 zu Treben im Altenburgischen. Seine Schriften haben eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die vorzüglichsten derselben sind: Institutions politiques. 1762, 4 Vol. Lettres familières. 4 Vol. 1763. Er hat auch eine deutsche Monatsschrift herausgegeben unter dem Titel: Der Einsiedler.

Bienen. Diese durch bewunderungswürdigen Kunsttrieb, durch Ordnungsliebe und Fleiß so merkwürdigen Insecten sind von den Menschen früh unter die Hausthiere versetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man sie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hausen, sind rauher, dicker und schwärzer als die zahmen. Die Ökonomie der Bienen ist höchst bewunderungswürdig; sie ist zwar viel beobachtet worden, allein die Beobachtungen sind über viele Eigenthümlichkeiten noch sehr widersprechend. Die Bienen leben in zahlreich Gesellschaft zusammen, die man Schwarm nennt und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geschlechtslosen, aus 1600 Drohnen oder männliche Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weisel nennt, besteht. Die Arbeitsbienen sind die kleinsten; sie bilden den Staat, bauen die Zellen, sammeln Wachs und Honig und nähren die Brut. Die Zellen sind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem

Stocke befinden sich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig olen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zusammen. Den Hoɜigstoff verschlucken sie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig nd geben ihn dann in den Zellen von sich. Den Wachsstoff holen sie benfalls als Blüthenstaub aus den Blumen, und bringen ihn nach hause, indem sie denselben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. u Hause wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs erarbeitet. Die Kunst und Regelmäßigkeit, mit welcher die Zellen ebaut sind, kennt jedermann. Die Drohnen sind größer als die Areitsbienen, haben aber keinen Stachel, ihre Bestimmung scheint nur u sein, die Königin zu befruchten. Kurz darauf sterben sie oder weren, wie einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Köigin ist die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine zweite geulbet, entstehen bei einer Brut ihrer mehrere, so bilden sie entweder nit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwickelt sich alle Jahre ein neuer Schwarm, rennen sich aber zwei oder gar drei, so ist dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu wenig zahlreich werden. Die Königin ist rößer als die übrigen Bienen, doch nicht so groß als die Drohnen, hre Bestimmung ist, das Geschlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es sich entwickelt, von den Arbeitsienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen sie, nd der ganze Schwarm zerstreut sich oder stirbt, wenn sie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforscher beobachtet haben, aß sie sich zuweilen eine neue Königin verschaffen; sie erweitern nämich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und so entwickelt sich daraus eine neue Herrscherin. Übriens vergleiche man über die bewundernswürdige Haushaltung der Bienen und ihre Pflege **Bonnets** Betrachtungen über die Natur, **Struve's** prakt. Anleitung zur Bienenzucht und **Lehnke's** Bienenzucht.

Bienenrecht ist der Inbegriff der zum Besten der Bienenzucht rlassenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Gesetze, und das darin egründete Recht. Die Bienen werden nach dem römischen Rechte zu en **wilden Thieren**, nach dem alten Sachsenrechte zu den **Gewürmen**, und nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem **gezähmen Viehe** gezählt, oder dem Geflügel angereiht. Auf seinem Eienthume ist jeder, Bienen zu halten, befugt, in so fern den Nachbarn adurch kein wesentlicher Schaden zugefügt wird, oder von andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boen ist aber zur Anlegung eines Bienenstandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derselben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Imker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenstellen haben, widersprechen, wenn ie letztern kein besonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweisen önnen, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenstandes ihren ltern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerspruch Statt, weil s dem Besitzer einer Bienenstelle freistehen muß, sein Eigenthum selbst, der durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten &c., welhe von den Bienen entrichtet werden müssen, beruhen auf Observanen und Particulargesetzen, nach welchen man auch sowohl die Strafe es Bienendiebstahls überhaupt, als die verschiedenen künstlichen Arten esselben zu beurtheilen hat. Wer sogenannte Heer- oder Raubbienen

mit Gift oder auf andere Weise tödtet, muß zwar den Eigenthümer derselben entschädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz nicht klagen, weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verständiger Bienenkenner der letztere gewöhnlich selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen ist. Allein auf die zahmen jungen Bienenschwärme hat der Eigenthümer des Mutterstocks ein ausschließendes Recht, und er kann sie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Ersatz der dadurch verursachten Beschädigungen, verfolgen und daselbst einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterstocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müssen, weil er gänzlich aus den Augen verschwunden ist, so kann der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem der Schwarm sich gesetzt hat, denselben einfangen oder dessen unentgeldliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter ohne des Eigenthümers Vorwissen, oder wider dessen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen seines Nachbars Bienen verbrennt, weil sie um seinen Stock schwärmen, ist zum Schadenersatz verpflichtet. Der Waldbienenstock endlich gehört zu Waldnutzungen und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anspruch machen. X.

Bier. Die Erfindung des Biers ist keineswegs der neuern Zeit vorbehalten gewesen; schon seit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch desselben. Der griechische Dichter und Satiriker Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechischen Tragödienschreiber Äschylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Christi Geburt lebten, nennen es vinum hordeaceum (Gerstenwein). Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäsar, also gerade vor Christi Geburt lebte, gedenkt im zwanzigsten Capitel des ersten Buchs seiner Geschichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, welcher ungefähr in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, an mehrern Orten seiner Naturgeschichte von diesem Getränke. Er sagt, daß dasselbe auf verschiedene Weise zubereitet würde, ja, daß es eine Art desselben gäbe, welche noch geschickter als der Wein selbst wäre, die Menschen trunken zu machen. Er nennt es deßhalb eine abscheuliche Art von Getränk, und beklagt sich über dessen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menschen das Getreide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben hätte. Er giebt uns ferner die Nachricht, daß dieses Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in andern Provinzen des römischen Reichs aber cerevisia genannt worden, besonders bei den alten Deutschen in Gebrauch gewesen und bei diesen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getreides, und von vis, die Macht) geheißen worden sei. Übrigens haben, sagt man, die Ägyptier, als die ersten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerst erfunden und dergleichen in der spätern Zeit zu Pelusium verfertigt, welches den Namen dieser Stadt geführt haben und sehr berühmt gewesen sein soll. Jetzt hingegen ist das Bier gänzlich unbekannt in Ägypten. Diese und andere Zeugnisse mehr beweisen deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der ältesten Erfindungen ist, wobei freilich gänzlich unerörtert bleibt, ob und in wie fern das Bier der Alten mit dem unsrigen, besonders mit dem starken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutsche Wort **Bier** kann am natürlichsten von bibere (trinken) abgeleitet werden. — Was die Gesundheit des Bieres und die Zuträglichkeit seines Genusses betrifft, so muß man die

leichten und die starken Bierarten von einander unterscheiden. Die leichten schäumenden Biere sind nur im Frühjahre und bald, nachdem sie gebraut worden, gut, und sowohl Gesunden als Kranken heilsam. Mit Ausnahme weniger Individuen, die überhaupt kein Bier vertragen können, sind dieselben, gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht schäumend, für jedermann ein überaus gesundes, dem Magen zuträgliches, Durst stillendes Getränk. Nicht minder empfehlenswerth sind sie in Nierenkrankheiten; auch scheinen eine Menge von Beobachtungen darzuthun, daß sie der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieses Übel ist in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen sind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindsucht Anlage haben, und besonders die von einem trocknen und gallichten, oder sanguinischen und reizbaren Temperament sind; sie stillen den entzündlichen Zustand, wenn die Krankheit einen gewissen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entstehen vor. Die Wirkungen, welche sie in diesen Fällen thun, sind oft bewundrungswürdig. Zu den starken oder schweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und diesem ähnliche Weißbiere, zu welchen die Ingredienzien in starken Quantitäten genommen werden; dann aber die geistigen Biere, die eine vollständigere Gährung und Kochung durchgegangen sind und sich länger halten. Die erste Abtheilung enthält die schädlichsten Weiß- und Braunbiersorten, welche trübe, aus schlecht bereitetem Malze verfertigt, schlecht gebraut sind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verursachen, zumal jung, Koliken, Blähungen, Harnzwang u. dergl. Doch verlieren sie diese schädlichen Eigenschaften, wenn sie einige Zeit auf dem Fasse gelegen und die Hefen abgestoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieser Biere, den sie selbst für diejenigen haben, die sie gut verdauen, besteht darin, daß sie die Organe des Unterleibes erschlaffen, die Eingeweide verschleimen oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die starken geistigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden sind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und sind eben so berauschend und noch nahrhafter als der Wein, den sie sehr gut ersetzen. Dahin gehört vorzüglich der englische Porter, der auch in mehreren Krankheiten von nützlicher Wirkung ist.

Bierey (Gottlob Benedict), Musikdirector am National-Theater zu Breslau, geboren zu Dresden 1772, genoß den ersten wissenschaftlichen und musikalischen Unterricht im väterlichen Hause, und studirte späterhin Generalbaß und Composition bei Weinlich in Dresden. Nebenbei ließ ihn sein Vater Violine und Oboe lernen, bei welcher Gelegenheit er auch die Natur der Blase- und Saiteninstrumente in so weit kennen lernte, als er es zur Composition nöthig hatte. Bis in sein siebzehntes Jahr lebte er in Dresden. Entschlossen, sich ganz der Musik zu widmen, ließ er sich bei einer kleinen Gesellschaft als Musikdirector anstellen. Als er bald darauf bei der C. Döbbelinischen Gesellschaft ein Engagement erhielt, und im Jahr 1794 endlich zur Joseph Secondaischen Gesellschaft kam, erhielt er dadurch die beste Gelegenheit, sich praktisch auszubilden. Nach der Auflösung der letztern im Jahre 1806 reis'te er im folgenden Jahre nach Wien, wo er die Oper Wladimir schrieb, und von wo er 1808 nach Breslau ging. Bierey begann schon 1797 durch seine Composition der Bretznerschen Oper, der Schlaftrunk oder die Assemblée im Mehlkasten, das musika-

lische Publicum auf sich aufmerksam zu machen. Diese Musik ver-kundete, wiewohl sie weder eigentlich genial noch correct ist, ein glück-liches Talent, dem diejenigen Mittel, welche Wirkung machen können, bekannt sind, und zu Gebote stehen. Eine noch erfreulichere Erschei-nung war seine Composition einer andern Bretznerschen Oper, Rosette oder das Schweizermädchen. Dagegen mißlang sein Wladimir, weil er sich hier die ihm fremden Cherubinischen Formen aneignen wollte. Außer den genannten ist uns noch seine Musik zu den Gemsenjägern bekannt, die ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient, aber we-gen des gänzlich werthlosen Textes nie von besonderer Wirkung sein wird. Dem Namen nach führen wir noch folgende Operetten Bierey's an: die Liebe im Lager, Phädon und Naide, der Apfeldieb, L'asilo d'amore, der Mädchenmarkt, Liebesabenteuer, Jeny und Bätely, die böse Frau, die Ehestandscandidaten, der Zauberhain, das Donau-weibchen (dritter Theil), das Blumenmädchen, Clara Herzogin von Bretagne, der betrogene Betrüger, der Überfall, die Pantoffeln und die offene Fehde. Außerdem hat er noch mehrere andere, auch ein theoretisches Werk über den Generalbaß, geschrieben.

Biester (Johann Erich), erster Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in seinem nächsten Wirkungskreise durch die uneigennützigste Bereitwilligkeit in Mittheilung der seiner Aufsicht anvertrauten literarischen Schätze vielfach genutzt, sondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Ver-breitung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwäh-nung. Wir entlehnen aus seiner von ihm selbst entworfenen Biogra-phie folgende Umstände seines Lebens. Geboren im J. 1749 zu Lübeck, woselbst sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er bei einer sorgfältigen Erziehung früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter des würdigen Overbeck Leitung einen guten Grund im Griechischen und Lateinischen gelegt und die alten Dichter kennen gelernt, außerdem auch hinreichende Kenntniß im Französischen, Eng-lischen und Italienischen sich erworben hatte, um auch in diesen Spra-chen die Meisterwerke der Dichtkunst zu lesen, bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Allein seine Lieblingsfächer blieben Literaturhistorie, Sprachen, Kritik, Geschichte. Er faßte keinen bestimmten Lebensplan, weder zum Brot- noch zum Ruhm-werb. Eine innige Freundschaft schloß er zu Göttingen mit Bürger, Matthias Sprengel, dem Baron Kielmannsegg und einigen andern gleichgesinnten Jünglingen. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt begann er die juristische Praxis und arbeitete nebenbei an der rostocki-schen gelehrten Zeitung, und nachher an der allgemeinen deutschen Bibliothek. Nach anderthalb Jahren kam ihm der Antrag zu einer Lehrerstelle an dem Pädagogium zu Bützow, wohin er Ostern 1773 ging. Es fanden sich damals vorzügliche Männer dort, mit denen er in Berührung kam: Tetens, Toze, Karsten, Witte, Trendelen-burg, Quistorp und Andere. Biester lehrte Sprachen, Geschichte und sogenannte schöne Wissenschaften, und ward 1774 Doctor der Rechte, um auch vor Studenten Collegia lesen zu können, über Universalhi-storie, Rechtsgeschichte und griechische Autoren. Im J. 1775 legte er sein Amt nieder, machte eine Reise nach Berlin, hielt sich dann noch in Meklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatsecretärs bei dem die Künste und Wissenschaften eifrig liebenden und befördernden Minister von Zedlitz an. Biester befand

ch hier glücklich in einem angemessenen Wirkungskreise als der Haus- nd Tischgenosse eines edeln Mäcen. Er kam mit den trefflichsten und usgezeichnetsten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. m innigsten verband er sich mit Gedike, dessen Eifer auch ihn bald zu ffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1785 gemein- haftlich die berlinische Monatsschrift, welche vornehmlich durch Bie- ers Thätigkeit und Verbindungen zu einem der gehaltvollsten Journale urde, die damals erschienen. Im J. 1783 ward eine Stelle bei der ibliothek erledigt. Dies war ein Amt, das seinen Wünschen ganz ntsprach. Friedrich II. ließ im Januar 1784 Biestern zu sich kommen, nterhielt sich mit ihm und ernannte ihn sofort zum Bibliothekar. Be- eutende Verdienste erwarb sich Biester in diesem Amte. Er ordnete e Bibliothek, öffnete sie dem allgemeinen Gebrauche und sah sie auf ine Vorschläge vielfach bereichert. Der jetzige König, der sie mit der kademie verband, ernannte Biestern 1798 zum Mitgliede dieses In- stituts. Er starb den 20. Februar 1816. Außer der berlinischen Monatsschrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbre- ungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortsetzte, erdanken wir ihm eine Übersetzung von Anacharsis Reisen, die er mit nmerkungen und Zusätzen bereichert hat, welche von seiner genauen enntniß des Alterthums zeugen.

Bievre (Marschall, Marquis von), geboren 1747, diente unter m Corps der Musquetäre, einer damaligen adeligen Leibgarde der önige von Frankreich, und erwarb sich einen gewissen Namen durch ine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald in die Mode men. Nachdem er verschiedene Broschüren und Unterhaltungsschrif- n herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Séducteur, ein versifi- ertes Lustspiel, auf die Bühne, welches gedruckt worden und sich auf m Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück schlecht von Plan ıd Ausführung ist. Ein anderes Lustspiel von ihm, Les Réputa- ons, ist nach der ersten Aufführung verschwunden. Als einen Be- eis seiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als Ludwig XV. vorgestellt wurde, dieser den Wunsch äußerte, einen alembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire, sagte ievre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un ujet, war die witzige Antwort Bievre's. Im J. 1789 war er ch Spaa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen und starb er. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette seiner eigung für die Calembourgs treu. Mes amis, sagte er sterbend, je 'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von m, unter andern auch einen Almanac des Calembourgs. Auch ebt es eine Sammlung seiner Witzspiele unter dem Titel: Bieveriana.

Bigamie ist die in den Gesetzen verbotene Ehe mit zwei Per- nen. Vormals wurde sie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des hebruchs bestraft.

Bignon (Edouard), Baron, ehemaliger Minister von Frank- ich an mehrern Höfen, und Verfasser eines 1814 erschienenen, ichtigen Werks über den finanziellen, militärischen, politischen und oralischen Zustand Frankreichs und der vorzüglichsten Mächte Euro- a's. Er ist 1762 in der Normandie geboren, widmete sich erst mit rfolg den Studien, wurde aber hernach Soldat und diente unter m General Huet. Dieser gewahrte seine Talente, machte ihn zu nem Secretär, und bahnte ihm so den Weg, den er bisher durch- ufen. Durch Privatverbindungen gelang es ihm, 1798 als Legations-

Secretär nach der Schweiz, und das Jahr darauf nach Mailand geschickt zu werden. 1802 ward er beauftragt, die Angelegenheiten mit Preußen zu ordnen, und 1803 ging er als bevollmächtigter Minister an den churhessischen Hof. In und nach dem Kriege von 1806 und 1807 half er Darû die preußischen Provinzen bewirthschaften und aussaugen. Von 1808 — 11 war er Gesandter beim Großherzog von Baden, und bis 1813 Resident in Warschau. De Pradt hat ihn in seiner Geschichte seiner politischen Gesandtschaft, dieser Mission wegen, hart getadelt. Nach der ersten Zurückkunft der Bourbonen schrieb er jenes Werk (Exposé comparatif de la situation de la France et celle des principales puissances de l'Europe), in welchem er große Einsichten und Kenntnisse entwickelte, sich aber auch als echten Franzosen aus der Napoleonischen Schule zeigte. Als Napoleon 1815 zurückkam, ward er Director der politischen Correspondenz des auswärtigen Departements, und nach dessen Sturz erhielt er von der provisorischen Regierung das Portefeuille dieses Ministeriums. Er unterzeichnete die Capitulation von Paris, und ist seit des Königs Rückkehr ohne Anstellung geblieben. In der Deputirten-Kammer von 1818 und 1819 stand Bignon mit an der Spitze der liberal-constitutionellen Partei. Damals schrieb er auch sein coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade.

Bigot ist derjenige, der die Äußerlichkeiten der Religion oder des Cultus für das Wesen derselben hält, und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich unduldsam ist. Bigotterie ist die Folge einseitiger Ausbildung oder auch gedankenloser Angewöhnung, gleichsam ein Fanatismus ohne Leidenschaft.

Bijouterie (franz.), kleine Putz- oder Schmuckwaaren von Gold, Silber und Edelsteinen, als Ohrringe, Halsketten, Tuchnadeln, Pettschafte u. dergl. Aber auch aus unechten Metallen verfertigt man Bijouterien. Die meisten Bijouterie-Fabriken hat Frankreich, namentlich Paris und Lyon; in Deutschland sind die vorzüglichsten Fabriken in Wien, Berlin und Pforzheim.

Bilbao, **Bilboa**, 14° 57′ 45″ Länge, 43° 16′ 30″ Breite, Hauptstadt der spanischen Provinz Biscaya, eine deutsche Meile von der See, am schiffbaren Strome Ybaizabal, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine, erst vor wenig Jahren von Holz erbaute, einen einzigen kühnen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die im Jahre 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt ist gut gebaut, hat 5 Pfarrkirchen, 10 Klöster, an 1000 Häuser und ungefähr 15,000 Einwohner, eine nautische Schule, einen schönen Damm, eine Wasserleitung, ein Arsenal, Gerbereien, Segeltuch-Manufactur, Tauspinnereien, Ankerschmiede, Brauerei und vier Kupferhämmer. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olavsaja an. Im Durchschnitte pflegen hier 500 bis 600 größere und kleinere Schiffe jährlich anzukommen. Der Hauptgegenstand des hiesigen Ausfuhrhandels ist die spanische Wolle, deren Menge sich in manchen Jahren auf 100,000 bis 120,000 Centner beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordspanien versorgt.

Bilboquet, ein französisches Spiel mit einem Stäbchen, das an beiden Enden napfförmige Vertiefungen hat, worin man eine Kugel, die in der Mitte des Stäbchens befestigt ist, auffängt. — Man nennt aber auch das deutsche **Stehauf** (ein aus Kork geschnitztes, am Fuß mit Blei versehenes Männchen) Bilboquet.

Bilanz oder **Bilance**, bei den Kaufleuten die monatliche oder ährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn nd Verlust, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten, nd die Hauptsummen einander gleich zu machen, indem man das, das der einen Hauptsumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo . h. zum Abschluß, hinzurechnet. Man kann es mit einem Worte urch Schlußrechnung oder Abschluß ausdrücken. Das Buch, worin iese Rechnung geführt wird, heißt **Bilanzbuch**.

Bild ist, nach Kant, die empirische mittelbare Darstellung eines Gegenstandes, in so fern derselbe ein Mannichfaltiges in gewissen Verhältnissen, mithin eine Gestalt in sich enthält. Wir werden diesen Gegenstand aus vier verschiedenen Gesichtspuncten zu betrachten haben, ämlich physiologisch, psychologisch, ästhetisch und artistisch. **Physiologisch** betrachtet ist Bild verkleinerte Darstellung der dem Auge orschwebenden Gestalten, Farben, Bewegungen und anderer sichtbaen Eigenschaften und Verhältnisse der Körper, vermittelst des Lichts nd seiner Strahlen auf den hintern Grund der Netzhaut, welche etztere nichts anders als der verbreitete Sehnerve ist. Dies ist die ewöhnliche physiologische Erklärung von dem, was wir Sehen nenen. **Psychologisch** liegt es nun dem Anthropologen, Psychologen nd Philosophen ob, auszumachen, wo die letzte Ursach des Sehens nd des Bewußtseins desselben vorhanden sein möge. Wie man sich un auch hierüber mit einander verständigen möge, so bleibt es doch usgemacht, daß es die Einbildungskraft ist, welche jenes Bild durch ie Sinne überkommt und den materiellen Stoff in einen geistigen erwandelt. **Ästhetisch** und **artistisch** genommen, ist Bild die ichtbare Darstellung, oder Vorstellung eines körperlichen oder verörperten Gegenstandes, welcher seinem Urbilde in allen seinen Theilen nach seinen sichtbaren Äußerungen mit treuster Angemessenheit achgeahmt ist. Diese Darstellung ist auf verschiedene Weise möglich, e nachdem sie durch verschiedene räumliche, an Stoffen angewandte, Mittel bewerkstelligt wird, entweder für das Gesicht allein, oder für das Gesicht und physische Gefühl zugleich (s. **Bildnerei**). Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferstich, ein Gemählde, eine Statue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein, ein Bild nennen, obschon man häufig vorzugsweise die Gemählde so nennt. Nun nimmt aber der Künstler das Urbild seiner Darstellung entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in jedem dieser beiden Fälle ist sein Verfahren, wie seine Wirkung verschieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor sich hat, da wird nur eine mittelbare hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thätigkeit gesetzt, ein solches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen hat. Wo hingegen nur das Urbild vor der Seele des darstellenden Künstlers schwebt, da ist die eigentliche productive (unmittelbar hervorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier stellt sich also das Ästhetische von selbst ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denselben erst gänzlich bilden, ihn dann um- und ausbilden und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des Menschlichen ausprägen muß, Bedeutsamkeit erhält und dann, weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu scheinen, vielmehr als eine vollendete menschliche Natur, als ein rein in sich abgeschlossenes Ganzes sich darstellt. Diesem nach scheint es, als ob man vorzugsweise nur die sichtbare Darstellung eines körperlichen Gegenstandes ein Bild nennen könne,

in so fern sich nämlich in dieser Darstellung die productive Einbildungskraft zu erkennen giebt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, sondern nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weise mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung ist ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenschaften in sich fassen, nämlich eine artistische und eine ästhetische. Durch die artistischen Eigenschaften müssen die Wirklichkeitsfoderungen, durch die ästhetischen hingegen der Schönheitssinn befriedigt werden. Jenes geschieht durch genaue Beobachtung des physischen und physiologischen Bildes; dieses hängt von den Gesetzen der Einbildungskraft selbst ab. Der reproductive Künstler hat alles gethan, was ihm oblag, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also dem in der Natur physisch vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältnissen richtig ist. Der productive Künstler hingegen hat zwar alle diese Pflichten ebenfalls auf sich, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding sein würde; allein er soll uns noch über dies alles eine Totalanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheinen kann, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist und das Gemüth durch Bedeutsamkeit ergötzt. Außer den oben angegebenen vier verschiedenen Rücksichten, unter welchen wir den Begriff Bild betrachtet haben, müssen wir hier noch einer fünften erwähnen, nämlich der poetischen. Es giebt nämlich auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. In so fern nun Worte das Organ der Poesie sind; so kann man ein solches Bild ein poetisches nennen. Zum Wesen der Poesie gehört es, Bilder und in Bildern darzustellen. Was man nun aber in der Poesie Bild nennt, hat nur uneigentlich diesen Namen, weil das Bild, gleich der Vorstellung durch ein Bild, Glauben an eine äußere Realität und dadurch Empfindung bewirkt. Man denkt also hierbei mehr an die Beschaffenheit der Vorstellung durch ein Bild, als an das Bild selbst. Bild wird demnach hier blos metaphorisch gebraucht, als bloße Vorstellung, welche mittelst der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogen wird, so daß diese den Schein des Seins erhält, welcher dem Bilde, so wie das Sein selbst der Anschauung zukommt. Übrigens ist die Sphäre des Bildes von vielen noch mehr erweitert, und nicht blos in der Poesie, sondern auch in allen Künsten gestattet worden. Denn außer der Mimik, welche einige der Plastik beigesellen, zeigt sich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunst (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunst (Tonbilder) so wie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen diesen Künsten pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (s. d. Art) zu nennen. Was hier noch von dem musikalischen Bilde zu sagen sein möchte, soll in dem Artikel, musikalische Mahlerei, besonders abgehandelt werden.

Bilderdyk, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden holländischen Dichter. S. Niederländische Litteratur.

Bilderlehre (Ikonologie) ist die Kunst, sittliche Wahrheiten unter Sinnbildern vorzutragen und diese Sinnbilder zu erklären, oder die Kenntniß der Bilder zu verschaffen, durch welche sittliche Wahrheiten sinnlich dargestellt werden können.

Bilderstürmer (Ikonoklasten) nannte man diejenigen Anhänger der christlichen Religion, welche in den Kirchen weder Bilder noch viel weniger aber die Verehrung derselben dulden wollten. Der Streit über den Bilderdienst fing zuerst in Griechenland an, und

erbreitete sich von da durch Europa, war aber besonders im achten nd neunten Jahrhunderte sehr heftig. In den ersten drei Jahrhunerten nach Christi Geburt wußte man bei den Christen von keinen Gemählden und Bildnissen in den Kirchen, ja man machte ihnen sogar inen Vorwurf daraus. Die erste Veranlassung zum christlichen Bilerdienste gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaisern Ehrensäulen mit ihren Bildnissen errichtete, theils auch der Umstand, daß nan das Andenken der Bischöfe und der Märtyrer durch ihre Bildnisse u erhalten suchte. Man stellte diese im vierten, besonders aber im ünften Jahrhunderte nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen edoch einige Verehrung zu erweisen. Allein seit dem sechsten Jahrunderte fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küssen, Lampen or ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrenen, auch ihnen Wunder zuzuschreiben. Manche Bischöfe suchten die Christen von dieser Verehrung der Bilder abzuziehen, andere duldeten ie blos als eine anständige Verzierung der Kirche, da hingegen noch ndere sich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei ährten. Der orientalische Kaiser, Leo III., welcher dem Aberglauen und der Verehrung der Bilder sehr abgeneigt war, befahl im Jahre 726 alle Bilder der Heiligen, Christus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und sich der Verehrung derselben ganz zu entalten. Über diesen Befehl entstand zuerst auf den Inseln des Arhipelagus ein Bauernkrieg. Da jedoch die Päpste Gregor II. und III. ich des Bilderdienstes annahmen, der Kaiser Leo hingegen nicht, wie e verlangten, seinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für einen wahren Christen erklärten, so fingen auch in Italien Leo's Unerthanen an, sich zu empören. Von nun an bildeten sich zwei Parteien in der christlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderstürmer, die einander wechselseitig verfolgten und mordeten. Leo's Sohn, Constantin, der ihm in der Regierung und auch einem Beispiele in Ansehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch elinder. Er hielt 754 eine Kirchenversammlung in Constantinopel, uf welcher sowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verorfen wurde. Auch Constantins Sohn, Leo IV., welcher 773 zur Regierung kam, folgte denselben Beispielen; allein seine Gemahlin Irene ließ ihn im Jahre 780 vergiften, und eine Kirchenversammlung u Nicäa in Bithynien in Klein-Asien bestätigte 786 die Verehrung er Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, aß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Allein, wenn chon die Griechen und Italiener dem Bilderdienste gänzlich ergeben aren, so folgten doch die meisten Christen des Occidents (Britten, Deutsche, Franzosen) ihrem Beispiele nicht, sondern behaupteten ielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen ufstellen könne, daß sie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt erden dürfen. Auch Carl der Große schrieb (wahrscheinlich mit Beihülfe Alcuins) gegen den Bilderdienst, und eine Kirchenversammung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, sprach für ihn nd seine Schrift, trotz der Gegenschrift des Papstes Hadrian. Unter en Griechen ging jedoch der Bilderstreit, nach Irenens Verweisung 802), von neuem an, und dauerte fast die Hälfte dieses Jahrhunerts hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder hre Gegner nicht verfolgen. Endlich stellte die Kaiserin Theodora, ach einer 840 zu Constantinopel gehaltenen Kirchenversammlung, bei

den Griechen den Bilderdienst wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 870 daselbst gehaltene Kirchenversammlung bestätigt wurde. Im occidentalischen Reiche behielt man anfänglich noch immer die Bilder bei, jedoch blos, um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dahingegen die eigentliche Verehrung derselben verboten war. Dieses verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen 821 zu Paris gehaltene Kirchenversammlung. Allein nach und nach entfernte man sich von dieser Meinung, und das Urtheil des Papstes, dessen Ansehen immer mehr wuchs und welches für den Bilderdienst sprach, fand endlich auch in der occidentalischen Kirche Eingang.

Bildhauerkunst ist eine Tochter der **Plastik**, oder der Kunst halb- und ganz erhobene Figuren aus Thon und Gyps zu formen; plastisch geformt waren die ältesten Götzenbilder aller Völker, das schwerere Schneiden der Gestalten aus Holz und Elfenbein, und das noch schwerere Aushauen derselben aus Stein und Gießen aus Metall, waren die Erfindungen späterer Zeiten. Doch auch diese Erfindungen wurden durch Religion geweckt, wie alle Kunst von ihr ausgeht; man stellte nur das vor, was angebetet werden sollte. Und so fällt der erste Anfang aller Bildnerei in das graueste Alterthum. Es gab Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, sie seien vom Himmel gefallen, was man jetzt Ärolithen nennt. Die Blöcke wurden auch als Grenz- und Marksteine verehrt, und hießen Termini. Vom neunten bis siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniziern. Dies kluge Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchstabenschrift lehrte. Wo sie nun diesen als Grenzstein hinsetzten, sagten sie, es sei ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde später der Gott der Wege und der Reisenden bei den Griechen Hermes genannt. Später setzte man auf diese Säulen einen Kopf, dies ist der Ursprung aller Büsten. Alle Werke der Bildhauerkunst theilt man in **runde** und **halbrunde** ein. Unter den ersten versteht man solche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Gestalten, Hermen, Brustbilder, Köpfe, Masken, Vasen, Postamente oder andere Geräthschaften sein. Die ältere Schwester dieser Bildhauerei in runden Formen ist die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunst aus. Unter halbrunden Figuren versteht man solche, die nur einem Theil der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Diese nennt man **Reliefs**, und theilt sie, je nachdem sie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke heraussstehen, in **Haut-Demi-** und **Basreliefs** ein. Um eine Übersicht über diese reiche Kunst zu gewinnen, wollen wir zuerst ihre Geschichte betrachten, dann die berühmtesten Bildhauer alter und neuer Zeit anführen, und zuletzt einige Worte über den mechanischen und technischen Theil derselben sagen.

Bildhauerkunst (Geschichte der). Man findet in der Bibel sehr alte Spuren von Bildhauerei; Laban, der im drei und zwanzigsten Jahrhundert vor Chr. Geb. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräischen Teraphim hießen. In den uralten indischen Höhlen- und Grottentempeln findet man Monumente der Sculptur, so wie in der Pagode von Elephantine bei Bombay eine kolossale Statue des Brahma. Diese Gottheit ist sitzend mit gekreuzten Armen gebildet, von vorn mit dem Gesichte und den Formen eines Mannes, und von der andern Seite mit Gesicht und Gestalt eines Weibes; auf der rechten

Brust ist die Sonne ausgebildet, auf der linken der Mond, Sterne und Firmament, Gewässer, Berge, Thiere und Pflanzen sind dargestellt auf dieser Statue, von welcher die Hindu's glaubten, Gott habe sie seinem Sohn als Modell geschenkt bei Erschaffung der Welt. Die Phantasie der Indier war sehr reich, aber sie neigte sich so besonders zum Symbolischen und Allegorischen hin, daß sie nie zu einem reinen Kunststyl gelangten. Höchst bedeutungsvoll sind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitssinn geformt zeigen sie uns gleichsam eine Mosaik von Ideen. Die prachtliebenden Perser hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Persepolis beweisen; aber schon daß sie nie unbekleidete Gestalten bildeten, hinderte, sie einen richtigen Begriff der menschlichen Formen zu gewinnen. In Assyrien blühte die Kunst unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzne Statuen, welche sie, Belus und Ninius darstellten. In den Gebirgen von Kurdistan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildungen von Khosru und seiner geliebten Schirin sehen, und den Sänger und Künstler Ferhad als Bildner nennen. Einen bestimmten Kunststyl gewannen zuerst die Ägyptier. Düster und ernst, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunstwerke dieser Völker, eben so verwandt durch die sie bedeckenden Hieroglyphen mit der Dichtung und Geschichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unsterblichkeit. Aber so wie das Todtenreich der Mumien ihnen erst das wahre Dasein schien, so ist die Kunst der Ägyptier auch dem Tod verwandter als dem Leben; starr und bewegungslos sind alle ihre Gestalten, mumienartig; so sind selbst ihre Isisbilder. Diese sind dem uralten Dianenbild zu Ephesus und der urältesten griechischen Kunst überhaupt verwandt, so wie die dienende Anwendung der menschlichen Gestalt bei den Capitälern der Säulen zu Denbera, und den seltsam ausgedehnten weiblichen Körpern ebendaselbst, die einen einschließenden Kalendercyklus bilden, und die Vermischung menschlicher und thierischer Formen bei den Sphinxen, dem Anubis ꝛc. augenscheinlich mit der indischen Kunst verwandt ist. Wenn wir nun den altgriechischen Kunststyl betrachten, so finden wir zuerst wieder jene, früher erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die ursprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahllose Variationen der Hermen in Hermeraklen, Hermathenen, Hermeoten ꝛc. Von diesen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, ist die nächste Stufe zu den noch mumienähnlichern Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelschnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später löste man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände, so entstanden die ersten Pallasbilder. Selbst andere bewaffnete Götterbilder, die in die kretensische Götterfamilie gehören, wurden Palladien genannt, so z. B. die taurische Diana. Da sie immer nur klein waren, so wurden sie gewöhnlich auf Säulen gestellt, daher stammt das später immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren beibehaltene Wort Bildsäule. Wo man größere Bilder in Metall aushämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein säulenförmiger Cylinder, wie der Koloß des amykläischen Apollo. Mit dem Dädalus beginnt nun eine neue Kunstepoche. Von ihm sagten die Griechen symbolisch, sein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildsäulen gingen, sähen und sprächen. Unter ihm dachte man sich den Kunstmenschen oder Kunsterfinder überhaupt, er war zugleich das Symbol für den ersten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädal.

schen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem ersten Bergwerk des metallreichen Kreta. Man setzt ihn drei Menschenalter vor dem trojanischen Krieg und macht ihn zum Zeitgenossen des Minos. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher hießen symbolisch alle Künstler Dädaliden. Hier trennt sich die altgriechische Kunst in den Styl drei verschiedener Völkerschaften, den altattischen, den äginetischen und den hetrurischen. Die Künste erblühten in den Tempeln nicht blos durch Bildsäulen, sondern weit mehr noch durch Anathemata, Weihgeschenke, figurenreiche Throne, Kisten, Schilde, Dreifüße und Vasen. Berühmt sind hievon 1. der Kasten des Cypselus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und 2. der Thron des Apollo zu Amyklä, als kolossale Einfassung eines noch ältern Kolosses des Apollo vom Magnesier Bathykles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte in acht und zwanzig Feldern auswendig und vierzehn Feldern inwendig den ganzen damaligen Kunstkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf diesen zwei Werken findet man charakteristischen Ausdruck selbst bei der größten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und Proportion, die Überschrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Gegenstände sind widrig, es ist an Bilderschrift grenzende Allegorie. Zwei Tempel sind in diesem Zeitraume merkwürdig als Werke der ersten Dädaliden Dipönus, Rhökus und Skyllis: 1. das Heräum oder der erste Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteste Bild der Juno darin hatte der Äginete Smilis gemacht, es war verschleiert und mit Stützen versehen; 2. das Artemision zu Ephesus; das älteste Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den Amazonen geweiht; dann kam das schwarze Dianenbild in Mumiengestalt mit den vielen Brüsten, als Naturgöttin, dahin. In jener Zeit setzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zusammen, später fing man in Samos an sie in Bronze zu gießen, aber stückweise, man heftete sie mit Nägeln zusammen, die wie Schwalbenschwänze geformt waren. Es haben sich noch mehrere Werke aus diesem ältesten Zeitraume erhalten. Alles ist in ihnen übertrieben, die Bewegungen sind eckig, die Falten ängstlich überhäuft, die Gewänder zackig fliegend, die Umrisse charakterlos und schwankend. Dieser älteste Styl zeugte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. Unter den Pisistratiden blühte die Kunst immer mehr. Doch erst in den zwanzig glücklichen Jahren unter Perikles Herrschaft erwachte der höhere Kunstsinn. In diesem kurzen Zeitraume erhielt Athen köstlichere Kunstwerke, als die Weltbeherrscherin Rom sich in sieben Jahrhunderten verschaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieser Zeit auf die Kunst war gewiß sehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Musterformen und des Idealstyls. Phidias schuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erstere für das Parthenon in Athen, der letztere war der berühmte olympische Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet, der Gott war reizend gebildet und hatte dennoch 40 Fuß Höhe. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiters selbst war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde, er thronte hier als oberster Kampfrichter bei dem Panhellenenfeste. Seine Größe wird uns am anschaulichsten durch die Worte eines Epigrammisten, welcher sagt: „Die Bildsäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgestoßen haben, wenn sie je von ihrem goldenen Stuhl aufgestanden wäre.“ Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgestalten eröffnet. Für die männlichen Gebilde theilte sich später

dieser in Götter, Halbgötter und Helden ein; für die weiblichen konnten vielerlei Gestaltungen sich zum Ideal erheben: 1. die Jungfrau; diese sondern sich wieder nach den zwei Hauptstämmen ab, in: a) die dorisch-kretensische hochgeschürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen, und Bachantinnen; b) die attisch-ionische Jungfrau zu den Musen, Kanephoren und Priesterinnen; 2. die Matrone, zum höchsten Ideal in der argivischen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und später der Nemesis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römischen Kaiserinnen und Vestalinnen, so wie die schönen Herkulanerinnen in der dresdner Gallerie; 3. die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4. die Männin (Virago) zur Pallas-Athene, als krieg- und kunstübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Gestaltungen gehört nun noch der gymnastische und der athletische Kreis. Polyklet schuf den ersten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in seinem Diadumenos, dem Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um das Haupt schlingt, den sanftmüthigen, und in seinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor sich hinstellt, den kampflustigen Jüngling. Polyklet bildete auch den berühmten Kanon, das Musterbild aller Proportionen. Den athletischen Kreis bildete zuerst Myron; seine Ringergestalten sind hoch berühmt, besonders sein Diskobulus, welcher den linken Arm aufs Knie stützt, und sich umbiegend den Diskus mit der Rechten rückwärts wirft. Er schuf ferner das diesen Kreis beschließende Ideal des Herkules, und formte die Ideale des ganzen Thierreichs. Nun erst, hundert Jahre nach Phidias, 364 vor Chr. Geb. ging der hohe oder Idealstyl in den schönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Skopas und Praxiteles waren die ersten; sie arbeiteten den Kreis der bacchischen Tänze oder Thyasen, hier wurden die zartesten Formen der Schönheit mit schwärmerischem Wahnsinn verschmolzen. Die Gruppe wurde von Skopas erfunden, von Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künstlerfamilie, nach ihm ging der schöne Styl in den graziösen über, der an Ausdruck und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Proportion und Symmetrie hielt man jetzt am meisten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lysippus einen neuen Weg in der Kunst wählte, indem er viele Porträtstatuen bildete. Er war der einzige, der Alexandern darstellen durfte, so wie nur Apelles ihn mahlen durfte. Diese letzte blühende Periode griechischer Kunst fing 336 Jahr vor Chr. Geb. an. Sie umfaßte den letzten möglichen Kunstkreis, den der idealisirten Königs- und Kriegerfiguren. Lysipp behielt Polyklets Regeln der Proportion im Auge, aber er machte die Körper schlanker und die Köpfe kleiner, er verwandte auch besondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt sehr seine geistathmenden Bilder. Die plastische Kunst erhielt durch die Einwirkung der Mahlerei etwas sentimentales, dessen höchste Vollendung im Pathetischen die Laokoonsgruppe ist. Der Koloffal-Geschmack verbreitete sich und trug viel zum Verfall der Kunst bei, das Überladene hängt genau damit zusammen. Seit den macedonischen und syrischen Kriegen 200 Jahre vor Chr. Geb. fingen die Kunstplünderungen der Römer an. Paulus Ämilius schmückte seinen breitägigen Triumphzug mit ungeheuren Schätzen von griechischen Kunstwerken. Das Forum Romanum wurde oft mit kostbaren Teppichen umspannt und zum Theater umgeschaffen, welches dann wohl 3000 Statuen zierten. 12,000 standen auf dem Capitol allein. Mit den Kunstwerken wendeten sich

auch die griechischen Künstler nach Rom, doch die Kunst blieb hier verpflanzt und wurde nie heimisch. Seit den Zeiten des Sylla wuchs die Kunstliebhaberei bis zur Raserei, die letzte Spätblüthe der Kunst bemerken wir in Adrians Zeitalter. Höchste Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieser Geschmack erhielt sich unter den Antoninen mit leiser Ausartung, sank aber ganz unter Severus und seinen Nachfolgern; vor Constantin dem Großen war die Kunst völlig untergegangen. Erst im dreizehnten Jahrhundert erstand die Bildhauerkunst wieder in Italien, die neuern Künstler waren auch wieder geschickte Erzbildner. Der größte Meister jener ersten Periode neuer Kunst war Michel Angelo Buonarotti, durch ihn und seine Schüler erhob sich die Bildhauerkunst im Abendlande. Was roher Barbarei, Fanatismus und zerstörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, das rettete man aus den Ruinen der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich dankt die Kunst und die Menschheit dem edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis das Wiederaufleben einer schönern Zeit. Die Künstler wurden geehrt und unterstützt, die Schätze des Alterthums gesammelt und Museen angelegt. Die benachbarten Fürsten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunst nie die Hoheit und stille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darstellungen zeichnet die alte Kunst so besonders aus, keine subjective Individualität war ihr beigemischt, unter allen neuern Künstlern hat nur Raphael diese Objectivität; jeder neuere Künstler sprach sich selbst in seinen Werken aus, der alte Künstler verschwand hinter den seinigen. Durch Buonarotti's stolze Kraft artete die Kunst bald in Unnatur aus, und durch Bernini's gesuchte Anmuth, in Manier und Geziertheit; der echte Schönheitssinn war verschwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief stand, um sie zu verstehen und zu ehren! Durch das überwiegende Beispiel von Frankreich sank der gute Geschmack in allen Künsten immer mehr, die Natur der Menschen selbst wurde verschroben. Modethorheit herrschte tyrannisch. Im 18. Jahrhundert zündete zuerst Winckelmann die Fackel der neuen Kunst wieder an, und öffnete seinen Zeitgenossen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; so wurde die neue Morgenröthe des Kunst- und Schönheitssinnes wieder herbeigeführt. Die jezige Zeit ist stolz auf mehrere wackere Bildner. Es mußte erst ein scheinbarer Stillstand in der Kunst eintreten, das Schlechte mußte ganz sinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunstperiode, Thorwaldsen steht ihm kräftig zur Seite, und nach den Fortschritten zu urtheilen, die seit dreißig Jahren die neuere Bildhauerkunst machte und dem Herrlichen, was in so kurzer Zeit darin geleistet wurde, darf man hoffen, daß sie auf sicherer Bahn ist, als im sechzehnten Jahrhundert. Jezt wollen wir einen Blick auf die Meister werfen, um durch sie und ihre Werke den Gang der Geschichte desto klarer zu verstehen.

(**Die berühmtesten Bildner der Alten**). **Frühste Periode.** Daß wir hier nicht mit Vulkan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunstgeschichte. Jenes sind nur symbolische Gestalten, und die sinnigen Griechen deuten uns durch diesen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menschen nur die alle irdischen Stoffe besiegende technische Kraft und Geschicklichkeit, und im Gegensaz, die Kühnheit, welche durch den himmlischen Geistesfunken irdische Gebilde unsterblich macht, an. In Dädalus aus Athen sehen wir

den ersten Großen Bildner, man kann sein Dasein ungefähr vierzehn Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung annehmen. Zugleich lebte Smilis in Ägina. Epeus soll das trojanische Pferd verfertigt haben. Rhökus aus Samos erfand 700 Jahr vor unsererer Zeitrechnung die Kunst zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, seine Söhne, reisten der Kunst wegen nach Ägypten. Der erstere machte in Ephesus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythischen Apoll zu Samos, und der letzte die andere Hälfte zu Samos; eine Sitte, welche nur bei dem Zustande der ägyptischen Kunst möglich war. Dibutades erfand die Kunst, Porträts in gebrannter Erde zu machen, seine Tochter Kallirrhoe erweckte diese Idee in ihm, indem sie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Korinth begleitete 663 Jahr vor Chr. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunst nach Hetrurien. Dipönus und Skylles wurden die Meister einer großen Schule. Malas und seine Nachkommen gehörten zu den berühmtesten Bildnern jener Zeit. Perilaus arbeitete für Phalaris, welcher 564 Jahr vor Chr. Geb. in Sicilien herrschte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunstwerk, worin aber der Künstler selbst verbronnt wurde. Unter die vorzüglichsten Kunstwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amyklä. Kallon aus Ägina lebte 540 Jahr vor Chr. Geb. Demeas von Kr[illegible]na verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verschwörung des Harmodius und Aristogiton gegen Hipparchus wußte, und bei der Tortur, unter welcher sie starb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieses Mädchens auszudrücken, gab der Künstler der Löwin keine Zunge. Onatas aus Ägina mußte das Bild der sogenannten schwarzen Ceres zu Phygalea wieder herstellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias.

Zweite Periode. Hoher Kunststyl. Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealstyls an, er war dessen Schöpfer. Er lebte in der glücklichen Zeit des Perikles. Außer seinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, sind noch sehr berühmt: seine Pallas aus Erz für Athen, seine Venus Urania, seine Nemesis im Tempel bei Marathon und seine Amazone, die schöngestaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsschüler waren Alkamenes aus Attika, und Agorakritus von Paros. Die berühmtesten Werke des erstern waren sein Vulkan, sein olympischer Sieger, sein Amor, sein Mars und seine Venus. Der zweite wurde noch mehr vom Phidias geliebt, er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Atheniensern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgesetzt, er schuf seine Venus zu einer Nemesis um und verkaufte sie nach Rhamnus; Varro hielt diese Statue für die schönste, die je geschaffen worden sei. Polykletus von Argos war Schöpfer der Juno zu Argos, dieses dritten Hauptideals, eines Seitenstücks zum olympischen Jupiter. In der ludovisischen Juno ist uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer seinem berühmten Kanon bildete auch Polyklet alle schönen Stellungen der Knabengymnastik und alle naiven Spiele der Jugend, höchstes Ideal dieses Kreises ist sein Merkur. Da zartete Weichheit diesem Meister eigen war, so ist es natürlich, daß ihm die reizenden Canephoren von Athen so gelangen. Er war hauptsächlich Erzbildner. Sein Mitschüler and Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien.

Er schuf drei auf einer Basis zusammengestellte Kolosse, **Minerva**, die den apotheosirten Herkules dem Jupiter vorstellt. **Myrons** vielumfassende Mannichfaltigkeit zeigte sich auch in der Wahl **neuer**, kühner Stellungen. Er verschmähte die zarteren Ephebengestalten und zeigte seine Kraft in der Darstellung der ausgearbeitetsten Athletenkörper. Sein Läufer, sein Wurfscheibenschleuderer und seine Pankratiasten sind berühmt, diesen Kreis schloß sein Ideal des Herkules. Überdies sind unter den Thiergestalten seine Kuh und sein Seedrache berühmt. Nur eins war diesem großen Bildner versagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn sein Nebenbuhler **Pythagoras von Rhegium**, der die Wellenlinie als Schönheitszug bestimmte und die Nerven und Adern zuerst zart anzudeuten verstand. Dieser schuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonschützen, dessen Nachbildung die herrlichste Statue ist, die wir noch besitzen, der Apoll von Belvedere.

Dritte Periode. Schöner Kunststyl. **Sokrates**, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Übergang zu dieser Kunstepoche, so wie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und **Skopas** brachten die Kunst zur höchsten Vollendung, indem sie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmtesten Werke des Skopas waren seine rasende Bacchantin (ein Gott schien diese Mänade zu beseelen, der weit zurückgebogene Kopf vereinte die höchste Schönheit mit bacchischem Wahnsinn); sein Amor, seine Venus (wahrscheinlich das Vorbild der mediceischen) und seine Gruppe, der Triumph des Achilles, den Thetis nach seinem Tode in die glücklichen Inseln führt, wobei Skopas Gelegenheit fand, zahllose Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigsten Gruppirungen zusammenzustellen. Praxiteles, der seelenvollste aller Bildner, schuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegensatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelassene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet ohne weiblich zu sein, es war die personificirte, ewige Fröhlichkeit im siegreichen Göttersohn, das holdeste und würdevollste Far niente im Spiel mit den scherzenden Umgebungen. Seine Diana zeigte die jungfräulichste Sittlichkeit bei rascher Thatkraft. Homers Nausikaa begeisterte ihn dazu. Er schuf ferner die gepriesene Satyrstatue, Periboëtos, und das Ideal des Eros. Dieser wurde von den Alten nie als Kind gebildet, die wahre Kinderbildung konnte erst im christlichen Kunstkreis Statt finden. Eros wurde stets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargestellt. Praxiteles wagte zuerst, die Venus ganz zu entkleiden und schuf so das neuere Ideal derselben. Vor allen berühmt sind seine Venusbilder zu Kos und zu Gnidos. Erstere ist von unten bis auf die Hüften verhüllt, die gnidische ganz enthüllt, hielt das Gewand mit der Linken über das Badegefäß. Wir besitzen von beiden Nachbildungen. Man schreibt die Gruppe der Niobe diesem Meister zu. Sein Sohn Cephissodorus war berühmt durch sein gymnastisches Symplegma (so nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verschränkten) und seinen Äskulap. Von ihm an artete die Kunst durch die üppigsten Darstellungen aus, schon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberstellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunstvollendung aber zügellosem Sinn gebildet.

Vierte Periode. Zeitalter Alexanders des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunst jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealschönheit sank. Lysippus

von Sicyon trat auf und wurde der Meister veredelter Porträtbildung. Unter den Göttern war Herkules sein Liebling und er vollendete die vom Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er stellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Plinius behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet, Andere schränken diese Zahl auf 610 ein. Er wurde sehr alt, bei dieser Angabe ist jede Gestalt seiner großen Gruppe einzeln gezählt. Unter diesen Statuenvereinen sind Alexanders Jagd und die 25 Statuen zu Pferde, die macedonischen Freunde vorstellend, die beim ersten Angriff am Granikus an Alexanders Seite fielen, die berühmtesten. Seine Pferde waren sehr schön. Euthykrates, sein Sohn, Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieser Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Sonnenkoloß zu Rhodus, er brachte zehn Jahre damit zu. Dieser Koloß war 70 Ellen oder 105 pariser Schuh hoch. Er wurde nach sechs und dreißig Jahren durch ein Erdbeben zerstört, die Trümmer lagen gegen 870 Jahr und wurden im Jahr 651 nach Chr. Geb. verkauft und auf 900 Kameelen fortgeschafft. Agesander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit seinen Söhnen, Glykon von Athen den Farnesischen Herkules, Apollonius und Tauriskus den Farnesischen Stier.

Die Bildhauer der Römer waren Griechen, wir können von ihnen nur den Arcesilaus, Freund des Lucius Lucullus, bemerken, und den Praxiteles, den größten Modellirer zu Pompejus Zeit. Er schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Kunstwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde von Nero nach Rom berufen, um dessen Bild in einem 110 Fuß hohen Koloß darzustellen; der Guß mißlang. Unter dem Kaiser August wurde die schöne liegende Statue der sterbenden Kleopatra gebildet. Kleomenes ein Athenienser, verfertigte unter Tiberius die schöne Statue des Germanicus. Die vier ungemein schönen metallenen Pferde, die lange zu Venedig über dem Haupteingang der Marcuskirche standen, wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous, eine der vollendetsten und schönsten Statuen, ist aus Hadrians Zeit.

Die berühmtesten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1. Italienische Bildhauer. Im elften Jahrhundert wird zuerst wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im zwölften Bonanno aus Pisa. Nicolo Pisano starb 1270 und wird Wiederhersteller des guten Geschmackes in der Bildhauerkunst genannt. Von seinem Sohn Giovano Pisani sieht man noch viele Werke in Pisa. Andrea Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, starb 1389. Luca della Robbia wußte seine aus gebrannter Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lorenzo Ghiberti, der 1455 starb, war ein sehr geschickter Meister; seine in Erz gegossenen Thüren am Battisterio zu Florenz sind berühmt, Michel Angelo erklärte sie für würdig, an dem Eingange des Paradieses zu stehen. Donatello, geboren zu Florenz 1383 bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit seinen Werken, ein kahlköpfiger Greis von ihm ist in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgs und Marcus, die letztere ist besonders merkwürdig durch die Frage des Michel Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) Donatello starb 1466. Sein Bruder Simon machte eine der Bronze-

thüren der Peterskirche, und das Monument Martins V. in der Laterankirche. Andrea Pisano war sowohl als Bildner wie als Stempelschneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der erste, der es wagte, beschädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Perugino und des Leonardo da Vinci in der Mahlerei, gab aus Neid über diese Schüler diese Kunst auf und widmete sich einzig der Bildnerei. Unter den Neuern war er der erste, der die Kunst wieder erfand, Verstorbene abzuformen. Rustici, 1470 zu Florenz geboren, war Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci. Von letzterm lernte er die Kunst zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perspective. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine Europa, eine Leda, ein Vulkan und ein Neptun. Michel Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, gestorben 1564, lieferte schon in früher Jugend Werke, welche man staunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Man bewundert besonders seinen Bacchus, die berühmte Kolossalstatue Julius II., für dessen Monument er drei Figuren bildete, unter denen sein berühmter Moses ist, ferner seinen David, seine Victoria zu Florenz und seine Bildsäule der Nacht auf dem Grabmahl des Julian von Medicis. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine schöne Antike gehalten, bis der Künstler einen zurückbehaltenen Arm desselben vorzeigte. Tatti, von seinem Geburtsorte Sansovino genannt, 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Raphaels Urtheil den Preis erhielt, und in Erz gegossen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter besonders die Marmorbilder der Jungfrau in der St. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Casa Grande berühmt sind. Man lobt besonders die Leichtigkeit seiner Draperien und die Bewegung seiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntnisse der Anatomie, seine Manier ist kräftig aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokoon, seine Basreliefs auf den Grabmählern Leo's X. und Clemens VII. sind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war Bildner, Goldschmid und Mahler. Properzia Rossi, aus Bologna, ist die einzige berühmte Künstlerin in der Sculptur. Zwei Engel in Marmor, welche die Façade der Kirche der heil. Petronia schmücken, und mehrere Büsten gründeten ihren Ruf. Sie stellte geschickt und zart die Leidensgeschichte und viele Apostelgestalten auf Pfirsichkernen in Basrelief dar. In der Gallerie des Marchese Grassi in Bologna bewahrte man elf solche Kerne. Sie studirte die Regeln der Baukunst und der Perspective, war geschickte Mahlerin und Tonkünstlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte den Tod dieser berühmten Künstlerin in der Blüthe ihrer Jahre, 1530. Sie grub die traurige Geschichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief wurde ihr Meisterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, stellte im Jahr 1573 mehrere Antiken in Rom her, besonders ergänzte er die Beine des Farnesischen Herkules so gut, daß Buonarotti die sieben und zwanzig Jahr später gefundenen nicht besser fand. Die schöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmahl Pauls III. in der Peterskirche ist von diesem Meister, so wie die vier großen Propheten in den Nischen zwischen den Pfeilern der ersten Arcade derselben Kirche. Mit Bernini, 1598 zu Neapel geboren, fängt eine zweite Periode der italienischen Sculptur an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten,

iber seine Kühnheit, seine Phantasie und besonders sein Streben all-
gemein zu gefallen, rissen ihn zu regelloser Manier hin, er suchte die
natürliche Anmuth zu überbieten und setzte sie vergeblich in die Grüb-
chen in den Wangen. Seine heil. Theresia und heil. Bibiana waren
seine Meisterwerke. Alessandro Algardi, zu Bologna geboren,
wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodovico Car-
racci, und der Mahler blickte oft aus seinen Werken hervor. Durch
zwei Statuen von übernatürlicher Größe, einen Johannes und eine
Magdalena, gründete er seinen Ruf. Sein berühmtestes Werk ist ein
sehr großes Basrelief aus einem einzigen Stück Marmor in der Pe-
erskirche, Papst Leo den Großen vorstellend, wie er den wüthenden
Attila mit der Rache der Apostel Paulus und Petrus bedroht. Es ist
32 Fuß hoch und 18 breit. Seine eherne Statue des Papstes Inno-
enz X. ist die schönste Statue der Päpste in Rom. Algardi hatte
ine besondere Gabe, die Schönheit der Kinder und Liebesgötter dar-
ustellen. Er starb 1654. Höchst berühmt und durch zahllose Copien
ekannt ist sein Crucifix. Er überschritt oft die Grenzen der Sculptur,
ndem er die Wirkungen des Helldunkels in seinen Basreliefs aufsuchte,
nd dem Schein mehr als der Wahrheit huldigte. Er war der Stifter
iner großen Schule. Demenico Guido, Antonio Raggi, Ercole
errata und Gabriel Brunelli zeichnen sich unter den vielen Nachfol-
ern jener beiden letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambassi
enannt, verlor schon im zwanzigsten Jahre die Sehkraft und machte
ch einzig durch das tastende Gefühl zum Bildner. So formte er in
ebrannter Erde Cosmus I. Großherzog von Toscana. Tubi, 1630
n Rom geboren, arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe
uf Turenne's Grabmahl ist von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu
Mailand geboren, liebte die antiken Vorbilder innig und copirte sie
meisterhaft. Sein Hauptstück ist das Grabmahl Gregors XIII. in der
Peterskirche. Die Stellung seiner Figuren ist majestätisch und schön,
ein Styl ist correct, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Rossi,
1671 in Genua geboren, zeichnete sich besonders durch seine trefflichen
reliefs aus. Er folgte mehr dem Geschmacke der Alten als Algardi's
Styl, und arbeitete sie nicht so tief, sondern mehr als Demirelief.
Seine Arbeit in dieser Gattung für das Grabmahl Alexanders VIII.
: das schönste Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656
Syrakus geboren, hatte keinen andern Lehrer als sein Genie. Er
ieb das Poussiren in farbigem Wachs zu großer Vollendung; er ar-
itete den bekannten Cyklus der Verwesung, wo alle Grade derselben
fünf nach der Natur colorirten Leichnamen dargestellt sind, mit
zaubererweckender Wahrheit, für den Großherzog von Toscana.
ine Geburt des Heilands und eine Kreuzabnahme gehören zu seinen
Meisterwerken.

2 Französische Bildhauer. Jean Goujon, aus Paris, ist
r erste berühmte Bildner in Frankreich. Sein berühmtestes Werk
die Fontäne der Nymphen auf dem Markte des Innocents in Pa-
, welche er unter Franz I. anfing und 1550 unter Heinrich II.
digte. Er war auch Baukünstler und Stempelschneider. Er kam
72 bei dem Blutbad der Bartholomäusnacht um. Germain Pilon,
s Paris, hatte viel Grazie, aber er war oft incorrect. Er war
erste Bildner, der die verschiedenen Stoffe der Draperien genau
terschied. Ein schönes Werk war die Gruppe der drei christlichen

Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cölestiner-Kirche. Jean von Bologna war 1524 zu Douai geboren. Er kam früh nach Rom und wurde Buonarotti's Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er schon wieder heimkehren, als ihm ein Kunstfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er sehr berühmt wurde. Seine vorzüglichsten Werke sind Simson und ein Philister zu Florenz, sein kolossaler Neptun und sein Raub der Sabinerinnen daselbst, sein fliegender Merkur in Erz und sein Jupiter Pluvius, der größte Koloß der neuern Kunst. Von seinem Schüler Tacca war das Pferd der Statue Heinrich IV. auf dem Pont-neuf und die Statue Philipps IV., Königs von Spanien, zu Pferde, im vollen Gallopp dargestellt, in Buen-Ritiro. Jacques Sarrazin, 1590 zu Noyen geboren, bildete sich in Rom, und verband Genie mit Eleganz und Grazie. Die Karyatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvres zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Versailles gehören zu seinen Meisterwerken. Er stiftete eine fruchtbare Schule und starb 1660. Von François Anguier war das schöne Mausoleum des Herzogs von Montmorency in der Marienkirche zu Moulins, und von dessen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Thores St. Denis. Von Theodon war die schöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden großen Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der sich in einen Felsen, und Phaetusa, die sich in eine Pappel verwandelt. Er starb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Versailles. Puget, 1622 zu Marseille geboren, war Mahler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr studirt, so würde er alle neuern Bildner haben übertreffen können. Seine Werke sind kühn und kräftig. Besonders berühmt sind seine zwei kolossalen Termen am Rathhaus zu Toulon, seine Statue des Milon im Park von Versailles, und sein sterbender Fechter. Die Brüder Marsy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Versailles, und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apoll daselbst. François Girardon, 1630 zu Troyes geboren, war der berühmteste Bildner aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Seine Ritterstatue dieses Königs, die sonst auf dem Platz Vendome stand, 21 Fuß hoch, war das erste Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guße gegossen wurde. Die meisten von Girardons Werke sind nach Zeichnungen von le Brun und zieren den Park von Versailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geboren, lebte fast stets in Rom, und gehört zu den besten französischen Künstlern. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine schön drapirte Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz, und die heil. Theresia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er starb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariser Akademiker ihm bewiesen. Nicolas Coustou, 1658 zu Lyon geboren, hatte viel Geschmack und Leichtigkeit, doch einen ganz französischen Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollendete das von seinem Bruder angefangene Basrelief le passage du Rhin. Edmond Bouchardon, 1698 zu Chaumont geboren, wurde besonders berühmt durch seine Fontaine des Grenelles in Paris, und seinen Amor zu Choisy, der sich aus der Keule des Herkules einen Bogen macht. Ein herrliches Werk war seine Ritterstatue Ludwigs XV. Sein Styl war mehr sanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geboren, sind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne,

zu St. Cloud, so wie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Versailles. Sein Styl ist rauh und wild. Lemoyne zeichnete sich durch Porträts aus, er war feurig aber incorrect. René Slodz, 1705 zu Paris geboren, arbeitete im einfach-großen Styl, wenige verstanden das Drapiren besser als er, doch sind seine Formen nicht immer rein. Baptiste Pigalle, 1714 zu Paris geboren, bildete sich nur durch unsäglichen Fleiß. Seine Statuen, Merkur und Venus, sind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmahl des Marschalls von Sachsen zu Straßburg ist sein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen ist, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er starb 1785. Etienne Falconet wurde nach Petersburg berufen, um die metallene Statue zu Pferde von Peter dem Großen zu machen. Demoiselle Collot machte das Modell zu dem Kopf derselben.

3. Deutsche Bildhauer. Lange schon vor Albrecht Dürers Zeit blüthen in Süddeutschland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rathhäuser und Brunnen in Nürnberg und andern Orten beweisen, ja der Spuren noch älterer Bildhauerkunst finden wir in den zahllosen Rittergestalten und Heiligenbildern noch viele, die sich in allen Münstern und besonders im Dom zu Cöln bis in die zartesten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieser Meister sind unbekannt, wahrscheinlich kamen die ersten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunstgenie war, zeigte sich auch als trefflichen Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Gestalten aus Holz und Stein. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geboren, bildete sich in Italien, und arbeitete mit vieler Kunst in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geboren, 1683 zu Berlin gestorben, besaß die zuvor unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Rittergestalten zu machen. Von ihm ist der Kaiser Leopold I. zu Kopenhagen, Carl II. von England als heiliger Georg zu Dresden, und Churfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, studirte in Italien besonders den Buonarotti und wurde nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterstatue des Churfürsten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegossen wurde. Balthasar Permoser, 1650 im Salzburgischen geboren und 1732 zu Dresden gestorben, hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hinterlassen. Übrigens sind Messerschmidt aus Wien, Osner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunker und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden, Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4. Niederländische, englische, schwedische und russische Bildhauer. Von diesen nennen wir besonders: Franz Duquesnoy, 1594 zu Brüssel geboren, berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hatte wie Algardi eine besondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzustellen, und fliegende sich emporschwingende Gestalten gelangen ihm besser als keinem zuvor. Er schloß eine innige Freundschaft mit Poussin, und beide lebten der Kunst mit reinem Enthusiasmus ohne Grenzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom ist eine der schönsten Statuen dort, und seine Susanna zu Loretto wurde wegen ihrer edlen Stellung, ihres sanften, frommen Ausdrucks und ihrer

trefflichen Bekleidung sehr bewundert. Buyster, Slodz, Quellius und Van Obstal waren geschickte niederländische Bildner. Gibbons, der 1721 zu London starb, zeichnete sich besonders in schön ausgearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel sind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack zeichneten sich besonders im graziösen Styl aus, die weiblichen Gebilde des letztern sind höchst anmuthig. Nokkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correctheit. Unter den schwedischen Bildhauern muß vor Allen der Ritter Sergel genannt werden. Der Russe Pawlof zeichnet sich als Porträtbildner aus.

5. Spanische Bildhauer. Deren giebt es unzählig viel und sie alle hier zu nennen wäre zwecklos. Die Kunst blühte seit dem elften Jahrhundert dort, und schon 1033 arbeitete Aparicio von Castilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorstellend, welches in dem Kloster Yuso aufbewahrt wird, und dessen Proportion und Grazie man bewundert. Klöster und Kirchen gaben den Künstlern reichliche Beschäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete spanische Bildhauer.

Neueste Kunstperiode. Cavaceppi in Rom macht den Übergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der vielverdiente Ritter Canova ist nicht allein in Hinsicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erste Bildner jetziger Zeit, sondern er verdient auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künstler unterstützt und Preise für sie aussetzt, doppelten Ruhm. So wie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verstorbene sehr verdienstvolle Trippel an Kraft und strengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, so thut es jetzt der treffliche Däne Thorwaldsen, der für die Heldengestalten, so wie für die Bestimmtheit und Hoheit der Formen von vielen als noch größerer Meister anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit, als Meister der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brave und verdienstvolle Künstler unserer Zeit sind ferner: der tieffühlende Dannecker in Stuttgart, dessen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow, Rauch und Tieck in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Cassel, Pozzi in Mannheim, Ohnmacht in Straßburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris, Flaxman, Chantrey und Gahagan in London. Von ihnen und ihren geschickten Schülern und Nachfolgern kann man mit Recht rühmen, daß sie das Studium der Kunst mit reinem Sinn, geläutertem Geschmack und wahrem Enthusiasmus treiben.

Bilhauerkunst (Technik der). In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst Material und Werkzeug in Betracht. Das Material ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor die für den Künstler schicklichste Masse. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es aber verschiedene Arten giebt, wie z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, der Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, das Zwergeisen. Zur Arbeit von Marmor sind alle von Stahl und werden mit eisernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Instrumente der Bildhauerei sind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm weniger Schwierig-

leiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere Masse. Ein solches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künstler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; Andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des nassen Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Materie, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich sehr zusammen (in welchem Fall dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), sondern die kleinen Theile trocknen weit geschwinder zusammen, als die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, am spätesten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher sein Modell aus Thon, oder von Gyps und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Poussirstuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelst der Poussirhölzer bildet der Künstler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Poussirhölzern und dem nassen Schwamm weiter und ebnet ihn mit dem Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich aufgestellt werden soll. Der Block, welcher dazu bestimmt ist, zu demselben bearbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Poussirstuhle, auf welchem er, mittelst eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Poussirstuhle, das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, begiebt sich der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier giebt es nun eine doppelte Art nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten, die praktische und die akademische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemählde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, so wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen und muß deßhalb beständig zweifelhaft sein, ob er, in Hinsicht auf sein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch die er ganz natürlich und ohne die geringste Abweichung eben dieselben Umrisse auf seinem Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Grenzen der Tiefen gesetzt werden können; so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder ersetzt werden. Und

endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben so oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung, von neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der französischen Akademie in Rom zum Copiren der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch diese Fäden werden die äußersten Puncte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punct der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnliches Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den Stand gesetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist; so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Uebelstande auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifaden durch Horizontalfäden durchschneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, vor ihm noch unbekannten und sehr sinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen suchte. Eine Nachricht davon findet man in Vasari's Leben der Mahler rc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geschehen kann, weswegen wir dahin verweisen. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil seines Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke bestimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erfoderniß der Umstände, mit dem Bohrer aus, vermittelst welcher Instrumente er die überflüssigen Theile an der Masse wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußersten Puncte nach den innern Puncten fort und gründet so alle Hauptpuncte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punct gefunden, und wo es möglich ist, mit dem Bohrer vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit dem Spitzeisen aus, läßt jedoch noch etwas stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eisen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen soll, erhalten; so wird er auspoussirt (mit dem Zahneisen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern und Füßen, und Falten u. s. w. zu deren Bearbeitung das Spitzeisen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspoussiren vermittelst des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr mühsame Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des krausen Haupthaares, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der Künstler zu dem Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle bisher noch eckig an-

elegten Theile ab und giebt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feineit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu bestimmen. Nun steht das Werk enntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und sauber ausgerbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rundeisen und dem wergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das Nackte und alle bene Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und as dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das Eisen den arten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu Hülfe komnen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlieder, Näel u. s. w. ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen werden erade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raspeln erfodert. Das Rauhe, velches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Besteht die Materie des Werks aus Marmor, so erhält dieser zuletzt och Politur, entweder mit gepulvertem Bimsstein oder einem feuchten Tuche, oder mit Zinnasche, oder, und zwar am häufigsten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder nit Schmergel.

Bildlich (in der Ästhetik). Der **bildliche** Ausdruck ist dem **eigentlichen** entgegengesetzt, und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellungen von diesem mit desto größerer Leichtigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmahle und besonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck schon erregten Vorstellung desselben, seinem Zwecke gemäß, zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entsteht nicht in allen Fällen aus einem und demselben Interesse, denn bald ist es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald in dem Geschmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darstellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiben, damit wir die Aufmerksamkeit desto sicherer zu erregen und zu fesseln vermögen, um theils diejenigen Seiten und Merkmahle der Gegenstände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wissen wollen, desto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Sätze Anschaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Ähnlichkeit und harmonischer Thätigkeit des Verstandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieser Quelle entspringen **sinnbildliche Darstellungen**, **Parabeln**, **Fabeln** und mehrere rednerische Figuren. Übrigens muß man bei der Wahl der Bilder besonders darauf sehen, daß sie aus einem Kreise von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt ist, für welche man sie braucht; es muß eine wirkliche Übereinstimmung zwischen seinen Merkmahlen und den Merkmahlen der einzukleidenden Sache herrschen; eine Übereinstimmung, welche nicht blos zufällig sein und etwa nur für ein Individuum, sondern welche vielmehr wesentlich Statt finden und allgemein gelten muß. Diese Übereinstimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erst eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung erregen, welche derjenigen, die man beabsichtigt, widerstreben würde; sie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabsichtigt, übereinstimmen. Das **Bildliche** ist übrigens wohl zu unterscheiden

vom Sinnbildlichen, vom Tropischen und vom Bildenden.

Bildnerei, s. **Bildhauerkunst**.

Bildung ist ein Vorzug, den nur der Mensch, aber, wie die Verhältnisse noch stehen, nicht jeder Mensch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich vereinigen, um das rohe Geschöpf mit menschlichen Ansichten und menschlicher Stimme zum Menschen zu machen und aus dem harten Drucke der Naturnothwendigkeit, in dem es überall seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eisige Himmel des Nordens und die Gluth des Südens läßt keine freiere Entwickelung der menschlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsstrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menschen der Anstrengung und Übung seiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig ist, seine Thätigkeit zu belohnen, scheint zum Sitze der Bildung bestimmt. Hier, wo eine glückliche Mischung der Elemente dem Körper Geschmeidigkeit giebt und den Aufschwung des Geistes befördert, finden wir die gebildetsten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau fesselte sie an bestimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte sie bauen, der Nachahmungstrieb Gestalten formen und in die Töne der belebten Natur einstimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten sie in Denkmählern und Festen an, sprachen sie in Geschichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutsamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewann Gefühl und Gedanke den entsprechenden Ausdruck; die Gesellschaft das Organ einer leichten Mittheilung ihrer Kenntnisse nach allen Seiten; die Kunst den Stoff und Antrieb ihrer Übungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrschaft unter den Menschen. Die Mitte des südwestlichen Asiens wurde die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteste und als die Mutter der unserigen die wichtigste ist. Nur an die Zone, doch nicht an bestimmte Länder gebunden, wanderte sie von Osten nach Westen, und die Betriebsamkeit der europäischen Occidentalen hat ihre im Orient allmählig versteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfassungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegsameren Straßen und Gewässern, ihre öffentlichen Anstalten und gemeinschaftlichen Unternehmungen, ihre religiösen Mysterien und philosophischen Schulen waren wechselsweis Früchte und Beförderungsmittel einer **Bildung**, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgends übertroffener Schönheit und Rundung erscheint, und zum Unterschiede von der modernen, der sie zum Muster dient, nun die **antike** heißt. Ihre Wendepuncte waren religiöse Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thatengröße, Publicität und moralische Kraft, der Mythenglaube schmückte sie mit den Reizen einer Poesie, die auch dem Vernunftlosen menschliches Leben mittheilte und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menschwelt treu und unverhüllt hervortreten zu lassen, weil sie noch schön war. Die Bildung der Alten zeigt sich daher als ein gesundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältnisse, sie weiß nichts von Absichtlichkeit und Affectation, sie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühsamen Demonstrationen um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Übereinstimmung mit sich selbst,

ire Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit sie auf dem Wege der Natur fortschreitet, gefällt durch sich selbst. Doch hatte sie mit den Blüthen, wie die Anmuth, so auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römische Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Speculationen einer Philosophie, die die Natur entseelend dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom wurde die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausschweifendsten Luxus und der Ernst ihres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantasie, und auch ihre letzten Schatten verschwanden mit dem Falle des römischen Reichs. Auf dessen Trümmern stehen im Occident germanische Völker, ihre Sitten und Sprachen verschmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der ihnen eigenthümliche Adel des Geschlechtsverhältnisses, der ein romantisches Frauenreich schuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Christenthums wurden unter der planmäßigen Leitung der Hierarchie die Elemente einer neuen Bildung, bei der die antike, so weit man sie noch aus ihren Resten und Reminiscenzen kannte, nur ein Gegenstand des geistigen Luxus der Gelehrten und Künstler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Frische und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Ob nun gleich die germanischen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenstabe des Vormunds in Rom nur langsam gehorchen lernten, so wuchsen aus ihrer Natur und Landesart doch blos ihre Nationaleigenheiten, jedem besondere, scharf von den fremdartigen geschiedene in behaglicher Freiheit hervor, das auf diesen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die moderne Bildung, ist ein Product bestimmter Absichten und zwangloser Verhältnisse. Sie unterscheidet sich von der antiken sowohl durch bloße Entstehungsart, als auch durch den Umstand, daß sie, weil es den Neuen an Öffentlichkeit des Lebens, an Festen, wo das Schöne der Gegenstand eines allgemeinen Genusses geworden wäre, ja im Ganzen selbst an Sinn dafür gebrach, nie die Masse der Völker völlig durchdringen konnte, sondern bis in die neuesten Zeiten ein Prärogativ der Höfe, der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmähler in Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. Der Natur fremd geworden erscheint sie bald als eine mehr oder weniger verunglückte Nachahmung der Alten und nur in wenigen großen Meistern originell; bald sucht sie, von der Religion selbst dazu angeleitet, ein verlornes Paradies, ohne es zu finden. Überall von der Anschauung zur Abstraction, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Überreiz in Anstrengung und Genuß ohnehin geschwächten Körper immer mehr abstreifend, geht sie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele, das in der Unsterblichkeit liegt, ohne sich wehmüthiger Rückblicke auf die goldene Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein kräftiges Ganzes und der Mensch mit der Natur und sich selbst eins war. Daher die sentimentale Sehnsucht, das mühsame Streben, das krankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuen, daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Reflexion und Kritik, die sich in Theorien und Projecten erschöpft, die schöne Natur, hinter der die Weichlichkeit des modernen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu überbieten. Aber weder die Unschuld der Urwelt, noch die harmonische Schönheit der griechischen Bildung, werden sie zurückbringen können, der ewige Erzieher des Menschengeschlechts wiederholt sich nicht, jede Epoche seiner Führung bringt neue Epochen zu Tage; auch die Form der modernen Bildung beurkundet auf ihre Weise das Fort-

schreiten der Menschen. Die unbehaglichen Widersprüche, in welche die Neuen zugleich rückwärts und vorwärts schauend, und immer nach dem Unerreichbaren haschend, sich mit sich selbst verwickelt haben, können friedlich gelös't werden und in ein sicheres, freudiges Streben übergehen, wenn man sich endlich darein ergeben wird, für uns sei nur Trost und Rettung in der Idee, auf die das Christenthum, das mit seinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen einmal das Hauptelement unserer Bildung ist, hinweis't. Und deutlich genug sticht diese Tendenz zum Idealen in den bessern Leistungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forschung, allumfassende Wißbegierde, ein scharfer Verstand, eine des Fernsten und Höchsten mächtige Phantasie und ein Vermögen zu abstrahiren und zu combiniren, dem die Alten nur spärliche Anfangsgründe an die Seite zu setzen haben, zeichnet die Werke der modernen Kunst und Wissenschaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geistreiche Zöglinge der antiken Plastik, so wetteifern doch die Heroen der italienischen, spanischen, englischen und deutschen Dichtkunst rühmlich mit den herrlichsten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemsterhuis, Kant u. s. w. ringen mit Plato und Aristoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verstummt im Instrumentensturm einer Haydnischen Symphonie, und Zeuris Trauben verschwinden vor Raphaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzschnitt und Kupferstich, die Buchdruckerkunst mit ihrem unabsehlichen Einflusse, der Compaß zur Schifffahrt und der Wechselbrief zum Handel sind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunstreichen Arbeiten und Maschinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienstbar machen und tausend neue Bedürfnisse befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen die moderne Raffinerie, deren größte Resultate unsere Zeit an den ungeheuern Wirkungen der Staats- und Kriegskunst Napoleons zu erkennen glaubte. Ob die sittliche und religiöse Bildung der Menschen bei diesen Fortschritten gewonnen hat, ist eine schwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von einer Bildung, der menschlichen, die sich durch Gymnastik und Musik (Musik im Sinne der Griechen ist die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Musen geheiligten Künste und Wissenschaften) vollenden ließ und zu allen Dingen nützlich war. Die Künstlichkeit der modernen Verhältnisse und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Mittel sie zu befriedigen, hat diesen einen Stamm in hundert Äste gespalten, und ein Individuum unserer Zeit bringt es mit aller Mühe nicht dahin, sie wieder zu einem Ganzen in sich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung anlegen und bald Verstand und Einbildungskraft im Denken und Combiniren des Wahren und Möglichen, bald diese beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müssen, um unsere Seelenkräfte zu entwickeln, als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer classischen, als Conservatoren der Literatur einer gelehrten und literarischen, und wo wäre irgend eine Wissenschaft und Kunst, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, speciell auf ihr Gebiet berechnete, und den Fleiß eines ganzen Menschenlebens in Beschlag nehmende Bildung erfoderte. Ähnliche Ansprüche machen die verschiedenen Stände, Geschäftskreise und Ge-

erbe der bürgerlichen Gesellschaft; militärische, cameralistische, mer-
ntilische, ökonomische Bildung wird in eigenen Instituten erworben,
nd unser Jahrhundert hat es sogar zu einer besondern Bildungs-
nstalt für Runkelrübenzuckerfabricanten gebracht. So ist die Auf-
erksamkeit und Kraft der neuesten Neuen in tausend einzelne Zweige
er Cultur zertheilt, wie hätten sie Zeit, den Menschen in sich aus-
ubilden, da sie kaum mit dem Bürger fertig werden. Viele fangen
s daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang
er Verhältnisse, der National- und Standesgeist aus ihnen macht,
nd schwer verbergen sie oft die verletzenden Ecken dieser Einseitig-
eit hinter dem Scheine von Bildung, den sie als ein zum äußern
nstande nothwendiges Gesellschaftskleid für die Conversationsstunden
nlegen. Aber die gesellige Bildung, in der die feineren Cir-
el der Franzosen den Ton angaben, und die höheren Stände aller
uropäischen Nationen sich verstehen, hat einen edleren Sinn. Sie
etzt Einsichten und Kenntnisse, die über alles, was den Menschen als
heilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein
lrtheil erlauben und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls,
ine schnelle und richtige Übersicht der Verhältnisse, eine Leichtigkeit
nd Übung des Geistes im Gebrauche der mannichfaltigsten Formen,
urz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Gespräch die
echte Stelle, die anziehendste Bedeutung, den schicklichsten Ausdruck
und die heiterste Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt sie die
ngenehmen Talente und Kunstfertigkeiten, deren sinnvolle Leistungen
escheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von
Fleiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer
Freude stimmen; oder wenn man diese empfehlenden Eigenschaften
icht in hinlänglichem Grade besäße, um der Gesellschaft durch eigne
Gaben gefällig zu werden, erfodert sie doch wenigstens eine sich un-
gezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und
Gute, was sie zur Befriedigung der höhern Bedürfnisse des Geistes
darbieten will. (Vergl. d. Art. Conversation.) Alle Zweige der
modernen Bildung fänden in dieser geselligen, die Leben, Kunst und
Wissenschaft angenehm verschmilzt, den besten Vereinigungspunct, ge-
hörten die Kreise, in denen sie einheimisch ist, nicht unter die Sel-
enheiten. Und auch diese gebildeten Kreise sind nicht ganz frei von
dem Einflusse der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stim-
mung und Lebensweise von einander unterscheiden und eben wegen ihrer
nicht immer liebenswürdigen Individualität keineswegs für Merk-
mahle wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte,
kräftig ausgesprochene und unter günstigern Umständen auch wohl zum
Theil ausführbare Idee einiger Theoretiker, diese Volksindividuali-
tät durch gewisse ihr angemessene Anstalten für die öffentliche Bil-
dung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menschheit zu er-
ziehen, anbelangt, so läßt sich, weil sie bis jetzt zu wenig Eingang ge-
funden, noch keine bestimmte Hoffnung darauf bauen. Wie sehr da-
her auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, wel-
cher jedes in Romanen und Gedichten etwas belesene, durch feinere Be-
dürfnisse des Luxus und eine gewisse Höflichkeit vor der niedern Volks-
classe ausgezeichnete Mitglied der Gesellschaft mit dem Prädicate der
Bildung beehrt, von der Allgemeinheit des Bestrebens gebildet zu hei-
ßen zeugen mag; so wird es doch bei der Seltenheit des Zusammen-
treffens günstiger Umstände und edler Tendenzen mit glücklichen Anla-
gen des Geistes und Herzens immer nur wenige auserlesene Indivi-

duen geben, welche nach einem der Bestimmung des Menschen angemessenen Begriffe von Bildung gebildet genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf Menschenbildung abgesehen ist, kein anderes sein, als das Bild des Menschenideals, oder nach den Ansichten der Religion, das Bild der Gottheit. Bildung in diesem allgemeinen Sinn ist uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbstthätigkeit zu bewerkstelligende harmonische Entwickelung der gesammten Menschenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil diese Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verstattet, nennen wir den gebildet, der bereits glückliche Fortschritte zum Ziele der Menschheit gemacht hat. Eine Bildung, die diesem Begriffe entspricht, wird eben so sehr den Foderungen der Gesellschaft an das zu bildende Subject Genüge leisten, als sie seinen eignen Geistes- und Herzensbedürfnissen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß diese Bildung allen gemein werde und der Vergeistigungsprozeß, in dem die Menschheit begriffen ist, eine entschiedene Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünsche der Kosmopoliten und Philanthropen zur glücklichsten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen organischen Körpern wirksame Kraft, eine besondere Bildung und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Diese Kraft offenbart sich durch Selbstbildung und Selbsterhaltung, indem der organische Körper verschiedene Stoffe in sich aufnimmt (die Nahrungsmittel), sich dieselben aneignet, das Fremdartige absondert, verlorne Theile wieder herstellt, und so sich ernährt, erhält, und als organisches Individuum bestimmter Gattung fortbildet und aufwächst; eben so in der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem der organische Körper nur ein Wesen seiner Gattung erzeugt, und nicht aus seiner Gattung herausgeht. Auf eine ähnliche Weise redet man auch von einem geistigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menschen, eine geistige Individualität zu erlangen und zu behaupten, seine geistigen Anlagen nach dem Ideale der Menschheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbesondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu seinen Zwecken mit Bewußtsein zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Biliner Sauerbrunnen quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felsen, des biliner Steins oder Portzen. Die Gegend umher ist bergig. Vor Allem aber hebt sich mahlerisch daraus hervor der hohe, fast auf allen Seiten frei aufstrebende biliner Stein, von dessen Höhe man einer wahrhaft reizenden Aussicht genießt. Das Städtchen Bilin selbst ist alt, und soll vordem seine eigenen Herzoge gehabt haben, die die Gegend beherrschten, aber von den prager Herzogen unterdrückt worden sein, die nun Burggrafen hieher setzten. Später kam es an die königliche Kammer, die es wieder an Vasallen überließ. Jetzt sind die Fürsten v. Lobkowitz in dem Besitz dieser Herrschaft. Der biliner Brunnen mag zuerst im Anfange des 18. Jahrhunderts entdeckt worden sein; ward aber erst um die Mitte desselben gefaßt. Da aber das Wasser schon versendet wurde, und diese Versendung zunahm, so baute man hierzu ein Haus, legte eine Lindenallee an, und half überhaupt der Gegend durch Kunst nach. Wie sehr der Brunnen hierauf im Rufe zugenommen,

ewels't der Absatz der gefüllten Flaschen. Im Jahr 1779 wurden 698, und im Jahre 1786 bereits 42,000 Flaschen verschickt. Die Brunnen entquellen der Erde ganz rein; der Geschmack ist frisch, ühlend, säuerlich; das Wasser wirft viel Perlen, vorzüglich wenn es nit Wein vermischt wird, und schäumt, wenn man Zucker hinzufügt; die Wärme der Quelle ist 12 Grad Reaumur. Das Wasser nthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftsaures mineralisches Laugensalz 30½ Gr., Glauberisches Wundersalz 4½ Gr., Kochsalz 1⅞ Gr., uftsaure Bittererde 2½ Gr., luftsaure Kalkerde 3⅞ Gr., Kieselerde Gr., Extractivstoff $\frac{1}{12}$ Gr., Luftsäure 49 Kubikzoll, und reine uft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der biliner Brunnen getrunken ei Hypochondrie, schleimigen Schlagflüssen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, der Bräune, Geschwüren, Hautausschlägen, Skrofeln, Scorbut, in gichtischen und solchen Krankheiten, die Erschlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, er Brust, der Harnwege ꝛc. Obschon der Brunnen auch an Ort nd Stelle getrunken wird, so trinkt man ihn doch auswärts noch tärker, besonders da Töplitz nur eine Stunde entfernt ist. Die ustpartien von hier aus sind nach den Lustorten auf Töplitz gerichtet.

Bill. Das Parlament in England, dem die gesetzgebende und ichterliche Gewalt von der Nation übertragen worden ist, besteht ekanntlich aus zwei Häusern, dem Ober- und Unterhause, deren Mitglieder durch die Constitution aus den verschiedenen Ständen des Volkes bestimmt sind. Jedes dieser Mitglieder beider Häuser, der König von England selbst, hat das Recht, Vorschläge zu neuen gesetzichen Verfügungen vorzutragen, indem er sie schriftlich überreicht. Ein solcher Aufsatz wird eine Bill genannt, und in gemeinschaftliche Berathung genommen. Dazu gehört, daß er dreimal verlesen, genau rwogen, und über die Zulässigkeit des Vorschlags durch Sammlung er Stimmen entschieden werde. Ist dies in dem einen Hause, dem ie Bill zuerst überreicht worden ist, geschehen, so wird sie zu gleicher Deliberation dem andern Hause zugesendet, und ist sie auch dort anenommen worden (passirt), so wird sie dem Könige zur Sanction orgelegt. Ist diese erfolgt, so verwandelt sich die Bill in einen Parlaments-Schluß (Act of Parliament) und erhält gesetzliche Kraft. Sollte der Fall eintreten, daß die beiden Häuser über eine Bill ich nicht vereinigen könnten, so wird ein Comité zur nochmaligen Ventilation der Sache niedergesetzt. Kann auch dieser den Vereinigungspunct nicht finden, so wird die Bill für verworfen erklärt, was auch er Fall ist, wenn sie bei dem Hause, wo sie zuerst eingebracht wurde, icht durchgeht. — Eine Bill betrifft entweder allgemeine Geenstände, oder Privat-Angelegenheiten, oder Geldverwilligungen; daher heißt sie entweder Public-Bill, oder Privatebill, oder Monney-Bill. Diese Verschiedenheit bestimmt auch die Formel, durch welche die königliche Bewilligung ertheilt wird. Bei iner Public-Bill heißt es: — „Le roi le veut;“ — bei einer Private-Bill: „Soit fait, comme il est désiré;“ bei einer Monney-Bill: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévoence, et aussi le veut.“ — Wenn die Bill dem Könige aber mißallen sollte, so schreibt er blos darunter: „Le roi s'avisera,“ und ies ist genug, um sie für nicht geschehen zu betrachten.

Billard nennt man große, mit grünem Tuche überzogene, mit inem erhöhten Rand (Band) eingefaßte Tafeln, worauf man elfen-

beinerne Kugeln mit einem Stabe (Queue) gegen einander stößt, um sie in gewisse an den Ecken und Seiten angebrachte Öffnungen zu treiben. Es ist ein durch ganz Europa sehr beliebtes Spiel. Die Kunst beruht darauf, genau zu wissen, auf welchem Puncte und mit welcher Kraft, die mit dem Stabe angestoßene Kugel die andere berühren müsse, um sie in eine Öffnung zu treiben, und in der Fertigkeit, der ersten Kugel mit dem Stabe die nöthige Kraft und Richtung zu geben. Man spielt bald mit mehr oder weniger Kugeln, und nach verschiedenen Regeln in Rücksicht des Treffens der verschiedenen Kugeln und der Öffnungen, in die sie getrieben werden müssen. Daher die verschiedenen Benennungen des Spiels à deux, à la boule, Carambole, Caroline, u. s. w.

Billington (Madame), eine der ersten Sängerinnen von London, wo sie zuletzt zur italienischen Oper übertrat. Im J. 1787 war sie in Paris, wo sie in verschiedenen Concerten den Beifall aller Kenner einerntete. Bei der Todtenfeier Händels im Jahre 1787 wetteiferte sie mit der Mara, und in dem Raube der Proserpina von Winter, im Jahre 1804, mit der Grassini. Göthe theilt folgendes über sie mit: „Die unbeholfene Beleibtheit der Billington ist selbst den Caricaturzeichnern aufgefallen. So groß auch das Verdienst der hochgepriesenen Sängerin sein mag: so muß man doch gestehen, daß ihr elendes Spiel (sie pflegt ohne Leben und Geist wie eine kalte Statue auf dem Theater unbeweglich zu stehen, und nur von Zeit zu Zeit die dicken Arme sehr ungeschickt gegen den Kopf zu bewegen) und ihre groteske Gestalt das Auge des Zuschauers eben so sehr beleidigen, als ihre Stimme seinem Ohr schmeichelt. Ihr Kopf ist von einer bei Frauenzimmern ungewöhnlichen Größe, und sie vergrößert ihn gemeiniglich noch dadurch, daß sie einen gewaltigen Aufsatz mit hohen Federn trägt. Alle ihre Bewegungen sind eckig und im höchsten Grad untheatralisch. Ich bin gewiß, daß diese Gestalt, wäre sie auch die heilige Cäcilia selbst, kein französisches Theater betreten dürfte, ob man ihr schon in Concerten und Oratorien die erste Stelle unter den Sängerinnen einräumte." Sie starb den 25. August 1818 zu St. Artive unweit Venedig.

Binocular-Teleskop, ein doppeltes Sehrohr für beide Augen.

Binomisch, zweitheilig, zweigliedrig, z. B. eine binomische Wurzelzahl in der Rechenkunst. Binomial-Coefficienten sind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. $a+b$, jede Gattung von Product aus den Theilen desselben vorkommt.

Binomischer Lehrsatz. Hierunter versteht man jene merkwürdige Formel, welche die Zusammensetzung einer Potenz des Binomii $a+b$ aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darstellt. Dieser Lehrsatz, die wichtigste Grundlage des Gebäudes der Analysis, war, für ganze positive Exponenten, schon mehrern Analysten vor Newton bekannt. Aber erst Newton lehrte ihn auch auf gebrochene und negative Exponenten anwenden, und diese Entdeckung, eine der schönsten des großen Mannes, ist auf seinem Grabmahle eingegraben.

Biographie oder Lebensbeschreibung ist die Erzählung der Schicksale, Handlungen und Eigenschaften einer einzelnen denkwürdigen Person, und macht einen Theil der Geschichtschreibung aus. Sie ist den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterschil-

erung unterworfen, unterscheidet sich jedoch von letzterer dadurch, daß e nicht blos das Innere und Beharrliche, sondern auch die äußeren mstände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Biograph darf nur Personen wählen, deren Leben interessant und fruchtbar genug ist, und die sich entweder durch ihren Rang, oder durch orzügliche Verdienste, oder durch besonders denkwürdige Glücksveränderungen unterscheiden und merkwürdig gemacht haben. Versteht er aber bei solchen die Kunst, das Erhebliche und Interessante aufzufassen und darzustellen, die wahren Motiven der Handlungen aufzufinden und scharf zu erkennen, und wiefern äußere Umstände auf Charakter und Handlungsweise einwirkten, überzeugend anzugeben, und leibt er stets der Natur und Wahrheit getreu; so wird sein Werk mit dem Interesse zugleich den herrlichsten Nutzen verbinden, indem s eine Quelle der Kenntniß und Erforschung des menschlichen Geistes nd Herzens sein wird. Was ist geschickter, uns zu belehren, und egen die Lockungen des Lasters zu verwahren, uns in Noth und Gefahren zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beispiele, welche die Geschichte uns aufstellt? Eine pecielle Art der Biographie ist die Selbstbiographie, d. h. diejenige, n welcher eine Person selbst ihre Schicksale, Handlungen und Meinungen erzählt und angiebt; es gehört zu diesem Unternehmen ein seltener Grad von Selbstkenntniß und ein noch seltener Grad von Wahrheitsliebe; Eigenschaften, die nur von demjenigen in dem erforderlichen Maße zu erwarten sind, der in dem gerechten Gefühl seines moralischen Werthes auch seine Schwächen und Fehler ohne Beschämung ekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbstbiographie **Alfieri's** finden.

Biologie, die Lehre von der lebenden Natur.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechischer Idyllendichter, von dessen Lebensumständen sich nirgends einige Nachricht findet. Aus er Elegie, welche sein Freund und Schüler Moschus auf seinen Tod erfaßte, scheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenosse Theokrits gewesen und an Gift gestorben sei. Wahrscheinlich lebte er in Sicilien der Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird sein Klaggesang auf Adonis für das vorzüglichste gehalten. Er ist vielfältig ins Deutsche übersetzt worden, unter andern auch von Voß. Man findet dieses Gedicht, so wie die des Moschus, gewöhnlich als einen Anhang bei den Idyllen des Theokrits. Einzeln von Manso. — Außerdem nennt uns das griechische Alterthum einen Philosophen **Bion** welcher zu Borysthene am Borysthenes ungefähr 300 Jahre vor Chr. geboren war und als der letzte der cynischen Secte genannt wird.

Biörnstahl (Jacob Jonas), bekannt durch seine Reisen, war 1731 in Schweden in der Provinz Südermannland geboren. Er studirte in Upsal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rudbeck, und reis'te mit dessen Sohne nach England, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und der Schweiz. Bei seinem Aufenthalte in Paris studirte er mit vielem Eifer die morgenländischen Sprachen, für die er immer eine besondere Vorliebe gehabt. Da sein Zögling, der Baron Rudbeck, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde **Biörnstahl** von **Gustav III.** bestimmt, Griechenland, Syrien und Ägypten zu bereisen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Professors an der Universität Lund. Nun ging er 1776 nach Constantinopel; wo er sich einige Zeit aufhielt, um die türkische Sprache zu er-

lernen, setzte dann seine Reise fort bis Salonichi, und starb hier 12. Juli 1779 an der Pest. Björnstahl hatte eine Beschrei[illegible] seiner Reisen in Briefform an seinen Freund, den Bibliothekar G[illegible] well, geschickt, der sie anfangs in eine Zeitschrift, die in Stock[illegible] erschien, einstreute, dann aber auch 1783 besonders herausgab. G[illegible] kurd hat davon eine deutsche Übersetzung geliefert. Dieses Werk [illegible] hält gelehrte und gründliche Untersuchungen über Münzen, Ma[illegible] scripte, seltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen [illegible] interessantesten diejenigen sind, welche Voltaire betreffen, den [illegible] Ferney besucht hatte; aber seine Bemerkungen und Urtheile über S[illegible] ten, Gebräuche, Religion und Literatur sind oft zu wenig richtig, [illegible] nau und unparteiisch. Er hatte mehr Gelehrsamkeit als Gesch[illegible] mehr Gedächtniß als sichern Tact und Unterscheidungskraft. S[illegible] von Natur starke und abgehärtete Gesundheit setzte ihn in den St[illegible] piel zu arbeiten und die größten Beschwerden der Reise zu ertragen.

Biot (Jean Baptiste), einer der ersten jetzt lebenden Ph[illegible] Frankreichs, wurde im J. 1774 zu Paris geb. und machte seine [illegible] sten Studien im Collegium Ludwigs des Großen, von wo er zum A[illegible] tilleriedienst überging. Seine Begierde nach höherm Wissen trieb [illegible] bald wieder nach Paris zurück, wo er an der polytechnischen Sch[illegible] so lange eifrigst fortstudirte, bis er sich zu einer Professur in Be[illegible] vais fähig fühlte. Sein Name hatte schon einen bedeutenden Ru[illegible] gewonnen, und seine wissenschaftliche Bildung konnte nirgends m[illegible] gewinnen, als in dem schönen Kreise großer Gelehrten zu Paris. [illegible] folgte also 1800 dem Rufe dahin und trat als Professor der Ph[illegible] am Lycee de France auf. 1802 wurde er zum Mitglied der 1. Cl[illegible] des Instituts ernannt. Er allein wagte es 1804 dagegen zu votire[illegible] daß das Institut für Buonaparte's Ernennung zum Kaiser stimm[illegible] sollte und setzte seine Meinung auch durch. 1806 wurde er mit Ara[illegible] nach Spanien gesendet, um den Meridian von Frankreich zu verlän[illegible] gern, und wurde noch vor seiner Abreise zum Mitgliede des Burea[illegible] des Longitudes ernannt. Seine Sendung hatte den gewünschten Er[illegible] folg. Unablässig widmete er sich nun den Studien und Vorlesungen und vermehrte seine Schriften der Zahl nach, wie sie dem Werth nach sich täglich vergrößerten. 1814 erhielt er vom König das Le[illegible] gionskreuz und trat 1816 der Redaction des Journal des Savan[illegible] für den Bericht der mathematischen Wissenschaften bei. Seine vor[illegible] züglichsten Werke sind: Traité de physique expérimentale et ma[illegible] thématique 1816; der populär geschriebne Auszug daraus Precis élémentaire de physique expérimentale, und: Traité élémen[illegible] taire d'Astronomie physique. Neben seinen größern Werken ar[illegible] beitete er ununterbrochen an wichtigen Aufsätzen für gelehrte Jour[illegible] nale rc. und gehört unbezweifelt zu den thätigsten und gründlichsten Gelehrten seiner Zeit und seiner Nation.

Biren (Johann Ernst von), Herzog von Curland, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von Curland und der Sohn eines curländischen Bauers, Namens Bü[illegible] ren. Er war 1687 geboren, und wußte durch seine natürlichen Fä[illegible] higkeiten und eine nicht ganz vernachlässigte Erziehung sich glücklich auf eine Stufe des Ansehens zu erheben, die seine niedrige Abkunft verbarg. Sein angenehmes Äußere und sein gebildeter Verstand ver[illegible] schafften ihm die höchste Gunst der Herzogin von Curland, Anna, Nichte des russischen Kaisers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den curländischen Adel aufgenommen zu werden. Als Anna 1730 den rus[illegible] sischen Thron bestieg, machte es ihr die Partei, die sie dazu erhob

er Bedingung, Biren nicht mit nach Rußland zu bringen; aber dies war die erste Bedingung, welche die neue Kaiserin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, wurde am russischen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrschte unter diesem Namen seine Gebieterin selbst. Stolz und hart, überließ er sich allen Leidenschaften des Hasses gegen die Neider seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgorucki waren seine ersten Opfer; 11,000 Personen ließ er hinrichten, und zweimal so viel schickte er ins Exil. Man versichert, daß die Kaiserin sich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu besänftigen, aber Bitten und Thränen derselben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Energie seines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung dieses großen Reichs. Anna zwang die Curländer im Jahre 1737, ihren Günstling, der schon ein Curländerin aus der Familie Treben geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünschte, daß er auch nach ihrem Tode, der 1740 erfolgte, fortregieren sollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, übergab ihm die Regentschaft. Nachdem er auch diesen höchsten seiner stolzen Wünsche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Absicht merken, seine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete seinen Sohn an die Prinzessin Elisabeth, seine Tochter aber an den Herzog von Holstein, den nachmaligen Kaiser Peter III. Aber eine einzige Nacht zerstörte seine Plane. Der Marschall Münnich, dem Biren die Regentschaft größtentheils verdankte, war mit seinem Betragen unzufrieden, und ließ ihn in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. von 20 Soldaten, die Manstein anführte, in seinem Bette arretiren, und in einen Mantel gehüllt, auf das Schloß Schlüsselburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und sprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geschenkt, und er selbst seiner Güter und Freiheit beraubt, mit seiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich selbst den Plan entworfen hatte. Im folgenden J. kam Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den russ. Thron, Münnich wurde gestürzt, Biren zurückberufen, und jener mußte sein Gefängniß einnehmen. In Casan trafen die Schlitten zusammen; beide erkannten einander, grüßten sich und setzten ihre Reise fort, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechseln. Da nachmals Catharina II. den Thron bestieg, bekam er das Herzogthum Curland zurück, regierte hier mit Weisheit und Milde, übergab 10 Jahre nachher, 1756, seinem ältesten Sohne Peter die Regierung, und endete ruhig am 28. Oct. 1772 sein langes und unruhiges Leben.

Birgittenorden oder Orden von St. Salvator, hieß eine aus Nonnen und Mönchen zusammengesetzte geistliche Congregation, die von einer vornehmen Schwedin, Namens **Birgitta**, 1344 durch Errichtung des vermischten Nonnen- und Mönchsklosters Wadstena in Ostgothland gestiftet wurde und der Regel des heiligen Augustinus folgte. Die Nonnen hatten darin, wie in dem Orden von Fontevraud in Frankreich, die Regierung über die Mönche, welche der Äbtissin untergeben waren, neben dem Kloster der Nonnen in abgesonderten Gebäuden lebten und den Kirchendienst, wie auch die Hausdienste verrichten mußten. Bei dieser sonderbaren Vereinigung der Geschlechter zum ascetischen Leben war doch kein geselliger Umgang derselben mit einander erlaubt und auf alle Weise für die Erhaltung guter Zucht

und Ehrbarkeit gesorgt. Dieser Orden verbreitete sich weder sehr noch in großem Umfange; doch gab es noch nach der Reformation einige Klöster desselben im Süden von Europa, welche im 17. Jahrhundert eingingen. E.

Birkenstock (Joh. Melch. Edler von), erwarb sich um das Schulwesen in den österreichischen Landen unsterbliche Verdienste. Er war geboren zu Heiligenstadt im Eichsfeld den 11. Mai 1738, ging nach der Vollendung seiner Studien nach Wien, ward in der k. k. geheimen Staatskanzlei angestellt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Censurangelegenheiten. Unter Kaiser Joseph II. ward er Mitglied der Studiencommission und war unablässig bemüht, die Schulen zu verbessern und geläuterte Grundsätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piaristenorden übergeben wurde, ward er in den Ruhestand versetzt. Er starb den 30. Oct. 1809. Sein gebildeter Geschmack, richtiger Blick, und seine humanistische Bildung zeichneten ihn unter den österr. Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftsteller hat er sich nur durch die Gewandtheit, im sogenannten Lapidarstyle sich auszudrücken, berühmt gemacht.

Birmingham, wichtigste Fabrikstadt Englands, in der Grafschaft Warwick, unregelmäßig gebaut, mit 16,000 Häusern und 86,000 Einwohnern, hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eisen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuser, welche aus dunkelrothen Mauersteinen erbaut sind, die man, wie es allgemein in England geschieht, nicht übertüncht, giebt der Stadt etwas sehr Trauriges, wozu noch kommt, daß der beständig auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metallwerkstätten sich verbreitet, der Stadt ein düsteres, schmutziges Ansehen verleiht. Birmingham, zu Ende des 17. Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 900 Häusern und 5000 Einwohnern, ist jetzt eine der blühendsten Städte des brittischen Reiches und der Hauptort für gröbere und feinere Artikel von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Messingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Die Wichtigkeit der dasigen Fabriken sieht man daraus, daß 1794 der Werth der daselbst verfertigten Fabricate $34\frac{1}{2}$ Mill. Fl. betrug. Außerordentlich groß ist die Mannichfaltigkeit der hier fabricirten Artikel, die man auf dem Continente unter dem Namen der Birminghamer Waaren kennt, und bewunderungswürdig ist die Menge neuer Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit einander verbinden, und sämmtlich darauf berechnet sind, den Lebensgenuß angenehmer und bequemer zu machen. Z. B. man verfertigt tragbare Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen kann, Taschensonnenschirme, Kutschentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinspringen, sobald man die Kutschthüre öffnet oder schließt, Peitschen, aus deren Seiten bei dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorspringen, so daß man sich derselben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Messer für Leute, die nur eine Hand haben &c. Sehenswürdig ist die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus den Öfen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber bestimmt, die Enden zusammengeschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Stabeisen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheren

erhalten, die es wie Papier zerschneiden. Eisendraht, einen bis 1/16 Zoll stark, kommt aus dem Zieheisen eben so leicht, als ein baumwollener Faden sich um die Spindel windet. Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunstfleißes, der Geschicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt sich unter dem Cylinder der Dampfmaschine, wie der Teig unter dem Rollholze des Pastetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beschlagen werden. In der Nähe von Birmingham, aber schon in der Grafschaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt englische Kupfermünzen und ausländische für die ostindische Kompagnie prägt. Vermittelst der Dampfmaschinen schlagen 8 Knaben in einer Stunde 33,600 Guineen. Ferner ist daselbst eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaschinen, die Boulton erst auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Öfen verschaffen flüssiges Eisen genug, um Güsse bis auf die Schwere von 200 Ctn. in einem Stücke auszuführen.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marschalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das Jahr 1562. Als Calvinist erzogen, hatte er bis zum 16. Jahre zweimal seine Religion gewechselt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrschende Neigung war für die Waffen. Als 1589 Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron nach dem Beispiel seines Vaters mit eben so viel Ergebenheit als Unerschrockenheit. Die Gunst und Freundschaft des Königs machte, daß er schnell durch alle Grade stieg. In seinem 14. Jahre Obrist der Schweizer, dann Maréchal de camp, Lieutenant-général, ward er im J. 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieser am Hofe und auf dem Schlachtfelde so ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringsten moralischen Grundsätze; gefürchtet und stets gepriesen, war er jähzornig, eigensinnig, anmaßend geworden; nichts sollte ohne ihn, nichts anders als durch ihn geschehen. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demselben Jahre Duc und Pair. Aber weder die Freundschaft des Königs, noch die von demselben erhaltenen Reichthümer und Ehrenstellen konnten verhindern, daß Biron, der sich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die spanische Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Machination schaden konnte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weise ernannte Heinrich in demselben Augenblick diesen zu seinem Botschafter am Hofe zu Brüssel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beschwören zu lassen. Der spanische Hof berauschte ihn absichtlich durch Feste, Schauspiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künste der Verführung an, und der schwache Biron versprach, daß wenn die Katholiken wieder aufstehen würden, daß er sich mit ihnen vereinigen wolle, und erlaubte, daß man ihn in Frankreich an sein Wort mahnen dürfe. Die Reise, welche der Herzog von Savoyen im J. 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treulosigkeit. Er schloß mit diesem Fürsten und dem Grafen von Fuentes einen Tractat ab, worin er versprach, die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen. Im J. 1601 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron sah sich genöthigt, ihn zu bekriegen und zu besiegen. Aus Furcht, sein Einverständniß möchte zu sichtbar werden, bemächtigte er sich fast aller Plätze des Herzogthums, was um so leichter war, da Emanuel auf

Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron vorzuschlagen, ihnen den König auszuliefern; er verweigerte dies; aber ihre Insinuationen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genf wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu besehen kommen würde, ließ Biron dem Gouverneur sagen, er solle mit dem Geschütz auf einen bezeichneten Punct zielen und an einen andern Ort eine Compagnie Büchsenschützen stellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entscheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, sich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. Im J. 1601 ward mit Savoyen Frieden geschlossen; so viel Verhandlungen, Zusammenkünfte, heimliche Reisen aber hatten dem Könige eben so wenig, als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marschall bei Seite, befragte ihn über seinen Anschlag und versprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollständiges Geständniß, und unglücklicher Weise drang der König nicht weiter in ihn. Der Marschall setzte seine geheimen Verständnisse fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, sandte er ihn doch 1601 an die Königin Elisabeth, um ihr seine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts desto weniger fort; aber sein Rathgeber und Vertrauter wurde dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieser, der für sich selbst zu fürchten anfing, entdeckte das ganze Complot und alle Theilnehmer dem Könige. Ein freies Geständniß und Reue würden Biron gerettet haben, da Heinrich geneigt war ihm zu verzeihen. Er aber beharrte auf seinem stolzen Läugnen, schlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin dringende Bitten der Strenge der Gesetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er arretirt, in die Bastille gebracht, dort gerichtet und am 31. Juli 1602 enthauptet. — Charles Armand de Biron, Urneffe des Vorigen, geb. 1663, gest. 1756, war Marschall von Frankreich; sein Sohn, Louis Antoine, ebenfalls Marschall von Frankreich und Obrist der franz. Garden, geb. 1701, gest. 1788, galt lange für das Vorbild der ganzen Armee.

Bisam, s. Moschus.

Biscaya, s. Spanien und Basquen.

Biscuit, eigentlich Zwieback und daher auch gleichbedeutend mit diesem Gebäck, nennt man in der Töpfer-, Fayance- und Porzellanfabrik den zu Fliesen oder zu Fayance oder Porzellan bestimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt worden und noch nicht mit der Glasur belegt ist. (S. Porzellan.)

Bischof ist nach dem Sprachgebrauche des neuen Testaments der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst eingesetzt oder die Gemeinden, nach der apostolischen Idee von diesem Amte, gewählt haben, waren die Depositärs der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apostel in dem Geschäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Christenthums. Als solche führten sie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derselben, Presbytern und Diaconen, die Aufsicht, ohne jedoch in den 1. Jahrhunderten schon den Vorrang und die Diöcesanrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmähligen Organisation der Kirchenverfassung zu Theil wurden. Aber eben dies hauptsächlich durch den Eifer der Bischöfe realisirte System der Hierarchie entfernte sie immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung;

Die fast unumschränkte Herrschaft über den Klerus ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen sie sich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die ersten Reichsstände wichtig zu machen wußten, die selten controlirte Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtsame und ihre weit um sich greifende geistliche und criminelle Gerichtsbarkeit beschäftigten sie zu sehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramtes und der Seelsorge noch Lust und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten sich daher nur die wichtigsten Amtshandlungen, z. B. Ordination der Kleriker, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Chrisma, vor; alle übrigen geistlichen Verrichtungen überließen sie ihrem Clerus, und fingen im Mittelalter sogar an, sich auch für jene reservirten und die nothwendig beizubehaltenden Geschäfte, die Aufsicht über das Kirchenwesen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem Namen Weihbischöfe und Coadjutoren kennt; solche Bischöfe aber, die selbst predigten und sich der Seelsorge annahmen, gehörten seit dem 7. Jahrhunderte unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, sondern selbst Fürsten- und Königssöhne sich um eine Würde bewarben, die eben so ehrenvoll als einträglich, und, wenn man sich einzurichten verstand, auch mäßig genug war, um ritterliche Lustbarkeiten und Lebensgenüsse aller Art zu erlauben. Eben diese Bewerbung des Adels und der Fürsten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politische Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt wurde, gab besonders den deutschen Bisthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon sich in den übrigen christlichen Reichen nur selten ein Beispiel zeigen konnte. Mehrere deutsche Bischöfe wurden Reichsfürsten, und ihr Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten entscheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der katholischen Kirche getrennten nordischen Reichen den bischöflichen Titel beibehielt, so verlor sie doch den besten Theil der ehemaligen bischöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die schwedischen Bischöfe blieben Reichsstände wie die englischen, jedoch mit geringem Einflusse. Die anglikanische Kirche hat ihren Bischöfen noch das meiste Ansehen gelassen, und eben darum den Namen der bischöflichen erhalten. Andrerseits hat die römische Kirche schon viel früher durch die Eroberungen der Mohammedaner eine Menge Bisthümer verloren, die der päpstliche Stuhl nichts desto weniger zu besetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbischöfe, deren Bisthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen und weder Einfluß gestatten, noch Einkünfte abwerfen können, weßhalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geistliche mit diesem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutschen Bischöfe den Wechsel der Umstände erfahren; 23 Bisthümer wurden in Folge der Abtretung deutscher Länder an Frankreich säcularisirt, und mehrere in den Staaten des Rheinbundes waren unbesetzt. In Frankreich kamen die während der Revolution vertriebenen Bischöfe zwar wieder zu ihren Ämtern, jedoch nur mit Verlust eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neuesten Zeit scheinen nicht geeignet zu sein, den Bischöfen der katholischen Christenheit das Ansehen wieder zu verschaffen, das ihnen durch die Umwälzung des europäischen Staatensystems und den Verfall des Papstthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern sich die ehemaligen Unterthanen deutscher Bischöfe noch mit Dank ihrer sanften Regierung, und das Sprichwort: „Un-

ter dem Krummstab ist gut wohnen," beweist, daß die [...] schöfliche Gewalt dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlstandes [...] der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Bischöfliche Kirche, s. Anglicanische Kirche.

Bischofsmütze ist eine hohe, zweiblätterige, oben spitzige [...] mit Edelsteinen besetzte Mütze, welche die Bischöfe bei Amtsverrichtungen tragen. — Bischofsstab (auch Krummstab genannt), ein [...]her, oben gekrümmter Stab, den die Bischöfe als Ehrenzeichen [...] Würde bei Amtsverrichtungen neben sich tragen lassen und im [...]pen führen. Ursprünglich war es ein Hirtenstab, den die Bischö[...] führen anfingen, da sie sich als Hirten der Gläubigen betrachte[...] Durch Überreichung dieses Stabes geschah auch die Belehnung [...] Investitur eines Bischofs.

Bischofswerder (Johann Rudolph von), preußischer Gen[...] und Minister, war in Sachsen geboren, studirte seit 1756 in Hal[...] trat 1760 in preußische Dienste, war 1779 Major und galt un[...] Friedrich Wilhelm II. länger als elf Jahre alles am Hofe zu Berl[...] Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz [...] Macht und Einfluß war, bewiesen hatte, erwarb ihm eine so la[...] Gunst, die keine Intrigue der Hofleute zu zerstören vermochte. E[...] wurde zum bevollmächtigten Minister des berliner Hofes beim Co[...]gresse zu Szystowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entscheidun[...]gen, die dort genommen wurden, und wurde vom Kaiser mit [...] Auszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin [...] dazu bei, die bekannte Zusammenkunft in Pilnitz zur Stande zu brin[...]gen, wo sich Friedrich Wilhelm und der Kaiser Leopold verband[...] um den König von Frankreich wieder einzusetzen, begleitete 1792 [...] König in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm [...] Berlin zurück. Er wurde darauf nach Frankreich als Gesandter ge[...]schickt, verließ 1794 dieses Land wieder, und starb 1803 auf sein[...] Landgute bei Berlin. Feinheit des Geistes bei aller anscheinende[...] Gutmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgesprochen werde[...] als Staatsmann hatte er jedoch beschränkte Ansichten. Er bewies [...] seinem Leben übrigens eine stete Rechtschaffenheit und war frei [...] Rachsucht. Bischofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden, glaubt[...] sich in dem Besitze eines Universalmittels, das er allen seinen Fre[...]den empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein lange[...] Leben zu erhalten.

Bister, Rußschwarz, eine Farbe aus dem gekochten Ofenr[...] und Gummi, welche die Mahler zum Tuschen gebrauchen.

Bisturi, ein Schnitt- oder Ritzmesser der Wundärzte, deren es nach ihren verschiedenen Zwecken sehr verschieden gestaltete giebt.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch seine franz. Übersetzung des Homers, war zu Königsberg den 24. Nov. 1732 in einer reformirten aus Frankreich geflüchteten Familie, geboren. Frühe Lie[...] zu den Wissenschaften bestimmte ihn, Theologie zu studiren, und [...]siges Lesen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für die einfache erhabene Poesie. Er lernte den Homer kennen, und dieser zog ihn zur griech[...] Literatur, der er sich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße von Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und sich in Paris festzusetzen, war der Zweck aller seiner Anstrengungen. [...] Grund hielt er für das beste Mittel, wieder in seinem Vaterlande aufgenommen zu werden, wenn er sich der großen Familie der Gelehrten jenes Landes beigesellte, und dies veranlaßte ihn, den Homer

u übersetzen. Durch dieses Werk und die Gunst d'Alemberts, die er ch auf seiner ersten Reise nach Paris erworben hatte, der ihn sehr achdrücklich Friedrich II. empfahl, wurde er zum Mitgliede der Akaemie in Berlin aufgenommen, und verschaffte sich die Erlaubniß zu iner zweiten Reise nach Frankreich, wo er sich so lange aufhalten urfte, als er nöthig hatte, seine Übersetzung zu verbessern. Außerem hat er ein Gedicht unter dem Titel Joseph geschrieben, und Göthe's Herrmann und Dorothea übersetzt. Während der Revolution wurde Bitaubé nebst seiner trefflichen Gattin ins Gefängniß eworfen, sie erhielten aber bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und belohnte ihn für seine elehrten Verdienste. Der Tod seiner Gattin schmerzte ihn tief und atte am 22. Nov. 1808 auch den seinigen zur Folge.

Bithynien, ein asiatisches Land, welches längs des Parthenius (Gerabasu), längs des Pontus Euxinus, des Bosporus Thrakikus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und südch an Phrygien grenzte. Früher hieß diese Provinz Bebrycia, von en hier wohnenden Bebrycern. — Lange vor Krösus war Bithynien in freier Staat unter der Herrschaft eigner Regenten. Erst nachdem Prusias I. gegen Krösus das Leben verloren hatte, kam er in die Gewalt der Lydier 560, der Perser 555 und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederhersteller des bithynischen Throns war Bias oder Bas, in einheimischer Fürst, bei dessen späterm Nachfolger Prusias II. Hannibal sein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlassen hatte. Nicomedes, der letzte König dieses Stammes, vermachte sein Reich den Römern, worauf es 4 Jahre vor Chr. eine römische Provinz ward nd lange blieb. Im 11. Jahrhundert ward Bithynien von den Seldschucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht bestehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daselbst 1298 ein neues Reich, wo 1327 Prusa als Hauptstadt glänzte.

Bivouac und **Bivouaquiren** (Biwacht und Biwachten) bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegensatz von Campiren und Cantonniren. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung der Bagage die Zelte bei den Armeen abgeschafft hat, so sind große Truppenmassen edesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn sie nicht gerade in der Nähe des Feindes stehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, ist, daß er sich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren ist unläugbar die verderblichste Verpflegungsart einer Armee, da sie nicht nur dem Lande, sondern auch der Gesundheit der Soldaten höchst nachtheilig ist. Nur die Rücksicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann sie rechtfertigen.

Bizarr, Bizarrerie, nennt man jene Art des ungereimt Seltsamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine affectirte Eigenthümlichkeit an die Stelle jener setzt. Der Bizarre ist ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoristen und dem Launenhaften Natur ist, ist bei ihm nur angenommene, mithin affectirte Natur. Hier wollen wir nur das Allgemeine des Bizarren in Beziehung auf das Ästhetische bemerken. Im Ästhetischen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geschmacks selbst, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schö-

ne, so daß da, wo das Urtheil hätte walten sollen, eine ungezügelte, der Cultur und Disciplin ermangelnde, Phantasie eintritt. „Bizarrerie," sagt Millin in seinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geschmack, der den angenommenen Principien zuwider ist, ein Verfahren, welches das Außerordentliche affectirt, und dessen einziges Verdienst in eben der Neuheit besteht, wodurch es fehlerhaft ist. Der bizarre Geschmack unterscheidet sich von dem eigensinnigen (capricieux) darin, daß dieser aus bekannten Formen willkürlich zusammenwählt, und durch unüberlegte Wahl die Principien der Kunst entstellt; der bizarre Geschmack schimpft auf diese Principien und sucht durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle dergleichen umzustoßen. Der eigensinnige Geschmack, der sich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelheiten bezieht, gleicht einem Kinderspiel, das jedoch oft von gefährlichen Folgen sein kann; der bizarre Geschmack hingegen gebiert ein System, welches die von der Natur vorgeschriebenen Formen zerstört und die Grundformen der Kunst angreift. Der eigensinnige Geschmack stellte einige von den Gesetzen auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Verzierungen geheiligt haben; die größten Männer, die schönsten Jahrhunderte der Kunst, die Kunst selbst haben die Macht desselben gefühlt. Der bizarre Geschmack findet sich weder in der Antike, noch bei den großen Meistern der Neuern; der eigensinnige Geschmack hat sich bisweilen ohne den bizarren, dieser hingegen sich nie ohne den eigensinnigen gezeigt. Gemeiniglich entsteht, wie die Erfahrung bestätigt, der bizarre Geschmack aus Überdruß des Bessern, öfters jedoch, sowohl bei Nationen wie bei Individuen, aus dem Überflusse selbst. Eine andere Ursache der Bizarrerie in der Kunst ist eine unmäßige Neuheitssucht, welche ein auszeichnender Charakter der neuern Zeit ist." Überall aber, wo sich Bizarrerie zeigte, war sie ein Zeichen des sinkenden Geschmacks.

Blacas d'Aulps (Graf), stammt aus einer der berühmtesten Familien in der Provence und wurde 1770 geboren. Als Capitän bei einem Cavallerieregimente wanderte er aus, diente mit Auszeichnung bei dem Heer der Prinzen und begab sich alsdann zum König nach Verona, dessen Vertrauen er vollkommen gewann. Er besorgte die Angelegenheiten seines Herrn als Gesandter zu Petersburg, von wo er mit dem König 1800 sich nach England begab, und dort nach der Abreise des Herrn von Avaray dessen erster Minister wurde. 1814 kam er im Gefolge des Königs nach Paris zurück, wurde zum Hausminister und Staatssecretär ernannt, handelte mit Festigkeit und zarter Schonung, ohne es bestimmt mit einer der politischen Parteien zu halten, und machte sich dadurch alle und selbst die Prinzen zu Feinden. Trotz seiner Liebe, mußte der König der allseitigen Bestürmung nachgeben, um die Ruhe zu erhalten, und ihn noch vor seiner Rückkehr von Gent nach Paris vom Ministerium entfernen. Blacas wurde als Gesandter nach Neapel geschickt, wohin er über London durch Deutschland und die Schweiz reis'te und dort die Verheirathung der Prinzessin Marie Caroline mit dem Herzog von Berry unterhandelte. Nach glücklicher Vollendung dieses Geschäfts mußte er im April 1816, mit neuen höchst wichtigen Aufträgen versehen, den Herrn von Pressigny in seinem Gesandtschaftsposten zu Rom ablösen, wo er im Sommer 1817 das Concordat zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu Stande brachte, welches aber nicht ratificirt wurde. Im Jahre 1820 kehrte er nach Paris zurück, wo er eine der ersten Hofstellen bekleidet.

Black (Joseph), ein berühmter Chemiker, geboren 1728 zu
ordeaux von schottischen Ältern, kam sehr jung nach Schottland und
at in die Universität Glasgow, um Medicin zu studiren. Der
octor Cullen, sein Lehrer, gewann ihn lieb und flößte ihm Neigung
r die chemischen Studien ein. Im J. 1754 ward er zu Edinburg
octor der Medicin und sprach bei dieser Gelegenheit de humore
cido a cibis orto et magnesia alba. Einige Zeit nachher gab
neue Bemerkungen über diesen Gegenstand in einem Memoire im
Bande der philosophischen und litterarischen Schriften der edin-
urger Gesellschaft 1756 unter dem Titel: Erfahrungen über die
eiße Magnesia, den gelöschten Kalk und einige andere alkalische Sub-
anzen, heraus. Er zeigt darin aufs deutlichste und sinnreichste das
asein einer luftförmigen Flüssigkeit, welche er fixe Luft nennt, de-
en Gegenwart die Ätzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man
ann diese Entdeckung als die Mutter aller derjenigen betrachten,
elche die Namen Cavendish, Priestley, Lavoisier u. s. w. unsterblich
emacht und der Chemie eine neue Gestalt gegeben haben. Im J.
757 bereicherte Black die Wissenschaft mit seiner schönen Lehre von
er verborgenen Wärme, welche so wichtige Resultate hervorgebracht
at. Er war 1756 an des Doctors Cullen Stelle, der nach Edinburg
egangen war, zum Professor der Medicin auf der Universität Glas-
ow ernannt worden. Als 1765 Cullen auch jenen Lehrstuhl verließ,
rsetzte Black ihn auch hier, und zeigte sich würdig, diesem berühmten
rzte zu folgen. Nie wußte ein Lehrer seinen Zuhörern einen gleichen
Enthusiasmus einzuflößen; auch trug sein Unterricht viel dazu bei,
en Geschmack für die Chemie in Großbritannien zu verallgemeinern.
Er starb 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Auf Lavoisiers An-
rag hatte die Akademie der Wissenschaften zu Paris ihn zu einem
er acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren ein-
ach, sein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er
inen geringen Ruf, als Chemiker schadete er sich durch seine lange
Widersetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemischen Theorien,
wiewohl er zuletzt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Zwei Ab-
handlungen von ihm befinden sich in den philosophical Transac-
tions von 1774 und 1791. Zwei seiner Briefe über chemische Gegen-
stände haben Crell und Lavoisier und seine chemischen Vorlesungen
1803 Robinson in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfisch, s. Sepia.

Blackstone (William), ein berühmter englischer Rechtsgelehr-
ter, geboren zu London 1723, wo er seine ersten Studien machte.
Im J. 1738 ging er auf die Universität nach Oxford, und zeichnete
sich hier durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte selbst Geschmack und
Anlage für die Poesie und die schönen Künste. Frühzeitig jedoch ent-
sagte er ihnen, um sich ganz den Rechtswissenschaften zu widmen, wo-
durch man sich in England die glänzendste Laufbahn eröffnen kann.
Er schrieb damals seinen Abschied eines Rechtsgelehrten an
die Musen; ein kleines Werk, das durch seine Eleganz gefällt. Im
J. 1746 erschien er zuerst vor den Schranken; allein da ihm das Ta-
lent der mündlichen Beredsamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, sich einen
bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Oxford, woselbst
er die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle
bei der Universität anzunehmen. Er war der erste, welcher hier seit
1753 über die Constitution und Gesetzgebung Englands Vorlesungen
hielt, die allgemein den verdientesten Beifall fanden. Diese glückliche

Neuerung hatte schnell heilsame Folgen. Sie brachte einen gelehr[ten] Juristen, Namens Viner, auf den Gedanken, in seinem Testam[ent] eine bedeutende Summe zur Gründung eines Lehrstuhls für das [all]gemeine Recht auszusetzen. Als 1758 der Stifter gestorben war [und] man seine Absicht ins Werk setzte, fiel die Wahl für diesen ne[uen] Lehrstuhl einstimmig auf Blackstone. Seine Vorlesungen, die er [eine] Reihe von Jahren hindurch hielt, verschafften ihm die Materialien [des] großen Werks, das ihn berühmt gemacht hat, und das er betitelt: Commentarien über die Gesetze Englands. Der Verf[asser] begnügt sich darin nicht, die Gesetze zu sammeln, zu ihrem Urspr[ung] hinaufzusteigen, und sie klar und bestimmt zu erklären; er dring[t in] die Principien der Gesetzgebung, in den Geist der Gesetze ein, er [un]tersucht ihre Wirkungen, und behandelt die Rechtswissenschaft als [Phi]losoph; wiewohl wir gestehen müssen, daß gerade der philosophi[sche] und politische Theil der Commentarien dem Verfasser das wenigste [Lob] erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub seine Gesundh[eit] und machte im J. 1780 seinem Leben ein Ende, nachdem er noch [ver]schiedene Ämter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt [wor]den war. Seine übrigen Schriften sind von geringerer Wichtigkeit.

Blair (Hugh), einer der berühmtesten geistlichen Redner [und] Schriftsteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blair[s], welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianischen Kirche [mit] Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburg 1718, und berei[tete] sich auf der Universität daselbst zu einem geistlichen Amte vor. Sein Lehrer wurde auf seine ausgezeichneten geistigen Anlagen vorzüg[lich] durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerksam, und be[le]bte dadurch seine Neigung zur schönen Literatur, welche er nach[her] sehr glücklich mit seinen theologischen Arbeiten verband. In sein[er] Vaterstadt stieg er bis zur höchsten geistlichen Würde der presbyteria[]nischen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieser Stu[fe] seines praktischen Wirkungskreises, welchen er nie aus den Augen [ver]lor, eröffnete sich nun auch sein literarischer, und breitete sich allmählig weit über die Grenzen seines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bis[]her nur (seit 1755) an seiner geschätzten Zeitschrift: Edinburgh-Re[]view, einigen Antheil genommen hatte, fing er nun an die Resultat[e] seiner Erfahrungen über rhetorische Composition öffentlich mitzuthei[]len, indem er zugleich seiner Neigung für die schöne Literatur Befrie[]digung verschaffte. Er hielt nämlich zuerst (im Winter 1759) öffent[]liche Vorlesungen über diesen Gegenstand. Die Regierung bemerkte den gewinnreichen Einfluß derselben, stiftete im J. 1762 eine beson[]dere Professur der Rhetorik und der schönen Wissenschaften, und über[]trug ihm dieselbe mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste. Wir kennen seine Theorie der Beredsamkeit aus seinen später erschienenen Lectures on Rhetoric and belles lettres (Vol. II. 1783, 4. Deutsch von K. G. Schreiter, Liegnitz, 3 Thle. 1788, 8.). Ein gro[]ßes Verdienst hat er sich um die Poesie dadurch erworben, daß er nebst seinem Landsmann Home die verdienstvollen Bemühungen Mac[]phersons um die Sammlung und Herausgabe der Ossianischen Gesänge nicht nur thätig unterstützte, sondern auch letztere in einer musterhaften Abhandlung (deutsch, im 3. Bande der Übersetzung des Ossian von Denis) zuerst würdigte. Vor allen aber ist Blair berühmt gewor[]den durch seine praktischen Arbeiten, d. i. durch seine Predigten, welche als Muster der englischen Kanzelberedsamkeit angesehen werden. Sehr sorgfältig und gewissenhaft in der Ausarbeitung derselben gab

e dennoch nur das Auserlesenste im Druck heraus. Sie sind nicht
uf glänzende oratorische Episoden, sondern auf sanfte Überzeugung
erechnet, welche durch Anregung des Verstandes mittelst eines gründ-
ichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tra-
en, nach Art der englischen Predigten, mehr den didaktischen Ton
moralischer Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen aus,
welche für die gebildeten Leser geeignet sind. Erst in seinem
o. Jahre (1777) gab er den ersten Theil seiner Predigten heraus,
welcher so ausgezeichnete Aufnahme fand, daß schon im folgenden
Jahre die zehnte Auflage erschien, welcher der Verfasser in einigen
Zwischenräumen noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung fol-
gen ließ. Die beste deutsche Übersetzung dieser Predigten ist von Sack
und Schleiermacher. — Seine Predigten mußten aber bei seinen
Zuhörern um so mehr wirken, da Blair durch eigenes Beispiel sei-
nen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines
vollkommenen Religionslehrers, so weit es unter Menschen möglich
ist, in seinem thätigen und verdienstvollen Leben darstellte. In öffent-
lichen Amtsgeschäften wirkte er mit bescheidner Mäßigung für die Frei-
heit und das Wohl seiner Kirche, eben so verehrungswerth war er in
seinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein sanfter
Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch seine Ruhe und
Zufriedenheit des Gemüths, wie durch Mäßigkeit und Ordnung seiner
Lebensweise eines ausgezeichneten Grades menschlicher Glückseligkeit
bis in sein hohes Alter empfänglich. Er starb im J. 1800.

Blake (Robert), ein berühmter englischer Seeheld, wurde 1599
zu Bridgewater, in der Grafschaft Sommerset, geboren, und hat viel
dazu beigetragen, daß die englische Seemacht auf den hohen Punct
gestiegen ist, auf dem sie steht. Er schwächte die Macht der Hollän-
der und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene ostindische
Flotte weg. Cromwell schätzte ihn sehr, da er aber seine Anhänglich-
keit an die republikanische Verfassung kannte, ergriff er die Gelegen-
heit, Blake 1657 zu entfernen, um in dem mittelländischen Meere die
Ehre der brittischen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte die-
sen Auftrag vollkommen. Schon sein Name reichte hin, den Raub-
staaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung
einzuflößen. Die zunehmende Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn
zu dem Entschlusse, in sein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe
er dasselbe betreten konnte, starb er am 17. August 1657 in dem Au-
genblicke, da seine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Crom-
well ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß und
ließ ihn in der Westminsterabtei beisetzen. Sein Charakter war fin-
ster und streng, und in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François). Dieser berühmte Luftschiffer, einer der
ersten, welche das große Wagstück unternahmen, sich dem unsichern Ele-
mente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem jetzigen Depar-
tement Eure) 1738 geboren. Schon sehr jung in allerhand mechani-
schen Künsten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte,
trug er sich immer mit dem Gedanken, eine Maschine zum Fliegen zu
erfinden. In seinem 16. Jahre erfand er einen mechanischen Wagen,
mit dem er eine Strecke von 7 Stunden fuhr, und diese Erfindung,
die er im J. 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu
Versailles. Gleiche Geschicklichkeit zeigte er im 19. Jahre bei einer
sehr künstlichen Wassermaschine; aber immer verfolgte er seine Lieb-
lingsidee — die Kunst zu fliegen; und so erfand er ein fliegendes

Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pfund sich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Montgolfiers, besonders aber des Pr. Charles und Roberts zu Paris. Er kam dem durch seinen unglücklichen Versuch bekannt gewordenen Pilatre de Rozier zuvor und schiffte, nachdem er schon die erste Luftreise den 4. März 1784 angestellt hatte, 1785 mit dem D. Geffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geschenk von 12,000 Livres und eine Rente von 1200 Livres belohnt wurde. In der Folge traf ihn, nachdem er schon viele Luftreisen auch in fremden Ländern angestellt hatte, (1793) das Unglück, auf die Festung Kufstein in Tyrol gesetzt zu werden, weil man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundsätze ausgestreut zu haben. Doch kam er nachher wieder los, und machte im August 1796 zu Neu-York seine 46. Luftreise. Im J. 1798 stieg er zu Rouen mit 10 Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe, und ließ sich 6 Stunden davon erst nieder. Mit dem berühmten Astronomen Lalande machte er auch in demselben Jahre zu Paris eine Luftreise. Außerdem ist er fast in allen Hauptstädten Europa's aufgestiegen, und man zählte im J. 1807 schon über 66 glücklich vollbrachte Luftreisen. Im J. 17[illegible] erfand er den Fallschirm. Er starb am 7. März 1809. — Madame Blanchard hat mit Erfolg diese Luftreisen fortgesetzt. Am 1[illegible] Dec. 1811 stieg sie in Rom auf und nachdem sie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob sie sich aufs neue, um sich nach Neapel zu begeben. Bei ihrer 67. Luftfahrt aber, im Tivoligarten zu Paris (den 6. Juli 1819) gerieth ihr mit einem Feuerwerke versehener Luftballon in Brand, und sie ward todt von der Straße aufgehoben. Sie war 45 Jahr alt.

Blanco. In Blanco lassen, heißt bei den Kaufleuten weiß oder unausgefüllt lassen, z. B. bei Wechseln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen soll, damit sie von dem Besitzer mit der erfoderlichen Summe ausgefüllt werden kann. Einen Wechsel in blanco indossiren, heißt, auf der Rückseite blos seinen Namen hinschreiben und Platz darüber frei lassen, wohin der Name desjenigen, an den der Wechsel gegeben wird, eingeschrieben werden kann. Bei Wechselgeschäften in blanco stehen, heißt, Tratten des andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorschuß leisten, ohne gedeckt dafür zu sein.

Blangini (Giuseppe Marco Maria Felice), geboren zu Turin den 8. Nov. 1781, hat seine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeister bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von seinem 12. bis 13. Jahre an begleitete er den Chor dieser Kirche auf der Orgel, in welcher Kunst er ausgezeichnet ist. In einem Alter von 14 Jahren ließ er eine Messe mit vollständigem Orchester aufführen. Als er im J. 1799 nach Paris kam, gab er mit dem besten Erfolg Unterricht im Gesang und beschäftigte sich mit dem Componiren. Ihm ward aufgetragen, die falsche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelassene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehrern andern Opern auf. Diese sowohl als verschiedene andere Compositionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er seinen Gesang mit vielem Geschmack und Ausdruck selbst begleitete, waren der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Musik. Als er 1[illegible] nach München berufen wurde, ließ er daselbst eine Oper aufführen.

n deren Folge ihn der König von Baiern zu seinem Capellmeister ernannte. Im J. 1806 machte ihn die Prinzessin Borghese zu ihrem Musik- und Concertmeister, und 1809 berief ihn nach Reichardts Abgang der König von Westphalen mit denselben Titeln nach Cassel. Nach der Vertreibung des westphälischen Hofs lebte er einige Zeit wieder in München, ließ dort seinen Trajan in Dacien aufführen, ging aber nach einiger Zeit nach Paris, wo er noch lebt. Außer vielen komischen und heroischen Opern besitzen wir von Blangini auch eine Sammlung von artigen Romanzen, Notturno's und italienischen Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), wurde am 24. Jan. 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten **Kleist**, widmete sich dem Kriegsdienste und wurde schon im 17. Jahre aus der königl. Militärschule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geschickt, bei dem er 21 Jahre lang diente, und als Adjutant des von Krockowschen Dragonerregiments im 7jährigen Kriege verschiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn, 1777 seinen Abschied zu fodern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und fixirte sich nun in Leipzig, wo er vorzüglich mit **Weiße** in der engsten Verbindung stand. Er starb den 4. Mai 1796, von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten sein **Versuch über den Roman**, das beste und obwohl veraltete, doch bis jetzt einzige Werk über die Theorie dieser Dichtungsart, in der deutschen Literatur, und die Zusätze zu **Sulzers Theorie der schönen Künste**.

Blasinstrumente, s. **Instrumentalmusik**.

Blason, Blasoniren, s. **Heraldik**.

Blatt. Die Blätter der Gewächse sind sehr wichtige Theile derselben. Man versteht darunter die faserichten, zellichten Fortsätze, welche gewöhnlich in einer häutigen Fläche ausgedehnt und von Farbe grün sind. Die Anatomie der Blätter beweis't, daß sie im Kleinen eben dieselben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. — Schon aus dem künstlichen Baue der Blätter läßt sich auf wichtige Absichten schließen, die durch sie erreicht werden sollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergiebt sich ihre wichtige Bestimmung wirklich. Das Äußere der Blätter erfodert eine eigene Betrachtung. Man theilt die Pflanzenblätter in **einfache** und **zusammengesetzte**. Von beiden Arten sind die **Lage** oder der Standort, den sie an den Zweigen haben, ihre **Gestalt**, ihre äußere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe Gegenstände. — Ein einfaches Blatt wird das genannt, dessen Stiel sich ohne alle Vertheilung an das Blatt ansetzt, und nur in demselben sich in Zweige verbreitet. Ein zusammengesetztes Blatt ist das, dessen Stiel sich in mehrere oder wenigere, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blat eintritt. Hier ruhen demnach mehrere kleinere Blätter auf Einem Stiele, sie heißen **Blättchen** und das Ganze, welches alle diese Blättchen bilden, ein zusammengesetztes Blatt. Beispiele von einfachen Blättern giebt die Primel, die Aurikel, der Tabak, der Birn-, Äpfel-, Pflaumen- und Kirschbaum und viele andere. Zusammengesetzte Blätter haben die Rose, die Kartoffeln, die Esche, Acacie, Schoten, Wicken etc. Der Blattstiel vertheilt sich in dem Blatte selbst in Zweige; von diesen Zweigen heißt der mittelste und stärkste die Ribbe; oft sind deren mehrere von gleicher Stärke. Die übrigen Äste und Zweige, die der

Stiel im Blatte selbst bildet, heißen Nerven oder Adern, und m[illegible] nennt ein Blatt insbesondere nervicht, wenn seine Zweige und [illegible] ganz gerade fortlaufen und stark hervorstehen. Diese Betrachtung [illegible] Blätter nach ihrer so äußerst mannichfaltigen Bildung ist sehr w[illegible]tig. Die Gattungsmerkmahle der Pflanzen sind fast immer von [illegible] Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzen[illegible] sind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Gefäße und ein schwamm[illegible] Gewebe. Alle diese Theile findet man auch im Blatte wieder. [illegible] Blätter sind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichti[illegible] denn das Abpflücken oder Zerstören der Blätter führt immer nac[illegible]lige Folgen für ihr Wachsthum mit sich. Die Reifung der Fr[illegible] wird beschleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die F[illegible] welken, wenn man das Entlauben vornimmt, bevor sie noch ihre [illegible]hörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des S[illegible]tes in dem ganzen Gewächse durch die Blätter befördert, hingegen [illegible] den Mangel derselben gehemmt. Nach angestellten Erfahrungen [illegible] die Blätter die vornehmsten Ausdünstungswerkzeuge; findet nun [illegible] Menge Saft durch sie seinen Ausgang, so ist es nothwendig, daß [illegible] Hinströmen desselben aus allen Theilen der Pflanze nach ihren B[illegible]tern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehm[illegible] mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feu[illegible]keiten ein, die sie durch andere Gefäße der Pflanze als Nahrung [illegible] zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter ist mit wenig Ausnahm[illegible] grün in verschiedenen Abstufungen. Die Natur scheint hierbei Rü[illegible]sicht auf das Bedürfniß des thierischen, wenigstens des menschlic[illegible] Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig das Grün unserm A[illegible] ist, beweist der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden bi[illegible]det, und der Anblick eines frischen, grünen Waldes; sogar die Bele[illegible]tung des Grüns durch die Sonnenstrahlen schadet unserm Auge ni[illegible] Das Abfallen der Blätter ist die Aufhebung der Vereinigung, welche zwischen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Fasern [illegible]wirkt wird. Die Blätter dünsten stark aus; liefern ihnen nun im Herbste die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, so müssen sie vertrocknen, zu wachsen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume [illegible] Gewächse gewährt Menschen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Frisch abgebrochen dient es zum Viehfutter, und eine Men[illegible] größerer und kleinerer Geschöpfe nähren sich davon; so braucht man [illegible] auch zur Streu, ja den Bäumen selbst ist das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und sie dadurch vor dem Froste schü[illegible] Wenn die Blätter keine platte, breite, sondern eine runde, ganz spi[illegible] nadelförmige Gestalt haben, so werden sie Nadeln oder Tangel genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt folium (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern (auch wilde Blattern im Gegensatze zu den geimpften), eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittelst dessen sie auch bei andern Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, wieder entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen ungefähr sieben Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit hervorbringt. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert; am dritten Tage erscheinen rothe Flecke, zuerst im Gesichte, alsdann über die Brust, die Hände und den ganzen übrigen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl

dieser Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken heben sich Pusteln, welche sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber geht dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am siebenten Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern blos durch Ansteckung. Das Blatterngift steckt jedoch in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt sie nicht wieder; es steckt auch nicht jederzeit an, sondern es scheint, daß der Mensch eine gewisse Disposition dazu haben muß, denn es giebt Beispiele genug, daß Menschen, bei mehreren Blatterepidemien verschont geblieben, erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben sind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, sondern zu den sogenannten fixen Contagien, welche nur durch Berührung der Oberfläche des menschlichen Körpers, oder durch Einathmen der nächsten Atmosphäre eines Blatterkranken anstecken. Der Ursprung der Kinderblattern ist nicht ganz klar. Nach einigen arabischen Schriftstellern kamen sie, so wie die Masern, zuerst aus Äthiopien gegen das Jahr 572 nach Christi Geburt nach Arabien. In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts kamen sie nach Ägypten. Von da brachten sie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch französische Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern im Jahre 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika, selbst nach Grönland verbreiteten sie sich (im J. 1738) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn sie zuerst in ein Land kommen, sind sie viel mörderischer und richten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit lang schon geherrscht haben, da sie alsdann milder werden. Doch behauptet noch Rosenstein, daß sie mehr Menschen das Leben raubten, als die Pest selbst. Auf die oben berührten Erfahrungen gestützt, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen waren die sich dagegen stellenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältnissen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieser Krankheit unter allen Nationen und in allen Himmelsstrichen unübersteigbar. Man versuchte daher das Übel, dem man nicht entgehen konnte, einstweilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angesteckt würden; so veranlaßte man die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Inoculation der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Die geistreiche Lady Montague brachte die In-

oculation zuerst nach Europa. Schon in Constantinopel, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem damals sechsjährigen Sohne die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerst in England, jedoch nicht ohne Widerspruch vieler Ärzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil allenthalben noch viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils, weil die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. In neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und sicherere Impfung der Kuhpocken jene ganz verdrängt. H.

Blaufarbenwerke sind ein Zweig der Hüttenkunde, und in denselben werden die Kobalterze zuerst durch Pochen und Waschen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröstet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, ist eine Verbindung von 0,4 Kobalt mit 0,6 Arsenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eisen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben erwähnte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt größtentheils der Arsenik, den man in Giftfängen auffängt, und der dadurch porös werdende Kobalt oxydirt sich um so leichter. Je mehr er nun Sauerstoff an sich zieht, desto größer wird seine tingirende Kraft; jedoch darf er nicht zu stark geglüht werden, weil er sonst anfängt zusammenzuschmelzen, wodurch er sich wieder desoxydirt, welches man das Todtbrennen nennt. Allein ein Theil Arsenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denselben auflösen hilft. Das graue geröstete Kobalterz wird theils roh mit Kiespulver naß vermischt, und so zum Behuf der blauen Töpferglasur unter dem Namen Zaffer, Zaffera, Zafflor, fälschlich Saflor genannt, verkauft, theils zu Smalte und Eschel verarbeitet. In diesem Falle versetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und schmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird er in kaltes Wasser ausgegossen, darauf klein gepocht, und auf den Blaufarbenmühlen zwischen zwei kieselartigen Mühlsteinen naß feingemahlen, zuletzt aber mit Wasser gewaschen und durch verschiedene Fässer geschlämmt. Die metallhaltigsten Glastheile fallen in den ersten Fässern nieder, und geben die höchste Farbe; die blässesten aber, welche den Eschel bilden, fallen zuletzt nieder. Man läßt die Smalte eine Zeit lang in den Fässern liegen, wobei sie zusammenbackt, sich mehr oxydirt und höher färbt. Dieses Pulver wird sodann ferner in den bequem eingerichteten Schlämmanstalten so rein als möglich ist, geschlämmt und auf Reibebreter geschüttet. Hier werden die größern Körner nun zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein zerrieben, auf dem Reibeherde in Haufen geschüttet und alsdann auf die Farbenbreter gebracht. Auf diesen wird sie auf der über einem ledigen Fasse stehenden Reibebank mit den Händen eben gemacht, in der Trockenstube auf Gerüste aufgestellt, und nach 24stündigem Trocknen in den Siebkasten durch verschiedene Haarsiebe durchgesiebt. Wenn der Kasten voll ist, wird die Smalte etwas mit Wasser besprengt, damit sie sich gut in die Fässer einpacken läßt. Bei der Verfertigung guter Smalte kommt es hauptsächlich auf folgende Stücke an: 1. auf eine richtige Versetzung der verschiedenen Kobalterze; 2. auf eine gute Auswahl der Kieselerde zur Glasfritte, und 3. auf die Beschaffenheit des Wassers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht wird. Im Königreiche Sachsen, wo seit dem Jahre 1500 mehrere Blau-

arbenwerke entstanden, wovon noch fünf übrig sind, nämlich zu Ober=
Schlema, Pfannenstiel, Zschoppenthal und unweit Al=
ernau, verfertigt man überhaupt aus obigen drei Hauptproducten ge=
en 23 Sorten. Außerdem giebt es in den herzoglich sächsischen Lan=
en noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am
Forst und Alten=Saalfeld. In Böhmen macht man, so wie
n Schlesien, nur fünf bis sechs Sorten, und in Frankreich hat
nan am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Gebirgen Cha=
onches in der ehemaligen Dauphiné, in den Pyrenäen, und zu St.
Mamet an der Pique der Graf von Beust 1784 ein Blaufarbenwerk er=
ichtet. Die Holländer hingegen sollen aus der sächsischen Smalte,
urch nochmaliges Feinreiben, Beizen in Säuren und Versetzen mit In=
ig und andern Mitteln, gegen 55 Sorten verfertigen. X.

Blech wird in sehr verschiedenen Sorten theils aus Gold, theils
us Silber, theils aus Kupfer, theils aus Messing, theils aus Zinn,
heils und zwar am häufigsten aus Eisen, im Ganzen auf eine und die=
elbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art,
n dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln und Scheiben ver=
ertigt. Man nimmt dazu jedesmal das reinste und geschmeidigste Me=
all, zum Eisenblech aber ganz vorzüglich das weichste und zäheste
Eisen, welches von allem Kaltbruche frei ist. Es wird auf einem Eisen=
ammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich
Kreuz= oder Sturz= oder Strohblech, als das stärkste, Feder=
lech etwas schwächer oder das mittelste, und Schenkelblech, als
as dünnste, geschmiedet. Behalten die Bleche ihre natürliche Eisen=
arbe, so heißen sie Schwarzbleche; sollen sie aber eine weiße Farbe
rhalten, so verzinnt man dieselben in besondern Zinnhäusern und
ennt sie Weißbleche, wozu auch die Pontonbleche und Boden=
isen gehören, welche stärker als die gewöhnlichen Weißbleche sind.
Zum Behufe der Salzsiedereien werden noch besondere stärkere und
chwächere schwarze Bleche geschmiedet, die man in Boden= und Bord=
leche abtheilt. Man nimmt zum Blechausschmieden entweder Roh=
isen oder Stabeisen In beiden Fällen wird das Eisen zuerst in Blech=
urzen gearbeitet, dann geruhrwellet und zuletzt gegleichet.
Während dieser Bearbeitung müssen die Bleche stets nur zwischen
Weiß= und Rothglühen gehalten werden weil sie sich sonst leicht
usammenschweißen, und zur Verhütung des letztern taucht man sie auch
n den sogenannten Hahnenbrei. Gegenwärtig werden in Frankreich
nd in Deutschland, vorzüglich in Braunschweig, schönere Blechar=
eiten geliefert, als in England. X.

Blei. Unter allen festen Metallen ist das Blei das weichste, und
at am wenigsten Dehnkraft und Klang. Auch an Elasticität und Zä=
igkeit steht es allen übrigen Metallen nach. In Rücksicht der Schwere
der wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Quecksilber
bertroffen. Seine Farbe ist weiß und kommt der Farbe des Zinns
m nächsten. Im Feuer schmilzt es sehr leicht und lange vorher, ehe es
oth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft aus=
esetzt, wird dieser Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz
lind. Nach einiger Zeit setzt sich auf derselben ein weißlicher Rost an,
er jedoch bei weitem nicht so zunimmt, wie beim Eisen und Kupfer,
aher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft
nd der Witterung trotzt als jene beiden Metalle. Es verkalkt sehr
icht, auch bei dem gelindesten Feuer. Sobald es zerflossen ist, bildet
ch augenblicklich ein Überzug von Asche auf seiner Oberfläche. So

ähnlich die Bleiasche oder der graue Bleikalk dem äußern Anschein nach der Zinnasche auch immer sein mag, so nimmt man doch einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden wahr, wenn man sie bei einem mäßigen Feuer, ohne daß sie schmelzen, zu calciniren fortfährt. Anstatt weißer zu werden, wie die Zinnasche, nimmt die Bleiasche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Gestalt sie Bleigelb oder Massicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das schöne Roth erscheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Erhitzt man den Bleikalk so, daß er in Fluß kommt, so bildet er sich zu einer gelblichen, glasartigen Masse, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke sind heftige Gifte. Das Blei ist ein sehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, sondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch ist sehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in mannichfaltigen Bereitungen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geschehen. Es giebt auch den Grund fast zu allen Glasuren irdener Gefäße. Der stärkste Gebrauch ist zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichart, f. Rheinweine.

Bleichen ist die Kunst, der Leinwand, der Wolle, der Baumwolle, dem Wachse, selbst dem Papierzeug und andern Dingen die nöthige Weiße zu geben. Sie beruht auf der Erfahrung, daß organische Körper, wenn das Leben davon gewichen, und sie die nöthige Festigkeit und Trockenheit haben, durch die Einwirkung der Luft und der Sonnenstrahlen ihre Färbestoffe verlieren, und weiß werden. Daher ist die ältere Art zu bleichen darauf beschränkt, daß man eine hinlängliche Zeit hindurch den Gegenstand den Sonnenstrahlen aussetzt, und die Einwirkung derselben durch verschiedene Operationen zu befördern sucht. Zu den letztern gehört bei der Leinwand das vorgängige Einlaugen derselben, oder das sogenannte Beuchen, Büken, und das öftere Besprengen und Waschen der Leinwand während des Bleichens. Um den Färbestoff, der theils dem Flachs eigenthümlich, theils fremdartig ist, und durch das Spinnen sowohl als durch das Weben hineingebracht worden, auszuziehen, bedient man sich bisher allgemein einer Auflösung von Potasche, oder der sogenannten Lauge. Da diese indeß die Stärke der Fäden merklich schwächt, so wäre sehr zu wünschen daß Lees neuere Methode allgemein angewandt würde. Er sucht nämlich die färbenden Stoffe auf mechanische Art von den Flachsfasern zu trennen, und bleicht alsdann den Flachs noch ehe er gesponnen wird, durch öfteres Waschen in warmem Wasser. Um die langweilige Operation des Bleichens an der Sonne, die gewöhnlich einen ganzen Sommer hinnimmt, abzukürzen, schlug Berthollet zuerst im J. 178[illegible] die übergesäuerte Kochsalzsäure vor. Bekanntlich hat diese so wenig ätzende Kraft, daß man sie in bedeutender Menge innerlich nehmen kann. Nach Berthollet vervollkommnete Watt besonders diese Methode; doch fand man, daß allerdings die Leinwand leide, wenn man die Säure zu concentrirt anwendet. Jetzt braucht man in England jene Säure mit der Hälfte Kalk, in Wasser aufgelöst. Die von diesem Salz zum Bleichen erfoderliche Menge ist nach dem verschiedenen Zustande der Leinwand sehr verschieden. Gewöhnlich rechnet man den zwölften oder den zwanzigsten Theil des Gewichtes der Leinwand darauf. Nachdem die zu bleichende Leinwand gekocht oder gebeucht worden, bringt man sie in die Auflösung jenes Salzes, zieht sie darin hin und her, und läßt sie alsdann an der Sonne trocknen. Nach

nehrmaliger Wiederholung dieses Prozesses wäscht man sie rein aus, und gewinnt auf solche Weise an Zeit und Kosten ganz ungemein. Auch Schwefelsäure hat man zu dem gleichen Zwecke benutzt. Nach Hume muß man sie mit 60 oder 80 mal so viel Wasser verdünnen, so daß diese Flüssigkeit nur $1\frac{1}{2}$ pr. Cent ihres Gewichts an wirklicher Schwefelsäure enthält. Hierin muß die Leinwand acht bis zwölf Stunden lang stehen, und hernach in reinem Wasser ausgewaschen werden. Auch Baumwolle wird auf ähnliche Art gebleicht, nachdem sie vorher in verdünnter Kalkauflösung gebeucht worden.

Bleistift nennt man ein in Holz gefaßtes längliches Stück Reißblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beste Reißblei wird in England, in der Grafschaft Cumberland, gebrochen, aber die Gruben werden nur alle 5 — 6 Jahre einmal geöffnet. Die Bereitung der Bleistifte geschieht auf keine andere Weise, als daß man das Reißblei in kleine Stücken sägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutschland haben Baiern und Österreich Reißblei, aber es ist von schlechterer Art. Die daraus bereiteten Bleistifte sind daher auch schlechter. Man unterscheidet die deutschen Bleistifte leicht von den englischen, wenn man sie an das Feuer hält; jene brennen mit bläulicher Flamme, weil sie mit Schwefel gemengt sind, diese aber nicht.

Bleiweiß. Dieses nützliche Material wird fast eben so, wie der Grünspan, verfertigt. Es ist eine Art von Bleirost, welcher entsteht, wenn das Blei von der in Dünste verwandelten Essigsäure zerfressen und halb aufgelös't worden ist. Um es im Großen zu gewinnen, verfährt man so: Es werden etwa drei Fuß lange, sechs Zoll breite und eine Linie dicke Bleiplatten schneckenförmig und so zusammengerollt, daß zwischen den Windungen ungefähr ein halber oder ganzer Zoll Zwischenraum bleibt. Hierauf setzt man sie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten guter Essig befindlich ist; dieser darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denselben kreuzweis hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden sodann bedeckt und einer gelinden Wärme ausgesetzt. Hierdurch steigt der Essig in Dämpfe auf, welche sich an die Wände der Bleiplatten ansetzen, sie durchdringen und eine Menge des Metalls auflösen. Die Essigsäure der Dämpfe übersättigt sich mit dem Bleie und verwandelt es in eine mattweiße Materie, die nach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeschabt und gesammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue wieder zusammen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigsten wird das Bleiweiß in der Ölmahlerei gebraucht, und hierzu fein gestoßen und zerrieben. Diese Arbeit ist für die Gesundheit des Menschen höchst gefährlich; der eingeschluckte Staub verursacht eine grausame Krankheit, die man die Mahlerkolik oder Hüttenkatze nennt. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes ist durch beigemischte Kreide verfälscht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleischnur, ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenschaft des Grundes zu untersuchen. Man bestreicht nämlich den unteren Theil mit Unschlitt, wodurch etwas von Sand, oder was sich sonst auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. Bleistange, eine an den Enden mit Blei ausgegossene hölzerne Stange, deren sich die Seiltänzer bedienen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, Balancierstange.

Bleizucker, Blei in Gestalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieses Metall in einer Säure auflös't und die Auflösung

abdünstet. Seinen Namen hat dieses Gift von seinem süßen Gesch[illegible] Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und besonders auch [illegible] Weinverfälschung. Um diese höchst schädliche Vermischung zu [illegible]nen, bedient man sich der sogenannten Hahnemannschen Wei[illegible]

Blendungen werden in der Kriegskunst alle Vorrichtungen [illegible]nannt, welche dem Feinde die Einsicht in einen bestimmten Ort be[illegible]men. Einige Arten hiervon sind: 1. man pflöckt eine Faschine an [illegible] einen Seite quer über die Schießscharten, von einer Schartenz[illegible] andern fest, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorge[illegible] verbergen; 2. Blendungen vor Schießscharten sind von starken B[illegible] verfertigte Laden, welche nach der Abfeuerung des Geschützes vo[illegible] Schießscharte gestellt werden, um dem Feinde die Einsicht zu beneh[illegible] 3. einfache und doppelte Blendungen. Die erstern werden aus dre[illegible]ken, senkrechten, fünf Fuß hohen Pfosten verfertigt, zwischen [illegible] schußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beschlagene Bohlen ein[illegible]schoben sind. Unten wird diese Wand mit Rollrädern versehen, [illegible] sie von den Arbeitern vor sich her geschoben werden können; die le[illegible] sind große auf vier Blockrädern stehende hölzerne Kasten, die mit [illegible] oder Sandsäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den A[illegible]chen u. s. w., um die Mannschaft vor dem feindlichen Feuer zu de[illegible] 4. eine andere Art Blendungen bei den Tranchéearbeiten sind die [illegible]nannten Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, [illegible] Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde, und befestigt sie [illegible] zwei eingezapfte Querhölzer. Hierauf setzt man auf die Enden [illegible] Balken senkrechte Pfosten, und füllt den Zwischenraum wenigstens [illegible] Fuß hoch mit Faschinen aus; 5. die Blendungen von oben, Decku[illegible] indem man die gefährlichsten Örter in den Sappen oder auf der [illegible]stung, der Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hürden [illegible] Faschinen, und über diese endlich eine hinreichende starke Lage [illegible] Erde gelegt wird.

Blenheim, Blindheim, Dorf im baierischen Ober-Donauk[illegible] Landgericht Höchstädt, an der Donau, hat mit den dazu gehör[illegible] Filialen ungefähr 1500 Einwohner, und gehörte früher zum Für[illegible]thum Neuburg. Hier schlugen am 13. August 1704 die Englä[illegible] und Österreicher unter dem Herzog von Marlborough und dem [illegible]zen Eugen die vereinigten Franzosen und Baiern unter den Mars[illegible]len Tallard und Marsin, und dem Churfürsten von Baiern. D[illegible] Schlacht war in taktischer Hinsicht höchst merkwürdig. Die Angri[illegible] linie war ungewöhnlich (fast eine deutsche Meile) lang. Marlbo[illegible] stürmte das von dem Feinde besetzte, und zur Deckung seines re[illegible] Flügels dienende Blenheim ohne Erfolg, änderte sogleich seinen [illegible] und warf sich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwi[illegible] dem rechten Flügel und dem feindlichen Centrum, während er nur [illegible] viel vor Blenheim stehen ließ, als nöthig war, um diesen Posten [illegible] Schach zu erhalten. Bald war der Sieg entschieden, das Centr[illegible] der Franzosen mußte sich zurückziehen, ihm folgten die Baiern [illegible] dem linken Flügel, welche dem ungestümen Angriff des Prinzen E[illegible] lange widerstanden hatten. Marlborough, anstatt den weiche[illegible] Feind zu verfolgen, setzte sich zwischen seine Retirade und dem 1[illegible] Mann starken Posten von Blenheim, und zwang diesen letzteren, dur[illegible] Aufhebung aller Communication, das Gewehr zu strecken. Frank[illegible] und Baiern verloren gegen 30,000, Österreich und England an 12,000 Mann. — Tallard war unter den Gefangenen. Die Franzosen und Baiern mußten sich bis an den Rhein zurückziehen. Die Königin An[illegible]

chenkte dem Herzog von Marlborough in Oxfordshire ein Schloß mit inem schönen Park, das nach jenem Siege Blenheim heißt.

Blick. 1. Ein schnell vorübergehender Schimmer. Ein **Blick** urch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen **Blick**, venn es, indem das Blei von demselben in den Test (ein flaches, irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen schnellen ielfarbigen Schein von sich giebt, der Silberblick. 2. Ein Körper, der inen solchen Blick von sich giebt. So heißt bei den Hüttenleuten diejeige Masse Silber, welche auf einmal blickt, oder so viel auf einmal bgetrieben wird, ein **Blick**. 3. Verstehen die Mahler und Kupferstecher unter **Blicken** diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich ell erleuchtet sind. Die andern Bedeutungen des Worts gehören nicht ierher, da sie als bekannt vorausgesetzt werden können. **Blickfeuer** ind auf der See ein Signal, eine Loosung, indem man Pulver auf em Verdecke abbrennt.

Blinde, des Gesichts Beraubte. Der Verlust des edelsten und chönsten Sinnes, mittelst dessen der Mensch die ihn umgebende Außenwelt sich vorstellt, theils die verschiedensten Eindrücke bekommt, theils ie der andern Sinne, besonders des Gefühls, berichtigt, ist unter die chwersten, die Gesundheit und Integrität des Körpers verletzenden Zuälle zu rechnen. Und doch sind die Gefahren, die diesen Sinn bedroen, so vielfältig, da der Bau des ihm bestimmten Organs, des Auges, o überaus zusammengesetzt und künstlich ist, und dasselbe nicht nur aus esten Theilen, sondern auch aus den hellsten Flüssigkeiten, aus unzähligen Blutgefäßen und Nerven besteht. Die Blindheit ist verschieden 1. dem Grade nach; indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haen, auch die hellsten Farben und die Umrisse der Körper unterscheiden önnen; andere auch das geringste Sehvermögen verloren haben; 2. den Ursachen nach. Manche Menschen sind gleich von der Geburt an blind ewesen, andere sind es erst in der Folge von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächsen auf der Hornhaut, wodurch sie ihre Durchsichtigkeit verliert, Verwachsung der Pupille, Trübung der klaren Flüssigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. s. w., der von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nerenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Gesicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu tarker Anstrengung der Sehkraft und dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künstler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Gesicht ommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenschein lendenden nördlichen Gegenden, so wie in den Sandwüsten Afrika's äufige Blindheit Statt findet. Das hohe Alter selbst führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüssigkeiten im Auge, von er Trübung der Hornhaut, der Krystallinse u. s. w. Bei den **Blindgebornen** finden gleichfalls mehrere Ursachen Statt. Zuweilen sind ie Augenlieder an den Rändern zusammengewachsen, oder sie sind mit em Augapfel selbst verwachsen, oder es ist eine besondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen ist der Augenstern verschlossen, oder er ist ugleich an die Hornhaut gewachsen, oder die Pupillenöffnung ist nicht n der rechten Stelle, so daß die Lichtstrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen; anderer, zum Theil nicht erkennbarer Fehler nicht zu ebenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; lle von diesem Sinne abhängende Vorstellungen sind ihnen unbe-

kannt. Sie können sich daher nicht so unglücklich fühlen, als die-
nigen, welche erst in spätern Jahren ihr Gesicht verloren haben,
sie nicht wissen, was sie entbehren. Die Erfahrung hat bei meh-
Blindgebornen, oder solchen, welche in der Kindheit schon das Ge-
verloren haben, gelehrt, daß sie sich von allen Gegenständen ganz
dere Begriffe machen. Einem jungen Menschen, welchen Ch-
am grauen Staar operirte, kam es in dem Augenblicke, da er
konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenstände ganz nahe vor die
gestellt wären; er konnte keinen Gegenstand von dem andern
scheiden, so verschieden auch ihre Form war. Gegenstände, die
durch das Gefühl schon vorher bekannt waren, betrachtete er mi-
ler Aufmerksamkeit, um sie ein andermal wieder zu erkennen;
er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu
hatte. Er wunderte sich sehr, daß die Personen, die er am m-
liebte, nicht schöner waren, als die andern. Ehe er das Gesi-
der bekam, äußerte er keine große Begierde, diesen Sinn zu e-
gen. Bei allen den Personen, die lange blind gewesen sind, sch-
sich die andern Sinne desto mehr, vielleicht weil die Zerstreuung
fällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken so mannichfaltiger
genstände Statt findet. Daher ist bei vielen Blinden selbst die
Seelenthätigkeit verstärkt, und bei vielen entwickeln sich ihre Ta-
auf bewundernswürdige Weise. Besonders wird das Gefühl und
hör sehr scharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt,
zu Puisaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Musikus w-
Er konnte genau die Symmetrie der Gegenstände beurtheilen,
die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilt-
Anfüllung der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüss-
machte, während er sie aus einem in das andere Gefäß goß, un-
Nähe der Gegenstände nach der Einwirkung der Luft auf sein An-
Er bestimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein G-
enthalten konnte. Der berühmte Saunderson, Professor der M-
matik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Gesicht verlo-
Er erfand mehrere Verrichtungen, sowohl in der Arithmetik al-
der Geometrie, um sein Studium sich zu erleichtern. Er hatte
so feines Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Fi-
laufen ließ, er die Falschen unterschied, wenn sie gleich so genau
gemacht waren, daß selbst die Augen des Kenners dadurch betro-
wurden. — Blindeninstitute sind solche Anstalten, wo me-
Blinde zur Heilung, oder die Unheilbaren zur Versorgung aufgen-
men werden. Von der erstern Art sind an verschiedenen Orten th-
öffentliche, theils Privatinstitute errichtet worden. So hat in Le-
zig der Doctor und Professor Clarus mit dem Wundarzte F-
ein Privatinstitut für arme Augenkranke und Blinde errichtet, i-
Dürftige unentgeldlich besorgt werden. Ein ähnliches Institut be-
in Erfurt unter der Leitung des Doctors Fischer. H.

Blitz, Wetterstrahl. Hierunter versteht man einen st-
elektrischen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus de-
selben in einen andern Gegenstand, z. B. in die Erde, fährt und d-
gestörte Gleichgewicht der Elektricität beider Gegenstände durch ei-
plötzlichen und gewaltsamen Übergang herstellt. Die Verwüstun-
welche der Blitz anrichtet, sind bekannt. Die Unwissenheit, welche
dieselben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeile, de-
zugleich mit dem Blitze herabgeschleudert würde, und dieselben a-
richtete. Die Elektricität gab den untersuchenden Naturforschern be-

ber die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Nollet, Franklin, Winkler und Andere machten nützliche Entdeckungen in dieser Hinsicht. Franklin, von den bei der Elektricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß spitzige Körper eine besondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab so den ersten Gedanken zu den Blitzableitern. Diesem folgten in mehrern Ländern Beobachtungen und Versuche über die Ähnlichkeit des Blitzes mit der Elektricität. Die Elektricität wird bekanntlich durch das Reiben ursprünglich elektrischer oder nicht leitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechslung der Wärme erregt, und sodann in isolirten Leitern gesammelt und angehäuft, und dem gemäß entsteht auch die Elektricität der Gewitterwolken wahrscheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechselung der Wärme. Die Ausdünstung des Wassers erzeugt negative Elektricität, die aufsteigenden Dünste müssen daher positiv elektrisch sein; ein Unterschied, welcher in dem Art. Elektricität erklärt wird. Demnach befindet sich in der Atmosphäre immer einige Elektricität, welche sich vielleicht den Wolken als isolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denselben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde und glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt sie in horizontalen und parallelen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander; so kann man folgenden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Versuch anstellen. Verbindet man das obere (an seidenen Schnüren so aufgehängte Bret, daß es sich isolirt auf- und niederziehen läßt) mit einer Elektrisirmaschine, und nähert es dem untern, so erhält es die entgegengesetzte Elektricität. Berührt man sie unter diesen Umständen beide zugleich, so entladen sie sich durch einen Erschütterungsschlag. Nähert man beide Breter einander, und elektrisirt das obere sehr stark, so erfolgt meistentheils eine freiwillige Entladung mit einem starken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor diesem Schlage ziehen die Breter einander stark an; beim Schlage selbst aber werden sie aus einander gestoßen. Ist in der Mitte des einen oder des andern Bretes ein kleiner hervorragender Körper befestigt, so geschieht der durchbrechende Schlag allemal an dieser Stelle. Steht aber anstatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine scharfe Spitze, so kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erscheinungen giebt das Gewitter im Großen. Hier ist die Luft der ursprünglich elektrische Körper, in welchem die Elektricität erregt wird. Eine elektrische Wolke vertritt die Stelle des obern, eine andere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets. Im Wirkungskreise einer positiven Wolke wird die Erdoberfläche stets eine negative Elektricität annehmen: beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Elektricität stark genug ist, oder wenn zwischen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entsteht; so wird eine Entladung, d. h. ein Blitz erfolgen, der zunächst die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können eben so auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Gemeinschaft steht, oder wenigstens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreises Körper antrifft, in welchen sie eine, der ihrigen entgegengesetzte Elektricität erzeugen kann. In diesem Falle entstehen abwechselnde Elektricitäten an den verschiedenen Seiten mehrerer Wolken, und bei der Entladung schlägt der Blitz zugleich aus der ersten in die zweite u. s. w. — Die Anziehung, welche zwischen den elektri-

schen Wolken selbst und zwischen ihnen und der Erdoberfläche findet, verursacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, und veränderliche Windstöße; daher Wirbelwinde, kräuselndes steigen des Staubes und anderer leichten Körper, heftige Re und auf der See die bekannten Wassersäulen oder Wasse sen. Der Blitz selbst, welcher eigentlich ein Ausbruch einer den Materie ist, und stillstehend einen Feuerball bilden würde scheint bei seiner schnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Man sieht ihn, wie den elektrischen Funken bisweilen gerade Gegenstand zugehen, bisweilen aber sich schlängeln und einen bilden, nicht selten aber auch von einem Theile der Wolke zum überspringen und oft sich in mehrere Strahlen zertheilen. lich hört das Gewitter auf, wenn sich die Gewitterwolken durch oder durch stillen Abzug im Regen, oder auf andere Art entla ben. Jeder Blitz hat ein Ziel, nach welchem er strebt und nach er seine Bahn von der zuerst berührten Stelle an auf dem Wege verfolgt. Dieses Ziel ist die feuchte Erde oder das Hat er dieses erreicht, so hören mit einemmale alle seine ge men Wirkungen auf, und er theilt sich in der Stille durch tende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde au fahrende Blitze, welche Einige beobachtet haben, machen darin Unterschied. Leitende Körper sucht der Blitz auf und folgt ihnen lig und ohne Geräusch; dazwischen liegende, nicht leitende, durch er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Festere Kö sind allemal bessere Leiter als die Luft, diese sucht er daher auf Bahn zu vermeiden, und fährt aus diesem Grunde nie durch und Fenster herein, sondern streicht an Säulen, Sparren und weg. Metalle sind unstreitig die besten Leiter, diese sucht der am ersten auf, und verläßt andere Körper, um diese zu ergr Daher werden Thurmspitzen und andere metallische Hervorrag so leicht vom Blitze getroffen. Nächst den Metallen scheint der Feuchtigkeiten zu lieben, insonderheit das Wasser. Bäume und dere mit Feuchtigkeit angefüllte Gegenstände leiten ihn am be Bei grünen Bäumen sucht er die saftigsten Stellen aus, und z. B. zwischen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die sichtsregeln in Gewittern sind bekannt genug. Der Blitz dringt in den menschlichen Körper, sondern verletzt nur seine Oberfläche. man von Knochenzersplitterung vom Blitze Erschlagener erzählt, gewiß falsch und rührt von andern Umständen her. Nicht Verbre nung, sondern heftige Erschütterung, besonders des Gehirns überhaupt des Nervensystems, verursacht wahrscheinlich den Tod. der Nähe des Blitzes befindliche Personen werden betäubt. Nicht ten sind vom Blitz getroffene wieder hergestellt worden. Barometer zeigt jedem die Nähe oder Ferne des aufsteigenden witters durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers. Je die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, desto steigt das Quecksilber und desto mehr rückt die Gefahr, der man gleich, wenn sich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen wiewohl sie nicht so groß ist, als übertriebene Ängstlichkeit sich ein bilden geneigt ist. Fällt das Quecksilber, so flieht die Gefahr. Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht beha ten, daß sie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (**Wetterableiter**), ist eine Vorrichtung, rch welche entweder die Elektricität der Wolken, als die Ursache des itzes, stillschweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der Kehende Blitz aufgefangen und auf einem bestimmten Wege, ohne chaden der Gebäude, Schiffe u. s. w. in die Erde geleitet wird. ie Erfindung gehört dem Doctor **Franklin**. Bei seinen Versuchen er die Elektricität bemerkte er, daß, wenn ein zugespitzter Metall- aht an einen elektrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze esem seine Elektricität allmählig, und ohne daß dabei Funken erschei- n, entziehe. Da nun die Wetterwolken elektrisch sind, so glaubte , daß man ihnen ihre Elektricität (welche den Blitz und das Ein- lagen verursacht) nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange n Metall an den höchsten Theil des Gebäudes befestige, und von r Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die lektricität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, in die Erde geleitet werde. Franklins Vermuthung fand sich gegründet, und an hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche fänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eiser- n Stange bestanden, deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuß rvorragte. — Nach den bisherigen Versuchen und Erfahrungen aber t die beste Einrichtung eines Blitzableiters folgende: Der Ableiter steht aus einer eisernen, einen Zoll starken Stange, deren oberer heil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer ver- hen, welche, um das Rosten zu verhindern, in Feuer vergoldet ist. iese Stange (Auffangstange) wird auf die höchste Stelle eines Ge- äudes so befestigt, daß sie wenigstens fünf bis sechs Fuß über das- lbe hervorragt; an diese fügt man einen an einander genieteten upferstreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde herab und un- efähr einen Fuß tief in dieselbe hineingehen muß. Der Streif wird enau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — Im ahre 1762 wurde in England der erste Ableiter zu **Payneshill** on D. **Watson**, und im Jahre 1769 zu Hamburg am Jacobithurm rrichtet.

Bloch (Marcus Eliezer), ein berühmter Naturforscher jüdischer Nation, war zu Anspach im Jahre 1723 von armen Ältern geboren. Erst sehr spät fing er an zu studiren; er war neunzehn Jahre alt, und verstand weder Deutsch, noch Lateinisch, noch hatte er außer einigen rabbinischen Schriften etwas gelesen. Indessen wurde er Hauslehrer bei einem jüdischen Chirurgus in Hamburg. Hier lernte er Deutsch, und ein armer böhmischer Katholik lehrte ihn Latein, auch erwarb er sich einige anatomische Kenntnisse. Jetzt holte er mit Riesenschritten das Versäumte nach, und ging nach Berlin, um daselbst bei Verwand- ten zu leben. Er studirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforscher Martini ließ ihn in die Gesellschaft naturforschender Freunde auf- nehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitet- sten Kenntnissen. Er genoß eines in jeder Rücksicht verdienten Ansehens, und starb in einem Alter von 76 Jahren den 6. August 1799. Sein Hauptwerk ist seine Naturgeschichte der Fische, eine Zierde der deutschen Literatur. Der Verfasser hatte dieses kostbare Werk auf seine Kosten herauszugeben angefangen. Als indeß der Aufwand nach und nach sein Vermögen überstieg, das überhaupt mehr in seltenen naturhistorischen Sammlungen als in Baarschaft bestand, ward er bei der Fortsetzung

auf das ehrenvollste von fürstlichen und andern begüterten Pe
unterstützt; daher findet man in den letzten sechs Bänden unter
Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf dessen
sie gestochen worden. Ihm widerfuhr auf diese Weise die in E
land seltene Ehre, durch ein literarisches Unternehmen zugl
nationelles Interesse zu erregen. M

Blockhaus bezeichnet in der Befestigungskunst ein
sammengeschränkten, oft doppelten Balken bestehendes, mit ein
und Schußspalten versehenes Haus für 25 — 100 Mann. O
ist dasselbe noch mit Erde überdeckt, um es völlig bomben= und
fest zu machen. Gewöhnlich ist es einige Fuß in die Erde g
doch giebt es auch solche Hohlschanzen von zwei Stockwerken, ja
für einige Geschütze eingerichtet. Man baut die Blockhäuser g
lich in Form eines Vierecks, oder Kreuzes. Ihr Zweck ist,
schwachen Besatzung bei wichtigen sehr exponirten Orten m
machen, dem feindlichen Wurfgeschütz und Sturm bis zum E
trotzen. Eben so braucht man sie als bombenfeste Wachhäuser u
Rettungsörter im Innern von Schanzen, und in den Waffe
des bedeckten Wegs den Festungen. P.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einschließen, so daß
mand heraus noch hinein kann. Eine solche Einschließung heißt B
ckade, und geht der Belagerung voraus. Ein Hafen ist sonst
blockirt anzusehen gewesen, wenn der Feind eine solche Anzahl K
fahrzeuge davor stationirt hatte, daß kein Schiff ohne augensch
Gefahr ein oder auslaufen konnte. Erst in den letztern Zeiten h
die Engländer angefangen, Häfen durch die bloße Erklärung i
Blockadestand zu setzen.

Blocksberg, der große Brocken, der höchste Berg am
Harz, im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg. Ein großer T
des Brockengebirges, besonders der eigentliche hohe Brocken, lieg
der stolbergischen Grafschaft Wernigerode. Es hebt sich nämlich in
Mitte der Harzgebirge ein besonderes noch höheres Gebirge hervor, das
dem **Brocken** und seinen ihn umgebenden gleichartigen Bergen beste
ihrer Beschaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verschieden sind. Sie n
men in ihrer Höhe zu, je näher sie dem Mittelpuncte, dem Brocken, k
men; und wiewohl allemal Berge für sich, so sieht man doch bei genau
Betrachtung, daß sie nur einen Hauptberg ausmachen und wahre Theile
Brocken sind. Das Ganze besteht, wie alle ursprünglichen Ge
der Erde, aus Granit, den man hier Brockenstein nennt. In
größten Pracht erscheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee
deckt ist, und alle seine Ungleichheiten damit ausgefüllt sind; dies
in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. D
Name **Brocke** heißt Berg. Seine Höhe beträgt 3590 franz. F
über dem mittelländischen Meere und 3489 Fuß über der Ostsee. Z
Aufnahme der Fremden hat der Graf von Wernigerode das Brockenh
auf dem Berge erbauen lassen. Vergl. d. Art. **Harz**.

Bloemart, bisweilen auch **Blom** (Abraham), ein berühm
niederländischer Mahler des 16. u. 17. Jahrhunderts. Er war um 15
in Gorkum geboren und starb 1647 in Utrecht. Er lernte die A
fangsgründe der Zeichenkunst bei seinem Vater, der Ingenieur, Ba
meister und Bildhauer war, hatte dann Florio und Frank zu eige
lichen Lehrern, entfernte sich aber von ihrer Manier und schuf sich e
eigne. Seine Bildung dankt er hauptsächlich sich selbst. Er vollend

Studien in Paris, wurde dann Stadt-Architekt in Amsterdam, ließ sich endlich als Mahler in Utrecht häuslich nieder. Im Porträ... war er nicht stark, so wie man ihm überhaupt ein wenig Untreue ... die Natur, in der Nacktheit sowohl als in den Gewändern, ...irft. Auch tragen alle seine Gemählde einige Spuren der Ungeduld. ...e Fehler werden aber durch die Schönheit seines glänzenden Colo... und den Reichthum in der Composition weit übertroffen. Er ...te Geschichte, Thiere, Muschelwerk und besonders Landschaften, ...e letzteren am meisten geschätzt sind. Vorzüglich groß ist er im ... dunkel. Er war auch Kupferätzer und Formschneider. Seine Werke ... zahlreich. Er hatte vier Söhne. Adrian ging nach Rom, und ...arb sich als Mahler und Kupferstecher einen ansehnlichen Ruhm. Er ... zu Salzburg in einem Duell. Heinrich mahlte blos Bildnisse. ...edrich hat Vieles mit Beifall nach seinem Vater in Kupfer gesto..., worunter ein Zeichenbuch von 119 Blättern besondern Werth hat. ...rnelius war der geschickteste. Er ist 1603 in Utrecht geboren, war ... Mahler, dann Kupferstecher, hielt sich eine Zeit lang in Paris auf, ... ging dann nach Rom, wo er 1680 starb. Sein Stich zeichnete sich ...ch eine bisher unbekannte Reinheit und Schönheit, durch sanfte Über...ge der Lichter und Schatten, Verschiedenheit und Weichheit der Töne ... musterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, ... der Baudot, Poilly, Chasteau, Speier, Roullet u. A. hervorgingen.

Blondel, Musikmeister König Richards I. (Löwenherz) von Eng...d um 1190. Während sein Herr als Gefangener des Herzogs von ...terreich in einem Thurme seufzte, durchwanderte er das ganze ge...te Land und alle Gegenden Deutschlands, wo er vermuthen konnte, ...ß sich derselbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schlosse ...n Löwenstein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. ...chdem er das Schloß mit Aufmerksamkeit untersucht, und einen ...rk vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den ...anzösischen Liedern zu singen, die er vormals mit Richard componirt ...tte. Er hatte kaum die erste Strophe geendigt, als eine Stimme ...s der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende ...rtfuhr. So entdeckte er seinen König, befreite ihn, und erwarb ...h den Namen des getreuen Blondel. Gretry's schöner Oper, ...ichard Löwenherz liegt dieses Ereigniß zum Grunde.

Blonden, eine Art sehr dünner und durchsichtiger geklöppelter ...pitzen aus roher Seide, von allerlei Farbe, Breite und Mustern. ...s giebt seidne, halbreiche u. s. w. Die französischen Blonden sind ...ie besten und wohlfeilsten; indeß verfertigt man sie jetzt auch im säch...schen Erzgebirge und im Voigtlande von vorzüglicher Güte.

Bloomfield (Robert), geb. 1766, war der Sohn eines Dorf...hneiders, seine Mutter war Schulhalterin. Der Vater starb, ehe ...obert sein erstes Lebensjahr erreicht hatte, und dieser erhielt in der ...olge seinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder. ...ls er einen Stiefvater bekommen hatte, wurde er im elften Jahre ...u einem Landwirth gebracht. Sein schwacher Körper hielt aber die ...eschwerden der Landwirthschaft nicht aus, und nun erbot sich sein ...ruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter ...ruder unterstützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 ...ach London. Unter andern kleinen Geschäften, die unser Robert über...ehmen mußte, war auch das Vorlesen der Zeitungen. Um ihm dies ...u erleichtern, kaufte ihm sein Bruder ein Wörterbuch, und bald ver...tand er Burke's, Fox, Norths und Anderer herrliche Reden, welche

seinen Kopf mit neuen Ideen bereicherten. Das Besuchen einiger Bethäuser, einer Debattengesellschaft, des Covent-Garden-Theaters, die Lecture mehrerer Bücher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Außenwelt und zugleich in ein geistiges Reich ein, worin allmählig sein eigner immer mehr und mehr sich entwickelnder Geist sein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es selbst zu wissen. Einst sprach er ein Volkslied, das er nach einer alten Weise gedichtet hatte. Sein darüber erstaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des London Magazine anzubieten und es ward angenommen. Das Gedicht hieß the Milk Maid. Ein zweites Gedicht: the Sailors Return, fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz. Thomsons Jahreszeiten, Miltons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten seine ganze Seele, um Robert zum Schöpfer einer Dichtkunst zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelnheiten noch über Thomsons Jahreszeiten setzen. Ein Streit unter den londner Schuhmachern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre Lehrjahre bei einem Meister bestanden hätten, als Gesellen arbeiten dürften?" und welche Robert, der bei seinem Bruder, der nicht selbst Meister war, gelernt hatte, so gar nahe anging, nöthigte ihn, (1786) ein Paar Monate lang bei seinem ehemaligen Herrn eine Zuflucht zu suchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier, im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgestattet mit einer reichen Empfänglichkeit für die schönsten und reinsten ihrer Eindrücke, begeistert von den Bildern, welche sein junges Gemüth aus Thomsons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerst die Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: the Farmers Boy, a rural poem by Robert Bloomfield (übersetzt von Fick, Erlangen, 1803) erschien und Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakterisirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältnissen aus; denn nach einer dreimonatlichen Abwesenheit von London ging er dahin zurück und trat noch bei einem Schuhmachermeister in die Lehre. Hierauf (1790) verheirathete er sich und arbeitete als Geselle in einer Dachstube mit sechs bis sieben andern Gesellen, und in dieser Lage vollendete er sein Werk. Ein Rechtsgelehrter, Capelloft, sah es im Jahr 1799 zuerst, und entzückt davon, veranstaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck desselben. Ein englischer Kritiker bezeichnet das Vortreffliche dieses Gedichts folgendermaßen: „sanft fließende Verse, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Mahlerischen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sind Thomson und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrscht eine höhere Einfalt als in Thomsons: ihn charakterisirt eigentlich ganz das Horazische molle atque facetum."

Blücher (Lebrecht von), aus dem Hause Großen-Renßow im Mecklenburgischen, Fürst von Wahlstadt, königl. preuß. Feldmarschall und Ritter aller europäischen hohen Militär-Orden, war den 16. December 1742 in Rostock geboren. Sein Vater, der Rittmeister in hessen-casselschen Diensten war, schickte ihn in seinem vierzehnten Jahre nach der Insel Rügen. Hier erregte der Anblick der schwedischen Husaren in ihm den Drang, Soldat zu werden. Vergebens riethen Ältern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienste als Junker in einem schwedischen Husaren-Regimente. Seinen ersten Feldzug machte er gegen die Preußen, und zwar gegen dieselben schwarzen Husaren, deren Chef er in der Folge wurde. In einem Gefechte gegen die Preußen

ard er gefangen und vor den Obersten Belling gebracht. Dieser be- og ihn, in preußische Dienste zu treten. Es ward ein Tausch mit en Schweden getroffen, und Blücher wurde als Lieutenant bei dem usarenregimente, das Belling commandirte, angestellt. Mißver- nügt, bei einem Avancement übergangen worden zu sein, nahm er ls Rittmeister den Abschied, widmete sich der Landwirthschaft, ward ann Landrath, und erwarb sich durch Fleiß und geschickte Geschäfts- ihrung den Besitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrichs II. rat er als Major in sein altes Regiment wieder ein, und ward bald essen Commandeur. Als solcher focht er in den Feldzügen am Rhein 793 und 94 mit steter Auszeichnung. Orchies, Luxemburg, Franken- ein sind Zeugen seiner Thaten. Bei Oppenheim (16. Januar 1794) rrang er wichtige Vortheile über den Feind, so wie bei Kirweiler nd Edesheim in der Pfalz. Nach dem für ihn so glorreichen 18. September 1794 bei Leystadt erhielt er, als General-Major, ein Commando bei der Observationsarmee am Niederrhein. Der nach- olgende Friede versetzte ihn in eine seinem unternehmenden Geiste ge- viß unwillkommene Unthätigkeit. Im Jahr 1802 nahm er für den König von Preußen Besitz von Erfurt und Mühlhausen. Bei den Be- wegungen der preußischen Armee im J. 1805 blieb er nicht unthätig; er Ausbruch des Kriegs im folgenden Jahre führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerstädt (am 14. October 1806). Das Resultat dieses unglücklichen Tages war von entscheidendem Einflusse auch auf Blüchers Schicksal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern in dessen linker Flanke; der Zwischenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden, nur durch forcirte Tag- und Nachtmärsche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Ver- einigung möglich gewesen; unterdessen war der Fürst von Hohenlohe genöthigt worden, bei Prenzlau zu capituliren. Dadurch abgeschnitten von Stettin, warf sich Blücher ins Meklenburgische, wo er sich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig-Öls führte, vereinigte. Aber sämmtliche Truppen waren zu sehr ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu kön- nen. Den Großherzog von Berg in seiner linken Flanke, den dama- ligen Prinzen von Pontecorvo in der Fronte und den Marschall Soult auf dem rechten Flügel, sah Blücher sich genöthigt, sich hinter der Trave zu setzen, wobei er den Plan hatte, diese drei großen Corps der Fran- zosen möglichst lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck ein. Allein diese Stadt, in Eile etwas befestigt, ward von der Übermacht der andringenden französi- schen Colonnen in Sturm genommen. Blücher hatte mit einigen Truppen sich aus der Stadt gerettet, und mußte, aller Vertheidi- gungs- und Ausfluchtsmittel beraubt, am 6. und 7. November zu Ratkau, einem fürstlich lübeckschen Dorfe, capituliren. Er that dies jedoch nicht anders, als unter der ihm nach vielen Weigerungen zu- gestandenen Bedingung, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen, daß „ihm die Capitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden." Blücher war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den französischen (damaligen) General Victor ausge- wechselt, und gleich nach seiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern gesandt, um Stralsund vertheidigen zu helfen, und die Operationen der Schweden

zu unterstützen. Der tilsiter Friede hob diese Bestimmung wieder und Blücher arbeitete eine Zeit lang in Königsberg und Berlin Seite des Königs im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das tär=Commando in Pommern. Er war unter den bedeutenden nern des preußischen Staates, welche auf Napoleons Veranlass den Ruhestand versetzt wurden. An dem Zuge des preußischen corps bei der französischen Armee in Rußland im Sommer 1812 Blücher keinen Theil; aber als sein König sich an Alexander um die schmachvolle Fessel zu zerbrechen, in welche Frankreichs muth ganz Deutschland geschlagen hatte, als Preußens edle sich erhob, um den erlittenen Schimpf zu rächen: da war Blüch nun schon im Greisenalter von siebenzig Jahren — einer der sten. Er genoß die ausgezeichnete Ehre, den Oberbefehl über Preußen und das russische Corps des Generals von Winzingerode erhalten, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt In der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) bedeckte der ehrwürdige herr sich mit Heldenruhm, der von Alexander durch Ertheilung des gen Ordens anerkannt wurde. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch den, ungeachtet der Erfolg für die Franzosen günstig erschien, Lorbeeren um seinen Scheitel, aber das Maß seines Ruhmes ward füllt durch die großen Tage an der Katzbach und bei Leipzig. vernichtete Blücher das Corps des Marschalls Macdonald, und nigte ganz Schlesien von den Feinden. Seine Armee erhielt nun Namen der schlesischen. Vergebens versuchte Napoleon selbst, den ten Helden — von ihm spottweise der Husarengeneral genannt — in seiner Rache und seinem Siegeszuge aufzuhalten. Er drang un haltsam durch die Lausitz vor. Am 3. October passirte er bei tenburg die Elbe, und zwang durch diesen kühnen Schritt auch große böhmische Armee unter Schwarzenberg und die Nordarmee dem Kronprinzen von Schweden zu größerer Thätigkeit. Die Tage von Leipzig nahten. Am 16. October errang die schlesische mee unter Blücher über den Marschall Marmont bei Möckern glänzenden Sieg, und er drang schon an diesem Tage bis nahe Vorstädte Leipzigs vor. Am 18. hatte Blücher im Verein mit Kronprinzen von Schweden großen Theil an der vollendeten Nie lage des Feindes, und am 19. waren es seine Truppen, die Leipzig erstürmten. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die seiner Angriffe hatten ihm schon zu Anfang des Feldzugs von Russen den Beinamen „Marschall Vorwärts" erworben. nun an wurde es sein Ehrenname im ganzen deutschen Volke. ersten Januar 1814 ging er mit der schlesischen Armee — die nun zwei preußischen, zwei russischen, einem hessischen und einem combin ten Corps bestand — über den Rhein, besetzte den 17. Nancy, wann (den 1. Februar) das bedeutende Treffen von La Rothière drang bis in die Nähe von Paris vor. Dann aber erhielt Napo im Laufe des Februars wieder einige bedeutende Vortheile, die dings sehr gefährliche Folgen hätten nach sich ziehen können. Blücher mußte sich nach Chalons zurückziehen, bis er zu Anfang wieder vordrang, und am 9. durch den entscheidenden Sieg bei den Verbundeten den Weg nach Paris öffnete. Der Tag von martre krönte die Großthaten dieses Feldzugs, und am 31. zog Blücher in die Hauptstadt Frankreichs ein. Sein König belohn seine Verdienste, indem er ihn, zur Erinnerung an einen seiner und wichtigsten Siege, bei Wahlstadt (s. d. Art.) an der Katzbach, zu

fürsten von Wahlstadt, mit Begleitung einer angemessenen Dotation, ernannte. Fast alle europäischen Regenten zierten ihn mit den Insignien ihrer höchsten Orden. England, wohin er sich im Juni d. J. mit den verbündeten Monarchen begab, empfing ihn mit allen Zeichen der enthusiastischen Verehrung, welche es nur den gepriesensten Helden seiner eignen Nation zollen kann. In Oxford wurde er als Zeichen höchster Ehre mit vielen Feierlichkeiten zum Doctor der Rechte ernannt. Von London zurück begab er sich auf seine Güter in Schlesien, und lebte dort, bis 1815 die Landung Napoleons in Frankreich das preußische Heer wieder in das Feld rief. Er erhielt abermals das Obercommando und führte die Armee schnell bis in die Niederlande. Am 15. Juni eröffnete Napoleon die Feindseligkeiten, und da die ganze verbündete Armee noch nicht hatte zusammengezogen werden können, drangen die Franzosen vor. Am 16. verlor Blücher die Schlacht bei Ligny, und gerieth selbst durch den Sturz seines getödteten Pferdes, unter dessen Körper er geworfen wurde, in die Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Sein Glücksstern rettete ihn. Nach diesem unglücklichen aber ehrenvollen Tage zeigte sich die wahre Größe des Feldmarschalls und seines Heeres. Weit entfernt, durch diese Unfälle Fassung und Muth zu verlieren, wurden beide dadurch nur verdoppelt, und am 18. erfocht Blücher, der in dem Augenblick der höchsten Krise auf dem Schlachtfelde eintraf, und Napoleon in Rücken und Flanke nahm, im Verein mit Wellington, den großen Sieg bei Belle Alliance oder **Waterloo** (s. d. Art.), dessen alles entscheidende Resultate bekannt sind. Er schlug den angebotenen Waffenstillstand ab, zwang Paris zu capituliren, und widersetzte sich bei einer zweiten Einnahme dieser Hauptstadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungssystem, wiewohl nicht allenthalben mit völligem Erfolg. Um dieses neue Verdienst um Preußen und die allgemeine Sache zu erkennen, beehrte Friedrich Wilhelm III., da Blücher bereits im Besitz aller zu erhaltenden Würden und Ehrenzeichen war, ihn mit einem eigenen für ihn allein bestimmten Ordenszeichen. Es besteht in einem von goldnen Strahlen umgebenen eisernen Kreuz, das er ihm mit den Ausdrücken zuschickte: „wie er zwar wohl wisse, daß keine goldnen Strahlen den Glanz seiner Verdienste erhöhen könnten, es ihm jedoch Vergnügen gewähre, deren Anerkennung auch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden ꝛc." Nach dem pariser Frieden zog sich der Fürst auf seine Güter zurück, wo er von den Beschwerden des Krieges auf seinen wohl errungnen Lorbeern ausruhte, und am 12. Sept. 1819. zu Kriblowitz im 77. J. des Alters starb. Rostock errichtete ihm eine Bildsäule von Eisen, wozu Göthe die Inschrift dichtete.

Blum (Joach. Christ.) wurde d. 19. Nov 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er studirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband sich durch die innigste Freundschaft mit Abbt und Zöllner. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach seiner Vaterstadt zurück, ohne ein bestimmtes Geschäft zu suchen. Seine Mitbürger nannten ihn deshalb auch den Müßiggänger, bis er seine vortrefflichen **Spaziergänge** herausgab und sie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weise thätig und selbst beim Spazierengehen zum Besten seiner Mitmenschen beschäftigt sein könne. Blum starb d. 23. August 1790. Man kann ihn als Schriftsteller zunächst einen eben so anmuthigen als lehrreichen Prosaisten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von seinen Spaziergängen erschien die erste Auflage 1774; die dritte 1785.

Außer den Spaziergängen verdient auch noch sein deutsches Spr
wörterbuch. 2 Bde. 1780 und 1782 bemerkt zu werden.

Blumauer (Aloys). Dieser bekannte Dichter, geb. zu
in Österreich ob der Ens d. 21. Dec. 1755 studirte
ner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuitenorden,
sirte daselbst nach der Aufhebung desselben, bis er als Censor
wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die
Buchhandlung übernahm, an der er schon seit 1786 einigen
gehabt hatte. Er starb den 16. März 1798. Seine
Äneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komische
hafte Poesie auf das rühmlichste bekannt, und erwarb ihm die
breiteste Celebrität. Es ist eine poetische Caricatur, reich
leskem Witz und drolligen Verdrehungen. Diese Eigenschaft
man auch in mehrern seiner übrigen zahlreichen Gedichte.
selben athmen Feuer und Leben und sind in einer schönen,
und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen aber ist sein
mein, die Sprache incorrect und das Mechanische des Versba
fehlt. In dem Trauerspiele Erwine von Steinheim zeigte er
Theaterdichter zu seinem Vortheil. Seine sämmtlichen Werke
nen 1801 bis 1802 zu Leipzig 8. in acht Bänden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche
selt man häufig die beiden Ausdrücke; denn im vorzüglich
nennt man nur die Blüthen derjenigen Gewächse, welche um
ihr willen in Gärten erzogen werden, Blumen. Von Frucht
sen, z. B. Äpfel-, Birnen- und Pflaumbäumen, sagt man
then. Die Blumen unterscheiden sich von allen übrigen The
Pflanzen 1. dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume ersch
Wuchs der Pflanze aufhört; 2. dadurch, daß die Blumen die
tungswerkzeuge der Gewächse enthalten. — Im Allgemeinen
die Blumen oder Blüthen aus dem Kelche oder der Bl
decke, aus der Blumenkrone, aus den Staubgefäße
Staubträgern, welche wieder in mehrere Theile zerfallen,
Staubweg oder Stempel, und dem Fruchtkei
Fruchtknoten. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge s
wesentlichsten Theile der Blume, um derentwillen die übrigen
Auf ihnen beruht das wichtige Vermehrungsgeschäft der Ge
welches auf eine ähnliche Art, wie in der thierischen Schöpfung
Die im Fache der Flora so zahlreich erschienenen Schriften, und
der Gartenkunst vorgenommenen Versuche und Untersuchungen
über das Detail am besten, deßhalb wir hier davon schweigen.
Blumen sind in Rücksicht ihres Standorts an der Pflanz
verschieden; viele stehen einzeln, mit oder ohne Stiel auf der
andere gehäuft. Die einzelnen Blüthen, woraus eine Blume
mengesetzt ist, nennt man Blümchen. Das Auge wird du
schöne Zierde der Natur, die Blume, ergötzt. Der prächtig
benschmuck, die schönen Zeichnungen und Schattirungen, welch
auf den Blumenblättern befinden, müssen uns erfreuen und zu
wunderung hinreißen. Eine vortreffliche Eigenschaft derselben
liebliche und erquickende Geruch; nicht zu gedenken, daß alle die
wächse einen großen Theil des Thierreichs durch ihren Honigs
nähren, wodurch ihn nachher der Mensch auch genießt. — In
häusern zeugt die menschliche Kunst mitten im Winter, wenn
die ganze Natur oder doch die Vegetation erstorben scheint,
Hyacinthen und andere Blumen und zaubert gleichsam den Frü

m Winter herbei. — Die Hinfälligkeit der mehresten Blumen, welche ie in ihrer größten Pracht überfällt, ist bedauernswerth; manche lühen nur einige Stunden, manche nicht über einen Tag, andere ingegen Wochen lang. — Nur wenige behalten, abgebrochen und ge- rocknet, noch Jahre lang ihre Farbe, und dies sind die sogenannten Unsterblichen. Die mehresten verwelken nach dem Abpflücken eher oder später, schrumpfen ein und werden unansehnlich. Bei der Ein- heilung der Gewächse nach dem Sexualsystem leisten die Blumen sehr vesentliche Dienste; denn außer, daß bei den mehresten die Staubge- äße die Classe, und die Staubwege die Ordnung bestimmen, jeben die übrigen Theile der Blumen und selbst die Bildung ihrer Ge- chlechtstheile, nebst der Beschaffenheit der Frucht die Merkmahle der Geschlechter ab. Blumenbette ist in der Botanik der unterste Theil er Blume, auf welchem die übrigen Theile sitzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel sich in die Blume selbst ausbreitet; uch der Blumenboden. — Blumenblatt und Blumen- rone, können füglich zusammengefaßt werden. Die Blumenkrone esteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mehresten Blumen ie innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile aus, und hat nächst die Bestimmung, jene Theile zu beschirmen. Für das Auge st sie der schönste Theil. Die Blume ist es eigentlich, welche mit den chönsten Zeichnungen und Farben prangt. Nicht alle Blumen haben ine Krone oder Blumenblätter, bei vielen sind die Befruchtungswerk- euge nur mit dem Kelche umgeben. Blumen, deren Krone nur aus inem Blatte besteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, rei, vier, fünf, sechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über sechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Gestalt der Blumenkronen überhaupt ist bewundernswürdig man- ichfaltig, so daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden vürde. — Jeder Freund der Natur und ihrer Erzeugnisse lernt die chönen und mannichfaltigen Gestalten der Blumenkrone am besten urch eigene Untersuchung und Zergliederung der Blumen kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, ist ünstlicher und zusammengesetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran in Oberhäutchen, ein schwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, ie sich in verschiedene Äste vertheilen. Blumenscheide ist ein läng- iches Blatt, welches mit seinem untern Ende den Stängel umfaßt, nd den Blumen, ehe sie sich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach er Entwickelung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt ist Spatha). Blumenstiel ist der Stiel einer Blume. In der Botanik eißt ein wurzelstöckiger Blumenstiel (Pedunculus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt; ein allgemeiner Blumenstiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenstiele sich in einen vereini- en; ein besonderer (partialis) ist jeder einzelne auf einem allgemeinen tehende; auf dem Blattstiel sitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn r auf dem Blumenstiele befestigt ist; dem Blatte gegenüberstehend oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade egenübersteht; seitwärts sitzend (laterifolius), wenn er am Stängel ur Seite des Blattes sitzt; unter dem Blatte sitzend (extrafoliaceus), venn er am Stängel unter dem Blatte festsitzt; zwischen den Blät- ern sitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwischen den Blättern am Stengel sitzt; einander gegenüberstehend (oppositiflorus), venn die einzelnen Blumenstiele gerade gegenüberstehen. Ein einge- üllter Blumenstiel (Pedunculus involutus) ist ein solcher, der mit

einer Hülle umgeben ist. — Blumenkaiser ist eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieser noch eine dritte hervorsprießt, so daß ihrer drei über einander stehen. Blumenuhr ist eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche sich zu bestimmten Zeiten auf- oder zuschließen, und auf diese Weise dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumen (künstliche), werden aus Federn, Batist, Taft, Biscuit, vorzüglich aber aus den Coconshäuten der Seidenwürmer verfertigt. Diese Sorte liefert besonders Italien in großer Menge, und man nennt sie daher auch italienische Blumen. Die schönsten Blumen liefert Paris, doch auch in Berlin, Wien, Nürnberg u. a. O. werden solche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künstlichen Blumen durch das Bestreichen mit wohlriechenden Ölen gegeben.

Blumenbach (Johann Friedrich), geheimer Medicinalrath. Dieser philosophische Naturforscher gehört gegenwärtig zu den ersten Zierden der Universität Göttingen, auf der er seit mehr als vierzig Jahren mit rastloser Thätigkeit sehr faßliche, vielbesuchte Vorlesungen über Naturgeschichte, Physiologie, Osteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und medicinische Literargeschichte hält. Über alle diese Wissenschaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geschrieben, und diese Schriften — ihr ansehnliches Verzeichniß liefert Meusels gelehrtes Deutschland — tragen das Gepräge seines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres reellen Werthes großen Beifall und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meisterhaftes, jetzt aber doch schon in etwas veraltetes, Handbuch der Naturgeschichte ist (1807) bereits zum achtenmale aufgelegt worden. Blumenbach ist am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und Göttingen, wo er 1775 das medicinische Doctorat, 1776 die Aufsicht über das Naturaliencabinet der Universität und eine außerordentliche, so wie 1778 eine ordentliche Professur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reise nach der Schweiz, und später eine nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks sehr nützlich war. Er besitzt, außer vortrefflichen naturhistorischen Werken und Kupferstichen, herrliche naturhistorische Sammlungen, unter welchen insbesondere die Schädelsammlung in ihrer Art einzig ist.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptsitz dieses famösen Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Interesse sein werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der berüchtigte Tulpenschwindel regierte. Man sah in dieser Zeit viele vermögende Personen dabei zu Grunde gehen und Arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, selbige dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Augustus bezahlte man 13,000 Fl., und für drei dito zusammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derselben 4500 Fl., für 400 Aße Admiral Lieffenshöek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. s. w. Für einen Viceroi gab man folgende Artikel: zwei Last Waizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, einen Bündel Kleider und einen silbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derselben Zeit gewann

:mand in Amsterdam in vier Monaten über 60.000 Fl. bei diesem
handel. In einer einzigen holländischen Stadt sollen über zehn Mil-
ionen Tulpenzwiebeln debitirt worden sein. Aber diese Schwindel-
eriode konnte von keiner langen Dauer sein. Die Käufer weigerten
sich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am
7. April 1637 bestimmten, daß dergleichen Summen auf dem ge-
wöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten,
ürzten die tollen Preise auf einmal, und man konnte nun eine Sem-
er Augustus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die
Summen, die man durch die Hervorbringung neuer und seltener Tul-
engewächse gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in
en Verzeichnissen der harlemer Blumisten die Preise von 25 bis 150 Fl.
ür einzelne rare Tulpen. Bis zur französischen Revolution zogen
ie harlemer Blumisten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryssel
nd andern Städten Flanderns, wo sich die Geistlichen mit der Cultur
erselben beschäftigten, nachher haben die Harlemer sich selbst der Cul-
ur befleißigt, doch ist der ganze Tulpenhandel nicht mehr von so son-
erlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels
erlor Alkmaar den Ruf nicht, die ersten Liebhaber und Kenner von
Blumengewächsen zu besitzen. Vermögende Personen trieben die Zucht
er Blumen, besonders auch der Hyacinthen. Theils von diesen,
heils von auswärts her versahen sich die Blumisten nicht nur mit
Hyacinthen, sondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemo-
en und andern Blumen, die allmählig zahlreicher bei ihnen bestellt
wurden. Das Geschäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung,
nd Harlem ist bis jetzt der Stapelplatz dessen geblieben, was schön
nd vollkommen in dieser Waare genannt werden kann. Die Hyacin-
hen fingen erst um das Jahr 1730 an, recht empor zu kommen. Man
ezahlte in diesem Jahre für Passo non plus ultra 1850 Fl., und
ür 1/16 Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber ko-
tet, 275 Fl. Im Jahr 1776 stand der harlemer Blumenhandel in
inem hohen Flor, und noch im J. 1785 gab man für den Marquis
e la Coste 750 Fl. Seitdem sind die Preise der Hyacinthen eben-
alls sehr gesunken, wiewohl man in den Verzeichnissen auch noch ge-
wisse doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25 bis 100 Fl. angeführt
indet. Die sehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und beson-
ers Hyacinthen, im Winter auf Gläsern und in Töpfen zu ziehen,
ält diesen Handel noch aufrecht. Zwischen Alkmaar und Leyden sind
ber 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewid-
net, die in dem sandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen.
Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um
Harlem außer vielen kleinen, wohl zwölf oder dreizehn große Blumisten.
Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Versendungen nach Deutschland,
Rußland, England u. s. w., sondern selbst bis nach der Türkei und
em Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt ist theils durch die Zeitum-
tände, theils aber auch dadurch dieser Handel sehr verdorben worden,
aß einzelne harlemer Blumisten übermäßig große Partien Zwiebeln
llenthalben in Commission geben, und in Auctionen und sonst ver-
chleudern lassen. Außer den angeführten versenden die Harlemer noch
Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Mortagons, Iris, Fritillarien,
Crokus und andere Blumengewächse, auch allerlei Sämereien, Obst-
äume und Treibhausgewächse.

Blumenorden, s. Pegnitzorden.

Blumenspiele (jeux floraux), welche in Toulouse jährlich gehalten werden. Schon in dem Zeitalter der Troubadours besaß Toulouse ein literarisches Institut unter dem Namen: Collège du gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wissenschaft, wie man die Dichtkunst nannte). Es wurde noch vor dem Jahr 1323 gestiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen creirte, und lehrten die Gesetze der Liebe (lois d'amors, auch flears du gai savoir genannt) in ihrem Palast und dem Garten dieses Palastes. Im Jahr 1323 erließen sie einen versificirten Brief an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden sie zum 3. Mai 1324 zu einem Liederfeste ein, dem Verfasser des besten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour, Arnaud Vidal, gewann damals diesen Preis. Die Capitouls (Magistrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten sich, um ein Fest aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouse gereichte, künftig das goldene Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Festes zu erhöhen, fügte man dem goldnen Veilchen noch zwei andere Preise zu, eine wilde Rose (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Ähnliche Institute entstanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tortosa unter König Martin; dagegen gerieth jene ursprüngliche Stiftung zu Toulouse, wegen der ungünstigen Zeitumstände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergang nahe, als Clemence Isaure es durch ihre reiche Stiftung neu belebte. (S. d. Art. Clemence Isaure). Sie bestätigte durch ihr Testament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieses poetischen Festes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgesetzt wurde. Eine Messe, eine Predigt und Almosen eröffneten nun stets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemencens Grab mit Rosen bestreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preise wurden festgesetzt, ein Tausendschön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die schönste Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für eine kurze Heroide, von wenigstens sechzig und höchstens hundert Versen; eine wilde Rose (Eglantine) von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufsatz in Prosa, dessen Lesung wenigstens eine Viertel- und höchstens eine halbe Stunde währt; eine silberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine silberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das schönste Sonett zu Ehren der heil. Jungfrau oder die beste Hymne auf dieselbe. Statt der Doctoren giebt es nun Meister der Blumenspiele und vierzig Mainteneurs oder Richter. Im J. 1694 ward das Collegium der Blumenspiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andere Unterschiede des Ranges wurden 1773 abgeschafft. Die Siegel führt der beständige Secretär, und den Vorsitz ein Mitglied unter dem Titel Moderateur. Dieser wechselt alle drei Monate nach dem Loose. Nach einer funfzehnjährigen Unterbrechung von 1790 bis 1806 versammelten sich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum erstermal wieder in Toulouse, und die Akademie trat aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauch die von Clemence Isaure gestifteten Blumenpreise. Seitdem ist das Fest, an das sich die Erinnerung einer schönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die französische Poesie zu früh verstorbne liebliche Dichter Millevoye erwarb sich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie versammelt sich auf dem Rathhause in Toulouse, wo

hes Capitolium genannt wird. Pritevie-Pritavl hat eine vollstän-
ige Geschichte dieser Akademie herausgegeben.

Blumenstück nennt man in der Mahlerei eine Darstellung von
Blumen, worin diese ein Kunstwerk für sich ausmachen. Wenn es
icht zu läugnen ist, daß solche Darstellungen, wobei täuschende Wahr-
eit das höchste Erreichbare ist, nur zu den untergeordneten Arten der
Mahlerei gehören, und daß ein Mahler damit noch nicht den Namen
ines ästhetischen Künstlers verdient, so können sie doch sehr wohl un-
er einem höheren Charakter, als dem der Nachahmung, erscheinen,
und durch sinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres ästhetisches
Verdienst erlangen. Als die berühmtesten Blumenmahler nennen wir
Huysum, Rachel Ruysch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel,
welcher letztere sein Leben in das Vergnügen, die Blumen seines Gar-
ens zu betrachten und zu mahlen, theilte. (Vergl. Mahlerei.)

Blut ist die rothe, in den Adern thierischer Körper befindliche
Flüssigkeit. Das Blut befindet sich, außer dem menschlichen Körper,
n allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen; bei den letz-
ern beiden Thierclassen aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß der
Wärmegrad ihres Blutes nicht so hoch ist, als bei den erstern, daher
hr Blut für das Gefühl jener gleichsam kalt zu sein scheint, und sie
eßhalb auch kaltblütige, jene aber warmblütige Thiere genannt wer-
en. Die Insecten und Würmer haben statt des Blutes einen Saft
von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen
werden kann, ob man ihn gleichwohl auch weißes Blut nennt. Das
Blut enthält zwei verschiedene Substanzen, die sich beim Gerinnen
von einander scheiden; das Blutwasser, eine wäßrige eiweißähnliche
Substanz, und eine dicke, schleimige Materie, der eigentlich die rothe
Farbe zukommt, die viel schwerer ist als jene und **Blutkuchen** heißt.
Sie läßt sich aber auch wieder in zwei verschiedene Bestandtheile tren-
en, den **Cruor**, oder eigentlichen rothen Theil des Blutes, und in
ie gerinnbare **Lymphe**, welcher eigentlich das Gerinnen des Blutes zu-
uschreiben ist. Der Cruor besteht aus phosphorsaurem Eisen mit
twas Eiweißstoff verbunden. Von ihm rührt eigentlich die rothe Farbe
es Blutes her. Durch starke Vergrößerungsgläser bemerkt man
n dem Blute des lebendigen Thieres, oder in frischgelassenem Blute,
aß es, besonders der Cruor, aus kugelförmigen Bläschen, den soge-
annten Blutkügelchen, besteht, deren Größe etwa den dreihundertsten
Theil einer Linie beträgt. In dem, wenn schon nur kurze Zeit, stehen-
en abgelassenen Blute bemerkt man sie nicht. Sie sind die Wirkung
es im Blute herrschenden Lebens; je kräftiger und gesünder das Thier
ist, desto mehrere Blutkügelchen bemerkt man in dem Blute desselben.
Sie zeigen gleichsam den Übergang vom gestaltlosen Flüssigen zur
Urform der ersten organischen Bildung an. Für das Leben des thie-
ischen Körpers ist das Blut von der größten Wichtigkeit, und man
ann es füglich als den Quell des Lebens ansehen. Es ist, so lange
er Körper lebt, in steter Bewegung, welche nur mit dem Tode auf-
ört. Außerhalb des Körpers geht mit demselben bald eine auffallende
Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerst in
iner saure, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt
einen Ursprung aus dem Milchsafte, und setzt nach und nach die für
ie Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erfoderlichen Nah-
ungssäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies ge-
chieht, während es aus dem Herzen bis zu den entferntesten Theilen
es Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blut-

umlauf ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thierischen Körpers auf. Das Herz, der Mittelpunct des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechselt; die eine ist zusammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen sind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußersten Theilen des Körpers, diese nehmen es aus dem ganzen Körper wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Blutes geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor sich; strömte es mit gleicher Geschwindigkeit gerade und ohne Krümmungen fort, so würde es in einer einzigen Minute ungefähr 149 Fuß durchlaufen. Diesen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es sich vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch jene Geschwindigkeit ab. Man kann in einem erwachsenen Menschen von gewöhnlicher Constitution eine Blutmasse von 24 bis 30 Pfund annehmen.

Blutader, eigentlich eine jede Ader, die Blut in sich enthält; im Gegensatze der Bandadern, Erzadern, Wasseradern. In engerer Bedeutung: Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae), im Gegensatze der Schlagadern (Arteriae). (Vergl. **Adern**.) **Blutauge** ist ein blutiges Auge; bei den Ärzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anstrengung beim Erbrechen, Husten u. s. w. (Hypoena). **Blutregen** ist ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen sei, hielt, oder doch so nannte, welche aber von kleinen rothen Ziefern (Insecten) herrühren, oder auch von gewissen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn sie auskriechen, an den Mauern der Häuser rothe Flecken zurücklassen. **Blutspeien** oder eigentlich **Bluthusten** ist diejenige Krankheit da man durch Husten Blut aus der Lunge wirft. **Blutbrechen**, auch schwarze Krankheit (morbus niger), wenn Blut durch Brechen aus dem Magen ausgeworfen wird. Wird auf einmal eine große Menge Blut ausgeworfen, so ist es ein **Blutsturz**.

Blutbereitung, s. **Assimilation** und **Ernährung**.

Blutgefäße sind die Gefäße oder Röhren im thierischen Körper, in welchen das Blut seinen Umlauf hält, die Adern. (S. d. Art.)

Bluthochzeit (Pariser). Diese schreckliche, in den Jahrbüchern der Menschheit verewigte Begebenheit ereignete sich unter Carl IX., König von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenschlichste behandelt worden; der König **Franz** verfolgte sie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorsam und Empörung. Unter **Heinrich II.**, welcher sich seinen Maitressen und Günstlingen überließ, hatte der Parteigeist und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schicksal der reformirten Bürger war schrecklich; man schund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleisch mit Schwefel, und hing die Körper an eisernen Ketten über Kohlen. Indessen hatten sich dieselben doch sehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, **Franz II.**, welcher ganz unmündig am Geiste war, und dessen Schwäche Alle benutzen wollten, um die Regierung an sich zu ziehen, war es vorzüglich die Eifersucht der Großen gegen einander, welche, in-

em sie sich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer öher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guise, nd Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauses Montmorency, welches schon unter der vorigen Regierung wider die Guisen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengesetzte Parteien. Guise und sein Bruder waren eifrig katholisch; dies war genug für Condé, sich zum Haupte der Reformirten oder Hugonotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrsüchtigsten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward sie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn Carl IX., und fand sich jetzt bewogen, nachdem sie sich vorher zu den Guisen gehalten hatte, dieen zum Trotz den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die guisische Partei dagegen überredete das Volk, daß die katholische Religion in der größten Gefahr sei. Die Hugonotten werden aufs grausamste gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und er bürgerliche Krieg nimmt seinen Anfang. Die Guisen suchen spanische, Condé englische Unterstützung. Von beiden Seiten macht man ch der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, und schließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter seinem Namen esto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guise war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderisch etödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, weles den Admiral Coligny für den Urheber dieses Meuchelmordes ielt; auch sahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter e haßte; Condé und Coligny setzten sich daher in Verfassung. Der König hatte sich überreden lassen, daß es auf sein Leben abgesehen ei, und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Admirals durch List zu bemächtigen, dieses schlug fehl, und die Feindseligkeiten fingen heftiger wieder an. Condé wird gefangen genommen (1569), und als ein Kriegsgefangener von dem Hauptmann on Montesquieu erschossen. Coligny sammelt die Reste des geschlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Béarn (einer zu Navarra gehörigen Landschaft, von welcher der Erbprinz von Navarra einen Namen führte), nachmaliger Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum obersten Feldherrn erklärt, und Coligny ührt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, das Commando. Allein s fehlt ihm an Geld, und er wird geschlagen. Am nachtheiligsten ür die Hugonotten war jedoch der darauf folgende scheinbar vortheilafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8. August 1570); dieser Friede schläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze er Hugonotten, an seinen Hof und ehrt ihn als Vater, die feinsten Mittel werden angewandt, dieser Täuschung das Ansehen von Wahrheit zu geben; die Schwester des Königs wird an den Prinzen von Béarn vermählt (am 13. August). Einige ahneten nichts Gutes, nd warnten den Admiral; aber dieser glaubte nicht, daß der König inen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch var es so. Am 22. August geschieht aus einem Fenster ein Schuß

auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und schwört ihn zu rächen. Aber noch an demselben Tage läßt sich der König von seiner Mutter überreden, der Admiral stehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!“ schrie er, „man tödte den Admiral, aber ihn nicht allein, sondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!“ Die Nacht darauf hält man Blutrath; die Nacht auf den Bartholomäustag zwischen dem 24. und 25. August 1572 wird zur Ausführung bestimmt. Der Herzog von Guise bricht in das Haus des schwer verwundeten Coligny; ein Deutscher, Namens Behm, versetzt dem schwachen Greise den ersten Stich; seinen Körper giebt man den schändlichsten Mißhandlungen Preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schlosses in der Stunde der Mitternacht den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Conti und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und scheinbar zur katholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menschenliebe, als die Pariser, hatten, so fanden sich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte fast in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menschen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom wurden die Kanonen gelöst! der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozession in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derselben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum Könige gewählt hätten. Er schloß am 6. Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugonotten in gewissen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariser Bluthochzeit nichts, als daß die Hugonotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut standen und sich gegen neue Angriffe rüsteten. Eine ausführliche Erzählung dieser schrecklichen Begebenheit ist Curths Bartholomäusnacht; ein Werk, das in jeder Rücksicht Empfehlung verdient. (Leipz. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.)

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern kriegerischen Völkern von Asien, Afrika und Amerika, auch vor kurzem noch in Corsica herrschende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch die Ermordung des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen. Sie ist in der Regel die Pflicht des nächsten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der Bruder den Bruder u. s. w. Sie wird oft Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, und verwickelt nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten und blutigsten Fehden, deren Aussöhnung meist höchst schwierig ist.

Blutschande (ihre Definition gehört nicht hieher) haben die positiven Legislationen aus dem Religionssystem aufgenommen. Das Naturrecht kennt sie nicht, desgleichen zählt der Code Napoléon sie nicht unter den Delictis carnis mit auf, von dem triftigen Grundsatze ausgehend, daß Verpönung dieser Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung dient, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beischlaf zwischen Ver-

cendenten und Ascendenten verboten, nicht so zwischen Geschwistern, welche bei den Persern, Athenern, Ägyptiern ꝛc. sich heirathen durften. Eine sittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtschaftsgrade aus, und moralischer und religiöser Pedantismus überdehnte sie, und sprang sogar auf die geistige Verwandtschaft der Gevattern über. Es ist zu hoffen, daß die Aufklärung unserer Tage, welche sich zeither schon in der Füglichkeit der Dispensationen offenbart hat, den Incest nur auf Ältern, Kinder und Geschwister beschränken werde, wenn anders die Consistorien die ergiebigen Dispensationssporteln aufopfern wollen. A.

Blutsfreundschaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Person gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung sich befindet. Da der zeugende Theil etwas von seiner animalischen Substanz anwendet, um daraus die animalische Substanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, so entsteht daraus das allgemeine Princip: je größer die Übereinstimmung des animalischen Wesens einer Person mit dem animalischen Wesen der andern aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ist, desto größer ist der Grad der Blutsfreundschaft unter ihnen. Daher ist zwischen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abstammenden Person nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundschaft, als zwischen denen, welche von einer Person, als ihrem gemeinschaftlichen Stammvater, herkommen. Daher ist die Verwandtschaft oder der Grad der Blutsfreundschaft unter solchen Personen, die mit einander in einer geraden Linie stehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtschaft unter solchen Personen, die durch verschiedene Seitenlinien mit einander verbunden sind. Die Personen in gerader Linie sind gleichsam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber ist Entwicklung eines eigenen oder besondern Keims, der von dem Keime des andern unterschieden ist, und nur darin mit demselben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater existirte. Wenn man also nach der Verwandtschaft zweier Person aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, so ist dies in der That eine ganz andere Verwandtschaft als die, welche sich zwischen zwei Personen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtschaft zwischen zwei Personen aus zwei Seitenlinien richtig bestimmen will. Die einzige naturgemäße Regel ist in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinschaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Person zählt, nach deren Verwandtschaft man fragt, und den Abstand jeder dieser Personen von dem gemeinschaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtschaft zweier Personen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, so zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerst von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er und nach ihm eine Menge anderer christlicher Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrte, und den Gläubigen dringend empfahl. Vergl. d. Art. Märtyrer.

Boccaccio (Govanni), dessen Namen, wie Mazzuchelli mit Recht sagt, allein für tausend Lobsprüche gilt, war im J. 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber seine Familie stammt

von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er sich selbst da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche sein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeschäfte gerufen, eingegangen war und wurde daselbst geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier seine Studien, und verrieth schon als Knabe einen entschiedenen Geschmack für die Poesie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn sein Vater einem andern Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt sechs Jahre bei sich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannsstand hätte einflößen können. Leidenschaftliche Liebe für die Wissenschaften beseelte ihn. Vergebens hoffte sein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel seinem Geiste eine ihm erwünschtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daselbst, aber statt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigsten Freundschaftsbande mit mehreren neapolitanischen und florentinischen Gelehrten, welche der kunstliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweis't, daß er Theil an dem Wohlwollen dieses Fürsten hatte, wohl aber genoß er der besondern Gunst einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Prosa und Versen schrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältnissen, mit einem lebhaften und heitern Geiste, einem sanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm bestimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geschmack, den die Prinzessin an der Dichtkunst fand, der vertraute Umgang mit wissenschaftlichen Männern, das Grabmahl des Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchster Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen, die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geschlossen, alles wirkte mächtig auf seine natürlichen Neigungen, um ihn entschieden zu einem Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei seinem Vater verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna sehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieser jungen Königin, als um seiner theuern Fiammetta zu gefallen, seinen Decamerone schrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum ersten italienischen Prosaiker erhebt. Nachdem ihm seines Vaters Tod zum Herrn seiner Neigungen gemacht hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo er seine Studien nur durch Lustbarkeiten und einige Missionen, womit seine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er wurde gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht, zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen seines einst verbannten und im Exil verstorbenen Vaters freigegeben habe. Hier war es, wo Beide eine Freundschaft schlossen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf kostbarer Bücher und durch Vergnügungen sein mäßiges Vermögen erschöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigste Hülfe; nicht minder war ihm Petrarca für seine Schriften und für sein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in seinem Wesen vorging. Ein Karthäuser hatte ihn zu einer gänzlichen Entsagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte diesen Entschluß, und führte ihn zu jener Mäßigung zurück, welche den echten Weisen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, sich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein

leines Landgut besaß, um hier ruhig seine Arbeiten fortzusetzen. Er hatte bisher nur in italienischer Sprache und blos Werke der Unterhaltung geschrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und historische. Er schrieb sie lateinisch; eins derselben war das erste neuere Werk, worin sich die in den Schriften der Alten zerstreuten mythologischen Notizen gesammelt finden. Er verstand sehr gut die griechische Sprache, und hatte auf seine Kosten den Leontius Pilatus aus Thessalonich von Venedig nach Florenz kommen lassen, den er drei Jahre in seinem Hause unterhielt, um von ihm die Sprache zu lernen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateinische übersetzen zu lassen. Er hat den Ruhm, daß er zuerst aus Griechenland auf seine Kosten Abschriften der Iliade und Odyssee hat kommen lassen; und sparte weder Mühe noch Aufwand, sich gute griechische und lateinische Handschriften zu verschaffen. Zugleich bediente er sich seines ganzen Einflusses, um seine Zeitgenossen zur Erlernung des Griechischen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholastik zu setzen. Das Ansehen, das er sich erworben hatte, war Ursach, daß er zweimal in wichtigen Angelegenheiten an den Papst Urban V. gesandt wurde. Er vollzog diese Aufträge und kehrte nach Certaldo zu seinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zustande von Schwäche und Abspannung ließ, der peinlicher als die Krankheit selbst war. Er genas, um eine schwierige, aber für ihn doppelt schmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war mit Recht von je der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung gewesen. Die Florentiner, die diesen ihren großen Mitbürger einst verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um sein Andenken zu ehren und zu versöhnen, einen öffentlichen Lehrstuhl für die Erklärung seines Gedichts, das in demselben Maße dunkler und schwieriger ward, als man sich von der Zeit, in der es geschrieben worden, entfernte. Diese neue Professur wurde Boccaz anvertraut, und er lag ihr mit einem so rastlosen Eifer ob, daß seine Gesundheit sich nie wieder völlig befestigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode seines Lehrers und theuersten Freundes, Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und starb zu Certaldo den 21. Dec. 1375. Auf sein Grabmahl setzte man folgende, von ihm selbst verfaßte, Inschrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erscheint in der That in allen seinen Werken als ein trefflicher Dichter von der reichsten Erfindung, lebendigsten Phantasie und dem zartesten und glühendsten Gefühl. Sein Decamerone, der eine Sammlung von hundert, zum Theil aus provenzalischen Dichtern entlehnten, Novellen enthält, hat seinen Ruhm vor allen übrigen begründet. Er mahlte in demselben, wie auf einer ungeheuern Leinwand, Menschen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, und Ereignisse aller Art, die ausgelassensten und heitersten, wie die rührendsten und tragischsten, und bildete dabei die italienische Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig ist der Decamerone übersetzt, und von unzähligen Schriftstellern aus ihm geschöpft worden. Von seinen übrigen Werken müssen wir uns begnügen, nur folgende anzuführen: La Teseide, der erste Versuch einer

italienischen Epopdoie, und in Ottaven geschrieben, für deren Erf
Boccaz gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen.
Anfangsbuchstaben der Terzinen bilden zwei Sonette und eine C
zone zum Lobe der Prinzessin Maria, seiner Gebieterin, die
mit ihrem Namen zu nennen wagt. Il Filostrato, ein roman
Gedicht in Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven.
Die meisten seiner Sonette, Canzonen und anderen Liebesgedicht
Boccaz, nachdem er die italienischen Poesien Petrarca's gelesen,
brannt, und die vorhandenen scheinen sich wider seinen Willen
zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jag
L'amorosa Fiammetta, ein lieblicher Roman, der auch den
Lesern durch die Übersetzung der Soph. Brentano bekannt ist.
bano, (wird von Einigen für untergeschoben gehalten). L'A
oder Nimfale d'Ameto, ein aus Prosa und Versen gemisch
dicht, aus dem Schlegel in seinen Blumensträußen Einiges g
hat. Il Corbaccio o sia Labirinto d'Amore, eine beißende
vective gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte.
Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche
interessant, und sein Commento sopra la Commedia di Dante
aber nur bis zum 17. Gesang der Hölle reicht. Seine l
schen Werke sind: De genealogia Deorum, libri XV. De m
tium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et ma
nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustr
libri IV. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünschen
die ausführlichere Anzeige seiner Werke zur näheren Kenntniß
richtigern Würdigung dieses großen Literators beigetragen zu
der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung
stehen scheint.

Boccage (Marie Anne), eine berühmte französische Dich
Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und R
war in dieser letzten Stadt am 22. October 1710 geboren,
starb am 3. August 1802. Sie war die Gattin eines Steu
nehmers in Dieppe, der aber bald starb und sie als eine noch
junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt sie in Paris in ein
Kloster, wo schon ihre Anlagen sichtbar wurden, und ihre Neig
sie zur Dichtkunst hinzog. Allein sie verbarg diese Talente, und m
ihre Geistesproducte erst im Jahre 1746 bekannt. Wahrscheinlich h
sie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize de
Jugend verschwinden, auf einen Ersatz denken muß. Sie eröffne
ihre dichterische Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechselse
gen Werth der schönen Künste und Wissenschaften,“ und dieses erh
bei der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf versuchte sie
Nachahmung von dem „verlornen Paradies“ in sechs Gesängen; de
vom „Tod Abels,“ gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Am
nen,“ und ein Gedicht in zehn Gesängen, „die Colombiade,“ her
So lange Madame zu Boccage lebte, wurde sie mit einem Enthus
mus gepriesen, den nur ihr Geschlecht und der Reiz ihres Betra
entschuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war die D
ihrer Bewunderer unter die selbst Voltaire, Fontenelle und Clair
gehörten Ihr huldigte Alles, sie war immer von den ausgezeich
sten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche gesamm
mehrere Bände füllen würden, priesen sie. Am interessantesten si
ihre Briefe, die sie auf ihren Reisen in England und Holland schrieb
und aus denen man am deutlichsten den Eindruck kennen lern

kann, den sie auf ihre Zeitgenossen machte. Die Werke dieser berühmten Frau sind ins Englische, Deutsche, Spanische und Italienische übersetzt.

Boccherini (Luigi), wurde den 14. Januar 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Musikmeister des Erzbischofs, ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Musik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, ein geschickter Contrabassist, bildete sie mit Sorgfalt, und sandte ihn endlich nach Rom, wo er sich durch eben so zahlreiche als originelle Werke großen Ruhm erwarb. Wenige Jahre nachher kam er nach Lucca zurück. **Filippino Manfredi** ein Schüler Nardini's und Landsmann Boccherini's, war gerade daselbst. Sie waren bald durch die innigste Freundschaft verbunden, und gingen nach Spanien, dessen Regent mit besonderem Wohlgefallen die ersten Talente um sich versammelte. Boccherini, den der König liebgewann, und mit Ehren und Geschenken überhäufte, war leicht zu bewegen, in Spanien zu bleiben. Er ward bei der Akademie angestellt, mit der einzigen Verpflichtung, jährlich neun Stücke seiner Composition zu liefern, welches Boccherini auch leistete, bis er im Jahr 1806 in seinem 66. Jahre zu Madrid starb. Die Compositionen, die er selbst herausgegeben hat, bilden im Ganzen 58 Werke, sind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Forteplano Außerdem giebt es noch einige Quintetten und einzelne Gesangstücke von ihm im Manuscript. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche ist unter seinen herausgegebenen Sachen das einzige Stabat mater. Die Adagio's von Boccherini besonders sind für die Kenner Gegenstand der Bewunderung und für die Künstler Gegenstand der Verzweiflung; sie geben die Idee einer Himmelsmusik. Eben so ist er in seinem Allegro stets edel. Man kann mit Recht Boccherini als den Vorläufer Haydns ansehen, denn er hat zuerst Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieser Gattung bestimmt.

Bochetta, ein enger, durch drei Schanzen beschützter Gebirgspaß der Apenninen, welcher aus der Lombardei nach Genua führt. Er wurd in dem österreichischen Erbfolgekrieg 1746 und 47, und auch in dem französischen Kriege gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch wichtige Ereignisse bezeichnet.

Böckeln, einsalzen. Es hat seine Benennung von Wilhelm **Bökel** zu Biervliet, der es im Jahr 1347 zuerst erfunden. Auf seinem Grabsteine zu Enkhuysen hat ihm zu Ehren Kaiser Carl V. einen frischen Hering gegessen, weil er auch diese einzusalzen erfunden hat. Die Holländer verstehen noch heut zu Tage die Kunst des Einböckelns besser, als alle andere Nationen, weßhalb auch die holländischen Heringe die beliebtesten sind

Bode (Johann Joachim Christoph), wurde den 16. Januar 1730 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber seinen Abschied nahm und nach Scheppenstädt zog, wo er als Ziegelstreicher kümmerlich sein Leben fristete. Hier erhielt auch der junge **Bode** mit andern Bauerknaben den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. Als ihn der Vater bei seinen schweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu seinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er schien aber selbst hierzu zu dumm, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Christoph. Er selbst fühlte in sich aber den Beruf nach etwas Höhe-

rem, besonders hatte er große Neigung zur Musik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunschweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, seines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, als er 15 Jahr alt war, nach Braunschweig zu dem Stadtmusikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte sich hier zu den niedrigsten Diensten bequemen. Sein musikalisches Genie entwickelte sich aber schnell, und er lernte die meisten Blase- und Saiteninstrumente mit Fertigkeit spielen. Nach überstandenen sieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboisten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, versetzte sich aber durch diese Heirath oft in Geldverlegenheiten. Um sich in der Musik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmstädt zu Stolpen, einem Virtuosen auf dem Basson. Durch einen Studenten Schlabeck, der sein Freund war, wurde er jetzt mit der französischen, italienischen und lateinischen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhausen wurde er es mit der Theorie der schönen Künste und mit der englischen Sprache. Von Helmstädt wandte er sich nach Celle, immer als Hautboist. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle seine Frau und seine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er sich nach Hamburg, wo er sich endlich auf einem seinem Geiste und seinen Talenten angemessenen Schauplatze befand. Er übersetzte hier mancherlei Romane und Theaterstücke. Dann ward er Freimaurer, deren Angelegenheiten späterhin das Hauptgeschäft seines Lebens wurden. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correspondenten. Er trieb aber immer fleißig die Musik bei diesen literarischen Arbeiten, und so traf es sich, daß eine seiner Schülerinnen, welche reich und schön war, ihm ihre Hand gab. Sie starb aber bald, und ob er gleich auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, so blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein altes Lieblingsproject: er wurde Buchdrucker. Das erste Werk, das aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Lessings Dramaturgie. Bode, der sich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Lessing, der sich mit ihm associirte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geschmacks sollten hier zum Vortheil der Verfasser gedruckt werden. Allein Lessing war für Geschäfte dieser Art nicht gemacht, und auch Boden mißling das Project, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmännischen Kenntnissen fehlte. Im J. 1778 folgte er der Witwe des großen Bernstorf als ihr Geschäftsführer nach Weimar, wo er seitdem auch verweilte, sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und den 13. December 1793 starb. Aus Anerkennung seiner Verdienste hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaische zum Legationsrath und der darmstädtische zum geheimen Rath ernannt. Bode hat sich hauptsächlich durch meisterhafte Übersetzungen der originellsten Werke, besonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang unter den classischen Schriftstellern der Deutschen erworben. Er wußte seinen Übersetzungen einen Anstrich von Originalität zu geben, wodurch sie eine wahre Nationalität erhielten. Seine vorzüglichsten Übersetzungen sind Yoriks empfindsame Reise; ferner Tristram Shandy's Leben, der Dorfprediger zu Wackefield und Montaigne's Gedanken. Tom Jones ist ihm am wenigsten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reisen ist nicht, wie man lange geglaubt hat, von

ihm selbst, sondern auch nach einem englischen Originale. Blos die im dritten Bande in Sterne's schönster Manier erzählte Geschichte: „das Hündchen," ist ganz von ihm.

Bode (Johann Elert), ein berühmter Astronom, geboren zu Hamburg den 19. Jan. 1747. Er zeigte früh Neigung für die mathematischen Wissenschaften, in denen ihn anfangs sein Vater, dann der berühmte J. G. Busch unterrichtete, und gab zuerst einen öffentlichen Beweis seiner astronomischen Kenntnisse durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß am 5. August 1766. Der Beifall, welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größern Arbeiten und bereits 1768 erschien seine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels (achte Auflage 1807), ein populäres, durch Klarheit und Faßlichkeit empfehlenswerthes Lehrbuch der Astronomie, das zur Verbreitung richtiger astronomischer Kenntnisse sehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortschritten der Wissenschaft in seinen wiederholten Auflagen stets gefolgt ist. Im J. 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Astronomen; aber erst zehn Jahre nachher ward er wirklich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seitdem hat er sich, vornehmlich durch Schriften, mannichfaltige Verdienste um seine Wissenschaft zu erwerben fortgefahren, die ihm die Anerkennung des In- und Auslandes erworben haben. Die vorzüglichsten darunter sind seine astronomischen Jahrbücher (seit 1774), eine schätzbare, jedem Astronomen unentbehrliche Sammlung, und sein großer Himmelsatlas in zwanzig Blättern, in welchem der fleißige Herausgeber 17,240 Sterne (d. h. 12,000 Sterne mehr als die frühern Karten enthalten) verzeichnet hat.

Bodensee (eigentlich Bodmansee, von dem alten Schloß Bodman) oder costnitzer, constanzer See, ist ein großer See zwischen Deutschland und der Schweiz, 12 Stunden in der größten Länge, Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zeller- untern und Bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüsse ergießen sich in denselben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüssen und vier Flüsse, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inseln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält 73 Arten Sumpf- und Schwimmvögel, 20 A. Konchylien und 26 A. Fische, z. B. Gangfische oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt sind wegen des Rheinfalls bei Schafhausen nicht beträchtlich, und beschränken sich auf Getreide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieser Gegend nennt. Er ist seit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Johann Jacob), ein zu seiner Zeit berühmter deutscher Dichter und Literator, geb. zu Zürich 1698, gest. daselbst 1783. Sein Vater, welcher Pfarrer war, bestimmte ihn dem geistlichen Stande, dann dem Handel, aber der Sohn verzichtete auf beides, um seiner Neigung zur Poesie und den historischen Wissenschaften zu folgen. Er hatte früh nicht nur die Griechen und Römer, sondern auch die Meisterwerke der französischen, englischen und italienischen Literatur kennen gelernt. Die Armuth und Geschmacklosigkeit der deutschen Literatur seiner Zeit leuchtete ihm um so mehr ein, und er glaubte sich eben so viel Verdienst als Ruhm zu erwerben, wenn er als Reformator aufträte. Zu diesem Ende verband er sich mit Breitinger (s. d. Art.) und beide traten 1722 mit einem periodischen Blatte auf, worin sie einige deutsche Dichter, die damals in großem

Ansehen standen, vor den Richterstuhl ihrer Kritik zu ziehen wagten. So beschränkt und verkehrt auch zum Theil ihre Ansichten, so gehaltlos und leer auch meistentheils ihre Räsonnements waren, so sichtbar partheiisch gegen die Deutschen sich auch Bodmer zeigte (er verwarf unter andern den Reim und die Musik unbedingt, verurtheilte Hans Sachs ohne alle Gnade, erklärte den Witz für eine Krätze des Geistes u. dgl. m.), so machte doch schon der keck und dreist ausgesprochene Tadel, der damals etwas Ungewöhnliches war, großes Aufsehen und regte zu weitern Nachforschungen und Untersuchungen an. Gottsched, dieser berühmte Aristarch, der selbst für den ersten Stimmführer in der schönen Literatur gelten wollte, sprach sich anfangs zu Gunsten der jungen Schweizer aus, trat aber bald, als auch er ihren Tadel erfuhr, an die Spitze ihrer Gegner. So bildeten sich zwei Parteien, die Gottschedische und die schweizerische, die sich mehrere Jahre lang mit großer Erbitterung bekämpften. Wiewohl es bei dieser Fehde nicht an Erbärmlichkeiten auf beiden Seiten fehlte, so hatte sie doch nützliche Folgen und half eine glänzende Periode unserer Literatur vorbereiten. Im J. 1725 erhielt Bodmer den Lehrstuhl der Geschichte in seinem Vaterlande, den er funfzig Jahre einnahm. Seine schriftstellerische Thätigkeit war ungemein; er trat nicht nur als Kunstrichter und Literator, sondern auch als Geschichtschreiber und Dichter auf. In letzterer Eigenschaft leistete er am wenigsten, wie seine Noachide, seine dramatischen Arbeiten, seine Übersetzungen des Homer und Milton u. s. w. zur Genüge beweisen. Größere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe fremder Dichterwerke, namentlich der Manesseschen Minnesänger, des Opitz (nur ein Band) u. s. w. Von Sitten war Bodmer streng und patriarchalisch, fremdes Verdienst konnte er nicht ohne Neid und Eifersucht ansehen. Seine überwiegenden Verdienste sichern ihm indeß ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Bodmerei ist ein Seecontract, vermöge dessen ein Schiffer gegen Verpfändung seines Schiffes Geld aufnimmt. Höhere Interessen sind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher besorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich sein Darlehn verliere.

Bodoni, (Giambatista), Director der königl. Druckerei zu Parma, Sr. katholischen Majestät Hofbuchdrucker, Mitglied mehrerer Akademien Italiens, Ritter des Ordens beider Sicilien und des Ordens der Reunion, wurde im Jahr 1740 zu Saluzzo in Piemont, wo sein Vater eine Buchdruckerei besaß, geboren. Er gab früh Beweise seines künftigen Anstrebens und beschäftigte sich schon als Knabe mit dem Holzschneiden. Da seine Arbeiten Beifall fanden, beschloß er 1758 nach Rom zu gehen, um sich dort zu vervollkommnen. Hier wurde er in der Druckerei der Propaganda als Setzer angestellt. Seine Geschicklichkeit, sein Geschmack und sein Betragen erwarben ihm die Liebe der Vorsteher dieser Anstalt, auf deren Rath er sich mit den orientalischen Sprachen bekannt machte, um vornehmlich in diesen arbeiten zu können. Er setzte hier unter andern das arabisch-koptische Meßbuch und Georgi's tibetanisches Alphabet. Ein großes Verdienst erwarb er sich auch dadurch um diese Druckerei, daß er die in Unordnung gerathenen Punzen vieler orientalischen Alphabete reinigte und wieder ordnete. Diese Arbeit führte ihn auf den Gedanken, selbst Lettern zu schneiden und zu gießen. Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen fand er auch in dieser Kunst diejenigen Mittel auf, deren immer zweckmäßigere Anwendung ihn nach und nach in den Stand setzte, die vollkommensten Arbeiten zu liefern. Nach einer höhern Ausbildung strebend, machte er sich 1766 nach England auf. Er besuchte

uf dem Wege seine Vaterstadt, wo ihn ein heftiges Fieber überfiel, as seinen Reiseplan zerstörte. Um diese Zeit hatte der Infant Don Ferdinand, Herzog von Parma, neben andern wissenschaftlichen Instituten auch eine königliche Druckerei daselbst, nach dem Muster derer von Paris, Madrid und Turin, errichtet. Bodoni trat an die Spitze dieses Instituts, das durch ihn zu dem ersten dieser Art in Europa erhoben wurde, und erwarb sich den Ruhm, alles, was seine Kunst früher an prachtvollen und dem Schönheitssinn zusagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt eben so wenig als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig, und schwerlich möchte es ihm darin irgend einer seiner Nachfolger zuvorthun. Sein Homer ist ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich seine griechischen Lettern, unter allen neuern Versuchen der Art, am glücklichsten die Züge der Handschriften nachahmen. Ein gebildeter Geschmack, eine rastlose Thätigkeit hatten Bodoni auf diese Höhe der Kunst geführt. Er starb zu Anfang des Jahres 1814.

Boegsprit oder Boogspriet nennt man einen kleinen, schiefliegenden Mast, der über das Vordertheil des Schiffes hervorragt.

Boerhaave (Hermann), einer der berühmtesten Ärzte des achtzehnten Jahrhunderts. Er war 1668 zu Woorhout bei Leyden geboren. Sein Vater gab ihm früh eine gelehrte Erziehung. Der junge Hermann machte schnelle Fortschritte; noch vor seinem elften Jahre verstand er griechisch und lateinisch. Ein bösartiges Geschwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgesucht wurde, und gegen welches er sieben Jahre lange alle Hülfsmittel der Arzneikunde erschöpfte, war Ursach, daß er Neigung für diese Wissenschaft faßte. Im Jahre 1682 ward er nach Leyden geschickt, um dort Theologie zu studiren. Er war zwanzig Jahre alt, als er die ersten öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit gab. Unter Gronovs, seines Lehrers im Griechischen, Vorsitz hielt er eine akademische Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leyden 1690, 4.). Boerhaave bestritt darin Spinoza's Lehre mit so viel Talent, daß die Stadt ihn mit einer goldenen Medaille belohnen zu müssen glaubte. Im Jahre 1689 ward er Doctor der Philosophie, und vertheidigte bei dieser Gelegenheit seine Inaugural-Dissertation de distinctione mentis a corpore (Leyden 1690). Er bestärkte durch dieselbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war sein erster und einziger Lehrer, er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es ist merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wissenschaft erlernte, auf die er einen so wichtigen Einfluß ausüben sollte. Er studirte zuerst die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Vesale, Bartholin u. s. w. als in Sectionen. Er war zwar bei den meisten Zergliederungen Ruchs gegenwärtig; dennoch läßt sich der Mangel eines praktischen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaave's wahrnehmen. Der Einfluß, den er dennoch auf sie ausübte, war nur indirect, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwischen dieser ganz mechanischen Wissenschaft und der Physiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechanischen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, sich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie sich dies

an allen Anatomen seiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valsalva, Winslow, Albinus u. s. w. leicht bemerken läßt. Nach diesem vorläufigen Studium, welches in der That die Basis der medicinischen Wissenschaft ist, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von seinen Zeitgenossen bis zum Hippokrates hinaufstieg, dessen hoher Werth und einzig richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er studirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er sich noch immer dem geistlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwick Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach seiner Rückkehr nach Leyden entschied er sich, da man Zweifel gegen seine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im Jahre 1701 machte die Universität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrstuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er seine erste medicinische Rede de commendando studio Hippocratico, worin er, noch in dem ersten aus des Hippokrates Schriften geschöpften Enthusiasmus, die Richtigkeit der von diesem großen Manne befolgten Methode beweis't, und die ausschließlichen Vorzüge derselben darthut; wohl ihm, wenn er selbst sich in der Folge nie davon entfernt hätte. Boerhaave fing damals an, die großen Eigenschaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die sich dem Unterrichte widmen, zum Muster aufstellen. Er wurde bald der berühmteste Lehrer von ganz Europa, und man strömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. Im Jahre 1703 hielt er eine andere Rede de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leyden 1703. Hier fängt er bereits an, sich von dem Hippokratischen Wege, den er früher so richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und stellt die ersten Lehrsätze des fehlerhaften Systems auf, dem seine großen Talente ausschließlich Eingang verschaffen sollten. Im Jahre 1709 endlich konnte die Universität Leyden Boerhaave für seine Talente und Verdienste belohnen. Sie ernannte ihn zum Professor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig ist es, daß er bei dieser Gelegenheit eine Rede hielt, qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite gestellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates so wohl empfohlen. Auch in dieser will er die Medicin zu ihrer ursprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung zurückführen, ganz dem Geiste entgegen, der ihn in seinen Dogmen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave sich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, um diese Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche sich noch heutiges Tages fast sein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erstern, einem Muster von umfassender Gelehrsamkeit und von Methode, entwickelt er sein System in seinem ganzen Umfange; in letzterm unternimmt er eine Classification der Krankheiten, und setzt ihre Ursachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Der Lehrstuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Wesentliche Dienste leistete er der Botanik durch die beiden Verzeichnisse der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er sehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beschreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufstellung einiger neuen Gattungen. Im Jahre 1714 ward Boerhaave Rector der Universität, und sprach bei Niederlegung

ines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu einen vorzüglichsten gehört. Am Ende dieses Jahres ward Boerhaaven an Bidloos Stelle auch der praktische Unterricht übertragen, womit er sich schon seit länger als zehn Jahren beschäftigte. In der Ahnung der großen Vortheile unserer klinischen Institute, und um die theoretische Anweisung mit der praktischen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er zweimal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geschichte seinen Schülern vortrug, ohne etwas anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beschäftigt Boerhaave bereits war, so übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Universität noch den Lehrstuhl der Chemie, welche Wissenschaft er auch schon seit 1708 lehrte. Er sprach bei dieser Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwischen der Chemie und Medicin findet, irrig, so gebührt ihm doch unstreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er sie in einem faßlichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine **Elemente der Chemie** sind vielleicht sein schönstes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Ansichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Versuche zeichnen sich durch eine große Genauigkeit aus. Besonders trefflich für die damalige Zeit ist der Abschnitt von den organischen Körpern. — Ein so ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave einen Ruf erwerben, dergleichen wenige Gelehrte sich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europa's, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei seinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt sich bei seiner Durchreise mit ihm, und ein chinesischer Mandarin schrieb an ihn unter der Adresse: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. Im J. 1722 zwang ihn zuerst ein Anfall des Podagra's, von einem Schlagflusse begleitet, seine Thätigkeit zu unterbrechen. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgestanden, aufzugeben. Im Jahr 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweitenmal, bei dessen Niederlegung er eine Rede de honore medici servitute hielt; vielleicht die beste von allen, worin er den Arzt als Sklaven der Natur darstellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewissermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er sich überhaupt in der Praxis nie entfernte. Im Jahre 1738 kehrte sein Übel verstärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von siebzig Jahren. Die Stadt Leyden ließ ihm in der St. Peterskirche ein Denkmahl errichten, auf welchem man Boerhaave's Lieblingsdevise lies't: Simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils selbst verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieses Werks nicht. Die wichtigsten derselben sind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch seine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und sein trauriges Schicksal berühmter Mann des 5. und 6. Jahrhunderts, welcher 470 in Rom geboren war. Er stammte aus einer alten, reichen und angesehenen Familie; sein Vater war dreimal Consul. Der junge Boëthius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die seine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunct des Geschmacks und der Wissenschaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König

der Ostgothen, der damals über Italien herrschte, mit Beweisen seiner Huld und seiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den ersten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweise des Theodorich den schönsten Einfluß, so daß die Herrschaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Lange Zeit war er das Orakel seines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweise der Ehre schienen nicht hinzureichen, um seine Verdienste und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er schwermüthig, eifersüchtig und mißtrauisch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten sich nun alle mögliche Bedrückungen gegen das Volk, und umsonst wendete Boëthius sein ganzes Ansehen an, sie zu mildern, und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei seiner frühern Macht hatte er sich durch seine Rechtschaffenheit, die jedes Unrecht bestrafte, viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich selbst gegen ihn einzunehmen, und mißtrauisch zu machen. Sein Widerstand galt für ein aufrührerisches Betragen; er wurde festgesetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben soll, und den 23. October 526 auf die schrecklichste Weise ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von seinen Geschäften in den Wissenschaften, und wendete einen Theil seiner Muße an, mathematische und musikalische Instrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem Könige Clotar von Frankreich übersendete. In seiner Jugend unternahm er lateinische Übersetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. A. m., die Cassiodor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Originalen vorzieht. Dann schrieb er eine Arithmetik, aber sein bei weitem berühmtestes Werk enthält philosophische Trostgründe im Unglück. In diesem wechseln Verse und Prosa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Bestimmtheit des Styls, die dieses obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften seines Jahrhunderts erheben. (Beste Ausgabe, Basel 1570, Fol.)

Bogen ist der Name des bekannten Hülfsmittels, vermittelst dessen die Geigeninstrumente intonirt, oder gestrichen werden. Der Bogen besteht aus einem dünnen und ein wenig spitz zulaufenden Stabe, an dessen oberm Ende ein Köpfchen ist, in welchem die Pferdehaare befestigt sind, womit derselbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Frosch genannt, von einer Schraube festgehalten, so daß der Bezug, dessen unteres Ende auf dem Frosche liegt und in demselben befestigt ist, vermittelst dieser Schraube mehr oder weniger angespannt werden kann Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninstrumente übereinstimmen müsse, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen soll.

Bogengang, ein jeder oben in einen Bogen ausgehende oder gewölbte Gang; besonders in den Gärten, Gänge, die an beiden Seiten mit Bäumen beflanzt sind, welche man oben in einen Bogen zusammengezogen hat (berceau). In der Baukunst versteht man darunter einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruht, welche durch Bogengewölbe mit einander verbunden sind (Bogenstellung, Arcade).

Bogeninstrumente. Die verschiedenen Gattungen derselben werden gemeiniglich unter dem Geschlechtsnamen **Geige** begriffen. Die gebräuchlichsten derselben sind: die **große Baßgeige** oder der **Contra-Violon** (violono, gebr. Contrabasso); die **kleine Baßgeige**, oder das **Violoncell**; die **Kniegeige** (viola da gamba); die **Liebesgeige** (viola d'amore); die **Bratsche** (**Altgeige**, viola di braccio); und endlich die **eigentliche Geige** (**Discantgeige**, violino). In Ansehung ihrer Bestandtheile sind alle diese Instrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeschweifte Resonanz-Decke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelst der Zarge verbunden sind; nächst diesen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem sich die Wirbel zum Aufspannen der Saiten befinden. Auf diesem Halse ist das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben auf dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten sind an dem untern Theile des Instruments vermittelst eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Bretchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfessel führt, und liegen in der Mitte der Resonanzdecke, auf einem mit zwei Füßchen versehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Instruments ist hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die schwächste Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmstock nennt. Unter dem entgegengesetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Resonanzdecke ein langes, aber schmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieser Seite des Instruments dem Drucke der Saiten widersteht. Dieses Stückchen Holz nennt man den Balken; von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenschuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelst dessen die abgeschossene Kugel eine Bogenlinie beschreibt, welches geschieht, wenn die Mündung des Geschützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegensatze des Kernschusses, wenn das Geschütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenstellung (Arcade), eine Reihe von Bogen zwischen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Wasserleitung, eine Brücke u. dgl. tragen.

Bogenstrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninstrument nach seiner besondern Beschaffenheit geben kann, sondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptsächlich von dem Bogenstrich abhängt, so ist leicht einzusehen, welch ein wichtiger Gegenstand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenstrich bei allen Bogeninstrumenten sei. Der richtige Angriff des Bogens, die so mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunst. Es sei daher genug, hier blos zu bemerken, daß der Bogenstrich überhaupt genommen am füglichsten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1. in den **gestoßenen**, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, sondern nur ein Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Geschwindigkeit über die Saite geführt wird; 2. in den **gezogenen**, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigstens der größte Theil desselben, mit einem gewissen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3. in den **geschleiften**, bei welchem zwei, drei oder mehrere verschiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden.

Jede dieser Arten des Striches, die sowohl in dem Hinauf- als Herabstriche Statt finden, hat wieder ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beschaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonstücks u. s. w. gewählt werden müssen.

Böhme oder Böhm (Jacob) einer der berühmtesten Theosophen und Mystiker. Er war 1575 zu Altseidenberg, einem Dorfe in der Oberlausitz, unweit Görlitz, geboren, wo seine Ältern arme Bauersleute waren. Bis in sein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte das Vieh hüten. Schon hier regte sich, in dem Anschauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geisteskraft in ihm, namentlich eine lebendige Phantasie, die ihn rastlos beschäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch sich ihm bald, erhoben über seine Umgebungen und ungestört von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Übersinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen und damit eine höhere Welt aufschloß, so daß er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich im Drange seines religiösen Sinnes und hohen sittlichen Selbstgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrschenden religiösen Stimmung seines Gemüths auch in den äußern Begegnissen seines Lebens höhere Winke erblicken, als Andere. Zur Entwickelung dieses stets auf das Überirdische gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm seine Ältern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieser bestand damals freilich nur im Lesen- und Schreibenlernen, nebst Unterweisung im Christenthum; aber so mangelhaft auch letzterer Unterricht in unsern Zeiten erscheint, so tiefe Wurzeln schlug er doch in dem Herzen der Menschen jener Zeit. Seine Ältern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die sitzende Lebensart, welche mit demselben verbunden ist, scheint sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände befördert zu haben. Auch auf seiner Wanderschaft überließ er sich der stillen Anschauung, und die damals in Sachsen herrschenden Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus beschäftigten und bekümmerten ihn auf seinem Wege sehr; aber sein religiöses Gemüth erhob ihn über den Streit der Secten und gewährte ihm unaussprechliche Lust in der ungestörten Erhebung zu dem Unendlichen, zog ihn aber auch immer mehr in sich selbst zurück, und sonderte ihn von seines Gleichen ab. In seinem strengen, sittlichen Eifer und seinem religiösen Selbstgefühle mochten daher wohl Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte bescheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen, oder ihnen die seinen aufbringen zu wollen. Andere mochten in seinem höhern Eifer baaren Wahnsinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menschen jeder unbegreiflich ist, der mehr als Andre sieht. Doch wie die Extreme sich überall berühren, so muß auch der religiöse Enthusiasmus und die gefühlvolle Betrachtung des Höchsten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beschauung blieb, sondern sich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menschlichen Verstandes den Schein des Wahnsinns leicht annehmen, und verbindet sich oft mit Täuschungen, welche überhaupt mit der Absonderung des Menschen von Menschen beginnen. Diese Täuschungen, welchen auch Böhme unterworfen gewesen zu sein scheint, waren jedoch nicht Täuschungen in Hinsicht auf den religiösen Sinn, der ihn belebte, sondern nur in Be-

ziehung auf die Gegenstände, denen die lebhaft gereizte Phantasie einen besondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichsam magische Berührung seines Geistes zuschrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung seiner religiösen, philosophischen und poetischen Anschauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle sich mitzutheilen gedrungen ist, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß staunen, welcher Reichthum geistiger Kraft und welcher Tiefsinn in diesem einfachen und schmucklosen Gefäße verschlossen war. Doch wir kehren zurück zu seiner Geschichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meister daselbst, und heirathete die Tochter eines Fleischers, mit welcher er 30 Jahre lang in einer gesegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Gesichte (d. i. Momente einer ungewöhnlichen exaltirten Gefühls- und Anschauungskraft), welche sein religiöses Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geist zuschrieb, bestimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erste Schrift, welche er 1610 abfaßte, war Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deßwegen so benannt, weil der Autor in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr versuchte er seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr, wie aus seinen übrigen Schriften, leuchtet eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptischen Büchern derselben, zu welchen ihn sein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch scheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelsus und Valentin Weigels, eifrig gelesen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf seine Weise benutzt zu haben. Die Geistlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Pastor an der Hauptkirche daselbst, Georg Richter, ein sinnloser Polterer, welchem dies Buch in Abschrift zu Gesichte gekommen war, befeindete ihn wegen desselben sehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und confiscirte sein Buch, weil an ihm selbst nichts sträfliches erfunden wurde. Diese und andere Verfolgungen mußten seine unwiderlegte Überzeugung noch mehr befestigen und den Ruf von ihm und seiner Schrift verbreiten. Viele vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig, ihn zu sehen und zu sprechen; vielen mußte er seine Schriften mittheilen, ja es scheint ihm auch von daher manche Unterstützung zu Theil geworden zu sein; denn mit seinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, seitdem er sich immer eifriger mit dem Höhern beschäftigte. Doch ist es nicht ganz gewiß, ob nicht andere Umstände dazu mitwirkten. Von allen Seiten forderte man ihn auf, sein Talent anzuwenden; doch schrieb er erst vom J. 1619 an aus eigenem Drange seine übrigen Werke, z. B. die Beschreibung der drei Principien des göttlichen Wesens, und gegen 29 andere. Seine Ansichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde, welche er in denselben mittheilt, sind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche seine grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit seiner poetischen Naturanschauung, in welcher die lebhafteste Einbildungskraft waltete, mit Benutzung des aus mystischen und chemischen Schriften Aufgefaßten, größtentheils gleichnißweise (wobei das Gleichniß und Bild sich ihm fast unbemerkt in die Sache selbst verwandelt) im planlosen bun-

kein Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und diese Erkenntniß erklärt er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verstatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und das innere Wesen der Dinge zu thun, um so mehr, da er sich von seiner geistigen Entwickelung und von dem rastlosen Drängen und Regen in seinem Innern selbst nicht Rechenschaft zu geben vermag: er selbst aber sagt, weil alle höhere Erkenntniß ohne götliche Offenbarung unmöglich sei. So wahr der letztere Satz auch ist, so wenig ist die Offenbarung, wie sie allen eigentlichen Mystikern erscheint, ein blos leidentliches Vernehmen besonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unaussprechlichen religiösen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewissen aufgeregt, wird, je stärker und lebhafter dieses ist, um so mehr auf die Bilder und Vorstellungen übergetragen, welche dasselbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und so wird manche menschliche Vorstellungsweise als eine Wirkung besonderer Offenbarung angesehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichsam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinsicht seines sittlichen Sinnes und religiösen Lebens aber, welches mehr ist als einzelne Vorstellungsweisen, und welches vollkommen mitzutheilen er sich selbst unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in sich finden. So sind in Böhme's Schriften, neben vielen tiefsinnigen und köstlichen Äußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantasie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Es darf der unbefangene Leser seiner Schriften nicht vergessen, daß kein origineller Mensch, und ein solcher war Böhme in jeder Hinsicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden ist, und daß er auch jene Ausschweifungen und Verirrungen des Geistes, bei den zur Klarheit späterer Wissenschaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müsse, wenn er das Bessere, den innern Kern dieser seltsamen, eigenthümlichen Frucht, genießen will. So wird er Böhme's Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wissenschaft emporheben, wenn gleich Vielen, die sich nach der Weisheit nennen, dieser tiefe Ernst und Eifer für dieselbe, welcher die erste Bedingung eines wahren Philosophen ist, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schale der Wissenschaft, das logisch systematische Skelett dem tiefern Geiste vorziehend, der über Böhme's Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet ist, sondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieselben in jeder Rücksicht für Product unsinniger Mystik und Phantasterei verschreien. Mancherlei Anfeindungen beunruhigten Böhme's letzte Jahre; ja man nahm seine Zuflucht selbst zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an seinen Tod sanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrscheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhme's Freunde ohne seine Wissen hatten drucken lassen. Die Sache erregte so allgemeine Aufmerksamkeit, daß Böhme auf Verlangen Einiger vom Hofe, und auf seiner Freunde Bitten nach Dresden reis'te, um hier die von ihm mitgetheilten Lehren untersuchen zu lassen. Böhme reis'te 1624 dahin und fand selbst am Hofe und bei dem Consistorium daselbst vielen Beifall und Schutz. Nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb noch in demselben Jahre den 18. November einen sanften Tod im christlichen Glauben. Abraham von Frankenberg, sein Biograph und Verehrer, hat auch seine Schriften herausgegeben und erläutert. Die erste Samm-

ung derselben wurde in Holland 1675 durch einen gewissen Heinrich Betke herausgegeben; die vollständige besorgte im J. 1682 Gichtel (10 Bände, 8. Amsterdam), von welchem auch die Anhänger Böhme's, eine wegen ihres stillen, tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels sehr geachtete religiöse Secte, den Namen Gichtelianer führen. Eine andere Ausgabe erschien zu Amsterdam 1730 unter dem Titel: Theologia revelata (2 Bände, 4.), die reichhaltigste 1730, 6 Bände 8. Eben so wie in Deutschland und Holland fanden auch in England seine Schriften viele Verehrer. Ein solcher war William Law, welcher eine englische Übersetzung von Böhme's Schriften (2 Bände, 4.) herausgab. Auch bildete sich in England eine Böhmistische Secte, und schon 1697 stiftete Jane Leade, eine schwärmerische Verehrerin Böhme's, eine eigene Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften, deren Dunkelheit wohl manche Weisheitsforscher anzog, unter dem Namen der philadelphischen; ja noch jetzt soll daselbst eine solche bestehen. Auch ist ein englischer Arzt, John Pordage, als Commentator Böhm's berühmt.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat seinen Namen von den Bojern, einem gallischen oder celtischen Volke, welches sich daselbst etwa 600 Jahre vor Christi Geburt unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der Folge größtentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben wurde. Viertehalbhundert Jahre nach Christi Geburt hatte Böhmen, welches damals von deutschen Völkerschaften bewohnt war, unter seinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feste Regierung. In der Mitte des 6. Jahrhunderts drang (nach Einigen, unter der Anführung eines gewissen Zecko) ein zahlreiches Heer Slaven (Czechowe, Tschechen, so nennen sich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des schwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarfen es sich und machten dasselbe urbar. Nach Andern soll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Person gewesen, und die Nachfolger desselben von diesen hart gedrängt worden sein, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus demselben vertrieben werden konnten. Der erste, der uns namentlich aus denselben bekannt ist, war Przemislas, ein Bauer, den 632 die Fürstin Libussa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige seiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten; so dauerte doch diese Unterwürfigkeit nicht lange, und im Jahre 840 wurden sogar die Herzogthümer Böhmen, Schlesien und Mähren von aller fremden Herrschaft frei und von ihren eigenen Herzogen regiert, obgleich eine gewisse Verbindung zwischen ihnen und dem deutschen Reiche blieb. Ja im Jahre 1061 bekamen die Herzoge von Böhmen sogar den Titel als Könige, den ihnen Kaiser Heinrich IV. ertheilte, und welcher dem Könige Wratislas im Jahre 1086 zuerst allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte der deutsche Kaiser, Philipp II., um das Jahr 1230 Przemislas II. und seinen Nachfolgern die Königswürde, welche darauf von Friedrich II. bestätigt wurde, seit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben ist. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und sie auf seine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl IV. (als Nachkomme aus dem Hause Luxemburg unter dem Namen Carl I., der Böhmen ungemein emporbrachte) Wenzeslas und Sigismund

(ein Sohn Carls IV., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Hussiten beinahe wieder verloren hätte), die Krone Böhmens von 1378 bis 1440 mit der des deutschen Reichs. Nach Sigismunds Tode kam Böhmen an dessen Schwiegersohn, Albrecht von Österreich, und nach dessen frühem Tode an dessen Sohn Ladislav, der zugleich König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutschen Staaten getrennt wurde. Nach seinem Tode wählten die Böhmen einen Georg von Podiebrad, der vorhin schon Reichsverweser gewesen war, und darauf den polnischen Prinzen Wladislaw und nach ihm seinen Sohn Ludwig zu Königen, welche beide letztere auch zugleich Könige in Hungarn waren. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das Haus Österreich. Vermöge der Tractaten nämlich, welche zwischen Kaiser Maximilian I. und König Wladislaw abgeschlossen waren, folgte jetzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ludwig, der die Böhmen nöthigen wollte, in dem schmalkaldischen Kriege wider den Churfürsten von Sachsen die Waffen zu ergreifen, und, da diese dazu nicht geneigt waren, sondern vielmehr Miene machten, ihm den Gehorsam aufzukündigen, wider sie nach Carls V. Siege bei Mühlberg sehr scharf verfuhr, und Böhmen selbst für ein unumschränktes Erbreich erklärte. Ihm folgte sein Sohn Maximilian, diesem seine Söhne Rudolph und Matthias. Gegen das Ende der Regierung des letztern entstanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Protestanten, Unruhen, welche den Anfang zum dreißigjährigen Kriege machten und das Haus Österreich in Gefahr setzten, Böhmen zu verlieren. Mit Übergehung Ferdinands II., der doch schon bei Lebzeiten seines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt war, wählte man den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag 1620 zum Vortheil des Kaisers entschieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes Erbreich und reinmonarchischer Staat geworden war, unter die Herrschaft Österreichs, bei welchem es auch bis hierher unverrückt verblieben ist, obgleich nach Carls VI. Tode Carl Albrecht, Churfürst von Baiern, auf Böhmen Anspruch machte und sich sogar in Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht, als Königreich, einen wichtigen Theil der österreichischen Monarchie aus. Es grenzt gegen Westen an das Königreich Baiern, gegen Osten an Mähren und Schlesien, gegen Norden an die Lausitz und Meißen, und gegen Süden an Österreich und Baiern. Der Flächeninhalt beträgt 957 Quadratmeilen, worauf 3,203,000 Einwohner leben. Die herrschende Religion ist die katholische, doch werden auch die übrigen Religionen geduldet. Die Landessprache ist die böhmische, ein Dialekt der slavischen; aber in einigen Kreisen und in den meisten Städten wird deutsch gesprochen. Böhmen ist fast ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält sehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, deren man überhaupt an 20,000 zählt, aber auch sehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichsten Flüsse sind die Elbe und die Mulbau. An Naturproducten ist das Land sehr gesegnet. Jede Art von Getreide, Flachs, Hopfen, der für den besten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; sie sind ein Gegenstand der Ausfuhr. Wein ist nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht ist sehr beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die Bergwerke sind sehr ergiebig, und liefern Silber, Kupfer, sehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelsteine, viel Eisen, Ko-

alt, Alaun, Galmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An treffichen Mineralwassern ist ein Überfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebsamkeit der Böhmen ist sehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eigenen und fremde Naturproducte auf mannichfaltige Art. Die Manufacturen und Fabriken erstrecken sich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen sich die Leinwand-, Batist-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufacturen aus, welche im J. 1792 gegen 17 Millionen Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten gegen 9 Millionen Gulden Waaren, und dieser Artikel hat sich in den neuern Zeiten sowohl vermehrt als verbessert. Das böhmische Glas, das in 78 Glashütten fabricirt wird, ist in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig ist die Fabrication von Hüten von der feinsten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geschliffenen Granaten, musikalischen Instrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in sechzehn Kreise eingetheilt, nämlich in den bunzlauer, königingrätzer, bitschower, chrudimer, czaslauer, budweiser, taborer, prachiner, pilsner, klattauer, saatzer, elnbogner, mit dem der egerische Bezirk verbunden ist, rakonitzer, berauner und kaurzimer, deren jeder seinen Kreishauptmann hat. Nebst der Hauptstadt Prag enthält Böhmen 277 Städte und Städtchen, 235 Marktflecken und 11,913 Dörfer. Die merkwürdigsten Örter sind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilsen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Festungen Königingrätz, Josephstadt, Theresienstadt, Eger; der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Adersbach, Sedlitz, Seidschütz und dergleichen.

Böhmische Brüder ist der Name einer christlichen Religionsgesellschaft, die sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus den Resten der strengen Hussiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. **Hussiten**). Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die Calixtiner sich damals zur herrschenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten sie die Compactaten derselben nicht annehmen und fingen seit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers **Michael Bradacz** an, in besondere Gemeinden zusammenzutreten, eigne Versammlungen zu halten und sich durch den Namen **Brüder** oder **Brüderunität** von den übrigen Hussiten zu unterscheiden, von ihren Gegnern wurden sie aber oft mit den Waldensern und Picarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit **Grubenheimer** genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Katholischen gewannen sie, ohne der Gewalt Widerstand zu leisten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine so bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden sich im Jahre 1500 auf zweihundert belief, welche meistens eigne, unter Begünstigung der Gutsbesitzer erbaute, Bethäuser inne hatten. In ihren Bekenntnißschriften zeigt sich das Eigenthümliche ihres Glaubens, besonders bei der Abendmahlslehre, in der sie die Transsubstantiation verwarfen und nur eine sacramentliche oder geistig mystische Gegenwart Christi annahmen. Übrigens bauten sie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift, und fanden damit und noch mehr durch ihre Communverfassung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts Beifall. Diese Verfassung war den Einrichtungen der ältesten apostolischen Christengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, so wie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter

und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommene suchten sie die Lauterkeit des praktischen Urchristenthums unter sich herzustellen, und die strenge, bis auf das häusliche Leben der Individuen ausgedehnte Aufsicht, zu der sie eine Menge Beamte von verschiedenen Graden bestellten, mußte viel zur Erreichung dieses löblichen Endzwecks beitragen. Diese Beamten waren ordinirende Bischöfe, Senioren und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Ädilen und Akoluthen, unter welche sie die Leitung der kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine sehr verständige Weise vertheilten. Ihr erster Bischof erhielt seine Ordination von einem waldensischen, ob sich gleich ihre Gemeinden mit den Waldensern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwischen mit dieser gedrückten Secte gleiches Schicksal erfahren. Da sie nach ihrem Grundsaze, nirgends Kriegsdienste zu thun, sich auch im schmalkaldischen Kriege weigerten, die Waffen wider die Protestanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmische Brüder nach Polen und Preußen, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich, den diese Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen den 14. April 1570 zu Sendomir abschlossen, und noch mehr der Dissidentenfriede der polnischen Stände 1572 verschafften ihnen Duldung in Polen, wo sie sich jedoch unter den Verfolgungen des schwedischen Siegmund näher an die Reformirten anschlossen und in dieser Verbindung noch bis jetzt Reste der alten Verfassung beibehielten. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptsitz zu Fulnek in Mähren, daher sie auch mährische Brüder hießen. Die für die Protestanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge und ihr letzter, um den Jugendunterricht sehr verdienter, Bischof Comenius (s. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten sie häufig aus, wie z. B. 1670, wo die böhmischen Gemeinden zu Dresden und Zittau entstanden, und seit 1722 wieder nach Sachsen, wo sich aus ihren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach den preußischen Staaten, wo die böhmischen Gemeinden zu Berlin und Rücksdorf noch bestehen. Ihre Reste in Böhmen selbst haben sich unter den Lutheranern und Reformirten verloren, was bei den böhmischen Gemeinden in Sachsen und Preußen jetzt ebenfalls Statt findet. Ob nun gleich diese alte böhmisch-mährische Brüderunität für erloschen anzusehen ist, so wird sie doch als eine stille Pflegerin christlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die sich erst mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie sie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangelischen Brüdergemeinde, deren Verfassung sich nach ihrem Muster gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Böhmische Steine, edle Steine verschiedener Art, die an Schönheit und Glanz den orientalischen ähnlich, aber nicht so hart sind, wie diese, daher auch in weit geringerem Werthe stehen.

Bohnenbergersche Maschine. Professor Bohnenberger in Tübingen, einer der gelehrtesten deutschen Astronomen, erfand eine kleine sehr einfach und sinnreich eingerichtete Maschine, welche das Vorrücken der Nachtgleichen zeigt, von der unter diesem Artikel Er-

ähnung geschehen ist. Es ist eine kleine Erdkugel von etwa zwei
oll Durchmesser, welche durch eine Schnur, die auf ein Röllchen
ebreht wird, in einen schnellen Umlauf gesezt wird, auf die Weise
ie ein Kräusel. Die Achse, um die sie sich dreht, läuft in zwei Rin-
en, welche Compaßaufhängung haben und sich nach allen Seiten
rehen können. So wie die kleine Erde in Umschwung gesezt wor-
en, kann man mit ihr in der Stube herumgehen, und ihre Achse
ehält immer dieselbe Richtung. Ist sie von Anfang nach dem Fen-
er gekehrt gewesen, so bleibt sie nach dem Fenster gekehrt — so wie
ine Magnetnadel immer eine Richtung behält, wenn man mit ihr
n Zimmer herumgeht und sie sich völlig frei bewegen kann. Man
ieht demnach an dieser kleinen Erde, **daß ein Körper der sich
m seine Achse dreht, nicht leicht die Richtung dersel-
en ändert.** Nachdem dieses an der Maschine gezeigt worden,
o hält man sie still und hängt an den einen Ring ein kleines Ge-
richt, welches die anziehende Kraft der Sonne auf die abgeplattete
rde vorstellt. Was ist die Folge? Das Gewicht zieht gleich die
ole senkrecht auf die Bahn, weil die Erde sich nicht um ihre Achse
reht. Jezt sezt man sie aber in Bewegung und hält sie so, daß
hre Achse einen Winkel von 23 Grad mit der Ebene der Bahn macht
elche die Ebene des Tisches vorstellen mag, auf welchen man die
leine Maschine stellt. Das Gewicht kann, sobald die Erde um ihre
chse läuft, die Achse nicht senkrecht auf die Bahn stellen. Was ge-
chieht nun? Die Erdachse fängt an, um die senkrechte Linie herum zu
aufen, die hier die Achse der Erdbahn oder die Pole der Ekliptik
arstellt, und statt sich in den Pol der Ekliptik zu stellen, läuft sie
m denselben herum. Dieses ist das Umlaufen der Erdpole um den
ol der Ekliptik, welches in 25.700 Jahren einmal sich vollendet. Der
Mechanikus Buzengeiger in Tübingen macht diese Maschinen sehr nett
nd sauber gearbeitet für eine Carolin. Auf den Vorschlag von
a Place sind sie in der Ecole polytechnique eingeführt, um in der
Mechanik die Ursache des Vorrückens der Nachtgleichen anschaulich zu
achen. Segner hatte schon früher eine ähnliche Maschine angege-
en, die aber nicht so vollkommen war, wie die, welche Bohnenber-
er erfunden. Bg.

Bojardo (Matteo Maria), Graf von Scandiano, gegen das
J. 1334 auf einem seiner Familie gehörigen Landgute bei Ferrara
eboren, und gestorben 1494 als Gouverneur von Reggio, gehörte
icht nur zu den gelehrtesten und gebildetsten Männern seiner Zeit,
ondern nimmt auch unter den italienischen Dichtern des 15. Jahr-
underts einen bedeutenden Plaz ein. Er ist der Verfasser des Or-
ando innamorato, eines romantischen Heldengedichts, das er
is zum 69. Gesange ausspann, ohne es zu vollenden. Er schöpfte
einen Stoff wie Pulci aus der fabelhaften Chronik Turpins, schuf
ber eine Menge Personen und Abenteuer, wovon diese Legende
chweigt. Die Namen verschiedener seiner Helden, als Sacripante,
gramante, Gradasso, entlehnte er von Bauern seiner Landgüter und
inige derselben sollen noch jezt dort gehört werden. Eben so sollen
ie von ihm beschriebenen Landschaften meistens die Umgebungen von
Scandiano sein. Ist Bojardo auch durch Ariost von Seiten der Dic-
ion und des Versbaues übertroffen worden, so wetteifert er doch
icht unrühmlich mit ihm in Ansehung der Erfindung, der Anmuth
nd geschickten Verflechtung der Episoden. Da er sein Gedicht nicht
los unbeendigt gelassen, sondern auch an die bereits vollendeten Ge-

sänge nicht die letzte Hand gelegt hat, so fand er Umarbeiter und Fortsetzer. Domenichi änderte den Styl, Berni arbeitete das Gedicht ganz um und Nicolo degli Agostini setzte es fort. Indeß so verdienstlich auch Berni's Arbeit ist, so hat doch Bojardo's ursprüngliches Werk eben so viel dadurch verloren als gewonnen und behauptet immer den Vorzug. Agostini's Fortsetzung aber ist durch Ariost in Vergessenheit gekommen, dessen rasender Roland ebenfalls eine Fortsetzung des Bojardo ist. Außerdem haben wir von Bojardo noch Capitoli, eine aus dem Lucian entlehnte Komödie, Timone, lateinische Eklogen und Übersetzungen des Herodot und Apulejus.

Boie, Boje, Buje, in der Schifffahrt, ist eine treibende Baake (s. d. A.) über einer Untiefe. Gewöhnlich sind es leere Tonnen. Die **Ankerboi** (**Ankerflott**, **Ankerwächter**, auch blos **Boje**) ist ein Zeichen, meistens ein nach beiden Seiten spitz zulaufendes leeres Fuß, welches vermittelst des **Boiseils** am Anker befestigt und wenn dieser geworfen wird, oben aufschwimmt und dessen Platz bezeichnet.

Bojer, Bujer, Boyer ist ein kleines plattes, vorn und hinten voll gebautes Schiff mit einem Gabelmaste, einem Schmacksegel und Schwertern, dessen man sich bedient, um Bojen (s. d. Art.) zu legen, noch mehr aber in der Küstenfahrt, um kleine Ladungen darin fortzubringen.

Boileau Despréaux (Nicolas), geboren den 1. November 1636 zu Crosne bei Paris, nach Andern zu Paris, begann seine Studien im College d'Harcourt und setzte sie im College de Beauvais fort. Hier zeigte sich bereits seine Neigung für Poesie. Er las mit Leidenschaft die großen Dichter des Alterthums und versuchte seine eignen Kräfte in einer Tragödie, die freilich mißrathen mußte. Er hatte in seiner Jugend mit Krankheit und manchem Ungemach zu kämpfen. Nach vollendeten Studien trat er in die juristische Laufbahn, verließ sie aber bald wieder aus Abneigung, versuchte sich noch in verschiedenen andern Lagen und beschloß endlich, ganz seiner Liebe zur Poesie zu folgen. Seine erste Satire kündigte schon sein Talent an und empfahl sich vornehmlich durch Correctheit des Styls und Eleganz der Versification. Im J. 1666 erschienen seine sieben ersten Satiren mit der an den König gerichteten Einleitung. Sie fanden einen außerordentlichen Beifall, denn bisher hatte noch niemand so schön in Versen geschrieben. Darin aber, so wie in der Gediegenheit des stets passenden Ausdrucks und in der Klarheit, womit er seine überall einleuchtenden Grundsätze vorträgt, besteht auch ihr Hauptverdienst; neue, tiefe, originelle Ideen würde man vergebens darin suchen, wiewohl es nicht an einzelnen feinen und anziehenden Zügen fehlt. Auch sind sie nicht von gleichem Werthe; die Satiren sur l'équivoque und sur l'homme haben unverkennbare Schwächen, und die Satire gegen die Weiber, die er in einem schon reifern Alter schrieb, ist einförmig und ohne die hier so unentbehrliche Laune. Mehr sind heutiges Tages seine Episteln geschätzt, in denen er glücklich mit Horaz wetteifert. Man findet hier eine geschmeidige und anmuthige Versification, einen natürlichen und gehaltenen Styl, kräftige und wohl mit einander verbundene Ideen. Diesem Werke ließ er ein noch wichtigereres folgen, seine Art poëtique, in welcher er mit Bestimmtheit und Geschmack alle Dichtungsgattungen (mit Ausnahme des Apologs) durchgeht und Regeln dafür aufstellt. An Regelmäßigkeit des Plans, Schönheit der Übergänge und gehaltener Eleganz des Styls verdient dieses Gedicht den Vorzug vor Horazens Epistel an

›ie Pisonen, obgleich verschiedene Einzelnheiten in demselben mit Recht
getadelt worden sind. Es hat lange, nicht nur in Frankreich, son-
›ern auch im Auslande, als Gesetz gegolten und einen großen nicht
allenthalben gleich günstigen Einfluß gehabt, da es mit Einseitigkeit
auf Correctheit und Regelmäßigkeit drang und alle Erzeugnisse des
Dichtergenius einem zum voraus bestimmten Maßstabe unterwerfen
wollte. Beweise dieser Einseitigkeit sind seine oft gerügten Urtheile
über Tasso und Quinault, denen manche andere gleich unstatthafte
Ansichten beizufügen wären. Boileau hatte eine Menge von Gegnern
gefunden, die ihm besonders Mangel an Fruchtbarkeit, Erfindungs-
gabe und Abwechslung vorwarfen. Zu ihrer Widerlegung schrieb er
en Lutrin, ein scherzhaftes episches Gedicht, das noch jetzt in den
Augen der Franzosen ein unerreichtes Meisterwerk ist. Ein Chorpult,
as hingestellt und weggenommen worden, hatte in einem Stifte
Zwietracht erregt: dies ist der Stoff für Boileau's Gedicht, in wel-
chem die Kunst, kleine unbedeutende Details zu veredeln, neben den
schon oben gerühmten Vorzügen seiner Poesien, allerdings Lob ver-
dient. Nach diesen von uns angeführten Werken, welche Boileau's
Andenken noch lange erhalten werden, verdient weder seine Ode auf
die Eroberung von Namur, noch seine Prosa einer besondern Er-
wähnung. Ludwig XIV., der den Dichter hochschätzte, ernannte ihn
und Racine zu Historiographen. Die französische Akademie aber nahm
ihn, da er in seinen Satiren mehrere Akademiker angegriffen hatte,
erst 1684 zum Mitgliede auf. Eben so wurde er Mitglied der Aka-
demie der Inschriften. Boileau starb an der Brustwassersucht den
13. März 1711.

Boisserée (Sulpiz und Melchior), in Verbindung mit Johan-
nes Bertram, haben sich bei allen kunstliebenden und sittlich gebilde-
ten Deutschen Ruhm und Dank erworben, theils durch das treffliche
Werk über den Dom zu Cöln, theils und noch mehr durch die rettende
Erhaltung altdeutscher Kunstdenkmähler, die von den vandalisirenden
Franzosen dem Untergang preisgegeben waren. Durch literarische
Studien früh gebildet, kamen beide Brüder mit ihrem Freunde Ber-
tram im J. 1804 von ihrem Geburtsort Cöln nach Paris, um dort
Friedrich Schlegels Unterricht zu genießen und sich durch Anschauung
und Studium der damals dort so reich vereinigten Kunstschätze zu bil-
den. Sie verließen Paris mit Friedrich Schlegel zugleich im Frühjahr
1805 und kamen nach Cöln zurück. Friedrich Schlegel, der tiefer als
irgend ein Kunstkenner jener Zeit den Werth der altdeutschen Kunst-
denkmähler gefühlt, lenkte die Aufmerksamkeit der Freunde auf die ver-
wüsteten herrlichen Alterthümer, von denen auch Professor Wallraff
und Banquier Lieversberg bereits mehreres gerettet hatten, und
Freiherr von Mehring erbschaftlich manches besaß. Als nämlich in
Cöln die Franzosen Kirchen und Klöster verwüstend niederrissen, um
sie zu Magazinen einzurichten, wurden die verdunkelnden Glasschei-
ben, die vom Kerzendampf unkenntlich gemachten Gemählde der Will-
kür der Kirchendiener überlassen, und wagenweis auf den Trödel ge-
schleppt. Die ungeheuern Tafeln, mit Bildern aus der byzantinisch-
deutschen Schule auf Goldgrund, wurden in dem holzarmen Lande
vom Volke sehr gesucht. Man verarbeitete sie zu Taubenschlägen,
Fensterladen, Tischen und Schränken; mit den auf Leinwand gemahl-
ten Bildern wurden Tische und Wände beschlagen. Vieles ging auf
diese Weise unwiederbringlich verloren. Fr. Schlegels Anregung, mehr
noch der Zufall, der auf der Straße einst die Brüder Boisserée einem

gemeinen Manne begegnen ließ, welcher eine schöne alte Kreuzigung Christi trug, und den Brüdern, die sie ihm abkauften, mehr zu verschaffen sich erbot, ward Ursach, daß sie diese unschätzbaren Alterthümer bald in allen Winkeln aufsuchten. Mit der Nachfrage stieg der Preis dieser gering geachteten Gegenstände. Von allen Seiten wurden aus Dörfern und Klöstern die Gemählde zusammengefahren und feilgeboten, und noch jetzt wird ein wahrer Wucher damit getrieben. Den Brüdern Boisserée gelang es auf diese Weise, unter Mitwirkung wackerer Künstler und Kunstfreunde, eine Sammlung von Gemählden zusammenzubringen, die im Laufe der Zeiten gewiß einen lebendigen und bleibenden Einfluß auf vaterländische Kunst haben wird. Sie retteten das unermeßlich herrliche Bild aus der Rathscapelle. Den drei Freunden verdankt Cöln die neue Schönheit des längst vergessenen Bildes, das nun die lieblichste Zierde des Doms ist. Der Hauptreichthum der Sammlung der Brüder Boisserée besteht in einer großen Anzahl Gemählde der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund, von denen wir vor allen lieblich nennen: das Bild der heiligen Veronica, nächstdem Apostel und Heilige mit den Attributen ihres Märtyrerthums, und manches köstliche Madonnen- und Heiligenbild. Was wir in allen diesen neugriechisch-deutschen Bildern wahrnehmen, ist der Mangel an Gruppirung, welche der einfache, noch ganz plastische Sinn jener Mahler nicht verstattete. Die Figuren wurden symmetrisch und pyramidalisch geordnet, Ruhe und Milde walteten vor in Stellung und Geberde, die Draperien fielen in einfachen leichten Massen, in entschiedenen hellgrünen, rothen oder hellblauen Farbentönen, so daß die Bilder farbigen Basreliefs glichen. Auf dem Goldgrund waren meistens dunkelblaue Verzierungen aufgedrückt; der immer hellgrüne Boden trägt Frühlingsblumen. Die Gestalten selbst sind blühend, kindlich und stets im Sinne des griech. Ideals aufgefaßt. Ferner ist die Sammlung im Besitz köstlicher Bilder des Van Eyk, Hemmeling, Lukas von Leyden, Albrecht Dürer, Johannes Schoreel, Holbein, Hemskerk, Lukas Kranach und vieler Niederländer und Deutschen der alten Zeit, theils bekannt, theils nicht zu errathen. Von van Eyk zeichnen wir aus die Anbetung der heiligen 3 Könige, ein göttliches Bild, dem berühmten danziger Altarblatt noch vorzuziehen, und St. Lukas, die Mutter Gottes mahlend; von Hemmeling ein herrlich reiches Bild, das dramatisch jeden Moment der Verkündigung, der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers mit bewundernswürdiger Kühnheit und Lieblichkeit der Darstellung umfaßt, eine Anbetung der heiligen 3 Könige mit den Seitenflügeln von St. Johannes dem Täufer in einer lieblichen Landschaft, und St. Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, das Manna in der Wüste, die Begrüßung Melchisedechs u. m. a.; von Lukas von Leyden vor allen das anziehende Bild mit lebensgroßen Gestalten, des St. Bartholomäus, der heil. Cäcilie, St. Margaretha, den Drachen überwindend, und des Apostels St. Johannes. Viele andere Kostbarkeiten übergehend, erwähnen wir schließlich noch der Madonna von Francia Bolognese, des rührendsten und seelenvollsten Werkes, das wir von diesem alten Italiener kennen, dessen Werke überhaupt sehr selten sind. — Außerdem besitzen die Herren Boisserée und Bertram viele Alterthümer und anmuthige Kunstschätze. Man kann hier Entstehung, Entwickelung, Fortschreiten und Versinken der alten Schulen in ihrer Gradation verfolgen, sehen, wie die Kunst vom plastischen Geiste zum wirklich mahlerischen überging, und wie die lebendige Dar-

tellung sie zuletzt in Manier und Gemeinheit ausarten ließ. Nur viele Anstrengungen und Aufopferungen der Besitzer konnten die Sammlung so mannichfaltig und vollständig machen, daß sie als ein Ganzes, als eine durch die Werke selbst belegte Kunstgeschichte dasteht. Sie befand sich bisher in Heidelberg, wohin sie schon zu Buonaparte's Zeiten langsam und ohne Geräusch war geflüchtet worden; jetzt in Stuttgart.

Boissonade (Jean François), geboren zu Paris 1774, einer der ausgezeichnetsten Hellenisten Frankreichs. Er wurde im J. 1809 adjungirter Professor der griechischen Sprache an der Akademie von Paris und 1812 nach Larchers Tode, an dessen Stelle er auch in das Institut trat, Titularprofessor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitgliede der Akademie der Inschriften. Außer mehrern schätzbaren Beiträgen, die er zum Journal des Débats, zum Mercure, zum Magazin encyclopédique, zur Biographie universelle, so wie zu den Notices et Extraits (Vol. 10.) geliefert hat, verdanken wir ihm unter andern eine Ausgabe der Heroica des Philostrat (1806) und des Tiberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm sind unter der Presse, z. B. die Lebensgeschichten der Sophisten von Eunapus, ein noch ungedruckter Commentar des Proclus zu Platons Cratylus, ein griechischer Roman des Nicetas Eugenianus u. s. w. Auch arbeitet er an einem französischen Wörterbuche nach dem Muster des Johnson.

Bolero ist der Name eines spanischen Nationaltanzes, der mit Gesang verbunden ist, und entweder mit mehreren Instrumenten zugleich, oder mit der Zither allein, von den Tänzern selbst mit den Castagnetten begleitet wird. Die Melodie, die in mäßiger Bewegung vorgetragen werden muß, ist in den Dreiviertelttact gesetzt.

Bolingbrocke (Henry Saint-John, Lord, Vicomte), wurde im J. 1672 zu Batersea in der Grafschaft Surry in einer sehr alten Familie geboren, deren sämmtliche Mitglieder sich theils im Kriege, theils im Staate auf eine glorreiche Weise ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke selbst erhielt eine seinem Stande gemäße Erziehung, und vollendete auf der Universität zu Oxford seine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, sein einnehmendes Wesen, seine Energie und die Gewandtheit seines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, und zeigte in ihr die seltensten Geistesanlagen, eine verführerische Gestalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemisch von Adel und Leutseligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen, niemand zu widerstehen im Stande war. Unglücklicher Weise hemmten die Leidenschaften seiner Jugend den Aufflug seiner Talente; schon war er in das 23. Jahr getreten, und noch hatten seine glänzenden Anlagen nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Ältern, welche glaubten, daß eine Heirath eine heilsame Wirkung bei ihm hervorbringen dürfte, schlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million mit einer reizenden Gestalt einen sehr gebildeten Verstand und die edelste Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als sich auch bereits eine unvertilgbare Zwietracht zwischen ihnen erhob, in deren Folge sie sich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel sollte diesen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem bessern Ziele führen: sein Vater bewirkte seine Wahl zum Repräsentanten eines gewissen Fleckens bei dem Unterhause. Hier nun

zogen seine ungewöhnliche Beredsamkeit, sein tiefer Blick und die Gründlichkeit seines Räsonnements die allgemeine Aufmerksamkeit auf das junge Parlamentsglied. Seine bisherige Arbeitsscheu ward plötzlich in die rastloseste Thätigkeit verwandelt. Als man ihn im Jahr 1704 zum Kriegssecretär ernannt hatte, wurde er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough gebracht. Bolingbrocke erkannte und bewunderte die Talente dieses Mannes, und unterstützte die großen Unternehmungen und bewunderswürdigen Folgen derselben aus allen Kräften. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke seinen Abschied. Nun folgten, wie er sich selbst ausdrückte, die zwei thätigsten Jahre seines Lebens, in welchen er sich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs fremd wurde. Er stand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die seinem Rathe stets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Ministerium der Whigs, zum größten Erstaunen von ganz Europa, gestürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatssecretär das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Posten der Friede von Utrecht das höchste Ziel seiner Wünsche und den Stolz seines ganzen Lebens ausmachte, so wie er die Bewunderung seiner Talente erregte. Bei diesem Friedensschlusse hatte er nicht mehr als alles zu überwinden; die Whigs, die Pairs, die Bank, die ostindische Compagnie, Marlborough, Eugen, den Kaiser, Holland, die Eifersucht aller europäischen Mächte, die Schwäche seiner eigenen Königin, die Unentschlossenheit, die Unklugheit, ja sogar den Neid aller seiner Collegen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrocke's zu wünschen gewesen, daß dieser Friedensschluß das Ende seiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn in dem noch übrigen Theile seines Lebens dem Ungestüme seiner Leidenschaften, einem Wechsel der Gesinnung und einer so sonderbaren Art, sich zu dieser oder jener Partei zu schlagen, preisgegeben, daß dadurch die Redlichkeit seiner Gesinnungen, seine Vaterlandsliebe, überhaupt sein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig gemacht werden. Es entstand nämlich aus den gegenseitigen Reibungen der Tory's und Whigs ein solcher Zwiespalt in der öffentlichen Meinung, daß die Minister laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeschrien und die protestantische Thronfolge für gefährdet erklärt wurde. In diesem Augenblicke brach zwischen dem Großschatzmeister Grafen Oxford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Swift, der Freund beider, besonders aber mit dem Großschatzmeister sehr vertraut, beschuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilten von diesen beiden Männern, daß zwei Minister, welche bei einer so gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre persönlichen Zwistigkeiten zu vergessen, schon allein aus diesem Grunde unfähig gewesen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem auch sei, so setzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Oxford auf das heftigste gereizt wurde, diesen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an dessen Stelle zum ersten Minister. Aber Anna's Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover bestieg den Thron, und die Whigs triumphirten so vollkommen über die Tory's, als es bis dahin noch niemals der Fall gewesen war. Bolingbrocke, dem es nicht gelingen wollte, sich durch Scheingründe bei dem Hofe zu Hannover zu rechtfertigen, und den man eben so sehr beneidete als haßte, ward vom

König Georg, noch während seiner Anwesenheit in Deutschland, abgesetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Jacob III., unter welchem Namen der sogenannte Prätendent seiner künftigen Besteigung des englischen Throns entgegensah, lud ihn zu sich nach Lothringen ein und ernannte ihn zum Staatsminister. Als aber Ludwig XIV. gestorben war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des Letztern je gelingen würden, und bereute, sich mit demselben so weit eingelassen zu haben. Bolingbrocke's Gesinnungen und die daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über diesen Gegenstand gewesen sein, wie sie wollen, so darf man dennoch annehmen, daß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts desto weniger entsetzte ihn dieser plötzlich seiner Würde, und übertrug sie dem Herzog Ormond. So wollte es also Bolingbrocke's sonderbares Schicksal, daß er sowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titularkönige von England der Verrätherei beschuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, die Geheimnisse des Prätendenten zu entdecken; er aber lehnte diesen Antrag anfangs von sich ab, nahm ihn aber nachher auf eine sehr inconsequente Weise in so fern an, als er sich verpflichtete, der Sache des Prätendenten unter der Bedingung, daß man ihm eine gänzliche Vergessenheit des Vorgefallenen bewilligte, und sich im Betreff des übrigen auf ihn verließe, einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Nichts desto weniger widersetzte sich der Chevalier Walpole, der den künftigen Einfluß Bolingbrocke's auf das englische Cabinet sehr natürlich befürchten mußte, der Rückkehr desselben aus allen Kräften. Nun schrieb dieser, gleichsam um seine persönliche traurige Lage durch eine schriftstellerische Ergießung erträglicher zu machen, philosophische Tröstungen, fand aber deren bald nachher noch süßere, indem er sich mit einer reizenden und sehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. Im J. 1723 ward endlich das vorige Parlament, dessen sämmtliche Mitglieder geschworne Feinde Bolingbrocke's gewesen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine erste Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch schon damals in seine Güter wieder eingesetzt wurde; dies letztere geschah erst nach Verlauf von zwei Jahren durch eine besondere Parlamentsacte. Nun führte er, nach seiner Zurückkunft nach England, das Leben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beschäftigung er sich nur durch die Unterhaltung Swifts und Pope's in etwas unterbrechen ließ. Aber kaum hatte sich im Parlamente die Stimme der Opposition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man ihm den Eintritt in das Oberhaus fortwährend verweigerte, von nun an während acht Jahre durch einzelne Druckschriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Ministerialpartei bekämpfte. Auf diesem Wege konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht abermals mächtige Feinde hätte zuziehen sollen, über welche er durch seine Abhandlung über die Parteien, welche als sein Meisterstück betrachtet wird, zu siegen strebte. In Folge dieser Ereignisse verließ er zum zweitenmale England und ging nach Frankreich, um sich daselbst, wie sogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich gestand, daß er seinen edlen Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlassen. In Frankreich schrieb nun Bolingbrocke 1735 seine

Briefe über das Studium der Geschichte, welche freilich bewundert wurden und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber fast immer der persönliche Charakter des Verfassers die Stelle einer parteiischen, allgemeinen Ansicht der Dinge vertritt, und die besonders deßwegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward, eine Religion, die Bolingbrocke ehemals laut und eifrig vertheidigt hatte. Endlich veranlaßte er 1729, durch seinen Streit mit Walpole, Pope's Versuch über den Menschen, bei dessen Abfassung er den Verfasser nicht allein geholfen, sondern ihm auch selbst die wichtigsten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieser ernsten Beschäftigungen, denen sich Bolingbrocke in Frankreich widmete, sehnte er sich dennoch endlich nach seinem Vaterlande zurück, woselbst er auch 1738 seine Vorstellung eines patriotischen Königs, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, schrieb. Er starb 1751 im 80. Jahre seines Lebens, unter den Martern einer langen und schrecklichen Krankheit, während welcher er noch Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Nation schrieb. Das Manuscript seiner sämmtlichen Werke hatte er dem schottischen Dichter David Mallet übergeben, welcher es 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieses Werk öffentlich erschienen, als sich auch schon von allen Seiten Stimmen dagegen erhoben; denn der Verfasser hatte darin das Christenthum auf eine empörende Weise angegriffen. Diese Sammlung seiner sämmtlichen Werke wurde daher öffentlich von der großen Jury von Westminster als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich sehr gefährlich, einstimmig verworfen. Was Bolingbrocke's Charakter anbetrifft, so wissen wir von ihm, daß er die innigste Freundschaft und die erklärteste Feindschaft zu erregen im Stande war und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehässigen Nacheiferung und einer unversöhnlichen Erbitterung beschuldigte.

Bolivar (Simon), El Libertador de Venezuela, der Befreier von Venezuela, ein ausgezeichneter Heerführer des südamerikanischen Volks im Kriege gegen die Spanier, war in Caraccas geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in Spanien, bereis'te Frankreich, England, Deutschland und Italien, kehrte nach Caraccas zurück und bekam, als hier die Revolution ausbrach, nebst Don Lopez Mendez von der obersten Junta den Auftrag, für die neue Regierung den Schutz Englands nachzusuchen. Er zog sich zwar eine Zeit lang bei dem politischen System des Congresses von Venezuela von den öffentlichen Geschäften zurück, allein nach dem furchtbaren Erdbeben am 29. März 1812 bot er seine Dienste dem bedrängten Vaterlande aufs neue an, und ihm ward von Miranda sogleich die Befehlshaberstelle in der Veste Puerto Cabello übertragen. Späterhin erhielt er die Oberbefehlshaberstelle und zeichnete sich durch Muth und Klugheit so rühmlich aus, daß er jenen ehrenvollen Titel El Libertador de Venezuela erhielt. Was Bolivar geleistet hat, s. unt. d. Art. Südamerika. Im J. 1818 legte er den Heerbefehl nieder, behielt aber die oberste Leitung der Verwaltung des Innern in Angostura. An seiner Stelle befehligten die Truppen die Generale Paez, Bermudez u. A. Er ward darauf zum Präsidenten der Republik Columbia ernannt, übernahm den Heerbefehl aufs neue und eroberte Neu Granada.

Bollandisten nennt man eine Gesellschaft von Jesuiten in Antwerpen, die unter dem Titel Acta Sanctorum die berühmte

Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der römisch katholischen Kirche herausgegeben haben. Sie hatten diesen Namen von Johann Bolland, dem ersten Bearbeiter der schon von Heribert Rosweyd dazu angelegten Sammlungen. Es wurden dazu wiederholt aus allen Ländern und Archiven Materialien zusammengebracht, und die Bearbeitung, die als Sache des Ordens behandelt ward, fast zwei Jahrhunderte lang fortgesetzt, indem die jüngern Gehülfen immer die durch den Tod der ältern entstandenen Lücken ausfüllten. Selbst nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde das Werk unter den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia noch fortgesetzt, bis das Eindringen der Franzosen in die Niederlande 1794 die damit beschäftigte Gesellschaft zerstreute. Das Werk, welches aus 53 Folianten besteht, enthält einen Schatz von seltenen historischen Notizen und Urkunden, und wird für die Geschichte einen unvergänglichen Werth behalten. Es liefert einen treuen Spiegel der Vorzeit, erhält künftigen Zeiten rein und unvermischt, was die Geschichte von dem Leben und den Zeitverhältnissen der Heiligen berichtet, und ist frei von lobpreisender Empfehlung und polemischen Ausfällen.

Bollwerk, s. Bastion.

Bologna (lat. Bononia, Felsinia), eine der ältesten, größten und reichsten Städte in Italien, Hauptst. der päpstl. Delegation gl. Namens, die von einem Cardinallegaten, der hier residirt, verwaltet wird. Das mit allen geistigen und irdischen Reizen geschmückte Bologna liegt in einer weniger schönen als fruchtbaren Gegend am Fuße der Apenninen und dem Flüßchen Reno. Ihre Straßen sind enge, aber bequem für Fußgänger, indem zu beiden Seiten längs den Häusern bedeckte Säulengänge hinlaufen, die indessen der Stadt einen etwas düstern Charakter verleihen. Den Hauptplatz bezeichnen mehrere alterthümliche Gebäude, namentlich der Rathspalast, der Palast des Podesta und die Kirche S. Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderseite, welche besonders durch den von Cassini hier gezogenen Meridian merkwürdig ist. Unter den übrigen zahlreichen Kirchen sind sehenswerth: der Dom S. Pietro, S. Salvatore, S. Domenico, S. Giovanni in Monte, S. Giacomo maggiore, sämmtlich im Besitze vortrefflicher Kunstschätze. Die Zahl der Paläste ist ebenfalls sehr beträchtlich und in mehreren findet man köstliche Bildergallerien. Ehemals gehörten die Sammlungen der Häuser Sampieri und Zambeccari zu den berühmtesten, doch sind sie jetzt in Verfall gerathen und werden durch die Gallerien Marescalchi und Ercolani übertroffen. Auch die Gemähldesammlung der Mahlerakademie, die sich größtentheils ihre besten Stücke aus aufgehobenen Kirchen und Klöstern verschafft hat, ist reich und geschichtlich interessant. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören noch die beiden alten Thürme Asinelli und Garisenda, von denen der erste sehr schlank und hoch, der andere 14 Fuß vom Perpendikel ab gesenkt ist. Der bewunderte Springbrunnen auf dem großen Marktplatze ist wasserarm, aber der ihn schmückende Neptun aus Bronze eine treffliche Arbeit des Johann von Bologna. — Von jeher hat Bologna als ein Asyl der Künste und Wissenschaften geglänzt. Die berühmte Universität, schon im J. 425 von Theodosius dem jüngern gestiftet, zählte in den Zeiten ihrer Blüthe gegen 12,000 Studirende, ist noch jetzt sehr achtungswerth, und die Inschrift auf den alten großen Münzen der Stadt: Bononia docet! für ganz Europa Jahrhunderte hindurch eine heilige Loosung gewesen. Seit 1714 ist sie mit dem prächtigen

Istituto delle Scienze verbunden, einer in ihrer Art einzigen St-
tung, welche die Stadt ihrem Mitbürger, dem General Grafen F-
dinando Marsigli, verdankt. Dieses Institut enthält außer ei-
sehr reichen Bibliothek, einem Observatorium, anatomischen The-
und botanischen Garten, die kostbarsten Sammlungen für alle Fä-
menschlicher Wissenschaft und Kunst. Bildhauerei und Mahlerei ha-
in Bologna eine berühmte Schule gehabt, welche durch die Na-
und Werke der Caracci, Guido Reni's, Dominichi-
und Albano's sich im In- und Auslande verherrlicht hat. Im A-
gemeinen herrscht unter den Einwohnern, deren Zahl über 60,00-
trägt, ein Geist heiteren Frohsinns, stiller Thätigkeit und beherz-
Muthes, wie auch der Sinn, der das Wort Libertas zur Devi-
res Wappens wählte, nicht erloschen zu sein scheint. Handel u-
Wandel sind bedeutend; Seidenwaaren, Schleier, Papier, wo-
chende Seifen, künstliche Blumen u. s. w. werden in vorzüglicher G-
verfertigt. Die fruchtbare Gegend hat der Stadt den Beinam-
grassa erworben, und die Feinschmecker in Italien und Frank-
nennen Bologna als das Vaterland trefflicher Würste, feiner Liqu-
und eingemachter Früchte. XX.

Bolus, ein Fossil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräun-
cher Farbe, oft mit schwarzen Dendriten versehen, in verschieden-
Gegenden Böhmens, Schlesiens, in Steiermark u. s. w. gefunden
unter andern zu Pfeifenköpfen verbraucht wird. Die sogenannte S-
gelerde ist oft nichts anders als Bolus.

Bombardiren, eine Stadt, eine Festung, einen Hafen u. -
heißt selbige hauptsächlich mit Wurf- und schwerem Geschütz aus M-
sern, Haubitzen und Kanonen beschießen. Die Regeln zu einem
griffe mit Wurfgeschütz und Belagerungskanonen sind folgende:
kein Theil der Stadt darf verschont bleiben, wonach die Batterien
gelegt und die Geschütze gerichtet werden müssen; 2. das Feuer m-
ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht ist, fortgesetzt werden;
bei den Seestädten kreuzen leichte Schiffe an den Küsten herum, u-
die vom Feinde etwa abgeschickten Brander anzuhaken und in die
fene See zu führen; 4. auf dem Lande ist stets eine zahlreiche Ca-
lerie zur Hand, um die von der Besatzung gemachten Ausfälle -
rückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung sind: 1. das P-
ster wird auf allen Gassen aufgerissen, die Dächer abgedeckt und -
Gebälk mit Erde und Mist belegt; 2. allenthalben wird W-
in Bereitschaft gehalten; 3. alle Batterien der Festung spielen ge-
den Belagerer, und man sucht durch Ausfälle die Stücke desselben
vernageln oder sonst unbrauchbar zu machen; 4. den feindlichen Sc-
fen schickt man Brander entgegen. — **Bombardiercorps** ist
zur Bedienung des Wurfgeschützes (der Mörser, Bombenpöller u-
Haubitzen) erfoderliche Mannschaft.

Bombardier-Galeoten sind platte Schiffe, welche nur -
nen Mast haben und vor demselben einen Möser führen, um H-
und Küsten zu beschießen. Zuweilen haben sie auch noch einen B-
dermast. Es giebt deren auch größere, mit zwei Mörsern und z-
Masten. Sie sind von dem Franzosen Bernard Renaud, der -
Colberts Zeiten lebte, erfunden worden, und Ludwig XIV. brach-
sie zuerst 1682 gegen Algier.

Bombast (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff -
Style, wo die Armuth eigener Gedanken sich hinter einem Heere -
blümter hinaufgeschraubter Redeformen, die Leerheit der Ideen hi-

ochtrabende Worte, durch einen lästigen Stelzengang zu verstecken ucht. Man will dies Wort aus dem englischen bumbast herleiten, velches Baumwolle und „aufgedunsene Rede" zugleich bedeutet.

Bombay, eine der vier englisch-ostindischen Präsidentschaften, n der Westküste von Vorderindien, von der Mündung des Tapri bis um Vorgebirge Comorin, 87° 13′ — 95° östlicher Länge, 8° — 22° o′ nördlicher Breite, enthält an unmittelbaren Besitzungen 3924 Q. M. mit 2,800,000 Einwohnern. Die Präsidentschaft besteht namentich und unmittelbar aus Bombay mit Gebiet, Guzurate, einem Theil on Mysore (Meischur) und verschiedenen Districten von Sunda, Kaara und der südmalabarischen Küste. Mittelbar, d. i. vasallenmäßig ehören dazu: Neu-Mysore, Kargu, Kananor, Kalikut, Cochin, Travancor ꝛc. Die Producte sind: Pfeffer, Kardamomen, Reiß, Baumwolle, Arrak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sanelholz, Elfenbenbein, Gummi, Bauholz ꝛc. Die Präsidentschaft hat en Namen von der nur durch einen schmalen Meeresarm vom festen ande getrennten Insel Bombay, die 2 deutsche Meilen lang und n manchen Orten kaum ½ Meile breit ist, und welche mit verschiedeen daneben liegenden kleinen Inseln, Colabeh, Salsette, Butchersnsel, Elephanta, Caranjah u. s. w., einen der sichersten und geräuigsten Häfen von Ostindien bildet, denn nur hier und in Goa finden elbst die größten Kriegsschiffe den erfoderlichen Schutz. Die Inseln Salsette und Bombay sind durch einen fahrbaren Steindamm mit einnder verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18′ östlicher Länge, 8° 56′ 40″ nördlicher Breite, liegt auf dem südlichen Theile der Insel und ist vorzüglich gegen die Meeresseite stark befestigt. Das Caell von Bombay ist ein rechtwinkliges Viereck, in dessen einer Baion sich eine Cisterne befindet, um die Besatzung im Nothfall mit Trinkwasser zu versehen, da die Insel fast gar keine eigentliche Brunen hat. Der in der Mitte der Stadt gelegene große Marktplatz the Green) ist von prachtvollen Gebäuden umgeben. Hier ist die nglische Kirche von schöner Architektur, und das im gefälligsten Styl rbaute Gouvernementshaus. Unweit dieses Platzes befindet sich der Basar, wo eingeborne Kaufleute die mannichfaltigsten Producte des Orients in zahllosen Kramläden, Buden und Baracken feil bieten. Die Schiffswerfte von Bombay sind vortrefflich, und es werden hier urch eingeborne Arbeiter, größtentheils Perser, Schiffe jeder Art, om Linienschiff bis zur Barke, so gut gebaut, daß sie die europäischen im Segeln oft übertreffen. Die neuerbaute trockene Docke kann rei Linienschiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Die Bevölkerung der Insel wird auf 220,000 Seelen geschätzt, worunter drei Viertel Hinus, 8000 Perser, 8000 Mohammedaner und 3—4000 Juden, nebst iner bedeutenden Menge Portugiesen anzunehmen sind. Die Perser, velche durch ihre Industrie im Handel und andern Gewerben zum Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, sollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feueranbetern herstammen. Sie verehren ächst dem heiligen Feuer, das sie in eigenen Tempeln unterhalten, ie Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend scharenweise auf ie Esplanade zwischen der Citadelle und der Stadt, um sich vor ihem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugiesen, velchen es 1530 von einem auf Salsette residirenden indischen Fürsten überlassen wurde. — Im J. 1661 traten es die Portugiesen als einen Theil der Mitgift Catharinens von Portugal an Carl II. ab. Eine nglische Flotte von fünf Kriegsschiffen mit 500 Mann Landtruppen

kam im September 1662 vor Bombay an, um den Platz in Besitz zu nehmen; allein der portugiesische Gouverneur verweigerte unter allerlei Vorwand die Erfüllung des Tractats, und die Engländer zogen sich nach den Anjedive- (Andschidiw-) Inseln zurück, wo eine solche Sterblichkeit unter ihnen überhand nahm, daß 1665 nur noch 1 Offizier und 119 Mann übrig waren. Als bald hierauf die Insel Bombay übergeben wurde, fand sich, daß die ganze Artillerie des Platzes aus 4 metallenen Kanonen bestand. Da sich bald ergab, daß der Platz für den König nur von geringer, für die ostindische Compagnie aber von größter Wichtigkeit sei, so ward er 1668 an die letztere übertragen, und schon nach wenig Jahren zeigte sich im schnellen Zunehmen an Volksmenge und Reichthum die Grundlage zu seiner jetzigen Größe und Wichtigkeit.

Bomben sind große hohle eiserne (vormals auch metallene, zuweilen länglich runde) Kugeln, mit einem in das Fülloch eingeschlagenen hölzernen Zünder und zwei kleinen Handhaben, welche aus Mörsern geworfen werden. Gefüllt werden sie mit Pulver und geschmolzenem Zeug (welches aus gleichen Theilen Schwefel und Salpeter mit etwas beigemischtem Mehlpulver besteht, und zum leichtern Entzünden der Gebäude dienen soll). Diese Sprengladung beträgt bei den 75pfündigen Bomben 5—8 Pfund Pulver und 1 Pfund geschmolzenes Zeug, bei den 10pfündigen 1 Pfund Pulver und 4—6 Loth geschmolzenes Zeug. Durch den inwendig hohlen, mit einer Mischung von Pulver gefüllten Zünder wird die Sprengladung entzündet. Die Länge und der Satz der Brandröhre, so wie die Richtung des Mörsers, müssen jedoch so berechnet (tempirt) sein, daß die Bombe gerade in dem Augenblicke, wo sie den zu treffenden Gegenstand berührt, crepire, d. i. zerspringe. Die Bomben werden unten etwas dicker als oben gegossen, damit sie nicht auf die Brandröhre fallen und das Feuer ersticken; doch werden sie jetzt auch häufig concentrisch gemacht, weil man gefunden hat, daß die Brandröhre dennoch im Fallen oben bleibt. Die Idee der Bomben ist sehr alt. Schon im 7. Jahrhunderte warf man Feuerkugeln aus irdenen Gefäßen, dann aus Blyden oder Mangen, oder mit Handschleudern von Eisendraht. Im J. 1238 brauchte Jayme I., König von Aragonien, bei der Belagerung von Valencia, eine Gattung großer Schwärmer, von 4 Pergamenthäuten gemacht, welche beim Niederfallen zersprangen. Dann kamen große eiserne Kugeln, die man glühend fortschleuderte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfand der Fürst Rimini Sigismund Pandulph Malatesta die Mörser und Bomben. Diese bestanden aber erst aus zwei hohlen, metallenen, mit Pulver gefüllten, durch Ketten zusammen gehaltenen Halbkugeln, welche durch eine heraushängende Zündschnur, Stoppine, entzündet wurden. Nach und nach erhielten sie die Gestalt, die sie jetzt haben. Der englische Ingenieur Malthus, den Ludwig XIII. in seine Dienste nahm, führte sie in Frankreich ein, und gebrauchte sie zuerst 1634 bei der Belagerung von Lamotte in Lothringen. Von den Bomben, die man aus Mörsern wirft, sind die aus Haubitzen geworfenen Granaten wohl zu unterscheiden; diese werden auch im Felde, jene nur beim Festungskriege gebraucht. Vergebens hat der preußische General von Tempelhoff versucht, die 10pfündigen Mörser auch mit ins Feld zu nehmen. — Bombenfest ist jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallenden Bomben nicht durchschlagen. Ein kreisförmiges steinernes Gewölbe erfodert dazu 3½ Fuß Dicke.

Bonald (L. G. Vicomte de), lebenslänglicher Rath der Uni-
tät zu Paris und Verfasser mehrerer politischen Schriften, die
n bedeutenden Ruf erhalten haben, stammt aus einer alten Fami-
ıus Auvergne, erklärte sich anfänglich für die constitutionelle Mo-
hie, und ward 1791 Präsident der Departemental-Administration
Aveyron. Doch verließ er diese Stelle bald, und wanderte aus.
t mehrern Jahren hatte er sich mit einem Werke: Théorie du
voir politique et religieux, beschäftigt; er vollendete es in
elberg, und übergab es 1798 dem Druck; das Directorium aber
erte die Bekanntmachung. Nach langer Entfernung in sein Va-
ınd zurückgekehrt, ward er 1806 Mitrodacteur des Mercure;
ıis Buonaparte, als damaliger König von Holland, trug
die Stelle eines Erziehers seiner Kinder an, die er aber ablehnte.
8 ward er zum lebenslänglichen Rath der pariser Universität er-
nt, was er auch seitdem, unter dem Könige, unter Napoleons
rpation und nach des Königs Rückkehr stets geblieben ist. 1815
d er vom Departement von Aveyron zum Deputirten in der Kam-
gewählt und zeichnete sich in dieser durch große Beredsamkeit und
aften Antheil an den Verhandlungen aus. Er hat außer dem obi-
noch einige andere Werke geschrieben, von denen die bekanntesten
: La Législation primitive, und Essai sur le Divorce. Er
ört in der Kammer zur rechten Seite.

Bonaparte, s. Buonaparte.

Bonbon, Leckereien, aus Zucker verfertigt, die man den Kin-
n giebt. Zu Neujahr werden in Paris Bonbons in den mannich-
tigsten und geschmackvollsten Formen verfertigt. Sie enthalten ge-
hnlich ein Zettelchen mit artigen Versen in sich. Man schenkt sich
se Bonbons gegenseitig als Neujahrsgaben. — In Deutschland nennt
n in Papier gewickelte Gerstenzuckerplätzchen Bonbons.

Bonchamp (Artus de), s. Vendée.

Bondi (Abt Clemente), einer der geschätztesten neuern Dichter
aliens, ist aus Mantua, oder wie andere Nachrichten angeben, aus
rma gebürtig. Er war in den Orden der Jesuiten wenige Jahre
r der Aufhebung desselben getreten. Nachdem er Gelegenheit gehabt,
m Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und
ssen Gemahlin, Maria Beatrice von Este, einer Fürstin, die des
n Ariosto und Tasso unsterblich gemachten Namens vollkommen wür-
g ist, bekannt zu werden, ließen diese hohen Personen dem jungen
ichter Schutz, Unterstützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So
at er nach und nach als lyrischer, beschreibender, satirischer und ele-
scher Dichter, wie auch als poetischer Übersetzer auf, und wußte we-
n seiner zierlichen, leichtfließenden, harmonischen Verse sowohl, als
ıch um seines einfach edeln, weder durch hochtrabende Sentenzen
och durch gesuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen ent-
ellten Styls willen, gebildeten Männern, besonders aber zartfühlen-
en Frauen zu gefallen, deren Lieblingsschriftsteller er in Italien ge-
orden ist. Wir besitzen Bondi's sämmtliche Poesien in einer schö-
en Prachtausgabe, welche im J. 1808 in 3 Bänden aus der Degen-
hen Offizin hervorgegangen, und der Erzherzogin Maria Beatrice
on Este, der erhabenen Beschützerin des Dichters, zugeeignet ist.
Der erste Band enthält die längeren Gedichte, nämlich: le Conver-
azioni, la Felicità, Il Governo pacifico, la Moda und la

Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Episteln, [illegible]gien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; so [illegible] dritte, der mit der Übersetzung des Virgilischen Landbaues schl[illegible]

Bonifaz (der heilige), Deutschlands Apostel, der zuer[st] den Deutschen das Christenthum predigte und Civilisation ver[breitete]. Geboren in England gegen das J. 680, hatte er in der T[aufe den] Namen **Winfred** bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem [Kloster] von Excester gewesen, trat er in das Kloster von Nutcell, [wo er] Rhetorik, Geschichte und Theologie lehrte. In seinem 30. Ja[hre em]pfing er die Priesterweihe. Ein großer Theil von Europa [war da]mals noch von heidnischen Völkern bewohnt; von England gin[gen] Bekehrer aus: nach Deutschland Bonifaz, nach Schweden S[igfrid], nach Friesland Swidvert. Im J. 716 faßte Bonifaz den Pl[an, das] Christenthum unter den Friesen zu predigen, aber der zwisch[en Carl] Martell und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene [Krieg] stellte dieser Sendung große Hindernisse in den Weg, und er [ging] von Utrecht nach England in sein Kloster zurück, zu dessen A[bt er] nach Winberts Tode erwählt ward. Da er sich indeß für [berufen] hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an [seine] Stelle ernennen, und begab sich 718 nach Rom, wo Gregor II. [ihm] Vollmacht gab, allen Völkern Deutschlands das Evangelium zu [pre]digen. Bonifaz fing sein Amt in Thüringen und Baiern an, [war 3] Jahre in Friesland und durchwanderte Hessen und Sachsen, all[wo] den die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen [weihend]. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum B[ischof], gab ihm eine Sammlung von Kanons, die ihm zur Richtschnur [dienen] sollten, und empfahl durch Briefe Carl Martelln und allen F[ürsten] und Bischöfen, ihn bei seinem frommen Geschäfte zu unterstützen. [Da]mals vertauschte er seinen Namen Winfred mit dem Namen Bon[ifaz]. Nach seiner Rückkehr stiftete er in Hessen Kirchen und Klöster, [ließ] von England Priester, Mönche und Nonnen kommen und verth[eilte] sie als Gehülfen in Thüringen, Sachsen und Baiern. Im J. [732] überschickte Gregor III. ihm das Pallium und ernannte ihn zum [Erz]bischof und Primas von ganz Deutschland, mit der Vollmacht, [al]lenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer [zu] errichten. Im J. 738 machte Bonifaz eine dritte Reise nach R[om], und ward vom Papste zum Legaten des heil. Stuhls in Deutsch[land] ernannt. In ganz Baiern gab es nur das Bisthum zu Passau; B[o]nifaz errichtete noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Reg[ens]burg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum zu Erfurt, für [Hes]sen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt [wur]de; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichstädt. [Im] J. 739 stellte er den vom heiligen Rupertus in den ersten Ja[hren] desselben Jahrhunderts errichteten bischöflichen Sitz zu Salzburg [wie]der her. Gregor III. und dessen Nachfolger, Zacharias, bestätig[ten] alle diese Einrichtungen. Nach Carl Martells Tode und Carlom[anns] Entsagung weihte Bonifaz dessen Bruder, Pipin den Kurzen, [zum] König der Franken in Soissons, präsidirte in der dort gehalten[en] Synode und ward von Pipin zum Bischof von Mainz ernannt. [Er] versammelte in Deutschland 8 Concilien, stiftete die berühmte A[btei] zu Fulda, und unternahm im J. 754 aufs neue apostolische Reis[en] zur Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, 6 St[un]den von Leuwarden, wo er auf offenem Felde Zelte aufschlagen la[ssen], am 3. Juni 755 in seinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbar[en]

erfallen und nebst seinen Begleitern erschlagen. Er war ungefähr ; Jahr alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz nd zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei ne von sein r Hand geschriebene Copie der Evangelien und ein mit m Blute dieses Märtyrers gefärbtes Blatt. Eine Sammlung sei- r Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifazius die ste christliche Kirche im nördlichen Deutschland bauete, im thüringer aldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmahl, das in einem andelaber besteht, errichtet worden. Die Errichtung dieses Denk- ahls war mit einer Feierlichkeit verbunden, bei welcher von Predi- rn der katholischen, Lutherischen und reformirten Confession Reden halten wurden. Der Lutherische, D. Löffler zu Gotha, hat diese eierlichkeit in einer kleinen Schrift, welcher eine Lebensgeschichte des onifazius beigefügt ist, beschrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajetan), zum Papst erwählt den . Dec. 1294, war zu Anagni geboren, und stammte aus einer ur- rünglich catalonischen Familie. Er erhielt eine sorgfältige Erzie- ng, studirte fleißig die Rechtsgelehrsamkeit, ward Capitular von aris und Lyon, dann Consistorialadvocat und päpstlicher Protonotar Rom. Nachdem Martin IV. ihn (1251) zum Cardinal erhoben, ng er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit ver- iedenen Negotiationen bei mehreren Fürsten beauftragt, besonders rtraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Kö- von Sicilien und Alfons von Aragonien, zwischen Philipp dem hönen und Eduard I. von England. Nachdem Cölestin V. die pstliche Würde (1294) niedergelegt hatte, wurde Bonifaz zu Nea- zum Papste gewählt. Er fand aber Widersprüche von Seiten der rdinäle aus der Familie Colonna, an denen er sich dadurch rächte, ß er sie excommunicirte. Seine Installirung war glänzend und achtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel es Pferdes, als er sich nach dem Lateran begab; sie bedienten ihn der Tafel, die Krone auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in ersten Versuchen seiner Gewalt nicht glücklich. Man verweigerte n die Lehnsherrlichkeit über Sicilien, und trotz seines Bannstrahls rde Friedrich II. als König in Sicilien gekrönt. Eben so wenig ang ihm der Versuch, der Schiedsrichter zwischen England und ankreich zu werden. Er gerieth darüber mit dem Könige von ankreich Philipp dem Schönen, in heftige Streitigkeiten; eine Menge llen, die er an Philipp erließ, wurden von diesem nicht beachtet, eben so wenig wirkte der Bann, den er auf dem Concilio zu m (1302) wider Philipp aussprach. Dieser vertheidigte, von den änden und der Geistlichkeit Frankreichs unterstützt, seine königlichen hte gegen die gewaltthätigen Eingriffe des Papstes. Man beschul- te den Papst der Doppelzüngigkeit, der Simonie, Intrusion, Ketze- , Unkeuschheit, und faßte den Beschluß, daß er auf einer allgemei- Kirchenversammlung zu Lyon gerichtet werden solle, und abgesetzt den könne, indem die Nation an den künftigen Papst appellirte. lipp ging noch weiter. Er schickte Nogaret nach Italien, um sich Person des Papstes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. aret verband sich zu diesem Zweck mit Sciarra Colonna, der, so seine ganze Familie, von Bonifaz unterdrückt worden, und daher heftiger Gegner desselben war. Bonifaz, der das Ungewitter zu chwören vergeblich versucht, hatte Rom verlassen und sich nach

Anagni geflüchtet. Hier überfielen ihn Nogaret und Colonna. Bonifaz zeigte Muth. „Da ich verrathen bin — sagte er — wie Jesus Christus verrathen ward, so will ich wenigstens als Papst sterben." Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüssel und das Kreuz in die Hand, und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht, und verhaftete Bonifaz, der umsonst in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß sich bis zu persönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieser grausamen Lage; da griffen die Römer zu den Waffen, und befreiten ihr Oberhaupt. Bonifaz ließ sich nach Rom bringen, wo er einen Monat nachher (1303) starb. Aus Furcht, vergiftet zu werden, hatte er während seiner Gefangenschaft nicht die geringste Nahrung genossen, und sich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz Kühnheit in den Ansichten, und Beharrlichkeit in den Entschlüssen nicht absprechen; aber diese Eigenschaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachsucht und kriechende Geschmeidigkeit befleckt. Dante weis't ihm, als einem Simonisten, einen Platz in der Hölle zwischen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz stiftete im J. 1300 das Säcularjubiläum, und bereicherte dabei, durch häufige Ertheilung des Ablasses, seine Casse. Ihm gebührt übrigens der Ruhm eines für seine Zeiten sehr gebildeten Mannes.

Bonn, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Cöln, früher die Residenz des Churfürsten von Cöln, und von 1794—1814 zum französischen Departement Rhein und Mosel gehörig, am linken Rheinufer, 27° 24′ 30″ Länge, 50° 24′ Breite, mit 1159 Häusern und 9300 Einwohnern, worunter 200 Juden, welche in einer besondern Gasse 21 Häuser bewohnen. — Bonn, welches ehemals befestigt war, dessen Werke aber 1717 geschleift wurden, hat vier katholische Pfarrkirchen, und seit 1817 eine evangelische Kirche. Die sonst zahlreichen Klöster sind aufgehoben. Das prächtige Residenzschloß der vormaligen Churfürsten enthält eine Bibliothek und Gemähldegallerie. Es befindet sich ferner hier ein Erzbisthum, ein Oberbergamt, und ein Lyceum, das 1802 aus der 1777 errichten und 1786 zur Universität erklärten Akademie entstanden ist. An die Stelle dieser unter der französischen Herrschaft eingegangenen Universität trat die vom König Friedrich Wilhelm III. den 18. Oct. 1818 zu Aachen gestiftete neue königl. preuß. Universität Bonn, wie die berliner Universität eingerichtet, und aus 5 Facultäten mit gegenwärtig 37 Lehrern bestehend. Unter diesen sind: A. W. v. Schlegel, Hüllmann, Heinrich, Arndt, Nees v. Esenbeck, Delbrück, Radloff, Augusti ꝛc. Jährliche Einkünfte hat die Universität 80,000 Thaler. Mit der hiesigen Bibliothek ist auch die der ehemaligen duisburger Universität vereinigt. Die Fabriken sind nicht bedeutend. Der Handel ist zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem schönen Lustschloß Clemensruhe bei Poppelsdorf, wo jetzt die naturhistorischen Sammlungen ihren Sitz haben und die Lehrer der Naturwissenschaften wohnen, führt eine 1200 Schritt lange vierfache Allee.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforscher und Philosoph, war zu Genf im J. 1720 den 13. März geboren. Die Lectüre des Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geschichte der Insecten von Reaumur entschied den Geschmack des Jünglings. Er vertauschte das Studium der Jurisprudenz mit dem Studium der Naturgeschichte. Sein erstes Memoire über die Blattläuse, worin er be-

ples, daß sich dieselben ohne Begattung vermehren, erwarb ihm in
einem 20. Jahre den Titel eines Correspondenten der Akademie der
Wissenschaften. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckun-
gen Trembley's über die Polypen Theil, und machte interessante
Beobachtungen über die Respiration der Raupen und Schmetterlinge,
und über die Structur des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechsel
mit Reaumur, Zannotti, Fontenelle de l'Italie, Bernard de Juſ-
sieu, Spallanzani, Haller, Méquin, Géer, Duhamel und Lambert,
und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten
seine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahr am Schreiben.
Sein immer thätiger Geist benutzte diese Ruhe, um über die Quelle
der Ideen, die Natur der Seele und über die Mysterien der Meta-
physik nachzudenken. Im Jahre 1752 wurde er Mitglied des großen
Raths seiner Vaterstadt, und blieb in demselben bis 1768. Nachdem
er auf diese Weise seinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung
mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er sich auf sein Landgut
Genthod, am Ufer des Genfersees, zurück, wo er ein eingezoge-
nes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit seiner lie-
benswürdigen Gattin und seiner ausgebreiteten Correspondenz gewid-
metes Leben führte, bis er im Jahre 1793 das Ende seiner Tage er-
reichte. Bonnet war ein feiner, genauer Beobachter, ein methodischer
und bescheidener Philosoph. Er ist der einzige seiner Zeit, der die
religiöse Betrachtung in das Studium der Natur getragen, und dar-
aus nützliche Resultate für das Leben gezogen hat. Seine naturhisto-
rischen und philosophischen Werke, die anfangs einzeln erschienen,
und in zwei Sammlungen, die eine von neun Quart-, die andere
von achtzehn Octavbänden, im Jahre 1779 zu Neufchatel erschienen
und fast alle auch ins Deutsche übersetzt worden. Die namhaftesten
und berühmtesten sind seine Traité d'insectologie; Recherches
sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considérations sur
les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai ana-
litique sur les facultés de l'ame; Palingénésie philosophique
und l'Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander Graf von), unstreitig einer
der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrhunderts, wurde aus einer
angesehenen französischen Familie zu Coussac im Limousin 1672 ge-
boren. Schon im 16. Jahre kam er zur adeligen Leibgarde des Kö-
nigs, zeigte aber früh einen ausschweifenden Hang zu sinnlichen Ver-
gnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungssucht gab ihm bald Gele-
genheit, sich auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Man lernte ihn als
einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen; jeder folgte
ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; besonders genoß er
der Achtung des Marschalls v. Luxemburg. Bonneval überließ
sich nach dem ryswicker Frieden einem zügellosen Leben, sprach öfters
gegen Hof und Religion, und machte sich immer mehr Feinde, die nur
auf Gelegenheit warteten, ihm zu schaden. Indeß erhielt er beim
Ausbruch des spanischen Successionskrieges 1701 die Erlaubniß, ein
Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberster nach Italien ging,
und sich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausschweifun-
gen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel von ihm verhängten
Erpressungen schlug ihm der französische Kriegsminister weitere Be-
förderung ab, auf die er um so mehr Anspruch machen zu dürfen glaub-
te, da er nur erst von einigen erhaltenen Wunden wiederhergestellt

war; er brach daher in die heftigsten Äußerungen gegen den He den Minister und die bekannte Maintenon aus, und suchte, a er einem Verhaftsbefehle durch schleunige Flucht entgangen war, seinen Abschied an. Obgleich nun als Meineidiger seiner Ehre, Wü den und Güter, sogar seines Lebens verlustig erklärt, machte die dennoch keinen sonderlichen Eindruck auf ihn; er lebte an mehrern deutschen Höfen, und bewarb sich, da er seine Casse erschöpft um kaiserliche Dienste. Durch Fürsprache des kaiserlichen Ges trägers Tunetti in Rom und dessen Gönner, den berühmten Pr zen Eugen, sah er auch seinen Wunsch erfüllt, und wurde im J. 1706 als Generalmajor angestellt, focht nun unter Eugen gegen Vaterland, und drang im J. 1708 in den Kirchenstaat vor. In dem endlich 1714 zu Rastadt abgeschlossenen Frieden wurde durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval als Hochverräther hängte Prozeß niedergeschlagen; es wurde ihm die Rückgabe sein Güter zwar bewilligt, doch konnte er sie, da sie sein Bruder jetzt besaß, trotz eines langen Prozesses mit diesem, nicht zurückerhalten. In dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege, zwischen Österreich und den Türken, kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarschall-Lieutenant der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Österreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5. Aug. 1716) mit großer Tapferkeit, und ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während sein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und sobald es seine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde. Nach Abschluß des Friedens von Passarowitz (am 21. Juli 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; allein Leichtsinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die herausgenommene Freiheit, sich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu mischen, waren Ursache, daß dieser, um ihn zu entfernen, 1723 seine Anstellung als General-Feldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reis'te zwar nach Brüssel, war aber voll Rachsucht gegen Eugen. Er äußerte sie dadurch, daß er gegen des Prinzen Günstling, den Marquis v. Prie, der zu derselben Zeit Unterstatthalter in den kaiserlichen Niederlanden war, häufige Klagen nach Wien sandte. Es gelang ihm indeß so wenig, denselben zu stürzen, daß vielmehr der Marquis, der ein nachdrückliches Anklageschreiben gegen Bonneval nach Wien geschickt hatte, den Befehl erhielt, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu lassen. Bonneval wurde hierauf angewiesen, sich in Wien zu stellen und Rechenschaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerst nach dem Haag, wo er fast einen Monat blieb, nach Frankreich correspondirte, und einen Umgang mit dem spanischen und französischen Gesandten unterhielt. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich seine Reise dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangener auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgesprochen wurde, welches Urtheil der Kaiser dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge im Arrest bleiben sollte. Nach Ablauf dieses Jahres wurde er mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, über die tyroler Grenze gebracht; er ging nach Venedig, ließ, nachdem er bald venetianische, bald russische Dienste umsonst gesucht hatte, der Pforte seine Dienste antragen, und ging, nach einem fast

hrigen Aufenthalt zu Venedig, nach Constantinopel ab. Da
er Ruf seiner Thaten sowohl, als die Erzählung, wie menschen-
lich er einst die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging,
man ihn überall sehr gütig auf. In der öffentlichen Audienz
Großvezier ersucht, seinen Übertritt zur Mohammedanischen Reli-
zu beschleunigen, weil er dann erst zu einer öffentlichen Audienz
m Großsultan gelangen könne, willigte Bonneval, der schon
ine sehr ansehnliche Summe zu seinem Unterhalt erhielt, gern in
Religionsveränderung, von der er gegen Europäer in der Folge
gen pflegte: er habe den Turban gegen die Nachtmütze vertauscht.
hielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf sich der Be-
dung, und empfing nun den Namen Achmet Pascha; sein
ches Einkommen betrug fast 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens
rüßig, bewarb er sich um die Stelle eines Commandanten in ei-
türkischen Festung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb
Anstellung, und erst nach dessen Tode wurde Bonneval von
neuen Großvezier zum Chef der Bombardirer ernannt, in welcher
e er die Artillerie des Großsultans in mehrerer Hinsicht zu ver-
n suchte. Denn dieses allein war es, worauf ihn theils die Ei-
cht mächtiger Paschen, theils die Unentschlossenheit des Sultans
hmed V., theils die Abneigung der türkischen Truppen gegen alle
ichtungen der europäischen Kriegsdisciplin einschränkte, so nütz-
er, bei seinem glühenden Hasse gegen Österreich und bei seiner
igkeit und seinem Ehrgeize, dem türkischen Reiche hätte werden
en. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten seiner Lage hinlänglich,
starb in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1747 in einem
r von 76 Jahren. Seine Mémoires gab Desherbiers heraus,
is 1806. 2 Bde.

Bononischer Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwer-
h und etwas wenigem Thon besteht, und in der Gegend von Bo-
a in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daselbst, Namens
scariolo, der sich viel mit Goldmachen beschäftigte, entdeckte an
em Steine die Eigenschaft, daß er im Dunkeln leuchtet, wenn er
her eine Zeit lang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich stark
chtet er, wenn man ihn zu Pulver gestoßen, mit Leinöl durchknetet
calcinirt hat. Der Schwerspath thut, wenn man ihn calcinirt
, die nämliche Wirkung.

Bonstetten (Carl v.), ein geschätzter Schriftsteller, Altland-
gt zu Nyon, geb. zu Bern 1745. Er stammt aus einem uralten
iherrlichen Geschlechte im Canton Zürich; sein Vater, Carl Ema-
el war angesehener bernischer Seckelmeister. Er erhielt seine erste
ziehung in Yverdun, und dann vom 19. Jahre an in Genf, wo er
geachtet seiner Jugend täglich bei Bonnet, Stanhope, Vol-
ire, Saussure und andern ausgezeichneten Gelehrten war. Er
ng von da auf die Universität zu Leyden und nach England, wo er
it Gray in Cambridge lebte, dann nach Paris, wieder nach Bern
d ein Jahr nach Italien, das er späterhin wiederholt besuchte. —
s Schriftsteller trat er zuerst mit seinen gehaltvollen Briefen über
n schweizerisches Hirtenland auf. Im J. 1775 wurde er Mit-
ied des souveränen Raths der Republik Bern, und 1787 Landvogt
u Nyon. Während er diese Stelle bekleidete und zu Nyon lebte, wohn-
en die Musen und die Freundschaft bei ihm. Matthisson, Salis und
riederike Brun fühlten sich hier von Natur und Freundschaft zu an-
muthigen Gesängen begeistert, und Johannes Müller arbeitete hier

an der Geschichte seines Vaterlandes. (S. dessen Briefe an ... tor von Bonstetten in s. Werken Bd. 13. 1415.) Bei der ... lung der helvetischen Gesellschaft in Olten 1786 setzte er nebst ... ner eidgenossischen Freunde drei Preise für die „beste und voll... Nachricht von dem ganzen Erziehungswesen in dem einen ode... der schweizerischen Freistaaten, und die brauchbarsten Vorsch... möglichen Mittel zur Verbesserung derselben" aus. Sowohl ... als durch mehrere auf Jugendbildung hinstrebende Schriften un... mische Abhandlungen bewies er, wie sehr es ihm um die Aufn... nes Vaterlandes zu thun sei. Der Umsturz der alten Verf... wog ihn 1798, sein theures Vaterland zu verlassen und sich ... mark niederzulassen. Zu den neuen Producten seines Geistes ... seine Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden in dänischen ... und Blumen, gesammelt auf dem Wege nach Wahrheit und ...

Bonzen werden von den Europäern die Priester der im ... Asien, besonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina un... weit verbreiteten Religion des Fo genannt. Da diese Priester ... stern ehelos beisammenleben, haben sie mit den Mönchen der ... chen Kirche viel Ähnlichkeit; auch kommt das System ihrer ... und ihres Cultus mit dem katholischen in vielen Stücken überein... büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem ... dienste nicht Antheil nimmt, und sie dafür durch Schenkungen... Almosen vor Mangel schützt. Die Bonzinnen sind durch... den christlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo ... Priesterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen ... Wittwen zu Klostergelübden und gottesdienstlichen Übungen ... Beide Arten heidnischer Religiosen kennen gewöhnlich nur den ... nischen Dienst und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer ... sen Symbole zu wissen, weßhalb sie den Aberglauben, der sie ... zu erhalten suchen. E.

Boötes, auch Arktophylax genannt. Die Fabel ... Philomelus, der Ceres und des Jasion Sohn, habe, durch seinen ... der Plutus aller Güter beraubt, sich genöthigt gesehen, zu neuen Er... findungen seine Zuflucht zu nehmen, und so den Pflug verfertig... den er zwei Stiere gespannt, damit den Acker bestellt, und so ... nährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür sammt dem ... und dem Stiergespanne unter dem Namen Boötes an den Himmel ... setzt. Das Sternbild des Boötes steht in der nördlichen Hemisphäre ... ter dem großen Bären. Der Stern erster Größe in demselben heißt Ar...

Böotien, eine Landschaft Griechenlands, welche gegen N... an Phocis und die opuntischen Lokrer, gegen Osten an den Canal ... Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen West... das alcyonische Meer und Phocis grenzte; doch waren diese Gr... nicht immer dieselben. Den Namen soll das Land von Böotus, ... Sohne des Itonus und Enkel des Amphiktyon, haben. Im N... war es gebirgig, kalt und zwar von reiner, gesunder Luft, aber ... fruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber ... dichten und ungesunden Nebeln heimgesucht. Der gebirgige nörd... Theil hieß früher Aonien. Unter seinen Bergen sind in der Gesch... und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der ... messus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptproducte des ... bestanden in Ackerbau und in der Viehzucht. Die ältesten Bewo... waren die Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgische Völkerschaften, ... welche, als Böotus sich der Herrschaft bemächtigte, unter die Hellen...

n. Es entstanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönizier Kad- den Hauptstaat Theben gründete. Als nach des thebanischen Kö- Xanthus Tode die meisten Städte Böotiens sich vereinigten und Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derselben. minondas und Pelopidas erhoben sie auf kurze Zeit in die Reihe mächtigsten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geistesbil- machten in Böotien nie solche Fortschritte wie in Attika. Die tier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der rfsinn und die Lebhaftigkeit der Athenienser. Dennoch haben sie elne ausgezeichnete Geister aufzuweisen. Mehrere Thebaner wa- würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that sich eben ehr durch Kenntnisse als durch Feldherrntalente hervor; besonders en sie die Musik und zeichneten sich darin aus. Auch hatten sie ge große Dichter und Künstler. Hesiod, Pindar und die Dichterin inna sind Böotier und widerlegen die gewöhnliche Meinung von beschränkten Geistesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina von), Luthers Ehegattin, war am 29. Ja- r 1499 geboren. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von n Ältern wissen wir nur so viel, daß ihre Mutter, Namens An- aus einer der ältesten Familien Deutschlands, der von Hugewitz ugewitz), abstammte. Die Tochter wurde noch sehr jung in dem gen Fräuleinkloster Nimtschen, unweit Grimma, als Nonne ekleidet. Bald aber fühlte sich Catharina, trotz ihres frommen müths, in dieser Lage höchst unglücklich, und wandte sich, da ihre rwandten sie nicht hörten, mit noch acht andern Nonnen an Luther, en Ruf zu ihnen gedrungen war. Luther gewann einen Bürger zu rgau, mit Namen Leonhard Koppe, der in Vereinigung mit eini- andern Bürgern die neun Nonnen aus ihrem Kloster zu befreien ernahm. Dies geschah in der Nacht vom Charfreitage auf den tersonnabend, am 4. April 1523. Er brachte sie zunächst nach Tor- und von da nach Wittenberg, wo Luther für ein anständiges Un- kommen sorgte. Zugleich erließ letzterer, um seinen Feinden zu- zukommen, ein öffentliches Sendschreiben an Leonhard Koppe, wor- er unverholen bekannte, daß er die erste Veranlassung zu dieser at gewesen sei, auch Koppen zur Ausführung derselben aufgefodert be, und zwar „tröstlicher Zuversicht, Christus der nun sein Evan- ium an den Tag gebracht und des Antichrists Reich zerstört, werde r Schutzherr sein, ob's auch das Leben kosten müsse." Ferner schrieb ther an die Ältern und Verwandten der neun Jungfrauen, und hte diese zu bewegen, sie wieder zu sich zu nehmen. Den Erfolg eses Schrittes wissen wir nicht. Einige derselben wurden von wit- bergischen Bürgern in ihre Häuser genommen; andere, die noch cht zu alt waren, suchte Luther zu verheirathen. Zu letztern ge- rte auch Catharina, welche vom damaligen Bürgermeister Philipp eichenbach ins Haus genommen wurde. Luther ließ ihr unter an- rn durch seinen Freund, den wittenberger Prediger Nicolaus von msdorf, den Doctor Caspar Glaz antragen. Catharina lehnte die- n Antrag ab, erklärte sich aber bereit, dem Nicolaus von Amsdorf, er auch Luthern selbst, ihre Hand zu reichen. Luther, der im Jahre 524 seine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Ehestande cht abgeneigt, scheint indessen zu dem Entschlusse zu heirathen mehr urch Überlegung, als aus Leidenschaft, gekommen zu sein. Über- es war er Catharina damals eben nicht gewogen, weil er sie in erdacht hatte, daß sie stolz und hoffärtig sei. Um so überraschender

war seine plötzliche Verheirathung mit ihr, zu der er sich, wie er sagt, von Gott getrieben gefühlt; auch habe er ein frommes, getreues Weib bekommen. An nachtheiligen Gerüchten konnte es bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Dahin gehört die ganz grundlose Sage, daß Catharina bei der Trauung hochschwanger gewesen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen sei. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Verträgsamkeit beider Ehegatten in Zweifel gezogen, und dabei besonders Catharinen Schuld gegeben, sie sei böse und herrisch und müsse deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Gegründetetes auch letztere Sage an und für sich selbst haben mag; so scheint doch gewiß zu sein, daß Luther nicht immer und in allen Dingen mit seiner Käthe mag zufrieden gewesen sein, denn er spricht mit der ihm eigenen Treuherzigkeit eben sowohl von den Leiden als Freuden seiner Ehe. Daß er sich aber nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür spricht sein Testament, in welchem er sie, so lange sie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller seiner Habe eingesetzt, weil sie, wie er sich ausdrückt, stets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl gewesen sei, und ihm fünf noch lebende Kinder geboren und erzogen habe. Gegen die Beschuldigung, daß sie verschwenderisch gewesen, zeugt Luthers Wohlstand. Eben so grundlos wird sie von andern des Geizes beschuldigt. Als nach Luthers Tode im Jahre 1547 der schmalkaldische Krieg ausbrach, Churfürst Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und Carl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, sah sich Catharina genöthigt, Wittenberg zu verlassen und nach Leipzig zu ziehen, wo sie in die allerdrückendsten Umstände gerieth und gezwungen war, Kostgänger an ihren Tisch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte später nach Wittenberg zurück und lebte daselbst bis 1552 in Noth und Drangsal. Da aber hier wiederum die Pest ausbrach und auch die Universität nach Torgau verlegt wurde, so verließ sie abermals Wittenberg, begab sich nach Torgau, wo sie krank ankam und bald darauf am 20. Dec. 1552 starb. In der Kirche zu Torgau ist noch jetzt ihr Leichenstein zu sehen, auf welchem sie in Lebensgröße eingehauen ist.

Borax. Der natürliche Borax ist ein graulich-, gelblich- und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in sechsseitigen Säulen und flachen Pyramiden krystallisirt und in Persien und Tibet im Schlamme großer Landseen, in Sina und Potosi in Südamerika gefunden wird. Am häufigsten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt sind. Seine Bestandtheile sind Boraxsäure, Natrum und Wasser. Außer dem natürlichen giebt es auch einen künstlichen Borax, welchen man erhält, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten scheidet und mit einem Überschuß von Natrum versieht.

Borda (Jean Charles), geboren zu Dax im Departement des Landes, den 4. Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapitän, und machte sich berühmt durch seine Entdeckungen in der Mathematik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften, und in der Folge im Institute. Im Jahr 1771 machte er mit Verdune und Pingré die Reise nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küsten, Inseln und Klippen zu bestimmen, und die Brauchbarkeit verschiedener astronomischer Instrumente zu bewähren. Im Jahr 1774 bereis'te er in derselben Absicht die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste von Afrika. Darauf machte er den amerikanischen Krieg unter dem Grafen d'Estaing mit und war ihm durch seine Kenntnisse vom Seewesen sehr nützlich. Er

sultate, die daraus hervorgingen, waren zum Theil seinen Bemü-
ngen zuzuschreiben. Einige Zeit darauf besuchte er nochmals die
orischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Küste
n Afrika allein. Die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen sind
ht bekannt geworden. Borda war der Stifter der Schiffbauschule;
erfand ein Instrument von einem sehr kleinen Durchmesser, welches
Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und dessen man sich bei
Meridianmessungen bedient hat: den Multiplicationskreis, wel-
r seinen Namen unsterblich gemacht hat; ferner ein Inclinatorium
r Messung der Neigung der Magnetnadel, und viele andere Istru-
nte. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance
s fluides; une nouvelle méthode pour observer la longueur
pendule; le nouveau système des poids et mesures, adopté
r les états généraux u. s. w. Seine vorzüglichsten Werke aber
d seine 1778 in zwei Bänden erschienene Reise und seine Tables tri-
nométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er
rb zu Paris im Jahr 1799.

Bordeaux, Bourdeaux, 17° 5′ 46″ Länge, 44° 50′ 14″
rdlicher Breite, die Hauptstadt des französischen Departements der
ronde (vormals Hauptstadt von Guyenne) und eines Bezirks von
Q. Meilen und 223,863 Einwohnern, liegt am linken Ufer der
ironne, 12 deutsche Meilen von der Mündung, und zählt in 7800
äusern mehr als 90,000 Einwohner. Die etwas alterthümliche und
stre Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7
ch der umliegenden Gegend führen, 2 Vorstädte, nämlich Char-
ons und St. Severin, schöne öffentliche Plätze, angenehme Spa-
rgänge, 46 katholische und 1 protestantische Kirche, und unter den
entlichen Gebäuden mehrere theils durch Alterthum, theils durch
chönheit ausgezeichnete: z. B. das Rathhaus Lambriere, worin vor
iten die Herzoge von Guyenne residirten, und später das Parla-
nt seiner Sitz hatte, die Börse, das Hôtel des fermes, das Thea-
, das Vauxhall, den von Buonaparte im Jahr 1810 erbauten
alast, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche blos
rch die Ebbe und Fluth in Bewegung gesetzt wird. — Bordeaux ist
cht regelmäßig befestigt, aber mit Mauern und festen Thürmen um-
ben. Die kleinen Forts Ha und St. Louis oder St. Croix ver-
eidigen den vortrefflichen Hafen, in welchen die größten Kauffahrtei-
hiffe ohne Schwierigkeit mit der Fluth, die oft bis 12 Fuß steigt,
n Strom heraufkommen können. — Wenn Marseille die erste Han-
lesstadt in Frankreich ist, so ist Bordeaux ohne Zweifel die zweite.
ie Zahl der eigenen Kauffahrteischiffe wird auf 300 angeschlagen. In
riedenszeiten werden im Durchschnitt allein 100,000 Orhoft Wein
nd 20,000 Orhoft Franzbranntwein ausgeführt, die übrigen Aus-
hrartikel bestehen in Weinessig, getrockneten Früchten, geräucher-
m Fleisch, Brennholz, Terpentin, Glasflaschen, Kork, Honig
s. w. Eingeführt werden: Colonialwaaren aller Art, englisches
inn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Färbestoffe, Zimmer- und
chiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleisch, Käse
s. w. Die Messen, welche im März und October hier gehalten
erden, sind von der größten Wichtigkeit für ganz West-Frankreich.
m Wallfisch- und Stockfischfang nimmt die hiesige Kaufmannschaft
ittelbaren Antheil durch die Häfen von Bayonne, St. Jean de Luz
nd St. Malo. Bordeaux ist der Sitz eines Erzbischofs, dem die
ischöfe von Poitiers, la Rochelle und Angoulême als Suffragane

untergeordnet sind (sonst führte er den Titel, Primas von Aquitanien), eines protestantischen Consistoriums, eines Präfecten, der 11. Forstconservation und des commandirenden Generals der 11. Division. Es hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine 1441 gestiftete Universität, eine 1712 gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bänden besitzt, eine 1670 gestiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künste, ein Taubstummeninstitut, eine Handels= und Schifffahrtsschule u. s. w. Unter den Fabriken zeichnen sich aus: 14 Zuckersiedereien, mehrere Glashütten, Töpfereien, Wollenwaaren= und Spitzenmanufacturen. Bordeaux ist das Burdigala der Römer. Im 5. Jahrhundert besaßen es die Gothen, und die Normannen suchten es verschiedentlich heim mit Brand und Plünderung. Später herrschten hier die Herzoge von Guyenne. Durch die Verheirathung Eleonorens, der Tochter Wilhelms X., des letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber diese Fürstin 1152 von ihrem Gemahl verstoßen ward, und sich nachmals mit dem Herzoge von Normandie vermählte, der später den Thron von England bestieg, so fiel es diesem letztern Reiche zu. Hierher führte Eduard, der schwarze Prinz, nach der Schlacht bei Poitiers den gefangenen König Johann von Frankreich, und es blieb 11 Jahre lang seine Residenz. Erst unter Carl VII. kam es wieder an Frankreich. Im Jahr 1548 empörte sich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern strenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptsitz der Girondisten von den Schreckensmännern fast, wie Lyon und Marseille verheert. Der Druck des Continentalsystems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleonischen Regierung abgeneigt, und sie waren es, die sich am 12. März unter allen Franzosen zuerst für das Haus Bourbon erklärten. Der römische Dichter Ausonius war von Bordeaux, Montaigne und Montesquieu aus dessen naher Umgegend gebürtig; der letztere liegt dort in der St. Bernhards=Kirche begraben.

B o r d e a u x = W e i n e werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, sondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachsenden Weine genannt. Man hat r o t h e und w e i ß e Sorten. Die bekanntesten rothen sind: Margeaux, Haut=Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac u. s. w.; der letztere ist der vorzüglichste und theuerste. Unter den weißen erwähnen wir den Graves als den kostbarsten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues u. s. f. Unter den Graves=Weinen sind die gesuchtesten die von Haut Brion, Merignac, Pessac, Loignon u. s. w. Unter den Medoc=Sorten die von Lafitte, Latour und Mergeaux. Fast alle Bordeaux=Weine brauchen einige Zurichtung, damit sie sich halten und verfahren werden können. Jung ist keiner brauchbar; manche müssen 4 bis 6 Jahre liegen, bis sie die gehörige Qualität bekommen. Unter den Namen Bordeaux=Weine begreift man auch noch verschiedene hochländische Weine, als den Gaillac, Bergerac, St. Foi, Frontignac, Cahors und Muscateller von Bezieres. Sie machen den wichtigsten Zweig des französischen Weinhandels aus, denn man rechnet, daß selbst in mittelmäßigen Jahren über 100,000 Oxhoft aus dem Lande gehen.

Boreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebst den Haupt- und Barthaaren voll Schneeflocken waren; statt der Füße hatte er Schlangenschwänze, und mit dem Schweife, den er von seinem Kleide nachschleppte, regte er Staubwolken auf. Die Alten erzählten von dem Boreas, den sie einen Sohn des Asträus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und sein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eifersüchtig dessen Wurfscheibe so geleitet habe, daß sie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niedersank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Kleopatra und Chione, den Kalais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzuge beiwohnten. **Borealisch**, nördlich, mitternächtlich.

Borghese eine römische Familie, welche aus Siena stammt. In dieser Republik bekleidete sie seit der Mitte des 15 Jahrhunderts die höchsten Ämter. Papst Paul V., der zu diesem Geschlechte gehörte, und im Jahr 1705 den päpstlichen Stuhl bestieg, überhäufte seine Nepoten mit Ansehen und Reichthum, so viel er vermochte. Er ernannte im Jahr 1707 seinen Bruder Francesco Borghese zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechthaltung der päpstlichen Rechte gegen Venedig beorderte; er verlieh das Fürstenthum Sulmone an Marco Antonio Borghese, den Sohn seines Bruders Giovanni Batista, sicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thalern zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern seiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borghese annehmen. Von Marco Antonio Borghese, Fürsten von Sulmone, stammt die reiche und mächtige Familie der Borghesi, welche noch heute in dem Fürsten **Camillo Borghese** (s. den folg. Art.) und dessen Bruder Franz, Fürsten Borghese-Aldobrandini, fortblüht.

Borghese (Camillo, Phil. Ludw. Fürst), vormaliger Herzog von Guastalla, italienischer Prinz, Prinz von Frankreich rc., geb. d. . August 1775 zu Rom ein Sohn des Marco Antonio Borghese. Als die Franzosen in Italien eindrangen, nahm er Dienste in ihrer Armee, zeigte viel Anhänglichkeit an Frankreichs Sache, insbesondre an den General Buonaparte, kam 1803 nach Paris und heirathete Napoleons zweite Schwester **Pauline**, Wittwe des Generals Leclerc. 1804 ward er französischer Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion, und beim Ausbruch des Krieges gegen Österreich 1805 Escadronschef in der kaiserlichen Garde. Nach Beendigung desselben erhielt seine Gemahlin das Fürstenthum Guastalla, und er ward zum Herzog von Guastalla erhoben. Nachdem er den Feldzug von 1806 gegen die Preußen und Russen mitgemacht, und darauf nach Warschau geschickt worden, um die Polen zu einem Aufstande vorzubereiten, ernannte ihn der Kaiser zum General-Gouverneur der Provinzen jenseits der Alpen. Als solcher hielt er seinen Hofstaat in Turin, und machte sich durch sein gefälliges Wesen bei den Piemontesern beliebt. Seine Gemahlin war selten um ihn. Mit ziemlicher Gleichgültigkeit machte er 1814 Napoleons Thronentsagung bekannt, und befahl der Armee und den Behörden, Ludwig XVIII. als König zu erkennen, capitulirte gleich darauf mit den Österreichern, übergab ihnen alle feste Plätze in Piemont, und begab sich nach Rom. Seit der Zeit hob er alle Verbindung mit der Familie Buonaparte auf und trennte sich von seiner Gemahlin, die (geb. 20. Oct. 1780) seit 1816 auf ihrer Villa Sciarra zu Rom lebt. Der Fürst hatte der französischen Regierung für die Summe von 8 Mill.

Fr. 322 Kunstdenkmähler verkauft, die seit mehreren Jahren eine Zier des unter dem Namen der Villa Borghese (s. Rom) bekannten Palastes seiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehrere Kunstwerke vom ersten Range waren, z. B. der Borghesische Fechter, der Hermaphrodit, der Silen, der sterbende Seneca, Amor und Psyche u. s. w. Buonaparte hatte die Kaufsumme in Nationalgütern in Piemont geleistet, welche 1815 der König von Sardinien unter Sequester nahm; zugleich aber bekam der Fürst in Folge der zweiten Invasion der Alliirten einen Theil jener Kunstschätze zurück. Er lebt jetzt zu Florenz, nachdem er Lucedio in Savoyen 1818 für 3 Mill. Fr. verkauft hat. Im Königreiche Neapel besitzt er die Fürstenthümer Sulmona und Rossano.

Borgia (Cesare), zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Papstes Alexander VI. und einer römischen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jeder Hof eine Schule der Falschheit und Immoralität war, wo politische Verbrechen ohne Scheu begangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein System und trieb die Frechheit und Treulosigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürsten haben mehr Blut vergossen, schrecklichere Rache geübt, grausamere Strafen verhängt; dennoch ist kein Name mit einer größeren Infamie gebrandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenschaft hingerissen; bei Borgia war alles besonnene Überlegung. Das Heiligste, Moral, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkür zu Erlangung seiner Zwecke. Sein Vater, der 1492 Papst geworden war, bekleidete ihn im folgenden Jahre mit dem Purpur. Als Carl VIII. von Frankreich Italien eroberte, und in Rom einzog, mußte Alexander mit ihm unterhandeln und gab Cäsar Borgia zum Unterpfande seiner Versprechen; allein dieser entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des Königs. Alexander verlieh seinem ältesten Sohne, der von dem Könige von Spanien das Herzogthum Gandia erhalten hatte, im Jahre 1407 das Herzogthum Benevent nebst den Grafschaften Terracina und Ponte Corvo. Cäsar ward darüber eifersüchtig, und als der Herzog von Gandia acht Tage nach der Investitur ermordet und in die Tiber geworfen ward, klagte die öffentliche Meinung Cäsar Borgia dieses Brudermordes an. Sein Vater schien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um sich dem Kriegsstande zu widmen, und schickte ihn das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Dispensations-Bulle zu überbringen. Ludwig nahm die Allianz des Papstes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die Willfährigkeit, die sein Vater ihm bewiesen, gab ihm das Herzogthum Valentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 Livres, und versprach ihm Unterstützung bei den Eroberungen in Italien, für welche Borgia schon Entwürfe machte. Er vermählte sich im Jahre 1499 mit einer Tochter König Johanns von Navarra, und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerst unternahm er die Eroberung von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieser Ungerechtigkeit aufzusuchen, verjagte die rechtmäßigen Besitzer des Landes, ließ sie zum Theil meineidiger Weise ermorden und sich im Jahre 1501 von seinem Vater zum Herzoge von Romagna ernennen. In demselben Jahre entriß er Jacob von Appiano das Fürstenthum Piombino; auch versuchte er, jedoch vergebens, sich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino angreifen wolle und

oderte dazu Soldaten und Geschütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieser, aus Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, schickte ihm, was er verlangte, und Borgia bemächtigte sich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward hierauf mit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der Stadt, nebst seinen beiden Söhnen, auf Borgia's Befehl erdrosselt. Dieses Schicksal bereitete er allen, die er beraubte; er sparte weder Meineide noch Verbrechen, sie zu verderben. Die sich ihm nicht in die Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und den Dolchen der Meuchelmörder. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieses Ungeheuers zu begünstigen, und zog seine Hülfstruppen zurück. Borgia ging sogleich nach Mailand zum König, überredete ihn, daß ihr Interesse genau mit einander verbunden sei, und erhielt aufs neue ein Hülfscorps von ihm. Unterdessen hatten sich alle kleine Fürsten verbunden und Soldaten versammelt, um ihre Existenz zu vertheidigen; aber Cäsar Borgia wußte sie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu setzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte sich ihrer Länder, und sah kein Hinderniß mehr, von seinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 17. August 1503 Alexander VI. starb. Zugleich befiel Cäsar Borgia eine schwere Krankheit zu derselben Zeit, wo seine ganze Thätigkeit und Geistesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er sich der Schätze Alexanders VI. zu bemächtigen, versammelte seine Truppen in Rom und knüpfte sein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben standen auch seine Feinde wider ihn auf; einer der erbittertsten darunter war der neue Papst Julius II. Borgia wurde gefangen genommen und nach Spanien gebracht, wo er zwei Jahre lang in Gefangenschaft blieb. Er entfloh endlich zu seinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit diesem in den Krieg gegen die Castilianer, und ward den 12. März 1507 durch einen Schuß vor dem Schlosse von Viano getödtet, wo man ihn ohne Ehren begrub. Übrigens war Cäsar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und beschützte die Wissenschaften, machte sogar Verse, und besaß eine so gewandte Beredsamkeit, daß er selbst diejenigen verführte, die gegen seine Täuschung am meisten auf der Hut zu sein glaubten. Machiavelli schildert in seinem Principe den Cäsar Borgia, stellt ihn aber keineswegs als ein Muster zur Nachahmung auf.

Borgia (Stefano), Cardinal, Präfect der Congregation der Propaganda und einer der edelsten Beschützer der Wissenschaften im achtzehnten Jahrhundert. Er war 1731 zu Veletri geboren und erhielt seine erste Erziehung bei seinem Oheim, Alessandro Borgia, Erzbischof von Fermo. Schon früh zeigte er Geschmack an den Alterthumsstudien, ward in einem Alter von neunzehn Jahren Mitglied der etruskischen Akademie zu Crotona und begann seitdem zu Veletri ein Museum von Alterthümern zu sammeln, daß mit der Zeit vielleicht die reichste Privatsammlung dieser Art wurde. Benedict XIV., der ihn kennen lernte, ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretär der Propaganda. Dies Amt, das er achtzehn Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerstreuten Missionaren, und er benutzte dieselbe zur Bereicherung seiner Sammlung von Handschriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und sonstigen Denkmählern aller Art. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich, um seine administrativen Ta-

lehte zu benutzen, zum Oberaufseher der Findelkinder. Er verwaltete dies Amt drei Jahre und erwarb sich in dieser Zeit durch seine nachahmungswerthen Einrichtungen große Verdienste. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeist im Jahr 1797 sich auch dem Kirchenstaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände Borgia's und gesellte ihm noch zwei Cardinäle zu. Es gelang ihm, bis zum 15. Februar 1798 die Ordnung zu erhalten und jeden Mord zu verhüten. Als aber bei der Erscheinung der Franzosen an den Thoren Roms der Papst sich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal Borgia verhaftet und erhielt seine Freiheit nur mit dem Befehl wieder, die römischen Staaten zu verlassen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er sich mit den Wissenschaften und mit den Missionsangelegenheiten auf das eifrigste beschäftigte. Erst im Gefolge Pius VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete seine ganze Thätigkeit der Reorganisation einzelner Verwaltungszweige und starb im November zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papste folgen wollte. Seine Verdienste um die Wissenschaften sind groß und mannichfaltig. Er war im höchsten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verstattete er die Benutzung seiner kostbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. einzelne Theile beschrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterstützte er auf alle Weise und selbst mit Aufopferung. Er versagte sich jeden Aufwand, ja man sah ihn selbst seine silbernen Schuhschnallen verkaufen, um das Geld für sein Museum anzuwenden. Seine eignen Werke sind außer Italien wenig bekannt.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforscher, geboren zu Carlsburg in Siebenbürgen am 26. December 1742, studirte bei den Jesuiten in Wien, war sechzehn Monate lang ein Mitglied dieses Ordens, widmete sich nun in Prag dem Studium der Naturwissenschaften, und machte darauf eine gelehrte Reise durch Holland und Frankreich. Nach seiner Rückkehr legte er sich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde, wurde 1770 Beisitzer in dem obersten Münz- und Bergmeisteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. Um das kaiserl. königl. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beschreiben, wurde er 1776 nach Wien berufen, ward daselbst 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, litt viele Jahre lang an einem chronischen Gichtübel, und starb am 28. August 1791. Born besaß außerordentliche Geisteskräfte, übersah jeden Gegenstand mit seltener Leichtigkeit, verstand und sprach die bekanntesten europäischen Sprachen, und besaß nebst seiner Hauptwissenschaft, der Mineralogie, in den meisten übrigen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die Verbesserung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, worüber er das wichtige Werk herausgab: Über das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarz-Kupfer und Hüttenspeise, Wien, 1768. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigsten Dienste geleistet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beschreibungen seines eigenen, des kaiserlichen und des Radischen Cabinets; durch seine Briefe über Mineralgegenstände 1774, und viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Gesellschaften. Überhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichste. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote stand, zeigt seine Monachologie,

(Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satire auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden.

Borneo, eine zu Asien, und namentlich zu der Sunda-Gruppe gehörige Insel; die größte unsers Erdballs, mit Ausnahme des Continents Neu-Holland. Sie wird vom Äquator durchschnitten, und erstreckt sich von 125° — 138° Länge, 4° 12′ südlicher, bis 7° 30′ nördlicher Breite. Sie enthält 14,250 Q. Meilen mit ungefähr fünf Millionen Einwohnern. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt. An der Westküste dauert die Regenzeit vom November bis zum Mai, und das Thermometer schwankt Mittags zwischen 22 — 26 Gr. Reaumur. Die Küste ist wenigstens drei bis vier Stunden weit in das Land hinein sumpfig, wodurch die Luft der Gesundheit der Europäer nachtheilig wird. Ein Theil des Landes ist gebirgig. Da die Europäer sich noch nirgends weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land gewagt haben, so ist die nähere Beschaffenheit desselben fast unbekannt. Eine hohe mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Krystallberge, und einen der höchsten Gipfel dieses Gebirges bildet der Vulkan Tigabla, dessen Ausbrüche oft mit bedeutenden Erdbeben verbunden sind. Aus einem großen in diesen Gebirgen liegenden Binnensee sollen die meisten Flüsse des Landes ihren Ursprung nehmen. Viele dieser Flüsse sind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein schiffbar. Borneo ist reich an Producten des Mineralreichs. — Seine Bergwerke liefern viele Diamanten, unter denen Stücke von 20, 30 bis 40 Karat nicht selten vorkommen. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürsten, alles übrige den Unternehmern der elend gebauten Gruben. Gold, Eisen, Kupfer und bleihaltiges Zinn findet sich in verschiedenen Gegenden des Landes, und fast alle Flüsse führen nicht blos Goldsand, sondern zuweilen sogar Diamanten mit sich. — Perlen und Perlmutter werden häufig an den Küsten gefunden. — Die Vegetation ist reich an nützlichen und kostbaren Producten. Pfeffer wird in Menge hervorgebracht, und der Kampferbaum von Borneo liefert dieses Gummi in der vorzüglichsten Qualität. Viele Küstengegenden liefern dauerhaftes und schlankgewachsenes Schiffbauholz. Starkes Hornvieh findet sich vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Herden von Rothwild und wilden Schweinen durchstreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigste vierfüßige Thier ist jedoch der hier einheimische Orang-Outang. Die Schwalbenart, deren Nester gegessen werden, und der Paradiesvogel finden sich überall längs der Küsten des Landes. Die Ureinwohner von Borneo sind eine negerartige Gattung. Sie allein bewohnen das Innere des Landes, und die Benennungen Eidabaner, Jdaar, Biadschus, Dajakfors, Horafuras, Maruhts und Papuans scheinen blos die unter mancherlei Oberhäuptern stehenden Stämme des nämlichen Volks zu bezeichnen. Alle stehen auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Cultur. Blutrache und Mord des Beleidigers sind Ehrenpuncte für den waffenfähigen Mann. — Eben so gehört es zur Etikette, am Grabe eines angesehenen Mannes einen oder mehrere Sklaven zu schlachten. Die Mündungen der Flüsse werden von den Badschu's bewohnt, die oft ohne festen Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reichern Fischfange nachziehen. An den südlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Islams ein schwarzgelber, kleiner, träger Mohammedanischer Völkerstamm, unter dem sich jedoch geschickte Arbeiter in Gold, Silber

und Holz finden. Die durch das ganze indische Meer zer... Malaien sind auch hier nicht selten — Zu den bekanntesten ... dieser Insel gehören die Reiche Borneo, Sambas, Hermates ... kabana, Landak, Banjermassing u. s. w. Vor alter Zeit ... das Reich von Borneo über die ganze Insel und einen ... Philippinen, namentlich Solu und Maghindano, erstreckt ... Beherrscher sollen von chinesischer Abkunft gewesen sein. — Im 1627 kamen die Portugiesen hierher, durften sich aber erst ... Banjermassing niederlassen, wovon sie jedoch bald durch ... Mord wieder vertrieben wurden. Die Versuche der Engländer ... und 1774, hier ein Etablissement zu bilden, waren vergeblich ... den Holländern gelang es, mit dem Fürsten von Banjermassin ... nen Handelstractat zu schließen und 1643 ein Fort und eine ... bei dem Dorfe Tatas, und 1778 eine zweite zu Pontiana ... Sukkadana und Landak zu errichten. Im letzten Kriege nahm ... Engländer das Fort von Tatas, wie viele andere holländische ... lassungen in Besitz. Auf der Nordwestseite der Insel liegt die ... Borneo an einem breiten, beständig mit Fahrzeugen bedeckten ... 114° 44′ östlicher Länge von Greenwich, 4° 56′ nördlicher ... Sie ist die Residenz des Sultans, dem die Fürsten von Mekka ... das, Klakka und Palo lehnspflichtig sind. Borneo hat an 3000 ... auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuser, ... der Boden sehr sumpfig ist, so findet die meiste Communication ... mittelst kleiner Canäle Statt, welche die Stadt nach allen ... gen durchkreuzen. Die Wochenmärkte, welche gleichfalls auf ... Wasser gehalten werden, haben deßhalb nicht einmal einen festen ... und das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen ... ist heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo ... hauptsächlich Pfeffer, Muscatnüsse, Ebenholz, Kampfer, ... Rohr, Bambusstöcke, wohlriechende Harze, Benzoe und ... Vogelnester.

Borromäische Inseln (wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen auch Isole de conigli genannt), vier kleine Inseln ... Lago Maggiore, einem See in Oberitalien, der 10 Meilen lang ... 1½ Meile breit ist, und davon der größere Theil zu Piemont ... der kleinere zu dem lombardischen Königreiche gehört. Die Umgebungen dieses Sees sind äußerst reizend, indem seine Ufer mit ... Hügeln, vielen Ortschaften, Landhäusern, Weinbergen, Gärten ... stanienwäldchen und Alleen besetzt sind. Die Borromäischen Inseln ... ihren Namen von der Familie Borromeo, welche schon seit Jahrhunderten im Besitze der reichsten Ländereien in der Nähe des Lago Maggiore war. Einer aus dieser Familie, Namens Vitaliano Borromeo, ließ 1671 auf drei nackte Felsen in diesem See Gartenerde auf... und Terrassen aufmauern. So entstanden die Inseln, Isola bella, Isola madre, l'Isolino und Isola superiore oder del Pescatori, wovon die beiden erstern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt ... Die Isola madre liegt mehr in der Mitte des Sees, ist mit einer Menge Fasanen bevölkert, und gefällt mehr durch die Einfachheit ... Isola bella. Auf sieben Terrassen befinden sich, außer einem zum ... zen eingerichteten Garten, Cypressen, Lorbeeren, Kastanien ... Myrthen. Ein Gärtner wohnt mit seiner Familie darauf. Die Isola bella gleicht, trotz ihrer mannichfaltigen Schönheiten, in mancher Hinsicht einem Conditoraufsatze, und ist mit zu vielem Kunstschnörkel überladen. Sie prangt mit einem schönen Schlosse von vier Sto...

erken, das nahe am Ufer liegt, und einige Monate von dem Gra-
n Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es
it den Gärten zusammen. Die Gärten sind im französischen Ge-
schmack und auf zehn Terrassen, die pyramidenförmig immer sich ver-
kleinernd hinauflaufen, gepflanzt. Von einer zur andern führen breite,
schöne Treppen. Das Ganze hat das Ansehen einer abgestumpften
Pyramide, auf deren Spitze ein kolossales Einhorn, das Wappen der
Borromäer, steht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu
schönen Hecken verbunden oder zu Lauben sich wölbend, hauchen hier
re Wohlgerüche aus, hochstämmige Lorbeerbäume bilden einen klei-
en Hain; man sieht Myrthen und Cypressen, nebst Granatbäumen,
eren Früchte hier zur Reife gelangen; denn die Berge, welche den
See bekränzen, dienen den Inseln zur Schutzmauer gegen die kalten
Winde. Jedoch ist das Klima der Isola madre milder, als das der
Isola bella, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronen-
bäume 2c. im Winter durch darüber gedeckte Breter geschützt, auch
sogar bei stärkerer Kälte Kohlpfannen darunter gesetzt werden müssen,
welches auf der erstern nicht geschieht. Die Isola del Pescatori ent-
hält nichts Merkwürdiges. Ihre Einwohner sind Fischer, welche mit
Fischen nach Mailand und Piemont handeln.

Börse heißt in Handelsstädten ein ansehnliches Gebäude, wo die
Kaufleute (meistentheils gegen Mittag und Abend) zusammenkom-
men, um über alles, was Handlung und ihre Geschäfte betrifft, Un-
terhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechseln, Geld, Waaren
u. dergl. anzustellen. Die Benennung soll von einer adeligen Familie,
van der Beurse, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren
Hause die Kaufleute ihre Versammlungen hielten. — An mehrern
Orten, z. B. zu London, Amsterdam, Antwerpen, sind es die präch-
tigsten, Palästen ähnliche Gebäude. — Börsenalte, Börsenvor-
steher sind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Recht-
schaffenheit und ihrer vorzüglichen Einsichten von den übrigen zu Vor-
stehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannschaft-Privi-
legien und Rechte 2c. sich angelegen sein zu lassen. — Börsenhalle
in Hamburg, ein bei der hamburger Börse für Rechnung eines unter-
nehmenden Mannes, van Hostrup, in neuern Zeiten erbautes gro-
ßes Gebäude, worin die hamburger Geschäftsleute aller Art, wie auch
Fremde, sich versammeln. Die in einem eigenen dazu bestimmten Buche
eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilen, ge-
ben den Stoff zu der Zeitung: Börsenhall-Liste, die 1811 un-
terdrückt wurde, jetzt aber wieder erscheint.

Borysthenes (der heutige Dneper), einer der größten Flüsse
in Europa, dessen Ursprung man zu Pomponius Mela Zeiten noch
nicht kannte. Ptolemäus setzt ihn auf den Berg Budinas. Nachher
nannte man den Borysthenes Danapris, woraus der heutige Name
entstanden ist.

Boscan Almogaver (Juan), ein berühmter spanischer Dich-
ter, wurde gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Barce-
lona geboren und starb 1540 oder bald darauf. Seine Ältern, die zu
dem ältesten Adel gehörten, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung.
Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt sich unter
andern 1526 an demselben zu Granada auf. Da er mit den Vorzügen
des Körpers zugleich ausgezeichnete Geistestalente verband, konnten
die Waffen ihn nicht der Beschäftigung mit den Wissenschaften entzie-
hen. Seine edeln Sitten und sein liebenswürdiger Charakter erwar-

ben ihm die Kunst der Kaisers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs Alba übertragen, der nach Garcilaso seinem Unterrichte die großen Eigenschaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete sich mit Donna Anna Giron de Revolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anständiger Umgebung zu Barcelona und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war damit beschäftigt, seine Werke zu sammeln und mit den Werken seines vor ihm verstorbenen Freundes Garcilaso herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntschaft mit Antonio Navagero, einem italienischen Gelehrten, der als Gesandter der Republik Venedig bei dem Kaiser war, ward Boscan veranlaßt, verschiedene italienische Versmaße im Spanischen zu versuchen. So ward er der Schöpfer des spanischen Sonetts, und bediente sich mit Garcilaso zuerst zum Behuf poetischer Episteln, Elegien 2c. der Terzine. Überhaupt führte er zuerst die italienischen Formen im Spanischen ein, und machte durch diese Neuerung, die eben so viel Tadel als Beifall unter seinen Zeitgenossen fand, Epoche. Boscans Gedichte sind noch in gerechtem Ansehen, dagegen sind seine übrigen literarischen Arbeiten, meist Übersetzungen, vergessen.

Böschung oder Abdachung, die Schräge, die einem Walle oder einer Ufermauer gegeben wird, um sie desto fester zu machen.

Böse (in der Sittenlehre). Der Begriff des Bösen, so wie der des Guten, hat immer eine Beziehung auf empfindende und denkende Wesen, das heißt mit andern Worten, auf Personen und nicht auf Sachen. Von todten Massen sagt man nicht, daß sie gut oder böse sind, weil nur in Hinsicht auf gewisse Zwecke etwas gut oder böse sein kann. Im allgemeinsten Verstande heißt mithin dasjenige böse, was die Zwecke denkender Wesen, oder der Menschen, zerstört. Aber dieses Zerstören muß einen Willen voraussetzen, das heißt, es muß selbst von denkenden Wesen herrühren. Das Böse ist entweder in jeder, oder nur in gewisser Hinsicht böse, je nachdem es ohne Ausnahme die Zwecke zerstört, oder nur theilweise. Und da der Zweck theils ein wesentlicher, theils ein zufälliger oder willkürlicher sein kann, so ist das Böse entweder ein wesentliches oder zufälliges. Das wesentliche Böse ist in aller Hinsicht böse, das zufällige aber nur unter gewissen Bedingungen.

Bosnien, $32\frac{1}{2}°$ bis $35\frac{1}{2}°$ östl. Länge, 43 bis 45° nördl. Breite, eine türkische Provinz in Europa, mit dem Titel eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandschakschaft Bielogrod) zwischen den Flüssen Unna und Verbas, ein Stück von Dalmatien und Herzegowina umfaßt, und das nördlich an Slavonien, westlich an Croatien, südlich an Dalmatien und das adriatische Meer, und östlich an Servien grenzt. Der Flächeninhalt besteht aus 730 Q. Meilen mit 850,000 Einwohnern, welche meistens slavischen Ursprungs, Bosniaken und Morlaken, sind, unter denen sich aber auch 50,000 Mann türkischer Miliz befinden. Die Eingebornen bestehen aus zwei Drittheilen Christen, meist griechischer Confession, und einem Drittheil Türken, Juden und Zigeunern. Das Land ist gegen Norden eben, im Süden aber bergig und mit Wald bewachsen. Die Hauptgewässer sind die Save (Sau-Strom), der Verbas, die Bosna, Nama und Drina. Bosnien hat guten Acker-, Obst- und Weinbau, die Viehzucht ist ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eisen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Industrie-Pro-

ucte sind blos Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge. Im zwölften nd dreizehnten Jahrhunderte gehörte Bosnien zu Ungarn. 1339 kam s an den servischen König Stephan, nach seinem Tode blieb es ein elbstständiges Reich, und der Ban Twartko nahm 1370 den Königstitel an. 1401 ward es dem Türken zinsbar und seit 1463 ist es eine ürkische Provinz. Es wird in den südlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Nieder-Bosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzegowina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiser Friedrich III. 1440 dem damaligen Fürsten dieses Landestheils den Herzogstitel beilegte. Die Hauptorte und Residenzplätze der türkischen Militär-Commandanten sind: Trawnik, die Residenz des Pascha von Bosnien, Banatsch, Iwaneku, Solina, Jaytza und die Hauptstadt des Landes Bosna Serai oder Sarajewo, italienisch Seraglio, am Zusammenfluß der Milliazza mit dem Bosnastrome, mit 15,000 meist elenden Häusern und ungefähr 60,000 Einwohnern, die Garnison von 10,000 Janitscharen mitgerechnet. Die plump befestigte Citadelle liegt in einer Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des regierenden Großherrn.

Bosporus. Dieser Name wurde zuerst der Meerenge beigelegt, welche aus dem schwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führte, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Io hier übersetzte, oder weil die Meerenge so schmal ist, daß bequem ein Ochse hindurchschwimmen kann. Nachher, als man andere Meerengen auch mit diesem Namen belegte, unterschied man jene durch den Beisatz Bosporus Thracicus. In der Mitte dieses Canals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke schlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier ist er nur fünf Stadien breit. — Bosporus Cimmericus hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem schwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Jetzt heißt diese Straße Bocca di S. Giovanni oder Estretto di Caffa, Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiener ihr beilegten. — Außerdem aber führte im Alterthume auch ein Reich den Namen Bosporus, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Giertsch), einer milesischen Colonie auf der taurischen Halbinsel, errichteten dieses Reich 479 vor Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartakus war der erste König. Unter seinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küste von Asien ausgedehnt, und sein Sohn Leukon brachte 300 Theodosia dazu, half der Handlung auf, und erwarb seinem Stamme den Beinamen der Leukoniden. Spartakus III., des vorigen Sohn, scheint mit seinen Brüdern das Reich getheilt, und dem Satyrus den asiatischen Theil überlassen zu haben. Leukanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieser Tribut wurde in der Folge so drückend, daß Parisades, der letzte der Leukoniden, es vorzog, sich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und seinem Sohn zum Könige von Bosporus einsetzte. Dieser brachte sich selbst um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, so gaben die Römer das Land (64) seinem jüngsten Sohne, der später ermordet wurde. Die Römer besetzten hierauf den Thron mit verschiedenen Fürsten, die sich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieser Stamm 259 ganz ausgestorben war, bemächtigten sich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Chersoniden ganz entrissen.

Bosse oder Rondebosse nennt man, im Gegensatze der auf einem Relief vorgestellten Figuren, die völlig freie Ausführung der-

selben: Modelle von Statuen von Gyps oder gebrannter Erde, ...
Statuen in Erz und Stein. — Bossiren (gemeiniglich, aber
richtig pussiren), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs er...
Arbeit machen. — Ein Wachsbossirer, der in Wachs bildet.

Bossuet (Jacques Benigne), Bischof von Meaux, war
Dijon den 27. September 1627 geboren. Seine Familie stand
großem Ansehen vor den Schranken. Er war sechs Jahre alt, als
Vater sich in Metz niederließ, um als Rath in das dort erri...
Parlament zu treten, und blieb mit seinem Bruder zu Dijon ...
Jesuitencollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateinische B...
die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöschlichen E...
auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt, ward er von seinen Ältern ...
Paris geschickt, wo er das Collegium von Navarra besuchte, ...
Großmeister Nicolas Cornet ihn bald so lieb gewann, daß er ein ...
gnügen darin fand, mit jenem ernsten Wohlwollen, welches der ...
gend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geschickt ist, den Geist ...
Jünglings zu bilden. Bossuet studirte unter der Anleitung ...
würdigen Lehres mit rastlosem Eifer Griechisch und die heilige Sc...
verband aber damit zugleich die Lectüre der Meisterwerke des A...
thums und das Studium der Cartesianischen Philosophie. In sei...
sechzehnten Jahre legte er bereits die glänzendsten Proben seiner ...
redsamkeit ab. Er ward im Jahr 1652 Doctor der Sorbonne, ...
begab sich nach Metz, wo er zum Kanonikus ernannt worden ...
Hier erbaute er durch Wort und Beispiel, bekam von dem B...
den Auftrag, den Katechismus des protestantischen Predigers ...
Ferri zu widerlegen, und vollzog diesen Auftrag auf eine Weise, ...
auch seine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (A...
von Österreich) wurde dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung ...
Protestanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Diese Ang...
genheiten riefen ihn oft nach Paris, wo er durch seine Predigten ...
allgemeinen Wunsch erweckte, daß er sich hier niederlassen möchte...
dagegen schien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. Im Jahr ...
aber berief ihn jene Fürstin nach Paris und ernannte ihn zum ...
prediger. Bossuets 1668 gehaltene Einweihungsrede des Marsc...
Turenne, der zur katholischen Kirche übertrat, erwarb ihm das ...
thum von Condom. 1670 übertrug ihm der König die Erziehung ...
Dauphins, worauf er 1671 sein bischöfliches Amt niederlegte, weil
es für pflichtwidrig hielt, dasselbe bei seiner beständigen Abwesen...
von seiner Gemeinde beizubehalten. Um diese Zeit hielt er die ...
chenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinz...
die plötzlich an einem glänzenden Hofe, dessen Zierde sie war, in ...
Blüthe ihrer Jahre starb. Es herrscht in derselben, wie in allen ...
nen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredsamkeit. ...
letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten ...
wird für ein Meisterstück in dieser Gattung des Styls angese...
Die männliche Kraft seiner Reden wußte er in den zum Unterr...
seines königlichen Zöglings bestimmten Discours sur l'histoire u...
verselle glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die ...
ziehung dieses Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des ...
Almoseniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von M...
belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein ...
darauf die des ersten Almoseniers der Herzogin von Bourgogne. ...
Sitten und sein Glaube waren gleich strenge. Alle seine Zeit ...
unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten geth...

ur selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. ie letztern Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, i deren Schooße er 1704 starb. Seine Werke sind vielfältig gedruckt orden. Die gelehrten Benedictiner von der Congregation St. Meaur aben in neuern Zeiten eine vollständige Ausgabe aller Bossuetschen Werke veranstaltet. Bossuets Styl ist voll Energie, aber nicht ohne lecken. Sein lateinischer Ausdruck ist hart. Die französische Aka- emie zählte ihn unter ihre berühmtesten Mitglieder.

Bostanschi, Gartenwärter, heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorsteher **Bostanschi Baschi** heißt, und die Auf- cht über das Äußere, wie auch über die Gärten des Serails, den anal und die kaiserlichen Lustschlösser hat. Er begleitet den Sultan uf allen seinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen art zu tragen. Übrigens sind die **Bostanschi** zugleich die Ruder- nechte und — die geheimen Scharfrichter des Sultans.

Bostellen sind in Schweden solche Güter (**Hemman**), die n Soldaten oder Offizieren und Beamten zu Wohnungen angewiesen nd. Jede **Bostelle** muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne aben, auch wo möglich mit Feld und Wiesenwachs verbunden sein. er Soldat ist dagegen verpflichtet, um ein billiges Tagelohn seinem Wirthe in seinem Ackerbau und andern ländlichen Beschäftigungen ilfreiche Hand zu leisten. Die Bostellen der Offiziere genießen alle orrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boston, die Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Massachusets, 307° 2′ 45″ Länge, 42° 25′ nördlicher Breite, an der Bostonbay, auf einer Halbinsel vor der Mündung des Charlesstroms, ne der größten und schönsten Seestädte in den vereinigten Staaten, it 33,000 Einwohnern, umfaßt eigentlich drei Städte, nämlich Nord- nd Süd-Ende, und West- oder Neu-Boston. Zwei hölzerne Brü- en vereinigen diese Städte mit den jenseits des Stromes gelegenen einen Orten Cambridge und Charleston. West-Boston, wo die ichen Kaufleute ihre Wohnhäuser haben, ist schön und regelmäßig baut. Der Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt t ungemein enge. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais nd bequem, groß und in vortrefflichem Stande. Die Straßen sind ußerst reinlich, gepflastert und durchgängig mit Trottoirs von ge- auenen Steinen versehen. Boston hat neunzehn Kirchen und Bet- häuser für die verschiedenen christlichen Secten. Unter mehreren chönen öffentlichen Gebäuden verdient das prächtige Staatenhaus emerkt zu werden. Es finden sich hier ferner zwei Theater, ein oncertsaal und viele andere angenehme und nützliche Anstalten. Die abrikartikel, welche in Boston erzeugt und von dort in Menge aus- führt werden, sind Segeltuch und Tauwerk von vorzüglicher Güte, affinirter Zucker, Rum, Woll- und Baumwollenkrempeln, Pottasche, apiertapeten, Hüte, Tafelglas u. s. w. Boston ward von Char- ston aus im Jahr 1631 angelegt, und hieß anfangs Schaumut. ie Ansiedler selbst nannten es Dreiberg, von den drei Hügeln, auf nen es erbaut ist. Späterhin erst ward es Boston genannt. Im J. 1727 it der Ort viel durch ein Erdbeben. Hier brach 1774 zuerst die merikanische Revolution aus. — Governors-Eiland, eine kleine zu oston gehörige Insel, ist der Geburtsort des berühmten Benjamin ranklin, dem der Staat von Massachusets ein prächtiges Denkmahl uf dem nach ihm benannten Franklinsplatze zu Boston errichtet hat.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächse ist ganz dazu geeign[illegible] den gebildeten Geist aufs angenehmste zu beschäftigen, alle seine Kr[illegible] gleichmäßig in Thätigkeit zu setzen, und indem die Sinne ergötzt [illegible] den, dem Gemüthe die ruhigste und nützlichste Richtung zum Sch[illegible] und Wahren zu geben. Es hat aber diese Kenntniß in unsern Ta[illegible] eben so sehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonn[illegible] Das Gebiet dieser Kenntniß beschränkt sich nicht mehr, wie vor [illegible] Jahrhunderte, auf Gartenpflanzen und solche wildwachsende, di[illegible] durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürg[illegible] Gewächsreichs hat man angefangen zu untersuchen. Achthundert F[illegible] renkräuter, eben so viel Moose, tausend Flechten, noch mehr Sch[illegible] me und Bauchpilze sind untersucht und bestimmt; täglich vermehr[illegible] die Zahl derselben, und doch sind wir noch weit entfernt von erschöp[illegible] der Kenntniß nur der in Deutschland vorkommenden Arten dieser [illegible] dern Gewächse. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der [illegible] merksame Forscher selbst in der besuchtesten und seit einem Jahrhund[illegible] von Botanikern gekannten Gegend alle Jahre neue Arten. Dass[illegible] gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie [illegible] unbestimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien [illegible] Großbritannien! Wie wenig durchsucht sind noch Sicilien, Sardi[illegible] Irland, die europäische Türkei! Von Asien kennen wir nur Sibi[illegible] die Küstenländer Indiens und Arabiens, und die moluckischen In[illegible] zum Theil; fast ganz unbekannt ist uns Persien, Tibet, China, [illegible] Mongolei und das hohe Indostan; ganz unbekannt Japan, die Phi[illegible] pinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra. [illegible] dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nörd[illegible] Küsten, einen Theil von Ägypten und die südliche Spitze! D[illegible] bekannte Theil von Afrika verhält sich zum unbekannten, nach Z[illegible] mermanns Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß ist der letzt[illegible] gen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der gr[illegible] Ströme entspringen, und wegen des Reichthums an Thieren nic[illegible] mer an Gewächsen als der bekannte. Von Amerika sind nur er[illegible] nordöstlichen Küstenländer, und neuerlich Peru und Mexiko von H[illegible] boldt, Ruiz, Pavon und Bonpland durchsucht. Ganz B[illegible] silien, Paraguay, Chili, so wie Californien, sind unbekannt. [illegible] Inseln kennen wir etwas besser, und erstaunen mit Recht über die [illegible] pigkeit der Vegetation, wenn wir erfahren, daß allein dreih[illegible] Farrenkräuter und eben so viel Moose von Plumier und Sch[illegible] auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wissen wir [illegible] den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und [illegible] Erzeugnissen anders, als was die Forster, Labillardi[illegible] Browne und wenige Andere bei einem kaum monatlichen Aufent[illegible] entdeckten! Nach diesen Angaben wird es nicht zu gewagt sein, [illegible] nehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächse kennen, [illegible] daß, wenn die Zahl der bekannten sich jetzt nahe an dreißi[illegible] tausen[illegible] läuft, die Zahl der sämmtlichen Gewächse leicht neunzig tausend [illegible] gen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Ken[illegible] die diesen Reichthum erforschen, die Arten und Gattungen bestim[illegible] soll! Nicht blos an Umfang, sondern auch an innerm Werthe [illegible] die Kenntniß der Gewächse mit jedem Tage. Wir lernen immer [illegible] einsehen, daß die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Kenntniß [illegible] wahren Werth bezeichnet. Mehr sieht man dies in Deutschland [illegible] Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme [illegible] würdigen Botaniker, die meisten diese Kenntniß so spielend und [illegible]

ehandeln, als ob sie nur zur Ergötzung der Sinne bestimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächse von zwei Seiten betrachten: erstlich von der historischen, in so fern wir die äußern Merkmahle der Gewächse untersuchen, und von der philosophischen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforschen. Mit Unrecht hat man sonst den erstern Theil ausschließlich Botanik genannt, da man den zweiten Physik der Gewächse nannte. Beide gehören zusammen, erläutern sich einer den andern, und bilden eine Wissenschaft, die um so anziehender ist, je mehr sie in das tägliche Leben eingreift. Schon die historische Kenntniß der äußern Merkmahle findet nützliche Anwendung im Leben, da die Untersuchung der schädlichen und brauchbaren Arten jedermann interessirt, wenn auch die Gewerke, welche sich ausschließlich mit dem Gewächsreiche beschäftigen, der feinern Unterscheidung der Arten entbehren könnten. Aber wenn wir die Physik der Gewächse mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen und an dem Interesse zweifeln, den diese Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philosophen ist eine Kenntniß wichtig, welche die Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Baues der Gewächse und der Thiere aus einander setzt und erörtert. Die historische Kenntniß der Gewächse oder die gewöhnlich sogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn sie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abschrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunstsprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke und Worte, welche für einzelne Theile und Eigenschaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umständlicher und weitläuftiger der mündliche oder schriftliche Unterricht diese Kunstsprache vorträgt, desto abschreckender wird sie. Der Unterricht kann sehr gründlich sein, obgleich man die Kunstsprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie setzt hinlängliche Kenntniß der lateinischen Sprache voraus; denn in keiner andern sind die Ausdrücke so bestimmt, in keiner andern sind sie so allgemein angenommen und verständlich. Wenn man bei jeder Eigenschaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anschauung erläutert, so prägt sich derselbe dem Gedächtnisse dergestalt ein, daß man nicht nöthig hat, bei jedem Theile der Pflanze dieselbe Eigenschaft wieder mit demselben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im ersten Theile seiner Flor Deutschlands gethan und dadurch die Kunstsprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß, was filiformis ist, und wie es sich von linearis und subulatus unterscheidet; so brauche ich diese Ausdrücke nicht beim Blatt und Blumenstiel, beim Pistill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In sieben bis acht Stunden läßt sich die ganze botanische Kunstsprache so vortragen und erlernen, daß nachher nur beständige Anwendungen derselben erfoderlich sind, um sie sich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunstsprache inne hat, desto strenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beschreibungen sein, desto sicherer ist man, allgemein verstanden zu werden. Große Botaniker zeichnen sich allemal durch Präcision des Ausdrucks, durch strenge Befolgung der Gesetze der Kunstsprache, und durch Vermeidung aller überflüssigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet sich in den Schriften der meisten französischen Botaniker, an denen sich die Vernachlässigung der Kunstsprache auffallend rächt. In Linné's Philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundsätze der Kunstsprache und der botanischen Kritik vollständig entwickelt. Der zweite Gegenstand der historischen Botanik ist die Kenntniß des Systems

oder der Anordnung der Pflanzen nach einem bestimmten Pri
Die zahllose Verschiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt
unmöglich fassen, wenn wir sie nicht in Gruppen ordnen, die ähn
sammeln und die unähnlichen sondern. Zu diesem Ende wir
allen Dingen gründliche Kenntniß dessen, was Gattung, Art
Spielart ist, erfodert. Man kann nicht leicht genau genug i
Bestimmung dieser Begriffe sein, da täglich Spielarten mit A
verwechselt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Sa
bei Veränderung des Bodens und des Klima's sich unabänderlich
hält, nur eine solche Eigenschaft bestimmt den Begriff der Art.
her sind der Farbenprunk der Gartenblumen, der Geruch der
der Geschmack der Früchte, die Größe der Gewächse und ihr g
äußeres Ansehen von den Merkmahlen der Art auszuschließen.
theils sind diese Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortp
zung durch Samen nicht dieselben, theils lassen sie sich durch W
nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forstmann und der G
die nicht wissenschaftlich gebildet sind, kennen die Gewächse, mit
sie umgehen, genau, aber nach sinnlichen Eindrücken, die für si
Klarheit haben. Der wissenschaftliche Botaniker dagegen bes
mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten e
Pflanze dergestalt, daß, wer nur die Kunstsprache versteht, s
im Geiste vorstellen, und obgleich er sie zum erstenmale sieht, s
sogleich bestimmen kann. Die Systeme der Botanik sind theils n
wendig, theils willkürlich. Es giebt eine nothwendige Anord
welches die ist, welche die Natur anerkennt und wonach sie ver
So sehen wir, daß Gräser, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpfl
schoten- und hülsentragende, eigene Gruppen ausmachen, die nothw
dig sind, weil die Natur sie gebildet hat. Ein solches Natursyst
das wahre Ideal der Botanik; dies aufzustellen, ist der höchste Z
der größten Botaniker aller Zeiten gewesen. Aber es fehlt bis
nicht allein an einem leitenden Princip bei dieser Anordnung, s
wir müssen auch deßwegen darauf Verzicht leisten, weil wir erst,
oben bemerkt wurde, den dritten Theil der sämmtlichen Gewächse
Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächse unge
net) und da wir das Ganze nicht überschauen, und die Lücken n
wahrnehmen können, die bei unserer Anordnung bleiben müssen.
welche Weise also und von welchem obersten Grundsatze geleitet,
hier die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, ist die große
gabe, die noch nicht gelös't ist. Vorgeschlagen hat Jussieu daz
verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Pistill;
dieser Stand ist veränderlicher und weniger natürlich, als man gl
Besser ist, unser Unvermögen, die Gruppen nach einem obersten G
satze anzuordnen, ohne Bedenken zu gestehen, als willkürlich ein P
cip aufzustellen, welches die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit
wir bloße Bruchstücke des Natursystems, und müssen daher noth
dig dem künstlichen Systeme den Vorzug geben. Die Foderung
Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeiten zu bringen, ist unerl
lich. Befriedigt wird diese Foderung am sichersten, wenn wir e
und denselben Grundsatz aufstellen, der durch alle Theile des Er
durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anord
immer natürlich ist, kann uns weniger wichtig sein, als daß
mit einem Blicke alles überschauen und den Unterricht erleichtern.
sem Bedürfnisse hat niemand besser abgeholfen, als Linné, der
obersten Grundsatz seines künstlichen Systems die Verhältniß

fruchtungstheile aufstellt. Daß diese Theile die wichtigsten sind, d niemand in Abrede stellen, der bedenkt, daß der Zweck der Vegeion durch sie erreicht wird. Freilich sind sie nicht zu jeder Zeit, sonn nur im vollkommnen Zustande der Pflanze entwickelt; freilich sind oft sehr klein, und müssen mit bewaffneten Augen aufgesucht wer; allein die Natur hat in die Verhältnisse dieser Theile eine so große ständigkeit gelegt, daß man darüber erstaunen muß. Nicht die Zahl Staubfäden ist es allein, welche die Grundlage des Linnéischen Syns ausmacht; denn diese für sich betrachtet, ist den Veränderungen terworfen. Daher auch Georg Adam Suckow, Stafn und Ren:isch nicht wohlthaten, daß sie die bloße Zahl als Norm auflten. Die sämmtlichen Verhältnisse der Staubfäden gegen sich und en die weiblichen Theile sind es, die Linné als obersten Grundannahm und auf die folgerechteste Art durchführte. Ihre Trenng von den weiblichen Theilen oder ihre Verwachsung mit denselben, Verwachsung der Staubfäden oder der Antheren, die verschiedene ge der erstern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem lche, und endlich die Zahl; das sind die Verhältnisse, die als leibes Princip dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendkeit des Linnéischen Systems mancherlei Einwürfe machen, ohne seine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. ist ein künstliches und begnügt sich, als solches, mit der Annahme niger aber wesentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen rigen die Übereinstimmung der wesentlichen Theile ausdrücke. arum stehen Obstbäume und niedrige, unscheinbare Kräuter (Prus, Pyrus und Aizoon) neben einander; darum sind sehr verandte Pflanzen, die Gräser, in vier Classen zerstreut (in der dritten, hsten, ein und drei und zwanzigsten). Diese Mängel theilt jedes nstliche System mit dem Linnéischen. Dessen ungeachtet bleibt es entbehrlich und äußerst nützlich zum Unterrichte, da seine Richtigit und Consequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einin französischen Botanikern, allgemein angenommen ist. Man muß erzicht darauf leisten, ein besseres erfinden zu wollen, das, wenn auch erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch e wichtigsten Werke in der Wissenschaft so sanctionirt wäre, als das nnéische. Außer der Kenntniß der Kunstsprache und des Systems muß an das Studium der Botanik mit Untersuchung der Natur selbst beinnen. Wanderungen im Freien und Anlegung einer Sammlung etrockneter Pflanzen sind die Haupterfodernisse, um Forthritte zu machen. Eine solche Sammlung kommt dem Gedächtnisse zu ülfe, sichert die Untersuchungen durch Vergleichung, und vergegenärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie ist weder mühsam noch kostbar zulegen. Man merke sich dabei folgende Regeln: die Pflanzen müsn, so viel als möglich, vollständig mit allen ihren Theilen abgeschnitn werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig azu. Man nehme sie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Nan bringe sie entweder in einer Blechbüchse oder in einer Mappe nit Löschpapier nach Hause, lege sie alsdann zwischen Löschpapier, mit Bretern und Steinen beschwert, an einen luftigen, trocknen Ort, der lege sie in Folianten, die man enge zusammen in den Bücherbrank stellt. Sind sie sehr saftig, so brühe man sie erst ein Paar Minuten in kochendem Wasser, oder platte sie mit einem heißen Bügeleisen zwischen Löschpapier. Sind sie völlig trocken, so ordne man e, lege sie in Bogen Schreibpapier und schreibe die systematischen

Namen nebst dem Fundorte darauf. Eine solche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchsehen bewahrt, erhält sich mehrere Menschenalter hindurch; ja, man hat Pflanzensammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen sind. Sind die Pflanzen genau und richtig bestimmt, sind sie selten und in bedeutender Zahl, so hat eine solche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer so wenig entbehren, als der Geistliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Gesetzbuches. Die eigenen Untersuchungen der Pflanzen fodern besondere Hülfsmittel, unter denen der literarische Apparat obenan steht. Kein Fach menschlicher Kenntniß fodert einen größern und kostbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur sichern Bestimmung der Pflanzen wird erfodert, daß man ihre Beschreibung und Abbildung in zum Theil seltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker von Profession kann derselben so wenig entbehren, daß er, um eine vollständige Bibliothek seines Faches sich anzuschaffen, ein Capital von fast 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke kosten allein über 1000 Thaler. Wer nicht so viel daran wenden kann, oder wer blos Liebhaber ist, begnügt sich mit einer guten Flor seiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutschlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon Synopsis. Will man etwas vollständiger sich belehren, so würde Willdenows Ausgabe der Species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutsche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Übersicht der ganzen Wissenschaft, auch der unvollkommenen Gewächse, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus diesen Werken und bei dieser Untersuchung wird man einsehen lernen, daß die botanische Kenntniß unmöglich blos in der Fertigkeit bestehe, eine Menge Pflanzen mit ihren systematischen Namen zu benennen, und ihren Platz im Systeme zu bestimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritische Unterscheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Bestimmung derselben, das sind die Erfodernisse, welche der echte Botaniker zu befriedigen sucht, wenn er blos den historischen Theil der Wissenschaft bearbeitet. Gedächtniß und Urtheilskraft werden auf gleiche Weise in Anspruch genommen, und die Übung dieser Geisteskräfte ist einer der größten Vortheile, die dieses Studium gewährt. Aber der Botaniker soll nicht bei den äußern Formen stehen bleiben: er soll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächse erforschen, und sich um philosophische Kenntniß dieser Geschöpfe bekümmern. Diese Physik der Gewächse hat zwei Grundstützen: Anatomie und Chemie. Beide sind unentbehrlich, da sie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen sich so oder anders gestaltet. Aber keine von beiden Kenntnissen muß mit der eigentlichen Physik der Gewächse verwechselt werden. Diese entwickelt die Gesetze des Lebens und die Geschäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundsätzen, obgleich sie überall gesteht, ohne jene Grundstützen keine Fortschritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächse besteht in der Zergliederung und mikroskopischen Untersuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile ist der Gebrauch eines guten, zusammengesetzten Mikroskops unentbehrlich. Es hat dieser Theil der Botanik seine eigenen Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroskops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, sondern vor allen Dingen die Beobachtung selbst, die völlige Freiheit von Vor-

rtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derselben Beobachtung unter abgeänderten Umständen, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen; dies alles ist offenbar nicht jedermanns, sondern nur dessen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Übung verbindet. Wir sind jetzt zu der Überzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächsen dreierlei von einander verschiedene und dennoch wahrscheinlich in einander übergehende Urformen des Baues giebt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform ist die niedrigste; in den unvollkommensten Pflanzen schwankt sie noch; entwickelt tritt sie erst in den Lichenen und Moosen hervor. In der keimenden Pflanze ist sie die erste. Sie durchflicht in der Folge alle Theile, und zeigt sich auf der grünen Oberfläche der Gewächse, etwas abgeändert, mit besondern Öffnungen, die wahrscheinlich die Luftstoffe annehmen und zubereiten. Ganz einfach ist das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden sich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächse, die daher zum zelligen Baue gehören. Die Röhrenform besteht aus den feinsten, die Fasern erscheinenden Röhren, die an den Enden zugespitzt, auf einander liegen, und entweder parallel neben einander fortlaufen, oder sich (im Baste der Bäume) mannichfach verflechten. Sie sind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufsteigen. Sie entwickeln sich schon bei niedern Pflanzen, in Moosen, und sind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Austrieb der Säfte befördert werden soll. Die Schraubenform ist die höchste und scheint das Werkzeug zu sein, dessen sich die Lebenskraft der Gewächse bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erst in den Farrenkräutern erscheint sie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächsen ist sie an die Röhrenform gefesselt, so daß sie dieser den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben scheint. In den Gräsern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern stehen die Schraubengänge in abgesonderten Bündeln; in den meisten übrigen Pflanzen, die mit zwei Samenlappen aufgehen, ziehen sie sich in zusammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln sie sich erst dann, wenn die Pflanze stärker zu treiben anfängt, und wenn erst ein Wulst von gedrängtem Zellgewebe sich gebildet hat. Aus einem solchen entwickeln sie sich überall, ohne sich je zu theilen. Sie sind leer von Säften, enthalten blos Luft oder elastische Flüssigkeiten, welche sie aus den tropfbaren bereiten. Es giebt mannichfache Abänderungen dieser Form: näher dem Marke bleiben sie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräser verwachsen sie, und stellen alsdann die sogenannten Treppengänge dar. Einige große, schlauchförmig, stellenweise erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entstehen aus der Wurzel und durchsetzen manche Gewächse, indem sie sich von den eigentlichen Schraubengängen unterscheiden, obgleich sie im Allgemeinen zu dieser Form gehören. Es scheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob diese Formen eine in die andere übergehen. Gestreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden versehen, nähern sich eben so sehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Moose, dem sphagnum obtusifolium, erscheint das Zellgewebe sogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächse lehrt uns die Mischung ihrer Bestandtheile kennen. Wir benutzen diese Kenntniß, um die

Gesetze des Lebens auf diese Bedingung zu gründen. Wir such[en zu] zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüssigkeit der Gewächse, [dem] kohlensauren mit Stickstoff geschwängerten Wasser und den angezo[genen] Luftstoffen alle und jede nähern Bestandtheile hervorgehen. Um [dies] zu thun, nehmen wir die Urstoffe dieser Bestandtheile an, welch[e die] neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wissen wir, daß die S[chei]dekunst nur die Verhältnisse der todten Säfte hervorlockt, und [daß ein] großer Unterschied zwischen lebenden und todten Säften ist. Wir [sehen] wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden M[itteln] und besonders während des Gährens, Verbrennens und Einä[scherns] neue Zusammensetzungen erfolgen und mehrere Urstoffe verloren [gehen,] daß also die Schlüsse, welche die Chemie wagt, immer sehr [unsicher] und schwankend sind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes M[ittel] in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zusammensetz[ung] der Säfte in lebenden Körpern zu erforschen, als die Scheidekunst [mit] ihren groben Hantierungen. Es ist daher die größte Vorsicht nöth[ig,] wenn wir diese Grundstütze der Naturlehre der Gewächse benutzen w[ol]len. Diese letztere Wissenschaft, die eigentliche Physik der Pflanzen, [be]trachtet diese Geschöpfe als lebende und organisirte Körper, die sich [im] Allgemeinen durch Mischung und Bau von den thierischen Körpern [un]terscheiden, ohne daß es feste Grenzlinien zwischen beiden Reichen gä[be.] Zwar wissen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefesselt und n[ur] zum Theil dem Lichte entgegenstrebend, niedriger stehen als Thi[ere,] daß ihre Mischung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenst[offs] von der thierischen Mischung unterschieden ist. Aber wir kennen ei[ne] Menge Geschöpfe, die zweifelhaft lassen, zu welchem Reiche sie zu re[ch]nen sind. Es giebt demnach nur ein großes Reich organischer Geschöp[fe,] welches von dem einfachsten Bauchpilze und von der kopflosen Bla[se] (Acephalocystes) an sich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Men[schen,] erstreckt, denselben Lebensgesetzen gehorcht und auf dieselbe [Art] von Außendingen erregt wird. Das Aufsteigen der Säfte in der Pflan[ze,] der Vorgang der Ernährung und der Absonderung eigenthümlich[er] Säfte, die Erzeugung besonderer Stoffe, des Eisens, des Kalks und der Kieselerde, sie sind eben so gut Wirkungen des Lebens als der Sch[laf] der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysaru[m] gyrans und das Zusammenfallen der Mimosen bei der Berührung. [Wir] haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen Agentien der Na[tur,] des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Sauerstoffs, auf die Pflanzen näher untersucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Elektri[]cität oder des Galvanismus, dessen Einfluß auf die Pflanzen noch zwei[felhaft] scheint, wirken die andern allgemeinen Agentien zum Theil zwar chemisch, aber vorzugsweise dynamisch. Der Sauerstoff, von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrer Substanz angeeignet, als dazu ve[r]wandt, Kohlensäure zu bilden, welche, wiederum durch die Vegetation zersetzt, den Sauerstoff an der grünen Oberfläche fahren läßt, nach[]dem der Kohlenstoff der Pflanzensubstanz angeeignet ist. Zu dem letzten Vorgange trägt hauptsächlich das Sonnenlicht bei, welches, als [der] kräftigste Lebensreiz, alle organischen Körper in Thätigkeit setzt, und indem es jene Veränderung der Bestandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Mischung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemisch auf die Pflanzen, zum Theil setzt sie ihre höhern Thätigkeiten in Bewegung und vermittelt das Leben, indem sie allen Säften einen höhern Umfang giebt und die Zersetzung befördert. Von der künstlichen Elektricität muß man keinen Schluß auf die natürlich[e]

nmerkliche Elektricität der Atmosphäre machen. Die letztere ist sehr irksam, ohne sich durch gewöhnliche Elektrometer zu verrathen; daher uch Volta sagt: in den niedern Luftschichten, darin Pflanzen leben, etrage das Maß der Elektricität kaum einen bis zwei Grade des Elektrometers. Aber wenn man bedenkt, wie selbst bei den gewaltsamen lusströmungen der überschüssigen Luftelektricität im Blitze de Luc ennoch wenig Abweichungen des Elektrometers bemerken konnte, und ie Gewitterregen und Nächte, in denen es blitzet, ungemein stark ie Vegetation erregen und oft so überreizen, daß das Verscheinen der Verbleichen des Getreides auf flach gepflügten und frisch gedüngten Äckern davon hergeleitet wird; so kann man nicht anstehen, dem roßen Agenten der Luftelektricität sehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuschreiben. Beweise für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umstande, daß kein einziger Bestandtheil des Bodens unverändert in sie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachsen, enthalten nicht Kochsalz, sondern saukleesaure Sode in ihrer Mischung, und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die uf dürrem Sande wachsen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den sie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Öl geht als solches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechsel in der englischen Landwirthschaft auf er richtigen Auswahl solcher Früchte, die das quantitative Verhältniß der Urstoffe des Bodens so verändern, als es die Natur einer eden Art erfodert. Daher paßt Weizen auf Hackfrüchte, aber nie uf Gerste; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülsenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müssen auf das sorgfältigste die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, im die Gesetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müssen nicht müde werden, die thierische Natur und die noch wenig eachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um o zu Resultaten zu kommen, welche die Begründung der Physik der Gewächse vorbereiten können. Als literarisches Hülfsmittel dieses wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Baue und der Natur der Gewächse als das vollständigste genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächse haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier, Saussure und Schrader in Berlin bearbeitet. — Noch wollen wir zuletzt einen kurzen Überblick der Geschichte dieser Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der Botanik ist der philosophische der ältere. Ehe die griechischen Philosophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächse zu unterscheiden, untersuchten sie die Lebensgesetze der Pflanzen, ihren Unterschied von den Thieren, und, so weit es mit unbewaffneten Augen geschehen konnte, den Bau der Pflanzen. Theophrast von Eresus ist der Schöpfer der philosophischen Botanik, die er nach einem großen und eigenthümlichen Plane bearbeitete. Er fand keinen Nachfolger bis in die neuesten Zeiten. Seine Nachfolger, besonders die Alexandriner, welche die beste Gelegenheit dazu hatten, vernachlässigten dies Studium so sehr, daß sie höchstens die Arznei- und Giftpflanzen kennen lernten, aber unvollständig und ohne einen Gedanken an systematische Ordnung beschrieben. Aus ihren Schriften und aus eigenen Bemerkungen setzte Dioskorides von Anazarba im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein Werk zusammen, welches eine mangelhafte Beschreibung von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfasser

wichtiger ist, als naturgemäße Schilderung oder systematische Anord-
nung. Dies Werk blieb, durch syrische, arabische und latinobarbari-
sche Übersetzung entstellt, funfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige
Quelle botanischer Kenntniß. Die persischen und arabischen Ärzte
setzten ungefähr zweihundert, den Griechen unbekannte, Pflanzen hinzu,
und es war also der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherstellung
der Wissenschaften auf 1400 beschränkt. Deutschland hat das Verdienst,
die historische Botanik zuerst gegründet zu haben. Die offenbare Un-
zulänglichkeit des Dioskorides, wenn man die Gewächse Deutschlands
kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bezie-
hungen derer, die Dioskorides Beschreibungen auf deutsche Pflanzen
anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunschweig, Otto
Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conr. Geß-
ner zu dem Entschlusse, unabhängig von Dioskorides die Gewächse
des Vaterlandes zu untersuchen und in Holzschnitten abzubilden. Der
zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerst den Gedanken, daß die
Befruchtungstheile die wesentlichen seien, und daß man danach die
Pflanzen eintheilen müsse. Ihnen folgten im sechzehnten Jahrhundert
die Italiener Pet. Matthiolus, Andr. Cäsalpinus, Prosp. Al-
pini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Clusius
und Lobelius, und als Sammler der Franzose Dalechamp, der
Engländer Gerard, die Deutschen Joach. Camerarius, Taber-
nämontanus und Joh. Bauhin, dessen Bruder Caspar nicht al-
lein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen ver-
mehrte, sondern auch die durch Willkür in den Benennungen unge-
verwirrte Synonymik zu berichtigen suchte. Dies sind die Väter der
Botanik, zu deren classischen Werken man hinaufsteigen muß, wenn
man mit Sicherheit eine Pflanze vollständig bestimmen will. Durch
die Anstrengungen dieser Männer war der Vorrath bekannter Pflan-
zen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schon bis auf 5500 an-
gewachsen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermeh-
rung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauhin wählten eine
willkürliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem sie Bäume, Grä-
ser, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufstellten, aber ohne
sich um ein leitendes Princip zu bekümmern. Andr. Cäsalpinus
war der erste, der, nach Conr. Geßners Vorschlag, die Frucht und
die wesentlichen Theile des Samens als Gründe einer Classification
aufführte, welche bei vielen seiner Nachfolger, die man Fructisten
nennt, die herrschende Norm geblieben ist. Im siebzehnten Jahrhun-
derte wurden diese Methoden von Rob. Morison, und Joh. Rai
dergestalt verbessert und ausgebildet, daß der letztere schon auf die
Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rücksicht nahm, Rivi-
nus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre
unregelmäßige Gestalt, und Tournefort die Ähnlichkeit der Blu-
menkrone mit andern Gegenständen als Norm erkannten. Unterdessen
wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Morison, Plukenet,
Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier
vermehrt. Es wurde im siebzehnten Jahrhundert durch Grew und
Malpighi der Grund zur Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der
Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegrün-
det, und das verschiedene Geschlecht derselben von Grew, Morland
und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Diese Entdeckung suchte Mi-
cheli sogar auf niedere Organismen, auf Moose, Flechten und Schwäm-
me, anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzensam-

n, Rumphius, Parkinson, Sloane, Flacourt, Com-
elyn, Burbaum, Ammann und Feuillée, verdankte der un-
rbliche Linné theils die Idee zur Gründung seines Systems, welches
nz auf den Verhältnissen der Befruchtungstheile beruht, theils die
enntniß einer sehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der
sten Ausgabe seiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zwei-
n Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges Her-
rium jetzt schon 11 bis 12,000 Arten enthält, so muß man über den
wachs des Pflanzenvorraths seit sechzig Jahren erstaunen. Lin-
é's Gedanken von den beiderlei Geschlechtern der Pflanzen wurden
der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf un-
llkommene Gewächse weiter ausgedehnt. Das System ward von
danson, Alston und Haller bestritten, von Schreber, Sco-
oli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im
htzehnten Jahrhunderte die zahlreichsten Entdeckungen in der Pflan-
nwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Fors-
l, Forster, Hasselquist, Browne, Jacquin, Aublet,
ommerson, Stahl, Schwartz, Aiton gemacht. Es wurde
e Physik der Gewächse von Bonnet, Du Hamel, Hill,Köl-
euter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen be-
ichert, und so näherte sich die Botanik der Gestalt, in welcher wir sie
egenwärtig erblicken. Die Geschichte dieser Wissenschaft hat Spren-
el vollständig in seiner Geschichte der Botanik, 2 Bände,
eipzig 1818, erzählt. Eine kurze Darstellung des Linnéischen Sy-
ems findet man in dem Art. Pflanzen.

Botany-Bay, eine geräumige Bay an der Südost-Küste von
Neuholland, entdeckt von Cook im Jahr 1770, und so genannt nach
em mannichfaltigen damals noch unbekannten Pflanzen, mit denen
as Land bewachsen war; seitdem eine englische Niederlassung zur
Aufnahme verwiesener Verbrecher. — Auf den ersten Anblick scheint
ie Bay vollkommenen Schutz und guten Ankergrund darzubieten, al-
ein die See ist zu seicht für große Fahrzeuge, und diese bleiben allen
Gefahren einer offenen Rhede ausgesetzt. Aus diesem Grunde fand
ie Niederlassung, welche ursprünglich hierher bestimmt war, und fort-
dauernd diesen Namen führt, nicht hier, sondern fünf englische Meilen
nördlich zu Port-Jackson Statt. Das Klima ist sehr gemäßigt, und
die Bäume bleiben fortwährend grün. Der Frühling beginnt gegen
das Ende des Septembers und der Winter zu Anfang des Mai.
Zur Zeit der heißen trocknen Landwinde steigt das Thermometer nicht
selten bis auf 30 Gr. Reaumur, und im Winter sieht man des Mor-
gens zuweilen das Gras bereift, aber die Kälte ist nie so groß, daß
man der Heizung in den Zimmern bedürfte. Vom Januar bis April
sind die Gewitter häufig, und die Flüsse treten aus ihren Ufern.
Außer Eisen und Steinkohlen finden sich keine Materialien vom Werth
in der Gegend. Das Pflanzenreich bietet bei aller Mannichfaltigkeit
wenig nützliches, und noch weniger zur Nahrung des Menschen die-
nendes dar. Getreide, Küchengewächse und Obstbäume, sowohl euro-
päische als indische, kommen zwar gut fort, aber das Land ist nur
theilweise fruchtbar, und von vielen öden Strecken unterbrochen. Auch
an einheimischen Thieren ist Botany-Bay wie ganz Neuholland arm;
zu Zeiten nur ist der Fischfang an den Küsten ergiebig; am mannich-
faltigsten sind die Wasservögel; doch findet sich auch Geflügel in den
Wäldern, aber die vierfüßigen Thiere sind auf das Känguruh, eine
Gattung von Hunden, und einige Ratten-Arten beschränkt. Die von

den Ansiedlern eingeführten europäischen und asiatischen Hausthiere haben sich mit Ausnahme der Ziegen außerordentlich vermehrt, und aus vier entlaufenen Kühen und einem Ochsen hat sich ein gewaltiger Stamm von wildem Hornvieh gebildet, der schon 1804 auf 400 Stück geschätzt wurde. Die nicht zahlreichen Urbewohner des Landes stehen auf der niedrigsten Stufe der Cultur, und gewöhnen sich nur sparsam an den Umgang mit ihren europäischen Nachbarn. In früherer Zeit hatte England seine mit der Todesstrafe verschonten schweren Verbrecher nach Nordamerika deportirt. Nach der Trennung der vereinigten Staaten vom Mutterlande ward ein neuer Verbannungsort nöthig, und die Wahl fiel auf Botany-Bay. Im Mai 1787 wurden daher 11 Fahrzeuge, mit allem zur Gründung einer Colonie Nöthigen, ausgerüstet und 570 freie Engländer nebst 760 Verurtheilten landeten nach einer Fahrt von 8 Monaten, zu Port Jackson, um an einer kleinen Bucht (Sidney Cove) die Stadt Sidney zu gründen. — Lange kämpften die Ansiedler theils mit den allgemeinen Schwierigkeiten eines neuen Etablissements in einer entfernten Weltgegend, theils mit den besondern Hindernissen, welche die Bösartigkeit der Mehrzahl der neuen Bevölkerung der Ordnung und Ruhe, ohne welche nichts gedeihen kann, oftmals entgegensetzte. Durch einen beträchtlichen Kostenaufwand, von Seiten der englischen Regierung, und die klugen Bemühungen mehrerer vortrefflichen Gouverneure sind jedoch diese Unannehmlichkeiten meistens beseitigt, und Botany-Bay wird bald unter die blühendsten Colonien gerechnet werden. Sie besteht jetzt aus vier Districten oder Grafschaften, Sidney, Paramatta, Hawkesbury und Newcastle. In jedem liegt eine Stadt. Eine Kirche befindet sich nur zu Sidney, die andern Orte haben blos Bethäuser. Außerdem gehören zur Colonie verschiedene Dörfer an der Küste von Neuholland, und die mehr als 300 engl. Meilen entfernten Niederlassungen Hobarts-Town (gegründet im J. 1802) und Port Dalrymple und Elisabeth (gegründet im J. 1813) auf van Diemensland, einer Insel dreimal so groß als Sardinien, deren Boden hundertfältig trägt, nebst der jetzt verlassenen Norfolksinsel. Im Jahr 1810 betrug die Gesammtzahl der im Gebiet der Colonie lebenden Europäer 11,952 mit Einschluß von 1100 Mann Soldaten. Auf Neuholland befanden sich hiervon 5513 Männer, 2220 Weiber und 2721 Kinder, zusammen 10,454. 21,000 Acres tragbares Land waren angebaut, und der Bestand an Nutzvieh war 1114 Pferde, 11,276 Stück Rindvieh, 33,818 Schafe, 1732 Ziegen und 18,992 Schweine. Die Ausgaben der Regierung für die Colonie betrugen in diesem Jahre 72,000 Pfund Sterling. Nach Verlauf der Strafzeit, welche nach Maßgabe der Verbrechen 7 bis 14 Jahre beträgt, und während welcher die Verbannten entweder zur öffentlichen Arbeit angehalten, oder freien Colonisten als Zwangsdienstboten überlassen werden, können dieselben frei nach Europa zurückkehren; wünschen sie aber sich als Colonisten anzusiedeln, so giebt die Regierung jedem einzelnen Manne 40 Acker Landes, sammt dem nöthigen Acker- und Hausgeräthe, und Lebensmittel auf 18 Monate aus den öffentlichen Magazinen. Ein verheiratheter Mann bekommt 50 Acker, und für jedes Kind werden noch 10 Acker hinzugefügt. Die Rückkehr nach Europa ist dagegen schwierig, da die Regierung nichts dazu hergiebt, und wenn also auch zuweilen ein Mann als Matrose heimkehrt, so bleiben doch die Weiber im Grunde fast allemal auf Zeitlebens verbannt. Wollen freie Europäer sich in der Colonie niederlassen, so bewilligt ihnen die Regierung freie Reise, und

edem Ehepaar 150 Acker Land nebst 10 Ackern für jedes mitgebrachte Kind, das nöthige Ackergeräthe und Samengetreide.

Both (Johann und Andreas), geboren zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmahlers, der sie in den Anfangsgründen der Zeichenkunst unterrichtete. Sie bildeten sich darauf in der Schule Abraham Blämaerts und gingen, noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte diesen zum Muster; Andreas zog die Porträtmahlerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung sie zu entgegengesetzten Gattungen führte, so wußte die Freundschaft, welche sie beseelte, ihre Pinsel zu gemeinschaftlichen Werken zu vereinigen. So mahlte Andreas Both in den Landschaften seines Bruders die Figuren, und beide wußten sich mit so viel Übereinstimmung und Einsicht gegenseitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemählde von zwei verschiedenen Händen herrührten. Dieser Verbindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die Wage zu halten. Man bemerkte in den Werken Johannes eine größere Leichtigkeit, und besonders schöne ausgezeichnete Gesichter, voll Geist und Feinheit; auch lobte man darin die schöne Ausführung, schöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der sich von der Natur entfernt, wiewohl dieser Fehler nicht immer Statt findet. Der Ruf Johannes ist durch die Zeit bestätigt worden, und sein Verdienst sowohl als sein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künste haben ihm den Namen **Both aus Italien** erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder trennen. Andreas ertrank zu Venedig im J. 1650. Johann, untröstlich darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald seinem Bruder folgte. Man schätzt die Blätter, welche Johann Both selbst nach seinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnien, Botten, eine große Landschaft an beiden Seiten des 80 Meilen langen und 30 Meilen breiten bothnischen Meerbusens, des nördlichen Theiles der Ostsee, zwischen Schweden und Finnland, oberhalb der ålandischen Inseln. Sie wird in West- und Ostbotten eingetheilt. **Westbotten**, eine Grafschaft auf der Westseite des Meerbusens, gehört zur schwedischen Landschaft Nordland, besteht aus 4 Vogteien: Umeå, Piteå, Luleå und Torneå, und enthält 37,800 Einwohner. Auch gehört hierher das daran grenzende Lappland mit ungefähr 8000 Bewohnern. **Ostbotten** auf der Ostseite des Meerbusens begreift die finnische Landshauptmannschaft gleiches Namens und enthält 66,664 Einwohner, welche bis auf wenige Küstenbewohner, nicht schwedisch, sondern die finnische Sprache reden. Beide Landestheile sind trotz der strengen Winterkälte ungemein fruchtbar, und bringen oft weit mehr Getreide hervor, als die Bewohner zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die Nahrungszweige der Einwohner sind Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, denn die zahlreichen Flüsse und Landseen sind ungemein fischreich. Masten, Bauholz, Pech, Theer, Seehundsthran, Seehundshäute, Butter, getrocknete, eingesalzne und geräucherte Fische werden in Menge ausgeführt. — Die Gebirge liefern Eisen und Kupfer, die Gruben von Kiemi in Ostbothnien auch einiges Silber. Beide Länder gehörten früher der Krone Schweden, aber Ostbotten und ein Theil von Westbotten bis an die Flüsse Torneå und Muonio, nebst dem nördlich darüber gelegenen Lapp-

land, ward 1809 an Rußland abgetreten, und gehört zur Pro-
vinz Finnland.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des meißner Por-
lans, war in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Sch
Voigtlande geboren. Er war anfangs als Gehülfe eines A
in Berlin, wurde aber genöthigt zu entfliehen, weil er in
stand, daß er die Kunst, Gold zu machen, verstehe, und kam na
sen. Der damalige Churfürst und König von Polen, Friedr
gust II., ließ ihn nach Dresden kommen, und befragte ihn, ob
zu machen verstehe, welches er aber standhaft läugnete. Der
der dieser Antwort weniger traute, als wenn er vielleicht ja ge
tet hätte, ließ ihn auf die Festung Königstein bringen, und gab
den Gefangenen auszuforschen. Hier machte nun Böttcher K
und entdeckte ungefähr im Jahr 1703 die Masse des Porzellan
Sachsen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs
es in Dresden verfertigt, aber im Jahr 1710 in Meißen ein
errichtet, worin Böttcher bis an seinen Tod, der den 1
1719 erfolgte, das Verfahren zu vervollkommnen bemüht wa
König hatte ihn zur Belohnung in den Adelstand erheben lasse

Böttiger (Carl August), berühmt als Archäolog,
Hofrath und Studien-Director bei der Ritterakademie in Dr
geb. 1760 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande, wo sein Va
rector war, verdankt seine philologische Bildung der Schulpf
dem Privatstudium der Griechen und Römer. In Leipzig waren
und Reiz seine Lehrer und Freunde. Als er nach Göttingen geh
verlor er durch den Brand in Gera alle Aussichten zu weiter
stützung und ward Hofmeister eines jungen von Pfeilitz. Im
wurde er Rector in Guben, wo er an einer Ausgabe des
arbeitete, und dabei ein Privatinstitut von mehr als 20
unterhielt. Am Gymnasium in Bautzen, wohin er an Rosts
als Rector berufen wurde, blieb er nur kurze Zeit, und ging
durch Herders Vermittelung nach Weimar, wo er von 1791 –
Director des Gymnasiums und Ober-Consistorialrath gewe
Seine meiste Zeit widmete er auch hier dem Unterricht der
Classe des Gymnasiums. In Deutschland, Polen und Rußland
viele seiner Schüler, die ihm in spätern Jahren Beweise ihres
kens gaben. In Weimar wirkte der Umgang mit Göthe, Herder,
land und Schiller vortheilhaft zu seiner Fortbildung, vor allem
der vertraute Umgang mit dem gelehrten Künstler, Heinrich Me
mit dem er später mehrere archäologische Schriften herausgab,
seine Vorliebe zur Archäologie, worin er in den Kreisen, welche die
wittwete Herzogin Amalie umgaben, stets neue Belehrung fand.
ohne äußere Vortheile, aber ableitend vom ernsten Studium, war
Verbindung mit dem Industrie-Comtoir und dessen literarischen
ternehmungen. Das Journal für Luxus und Mode hat er von 179
1803 ganz allein unter Bertuchs Namen besorgt und fast jedem
natsstücke einige Aufsätze einverleibt. Von 1797 an war er auch
dacteur des N. deutschen Merkurs, wozu Wieland bald nur
Namen gab. Da er überdies noch das Journal London und Pa
in 6 Jahrgängen allein besorgte und die Kupfererklärung dabei
über sich hatte, auch der Allgemeinen Zeitung, seit ihrer
tung durch Posselt, literarische Übersichten, Biographien der Ber

: bis zum J. 1806 alle von ihm sind), englische Miscellen
ibrliche Meßberichte lieferte: so mußte dies, verbunden mit
sgebreiteten Briefwechsel und der stets zuerst besorgten Be-
, seine Kräfte zersplittern; und die Aufforderungen, die
erder, Wolf, Johannes von Müller, und Andere oft dringend
hn ergehen ließen, sich mehr zu concentriren und etwas Blei-
unternehmen, blieben meist ohne Erfolg. Sein Hauptwerk,
Weimar begann, aber aus Mangel hinlänglicher Unterstüt-
fortsetzte, sind seine Vasen-Erklärungen in 3 Th., nach den
pfern von W. Tischbeins in Neapel erschienenem Werke über
Hamiltonsche Vasen-Sammlung. Es sind in diesen 3 Hef-
ersten 16 Vasen erläutert. Der Plan war, daran einen
über das bildliche Alterthum aus der griechischen Kunst-
nüpfen, und alle Puncte der griechischen Mythologie darin
n. — Im J. 1804 wurde er, als Studien-Director des Pa-
ts mit dem Hofrathstitel, nach Dresden berufen. Um
richtete Stelle in seinem Vaterlande anzunehmen, gab er
s Oberschulrath nach Berlin auf. Als im J. 1814 das Pa-
mit dem Cadetten-Hause vereinigt wurde, ward er Stu-
r bei der vereinigten Ritterakademie, und Oberaufseher
igl. Museen der antiken Marmor und der Mengsischen
Er hat seit 1805 fast alle Winter Privatvorlesungen in
ung über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten
uhörern und Zuhörerinnen aus der obersten Classe der
Einheimischen gehalten, wovon die Andeutungen zu
ngen über die Archäologie im Winter 1806, die
Geschichte der alten Mahlerei, die Abhandlung
obrandinische Hochzeit u. s. w. in Druck gege-
ind. Auch hält er mit königl. Genehmigung in den
ten unentgeldliche Vorlesungen über einzelne Theile der
chäologie im Vorsaale der Antiken-Gallerie, welche von
g besucht werden. Seine Sabina, oder Morgen-
putzzimmer einer Römerin, die auch ins Franzö-
in Paris Glück gemacht haben, entstand aus Aufsätzen
genstand im Mode-Journal, durch welche der Verfasser
weibliche gebildete Publicum für sich gewann. — Was
rischen Charakter dieses berühmten Gelehrten betrifft,
tik des In- und Auslandes seine große Kenntniß aller
achen, so wie der alten und neuen Literatur, sein glück-
ionsvermögen bei der ausgebreitetsten Belesenheit, und
Darstellungsgabe bei umfassender Gelehrsamkeit aner-
on einem vortrefflichen Gedächtniß unterstützten Vorzüge
n Stand gesetzt, viele Felder des menschlichen Wissens
bauen. Vorzüglich ist es ihm in der Alterthumskunde
gelungen, theils Dunkelheiten aufzuklären, theils
eitern den Weg zu bahnen. Auch über die Schauspiel-
e Forschungen verbreitet, indem er nicht allein die Me-
schen und römischen Theater beleuchtet, sondern auch
klung des Ifflandischen Spiels und in sei-
r der Abendzeitung (Dresd. 1817 folg.) theil-
spielkunst der Neuern abgehandelt hat. Überhaupt
den gelehrtesten, beziehungsreichsten und sinnvollsten
Kunstschönen in mehreren Denkmählern des Alter-
aus Winckelmanns Schule hervorgegangen sind. In

Dresden fand Böttiger Gelegenheit, seine archäologischen Kenntnisse durch das Studium der Antike zu vervollkommnen, so wie er selbst vielen Kunstfreunden durch Rede und Schrift ein willkommner Führer wurde. — Wenn übrigens einzelne Kritiker behaupten, daß Böttiger als Schriftsteller zuweilen sich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, sondern auch das Überflüssige zu sagen, wenn Andere ihm seine Citaten, die uns aber gerade da, wo er neue Beziehungen auffindet, unerläßlich dünken, zum Vorwurf machen, oder wenn Einige dem eben so gefeierten als auch wohl beneideten Manne seine Universalität, von der er wenigstens oft glänzende Beispiele gegeben hat, als einen Fehler anrechnen; so giebt es dagegen mehrere, wie Millin, Heyne und Andere, die diese Vielseitigkeit des Wissens bei einem Archäologen und Literator, dem das Alte wie das Neue zur Vergleichung so gegenwärtig ist, nicht unnatürlich, und die Fülle von Sachen, von der er sich zur Zeit hinreißen läßt, ohne jedoch wortreich oder je geschmacklos zu werden, wenigstens sehr verzeihlich finden, da sein Blick hell, sein Wissen gründlich und seine Darstellung gefällig und lehrreich ist. Denn ohne seine Übersicht der englischen Literatur und der Meßgeschäfte, besonders der literarischen, in der Allg. Zeitung und im Morgenblatte zu erwähnen, beziehen wir uns hier blos auf seine Erklärungen der englischen Caricaturen im Journal London und Paris, wo er eine Kenntniß der innern Verhältnisse Englands und der politischen Parteien dieses Landes entwickelt hat, die in Erstaunen setzen muß, da er nie in England war, und sich solche Kenntnisse gewöhnlich nicht durch Bücher, sondern nur durchs Leben erwerben lassen. Insbesondere erinnern wir noch an seine mit Geist und Kritik geschriebenen Erklärungen zu der Schiller-Rambergischen Gallerie in dem Taschenbuche Minerva, wovon nun 10 Jahrgänge erschienen sind. Böttiger konnte dabei manche mündliche und schriftliche Mittheilung Schillers benutzen. Auch ist die seit 1816 dem Morgenblatte zugegebene Beilage, die Kunstblätter, hauptsächlich durch ihn in Anregung gebracht, und durch seine Beiträge gefördert worden. Er nennt sich wohl zuweilen selbst den literarischen Todtengräber, da seine Verbindung mit vielen Ausgezeichneten seiner Zeit ihm oft die Pflicht auferlegt, ihnen nach ihrem Tod ein literarisches Denkmahl zu stiften. So schrieb er in Weimar zum 6. Band von Bode's Montaigne, Bode's literarisches Leben; so schilderte er später des Oberhofpredigers Reinhard Charakter, in einer zweimal aufgelegten Charakteristik, und den Bergrath Werner, in einer Rede, die in mehrere Sprachen übersetzt ist; so schrieb er 1819 Skizzen zu Millins Schilderung (A. L. Millin, geschildert von Krafft und Böttiger, Leipzig bei Brockhaus). Er hat auch den Vorsatz noch nicht aufgegeben, über seinen vieljährigen Umgang mit Wieland, und da er im Besitz mehrerer hundert Briefe und andrer handschriftlichen Urkunden von demselben ist, ein Werk unter dem Titel: „Wieland und seine Zeitgenossen" herauszugeben. — Endlich wird man seine Vorreden und Anmerkungen in dem von ihm herausgegebenen, Reise-Tagebuche der Frau von der Recke, seine Vorlesung über Museen und die von ihm seit 1820 herausgegebene Amalthea nicht übersehen. — Nach diesen Beweisen von Böttigers reichem Wirken im Leben wie im Schriftenthum gesellen wir uns gern zu denen, die dem für alles, was Wissenschaft und Kunst in allen ihren Zweigen befördern kann, rastlos thätigen, dabei auf eine seltene Art gefälligen und in mehr als einer, dem Gemeinwohl gewidmeten, Verbindung vielfach wirksamen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen.

Bouchardon (Edme), war 1698 zu Choumont in Bassini geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünstigte frühzeitig seine Neigung zur Zeichenkunst, von der er zur Mahlerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch seine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, sich der Bildhauerei zu widmen, verließ er seine glückliche Lage im Schooße seiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Coustou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward königlicher Pensionär in Rom. Hier studirte er seine Kunst theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Raphael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büsten und sollte das Grabmahl Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorstellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois stand; ferner nahm er Theil an der Ausbesserung der Fontaine Neptuns zu Versailles. Im J. 1736 folgte er Chaussourier als Zeichner der Akademie der schönen Künste. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren sollten, zehn an der Zahl. Auch sieht man in dieser Kirche von ihm das Grabmahl der Herzogin Lauraguais. Die Fontaine in der Straße Grenelle, welche 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk, und gilt für sein Meisterstück. Ein erwachsener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmahls der damaligen Zeit, der Statue Ludwig XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße 12 Jahre an diesem Werke, und lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, das man allem entgegensetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweisen hat. Bouchardon starb im J. 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; seine Compositionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geist und Ausdruck in seine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen seinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünschen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen sind kräftig und kühn, später nahm er eine geleckte und feinere Manier an, um sich dem Zeitgeschmack anzupassen. Von seinen Schülern ist nur Louis-Claude Vasse bekannt, welcher 1772 starb. Bouchardons Leben hat Caylus geschrieben.

Boucher (François), ersten Mahler des Königs und Director der Mahlerakademie, war zu Paris im J. 1704 geboren und starb 1770. Als ein Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den ersten akademischen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder studirt hatte, kam er nach Paris zurück, und wurde von dem Publicum der Mahler der Grazien genannt; eine Benennung, die er durch seine Gemählde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leisten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geschmack seines Zeitalters angesteckt hätte. Eine glückliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen sind incorrect, seine Farben nicht gehörig verschmolzen, und besonders seine Carnation ist so grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf fiele; mit einem Worte, er ist als der Zerstörer der

französisch. Schule anzusehen. Als Mensch und Gesellschafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künstler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweis't die fast ungeheure Menge seiner Gemählde und Zeichnungen, von welchen letztere sich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte selbst einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferstiche.

Boudoir ist ein abgelegenes Zimmerchen, zum Alleinsein bestimmt. Das Wort ist von bouder, schmollen, abgeleitet; daher man im Deutschen auch (obgleich etwas schwerfällig) **Schmollzimmerchen** dafür sagen kann. Es mag also wohl seinen Namen einem mißvergnügten Ehemann danken, dessen Gattin, wenn sie zu schmollen Veranlassung oder Neigung hatte, sich in ihr Zimmer einschloß. Wie dem nun auch sei, das Schmollen ist jetzt nicht die eigentliche Bestimmung des Boudoirs. Es ist ein Eigenthum der Dame. (Des Mannes Cabinet könnte nur unrichtig Boudoir genannt werden.) Einfach, geschmackvoll und anmuthig ist es verziert. Hierhin flieht die Dame vom geräuschvollen Zwange der großen Gesellschaft in die stille Ruhe der Einsamkeit. Hat sie die Schwelle überschritten, die Thür hinter sich geschlossen, so ist sie der Welt entrückt, ist sich selbst zurückgegeben. Musik, Lectüre, Nachdenken, eine leichte Arbeit, aber Alles aus Neigung, natürlich, gefällig und von den Fesseln der Etikette entbunden, füllt die erholende Zeit im Boudoir. Es ist das Heiligthum der Dame. Kein Fremder darf es betreten. Auch die Freundin, der Gemahl selbst hat nicht freien Zutritt. Es gehört eine Erlaubniß dazu. Und diese Erlaubniß ist eine Gunst, ist eine Auszeichnung. Aber der Ton des Boudoirs, immer anständig, ist auch freier, vertraulicher, natürlicher, gefälliger, als der abgemessene Ton des Salons.

Boufflers (Stanislaus Chevalier de), einer der Vierzig von der französischen Akademie, Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieser Stadt bei der General-Stände-Versammlung, Legionär rc., war zum geistlichen Stande bestimmt, zog aber die militärische Laufbahn vor, machte als Husarenrittmeister einen Theil des 7jährigen Krieges mit, und befand sich bei dem blutigen Gefechte von Ameneburg. Dann erhielt er das Commando der Insel St. Louis im Senegal. Er hatte sich indessen immer auch mit den Wissenschaften beschäftigt, und machte sich schon lange vor der Revolution durch seine artigen Verse bekannt, ohne daß er jedoch ein Werk von Bedeutung erscheinen ließ. In der Nationalversammlung zeichnete er sich nicht als Redner aus. Er war mit Malouet und Larochefoucault einer der Stifter des Clubs der Unparteiischen; er veranlaßte 1791 das Decret, daß alle Entdeckungen und Erfindungen das Eigenthum ihrer Urheber sein sollten. Nach dem 10. August 1792 emigrirte er nach Berlin, ward vom Prinzen Heinrich mit offnen Armen aufgenommen, der ihn zum Mitglied der dortigen Akademie ernennen ließ, und heirathete die Frau von Sabran. Im J. 1800 kehrte er nach Paris zurück, wo er seine Gedichte herausgab, und 1804, als Mitglied der alten Akademie, in das Institut aufgenommen wurde. Er starb den 19. Jan. 1815, 78 Jahr alt. Der hervorstechende Charakter seiner Gedichte ist Leichtigkeit, Grazie und Laune. Man nannte ihn Le Chansonnier de la France.

Bouffon, s. Buffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, ward 1720 zu Paris geboren. Er studirte auf der dortigen Universi-

tät, und zeigte früh ein seltenes Fassungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wissenschaften gleich glückliche Fortschritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Familie widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen seiner Neigung angemeßnen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ sich zum Militär einschreiben und gab 14 Tage darnach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er seinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militärische Laufbahn eintrat, die er so glänzend zurücklegte. Die Geschichte seines Lebens setzt in Erstaunen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, mit denen er sich beschäftigt hat, und durch die Menge der Ereignisse, welche sie ausfüllen. Im J. 1758 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Sarre-Louis commandirte; in dem Winter desselben Jahres ging er als Gesandtschaftssecretär nach London und ward während seines kurzen Aufenthalts daselbst Mitglied der königl. Gesellschaft. Im Sept. 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und setzte seine Dienste in derselben Eigenschaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canada's aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitäns im März 1756 von Brest ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine englische Flottille, und war durch Rath und Beispiel im Juni 1758 die Hauptursache, daß ein Detachement von 5000 Mann Franzosen einer englischen Armee von 24,000 Man mit Erfolg widerstand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada sich zu schwach sah, um das Land zu vertheidigen, schickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verstärkungen zu fodern. Er reis'te im Nov. 1756 ab, und kehrte im Jan. 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Obersten und St. Ludwigsritter ernannt hatte. Der Marquis von Montcalm ernannte ihn bei seiner Rückkehr zum Commandanten der Grenadiere und Volontäre und befahl ihm, mit zwei Corps den Rückzug der franz. Armee auf Quebeck zu decken, welches Bougainville mit Tapferkeit und Geschicklichkeit ausführte. Nachdem die Schlacht vom 10. Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schicksal der Colonie entschieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück, und diente in dem Feldzug von 1761 mit Auszeichnung unter Choiseul-Stainville in Deutschland, bis der Friede auch hier seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, sehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als solchen eine Überlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmtesten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die sie von einem Etablissement auf den maluinischen Inseln ziehen könnten, bewog sie zu Ausrüstung einiger Schiffe und übernahm die Ausführung selbst. Der König ernannte ihn zum Schiffscapitän und erlaubte ihm, auf seine Kosten eine Niederlassung auf diesen Inseln anzulegen. Bougainville segelte 1763 mit seiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inseln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müssen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Kostenersatz die Rückgabe der Inseln zu bewirken. Er lief zu dem Ende den 15. Dec. 1766 mit einer Fregatte und einem Flütschiff von St.

Malo aus und machte in Folge dieser Expedition eine Reise um die Welt, von der er den 16. März 1769 glücklich nach St. Malo wieder zurückkam, und mittelst welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikanischen Kriege commandirte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienschiffe, ward 1779 Chef einer Escadre und in dem folgenden Jahre Maréchal de camp in den Landarmeen. Als im J. 1790 die Seeleute zu Brest einen Aufstand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung desselben abgeschickt; aber in jenen Zeiten der Raserei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt zog er sich, nachdem er länger als 40 J. seinem Vaterlande mit Ruhm gedient hatte, von dem öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis an das Ende seiner Tage allein den Wissenschaften. Im J. 1796 zum Mitgliede des Instituts und in der Folge auch des Bureau's der Längenmessungen ernannt, nahm er an den Arbeiten dieser beiden gelehrten Gesellschaften Theil, ward zuletzt noch Senator und starb in seinem 89. Jahre am 3. Aug. 1811. Er war zugleich von den liebenswürdigsten Sitten, dienstfertig, freigebig und in jeder Rücksicht der höchsten Achtung würdig. Bis in sein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geistes ungeschwächt behalten.

Bouillé (François-Claude-Amour, Marquis de), einer der berühmtesten Generale unter Ludwig XVI., hernach durch den Antheil, den er an dessen Flucht bis Varennes hatte, und durch die Herausgabe seiner höchst merkwürdigen Memoiren über die Revolution bekannt. Er war 1738 in Auvergne geboren, und ergriff früh die militärische Laufbahn. Er ward als Generalcommissär nach den Antillen geschickt, wo er 1778 auch Dominica, St. Eustache, Tabago, St. Christoph, Niéves und Monserrat eroberte und zu behaupten wußte. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Paris zurück, und erhielt den Generallieutenants-Grad. Nun bereis'te er England, Holland und einen großen Theil von Deutschland, bis er das Commando der drei Bisthümer bekam. In den ersten Jahren der Revolution erhielt er in seinem Commando die Ordnung so gut er konnte. Nur auf dringendes Verlangen des Königs beschwor er die Constitution von 1791. Er bändigte nach einander die empörten Garnisonen von Metz und von Nancy, und obgleich die Nationalversammlung ihm für die bei der letztern Expedition bewiesene vorzügliche Tapferkeit und Klugheit ein Dankschreiben zuschickte, so ward er doch eben durch dieselbe den Revolutionisten verdächtig. Kurz nachher ersah ihn sich Ludwig XVI. zum Beschützer bei seiner Flucht. Bouillé machte so zweckmäßige Anstalten, daß der König, ohne den Befehl, kein Blut zu vergießen, unfehlbar gerettet worden wäre. Durch diese Milde aber ward Bouillé genöthigt, den König bei Varennes seinem Schicksal zu überlassen, und sich unter dem Kugelregen der Revolutionisten zu flüchten. Von Luxemburg aus schrieb er noch einen drohenden, wiewohl fruchtlosen, Brief an die Nationalversammlung, und suchte dann die auswärtigen Mächte zur Bekämpfung der Republik zu bewegen. Er unterhandelte zu Wien, gewann insbesondere Gustav III. für sich, und erhielt von Catharinen das Versprechen, 30,000 Mann unter Anführung des Königs von Schweden und des franz. Generals marschiren zu lassen. Aber Gustav ward ermordet, die Kaiserin vergaß ihre Zusage, und Bouillé begab sich nach England. Hier schrieb er seine Memoiren über die Revolution, welche zuerst in einer englischen Übersetzung, dann aus dieser ins Deutsche übergetragen, und nach seinem

Tode auch im Originale erschienen. Bouillé starb in London am 14. Nov. 1800, gegen 62 Jahre alt.

Bouillon (Philippe-de-la-Tour d'Auvergne-Prince-de), in England unter dem Namen Capitaine d'Auvergne bekannt, ist in St. Hellier, auf der Insel Jersey geboren, wo sein Vater, Charles d'Auvergne, der dort lange verschiedne Civil- und Militärposten bekleidet hatte, noch ein mittelmäßiges Vermögen besaß. Philippe nahm Seedienste, und ward Commandeur eines Küstenwachtslups von 16 Kanonen. Als er darauf nach Frankreich ging, wo er einen Theil seiner Erziehung genossen, gewann er die Freundschaft des letzten Herzogs von Bouillon, dem er sich als Abkömmling des protestantischen Zweigs der Familie von Turenne zu erkennen gegeben, und ward im J. 1791 von dem Greise, der keine Kinder hatte, mit Einwilligung der Stände und mit königl. Genehmigung an Kindesstatt angenommen. Als die Revolution, nach dem Tode seines Adoptivvaters, der im J. 1792 gestorben war, ihm alle Aussicht zur Erbfolge entzogen, kehrte er nach Jersey zurück, wo er die Unterstützungen des englischen Gouvernements an die Emigranten vertheilte. Zur Zeit des Tractats von Amiens 1802 ging er nach Paris, und ward in den Tempel gesetzt, nach einigen Tagen aber, auf Englands Reclamation, wieder freigelassen. Seitdem commandirte er die Station von Jersey und des alten Castells, mit dem Titel eines Commodores, ließ sich in den pariser Vertrag von 1814 mit einschließen, verlor aber durch schiedsrichterlichen Ausspruch zu Leipzig vom 1. Juli 1816 sein Recht auf den Besitz des Herzogthums Bouillon, das dem Herzog von Montbazon und Bouillon, Carl Alain Gabriel, Fürsten von Rohan Guemenée, zugesprochen wurde, s. d. folg. Art. K.

Bouillon, Bullio, ein 2 M. breites und 4 M. langes Gebiet in den Ardennen, an der Grenze von Luxemburg und Lüttich. Dieses waldige und bergige Land besteht aus der Stadt Bouillon mit 2980 Einw., und 21 Flecken oder Dörfern, mit 16,000 Einw. Die Stadt, bisher der Hauptort eines Cantons, im Bezirke Sedan, im Depart. der Ardennen, liegt zwischen Bergen am linken Ufer des fischreichen Semois, 8 M. von Lüttich, 4 M. von Ivoir. Sie hat ein festes Schloß, auf einem Felsen, das aber von höheren Bergen beherrscht wird. Das Herzogthum Bouillon besaß einst der berühmte Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an den es, als eine von der Grafschaft Ardenne abgerissene Herrschaft, verschenkt worden war. Um die Kosten zu seinem Kreuzzuge zu bestreiten, verpfändete Gottfried sein Herzogthum Bouillon im J. 1095 an den Bischof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochstift viele Jahre es besessen, machten die Häuser la Marc und la Tour d'Auvergne ihr Erbrecht auf Bouillon geltend, traten jedoch im J. 1641 ihre Ansprüche daran gegen 150,000 brabantische Gulden dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672 eroberte Frankreich auch Bouillon, und Ludwig XIV. schenkte es 1678 an den Herrn de la Tour d'Auvergne, seinen Oberkammerherrn. Seitdem gehörte es, als ein souveränes Herzogthum unter französischem Schutze, dem Hause La Tour bis zur Revolution. Im J. 1792 wurde es eingezogen. Der letzte Besitzer, Gottfried Carl Heinr. de la Tour d'Auvergne, starb im Dec. 1812. Durch den pariser Frieden im J. 1814 kam es größtentheils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf wurde in der wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815, im 69. Art. festgesetzt, daß der König der Niederlan-

de, als Großherzog von Luxemburg, den Theil vom Herzogthum Bouillon, welcher nach dem pariser Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souveränetät besitzen, das Eigenthumsrecht des Herzogthums Bouillon aber, nach schiedsrichterlichem Ausspruch, einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden sollte. Dieser Ausspruch erfolgte zu Leipzig den 1. Juli 1816. Er ist das erste Beispiel der in der deutschen Bundesacte bestimmten schiedsrichterlichen Entscheidung streitiger Fälle durch ein Austrägalgericht, von dem keine Appellation Statt findet, und zugleich ein Beweis, daß man den Grundsatz der gesetzmäßigen Erbfolgeordnung, oder der Legitimität, welcher in dem J. 1815 erkämpft wurde, nur in Hinsicht des Eigenthums und Besitzes, als Hauptentscheidungsgrund geltend machen will. Es ernannten nämlich nach Vorschrift der Congreßacte, drei Monarchen drei Staatsmänner, Österreich den Baron Binder, Preußen den Baron von Brockhausen, und Sardinien den Grafen de Castelalfer (sardinischen Gesandten am preußischen Hofe), so wie die beiden Bewerber, der Fürst Carl Alain von Rohan Guemenée, den Grafen de Fitte de Soucy, und der englische Viceadmiral, Philipp de la Tour d'Auvergne (s. d. vor. Art.), den brittischen Sachwalter Sir John Sewell, zu Schiedsrichtern. Nachdem dieselben nicht in Aachen, welcher Ort im 69. Art. vorgeschlagen war, sondern in Leipzig, einer Stadt in einem völlig neutralen Lande, ihre Verhandlungen geendigt hatten, entschied die Mehrheit von 4 Stimmen gegen 2 zu Gunsten des Fürsten Rohan, vermöge seines auf Geburt, Hausverträge und Substitution beruhenden Erbrechts, als Enkel der Schwester des letzten Herzogs von Bouillon. Auch die von dem Minister von Brockhausen hinzugefügte Bedingung, daß der Prinz Rohan dem Adoptivsohne seines Großoheims, dem Admiral d'Auvergne, als Pflichttheil die Einkünfte des Herzogthums von 6 Jahren auszahlen solle, wurde durch eine Stimmenmehrheit von 3 gegen 2 verworfen. Hiernach ist Prinz Rohan, vermöge seines Substitutionsrechts, dem gemeinen Rechte gemäß, in den Besitz des Herzogthums eingetreten, das demselben Substitutionsrechte auch künftig unterworfen bleibt. Zugleich soll er, nach dem 69. Art., für den Verlust der oberhoheitlichen Rechte, von dem König der Niederlande entschädigt werden, der ihm auch die inzwischen bezogene Eigenthumsnutzung ersetzen wird. — Zwei Puncte sind in dieser Rechtssache zu bemerken. Der erste ist, daß das streitige Erbfolgerecht nicht durch die Waffen, auf Kosten der Völker, wie im spanischen, österreichischen und ähnlichen Erbfolgekriegen, sondern auf dem friedlichen Wege eines schiedsrichterlichen Ausspruchs bestimmt worden ist. Hoffentlich wird künftig dieselbe Weisheit bei der Frage über den Besitz eines großen Landes eben so zu Gericht sitzen, wie hier, wo es nur den Besitz eines kleinen Gebietes galt; denn was weise und gerecht ist, hängt nicht von der Quadratmeilenzahl, sondern von der Vernunft ab. Der zweite Punct ist der, daß man in dieser Sache den Landes- vom Staatsbesitz, das Eigenthums- vom Regierungsrecht getrennt hat. Staatsbesitz und Regierungsrecht ist nach dem allgemeinen Staatsrechte, wo offenbar Völkerrecht und Völkerwohl die Entscheidungsregel geben, Landesbesitz und Eigenthumsrecht hingegen nach dem Privatrechte, wo Haus- und Erbverträge die Regel für die Familienerbfolge geben, entschieden worden. Folglich hat der Congreß, indem er die Souveränetät über Bouillon dem Großherzog von Luxemburg, so weit es in dessen Gebiet

legt, zusprach, anerkannt, daß die Regierungshoheit nicht in die Kategorie des Privateigenthums gesetzt, noch als Familienerbgut betrachtet werden darf, das man veräußern oder über das man durch Testamente, Substitutionen und ähnliche Verträge verfügen könne. K.

Boulevards (oder Wälle) gehören unter die berühmtesten und besuchtesten Spaziergänge in Paris. Sie gehen fast um die ganze Stadt herum, und sind in der Mitte für Wagen, auf beiden Seiten für Fußgänger eingerichtet, und mit schönen Gebäuden, Schauspielhäusern u. s. f. geziert.

Boulingreen, eigentlich ein grüner zum Kegelspiel bestimmter Rasenplatz, dann überhaupt ein schönes dicht bewachsenes Rasenstück, dergleichen man in allen englischen Gärten findet.

Boulogne, eine alte französische Seestadt an der Küste der Picardie, jetzt der Hauptort eines Bezirks von 18⅞ □ M. mit 74.676 Einw. im Departement Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16′ 33″ Länge, 50° 43′ 33″ nördl. Breite. Sie besteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere vorzugsweise Boulogne sur mer genannt wird, und in Rücksicht der Schönheit der Häuser und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuser, über 13,000 Einwohner, und einen Hafen, der für große Kriegsschiffe zwar zu seicht ist, in welchen aber die größten Kauffahrteischiffe bei hoher Fluth ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Winde die Küsten von England binnen 2—3 Stunden erreichen kann, so ließ Buonaparte den sehr versandeten Hafen reinigen und tiefer machen, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zur Überfahrt einer Landungsarmee daselbst erbauen; auch viele kleine Forts und Batterien zur Befestigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon stand ein zahlreiches Heer viele Monate lang in einem stadtähnlichen Lager zum Überschiffen bereit, als der Ausbruch der Feindseligkeiten mit Österreich 1805 die französischen Krieger von dort in andere Gegenden rief; und seitdem war von keiner Landung in England mehr die Rede. Boulogne hat ein Bisthum, 6 Kirchen, 1 Hospital, Börse, Handelsgericht, Schifffahrtsschule, Seebäder, Seifen-, Fayance-, Blech-, Leinen- und Wollenmanufacturen. Zum Ausfuhrhandel dienen: Heringe und Makrelen, die in Menge längs der Küste gefangen werden, Champagner- und Burgunderweine, Steinkohlen, Getreide, Butter, Leinwand und Wollenzeuge. In Friedenszeiten halten sich oft 2000—3000 Engländer in Boulogne auf.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regsten Eifer, den reinsten Patriotismus verband. Er ward geboren zu Birmingham am 14. Sept. 1728, und erzogen in einer Privatlehranstalt zu St. Johns Chapel unter der Leitung von Ansted. Boultons Vater, der sich durch eine neue und sinnreiche Art, in Stahl einzulegen, bekannt gemacht und dadurch ein großer Vermögen erworben hatte, starb, als sein Sohn kaum 17 J. alt war. Dieser verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwande von 9000 Pfund sehr ausgedehnte Fabrikgebäude an. Seine speculirende Thätigkeit leitete ihn auf manche schöne, nützliche und große Unternehmungen. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, bald waren im In- und Auslande die schönsten Zimmerverzierungen aus Boultons Fabrik; bei ihm wurden von den kostbarsten Ölgemählden die täuschendsten Copien genommen, wobei er die Methode eines gewissen Egginton befolgte, der in der Folge durch seine Glasmahlereien sich

einen Ruf erwarb. Mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaschine erhielt, in Verbindung legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaschinen an, die jetzt noch in den vorzüglichsten Bergwerken und Manufacturen Großbritanniens angewendet werden. Im J. 1788 machte er zuerst Versuche mit einer Münzmühle; sie gelang vollkommen. Diese Mühle setzt 8 Maschinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben besorgt wird, und in einer Minute 70—90 Kupfermünzen prägt. Die Compagnie von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die ostindische Compagnie viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiserin Catharina sandte Boulton dem Kaiser Paul I. einige der seltensten Stücke seiner Fabrication, und erhielt dafür, nebst einem verbindlichen Danksagungsschreiben, eine schöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, so wie auch alle neuere russische Münzen. Boulton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch sie den Dampfmaschinen eine so hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel newcastler Steinkohlen 6000 Oxhöfte Wasser 10 Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. Dampfmaschinen.) Dieser Mann, dessen Thätigkeit für das Industriewesen und die Kunst den entschiedensten Nutzen gehabt hat, und der Tausenden durch seine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verschaffte, starb im August 1809. Im Vaterlande, wie in der Ferne, hat man seine großen Verdienste anerkannt. Er war Mitglied der königl. Societäten der Wissenschaften zu London und Ediburg, der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg und mehrerer andern gelehrten Anstalten. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Bourbon (Haus). Mit Ludwig V., König von Frankreich, erlosch (21. Mai 987) der Stamm der Carolinger; denn sein Oheim Carl, Herzog von Niederlothringen, der rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine Gegenpartei vom Throne verdrängt, welchen Hugo Capet bestieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Roberts des Starken (dessen zweiter Sohn Robert, im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugo des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. (S. d. Art. Frankreich.) Durch diese Erhebung ward die Pairschaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynastie begründet, die 8 Jahrhunderte hindurch den französischen Königsthron besaß, während eine Seitenlinie seit 1701 Spanien beherrschte, welche das Königreich beider Sicilien im J. 1735 als Secundogenitur, und 1748 auch Parma für die Nachkommen eines spanischen Infanten erwarb. Aber die französische Revolution stürzte das Haus Capet durch Napoleon von seinen Thronen, in Frankreich: 1792—1814 (s. Frankreich); in Spanien 1808—1814 (s. Spanien); in Neapel: 1806 bis 1815; in Parma: 1801—1817; und in Etrurien, wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801—1807 regierte. Nur allein der Thron Ferdinands IV. zu Palermo ward unter brittischem Schutze aufrecht erhalten; während die übrigen Mitglieder des Hauses Bourbon, die nicht in Frankreich Leben oder Freiheit verloren hatten, in England und Rußland oder in Napoleons Reiche einen Zufluchtsort fanden. Denn erst nach Napoleons Fall im J. 1814 schien das Schicksal sich mit einem Geschlechte versöhnen zu wollen, dessen Geschichte

ganzen Europa wundersam verkettet ist. — Hugo Ca-
Breitkopfs) Familie nannte sich nach dem mütterlichen
, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das
rbon. Aus diesem entsprossen zwei Seitenlinien, die
s und die von Bourbon. Jene gründete Carl,
Valois, zweiter Sohn König Philipps III.; diese
., erster Herzog von Bourbon, der Sohn Roberts,
Clermont, des zweiten, mit Beatrix, der Erbin von
rmählten, Sohnes Ludwigs IX. Die Söhne Ludwigs I.,
n Bourbon (st. 1341) und Enkel Roberts von Clermont,
ei Linien: die ältere war die der Herzoge von Bourbon,
dem berühmten Connetable von Bourbon, der bei dem
f Rom 1527 das Leben verlor, erlosch; die jüngere war die
de la Marche, nachmals Grafen und Herzoge von Ven-
arl, Herzog von Vendome (st. 1537), hinterließ zwei Söh-
und Ludwig. Jener stiftete durch seinen Sohn Hein-
von Navarra das jetzt regierende königl. Haus Bour-
r das Haus Condé. — Nach Carls IV. des Schönen,
aus dem ältesten Hauptzweige des Capetingischen Gesammt-
Tode im J. 1328, bestieg mit Philipp VI., das Haus
den Thron. Dieses Haus erlosch 1589, durch die Ermor-
richs III. Nun folgte durch Erbrecht, von persönlicher
terstützt, der Abkömmling jenes Ludwigs von Bourbon, in
Generation, Heinrich IV. von Bourbon und Kö-
Navarra. Sein Vater Anton hatte durch seine Gemah-
anne von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra,
taat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frank-
einigte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I., Prinz von
, wurde der Stifter der Linie Condé. Man unterscheidet
zwei Hauptlinien der Bourbons: die königliche und con-
. Die königliche trennte sich wieder in zwei Bränchen
beiden Söhne König Ludwigs XIII., da der ältere, Lud-
V., den Hauptast fortsetzte der mit dessen Enkeln Ludwig
in) und Philipp V. in die ältere oder königlich franzö-
, und in die jüngere oder königlich spanische sich theilte,
der jüngere, Philipp I., das Haus Orleans stiftete,
von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte.
nige des älteren königl. Zweiges des Hauses Bourbon s. unt. d.
einrich IV., Ludwig XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
. Die Könige des jüngern königl. Zweiges s. unter Spa-
Seit der Restauration der Bourbons, in der Person
gs XVIII., des 35. Königs aus dem Geschlecht Capets in
reich, im J. 1814, besteht das Haus Bourbon gegenwär-
1820, aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A. Königl.
Linie: 1. Ludwig XVIII., geb. 1755, Bruder Ludwigs XVI.
Art.), ist Wittwer, und hat keine Kinder. 2. Carl Philipp,
sieur, ehemals Graf von Artois (s. Artois), und dessen
, Ludwig Anton, Herzog von Angoulème, Sohn von Frank-
geb. 6. Aug. 1775, verm. zu Mitau den 10. Juni 1799 mit
Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens von Österreich,
ria Theresia Charlotte, geb. den 19. Dec. 1778, Ma-
e. Diese Prinzessin ward am 18. Aug. 1792 in den Tempel als
gefangene ihrer Ältern gebracht, am 20. Dec. 1795 aber entlas-
worauf sie, mit Bewilligung der Directorial-Regierung, Paris

und Frankreich verließ, und zu Riechen bei Basel an die österreichischen Bevollmächtigten ausgeliefert wurde; seitdem lebte sie bis 179. zu Mietau, von wo sie ihren Oheim, den jetzigen König, überall hin begleitete. Ihr damaliges Einkommen bestand in den jährlichen Zinsen eines von der Erzherzogin Christine von Österreich (verst. Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen) ihr vermachten Capitals von 391,000 Fl. Als sie im Mai 1814 in Paris einzog, ward sie mit lebhafter Theilnahme empfangen, und von wahrem ritterlichen Geiste beseelt, eilte sie während der Katastrophe im März 1815 nach Bordeaux, stellte dort sich persönlich an die Spitze der Königlichen, unterlag aber dem bösen Willen der Linientruppen und der Unteren der Nationalgarde; sie ging also mit dem General Clauzel eine Capitulation ein, und begab sich zu Schiffe mit dem Maire Lynch nach Holland zu ihrem Oheim, dem sie auch nach Paris wieder gefolgt ist. Sie ist Beschützerin der Gesellschaft der mütterlichen Liebe in Frankreich. — Ihr Gemahl, der Herzog von Angoulème landete zuerst am 11. Febr. 1814 im südlichen Frankreich, und kehrte hierauf mit ihr im Gefolge Ludwigs XVIII. aus England nach Paris zurück. Im J. 1815 zeichnete er sich bei Napoleons Usurpation des Thrones in dem Commando eines kleinen Corps Königlicher in einem Gefecht bei Montelimart gegen Napoleons Truppen aus, war auch in einem zweiten Treffen bei Valence glücklich, mußte aber nach dem Abfall fast aller seiner Truppen bei Port St. Esprit capituliren (8. April). Kraft dieser Capitulation schiffte er sich zu Cette ein (16. April) und landete (am 19. April) zu Barcelona, von wo er sich zu seiner Familie wieder begab; gegenwärtig ist er Großadmiral von Frankreich und Generaloberst der Carabin., Kürass. und Drag. der franz. Armee und Inhaber eines Jägerregiments. Sein Bruder, Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geb. 24. Jan. 1778, war vor der Herstellung seiner Familie auf den franz. Thron bei seinem Vater in Edinburg; im März 1815 begleitete er seinen Bruder Angoulème nach Lyon, eilte von da nach Paris und stellte sich an die Spitze der vor Paris gegen Napoleon am 11. März aufgestellten Armee, nach deren Abfall er am 20. d. M. seinem Oheim, dem Könige, folgte. Den 17. Juni 1816 vermählte er sich mit Caroline Ferdinande Louise (geb. 5. Nov. 1798), ältesten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien den 14. Febr. 1820 starb er an einer von Louvel erhaltenen Stichwunde, hinterließ eine Tochter, Louise, geb. 1819, Mademoiselle de France, und seine Wittwe kam (29. Sept. 1820) mit Heinrich, Herzog von Bordeaux, nieder. — Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenschaft die Tochter des am 4. März 1791 verst. Ludwig Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louise Marie Adelheid, geb. 23. März 1753 (sonst Mademoiselle de Penthievre genannt), seit dem 6. Nov. 1793 Wittwe von Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans (Egalité genannt), von dem sie den 22. Jul. 179. geschieden wurde. Sie hielt sich bis 1814 in Spanien auf, wohin sie deportirt worden war. Hier lebte sie (zu Barcelona) von dem Ertrage der ihr restituirten Güter, der ihr mit 100.000 Franken jährlich aus dem Schatze von Frankreich angewiesen worden war. Sie kehrte mit den Bourbons nach Paris zurück, und mußte daselbst, als Napoleon im März 1815 dort ankam, Krankheits wegen bleiben. B. Der zweite Ast der königl. Linie, das königl. spanische Haus Bourbon, von Philipp V., Ludwigs XIV. zweitem Enkel, ge-

: jetzt aus folgenden Mitgliedern. a) Von Carl IV., ...nig von Spanien, geb. in Neapel den 12. Nov. 1748, ...den 19. Jan. 1819 (s. d. Art. Carl IV.), sind fol... am Leben: 1. Charlotte Joachime, Gemahlin des ... Portugal, geb. 1775; 2. Marie Louise Jos. An... 782, resignirte Königin von Etrurien, Wittwe von Lud... von Spanien, ehemaligem König von Etrurien. Deren ...rl Ludwig, Infant von Spanien, resignirter König ...a, geb. zu Madrid den 23. Dec. 1799, und Marie ...arlotte, geb. den 1. Oct. 1802 auf der Überfahrt von ... Barcelona. Die Mutter nahm 1817 das Fürstenthum ...esitz, als einstweilige Entschädigung, bis nach dem Tode ...ogin Marie Louise Parma wieder an sie und ihre ... zurückfällt. Die Schwägerinnen der Königin von Etru... Marie Antoine Josephe, Prinzessin von Parma, bei den ...ien zu Parma, und Charlotte Marie Ferdin., Prin... Parma, seit 1804 zu Rom. 3. Ferdinand VII., sonst ...n Asturien, geb. 14 Oct. 1784, zuerst vom 19. März ... Wochen lang König von Spanien, verzichtete nebst seinen ...af die spanische Krone durch die Declaration aus Bordeaux ... Mai 1808; dann lebte er, von einer Doppelrente von ...nd 600,000 Fr. aus dem franz. Schatze und einem Antheile ...o Morgen an den Domänen von Navarra, zu Valencay in ...; im J. 1810 meldete man von ihm, daß er dem Kaiser ... das ihm entdeckte Unternehmen des Engländers Kolly, ihn ...ren, selbst mitgetheilt, und zugleich gewünscht habe, von ihm ...rl. Prinz Frankreichs adoptirt zu werden (vergl. Ferdi... II. und Spanien seit 1808). Doch als Napoleon am ... des J. 1813 sich von allen Seiten bedrängt sah, schloß er ... 1813) mit Ferdinand VII. Friede, und obgleich die Bedin... desselben von den Cortes nicht anerkannt wurden, so kehrte ...nd doch in sein Reich zurück. 4. Carl Mar. Jos. Isidor, ...88 zu Madrid, verm. 1816 mit Mar. Francisca, des Königs ...rtugal Tochter, deren Sohn: Carlos, geb. zu Madrid den ... 1818. — 5. Marie Isabelle, geb. 1789, Gemahlin des ...inzen von Sicilien. 6. Franz de Paula Anton Maria, geb. ...u Madrid, verm. 1819 mit seiner Nichte, Louise, des Kron... von Sicilien zweiter Tochter zweiter Ehe, deren Sohn: ...z von Assis, geb. zu Madrid den 6. Mai 1820, Herzog ...adiz. Die Infanten Anton, Carl und Franz erhielten 1808 ...Apanagengelder aus dem franz. Schatze, und hatten den Genuß ... Ordenspfründen in Spanien. b) Von Carls IV. Geschwistern ... noch: 1. Ferdinand IV., jetzt Ferdinand I., König bei... ...icilien, Gemahl von Marie Caroline, des römischen Kaisers ... I. Tochter, st. 1814. Deren Kinder: aa) Franz Januar ...h, geb. 1777 den 19. August, Herzog von Calabrien, ...prinz beider Sicilien, mit 9 Kindern aus seiner zweiten Ehe ... Isabella von Spanien; seine Tochter aus der ersten Ehe ist ...ahlin des Herzogs v. Berry. bb) Marie Christine, Gemahlin ... Felix, Prinzen von Sardinien, Herzogs von Genevois. cc) ...ie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipps, Herzogs von Or...s. dd) Leopold, Fürst von Salerno, verm. mit Clemen...e, Franz I. von Österreich dritter Tochter. — Des Königs ...l IV. verst. Bruders Gabriel Franz Anton Xaver Sohn: Pe...

ter Carl Anton, geb. 1786, Infant von Spanien, der im No 1807 mit dem portugiesischen Hofe, wo er seit 1790 erzogen wor war, nach Brasilien ging, 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Th rese, Johanns VI., Regenten von Brasilien, Tochter, sich vermähl und daselbst 1812 starb, lebt ein Sohn: Sebastian Maria, In fant von Spanien, geb. den 4. Nov. 1811. Aus der Ehe Carls III Bruders, Ludwig Anton Jacob, mit Therese de Vallabriga y Drum mond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragonischen Capitä der Infanterie, leben: a) Don Ludwig Maria von Bour bon, Erzbischof von Toledo, Präsident der provisor. Junta der Cortes im März 1820; b) Caroline Josephine Antoine, Gema lin des Don Manuel Godoy, des Friedensfürsten, und c) Mari Louise von Bourbon, verm. 1. Juni 1817 mit dem Herzog vo San Fernando, Grand von Spanien. C. Die Seitenlinie de königl. franz. Hauptastes des Hauses Bourbon, welche vo Ludwigs XIV. Bruder, Philipp I., abstammt, und das Haus Or leans bildet, indem es von diesem Philipp an bis 1739 das He zogthum oder die Pairie Orleans besessen hat, zählt gegenwärtig fo gende 11 Mitglieder: 1. Herzog Ludwig Philipp von Bourbo Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, Sohn des Phi lipp Egalité), geb. den 6. Oct. 1773, wurde nebst seinen Brüder 1797 aus dem Verhafte zu Marseille entlassen, ging mit ihnen nac Philadelphia, dann, nach geschehener Aussöhnung mit den fran Prinzen des Hauses Bourbon, nach England (1800), hierauf nac Gibraltar (1808), lebte dann seit 1809 in Palermo, blieb nach der Rückkehr der Bourbons in England, bis er 1817 nach Paris sich be gab, wo er das Palais Royal bewohnt. Er ist Generaloberster de Husaren und Großkreuz der Ehrenlegion. Seine Gemahlin Marie Amalie, K. Ferdinands I. von Sicilien Tochter, geb. den 26. April 1782; aus dieser Ehe: a) Ferd. Philipp Ludwig Carl Heinrich, Herzog von Chartres, geb. zu Palermo den 3. Sept. 1810; b) Louise Marie Theresie Charlotte Isabelle, Made moiselle, geb. zu Palermo den 3. April 1812; c) Marie Christ. Carol. Adelaide Francisca Leopoldine (Mademoiselle de Valois), geb. zu Palermo den 12. April 1813; d) Ludwig Carl Phil. Raphael, Herzog von Nemours, geb. zu Paris den 25. Oct. 1814; e) Francisca Louise Caroline, Mademoiselle de Montpensier, geb. den 28. März 1816 zu Twickenham; f) Marie Clementine Carol. Leop. Clotilde, Mademoiselle de Beau jolois, geb. den 3. Juni 1817 zu Paris; g) Franz, Prinz von Joinville, geb. den 14. August 1818 zu Paris; h) Carl, Herzog von Penthievre, geb. den 1. Januar 1820 zu Paris. — 2. Des Her zogs von Orleans Schwester, Eugenie Adelheid Louise, Mademoiselle d'Orleans, geb. den 23. Aug. 1777. 3. Vaters Schwester: Louise Marie Therese Mathildis, Madame d'Orleans, geschieden Gemahlin von Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé, die zu Barcelona 50,000 L. jährl. aus dem Schatze von Frankreich erhielt, und seit dem 5. Juni 1816 wieder in Paris sich aufhält. D. Die Condéische Linie, zweite Hauptlinie der Bourbons, die von Lud wig I., dem ersten Prinzen von Condé, abstammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von diesem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Äste zerspalten, indem nämlich: 1. Ludwig II. (st. 11. Dec. 1686) den Ast Bourbon-Condé und 2. Armand (st. 21. Febr. 1666), Prinz von Conty, den Ast von Bourbon-Conty stiftete. Von

Bourbon-Condé leben zwei: a) Ludwig Heinrich Jo-
og von Bourbon, Sohn des 1818 verst. Herzogs Lud-
) von Bourbon, Prinzen von Condé (s. die eignen Arti-
:r erste Ehe, geb. den 13. April 1756, geschiedener Ge-
oben unter Orleans gedachten Louise Marie Therese
b) des Vorigen Schwester, Louise Adelheid, Prin-
Condé, geb. den 5. Oct. 1757, lebte in England in einem
Norfolk, war 1768 Äbtissin zu Remiremont, ging 1795
ster zu Turin, und ward im Dec. 1816 Vorsteherin der
jaft in dem zu einem Kloster umgeschaffenen Tempelthurm
(Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei
aber legitimirte Töchter, von denen die eine, Char-
:g. Elis., als legitimirte Mademois. de Bourbon, den jetzi-
n Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete.)
veiten Äste, Bourbon-Conty, starb der letzte Zweig,
Franz Joseph von Bourbon, Prinz von Conty, den
814. Er lebte früher zu Barcelona in Spanien von ei-
von 25,000 Liv. aus dem franz. Schatze vom Ertrage seiner
Güter. Indeß verlieh im Nov. 1815 Ludwig XVIII. den
Söhnen desselben, den HH. von Hattonville und von
e die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bour-
zu führen. Die bekannte Gräfin von Mont-Clair-Zain,
n das Anagramm von den Namen ihrer Ältern, des
wig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von
nthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu diesem
chelich geboren, ward sie von Ludwig XV. 1772 legiti-
:n 7. Oct. 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im
:e sie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Er-
ilt, und foderte ihrer Abkunft wegen von der franz. Re-
Pension. K.

on (Charles, Duc de), berühmt unter dem Namen
von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Mont-
Clara's von Gonzaga. Geboren 1489, empfing er in sei-
hre von Franz I. das Schwert des Connetables, da er
so kriegerischen Zeit bereits durch glänzende Thaten aus-
tte. Stets auf dem gefährlichsten Posten, trotzte er dem
ier Kaltblütigkeit, die seine Waffengefährten zur Bewun-
i. Als Vicekönig von Mailand gewann er Aller Herzen
iuth und Leutseligkeit. Nichts gebrach seinem Glücke und
e; als eine Ungerechtigkeit, die sein König ihm hätte er-
, ihn Frankreich und seinen Pflichten raubte, und das
on in eine Ungunst setzte, die bis zum Ende der Regie-
is III. fortdauerte. Sei es nun, daß die Herzogin von
die Mutter Franz I., wie einige Schriftsteller ihr vor-
den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte, deren
sie nicht dulden konnte; sei es, daß sie blos von Hab-
, die Domänen Carls von Bourbon in Anspruch nahm,
ozeß darüber gegen ihn gewann; genug, sie wollte eine
enkung Ludwigs XII. umstoßen. Der Connetable zu
) seiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt
er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorschlä-
welche ihm von Carl V. und dem Könige von England
n. Er erfuhr das Schicksal Aller, die zu einem frem-
ergehen; wohl aufgenommen, so lange man seiner be-
t, um sich seiner zu versichern, der Verachtung der spa-

nischen Granden, der Eifersucht der Generale Carls V. preisgege[illegible]
ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als seine T[illegible]
pferkeit und Reue; aber diese Tapferkeit reichte hin, ihm eine Ar[illegible]
zu geben und den Kaiser zu einem ehrenvollen Betragen gegen ih[illegible]
nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. [illegible]
das Connetableschwert und den Orden absodern ließ; seine Antw[illegible]
verräth den ganzen Schmerz seiner Seele: „den Degen hat m[illegible]
König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, di[illegible]
gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Cant[illegible]
sen, unter meinem Kopfkissen." Seine Flucht schon war ein [illegible]
für Frankreich, denn sie hemmte Franz I., der nach Italien zu [illegible]
hen im Begriff war. Zum General der kaiserlichen Truppen ernan[illegible]
belagerte Bourbon zwar vergeblich Marseille, aber er trug zu [illegible]
Niederlage bei Pavia bei. Als er hörte, daß sein König gefan[illegible]
nach Madrid geführt worden sei, ging er selbst dahin, um nicht [illegible]
dem Vergleiche der beiden Monarchen vergessen zu werden, dessen A[illegible]
schluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr [illegible]
daß er auf das Wort des Kaisers nicht rechnen dürfe, der ihm s[illegible]
Schwester zur Gemahlin versprochen hatte. Gezwungen, seinen [illegible]
willen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete [illegible]
lien durch das Schrecken seiner Waffen, und machte sich durch [illegible]
Macht selbst dem Kaiser verdächtig, der, um ihn zu schwächen, [illegible]
Geld und andere Bedürfnisse vorenthielt. Um die Auflösung sei[illegible]
Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von R[illegible]
dessen Plünderung er ihm versprach. Als er hier der Erste die [illegible]
sche bestieg, ward er den 6. Mai 1527 von einer Kugel getro[illegible]
welche Benvenuto Cellini abgeschossen zu haben behauptet, und [illegible]
ohne Nachkommenschaft im 38. Jahre seines Alters. Sein Leich[illegible]
ward nach Gaeta gebracht, wo seine Soldaten ihm ein prächti[illegible]
Grabmahl errichteten, welches nachher zerstört worden. So en[illegible]
ein Mann, dem die Natur keine von den Eigenschaften versagt hat[illegible]
welche einen Helden machen.

Bourbon, eine franz. Insel im indischen Meer, östlich [illegible]
Madagascar, 72° 58′ — 73° 10′ östl. L., 20° 31′ 43″ — 21° [illegible]
südl. Br., 112 Q. M. groß, 1811 mit 80,346 Einwohnern, [illegible]
von 16,400 Europäer und Creolen, 3459 freie Neger, und 60,4[illegible]
Sklaven. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs, und noch bren[illegible]
fortdauernd in Südosten ein Vulkan, um welchen in einem Kre[illegible]
von 6 Meilen alles öde und verbrannt ist. Das ganze Land beste[illegible]
eigentlich aus zwei an einander hängenden Bergen, unter welchen [illegible]
nördliche, ein ausgebrannter Vulkan, der höhere und an Umfang [illegible]
weitem der größere ist. Beider Berge Gipfel sind nackte Felsen, [illegible]
höchste Spitze des nördlichen Berges les trois Salasses ist 4600 [illegible]
über die Meeresfläche erhaben. Viele Bergströme stürzen von [illegible]
schroffen Höhen und bewässern die Niederungen, in welchen der furc[illegible]
bare vulkanische Ruin von der üppigsten tropischen Vegetation überw[illegible]
tigt, einen oft eben so überraschenden als reizenden Anblick darbie[illegible]
In einigen Teichen ist das Wasser so mit mineralischen Stoffen [illegible]
schwängert, daß weder Fische darin leben, noch Sumpf- und Wass[illegible]
pflanzen an den Ufern wachsen. Die Producte der Insel sind: C[illegible]
fee (im J. 1799 5 Mill. Pf.), Mais, Weizen, Reiß, Tabak, Bau[illegible]
wolle, Muscatnüsse, Gewürznelken (im J. 1799 60,000 Pf.), Zuck[illegible]
Aloe, Ebenholz, Obst, Palmen, Indigo, weißer Pfeffer, Bau[illegible]
Kopal, Sandarak, Kampfer, Gartenfrüchte mannichfaltiger A[illegible]

und Schildkröten. Die Insel ist in 9 Kirchspiele abge-
Denis, St. Marie, St. Susanne, St. André, St. Be-
ose, St. Joseph, St. Pierre und St. Paul. Nur ei-
breit in einer mit den Küsten parallelen Linie ist bis
d angebaut. Die dichten Wälder im Innern werden
n einer Art von Mulatten bewohnt, die ziemlich im Zu-
Naturmenschen leben. Bourbon ist von Klippen umge-
t blos zwei, eben auch nicht gute Ankerplätze, was der
icht wenig hinderlich ist. Bourbon und Isle de France
von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. 1634 stif-
zösisch ostindische Handelscompagnie hier eine Factorei.
sich franz. Seeräuber von Madagascar aus hier nieder,
i sich dem Ackerbau zu widmen. 1774 nahm die franz.
rmlichen Besitz von der Insel. Während der Revolution
Reunion, dann 1809 Buonaparte genannt, bis sie 1814
Namen wieder erhielt. — Im J. 1811 bestand das Mi-
9 Mann, nämlich 576 Linientruppen, 417 Creolenschüt-
gergarden und 2300 Milizen.
aloue (Louis), einer der berühmtesten Kanzelredner
geboren zu Bourges im J. 1632, war 16 Jahre alt,
Gesellschaft Jesu trat. Hier vollendete er seine Stu-
e Lehrer, die früh seine Talente erkannten, vertrauten
nach den Lehrstuhl der Humaniora, der Rhetorik, der
nd der theologischen Moral. Nach diesen verschiedenen
g er die Kanzel, auf der er um so mehr glänzte, als er,
genſatze der geschmacklosen und weitschweifigen Prediger
nit kraftvoller und echt religiöser Beredsamkeit die Leiden-
wächen und Irrthümer der Menschen bekämpfte. Dies
as J. 1669, in der glänzendsten Zeit Ludwigs XIV. In
des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von
ines Turenne, von den Festen zu Versailles, von den
Corneille's und Racine's, von den Aufmunterungen aller
em Fluge sprechen hörte, den nach allen Seiten hin der
ist nahm, trat Bourdaloue mitten unter diesen Bezaube-
und weit entfernt, die Wirkungen derselben zu schwä-
en die Würde seines Worts und der Ernst seiner Bered-
ehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerst im Ad-
den Hof, und Bourdaloue fand so großen Beifall, daß
rschiedenenmalen an den Hof berufen wurde, da selten
ger dreimal berufen ward. Nach der Zurücknahme des
Nantes ward er nach Languedoc geschickt, um den Prote-
Wahrheiten des katholischen Glaubens anschaulich zu ma-
wußte bei diesem mißlichen Geschäfte die Würde seines
mit den heiligen Rechten der Menschheit vollkommen zu
In den letztern Jahren seines Lebens entsagte Bourda-
zel, und widmete seine Sorgfalt Hospitälern, Gefäng-
mmen Anstalten. Seine kraftvollen Reden und seine ge-
n verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte seinen Vor-
ungsvermögen derer jedesmal anzupassen, denen er Rath
theilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem
Dialektiker mit dem Geistlichen ging er siegreich aus allen
hervor, in welche ihn Nächstenliebe, heiliger Eifer und
seines Standes versetzten. Von allen gleich geliebt, übte
von Herrschaft über die Geister aus. Keine Rücksicht

konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit untreu mach[en.] Er starb mitten unter der Ausübung seiner Pflichten den 13. M[ai] 1704. Bourdaloue ist als der Reformator der Kanzel und der Gr[ün]der echter religiöser Beredsamkeit in Frankreich anzusehen. Auch i[m] Auslande sind seine Reden durch Übersetzungen bekannt geworden, u[nd] haben den verdienten Beifall gefunden.

Bourdeaux, s. **Bordeaux**.

Bourbonnaye (Bernard François Mahé de la), geb. 16[99] zu St. Malo, wurde frühzeitig für das Seewesen gebildet, und w[ußte] schon im 10. Jahre das Steuerruder zu führen. Bald zeichnete [er] sich so sehr aus, daß ihn der König zum Generalgouverneur [von] Isle de France und Bourbon ernannte. Beide Besitzungen wurde[n] unter seiner Verwaltung in den blühendsten Zustand versetzt. [In] dem Kriege von 1741, wo die Engländer in Indien herrschten, [und] eine englische Escadre auf der See kreuzte und viele Prisen macht[e,] faßte Bourbonnaye den kühnen Entschluß, eine kleine Flotte auszurü[s]ten und sich mit derselben den weitern Fortschritten jener Escadre [zu] widersetzen. Er lief deßhalb mit 9 Kriegsschiffen von Bourbon a[us,] griff die Escadre an, zerstreute sie, und unternahm die Belager[ung] von Madras. Der Platz capitulirte im September 1746 und die B[e]siegten zahlten ein Lösegeld von ungefähr 9 Millionen. Obgleich di[e] Regierung den gemessensten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung a[uf] dem festen Lande zu behaupten, und Bourbonnaye also, indem er die[s]ses Lösegeld annahm, nur jenem Befehle streng nachgekommen war, so ward er dennoch der Verrätherei angeklagt, und beschuldigt, sich vo[m] Feinde bestechen lassen und demselben ein zu geringes Lösegeld aufg[e]legt zu haben. So sprach die über seinen Reichthum erwachte Mi[ß]gunst. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François D[u]pleix, cassirte nämlich die Capitulation, bemächtigte sich der Schi[ffe] Bourbonnaye's und wollte diesen sogar selbst verhaften lassen. Ja, [er] erstattete im Namen des Directoriums der indischen Compagnie üb[er] dessen Benehmen einen so nachtheiligen Bericht nach Paris, da[ß] Bourbonnaye zum Lohne seiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Bastille gesetzt wurde. Nachdem der Prozeß desselben vie[r] Jahre gedauert hatte, ward endlich seine Unschuld anerkannt, un[d] mit der Freiheit erhielt Bourbonnaye auch zugleich seine Würde[n] wieder. Doch im J. 1754, eben als man auch seinem Todfeinde Du[p]pleix angefangen hatte, den Prozeß zu machen, tödteten ihn der Gra[m] und die Folgen der langen Gefangenschaft. S. Labourdonnaye's Le[]ben, von Hasse, in Niemeyers Biographen III.

Bourgogne (Louis, Duc de), geboren den 6. August 16[82] zu Versailles, war der Sohn des Dauphins, des Sohns Ludwi[gs] XIV. und der Prinzessin Anne von Baiern. Schon in seiner frü[]hesten Jugend, sagen gleichzeitige Schriftsteller, zeigte er sich vo[n] einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grau[]samen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigensinnig bis zum Übermaße, leidenschaftlich für alle Genüsse, zur Grausamkeit geneig[t] und verspottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfsinn die Lächerlichkeiten derjenigen, die in seiner Nähe waren, so wie sein[e] Antworten, selbst wenn er im Zorne war, stets mit Sicherheit da[s] rechte Ziel trafen. So gesinnt war schon vom 7. Jahre der Prin[z,] dessen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurd[e.] Diese Männer waren allerdings im Stande, gegen so große Ver[]wöhnungen anzukämpfen, so wie sie denn überhaupt alles anwand[ten]

möglich, so verderbliche Neigungen eines Prinzen, der
n bestimmt war, zum Guten zu führen. Ein Wunder
genannt zu werden (wie ein gleichzeitiger Schriftsteller
), daß durch die Bemühungen dieser Leute in sehr kur-
roße Fehler in vollkommen entgegengesetzte Tugenden ver-
den. Aus dieser Verwandlung ging nämlich ein liebens-
enschlich gesinnter, bescheidener Prinz hervor, der seinen
en oblag und sie alle treulich erfüllte. Im J. 1697 hei-
ie Prinzessin Adelaid von Savoyen, eine Dame, deren
ge und geistvolle Eigenschaften die Zierde des ganzen
achten und welche stets von ihrem Gemahle mit der innig-
keit geliebt wurde. Von nun an begann die militärische
es Prinzen. Im J. 1699 ließ Ludwig XIV. zur mili-
usbildung seines Enkels ein Lustlager bei Compiegne auf-
nd ertheilte demselben hernach 1702 den Befehl über die
landern, welchen er unter dem Beistande des Marschalls
ihrte, und wo er Gelegenheit fand, sich in einem Ga-
ht nahe bei Nimwegen durch Entschlossenheit und Muth
nem Vortheile auszuzeichnen. Hierauf erhielt er 1707
ando über die Armee an den Grenzen Italiens, über-
lbe aber nicht, weil der Marschall von Tessé den Feind
oungen hatte, sich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber
Prinz, und zwar unter den allerbedenklichsten Umständen,
efehlshaber der Armeen in Flandern ernannt und mit Ver-
fehlen, welche ihn vom Herzoge von Vandome abhängig
Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengestellt. Die
ndnisse, welche sich gleich anfangs zwischen dem Prinzen und
erhoben, zogen die traurigsten Folgen nach sich. Ganz
klagte ihn laut als den Urheber der Unglücksfälle an und
ben nicht blos seinem furchtsamen Charakter, sondern auch
re seiner zu weit getriebenen Religiosität Schuld. Nichts
iger schien es, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, sich
ff seiner Kriegsunternehmungen bei dem Könige zu rechtfer-
andome hingegen, der sich gegen den künftigen Thronfolger
seltenen Unbescheidenheit benommen hatte, fiel in Ungnade,
doch von der Gegenpartei, besonders von dem Vater des
, der seinem Sohne die bessere Erziehung nicht verzeihen
auf eine auffallende Weise begünstigt. Kurz darauf, J.
rde der Herzog von Bourgogne durch den Tod seines Va-
phin, und nun erst fing er an, nachdem er den Zwang,
hem er bis dahin gehalten, von sich abgeworfen hatte, die
samkeit des ganzen Hofes auf sich zu ziehen und sich der-
das Zutrauen des Königs zu erwerben, daß dieser, obgleich
fersüchtig auf sein Ansehen, ihn dennoch zum Reichsgehülfen
und allen seinen Ministern anbefahl, mit demselben zu ar-
Ganz Frankreich erwartete von den Tugenden und den vor-
en Anlagen des Prinzen eine langersehnte und dem Lande so
liche Ruhe, als dieser plötzlich am 18. Februar 1712 von
unerklärbaren und plötzlichen Krankheit hinweggerafft wurde,
n sechs Tage vorher seine Gemahlin und zwanzig Tage vorher
tester Sohn ein Opfer derselben Krankheit geworden war. In
r als einem Jahre hatte Frankreich vier Dauphins gesehen,
gar der jüngste Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der ein-
rbe des Throns, nachmals Ludwig XV., schwebte in der augen-

scheinlichsten Gefahr. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans, nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber dieser Unglücksfälle an, den jedoch Ludwig XIV. selbst davon freisprach.

Bourgogne, s. Burgund.

Bourgoin (Demoiselle Therese), gegenwärtig (1818) eine der ersten Schauspielerinnen beim Théatre Français in Paris, spielt die Prinzessinnen in der Tragödie und die jungen naiven Mädchen (les ingénuités) in der Komödie. Sie ist in Paris geboren und debutirte 1799 mit nicht sonderlichem Erfolg. Palissot glaubte sich jedoch für sie erklären zu müssen, lobte ihr Spiel in einem an sie gerichteten Briefe, und munterte sie auf, ihre rühmlich begonnene Laufbahn zu verfolgen. Die berühmte, damals 80jährige Schauspielerin Dumesnil übernahm nun ihre eigentliche Bildung, und 1801 debutirte sie zum zweitenmale in Paris. Sie gilt jetzt allgemein für eine treffliche Künstlerin. Pamela (von Frz. von Neufchateau), Melanie (von Laharpe) und Monime (im Mithridat) gehören zu ihren vorzüglichsten Rollen im Trauerspiele. Doch ist sie in diesem nicht so groß, wie im Lustspiele. Sie hat den Vorzug vor allen ihren Mitschauspielerinnen, die in beiden Gattungen auftreten, die Diction der Tragödie auf keine Weise in die Komödie überzutragen, sondern den leichten, freien und dabei doch gehaltenen Conversationston vollkommen inne zu haben. Wenn sie freilich die vollendete Kunstfertigkeit der Demoiselle Mars nicht erreicht, so gewinnt ihr Spiel dagegen durch eine hinlänglich von Studium und Kunst unterstützte Natürlichkeit und graziöse Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz. Sie spielt auch Männerrollen und ihr Triumph in dieser Art ist der Page in Figaro's Hochzeit. Sie war unter den Mitgliedern des Théatre Français, welche Napoleon ausgewählt hatte, den Erfurter Königs-Congreß zu unterhalten; ging auf Alexanders I. Wunsch 1809 nach Petersburg, gefiel dort besonders als Eugenia, declamirte mit Beifall 1809 in Königsberg vor der verstorbenen Königin Luise von Preußen, und kehrte dann nach Paris zurück, wo man fortfährt, ihrem Talent die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Bourgoing (Jean François Baron de), geb. zu Nevers um das J. 1735 und gest. den 20. Juli 1811 zu Carlsbad, kaiserl. königl. Gesandter am dresdner Hofe, war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter und allgemein wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner ausgebreiteten Kenntnisse geschätzter Gelehrter. — Nachdem er die militärische Laufbahn, die er in seinen frühern Jahren betreten, verlassen hatte, widmete er sich der Diplomatik und wurde zuerst als Legationssecretär unter Montmorins Gesandtschaft am Hofe zu Madrid angestellt. Hier lebte er neun Jahre und erwarb sich dadurch eine genaue Kenntniß von Spanien, wovon seine vortreffliche Reise in Spanien den redendsten Beweis giebt. Es sind davon drei französische Ausgaben und fast in allen europäischen Sprachen Übersetzungen erschienen. In der Folge wurde er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Minister zu den Fürsten und Ständen des niedersächsischen Kreises nach Hamburg geschickt, wo er den 1. April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Tractat mit Hamburg abschloß. Er erwarb sich in dieser Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 wurde er als französischer Gesandter an den spanischen Hof gesandt, hatte aber hier mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Erst als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Ministerium gefolgt war, wurde er in seiner Eigenschaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zw

chen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und ebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er sich den Wissenchaften und der Redaction eines Journals widmete. Endlich wurde r nach der Revolution des 9. Nov. 1799 (des 18. Brumairs) der iplomatischen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botschafter nach Kopenhagen geschickt, von wo er 1801 in derselben Eigenschaft nach Stockholm ging. Auch hier, so wie in Kopenhagen, rwarb er sich durch seine Tugenden und schätzbaren Kenntnisse allgeneine Achtung, und die Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunst berreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Bei den ersten Mißelligkeiten, welche 1804 zwischen Frankreich und Schweden eintraen, wurde er zurückberufen und lebte nun wieder einige Jahre den Bissenschaften in Paris, bis er zum Gesandten am dresdner Hofe ernannt wurde. Er erhielt vom Kaiser die Würde eines Reichsbarons. 804 war er schon zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt woren. Außer seiner vortrefflichen Beschreibung von Spanien, gab er uch die Reise des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von einer Kenntniß der deutschen Sprache zeugen seine Übersetzungen von Batsch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geschichte der Flibuier und mehreren andern Schriften.

Bourienne (Fauvelet de), Exgeheimschreiber und Schulgeährte Napoleons, Staatsrath ꝛc., ist den 9. Juli 1769 in Sens georen, mit Buonaparte in der Militärschule zu Brienne erzogen und ehr eng mit ihm verbunden gewesen. Zur Diplomatik bestimmt, beog er 1788 die leipziger Universität, wo er Sprachen und Staatsecht studirte, und hernach eine Reise nach Polen machte. 1792 ward r als Legationssecretär nach Stuttgart geschickt; ging dann wieder ach Leipzig, wurde dort als verdächtig verwiesen, und kam endlich ach Paris, wo der Eifer, den er für die Revolution zeigte, seine öschung von der Emigrantenliste bewirkte, in welche er bei seiner rsten Anwesenheit in Deutschland eingetragen worden war. Doch onnte er keine Stelle erhalten, bis endlich Buonaparte an die Regieung kam, der ihn sogleich zu seinem Geheimschreiber machte, und en er von nun an überall begleitete, nach Italien, Ägypten ꝛc. Er vard dann zum Staatsrath ernannt. Von 1801 bis 1805 aber war er n Ungnade wegen einiger Bankspeculationen, die seinem Gebieter mißelen. Dann ward er als französischer bevollmächtigter Minister beim iedersächsischen Kreis nach Hamburg geschickt. Dort gab es wieder Mißhelligkeiten wegen einer Finanzspeculation, worin der englische Handel mit verwickelt war; doch machte wohl seine Jugendfreundschaft nit Napoleon, daß Bourienne nicht in dem politischen Sturme unteringing, der den Marschall Brune und den Consul Lachevardière so ungerüm ergriff. Er blieb in Hamburg und sammelte sich ein ungeheues Vermögen. Ende 1813 kam er nach Paris und war Zeuge von Napoleons Sturz. Die provisorische Regierung ernannte ihn zum General-Postdirector; doch Ludwig XVIII. bestätigte ihn nicht, sonern machte ihn blos zum titularen Staatsrath. Erst fünf oder sechs Tage vor Napoleons Rückkehr übergab ihm der König das Porteeuille der Polizeipräfectur. Napoleon setzte ihn auf die Proscripionsliste und zog sein Vermögen ein. Er floh nach Belgien; der König bei seiner Zurückkunft entschädigte ihn, indem er ihn zum wirklichen Staatsrath und Geheimen-Rath machte. Auch ward er Präsident des Wahlcollegiums des Yonne-Departements, welches ihn darauf zum Deputirten bei der Kammer ernannte. Als Schriftsteller

ist er durch eine Übersetzung von Kotzebue's Menschenhaß und Re[illegible] bekannt; auch schrieb man ihm, aber mit Unrecht, die Histoire de Bo[illegible]naparte, par un homme, qui ne l'a pas quitté depuis quin[illegible] ans, zu.

Bourignon (Antoinette), wurde am 13. Januar 1616 zu [illegible] geboren, und kam dergestalt von der Natur verhäßlicht zur Welt, [illegible] ihre Familie Rath unter sich hielt, ob man das Kind, gleich [illegible] Ungeheuer, nicht ersticken solle. Auch war ihr sich frühzeitig sehr g[illegible]zend entwickelnder Verstand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihre[illegible] stalt in Vergessenheit zu bringen. Das Lesen mystischer Bücher [illegible] der Geschichte der ersten Christen erhitzte ihre Einbildungskraft [illegible] gestalt, daß sie Erscheinungen zu haben vorgab und sich berufen fühl[illegible] den reinen, einfachen Geist des Evangeliums wiederherzustellen. [illegible] ihrem zwanzigsten Jahre wollte man sie verheirathen; aber im A[illegible]genblicke, wo zu der Ceremonie selbst geschritten werden sollte, [illegible] floh sie in Mannskleidern. Durch die Vermittelung des Erzbisch[illegible] von Cambray kam sie in das Kloster des heiligen Simphorius, [illegible] sie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen für dieselben gew[illegible] und sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei sah. Eben w[illegible] sie mit ihren Proselytinnen entfliehen, als der Beichtvater des Klost[illegible] ihr Vorhaben entdeckte und die Bourignon aus der Stadt jagen [illegible] Nun durchstreifte sie das Land, und wurde, als ihr die beträcht[illegible] Erbschaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorsteherin des Hospi[illegible] Notre-Dame-des-sept-Plaies zu Lille ernannt. Hier hatte sie [illegible] Erscheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und böse Geister [illegible] erblicken. Dadurch gerieth ihr Kopf dergestalt in Verwirrung, daß [illegible] Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreiste sie Fla[illegible]dern, Brabant, Holland, und kam endlich nach Amsterdam, wo [illegible] damals viele Religionsneuerer aufhielten, und wo die Bourignon [illegible] halb anfangs einiges Aufsehen erregte. Ihr Haus diente allen Re[illegible]gionssecten zum Versammlungsorte, und es gab keine Thorheit, [illegible] nicht in demselben ausgeübt wurde. Als sie nun aber auch ihre re[illegible]giösen Träumereien in die Politik übertragen wollte, da stand sie [illegible] dem Puncte, arretirt zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holst[illegible] zu entfliehen. Diese herumirrende Lebensart mußte sie nothwendig [illegible]len Gefahren aussetzen, ob sie gleich behauptete, ein Gegenmittel g[illegible]gen jede Art von Beleidigung zu besitzen. Denn sie war nicht allei[illegible] an und für sich sehr keusch, sondern sie glaubte auch denjenigen Pe[illegible]sonen, die sich ihr näherten, die Keuschheit ebenfalls mitzutheile[illegible] Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren persönlich[illegible] Reizen gesagt haben, leicht zu glauben geneigt sein. Dennoch ist es [illegible]wiesen, daß sie zu verschiedenenmalen die heftigste Liebe eingeflößt ha[illegible] Schon im sechzigsten Jahre, hatte sie noch nichts an der Lebendigk[illegible] und Thätigkeit des Geistes verloren. Da die Verbreitung ihrer Leh[illegible] zu langsam von Statten ging, so ließ sie unter ihren Augen beina[illegible] alle ihre Werke in französischer, deutscher und flamändischer Sprac[illegible] drucken. Noch einmal sollte sie die Aufmerksamkeit der öffentlich[illegible] Gerichte auf sich ziehen; sie befand sich nämlich an der Spitze ein[illegible] zahlreichen Religionssecte, die sich jedoch streng verborgen hielt, [illegible] das Verbot an sie erging, von der Druckerei, die sie in ihrem Ha[illegible] hatte, Gebrauch zu machen. Da sie jedoch keinen Gehorsam leiste[illegible] schaffte man sie fort. Sie reiste ab, indem sie ihre Druckerei neb[illegible] ihren Papieren auf einem Wagen mit sich führte. Zu Straßbur[illegible] wäre sie bald als Zauberin vom Volke gesteinigt worden. Auch an[illegible]

Hamburg wurde sie fortgejagt, worauf sie sich nach Ostfriesland begab, wo sie der Baron von Lutzburg zur Vorsteherin eines Hospitals einsetzte. Aber auch von hier wurde sie ihres unruhigen Geistes wegen verwiesen, und starb endlich am 30. October 1680 auf ihrer Rückreise nach Holland zu Franecker. Was den eigentlichen Geist ihrer Lehre betraf, so behauptete sie, daß die wahre Kirche erloschen sei, daß Gott ihr aber befohlen habe, dieselbe wieder aufzurichten. Diese sonderbare Person war übrigens von lebhaftem, durchdringendem Geiste; ihr Styl besaß Leichtigkeit und hinreißende Beredsamkeit. Sie hat nahe an 22 dicke Bände eigener Werke hinterlassen.

Bourrit (Marc Theodore), der berühmte Alpenreisende und Ikcagraph, ist geboren zu Genf 1739. Lange Zeit war er Cantor an der Kathedrale in dieser Stadt und beschäftigte sich daneben stets mit dem Studium der Natur seines Vaterlandes, in welcher Hinsicht er mehrere Reisen in die Gebirge unternahm. Der berühmte Saussure lernte ihn kennen und vorzüglich schätzen. Beide bereis'ten nun zusammen die Alpen und den Montblanc, und Bourrit lieferte zu Saussure's Reiseberichten höchst interessante Zeichnungen. Von ihm selbst besitzen wir mehrere meistens sehr gründliche und stets belehrende Werke.

Boursault (Edme), geboren zu Muci-l'Eveque in Bourgogne im Jahre 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach Paris, ohne mehr als das Patois seiner Provinz zu verstehen. Hier lernte er französisch sprechen und schreiben, und brachte es in kurzem so weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufassen. Dieses Buch, betitelt la véritable Etude des Souverains, gefiel dem Könige dergestalt, daß er Boursault zum Unterlehrer seines Sohnes ernannte. Boursault schlug die Stelle aus, weil er kein Latein verstehe. Aus demselben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In seiner Jugend hatte er eine Zeitung in Versen unternommen, welche den König und den ganzen Hof sehr belustigte, und ihm eine Pension von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein lustiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Besten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne den Schutz des großen Condé würde Boursault selbst in die Bastille gesetzt worden sein. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verse auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen stand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere seiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Le Mercure galant, Esope à la ville und Esope à la cour. Seine beiden Tragödien Marie Stuart und Germanicus sind völlig vergessen. Boursault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abscheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait du peintre, und Molière züchtigte ihn dafür in seinem Impromtu des Versailles. Um sich an Boileau zu rächen, der ihn in seinen Satiren angebracht hatte, schrieb er ein Lustspiel unter dem Titel: Satyre des satyres, dessen Aufführung aber Boileau verhinderte. Boursault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau sich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Louisd'or anzunehmen. Dieser, von einer solchen Großmuth gerührt, schenkte ihm seine Freundschaft, und strich den Namen Boursault aus seinen Satiren weg. Boursault starb zu

Monluçon im Jahre 1701. Sein Theater enthält sechzehn Stücke; ferner hat man von ihm folgende Werke: Le prince de Condé; Le Marquis de Chavigny; Artémise et Poliante; Ne pas croire ce qu'on voit; Lettres à Babet und Lettres nouvelles, accompagnées de fables etc.

Boussole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuse, und der auf selbiger angebrachten Gradeintheilung. (S. Compaß.) Auch versteht man darunter einen ganzen, zu Winkelmessungen bestimmten Apparat, in welchem die Boussole einen Haupttheil ausmacht, und gemeiniglich mit einem Diopterlineale versehen ist.

Boxen ist eine eigene Art von Faustkämpfen, die zu den nationellen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören. Es giebt eigene **Boxer**, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Anderer ausfechten, theils sich unter einander in einem Kreise von Zuschauern bekämpfen. Die Boxkunst besteht in der Fertigkeit, sich selbst zu decken und dem Gegner Stöße, besonders auf den Unterleib, mit der Faust beizubringen. Sie hat gewisse Regeln und Observanzen, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht schlagen. Gewöhnlich sind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Derjenige, der zuerst den Wunsch erklärt, aufhören zu wollen, ist der überwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunstgeschichte Englands wegen des Einflusses, den seine großen Unternehmungen auf die Fortschritte der Künste in diesem Lande gehabt haben. Die wichtigste ist ohne Zweifel seine Gallerie Shakspeare's, für die er alle große Mahler und Kupferstecher seiner Zeit arbeiten ließ, und auf die er Millionen verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferstichen heraus, unter welchen sich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiserin Catharina an sich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von höchstem Interesse, welches unter dem Namen Liber veritatis bekannt ist, und aus einem Facsimile des köstlichen Bandes besteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken eine Zeichnung von allen seinen Gemählden niederlegte, und dessen Original der Herzog von Devonshire besitzt. Endlich führen wir noch an seine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6. Vol. (von denen die beiden ersten Bände trefflich sind). Boydell genoß der höchsten Achtung, und war Scheriff und Lord-Major. Er starb 1804.

Boyeldieu (Adrien), geboren zu Rouen den 16. Dec. 1775, ist ein Zögling von Broche, Organisten an der dortigen Domkirche. Gegen das Jahr 1795 kam er nach Paris, und machte sich bald durch sein Talent als Clavierspieler und Romanzencomponist bekannt. In letzterer Eigenschaft fand er außerordentlichen Beifall, und seine Romanzen, S'il est vrai que d'être deux, Le menestrel u. a., waren in Aller Munde. Er wurde beim Conservatorium als Professor des Pianoforte angestellt, und bildete hier treffliche Zöglinge und in großer Anzahl. Im Jahre 1803 ging er nach Petersburg, und fand beim Kaiser, der ihn zum Capellmeister am Hofe ernannte, die freundlichste Aufnahme. Er componirte hier für das Theater der Eremitage einige Opern, als les Voitures versées, la jeune femme colère u. s. w., die außerordentlichen Beifall fanden. Im Jahre 1811 kam er mit einem Urlaub nach Paris, konnte aber, durch die bald darauf eingetretenen kriegerischen Verhältnisse gehindert, nicht wieder nach Peters-

ückkehren. Er blieb nun in Paris, verheirathete sich mit der
Clothilde, und widmet seine Talente dem Theater Feydeau.
rzüglichsten Compositionen sind: la famille suisse; Zorai-
ulmar; Montbreuil et Verville; la dot de Suzette; les
espagnoles; Benjowsky; ma tante Aurore; le Calife de
Jean de Paris; le nouveau Seigneur de village; Télé-
. s. w. Boyeldieu glänzt vorzüglich in der Romanze, und ist
n Componisten, was Moncrif unter den Dichtern Frank-

yle (Robert), ein berühmter englischer Philosoph, geboren zu
in Irland im Jahre 1626. Er zeigte in seinen ersten Stu-
en sehr entschiedenen Geschmack für die Wissenschaften. Im
638 beschloß sein Vater, ihn, unter der Leitung eines verstän-
terrichteten Mannes, reisen zu lassen. Er ging durch Frank-
ch Genf, wo er seine Studien mehrere Jahre lang fortsetzte.
hre 1641 reis'te er nach Italien, wo er jedoch nicht lange
e. Als er sich 1642 in Marseille aufhielt, hörte er von dem
he der Rebellion in Irland. Er gerieth dadurch in Geldver-
ten, die ihm erst 1644 nach England zurückzukehren erlaubten.
hen hatte ihn der Tod seines Vaters in den Besitz eines be-
hen Vermögens gesetzt. Er zog sich auf ein Landgut in Stal-
zurück, wo er sich eifrigst mit den Wissenschaften, besonders
r Physik und Chemie, beschäftigte. Er war eines der ersten
der einer gelehrten Gesellschaft, welche sich 1645 bildete, und
unter dem Namen eines philosophischen Collegiums
rsammlungen hielt, nachher aber vor den bürgerlichen Unruhen
xford flüchtete, und nach der Wiederherstellung der Regierung
arl II. unter dem Namen der königlichen Gesellschaft
t wurde. Robert Boyle beschäftigte sich während seines Auf-
s zu Oxford mit der Vervollkommnung der von Otto von
erfundenen Luftpumpe, die er zu lehrreichen Versuchen über
t und andere Substanzen anwandte. Der Aristotelischen Phi-
kämpfte er entgegen, da er, wie Baco, den Weg der Erfah-
ir den einzig zuverlässigen hielt, um die Wahrheit zu finden.
Systemen feind, erhob er sich auch gegen die damals angenom-
ehre der Chemiker, welche das Salz, den Schwefel und Mer-
die Grundstoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch die
ng die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese. Er gab in der
nur rein mechanische Eigenschaften zu. Jedes Jahr seines
ward durch neue Versuche bezeichnet, welche dazu dienten,
ner zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen.
rdankt man die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der
den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme
vichts der Metallkalke. Im Allgemeinen ist er der erste Füh-
r, welche die chemischen Phänomene der Luft studirten, und
läufer eines Mayow, Hales, Cavendish und Priestley gewesen.
Boyle war eben so thätig für die Religion als für die Phi-
, und entwickelte dabei Geistesfähigkeiten, die selten in einem
ischen Vereine gefunden werden. In allen seinen philosophi-
rbeiten zeigte er einen geraden, methodischen, nur auf die
ng fußenden Geist. Dabei aber besaß er eine lebhafte, be-
, zu phantastischen Ideen hingezogene Phantasie, welche in
rühern Jugend durch die Lectüre des Amadis von Gallien auf
eise geweckt worden war, daß der Einfluß davon stets sichtbar

blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, [und] diese Stimmung ward durch mehrere Ereignisse noch vermehrt. [Be]sonders machte der Anblick der großen Karthause zu Grenoble, [die] Wildheit der Gegend, so wie das strenge einsiedlerische Leben [der] Geistlichen daselbst einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, [so] sagt er selbst, habe, seine tiefe Schwermuth benutzend, seine Seele [mit] Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptdogmen [der] Religion eingeflößt. Dieser Zustand war ihm so unerträglich, daß [er] sich versucht fühlte, durch einen freiwilligen Tod sich davon zu [be]freien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. [Indem] er sich im Glauben zu stärken suchte, fand er die bis auf ihn ersch[ie]nenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für seinen Geist nicht hinreichend. Um selbst die Werke im Originale kennen zu lernen, [wel]che die Grundlage derselben sind, unternahm er das Studium [der] orientalischen Sprachen, besonders des Hebräischen, und verband [sich] auf das innigste mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Tho[mas] Berlow u. s. w. Das Resultat dieser Studien war eine Über[zeugung], die sich theils in theologischen Schriften, theils in wohlthä[tigen] und großmüthigen Handlungen äußerte. Er stiftete öffentliche Lehrstunden, um neue Beweise für die Lehrsätze der christlichen Reli[gion] vorzutragen, und dieser Stiftung verdanken wir die schönen Reden Samuel Clarke's über das Dasein Gottes. Er beförderte [die] Missionsanstalten in Indien, und ließ die Bibel auf seine Kosten in[s] Irländische und Gallische übersetzen und drucken. Mit seinen religiösen Grundsätzen verband er die reinsten Sitten, eine seltene Bescheiden[heit], Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Er starb zu London 16[91], und ward in der Westminsterabtei beerdigt.

Verzeichniß

der

im ersten Bande enthaltenen Artikel.

Literarischer Bericht.

dem Verlage des Herausgebers vom Conversations-Lexikon ist erschienen die Deutsche Taschen-Encyklopädie*), 4 Bände mit 50 Kupfern. Eine umständlichere Anzeige von diesem Werke wird um so nöthiger seyn, als dasselbe häufig aus dem Umstande, daß es gerade bei dem Verleger des Conversations-Lexikons erschien, für einen Auszug aus diesem gehalten oder als ein Werk betrachtet wird, das wenigstens aus dem Conversations-Lexikon hervorgegangen. Diese irrige Meinung erheischt eine nähere Auseinandersetzung des Plans dieser Taschen-Encyklopädie und eine Angabe, worin sich solche von dem gedachten Lexikon unterscheidet. — Der Herausgeber der Taschen-Encyklopädie ist Herr F. C. A. Hasse, Professor an der Ritter-Akademie in Dresden, der sich dazu mit mehrern rühmlichst bekannten Gelehrten, als den Herren Heusinger, Förster, Lindau, Böttiger A. Wendt, Landsberg, Ficinus und mehrern Andern verbunden hatte. Die Redaction des Conversations-Lexikons übte nicht den geringsten Einfluß aus auf die Redaction der Taschen-Encyklopädie, und beide haben die verschiedensten Tendenzen, wie aus der folgenden Exposition des Herausgebers selbst am besten und deutlichsten wird abzunehmen sein.

„Alles Wissen und Thun ist Stückwerk, wenn es nicht innern Zusammenhang hat. Diesen giebt dem Wissen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, so wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieser zugleich aus jener Einheit des Wissens hervorgeht. Der Umschwung aller Thätigkeit des geistigen Menschen hat daher, so wie nur Eine Axe, die Natur, nothwendig auch nur einen Mittelpunct, die Wahrheit. Die beiden Pole der

*) Der vollständige Titel heißt: Deutsche Taschen-Encyklopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. 1816 — 1820. Mit dem Motto: Summa sequar fastigia rerum. Jeder Theil kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

geistigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und Gestaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mit[illegible]puncte entströmen, mit jedem Ringe der Are, zu einem großen S[illegible]nenringe, dem geistigen Leben der Menschheit. Allen Re[illegible]thum, den dieses Leben in sich hält, umschließt ein Doppelkr[illegible] Staat und Kirche."

„Der Verstand hat den Reichthum des geistigen Lebens zerglie[illegible] und geordnet. Gelehrsamkeit und Fleiß haben das Einzelne [illegible] bequem zusammengestellt, und für das Bedürfniß vielfach aufgespeich[illegible] zuerst in Deutschland; dann mit mehr Geschick, obwohl mit mind[illegible] Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bed[illegible]nisses in dem Lande, dessen Volk sich hierauf vorzüglich versteht, [illegible] England. Seit Kurzem haben die Deutschen, mit Franzosen [illegible] Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. Es beg[illegible] in diesem Jahre die große Ersch-Gruber'sche Encyklopädi[illegible] und so ward in demselben Jahre mit dem zehnten Bande geend[illegible] das encyklopädische Handwörterbuch für die gebildeten Stände, [illegible] mit seltenem Beifall aufgenommene, bis zur fünften Auflage, bin[illegible] kaum sieben Jahren, immer mehr in sich vollendete Conversatio[illegible] Lexikon. Allein außer den beiden verschiedenen Zwecken, die [illegible] größeren Werke — jenes als Gesammtmagazin der Gelehrsam[illegible] und Kunst an sich, dieses als ein vollständiger Inbegriff von alle[illegible] was die gesellige Bildung des neunzehnten Jahrhunderts ausmacht — sich vorgesetzt haben, giebt es noch einen dritten, der nicht mi[illegible] als Zeitbedürfniß schon längst in England gefühlt wurde, und der [illegible] selbst mehrere Taschen-Encyklopädien hervorgebracht hat."

„Man will vor allen Dingen wissen und behalten das Nothw[illegible]digste, das Wichtigste, mit einem Worte, das Wissenswürdig[illegible] Auch der Unterrichtete, der in seinem Fache unaufhörlich zulernt, [illegible] aus den übrigen erfahren, oder nicht vergessen, was um des Zusam[illegible]menhanges aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden m[illegible] und nie vergessen werden darf."

„Ein Alphabet des Wissens also, ein Register de[illegible] Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglassung d[illegible] Besondern, außer da, wo es dem Wissensnöthigen Gestalt, Leben un[illegible] Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpuncte der deutschen Liter[illegible]tur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weiter[illegible] Nachdenken wichtig ist, um das Ganze der Natur und des Leben[illegible] der Kunst und der Wissenschaft, des Glaubens und der Sitte, in se[illegible]nen Wurzeln zu erkennen, und in seiner Verzweigung zu überseh[illegible] eine solche Handbibliothek des Wissenswürdigsten für da[illegible] Bedürfniß Aller, die schnell die Hauptsachen finden und die Elemen[illegible] des Wissens festhalten wollen, insbesondere für solche, denen es [illegible] Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, ist gewiß ein ze[illegible]gemäßes Werk. Nie wurde so viel gelesen, als jetzt; aber nie wur[illegible] auch die Lust der Leser so überfüllt und ihr Blick so zerstreut, a[illegible] jetzt. Der Unkundige wird gedrückt von der Masse der Kenntniss[illegible] die von allen Seiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; od[illegible] er sinkt unter in der Fluth von Zeitschriften und Tageblättern, d[illegible] ihn und seine Zeit mit sich fortreißen, daß er selten morgen noch wei[illegible] was er heute Neues gelesen hat. Darum wird der Verständige [illegible] allem Lesen das Nöthige festhalten und das Wichtigste unter Haup[illegible]begriffe zusammenstellen wollen."

„Für diese Absicht ist die obengenannte Taschen-Encyklopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wissenschaftlichen Hausbedarf enthält sie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweisungen der besten und neuesten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer sollen wissenschaftliche Begriffe versinnlichen, oder merkwürdige Beispiele darstellen. Daher sind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydrostatik 1, der Elektricität 1, des Galvanismus 1, der Krystallisation 1, der Mythologie eine dreifache, der Mechanik 1, der Pneumatik 1, der Perspective 1, der Optik 2 Kupfertafeln bestimmt u. s. f. Die Artikel selbst enthalten in sachreicher Kürze, verständlich und hinreichend, das jeder Gebildete davon wissen muß. Die Thierkupfer, die technischen und andere Abbildungen machen die Beschreibungen denkwürdiger Gegenstände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechse, das Schnabelthier, die Dampfmaschine, der Aërostat, die fünf Individuen der fünf Menschenarten, die Fingalshöhle, der Riesenweg, die chinesische Mauer u. a. m."

„Die Vorrede zum ersten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Conversations-Lexikons ganz verschieden ist, so daß beide Werke unabhängig neben einander bestehen. Mehrere als Schriftsteller bekannte Männer haben sich, jeder für ein bestimmtes Fach, vereinigt, um dasselbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne ist ausgeschlossen, wozu vollständige Wörterbücher (geographisch-statistische, biographisch-historische, oder naturgeschichtliche u. a. m.) unentbehrlich sind; eben so das Positive, was nicht allgemein wissensnöthig ist. Dagegen sind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargestellt alle Kenntnisse, die sich auf das Wesen der Natur und der Kunst, der Kirche und des Staats, der Wissenschaft und der Sitte, oder auf das höhere Menschenleben beziehen. Denn bewegt sich dieses nicht auf jener sechsfach verschlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig ist jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgestattet, weil hier den Unkundigen sein Gedächtniß am meisten verläßt. Bei Hauptartikeln ist das alphabetische Zerreißen dessen, was zu einer klaren Übersicht des Wesentlichen nothwendig in einander greifen muß, sorgfältig vermieden. Außer den schon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieser Hinsicht die Artikel: Europa, Erde, Adel, Atmosphäre, Ehe, Farbe, Mittelalter, Reformation, die einzelnen Staaten, Deutschland, Ostindien, Rom, Vereinigte Staaten, Würtemberg u. s. w. Grundbegriffe sind, nach dem Maßstabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menschenkunde, vollständiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunst, Künstler, Gerechtigkeit, Geschmack, Gesetz, Gesellschaft, Humanität, Kirche, Kraft, Verträge u. a. m. Als Beispiele, wie einzelne Wissenschaften und Künste skizzirt sind, vergleiche man die Artikel: Ästhetik, Criminalrecht, Geschichte, Kirchengeschichte, Kritik (in der Philosophie), Philosophie, Politik, Prozeß, Rechtswissenschaft, Staatswirthschaft, Staatswissenschaft, Pfandrecht, Perspective, Infinitesimalrechnung, Ätz-, Bau-, Garten-, Kupferstecherkunst, Mahlerei, Musik und ähnliche. Man wird in mehrern neue Ansichten wahrnehmen,

z. B. in den Artikeln: Encyklopädie, Mathematik, Op
u. a. Dabei ist Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So e
hält der Artikel Classiker ein Verzeichniß der wichtigern griech
römischen, deutschen, dänischen, englischen, französischen, italien
spanischen und portugiesischen Nationalschriftsteller, nach den vor
lichsten neuern, auch fremden Ausgaben und Übersetzungen in la
scher, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Spra
auf 10 Seiten. Daß überhaupt die neueste Zeit und Literatur n
übersehen sind, wird man, außer in den wissenschaftlichen Artik
z. B. Föderativstaat, Declamation, Epos, Fabel, D
chiffrirkunst, Continentalsystem, Concurs, Forstv
messung, Metrik, Vulkan, Stände u. a., auch in den hi
rischen und geogr. statistischen Skizzen der merkwürdigeren Länder
Völker, Sprachen und Religionen bemerken."

„Der vierte und letzte Theil mit 12 Kupfern v. dieser Handbibliot
des Wissenswürdigsten enthält die Namen sämmtlicher Mitarbeite
und am Schlusse encyklopädische Tafeln, welche die Verke
tung der Artikel, und die Verzweigung des Stammbaums der Wiss
schaften und Künste genau nachweisen, wodurch Einheit in die alph
betische Trennung gebracht wird. Auch das Äußere dieses Tasche
Wörterbuchs ist seiner Bestimmung angemessen, so daß die Verla
handlung hoffen darf, Form und Inhalt werden dasselbe jedem Fre
wissenschaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibl
thek für den täglichen Gebrauch empfehlen."

Zu dem vorstehend Gesagten möchte noch die Eigenthümlich
der Taschen-Encyklopädie besonders und wiederholt herauszuh
sein, daß sie bei allen ihren Artikeln auf die neuesten Schriften h
weist, wo weitere Belehrung zu suchen ist, und daß sie eine Rei
von erläuternden Kupfern enthält, die mit großer Umsicht gew
und trefflich gestochen sind, welches beides das Conversations
Lexikon entbehrt. Die Taschen-Encyklopädie enthält u. a. e
Blatt zur Erläuterung des Artikels Mechanik; eine Doppel-Plat
über Menschen-Racen; eine dreifache Platte über Myth
logie; drei Platten zur Erläuterung des Artikels Optik; eine üb
Perspective; eine über Theebereitung, eine über Telegra
phie; eine über Pneumatik; die Abbildung des Riesenweg
die Ansicht von Rom u. s. f.

**Das ganze Werk ist brochirt für 8 Thaler in allen deutsch
Buchhandlungen zu erhalten.**

Leipzig im September 1820.

Buchhandlung Brockhaus.

n Jahre 1820 erschienen in der Verlagshandlung dieses Werks folgende neue Werke und Schriften, und sind solche in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten:

A. Zeitschriften.

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1820. (In 4 Stücken.) V—VIII der ganzen Folge. gr. 8. Der Jahrgang 8 Thlr. Ein einzelnes Stück 2 Thlr. 6 Gr. (C. A.)

Isis, oder encyklopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken. Mit Kupf. und Holzschn. Jahrg. 1820. gr. 4. 8 Thlr. (C. A.)

Lebens-Magnetismus (Jahrbücher für den), oder Neues Asklepieion. Von D. K. Chr. Wolfart. III. 1 und 2. oder Heft V und VI. Jedes mit einem Steindruckblatt. gr. 8. Das Heft 1 Thlr.

Literarisches Wochenblatt. (Von A. v. Kotzebue gegründet.) Band VI. oder zweite Hälfte des Jahrs 1820. 4. Preis des halben Jahrgangs 5 Thlr. (C. A.

Vom 1. Nov. an erhielt dasselbe mit modificirter Tendenz den Titel:

Literarisches Conversations-Blatt. Die Monate November und December, unter diesem Titel, kosten besonders 2 Thlr.

Medizinische Annalen (Allgemeine) auf das Jahr 1820. Als Einleitung zu kritischen Annalen der Medizin von 1821 an. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. V. 2. 3. 4. VI. 1. 2. oder Heft XVIII—XXII. gr. 8. Jedes Heft auf Druckp. 1 Thlr., Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., Velinp. 2 Thlr.

B. Kleine Schriften.

. Lebensumriß Friedrich Leopolds von Stolberg. gr. 8. 8 Gr.

. Verfassungs-Urkunde der jenaischen Burschenschaft. gr. 8. 8 Gr.

. Verwaltung, die, des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. 1ste und 2te Auflage. gr. 8. 18 Gr.

10. Vossische Schrift (über die): „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" 8. 14 Gr.

11. Wessenbergs (J. H. von) Angelegenheit: Beurtheilung sämmtlicher in derselben erschienenen Streitschriften. 8. 16 Gr.

C. Größere Schriften und Werke.

12. Benzenberg (D. J. F.), über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

13. Brittische Dichterproben N. II. (Die Belagerung von Korinth, die Finsterniß und drei hebräische Lieder von Lord Byron; und der natürliche Tod der Liebe von Georg Crabbe.) Mit gegenüber gedrucktem Original. (Herausgegeben vom geh. Leg. Rath Breuer.) 8. 1 Thlr. 12 Gr.

14. Calderon de la Barca (Schauspiele von Don Pedro). [illegible] setzt von E. F. G. O. von der Malsburg. 8ter [illegible] (1. Echo und Narcissus; 2. Der Gartenunhold.) 8. 2 [illegible]

15. Constitutionen (die) der europäischen Staaten, seit [illegible] letzten 25 Jahren. 3ter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

16. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche [illegible] Encyklopädie für die gebildeten Stände. Fünfte Ori[illegible] Ausgabe. In 10 Bänden. 9ter und 10ter Band. 8. [illegible] aller 10 Bände auf ord. Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr.; [illegible] Schreibp. 18 Thlr. 18 Gr.; in Med. Format auf weiß Dr[illegible] 22 Thlr.; auf superfeinem Berl. Papier 28 Thlr.; auf [illegible] lisch Velinp. 45 Thlr.

17. Dasselbe; ein Nachschuß (neuer unveränderter Abdruck) [illegible] ser 5ten Auflage. 10 Bände. Preise wie oben.

18. — — Supplemente zu demselben, für die Besitzer [illegible] 1., 2., 3. und 4. Auflage, enthaltend die wichtigsten [illegible] Artikel und Verbesserungen der 5. Auflage. In 4 Abthe[illegible] gen oder 2 Bänden. 8. Druckp. (alle 4 Abtheilun[illegible] 2 Thlr. 16 Gr., Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr.

19. Dante Alighieri, die göttliche Komödie, über[illegible] von Kannegiesser. 3r Th.: Das Paradies. g[illegible] 1 Thlr. 16 Gr.

20. Denkwürdigkeiten, historische, und Actenstücke [illegible] die Geschichte der Königin Caroline von England. 1s [illegible] 3s und 4s Heft. gr. 8. 1s Heft (Denkwürdigkeiten Per[illegible] mi's) 12 Gr. 2s, 3s und 4s Heft (Geschichte des [illegible] ses der Königin) jedes 18 Gr.

21. Ebert (Dr. F. A.), Allgemeines bibliograp[illegible] sches Lexikon. 2te Lieferung Bibl — Col. 3te [illegible] ferung Col — Fabr. 4te Lieferung Fabr — Hes. g[illegible] Preis jeder Lieferung von 12 Bogen 1 Thlr. 16 [illegible] auf fein Druckpap. und 2 Thlr. 6 Gr. auf Schreibp.

22. Encyklopädie (deutsche Taschen-) oder Handbibli[illegible] des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und K[illegible] Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphab. [illegible] nung. 4 Thle. mit 50 Kupfern. 4r und letzter Theil: [illegible] mit 12 Kupfern. 12. 2 Thlr. Alle 4 Theile 8 Thlr. (Hera[illegible] und Redact. des Werks: Prof. Hasse in Dresden.)

23. Förster (D. Friedr.), Der Feldmarschall Fürst Blücher [illegible] Wahlstatt und seine Umgebungen. Mit Kupfern. gr. Auf Druckp. 2 Thlr. 6 Gr.; auf fein Papier 3 Thlr.

24. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Erster [illegible] Tancred und Balduin III. gr. 8. 3 Thlr.

25. Grävell (D. M. C. F. W.), die Quellen des allgeme[illegible] deutschen Staatsrechts seit 1813 bis 1820. 1ster Theil. [illegible] bis 1817. gr. 8. 2 Thlr.

26. Hase (D. Heinrich, Inspector des königl. sächs. Ant[illegible] und Münzcabinets), Nachweisungen für Reisende in [illegible] in Bezug auf Örtlichkeit, Alterthümer, Kunst und [illegible] schaft. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

27. Haupt (Joach. Leop.), Landsmannschaften und Burschensch[illegible] oder über die geselligen Verhältnisse der Studirenden rc. [illegible] Urkunden. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Körte (D. W.), das Leben L. N. M. Carnots. Mit einem Anhang, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnots 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Köthe (D. und Superintendent F. A.), Für häusliche Erbauung. Erster Band. gr. 8. Drei Ausgaben, à 2 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. 16 Gr. und 3 Thlr.

Krug (Prof. W. T.), Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Mosch (D. C. F.), die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. 2 Theile. Mit 50 Kupfern und 1 Karte. (Für 1820 berichtigte Ausgabe.) 8. 5 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe, ohne Kupfer. 2 Theile. 8. 3 Thlr.

Oehlenschläger. Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Zweite sehr verb. Aufl. 2 Theile mit 2 Kupfern. 8. 4 Thlr.

— — Der Hirtenknabe. Dramatische Idylle. 8. 20 Gr.

de Pradt, die neueste Revolution in Spanien und ihre Folgen. Aus dem Franz. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Raumer (Friedrich von), Vorlesungen über die alte Geschichte. In 2 Bänden. gr. 8. Erster Band, 3 Thlr.

Repertorium, alphabetisches, über den Inhalt des Hermes 1819. Nebst alphab. Verzeichniß der beurth. Schriften. gr. 8. 1 Thlr.

Saalfeld (Prof. F.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution. In 4 Bänden. 3ten Bandes 2te Abtheil. Von 1807—1812. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Druckp., und 4 Thlr. 12 Gr. Schreibp. Preis der 3 ersten Bände zusammen 12 Thlr. 8 Gr.

Sakontala oder der verhängnißvolle Ring. Indisches Drama des Kalidas. Metrisch für die Bühne bearbeitet von W. Gerhard. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schmelzing (D. J.), Staatsrecht des Königreichs Baiern. In 2 Theilen. 1ster Theil: Staatsverfassungsrecht. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. Zweiter und dritter Theil. 8. 3 Thlr.

Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligsten. Zweiter Theil. gr. 8. 4 Thlr.

Theater (classisches) der Franzosen. No. II. Semiramis von Voltaire, übersetzt von Peucer. Mit gegenüber gedrucktem Original. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. Neue Folge, dritter Jahrgang. Mit sieben Kupfern: Göthe's Bildniß gest. von Coupé, und sechs Darstellungen zu Shakspeare's Sturm, Kaufmann von Venedig und König Lear gest. von Delvaux, Coupé, Leclerc und Carbon in Paris. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Vaux, Hardy, eines zweimal nach Botany-Bay Verbannten Denkwürdigkeiten. Zwei Theile. A. d. Englischen. 8. 3 Thlr.

Volkssagen und Mährchen der Deutschen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Winckell (Georg Fr. Diet. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearb. Aufl. In 3 Theilen. gr. 8. Zweiter Theil. 3 Thlr. 8 Gr.

48. Calderon (Don Pedro de la Barca) las Comedias dadas a luz por J. J. Keil. Tomo I. in 8. weiß Dru 3 Thlr., Schreibp. 3 Thlr. 16 Gr. Enthält: La vida sueño. Casa con dos puertas mala es de guardar. Purgatorio de San Patricio. La gran Cenobia. devocion de la Cruz. La puente de Mantible. Sa del mal y del bien. Lances de amor y fortuna. Dama Duende. Peor está que estaba.

— — Tomo II. Preis wie oben. Enthält: El principe co stante. El mayor encanto amor. El galan fanta Judas Macabeo. El médico de su honra. Argenis Poliarco. La virgen del sagrario. El mayor mo struo los zelos. Hombre pobre todo es trazas. A s creto agravio secreta venganza. El sitio de Bredá. (Die Stücke sind sämmtlich auch einzeln à 16 Gr. zu halten.)

49. Carnot (L. N. M.), Don Quichotte. Poëme héroi-co miquo en 6 chants. (Original-Ausgabe.) 12. 1 Thlr.

50. Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir l'histoire de Napoléon en 1815. 2 vols. gr. in 4 Thlr. (C. A.)

51. Mémoires et documens historiques sur la vie et le pro de la reine Caroline d'Angleterre. 1r, 2d, 3me, 4 Cahier. gr. in 8. (1r Cahier: Mémoires de Pérga 16 Gr. 2d, 3me et 4me Cahier: Histoire du procès la reine, à 18 Gr.) C. A.

52. de Pradt, Congrès de Carlsbad. 2 parties. gr. in 2 Thlr. (C. A.)

53. — — — de la révolution actuelle de l'Espagne et de se suites. gr. in 8. 1 Thlr. 8 Gr. (C. A.)

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit sei dem Anfange der französischen Revolution Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen In 4 Bdn. oder 8 Abth. Ersten Bandes erste Abthei lung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jah hunderte bis zum Jahre 1789). Ersten Bandes zwei Abtheilung: Von dem Anfange der französi schen Revolution bis zur Gründung der fran zösischen Republik. (Von 1789—1792). Zwei ten Bandes erste Abth.: Von der Gründung de franz. Republik bis zu dem Frieden von Cam po Formio. (Von 1792—1797). Zweiten Ban des zweite Abth.: Von dem Frieden von Camp Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lü

neville und Amiens. (Von 1797—1801). Dritten Bandes erste Abth.: Von den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens bis zu dem Frieden von Tilsit (Von 1801—1807). Dritten Bandes zweite Abth.: Von dem Frieden von Tilsit bis zu dem Ausbruche des russischen Krieges und dem Frieden von Bucharest (Von 1807—1812). Preis dieser sechs Abtheilungen 12 Thlr. 8 Gr. und auf Schreibpapier 16 Thlr. 1816—1820. (Die beiden letzten Abtheilungen, welche diese Geschichte bis zur Revolution von Neapel fortführen werden, erscheinen im Jahre 1821.)

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, entstellt von Parteiwuth, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Von diesem Werke, welches das große Ziel erstrebt, ein Spiegel unserer Zeit und des Staatenschicksals der letzten 25 Jahre zu sein, sind jetzt die drei ersten Bände in sechs Abtheilungen erschienen. Die erste enthält die Geschichte von zehn Menschenaltern, welche dem unsrigen vorausgingen; die zweite den Anfang unserer bürgerlichen Verwilderung, wie sie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern einriß, seit Friedrich II., Kaunitz Washington und der große Chatam nicht mehr die Bande der Ordnung und Freiheit zusammenhielten. Da wir am Scheidepuncte zwischen der alten zertrümmerten und der neu sich gestaltenden Ordnung der politischen Welt stehen; da jetzt das Schicksal unserer Enkel begründet und entschieden wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welttheilen durch eine mittelst liberaler Ideen fortschreitende Cultur behaupten, oder ob es, in spanisch=jesuitischen und aristokratisch=willkürlichen Formenzwang zurückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geistig=freien und menschlich=edeln Entwickelung vor unsern Augen aufgeht, wie einst der in Verfinsterung und Despotismus erstorbene Orient gegen das zum freien Leben erwachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten soll; da wir an diesem großen Wendepuncte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zweifelhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit stehen: da ist es für jeden Gebildeten ein hochwichtiges Geschäft, die Geschichte seiner Zeit als ein Ganzes ernst und fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was sie eigentlich als Richtschnur unsers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt. Dem Verfasser haben drei würdige Lehrer der Geschichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow, die Bahn geebnet, in welcher er männlich frei, ernst, wahr, und das Ideal der Geschichte tief in der Brust bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unsers Lebens durchwandert, um ihn darzustellen, wie er war, wie er vor dem Geiste edler Zeitgenossen vorüberschritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt erscheinen wird.

Es ist eine inhaltschwere Rechenschaft, welche nicht er, sondern die Göttin der Geschichte selbst vor dem Genius von Europa ... Der erste Schritt ist gethan, und wir glauben, seiner würdig und der Aufgabe entsprechend. Die zweite Abtheilung ... enthält nämlich den Anfang des blutigen Schauspiels aller politischen Verwirrung, wie sie eines Theils aus wilder ... eines verdorbenen Volks, andern Theils aus starrem ... blinden Gewalt an ungerechten Mißbräuchen hervorgegangen ... den Stolz des Despotismus zu beugen, und den frevelnden ... der Völker zu züchtigen, damit die große Wahrheit durch ... hunderte hindurch den kommenden Geschlechtern entgegen... nirgends Weisheit und Glück zu finden sei, als in dem ... eine des Glaubens an Gott und die Tugend mit dem redlichen ... für das Wahre und Rechte. Wie dies alles gekommen, und ... kommen mußte, hat der Verf. in der Sprache seines ... wegten Gemüths, den reinen Blick auf die Höhen der Mensch... richtet, klar und gedrungen aus den Jahrbüchern unserer Zeit ... gehoben, und in Thatsachen, die zu einem lebendigen Ganzen ... stalten, und den ganzen Schauplatz des europäischen Menschen ... in der alten, wie in der neuen Welt erfüllen, mit der Kunst ... Geschichtschreiber der Mit- und Nachwelt zur Prüfung hingestellt.